Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Sechsundsechzigster Band.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1909.

Go gle

Rec'd Mar
Acc. acc.
1-23-31
3211

Inhalt.

1905 s. Oesterreich.
Aktionäre s. Paragraph 252.
Alberti, Justizminister 293
An das Leben 446
Antwort 225
Aphorismen 218
Banken, Die 467
s. a. 1908.
Birken, die beiden s. Brief 76.
Bischof Teutsch 482
Brief, ein 76
Carnegie s. Eisenzölle.
Chinesische Gemälde 188
Chronika 201
Coquelin s. Chronika.
Detmburg s. Otavi & Co.
Diamantenfieber 79
Disputation 353
Duplik 392
Eberbach 503
Eduard VII 227
s. a. Liquidation.
s. a. Praeludium.
Einsiedelei, in der 195
Eisenzölle 161
England s. Chronika.
s. a. Praeludium.
s. a. Landung.
Entente 430
Erdbeben 41
Ethik s. Godwins.
Fasten 311
Finanzreform s. Fasten.
Frauenausstellungen 196
Frauenbildung 433
Geld und Kapital 389
s. a. 1908.
Gedicht, Deutsches Neujahr s. Chronika.
Gemälde s. Chinesische.
Gerichtsurtheile s. Sozialjustiz.
Gespräch, ein s. Lehre von den Geistigen.
Godwins Ethik 381
Goldinseln, von den 176
Goethe s. Minister.
Griselda 471
Hadji, der 61
Herd, vom ewigen 17
Hinzpeter 263
Hungrige Augen 254
Industrie und Kapital 222
s. a. 1908.
Jungfernopfer 167
Kapital s. Geld.
s. a. Industrie.
Kaspar Hauser 56
Kohler, Joseph s. Meine Jugend.
Kolonialwerthe s. Otavi & Co.
Konsum und Kapital 447
Kriegsartikel, der 83
Kugler, Franz s. Herd.
Lachen 454
Laforgue 424
Lagarde als Lyriker 499
Landung, die, in England 491

Google

Laster, ein deutsches 368
Lehre, die, von den Geistigen und vom Volk 98
Lehrer s. Weshalb.
Lehrzeit s. Pariser.
Liquidation 269
Lowositz, die Familie 328
Marées in Berlin 323
Marokko s. Fasten.
s. a. Liqidation.
Meine Jugend 463
Messina s. Erdbeben.
Minister Goethe 152
Mittag 372
Monarchengeburtstag 165
Moritz und Rina 1
Müller-Raboth 186
Musikalische Kultur 180
1908 33
Oesterreich, für? 393
s. a. Fasten.
1909 s. Oesterreich.
Otavi & Co. 289
Päpstin Johanna 141
Paragraph 252 349
Pariser Lehrzeit 25
Polyandrie 69
Praeludium 125
Prinz, der 149
Prinzessin 258
Radolin, Fürst s. Fasten.
Retter, der 116
Rockefeller s. Disputation.
Roosevelt s. Entente.
Russische Wirthschaft 197
Schlieffen, Graf v. s. Kriegsartikel.
Schule, die s. Retter.
Schülerselbstmorde s. Retter.
Schutzengel, der, des Königs 344
Schutzwall, der 418
Selbstanzeigen 113, 300, 386.
Skizzen 489
Sohn, der, einer Magd 107
Sophistenthum 278
Sozialjustiz 251
Staatsnothwendigkeiten 212
Stahlwerkverband s. Otavi & Co.
s. a. Eisenzölle.
s. a. Antwort.
Steuern, neue s. Staatsnothwendigkeiten.
Stendhal 333
Stoecker 306
Strindberg s. Sohn einer Magd.
Temperament, das, in der Politik . 23
Tolstoi s. Disputation.
Van de Velde s. Weimar.
Variété 259
Vorurtheillosen, die 235
Wagner, Adolf s. Laster.
Wahlspruch der Beaumanoirs, der . 22
Weg, der, ins Freie 417
Weimar 413
Weshalb ein Lehrer sein Amt verliert 405
Wildenbruch s. Chronika.

Go gle

Die Zukunft.

Berlin, den 2. Januar 1909

Moritz und Rina.

Kressin, Unschuldige Kindlein 1908.

Weiser aus Abendland!

Trotz dem Kalenderdatum (und trotzdem es wieder Vortheil zu verheißen scheint) noch nicht katholisch; auch keinen Appetit drauf. Stimmung aber beinahe herodisch. „Da er nun sahe, daß er von den Weisen betrogen war, ward er sehr zornig und schickte aus und ließ alle Kinder zu Bethlehem töten und an den ganzen Grenzen, die da zweijährig und drunter waren, nach der Zeit, die er mit Fleiß von den Weisen erlernet hatte.“ Nicht gerade blutgierig und seit Babys erstem (und, helas, einzigem) Besuch noch heißer fürs Kindliche passionirt. Anständiger Zorn eines Christenmenschen aber begreiflich. Denn von dem Weisesten (dixons:) getäuscht. Ende November wurde mir „Promemoria“ versprochen; „dick wie Adolfens Ladewigportemonnaie nach der Quartalszinsenpost“. Ueber die sogenannte Situation, von der unter Geschwistern doch wohl mehr zu erzählen, als in der Zeitung steht. Fest versprochen. Halten: ein anderes Kapitel. Keine Sterbenssilbe. Vier Wochen lang in der Hoffnung (spare das Grinsen, Hartgesottener!); die dann unter der Eiskruste starb. Hatte die Weihnachtkiste nie mit so fiebriger Ungeduld aufgemacht, Papierschnitzel und Holzwatte nie so hastig durchwühlt. Nichts. Das heißt: an Geschenklichem so viel, daß ich nicht weiß, wo mit dem Dank anfangen, wo aufhören soll. Verwöhnst uns enorm. Unter dem Weltwunder von Hut gehts selbst mit dem verwitterten Antlitz noch halbwegs. Und Mieze schreibt heute auch, Euer Christkind sei noch großartiger staffirt als im letzten Jahr. Bleibst bis in die Puppen ein Verschwender für Andere. Von Herzen

Google

Dank Dir und der Deinen, die Alles so weislich ausgewählt hat. (Bis auf die latest novelty der „Behauptung“, die wohl selbst kürtest; Putzmacherinnen immer besonders oft auf dem Repertoire.) Wir, mit Puter, Selbstgebackenem und Kinkerlitzchen, dagegen ärmste Provinz. Dennoch: nichts. Das Glückwunschzettelchen zählt nicht. Brannte auf Aide-mémoire, von Dem aus Petersburg jetzt so viel die Rede. Mahlzeit. Bist, wie Joseph (nicht der potipharische natürlich; Neues Testament) in Egyptenland entwichen und fürchtest nun, Archelaus werde Herodem rächen? Oder rodelst etwa irgendwo auf die alten Tage? Schreiberhau oder gar Sankt Moritz? (Moritz und Sankt: Paprika und Himbeersauce.) Auch wenn nicht nur Geringschätzung Verwandter aus der Vierten Klasse, Grund genug, sich das Fest cklig zu verärgern.

Doch Persönliches sollte diesmal schweigen. Weihnacht nach alter Gewohnheit. Das hellste Licht am Baum der Blick des Jungen, den ich anderthalb Ewigkeiten nicht gesehen hatte. Mein Einziges, seit Marie zum zweiten Mal auf dem Familienweg, wie Deine Engländer prude sagen, und fürs Nächste deshalb unabkömmlich. Gut, sauber und zärtlich; in ganz Preußenland gibts keinen anständigeren Kerl. Aber sehr verändert. Mußt es, der ihn fast täglich unterm Auge hast, gemerkt haben. Viel ernster und schweigsamer. Die alte Fröhlichkeit ist fort. Auch die rechte Freude am Beruf. Leider? Früher hätte er Einem, der rieth, den bunten Rock auszuziehen, in die Zähne gelacht. Jetzt redet er selbst davon. Leise noch; aber hörbar. Mißstimmung gehe tiefer, als man draußen ahne. Trostlos, eine Maschine zu bedienen, die nach der technischen Verbesserung nie erprobt worden sei und für absehbare Zeit nicht auf ernsthafte Verwendung zu rechnen habe. Das Beste im Menschen gebunden. Politik verbotenes Land. Dazu, weil die Tage der Großen Bude bald vorbei, die Angst vor Frontdienst oder Adjutantur. Und so weiter. Drang ins Freie; wenns nicht anders geht, Afrika; für Diplomatie fehlen ja die Moneten. Zuerst ein Bischen erschreckt; roch dahinter schon was Eheständliches, das nicht recht geheuer. Aber er spricht so vernünftig, daß Durchgreifendes kaum zu erwidern ist. Ihn eines Tages in Civil sehen, würde mir immerhin schwer; muß es sein: lieber früh als zu spät. Nur kein verpfuschtes Leben. Noch steht ihm, mit seiner Conduite, die Welt offen. „Wenn ich wieder zur Truppe komme und mich beim Oberst nicht fleißig schustere, macht er mir einen Klecks herein und ich bin geliefert.“ Hat was für sich. Und Wille ist Himmelreich. Das predigt auch sein Vater. Der! Natürlich gegen das Militärische. „Nicht mehr zeitgemäß“. (Hast Du Worte?) Wenns so weiter laufe, über vierhundert Millionen jährlich für die Marine, komme das Landheer ins Hintertreffen.

Google

Hübsch abwarten, ehe man den Thee einschänkt. Quand même: gute Tage. Man hat doch wieder ein Kind. Etwas zu versorgen. Die Herrlichkeit von Aranjuez dauert leider nur bis Neujahr; dann muß er zurück. Quält sehr, wir sollen mit. Nicht den ganzen Winter in der Einsamkeit frieren. (Seit dem zweiten Christtag eine Hundekälte; wie seit 70 nicht, sagen die Leute und prophezeien, nun komme auch wieder Krieg. Uebertreiben. Aber der Nordost reißt Einem barbarisch die Haut auf und ist Unsereinem, mit Zipperlein, nicht hochwillkommen. Der Anblick freilich ein Labsal fürs Auge. Kein Fleck auf dem Leintuch. Zweige und Telegraphendraht wie aus Marzipan. Unter einem Himmel, der die Farbe von englischem Plattsilber hat, grüne Kiefernwipfel. Und auf dem Fensterbord röthliches Haidekraut. Drin noch der Weihnachtgeruch nach Wachs, Pfefferkuchen und Tannennadeln. Daß Dich nach Alledem nicht mehr sehnst, ist mir Räthsel. Euer elektrifizirter Baum ist höchst nobel, aber nicht bethlehemitisch.) Ein paar Wochen Berlin könnten nicht schaden. Sobald es finster wird, weiß man hier nicht, wohin mit sich; bitter, wenn die Sonne nach Acht auf- und vor Vier untergeht. Man könnte wieder mal Oper schwelgen. Kenne kaum noch eine singende Kreatur dort und lese stets nur anglo-amerikanische Namen; als seien die deutschen Stimmen ausgestorben. Die Genüsse im Hansaviertel, Unterhaltung, Futter etc. pp., sind noch stärkerer Magnet. Ob der Unergründliche aber in Bewegung zu bringen ist? Zu Tochter und Enkel allenfalls; schwer gen Berlin. Elegisch. Mit einem Stich ins Postillenbehagen. Jeder Zoll ein Landmann von altem Schrot. Will auf der ererbten Scholle sterben. Um die er sich, so lange das Tanzbein mobil war, doch nie recht gekümmert hat. Schwerenöther ist sentimental geworden.

Der Kleine hat manches Neue erzählt. Daß man eine Weile wirklich dachte, wegen der Balkangeschichte werde es losgehen. (Mir übrigens unklar, warum man von der österreichischen Sache, die doch nur Etiquetteänderung, so viel Aufhebens macht; auch, warum den frechen Serben nicht längst die Jacke vollgehauen.) Daß man heute aber glaube, im Frühjahr werde Alles ruhig bleiben. Rußland noch sehr schwach und in Furcht vor neuen Revolten, die sicher seien, wenn die Kerntruppe nicht mehr im Land. Nur Witte habe auf der Durchreise, ziemlich heftig, von Kriegsmöglichkeit gesprochen; dann würde Dynastie bedroht sein. Der hat ja jetzt aber nichts zu sagen. Nikolaus friedlich und wieder ohne Ahnung, was in seinem Reich geschieht. Iswolskij das aus den Weihnachtmarkttagen der Kindheit erinnerliche Teufelchen in der Flasche, das die Britenhand durch einen Druck auf den Gummipfropfen nach oben klettern läßt; doch nicht so gefährlich, wie es aussehen möchte. Das Türken-

Google

heer überschätzt und fürs Erste nicht kampfbereit. Besondere Aufmerksamkeit fordere Persien, wo sich was vorzubereiten scheine; der Schah solle in Rußland großen Grundbesitz erworben haben. Daß der französische Kriegsminister seine Artillerie für stärker als unsere halte, sei nicht zum Erschrecken; der Mann, einst als Dreyfusschützer in Deutschland gefeiert, wolle sich bei den Patrioten einvettern und verliere auf diesem Weg das Augenmaß und die in solchem Amt sonst übliche Vorsicht. Auch Lord Roberts wähle für seine Agitation kräftige Mittel, weil der Engländer sich zum Dienst im Heer schwer entschließe. Beides für die Militärvorlage sehr brauchbar. Hat Dir wohl nach dem Käse schon Alles hergebetet. Wiederhole dennoch, weil gewissenhaft bin; und, trotz bösem Beispiel, bleiben will. Von dem eigentlich Politischen erfährt er nicht viel. Stimmung unter Kameraden ungefähr so zwiespältig wie hier auf dem Land (wohin ja der Einfluß berliner Sippen und Magen reicht). Daß wir auf der Rutschbahn, die bis in den Oktober befahren wurde, rasch in den Abgrund gerathen wären, giebt jetzt Jeder zu. Jetzt; vor zwei Monaten riskirte man den Hals, wenn man nicht Alles wundervoll fand. Aber das ewige Gerede von Verfassung und Volksrecht, das Buckeln vor dem süßen Pöbel ängstigt selbst ganz Gescheite. Zu demokratisch; und erinnert zu sehr an 48. Straffe Zügelführung sei nöthig; sonst gehe der Rest von Autorität vor die Hunde. Von S. M. spricht die Sorte nicht gern. Drei Wochen lang fabelhaft ungenirt, selbst Beamte; mit brandrothen Köpfen. So toll, daß Dein ehrenwerther Herr Schwager ein Kindervergnügen darin fand, Oel auf die Wellen zugießen und, mit einer Kandidatenmiene, hinter deren Heuchelfalten er den Triumph schlecht verbarg, mildernde Umstände anzuführen. Kam aber übel an. Seit Dezemberanfang wird abzuwiegeln versucht. Sei gar nicht so schlimm gewesen, wie mans mache, und an dem wirklich Schlimmen dem Kanzler die Hauptschuld zuzuschieben. Jedenfalls nun genug. Unsere Pflicht, Denen unten ein gutes Beispiel zu geben. Ob die Monarchie denn zum Kinderspott werden solle. Kannst Dirs vorstellen. Hast die Melodie wohl aus dem Munde der Komponisten gehört.

Ich selbst? (Interessirt Euer Liebden zwar nicht; hätten sonst längst angeklopft.) Bin von Denen, die nicht wanken und weichen. Seit erstem November unverändert. Vor dem Jungen, versteht sich, so maßvoll wie irgend möglich (während der Soldatenpapa sich schon am ersten Abend die Frage, ob ers nicht immer gesagt habe, nicht verkneifen konnte. Père terrible). Im Innersten aber unversöhnt. Unversöhnlich; wenn das Gefühl Recht behält. Nicht so schlimm? Mir genügts. So ziemlich Alles in Frage gestellt und an allen Ecken Feuerschade. Burenkriegsplan, Rechnung auf Chinesen und Pan-

Google

kees: bei mir hats da laut geschnappt. Will die alte Wunde nicht aufreißen. Wir, die aus den Kinderschuhen sind, wissen, daß so was sich nicht in die Kleider setzt, die man abends auszieht. Furchtbare Zeit. Möchte sie nicht noch einmal durchleben; könnte auch nicht. Aber verloren darf sie nicht sein. Lieber gleich in den Wurstkessel. Fürs Geschimpf war ich nie; noch weniger für die Unsitte, nach außen Vasallentreue zu markiren und heimlich Kaiserwitze zu schlürfen. Wie schlechte Schüler: auf dem Tisch Katechismus, unten die Musketiere oder noch Lüderlicheres. Schon ein Segen, daß diese Würdelosigkeit überstanden ist und man wieder von der Leber weg redet. Je maintiendrai: meine Losung. Mußt mir bezeugen, daß mich höllisch lange gegen Eure koalirten Künste gesträubt und die schwarzweiße Stange gehalten habe. Wäre gegen Monarchie auch heute nicht aufzubringen. Satanas über Jeden, ders will. Wir (wenn Betonung der Gemeinschaft noch erlaubt ist) möchten doch gewiß kein Juwel aus der Krone nehmen; sie gerade blitzblank erhalten. Gerechtigkeit aber mein alter tic douloureux; kann deshalb nicht zugeben, daß Autoritätschädigung von unten kam. In Demokratie macht Vaters Kind nicht mal für Bratäpfel; hat aber auch nicht das Gefühl, daß die Reise dahin geht. S. M. soll nicht geschwächt werden; im Gegentheil: so stark wie der alte Herr, der nie an die Rampe kam. Ueber die potsdamer Stimmung nichts ganz Zuverlässiges hörbar. „L'empereur boude“ (sagen die Fremden): wohl sicher falsch. Natürliches Bedürfniß, das Beispiellose mit sich abzumachen. Können nur Leute ohne Gemüth nicht verstehen. (Seltsame Fügung übrigens, daß Lucanus und Hülsen-Häseler, in Olims Zeit mein Tänzer, der nie zu den Bauchkriechern gehörte, kurz vor dem Krach starben. Hatten genug erlebt; wußten aber selbst im Engsten zu schweigen. „Ick bin Jeheimes Kabinet“: höre den langen Dietrich noch. Hat den Anfang mitgemacht und sich nicht gefürchtet, offen zu sagen, wie die traurige Sache in den Offiziercorps gewirkt habe. Immerhin noch alter Stil.) So einsam wie im November ists ja nicht mehr. Aber nicht nach Berlin; weder 76 noch 77 in der Wilhelmstraße. Von Civilministern nur Rheinbaben mehrmals; merkwürdig. Ressortsachen, flüstern die eingeweiht Thuenden, die auf Urlaub in unserem Kreis; Sparsamkeit befohlen, Opernhausbau und Modernisirung von Babelsberg zweifelhaft, verringerter Hofgebrauch und fünf Schlösser zum Kauf ausgeboten. (Was mir, weil mit royalty schwer vereinbar, gegen den Strich; Stolzenfels übrigens, wenn nicht irre, Geschenk, also nicht nur wegen der Erinnerung an die Franzosengräuel und an Schinkel unverkäuflich.) Alles in Allem ziemlich befriedigend. Kein Ortswechsel, knappe Hofberichte, Einfachheit, an Festen nur das Altherge-

Google

brachte, sogar, wie hier erzählt wurde, Verzicht auf die gräßliche Kieler Woche; ungefähr wie in good old colonial time. Man möchte hoffen. Wie gern! In die alte Liebe zurückkehren und den Krittlern die Krallen zeigen. Hat nur immer noch die Empfindung, daß wir nicht am Ende sind. Etwas Unheimliches in der Luft. Beängstigend still. Wie vor einem Schneesturm.

Darüber müssen wir weg. Viribus unitis, wie Franz Joseph, der trotz Kremsier und Königgraetz geliebt wird, ja wohl vor sechzig Jahren schrieb. Nur jetzt nichts kleinlich Persönliches! Um das Ganze gehts: und da müssen alle Quiekflöten schweigen. Was mich in diesen bösen Wochen getröstet hat, war, daß so viel Nationalbewußtsein und Nationalstolz fühlbar. So viel guter Wille zum Vorwärtskommen. Das bleibt, weil im Leben Alles auf zwei Beinen geht, schließlich die Hauptsache. Bismarck hätte seine Freude dran gehabt; und royalistischer als Der braucht eine Frau vom Land nicht zu sein. Darum für die Abwiegelei und Schönpflasterei nicht einzufangen. Ueberlasse sie Denen, die was für sich wollen. Bülow nicht meine Nummer; jetzt aber mindestens so gut wie ein Neuer, der erst einzuheimsen hätte. Die gegen ihn anrennen, erst recht nicht von meiner Couleur. Schlesische Magnaten und Verbündete. Für Personalintriguen ist die Zeit doch zu ernst. Wir müssen wieder Luft kriegen („Kredit", sagt der mir Angetraute in seinem Börsenjargon) und, Alle zusammen, trachten, daß dem winter of our discontent in glorious summer folgt. Dann hilft der Herrgott weiter.

So. Willst Du nun: schön; willst nicht: muß es eben leiden und den gehörigen Vers drauf machen. Patzke wartet mit dem Schlitten. Der Junge soll abends tanzen und wir schlittern mit, um ihn nicht gar so lange zu entbehren und wieder mal acte de présence zu machen. Nichts Rauschendes, Theurer; orgiastisch höchstens durch die Fülle trinkbaren Stoffes. Prosit Neujahr Euch Beiden! Küsse Lotten unterm Mistelzweig, schlohweißer Jungtürke (ohne Harem?), und vergiß nicht, ihr die Karpfenschuppen ins Geldtäschchen zu schieben. Nach solcher Bescherung! In unerwiderter Treue grüßt

Rina.

Berlin, am Tag von Tauroggen.

Herrin und Schwesterchen!

Beides. Auch das Diminutive noch immer. Das Herrische aber stärker. Hast nicht nur die Adlernase mit York gemein: auch die Wuth auf die neumodischen Narrheiten der Reformer (unter denen kein Scharnhorst, ma mie).

Google

und den gestrengen Geist altpreußischer Manneszucht. „Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wiederzuerlangen. Erkämpfen, erwerben wollen wir unsere nationale Freiheit. Die Selbständigkeit als ein Geschenk annehmen, heißt, die Nation an den Schandpfahl der Erbärmlichkeit stellen. Unter göttlichem Beistand möge das Werk unserer Befreiung beginnen und sich vollenden.“ So schrieb der eiserne Mann vor sechsundneunzig Jahren, als er in der Mühle bei Tauroggen mit Clausewitz, Diebitsch und Friedrich Dohna verhandelt und, ohne königlichen Befehl, die Konvention unterzeichnet hatte, um den König und die Monarchie zu retten. Paßt, trotzdem tiefster Friede, beinahe wieder; hat wenigstens auf die Zeit gepaßt, in der rathlose Monarchisten ohne Monarchen sich geschäftig um die gute Sache bemühten. Preußen ist nun mal das Land der Wiederholungen. Wie schmeckt, zum Beispiel, Deiner verwöhnten Zunge das folgende Stückchen? „Ein Bündniß mit Preußen ist heute unmöglich. Seit dem Regirungwechsel ist die Herrschaft der großen Dinge für das Land vorbei, dem der König den Rang unter den Mächten erworben hatte. Im Kronrath Preußens präsidirt nicht mehr der Genius, sondern eine ängstliche, verschlagene, nach kleinem Vortheil gierige Politik. Das Reich möchte wachsen, aber nichts wagen; die Beute eines Sieges sammeln, ohne vorher gekämpft zu haben. Für irgendein Unternehmen von edler Größe wird Preußen in absehbarer Zeit nicht zu gewinnen sein. Da es die Gelegenheit, sich zur Größe zu erheben, nicht zu nützen verstanden hat, mag es also in seiner Enge bleiben, die Kleinmüthigen gebührende Strafe hinnehmen und von künftigem Glück erhoffen, was es seiner Voraussicht und seinem Muth danken und worauf es dann stolz sein konnte.“ Von vorgestern? Fehlschuß: aus einer Denkschrift, die Talleyrand im Oktober 1805 aus Straßburg an Napoleon schickte, um ihn zum Bündniß mit Oesterreich zu überreden. Während der Weihnachtmuße entdeckt; schon wegen des Streiflichtes, das auf die Orientfrage fällt, „aktuell“. Wer den Türken ein paar Provinzen nimmt, stärkt sie nur, sagt Pichons klügster Vorgänger und will den Oesterreichern deshalb Moldau, Walachei, Bessarabien und einen ordentlichen Happen von Bulgarien geben. Dann wird Habsburg der natürliche Feind Rußlands, das nach Centralasien vordrängen und dort mit den Engländern zusammenstoßen muß, und die Gefahr, die entstünde, wenn Britanien in Europa brauchbare Bundesgenossen fände, ist nicht mehr zu fürchten. Long ago. In gewissem Sinn aber auch wieder tröstlich. Preußen, sagt Talleyrand, gilt der Oeffentlichen Meinung als groß, weil es mit dem großen Mann verwechselt wird, der in ihm Großes wirkte; „ein zerstücktes, nach allen Seiten offenes Land mit fast

Google

überall unergiebigem Boden, nur zehn Millionen Menschen, wenig Industrie und Kapital ist in der Wirklichkeit aber nur die erste Macht zweiten Ranges". Das war einmal. Vor Jena; doch auch vor Belle Alliance und Sedan. Die Jahrhundertleistung kann sich sehen lassen. Mehr Menschen, mehr Industrie als Frankreich. Und wir müßten alles Mark aus den Knochen verloren haben, wenn wir uns jetzt nicht in kurzer Frist aus der Misere wieder hocharbeiteten.

Wenns nicht anders ist, wie anno York: ohne den König. Noch nicht zu fürchten. Daß die Nation aber auch dazu den festen Willen gezeigt hat, ist zunächst einmal schon als Gewinn zu buchen; wie jede starke und nachhaltige Regung des Nationalgefühls, das dem Deutschen, nach seiner Geschichte, nicht so im Blut liegt wie Anderen. Das Reich ist kein natürlich gewachsener Fels, der das Trampeln verträgt, sondern ein Mosaikgebild. Den zusammenhaltenden Reif liefert die Einigkeit der Dynastien mit ihrer nicht nur ornamentalen Spitze: dem Kaiserthum. Den Reif darf der Rost nicht fressen; sonst lockern sich nach und nach die Goldnägel, die das Kunstgefüge im Rahmen halten. Erste Vorbedingung der Reichsgesundheit also: zufriedene Bundesfürsten. Wie es da gehapert hat, ward zullenden Kindern gesungen. Ganz ohne Licht mag selbst der Bescheidenste nicht leben; gar nicht, wenn er von seinem Glanz abgegeben hat, um Einem in die Glorie zu helfen, der ihn nun in die Dunkelheit bringt. 's wird besser gehn, singt in Marschners Oper (Betz! Auch ein Unersetzter) der Mönch. Hoffen wir, lieber Leser. Die zweite Vorbedingung, die Einheit des nationalen Willens, scheint nicht mehr unerfüllbar. In den Parlamenten ragt ja kaum Etwas übers Mittelmaß hinaus und von dem heute nöthigsten Entschluß, auch unter fraktionellen Opfern eine feste Mehrheitbildung durchzusetzen und sich im Nothfall, um nicht einsam und schwach zu bleiben, einem pechschwarzen oder feuerrothen Gottseibeiuns zu verbünden, ist leider noch nicht viel zu spüren. Wenn Michel aber erst merkt, daß die Lebensfrage klipp und klar gestellt ist und entscheiden soll, ob er den Weg in die helle Zukunft seiner Kinder sichern oder vermauern lassen will, wird er alles Parteigerümpel über den Haufen werfen und sich neue Organe schaffen. Daß ihm das Reich ans Herz gewachsen ist, haben diese Wochen bewiesen. Jubilate! Bereit sein: ist immer noch Alles. Unthätiger Royalismus (Servilismus: wäre das besser treffende Wort) konnte und kann im Dunkel nichts erreichen. Und alle Tünche, die zwischen Maß und Memel aufzutreiben ist, nicht verbergen, daß die ernsthafte Gefahr uns von innen, nicht von außen, drohte.

Was ist denn draußen? Ensin seuls. Stimmt; und ist nicht gerade behaglich. Dem Bundesgenossen in Südwesteuropa weine ich keine Thräne nach;

Google

froh, daß die Zweideutigkeit ein Ende hat. In beiden islamischen Prozessen, Marokko und Balkan, hat Italien die Gegenpartei unterstützt. Daß es in der Dreibundschonung bleiben möchte, ist bei seinem Verhältniß zu Oesterreich erklärlich. Ihr verführt mir Keinen mehr, sagte die stattliche Jachmann zu Mariechen Stuart; können wir vor Tittonis Schwatzschweif sagen. Aus; wer die als Heldenthat bejubelte Rede des Herrn Fortis genossen hat, weiß, was die Glocke schlug. (Hindert uns natürlich nicht, die sizilische Katastrophe menschlich mitzufühlen.) Bleibt Oesterreich-Ungarn. Bleibt, wenn die Winterrazzia nicht etwa auf den alten Herrn gewirkt oder Aehrenthal weich gemacht hat. Von haltbarem Grund ging die Hetze nicht aus. In Reichstadt, in Budapest (Andrassy-Novikow), auf dem Berliner Kongreß und nachher noch in einem sekreten Sondervertrag haben die Russen den Oesterreichern das Recht zur Herrschaft über Bosnien und die Herzegowina eingeräumt. Mehr sogar; in dem von Andrassy und Gortschakow unterzeichneten Abkommen auch das Recht, den Sandschak Novibazar, wenn dessen Verwaltung durch die Türkei ihnen unbequem werde, „eben so wie die übrigen Theile Bosniens und der Herzegowina zu besetzen (occuper définitivement)." Sonnenklar also. Daß diese Abmachungen die Freiheit der russischen Diplomatie einschränken, hat Herr Iswolskij jetzt zugegeben. Ein Bischen spät. Aber der Mann, nur in puncto Eitelkeit (Hypothek auf die Ehre, sprach Bismarck) Gortschakows rechter Erbe, ist, seiter glaubt, in Buchlau über den Löffel barbirt worden zu sein, blind vor Wuth, wenn er den Namen Aehrenthal hört. Und hats, zweitens, nicht leicht, die britischen Kommanditäre und zugleich die Panslavisten zu befriedigen. Seine Wuth ist ungerecht. Denn dupirt wurde er nicht in Mähren, wo er die Absicht auf Annexion, nur ohne das nahe Datum, erfuhr, sondern in London, wo man ihm die Meerengen versprach. Nun aber fürs Erste nicht giebt: weil die indischen Unruhen (die viel ärger sind, als verrathen wird) dringend warnen, den Islam zu reizen. Ausreichenden Ersatz für Bosporus und Dardanellen könnte der auferstandene Rurik selbst den Russen nicht schaffen. Möglich, daß ihr Hunger einstweilen mit einer von Persiens Rippe geschnittenen Trostportion gestillt wird und England bei der Anleihe Hebammendienst leistet; die Papiere zwar nicht oder doch nur zum Ueberwintern aufnimmt, Frankreich und dessen Filialen aber das Geschäft erleichtert. Dann ist Iswolskijs Hand nicht ganz leer und er kann den Tadlern zuzwinkern: Geduldet Euch noch ein Weilchen, Ihr Slavenapostel; so lange wir keine Flotte haben, brennt die Meerengenfrage uns nicht auf den Pelz. Was nichts gegen die Thatsache beweist, daß er von den Engländern, auf deren Worte er in Kopenhagen schwören lernte, nach palmerstonischer Kunstregel, wie der naivste Barbar, niedlich lackirt worden ist.

Google

Merkt ers? Noch preist er mit vollen Backen die Britenfreundschaft (die Anleihe ist noch nicht heraus und Kokowzew hat auch mitzureden); spricht in der Duma aber schon ganz anders als in der Cirkularnote, die ein paar Tage vorher versandt worden war. Vor der Weihnacht in Erz; jetzt mit dem Oelzweig. Friedlich bis zu dem Eingeständniß, daß Rußland sich auf einen Krieg nicht einlassen darf. Den wüthenden Slaven wird nur Milans Balkanbundplan hingeworfen. Spielt nicht mit dem Feuer: so hieß ein Lustspiel, als es den Artikel noch gab. Wenn je ein Reich Grund hatte, die Empfehlung des Föderalismus zu scheuen, so ists Rußland, dem seit der Kinheit die Gefahr droht, in demokratisch-kommunistische Splitterstaaten zu zerfallen. Was sich auf dem Balkan bewährt hätte, würde bald am Kaukasus und in Großrußland probirt. Nett ist für Einen, der schon ein Streckchen mitläuft, die Vorstellung, das Zarenreich wolle im Ernst, durch solche Bündelei, die Türkei stärken; sich selbst also die Thür ins Mittelmeer sperren. Schäker! Rechter Hand, linker Hand: Alles vertauscht. Herr Burton, der, als Präsident des Balkankomitees, im Umherziehen das Gewerbe trieb, alle der Christenheit angethane Schmach an Mohammeds Söhnen zu rächen, wird in Konstantinopel als Hort des Osmanenreiches gefeiert und Herr Iswolskij begeistert sich für Sanirung und Machtzuwachs der Türkei. Der Mann ist aus Rand und Band, seit er sich eines Morgens berühmt fand. Irgendwas muß zwischen Note und Rede geschehen sein. Vielleicht hat der vernünftige und gewissenhafte Stolypin eingegriffen; nach langem Zögern jedenfalls, das dem auf Applaus arbeitenden Kollegen die Ausrede nehmen sollte: Du, Peter Arkadjewitsch, hast mir das feine Spiel verdorben. Vielleicht hat er selbst eingesehen, daß sein letzter Bluffversuch dem Streich eines Verzweifelnden ähnele, und deshalb mit der Rede die Note weggewischt. Denn daß Oesterreich unter dem langen Druck mürbe geworden sei, möchte Unsereins noch nicht für denkbar halten. An eifrigen Bemühungen hats freilich nicht gefehlt. Auf die Cirkularnote folgte (in der Neuen Freien Presse) ein Artikel des Sir Charles Dilke, der den wiener Herren einen fetten Köder hinhielt. Die türkischen Hafenarbeiter setzen den Fuß noch immer nicht auf ein Schiff des Oesterreicherlloyd und der Waarenboykott macht böses Blut. Aehrenthal, der den Sandschak zu früh aufgab und dessen Hand nicht mehr so sicher scheint wie im Frühjahr, hört schon viel Tadel und Spott und muß zugleich mit der sinkenden und mit der aufsteigenden Sonne rechnen. Wenn die Autonomie Bosniens morgen im anglo-russischen Sinn gedeutet würde, wäre der Bissen auch für uns hart. Und so gut wie sicher, daß Oesterreich abschwenkt. Das war der Hauptzweck der von drei Fronten aus versuchten Ein-

Google

schüchterung. Ein dichtes Slavenknäuel, das den deutschen Einfluß nach Südost nur noch sickern läßt, und Oesterreichs halb erzwungener, halb erschmeichelter Eintritt in Eduards Concern. Dann wäre vor Ultimo die Bilanz schön heraus. Noch ungewiß. Kommt die Konferenz überhaupt noch, dann wohl ohne Geräusch und Harm. Senf nach dem Braten. Die Verständigung scheint ja en marche. Und Iswolskij kann sich mit dem Vertrauensvotum der Duma, ehe die Balkanslaven den Wechsel präsentiren, in die geschützte Bucht einer Botschaft flüchten. Da er plötzlich wieder fast liebevoll von Deutschland redet, sucht er sein Altentheil wohl in Berlin, wo Osten-Sacken längst fällig ist.

In dem ganzen Handel war und ist unsere Pflicht klar. Wir hatten Oesterreich-Ungarn kräftige Unterstützung, für den Kriegsfall mit der Waffe, zu verbürgen und der Gefahr vorzubeugen, daß die natürliche Hinneigung unseres katholischen Südens zu Oesterreich der amtlichen Politik zu widersprechen scheine. Daran wird zu wenig gedacht. Die Schüler Jörgs, der 70 Hohenlohe stürzte und Bayerns bewaffnete Neutralität beantragte, 71 mit aller Wucht gegen den Anschluß an den Norddeutschen Bund sprach, sind noch mächtig und Habsburg und Wittelsbach durch Verwandtschaft und gemeinsame Antipathien einander nah. Schon deshalb ist jede Sache, die mit Oesterreich zusammenhängt, besonders subtil anzufassen. Die Wiener sind mit Bülow sehr zufrieden. Müssen heimlich also mehr gehört haben, als laut gesagt wurde.

Der Rest ist: England. Das alte Lied. Die persönlichen sind da von den sachlichen Schwierigkeiten zu scheiden. Machen wir uns doch nichts vor: die suprema lex (Adolf weiß Alles) Derer, die im Gotha vornan stehen, ist der dynastische Gedanke. Kommt bei den Meisten, wie Bismarck so oft seufzte, weit vor dem nationalen. Bertie (so hieß Albert-Eduard vor der Thronbesteigung ja in der Familie) hat sich tief ins Nationale gestürzt, weil der Ruf etwas defekt geworden war; ist aber nicht nur Koburger, sondern auch Gothaer erster Abtheilung geblieben. Wer mal hineingerochen hat, findet gar nichts so Auffälliges daran, daß Grandy und Bertie auch das Geheimste aus Berlin erfuhren; unter Vicky (Morier) wars nicht anders als in der Burenkriegszeit. Nicht nur die nah Verwandten halten zusammen; Alles, was „ebenbürtig" ist. (Taxis, Battenberg und Andere aus ähnlichem Stoff logiren schon eine Treppe niedriger.) Der alte Wilhelm war eins der seltenen Exemplare, die von den Flecken solchen Vorurtheils fast frei sind; war unter seinen Offizieren stets mehr zu Haus als unter fremden Kronenträgern. Onkel Bertie, mit all seinen starken Geschäftsqualitäten, darin ganz alte Schule; nur nicht fürs Pomphafte, das er Humbug nennt. Aber in Paris sänftlich: „Comment va ma vieille?" Und

Google

mit Ebenbürtigen: „Nichts Neues von der armen Alix Rußland?“ So leben sie. Daß jedes Gespräch, wenn made in Germany, statt in Familienplausch oder Herrenvertraulichkeit zu münden, auf Stelzen die Gemeinplätze ewiger Wahrheit umkreisen sollte, hat den King gelangweilt und verdrossen. Auch Anderes, versteht sich am Rande. Alles reparabel. Das Politische nur von der Wasserseite. Wer da nicht heran will, wer entschlossen ist, an den Wettlauf nach Dreadnoughts und Invincibles den letzten Athem zu setzen, muß auch bereit sein, übermorgen klar zum Gefecht zu machen. Kennst meine Ansicht. Wenn von Zweien Jeder in seinem Element stark ist, können sie sich ohne die allergeringste Demüthigung Eines verständigen. Syndikatspolitik; auch im Internationalen zeitgemäß. Nicht davon abzubringen, daß unsere Stellung durch Zahl und Art des Landheeres bedingt ist, das, um Englands kontinentale Bundesgenossen gehörig zu schrecken, in größtem Stil vermehrt und verbessert werden mag. Erster Grundsatz: Auf dem Wasser überholen wir Britanien nie; zweiter: Ohne Bundesgenossen, die sich uns zu Land wenigstens gewachsen glauben, fängt es nicht an. Hoffentlich nicht Prediger in der Wüste, bis es zu spät ist und das berüchtigte Konzert mit der Friedenshymne überrascht. Hätte der Ergebenste mitzureden, dann ginge morgen der beste verfügbare Mann über den Kanal und brächte die Sache in Ordnung. Mit stolzem Anstand und jenseits von aller Metternichtigkeit. Im Namen des Reiches, das weder Zeit noch Geld zu verzetteln hat. Fragt doch die Landsleute draußen, ob sie sich mit England verzanken, das Produkt ihrer Arbeit dem unbarmherzigsten Boykott aussetzen wollen. Die Behauptung, der Brite werde Krieg führen, um die Konkurrenz vom Hals zu bekommen, würden sie auslachen und auf den „Schutz über See“, von dem bisher mehr zu hören als zu sehen war, gern verzichten, wenn eine nach der Kaufmannsrechnung stimmende Politik gemacht würde. Warum geben denn so viele Deutsche ihr Volksthum auf? Warum höhnt der Chorus aus den englischen Kolonialblättern unter Leitung der Cape Times? Nicht, weil das deutsche Wesen verhaßt oder gar verachtet ist. Weil das System in seiner Blöße Aergerniß gab. Und weil freier Sinn nicht fassen kann, daß sechzig Millionen so lange stramm standen wie die zitternden Baschkiren vor ihrem General Kantschukow.

Das ist vorbei. Zweiter Gewinn; der noch größere. Wer sich das Ohr nicht verstopft, muß die geänderte Tonart merken. Nach langer Pause bequemt man sich wieder zu vorsichtiger Höflichkeit. Auch dem Knirps, der den Gortschakow mimen möchte, ist wohl von London gewinkt worden: Bitte, recht freundlich! Sie wissen eben, daß mit dem deutschen Volk zu thun, das nicht mit sich spaßen läßt und, wo die Ehre auf dem Spiel steht, auch im schlimmsten Sturm

Google

und ohne Gefährten sich seiner Haut wehrt. Diese Gewißheit mußte selbst der Zweifelsucht wieder eingehämmert werden. Und wenn weiter nichts erreicht wäre, hätte das letzte Quartal noch Bilanz und Dividende gerettet.

Laß Dir, Edle und Getreue, die Lust an diesem Erlebniß nicht verleiden; es auch nicht verkleinern. 48? Meinetwegen. Mir scheints eine viel ernsthaftere, zu längerer und nützlicherer Nachwirkung bestimmte Revolution; ohne das kosmopolitische Trara und die blutrünstigen Dummheiten von donnemals. National und vernünftig; mindestens so gut wie die Leistung der Jungtürken, denen selbst Udo Stolberg gratulirt hat. Müssen wir uns mit Geringerem begnügen? Blech Wo gehobelt wird, fallen Spähne, und wo neue Grenzen gefurcht werden, wirbelt Staub auf; unvermeidlich und ungefährlich. Die Abwiegler thun jetzt, als habe irgendein Hans Cade an Pöbels Spitze das Spektakel aufgeführt. Der Schwindel zieht aber nicht. Alle Bundesfürsten, alle Vertreter der Königreiche, Herzog- und Fürstenthümer, alle preußischen Staatsminister, selbst die konservativsten, waren einig: So gehts nicht weiter. Noch vor dem Zweitagewerk des Reichstages. War auch höchste Eisenbahnzeit. Wenn nach mir ginge, würde der siebenzehnte November Feiertag deutscher Nation; als Tag des Erinnerns an die Neuordnung des Verhältnisses zwischen Volk und Kaiser, die sich Beide mit achtbarem Anstand ins Nothwendige schickten. Die Maulwürfe, die jetzt ihre Häufchen machen, und die Wedler, die mit Schwanz und Pfoten um Gnaden bitten, werden ihre Rechnung nicht finden. „Danke; schon genug von der Sorte haben", sagte Friedrich Wilhelm der Dritte, der Mann ewiger Infinitive, als ihm die Polentreue angepriesen wurde. Gilt auch für die Wasserpolakei, aus der die Schalmei besonders lieblich tönt. Feine Sorte! Sub rosa (wo ihrer Zwei oder Drei zusammen sind) geben auch sie natürlich zu, daß die Operation nicht aufzuschieben war; haben Jahre lang, wie Gretchen vor der heißen Stunde in Mutters Haus, was sie geschwärzt hatten, noch nicht schwarz genug gefunden. Nun solls weiß sein; und wers glaubt, als echt Schwarzweißer selig werden. Doch das Volk geht nicht auf den Leim. Das hat (weiß Gott!) viele Jahre hindurch gezögert und sich im Verzeihen geübt. So geduldig, daß Bismarck fast die Hoffnung verlor. Die rauh aus dem Vertrauen Aufgeschreckten sind mit Sentimentalitäten nicht einzulullen.

Der arme Kaiser und der böse Kanzler: die dümmste Litanei. Kein Verständiger denkt daran, dem Kaiser eins der ihm von der Verfassung zugewiesenen Rechte zu kürzen; jeder freut sich, wenn er dem Großvater ähnlich wird, ein Kaiser, wie Völker und Fürsten ihn träumten, und nie wieder einen Schatten auf die Krone fallen läßt. Daß eine Lehre, die man sich selbst zugezogen

Google

hat, wie physischer Schmerz empfunden wird, wissen wir; habens am eigenen Leib erfahren und können es nicht ändern. Weniger dumm als niederträchtig ist das Gerede, die Gegner wilhelminischer Individualpolitik huldigten dem Kanzler als einem Triumphator. Zeigt uns doch Einen, ders that! Einen, der so unverschämt fälscht wie Ihr, die herumschwatzt, S. M. habe Unwürdigen (Bashford, Spender, Hale und dem Herrn von Highcliff?) vertraut und das ganze Unglück sei nur entstanden, weil das Auswärtige Amt die Vertrauensbeweisstücke ans Licht ließ. Erstens hat sichs nicht um Vertraulichkeiten, sondern um Interviews mit Zeitungmenschen gehandelt; zweitens hat nicht der Ausdruck so erschreckt wie der Gedanke, die Veröffentlichung nicht so wie die Behandlung wichtiger Staatsgeheimnisse; drittens wäre das Unglück viel größer geworden, wenn die Herren von Jenisch, Müller und Klehmet tapfer auf der Wacht gewesen und Dinge, die Deutschland erfahren mußte, nur Deutschlands Feinden bekannt geworden wären. Bülow triumphans? Keine Spur. Wer ihn, weil die Mitschuld nicht erwiesen werden konnte, in der Dailysache von der Anklage freispricht, huldigt ihm noch lange nicht. Wer seine Novemberallure leidlich nennt, flicht ihm noch keinen Siegerkranz. Und wer, wenn ringsum die Kanonen donnern, dem Feldherrn, den er nicht absetzen kann, nicht das Sekret alter Sünde unter die Nase reibt, zeigt sich nicht als Lobhudler, sondern als Einen, der sich zu disziplinirren vermag und Kanonenkugeln nicht für so schmackhaft und verdaulich wie Kartoffelklöße hält. Wobei noch zu erwähnen wäre, daß immerhin Zweifel an der Sachlichkeit und Selbstlosigkeit der Leute denkbar sind, die mit dem Herrn, dem Grafen, dem Fürsten von Bülow Jahre lang in Frieden und Freundschaft wandelten und handelten und die plötzlich nun entdeckt haben, er gehöre zu Karl Marias Baßscheusal in die Wolfsschlucht.

Fort muß er: mot d'ordre. Wenn nicht früher, vom Grab der Finanzreform, der deshalb sehr hoch Betitelte die Sense an den dürren Leib wünschen. Das wird ein heißes Streiten. Ohne ungehemmten Hochdruck nicht mal ein halber Sieg. Kaiserliche Botschaft nach bismärckischem Muster oder, scheint diese Form gerade heute nicht recht paßlich, wenigstens Mobilmachung sämmtlicher Bundesrathsgrößen für eine auch den süddeutschen Wünschen (Wasserkraft!) angenäherte Vorlage. Damit neben Sydows Durchschnittsgestalt nicht nur Einer, der verhaßte Blockmacher von 1906, der verhaßtere Necker von 1908, als Türkenkopf vor der Zielscheibe die Kugeln auf sich lenkt. Was gemacht werden kann, wird der pro domo sua (Deiner übersetzt mit berühmtem Takt) stets höchst Geschickte machen. Fehlt freilich die sichere Mehrheit; daß Oldenburg-Januschau und Stadtrath Wiemer, der ostpreußische Kanitz und

Google

der mitteldeutsche Mommsen nicht lange an dem selben Halfterband zu gängeln sein würden, sah ein beim Stimmzettelsammeln ergrauter Saaldiener voraus. Die persönliche Schwierigkeit wird jetzt durch die Sehnsucht der Wahlverwandten gesteigert, die in natürliche Beziehungen zurückverlangen. Merkwürdiger ist, daß der Knigge des Umganges mit Journalisten in seiner schweren Stunde nicht so gut von der Presse bedient wird, wie man erwarten durfte. Die müßte ganz anders für ihn ins Zeug gehen. Zeigen, daß stärker gesteuert werden muß, wenn die theuren Kähne nicht auf Sandbänke laufen sollen. Und dem schwarzen Haufen der Angreifer mit dem Ungestüm fröhlicher Offensive an den Kragen rücken. Dann wäre das Feld bald gemäht. Jetzt wehrt lahmer Stahl kaum das Aergste ab. Alles ohne rechten Schmiß. Als wäre den Pappenheimern der Frontangriff verboten und den Donnersmärckischen die Walstatt zu ungestörtem Treiben überlassen. „Man sagt, er wollte sterben."

Weil er aus der Gunst ist? Darüber weiß Niemand Genaues. Daß S. M. sich, nach so vielfachem Zureden, zurückhält, ist gewiß nicht zu tadeln. Auch anzunehmen, daß er einen kühlköpfigen Berather in der Nähe hat. Groll? Entfremdung vielleicht; die überwunden werden könnte. Wie Alles, was einmal kommen mußte. Wer durch die Welt getost ist, merkt eines Tages, daß der Geist sich auch ohne Ortsveränderung sattschmausen kann. Wer überlaut geredet hat, freut sich der Wahrnehmung, daß von hohem Sitz das leise, sparsam auf die Lippe gelassene Wort tiefer wirkt. Der durch Willfährigkeit Verwöhnte sieht ein, daß in einer Krisis Widerspruch Arzenei war, nicht Gift. Abwarten, Traute. Was durch die Schlüssellöcher dringt, braucht nicht immer wahr zu sein. Tout dépend de la manière dont on fait envisager les choses au roi: Das trifft noch den 1908 fabrizirten Nagel auf den Kopf. Giebts Leute, die dem König einblasen, er sei von seinem Minister aufs Glatteis gelockt und im Stich gelassen worden, und denen er glaubt, seine Lage müsse, so nur abermals ein mit dem Fluch beladener Sündenbock in die Wüste geschickt worden sei, bequemer werden: um so schlimmer für ihn. Dann wars ein Anfang, kein Ende. Dann kommt viel Traurigeres nach und die klügste Dame in Pommernland hat triftigen Grund, über die Unheimlichkeit der Atmosphäre zu seufzen. Jeder halbwegs Gewissenhafte muß aber offen aussprechen, daß ein neuer Sturm das Reich in festerer Schutzwehr fände als den Kaiser. Denn das Volk hat sich, so weit mein Auge langt, in sein sicheres Recht verschanzt und wird auch die Außenwälle nicht wieder opfern. Der Deutsche ist schwerfällig, unpolitisch und hängt an alter Vertrauensgewohnheit. Ist er aber einmal aus dem Häuschen seines Behagen schenkenden Vorurtheils, dann ruht

Google

er auch nicht, bis an der Fassade und innen jede schadhafte Stelle ausgeflickt ist. Denn er fürchtet, sich sonst vor den Nachbarn schämen zu müssen.

Deshalb, Majorin Domus, ist der vielgescholtene Greis heute, gegen alle Kleiderordnung, holdem Optimismus näher als Yorks getreuste Enkelin. Und deshalb hat er das Promemoria, trotz dem zärtlichen Drang ins Familiäre, vertagt; weil er ungefähr ahnte, wie durch die kressiner Stoppeln im Advent der Hase laufen werde. In Adolfens Waidrevier! Doch bleibts bei der Losung: Nichts Persönliches diesmal. Auch weder Neckisches noch Stacheliges. Feierlichste Monotonie. Mit dem Spornrädchen den Witz mühsam herauszukitzeln, bleibe den Lustigmachern. Immer hübsch, wie der Schnabel eben gewachsen ist. Also nur schnell noch Dank für die guten Gaben (so viel; und was aus Eigenem kommt, ist mit Gekauftem, selbst aus dem feinsten Laden, doch nie zu vergleichen) und für die Absicht, Euch hier schlank zu fasten. Lottchen hüpfte, bis das Podagra in den Knochen abpfiff. Soll ein Grand mit allen Chicanen werden; nach so endlosem Schollenexil. Kalt ists auch hier, daß die Ohren ganz gläsern klirren. Aber das alte Herz heiterer als seit manchem Jahr. Laß Dich von den Affiliirten der Klüngler nicht verärgern! 1908 schließt besser als zwanzig gelobte Vorgänger. Einsam sind wir, nicht allein: mit uns ist das Bewußtsein, daß eine harte Pflicht mit anständiger Würde erfüllt ist. Innen der nationale Wille gestählt; draußen wieder als erwachsene, selbständig aufrechte Menschheit geachtet. Damit kommen wir nobel durch: und wenn die Welt voll Teufel wär'. Prosit Neujahr dem Reich und dem Kaiser (die Beide viel zu verlieren hatten); gleich danach Rinetten und Allem, was ihr theuer ist. Wir wollen ruhig sein, nicht mitzappeln, wenns Andere im Tanzbein juckt, uns weder in Größenwahn noch in Kleinmuth verirren, nie vergessen, daß Jeder jetzt mitverantwortlich ist, mit Artigen artig sein, auf einen Schelmen aber anderthalben setzen und das Wort nur in die Wagschale werfen, wenns lohnt, ihm im Nothfall durchs Schwert Gewicht zu geben. Weh der Nation, deren Wort nicht mehr für That genommen wird! Gilt es wieder dafür, dann bleibt auch Dein Junge in Königs Rock; und wüßte er, daß die Kleinkalibrigen noch auf Jahre hinaus nicht ernstlich losgehen. „Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wiederzuerlangen." Am Abend von Tauroggen grüßt Dich

Dein

Moritz.

Google

Vom ewigen Herd.

Am neunzehnten Januar 1855 sprach Theodor Fontane in einem Hause der berliner Friedrichstraße einen Toast, der begann:

Gott schütz' den König, unsern Herrn,
Und unser Aller Leben!
Am ewgen Herd hat wieder einmal
Geburtstag sich begeben.

Dem selben Mann, dessen Geburtstag diese Verse feierten, schrieb Fontane im selben Jahr, er habe die Keime, die ungepflegt im Menschen sterben und verderben, wie ein Gärtner gepflegt, auch in den gebrochensten Scherben. Und solches Lob hat nicht er allein aus vollem Herzen gesprochen. Der, dem dies Alles galt, war Franz Kugler, dessen hundertster Geburtstag der neunzehnte Januar dieses Jahres war und dessen Todestag sich am achtzehnten März zum fünfzigsten Mal jährte. Seine Verdienste um die Kunstgeschichte mögen Fachmänner würdigen. Uns geht hier der Dichter Kugler an, dessen Lied von der Rudelsburg noch lebendig ist, und darüber hinaus der väterliche und brüderliche Freund all der Dichter und Künstler, die in seinen Mannesjahren in Berlin zusammenkamen. Es war das Berlin, von dem auch Holzschnitte und Lichtbilder nur eine schwache Vorstellung geben können, die Stadt, von der Paul de Lagarde sagt: „Berlin war bis 1840 und, wenn man will bis 1848, eine Stadt voll Poesie." Ich gebe aus Lagardes lebendiger Schilderung noch ein Stück, das wenig bekannt ist:

„Die Stadt zerfiel in sehr verschiedenartige Theile. Neu-Cölln am Wasser bot den eigenthümlichsten Anblick. Der Fluß, an einem Ufer von einer breiten Gracht begleitet, war nicht belebt, obwohl die bekannten Kähne auf ihm lagen: aber eben diese ungegliederten Holzgestelle, aus deren Kajüten Torfrauch aufstieg, über denen Windeln und Hemden getrocknet wurden, machten den Eindruck einer ganz eigenartigen Wohnlichkeit sogar der Spree: manch strammer Mann hat auf diesen Kähnen in Berlin selbst, oder während sie ihre Fracht, Torf und Obst auf der Havel zusammenholten, das Licht des Lebens erblickt. Darüber mehr Kirchthürme sichtbar, mehr Thurmuhren und Glocken und Glockenspiele hörbar, als man sonst in Berlin sah und vernahm. Dann die Königstadt, sehr belebt nach damaligen Begriffen, der Sitz des Kolonialwaarenhandels, der Tuchläden, der Post, des Stadtgerichts, der Polizei: davor Straßen nach den Thoren sich dehnend, die ganz ländlichen Eindruck machten: Vierfüßler, Hühner, Enten, Gänse auf den geräumigen Höfen. Die Friedrichstadt unendlich still: eine Puttkamer-, Bessel-, Anhaltstraße gab es noch nicht; die Sternwarte war noch nicht freigelegt: Garten an Garten voll Baumblüthe und Vogelsang im Frühling, voll Trauben, Aepfeln und Birnen im Herbst und nachmittags voller Kinder, welche das Wiesel mitten in der Stadt jagen konnten und nie ein Bedürfniß fühlten, frische Luft außerhalb der Stadtmauern zu suchen. Die ganze obere Friedrichstraße von sogenannten Viehmeistern bewohnt, durch welche die Südstadt mit Milch versorgt wurde, welche ehrerbietigst

Google

von den grauen Holzstühlen, den Ruhesitzen ihrer Abende, aufstanden, wann der von ihnen bediente Honoratiore vorbeikam. Von der Alten Jakobstraße bis zum Schlesischen Thor das Köpenicker Feld, über das wir, aus der Pfuelschen Schwimmanstalt heimkehrend, so manchmal hinweggeschwitzt sind."

In der Friedrichstraße, die (man möchte es kaum glauben) unendlich still war, wohnte Franz Kugler, Vortragender Rath im Kultusministerium, Professor an der Hochschule für Bildende Künste, Dozent der Kunstgeschichte an der Universität. Das Haus gehörte dem alten Kriminaldirektor Hitzig, dem Freunde Chamissos und E. Th. A. Hoffmanns, und lag nah beim Bellealliancеplatz. Es barg gewissermaßen die ersten Geschlechter einer ganzen Dynastie, die, ähnlich den Familien Brentano und Mendelssohn, auf lange hinaus dem geistigen Leben Deutschlands fruchtbar sein sollte. Hitzigs Sohn war der Architekt Friedrich, sein Enkel der Mediziner Eduard Hitzig. Von seinen Töchtern war eine mit dem General Baeyer, dem berühmten Geodäten, verheirathet, dessen Sohn der Chemiker Adolf von Baeyer, dessen Schwiegersohn der Philologe Otto Ribbeck war. Und Hitzigs jüngste Tochter war Klara Kugler, Franzens Frau, deren stille Anmuth die Widmung von Geibels ersten Gedichten preist. Dieses Paares Tochter hat dann Paul Heyse heimgeführt; sein Schwager war der Historiker Bernhard von Kugler.

Man kann von allen diesen Dingen nicht sprechen, ohne des Tunnels über der Spree zu gedenken, wohl der an Talenten reichsten Dichtergesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts. Fontane hat sie anschaulich in zweien seiner Bücher („Von Zwanzig bis Dreißig" und „Christian Friedrich Scherenberg") geschildert. Kugler nahm im Tunnel nach Fontanes Zeugniß nicht ganz die seiner Bedeutung entsprechende Stellung ein. Er hatte etwas Altfränkisch-Goethisches, das dem besonderen Tunnelton nicht ganz entsprach. Um so wärmer war die Wirksamkeit seiner Person im eigenen bescheidenen Haus, wo er mit Frau Klara „am ewigen Herd" stets bereiter Gastlichkeit lebende Flammen hütete. In der höchsten Einfachheit ein Zusammenströmen geistige Kräfte. Kugler muß eine der Persönlichkeiten gewesen sein, deren Reiz noch mehr in Dem liegt, was sie sind, als in Dem, was sie schaffen.

In zwei jüngst erschienenen Büchern lebt Kuglers Gestalt, sein Haus und die Welt, deren Mittelpunkt er war, reizvoll wieder auf. Aus dem Nachlaß der beiden Theodore seines Kreises fallen uns wiederum Früchte zu, an deren Reifen auch er betheiligt war. Storms Briefe in die Heimath aus den Jahren 1853 bis 1864 hat Gertrud Storm (bei Karl Curtius in Berlin) herausgegeben und Josef Ettlinger veröffentlicht (bei F. Fontane & Co. in Berlin) noch Einiges aus dem Nachlaß Fontanes. Storm und Fontane haben einander in Kuglers Haus kennen gelernt, und zwar, wie der Vergleich ihrer Berichte ergiebt, in der Zeit, da Eichendorff, Kuglers Amtsvorgänger im Mini-

Google

sterium, einmal dort zu Gast war und dabei von dem jungen Heyse in Versen begrüßt wurde, deren Vortrag Heyse, nach Fontanes Zeugniß, so erregte, daß Theodor „durch den zwischen uns befindlichen Tischfuß sein Zittern fühlte". Der tiefe Gegensatz der beiden Meister Storm und Fontane, die Kuglers Tisch vereinte, ist Beiden, besonders aber dem scharfsichtigen Fontane, nie verborgen geblieben, so sehr sie einander liebten und die Freundschaft sie an einander band. Gerade in seinen Tunnelerinnerungen hat ja Fontane eins der längsten und feinsten Kapitel Storm gewidmet und dabei das Gegensätzliche nicht verschwiegen, das zwischen ihren Naturen war. Storms Briefe sind in all den Jahren ein einziger Ruf der Sehnsucht nach der holsteinischen Heimath, einer Sehnsucht, die sich oft wundervoll bis zur dichterischen Vision steigert, manchmal freilich auch in Dem stecken bleibt, was Fontane boshaft „Husumerei" nannte. Viel äußere Misere spricht mit, wie sie auch Fontane zur Genüge kannte, bei seinem weniger auf diese Dinge gestellten Temperament aber leichter überwand. Mit dem Landrath mag Storm zunächst nicht anknüpfen, weil ihm die Mittel fehlen, ihn gelegentlich zu einer anständigen Abendschüssel einzuladen. Und solche Quälereien, freilich oft von ernsterer Art, ziehen sich durch all die Jahre hin. Die großen Ruhepunkte sind die Weihnachtfeiern. Kaum je gab es wohl einen deutschen Dichter, der das Fest mit so tiefer Innerlichkeit und dabei in so liebevoll ausgesponnener Aeußerlichkeit beging wie Storm, der doch im dogmatischen Sinn ein dezidirter Nichtchrist war. Wir haben das Gefühl, daß ihm ein Weihnachtfest, wie es Fontane 1855 in London einsam beging, das Herz gebrochen hätte. Storm hätte das Fest gewiß nicht im Café Divan gefeiert, sondern sich einen Baum mit einem vergoldeten Zweig geschmückt, wie er ihn später seinen Kindern beschert hat. Die Einsamkeit, in der Storms heiligenstädter Richterjahre dahingingen, mag mitschuldig daran sein, daß wir aus diesen Briefen nur rein persönliche, familiäre Ausbeute heimtragen, nicht so tiefe künstlerische Einsichten und Aussichten empfangen wie aus den früher veröffentlichten an Gottfried Keller. Wer aber Storm kennt und liebt, empfängt auch manches Neue für seine Beurtheilung. Wie er seine Kinder erzieht, sein Haus führt, sein Amt auffaßt: Das lernen wir erst hier und benutzen mit Dank die neuen Bausteine für die Persönlichkeit des großen Dichters.

Ueber den Märker, mit dem der Holsteiner sich in Kuglers Haus befreundete, erfahren wir aus dem neuen Band nichts Neues, das für Fontanes Persönlichkeit besonders wichtig wäre. Die einzige Note, die in dem Bild noch fehlte, ist der leise, persönlich fontanische Antisemitismus, wie er in den „Veränderungen in der Mark" festgehalten wird und zu dem das Gedicht „An meinem Fünfundsiebenzigsten" ein kostbares Seitenstück bildet. Beide waren freilich schon vorher durch die Zeitschrift „Pan" bekannt geworden. Die heitere Selbstironie, mit der sich der Mann der märkischen Wanderungen hier an die

Google

Spitze der Ritter „von fast schon prähistorischem Adel“ stellen läßt, möchten wir in dem Kranz seiner dichterischen Lebensäußerungen nicht missen; manches andere Gelegenheitgedicht, das nun hier veröffentlicht wird, wird nur dem intimen Fontanekenner, gewissermaßen als Paradigma, von Werth sein. Und auch Mathilde Möhring, die letzte Frauengestalt des Schöpfers von Grete Minde und Lene Nimptsch, bereichert seine Welt nicht wesentlich. Wie Mathilde, deren ganzes Kapital ihr Gemmenprofil ist, sich den Chambregarnisten ihrer Mutter, den poetisch angehauchten Rechtskandidaten Großmann, einfängt und aus dem immer Schwankenden einen ordentlichen Beamten macht: Das ist mit der alten Meisterschaft erzählt, die wir an Fontane so oft bewundert haben. Auch unter den Nebengestalten hat manche einen feinen Zug besonderer Charakterisirung. Nur der unerträglichen Mutter Möhring fehlt jede wärmere Menschlichkeit, fehlt der besondere Humor, der eins ihrer männlichen Gegenstücke bei Fontane, den Gärtner Dörr, in „Irrungen Wirrungen“, mit der ganzen Wärme menschlicher Echtheit umgiebt. Mit dieser Frau Möhring ists im Kleinen etwa wie im Großen mit Jenny Treibel, die auch wiederholter Prüfung schließlich nicht Stand hält, weil der Humor, den ihr Schöpfer ihr mitgab, nicht zureicht, das Unleidliche der Gestalt vergessen zu machen; das Unleidliche im menschlichen wie im künstlerischen Sinn: fällt doch, wenn man die höchsten Maßstäbe an Kunstwerke anlegt, Beides genau zusammen.

Ob wir freilich diese höchsten Maßstäbe an Fontanes Erzählungen anlegen sollen, erscheint nach dieser letzten Nachlese zweifelhaft In den Studien und Aufsätzen, die den Band schließen und ungemein wichtiges Material zu Fontanes Aesthetik beibringen, finden wir die Sätze: „Was ist ein Roman? Er soll uns, unter Vermeidung alles Uebertriebenen und Häßlichen, eine Geschichte erzählen, an die wir glauben. Er soll zu unserer Phantasie und unserem Herzen sprechen, Anregungen geben, ohne aufzuregen; er soll uns eine Welt der Fiktion auf Augenblicke als eine Welt der Wirklichkeit erscheinen, soll uns weinen und lachen, hoffen und fürchten, am Schluß aber empfinden lassen, theils unter lieben und angenehmen, theils unter charaktervollen und interessanten Menschen gelebt zu haben, deren Umgang uns schöne Stunden bereitete, uns förderte, klärte und belehrte“ Diese Worte, die etwa 1875 geschrieben sein müssen, erörtern eine Frage, die nach des Dichters Zeugnissen schon im Tunnel und am ewigen Herd behandelt worden ist, im Tunnel immer mit einem gewissen Ton leiser Nichtachtung gegenüber dem Roman. Es ist zugleich eine Frage, die in ihrer Anwendung auf die Novelle Storm Jahre lang immer wieder beschäftigt hat und die er für seine Novellenkunst so ziemlich im entgegengesetzten Sinn beantwortete. Nur haben wir bei Storm, wenn er Solches mit Schärfe ausspricht, wirklich ein ästhetisches Grundbekenntniß vor uns, während Fontane nach eigenem Geständniß doch schließlich immer

Google

wieder auf seine unmittelbare Empfindung sich verläßt (was ja, zum Beispiel, seinen Causerien über Theater ihren ganz eigenen Reiz giebt).

Noch eine Stelle aus diesen literarischen Studien verdient Erwähnung; weil nur ein Dichter von Rang das Letzte aus einem Werk wie Grimms „Goethe" so herausholen konnte, wie es Fontane hier gethan hat. Man kann das, ich möchte sagen experimentelle Element in Grimms ästhetischer Betrachtung nicht besser charakterisiren als mit dem Bild Blondins über dem Niagara. „Auch Herman Grimm bebt vor einem gelegentlichen Saltomortale nicht zurück, wenn er es nicht vorzieht, doppelgängerisch, von den Endpunkten zweier entgegengesetzter Ansichten aus, vorzugehen und nach höflicher Begrüßung mit sich selbst, ohne Frontveränderung zu den Thurmspitzen hüben und drüben, zurückzukehren. Ein Verfahren, das zwar den Sprung, aber nicht die Beängstigung des Zuschauers vermeidet. Im Einzelnen können dadurch leise Störungen verursacht werden, im Ganzen sind es jene Fleckchen, die nach Art der Schönheitpflästerchen den Reiz nur erhöhen. Wer sich auf Finessen der Farbenwirkung versteht, wird sie kaum missen wollen." Das ist Fontane in all his glories.

Der Dichter Fontane aber spricht vernehmlich noch einmal da, wo er ganz leise spricht; in dem Sechszeiler „Mein Leben".

Mein Leben, ein Leben ist es kaum,
Ich gehe dahin als wie im Traum.
Wie Schatten huschen die Menschen hin,
Ein Schatten dazwischen ich selber bin.

Und im Herzen tiefe Müdigkeit —
Alles sagt mir: Es ist Zeit . . .

Aus diesen Zeilen klingt zugleich eine Verwandtschaft mit Storm heraus, der früher ähnlicher Resignation in ähnlich knapper Form Meister ward. Trotz allen Verschiedenheiten ähneln eben doch die beiden Poeten einander, denen einst der Hüter des ewigen Herdes die „Mahnung" zurief: „Die Zeit eilt mehr als Du." Weil sie in ihrem Besten keine Zeitdichter waren, leben Storm und Fontane fort und die Frage, wer von ihnen länger leben wird, braucht uns heute auch dann nicht zu kümmern, wenn wir sie mit wachsendem Abstand selbst schon nach dem Maß unserer Einsicht beantwortet haben sollten. Beide haben von dem ewigen Herd, der in einem nun versunkenen Berlin die Besten an seine Flamme rief, lodernde Scheite durch die Zeiten getragen und leuchten nun aus dem undeutbaren Dämmer der Ewigkeit nachlebenden Geschlechtern brüderlich grüßend zu.

Hamburg. Dr. Heinrich Spiero.

Google

Der Wahlspruch der Beaumanoirs.

Hat jedes Geschlecht seinen eigenvererbten Zug.
Die Stuarts hängen am Weibe, die Orlows kleben am Krug,
Die Sandors leben in Sattel und Bügel viel hundert Jahr,
Aber lachen können am Besten die Grafen von Beaumanoir.

Dreißig edele Vettern, blauäugig und blond von Haar,
Dreißig Grafen sitzen im Saale von Beaumanoir;
Wein fließt übers Tafellaken, Wein fließt die Koller herab,
Und wo dreißig Edele zechen, ists nicht wie im Kloster La Trappe.

Dreißig englische Ritter sprengen am Schlosse hin,
Langweilig gar ist die Reise, ein Kampf ist Kurzweil darin.
Sechzig Lanzen legen sich an die Ganaschen im Nu,
Neunundfünfzig Lanzen brechen und die Herzen dazu.

Ein Knabe allein ist übrig, blauäugig und blond von Haar.
Laut lachend reitet zum Schlosse der letzte Beaumanoir,
Lachend tritt er in die Halle und lachte als er trank:
„Mit diesem Schluck sag ich England für ein Lachen Dank!

Mein Vetter Gaston taumelt, Blut rinnt über sein Gesicht,
Er bittet um einen Helm Wassers; der englische Ritter spricht:
‚Was, Wasser für den Edeln?! Sauf Dein Blut, Beaumanoir!‘
Ich hörte im ganzen Leben keinen bessern Witz fürwahr!

Nicht wächst am Rhein so Edeles noch in der Normandie
Und auch in der Provence kein Wein so stolz gedieh
Als Blut aus unserm Stamme; drum sei für immerdar
Der Wahlspruch meines Hauses: ‚Bois ton sang, Beaumanoir!‘

Hat jedes alte Geschlecht seinen eigenvererbten Zug.
Die Stuarts hängen am Weibe, die Orlows kleben am Krug,
Die Sandors leben in Sattel und Bügel viel hundert Jahr,
Aber lachend das Grausen besiegen kann nur ein Beaumanoir.

Freiherr Börries von Münchhausen.*)

*) Aus der Dritten Auflage der „Balladen und Ritterlichen Lieder“, die bei Egon Fleischel & Co. in Berlin erschienen sind und eine Reihe der stärksten Gedichte des Freiherrn von Münchhausen bringen.

Go gle

Das Temperament in der Politik.

Was man unter Temperament versteht, weiß kein Mensch. Auch die Philosophen wissens nicht, obwohl jeder „Denker" eine Definition des Begriffes „Temperament" zurückgelassen hat. Uebersetzt man das Wort, so heißts: Mischung. An diese Auslegung hielten sich die Alten. Aristoteles, Lukrez, die Stoiker, Plutarch, Galen. Sie sprachen von vier verschiedenen Säften im menschlichen Körper, auf deren Mischung das Temperament beruhe. Dabei kann man sich schon Etwas denken. Ueberschäumendes Temperament: die flüssigen Substanzen sind stärker als die festen. Diese Theorie führt schließlich zum Alkohol, dessen Wirkungen auf die seelischen Funktionen bekannt sind. Fußt man auf der üblichen Klassirung der Temperamente in Cholerisch, Melancholisch, Sanguinisch und Phlegmatisch, dann kann man die Frage präzis so stellen: „Welche Rolle spielen diese Gemüthsveranlagungen in der Politik?" Eigentlich sollte man in der Politik überhaupt nicht von Sentiments sprechen. Da haben wirs. Sentiments: Das ist der Teufel. Das Gefühlvolle, mags brausen oder säuseln, sollte der Staatsmann gering schätzen. Bismarck war eine sensible Natur, aber kein Gemüthsmensch. Das hätte er sich verbeten. „Politik ist eine eminent praktische Wissenschaft; und es ist ein gefährlicher Irrthum, daß in der Politik Dasjenige, was kein Verstand der Verständigen sieht, dem politischen Dilettanten durch naive Intuition offenbart wird." So sagte Bismarck, dems doch nicht gerade an Temperament gefehlt ha:. Aber der Verstand war da; und das Wichtigste: der Wille. Die haben die „seelischen Regungen" gezügelt. Zügellose Temperamente: Das sind nur scheinbar Willensmenschen. In Wirklichkeit fehlt ihnen die Kraft, sich selbst zu beherrschen. Wie viel mehr, einem Volk Herrscher zu sein. Nero, Caligula. Choleriker, wenn man so will. Wenig Geistiges, viel Thierisches. Nur Temperament, kein Verstand. Der Caesarenwahnsinn ist eine exzessiv gesteigerte Veranlagung zum „Gemüthsmenschen". Bitte: ich meine es ernst. Im Gegensatz dazu steht der vom Intellekt beherrschte Willensmensch. Napoleon und Peter der Große waren Gewaltmenschen. Genialisch veranlagte Individuen, die ihre Kraft in Willensakte umsetzten. Und nun die völlig Abgeklärten: Fridericus Rex und Julius Caesar. Bei Denen denkt Niemand mehr an Temperament Das ist völlig im Geistigen aufgegangen. Die bis an die äußerste Grenze menschlicher Eigenschaften gesteigerte Fähigkeit, die Welt im Gehäus des eigenen Hirnes unterzubringen „Schick Dich in die Welt hinein, denn Dein Kopf ist viel zu klein, daß sich schickt die Welt hinein": Dieses gilt für den Durchschnittsmenschen. Das Genie hat Anspruch auf das umgekehrte Prinzip. Aber man muß fühlen, ob man ein Genie ist, und darf Aufwallungen des Gefühles nicht für Aeußerungen genialischer Kraft halten. Sonst sträubt sich die Welt, in dem von Phantasiedämpfen angefüllten Hirnkasten Platz zu nehmen.

Go gle

Caligula und Nero, Napoleon und Peter, Caesar und Friedrich: lauter Temperamente, wenn man so will. Aber wie verschieden in ihren Wirkungen auf die Epidermis des Erdballes! Durchgreifende Willenskraft und praktischer Verstand machen den Staatsmann. Die „Genialität“ allein thuts nicht. Man lese nach, was Treitschke über Friedrich Wilhelm den Vierten schreibt. Der große Historiker der preußischen Könige legt auf das Temperament beim Staatsmann kein Gewicht. Man darf annehmen, daß er Gründe für diese Auffassung hatte. Friedrich Wilhelm IV. war mehr Melancholiker als alles Andere. Dadurch hat seine Politik einen Zug der Unentschlossenheit bekommen, der ihr nützliche Wirkungen versagte. Dazu kam der Hang ins Romantische, der die Signatur der vierziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts bildete. David Friedrich Strauß veröffentlichte eine Studie unter dem Titel „Der Romantiker auf dem Thron der Caesaren“. Das war Kaiser Julian der Abtrünnige. Aber in Wirklichkeit war Friedrich Wilhelm IV. gemeint. Da Julianus Apostata eine der liebenswürdigsten Erscheinungen in der Reihe der römischen Caesaren war, so konnte Strauß sich den kleinen Scherz (der im Grunde aber sehr ernst gemeint war) leisten, ohne mit dem Staatsanwalt zu kollidiren. Das Ende der Kaiserzeit liefert ungefährlichere Vergleichssubjekte als die ersten hundert Jahre. Nero und Caligula sind schon weniger harmlose Partner. Aber im Ganzen hat gerade in den Perioden, die den Caesarismus in Reinkultur zeigten, das sogenannte „starke Temperament“ vorgeherrscht. Im Dampf der Gefühlsaktionen hat sich der Welt noch niemals ein großer Geist offenbart.

Die Politik ist eine „eminent praktische Wissenschaft“. Und nun sage man: Soll in der Politik der Verstand oder das Temperament überwiegen? Staatsmänner von wirklicher Begabung richten ihr Wollen nur auf die Erlangung des Möglichen; gefühlvolle Politiker, die mit dem Herzen und mit der Phantasie arbeiten, setzen sehr oft bei dem Kontrahenten die naive Treuherzigkeit voraus, die sie selbst, meist in ehrlicher Ueberzeugung, zur Schau tragen. Der „Persönlichkeitdrang“ (Das heißt: die künstliche Geltendmachung der Individualität durch Anwendung äußerlicher Mittel) artet in der Politik zu Serenissimuskarikaturen aus. Es giebt eine dilettirende Spielerei, die entweder à la Louis Quatorze oder à la Cromwell frisirt wird. In der Geschichte giebts Beispiele dafür. Ich greife den Herzog Karl Eugen von Württemberg heraus, dem die „Karlsschule“ und deren größter Zögling, Friedrich Schiller, eine Folie gaben. Oder Karl den Zweiten von England. Spürt Einer noch einen Hauch von Deren Erdenwallen? Die Stärke der Persönlichkeit liegt nicht im Pathos, sondern in der Nüchternheit. Wer so groß ist, daß er sich selbst ironisirt, hat in seinem Verstande die sicherste Garantie für die Geschicke der Welt. Oder sagen wir besser: Der wird niemals sentimentale Politik machen.

Leo Jolles.

Google

Pariſer Lehrzeit.*)

„Un nouveau!“ tönte es durch das Bouguereau-Atelier der Akademie Julien. Einige Neugierige drehten den Kopf nach dem Eingetretenen; die Anderen arbeiteten ruhig weiter und ſtimmten nur in den Ruf ein. „Un nouveau!“ Das ganze Atelier erzitterte von dem dröhnenden Geſchrei.

Erſt als die Pauſe des Modells war, ſammelte ſich Alles um den Neueingetretenen. Er ſtach mit ſeinem ſtruppigen dunklen Bart und viereckigen Geſicht bizarr von den Anderen ab.

„De quel pays êtes-vous, Monsieur?“ fragte der Maſſié der Klaſſe.

Er aber that, als verſtünde er nicht; denn Preußen oder wenigſtens Deutſchland nennen, ſchien ihm gleich einer Herausforderung zum Kampf.

Deshalb ſah er von Einem zum Anderen und die Wände entlang, die mit Karikaturen, gezeichneten und gemalten Akten bedeckt und mit gebrauchter Oelfarbe beſchmiert waren.

„D'où venez-vous, Monsieur?“

„D'Anvers“, erwidert er ſchnell. Das ſchien der beſte Ausweg.

„Vous êtes Belge?“

„Non, Monsieur!“

„Votre nom, Monsieur?“

„Stiemer.“

„Vous êtes Américain?“

Kopfſchütteln.

„Où avez-vous étudié?“ fragte der Atelierälteſte ſchon ungeduldiger.

„A Munich.“

„Alors vous êtes Bavarois?“

„Oui, Monsieur,“ bejahte Heinrich. Es ſchien ihm zwar ein wahrer Verrath an ſeinem Vaterland, aber in Anbetracht der Feindſchaft . . . Er konnte nicht zu Ende denken, denn ein wüſtes Gejohle entſtand; alle Köpfe drehten ſich ſuchend nach einer Richtung.

„Baschmang, un compatriote! Baschmang! Où est Baschmang?“

Einige waren ſchon bei ihm und zerrten ihn zu dem Neuen hin, der in ihm eine komiſche Berühmtheit aus München wiedererkannte.

Beide ſchienen nicht gerade erfreut, ſich hier wiederzuſehen, und reichten einander daher genirt die Hand.

Dann wurde aus Schemeln eine Art Altar errichtet, worauf Heinrich feierlichſt als Mitglied der Klaſſe eingeſegnet wurde. Ein Frühſchoppen im nahgelegenen Café machte den Schluß der Ceremonie.

Als er wieder in das Atelier zurückgekehrt war, erklärte Bachmann ſeinem Landsmann allerlei Wiſſenswerthes. Er wies auf Einen mit breitem Rücken, der an einer vortrefflichen Studie arbeitete.

---

*) Aus dem Buch „Legenden aus dem Künſtlerleben“, das Herr Lovis Corinth, der Mann der ſtarken Malfauſt und des zärtlichen Literaturgefühls, Einer, der zugleich der Leonardo und der Rubens der modernen Kunſt ſein möchte und ein merkwürdiges Schriftſtellertalent hat, in reizvoller Ausſtattung bei Bruno Caſſirer erſcheinen läßt.

Google

„Il est très-fort!“ flüsterte er ihm so zu, daß es auch von dem Betroffenen gehört werden konnte. Was ich mir wohl daraus mache, dachte Heinrich; wenn es darauf ankommt, hau' ich ihn doch durch.

„Il est exempt,“ flüsterte der Andere laut weiter; als er aber wieder dem verständnißlosen Blick begegnete, bequemte er sich zu einer deutschen Auseinandersetzung: Er hat im Salon die Dritte Medaille erhalten und ist juryfrei.

Nun huschte doch über das Gesicht des Preußen so Etwas wie Hochachtung. Das war ja sein eigener geheimer Wunsch, so lange hier zu bleiben, bis er im Salon Etwas ausgestellt hatte und womöglich eine Mention Honorable in die Tasche stecken konnte.

„Wie heißt er denn?“ fragte er ganz schüchtern.

„Ménard. Und Der dort mit dem schwarzen Bart ist Dinet; er ist bereits hors concours.“

„Und Die arbeiten hier Alle so gemüthlich unter den Anderen und lassen sich korrigiren?“

„Das ist Alles ganz gleich; wenn in Paris Jemand mit seinem Bild für den Salon fertig ist, kommt er einfach hierher arbeiten; drüben im Lefèvre-Atelier ist Rochegrosse.“

„Donnerwetter nochmal“, brummte Heinrich; „Der hatte ja in München den famosen Vitellius ausgestellt.“

Er ließ seine Augen an den Arbeiten entlang gehen, längs den Karikaturen an den Wänden, und sie blieben auf einem langen Schild an der Querwand des Ateliers haften. Mit großen Lettern war da geschrieben: „Le nombril est l'oeil du torse.“

Bachmann sah ihn überlegen lächelnd an und erklärte: „Das ist ein Ausspruch von Ingres.“

„Der Nabel ist das Auge des Bauches,“ übersetzte Heinrich langsam. „Ha! Ha!“ lachte er, was eigentlich nur in dem Fleischen beider Reihen Zähne, die bis zum Gaumen frei wurden, bestand. „Das ist ja sehr gut!“

Dann aber wollte sein Dolmetscher arbeiten und führte ihn noch zu dem Farben- und Leinwandhändler, der in einem Winkel seinen fliegenden Laden etablirt hatte.

„Hier können Sie Alles kaufen, was Sie brauchen, ob Sie nun malen oder zeichnen wollen.“

Am nächsten Sonnabend war er schon so bekannt mit seinen Kollegen, daß er bereits für die Wand karikirt wurde: als bayerischer Soldat auf rothem Hintergrund und mit Abdrücken von blutigen Händen; darunter stand: „Quand même“.

Bouguereau fand Gefallen an dem gros Allemand. Ein kleiner, aber sehr breiter, kräftiger Herr mit schwarzen Augen, dichtem weißen Haar und Bart.

Mit schnarrender Stimme und sarkastischem Lächeln fing er stets mit den Worten an: „Ce n'est pas mal, vous avez du talent“, und endigte: „Cherchez le caractère de la nature, Monsieur, prenez des brosses petites.“ Er selbst aber arbeitete mit breiten Pinseln, wie Heinrich erzählen hörte.

Anders war den nächsten Monat Tony Robert Fleury. Beide wechselten immer ab, wie im anderen Atelier Lefèvre und Boulanger. Fleury war ein großer, feiner Mann mit dunklem, gelockten Haar und Bart und sonorer Stimme. Er

Google

war für das Breite, Große. Die Gegensätze des Hintergrundes und der Figur; einfache Auseinandersetzung der Töne. „Prenez des brosses larges et mettez ton à ton.“ Er selbst aber malte mit kleinen Pinseln und strichelte die Töne ängstlich auf die Leinwand.

Ein Aufenthalt in Paris war in den ersten achtziger Jahren unter den münchener Malern zur Mode geworden; und so wäre Stiemer auch, nachdem er ein Bild gemalt hatte, das einen gewissen Beifall bei seinen Kollegen errungen hatte, zu gern dorthin gegangen, wenn ihn nicht der Haß der Franzosen auf Deutschland immer wieder davon abgehalten hätte. Alle, die nach Paris gezogen waren, konnten nicht genug von diesem Haß auf die deutsche Nation berichten; auch die Zeitungen waren mit Schilderungen gräßlicher Grausamkeiten angefüllt.

„Je suis Bolonais“: so hatte sich ein Sachse eingeführt; und er erzählte dann weiter: „Die ganzen Franzosen haben mich geküßt.“

Das war nun doch für den ungeschlachten Ostpreußen eine harte Nuß. Er dachte hin und her; dann kam ihm die Erleuchtung. „Ich ziehe nach Antwerpen!“

Kaum war der Entschluß gefaßt, so führte er ihn auch aus. Aber die Zeit der Rubens und Brouwer und der Historienmaler Gallait, Verlat und Leys war hier vorbei. Nach einem halben Jahr hatte er das Nest so satt, daß es ihn nach dem nahen Paris zog, auch wenn Gefahren, tausendfach noch vermehrt, dort seiner warteten. So ging er denn in den ersten Tagen des Oktobers die großen Boulevards hinunter durch die Porte Saint Denis, die gleichnamige Vorstadtstraße, in die Akademie Julien.

Die ganz individuelle Luft, die den Nordseeländern hauptsächlich im Frühling und Herbst eigen ist, hüllte Alles in einen vornehmen Silberton, so daß die Straßen mit Allem, was daran und darauf war, in jedem Ausschnitt ein Bild boten, das ein Malerauge erfreuen konnte.

Wie viel lebhafter ging es hier zu als in den anderen Städten, die Heinrich gesehen hatte! Kinder spielten auf den Trottoirs, unbekümmert um die Polizisten, Männer wichen aus und eilten geschäftig weiter. Frauen schritten einher wie die Bachstelzen, Mädchen in Arbeitblousen zogen untergefaßt paarweise dahin. Sie kicherten, schwatzten, sangen und verschmausten goldig glänzende Orangen, aber jedes weibliche Wesen ohne Unterschied des Ranges hatte sich mit einem mächtigen Cul de Paris ausstaffirt.

Ein Gewoge von Equipagen, Droschken und Omnibussen auf dem Fahrdamm. In der Rue Faubourg Saint Denis hielten Männer und Frauen längs den Häusern Früchte und Gemüse feil; Fleischstücke hingen an den Thüren und Fenstern der Metzgerläden; zweirädrige Lastkarren mit einem Riesenpferd oder zweien hinter einander gespannt kreischten des Weges. Alles zusammen verbreitete einen warmen, modrigen Geruch, der nicht besonders erfreulich in die Nase stieg. Dazu kam noch, daß in dem Ersten Stock des Hauses, in dem die Akademie Julien sich befand, eine Großhandlung von Vogelbälgen war und der Duft von Kampher und Arsenik auch nicht gerade das Athmen erleichterte.

Heinrich bewegte sich zuerst ängstlich und vorsichtig zwischen seinen Erzfeinden; als Preuße fürchtete er jeden Augenblick, eine Beleidigung an den Kopf geworfen zu bekommen, während die Franzosen wieder dem großen, stark aussehenden Menschen aus dem Wege gingen. Ehe aber ein Monat verflossen, war der gros Allemand

Google

(wie er allgemein genannt wurde) der Liebling des Ateliers geworden. Mit ihm hielten hauptsächlich drei Andere zusammen: Mauerbrecher, ein Schweizer, durch seine äußere Schroffheit ein verwandter Charakter, ein anderer Ostpreuße, Blumenthal, der von hinten in seiner langen Dünnheit einem Strauß frappant ähnlich war, und ein Oesterreicher, Von Sambitsch, ein Gentleman der Gesellschaft. Nur Bachmann war verschwunden.

„Où est Baschmang?“ tönte es manchmal klagend durch die Klasse.

„Il est fou!“ echote es zurück.

Er war geisteskrank geworden und starb bald.

Der Schnee und Wind fegte um das große Atelierfenster herum und schwere Wolken verfinsterten den Himmel.

„Oh la la! Il fait noir maintenant“, rief Jourdan, der Massié, und sah zum Himmel empor.

„Nouveau! Nouveau! Allez chercher le grand reflecteur de l'atelier Lefèvre!“ befahl ein Anderer.

Der Neue sah unentschlossen in die grinsenden Gesichter.

„Mais certainement, Monsieur“, rief Jourdan; „il le faut.“

Nach einer lautlosen Stille hörte man aus dem Nebenatelier ein schallendes Hohngelächter und der Dupirte kam in Begleitung von Lefèvre-Schülern, die lachend und heulend um ihn herumtanzten, wieder zurück und setzte sich beschämt an seine Staffelei.

„Alors reposez, Mademoiselle“, befahl Jourdan, da die Finsterniß nicht weichen wollte.

Ein Paar griff zum Floret, Andere stellten einen Pfropfen auf und warfen mit Sou-Stückchen nach ihm, die dann der Besitzer des zunächst liegenden Geldstückes lächelnd einsteckte. Pelabaum aus Marseille, der Don Juan der Klasse, hatte sich in die Nische zu dem ausruhenden Modell geschlichen.

Endlich brach das Tageslicht wieder durch die jagenden Wolken.

„Il est l'heure, Mademoiselle!“ rief Jourdan und Alle stellten sich zur Arbeit vor die Staffeleien. Aber die Aufforderung mußte wiederholt werden, bis das Modell, verlegen, die Haare mit den Händen ordnend, auf das Podium zurückkam.

„Ri—ez! Ri—ez ma be—e—lle! Ri—ez, ri—e—z toujours,“ flötete „le tigre“, so genannt, weil er in Bengalien beheimathet war, aber die kräftige Stimme Jourdans übertönte sein Lied.

„La peinture à l'huile
est très difficile“;

darauf der ganze Chor:

„mais c'est bien plus beau
que la peinture à l'eau.

Dann herrschte Stille. Jeder war eifrig mit seiner Arbeit beschäftigt. Man konnte eine Nadel auf den Boden fallen hören. Da: ein Pfiff wie eine Rohrdommel im Schilf, dann mehrere Lockrufe, Froschgequake, Grunzen von Schweinen, Tigergebrüll und dann ein Gemisch von Lauten, die von schrillem Pfeifen auf Schlüsseln übertönt wurden. Ein Hallo, als wenn der Jüngste Tag anbrechen sollte. Plötzlich wieder lautlose Stille, daß von dem schnellen Uebergang das Trommelfell zu platzen drohte.

Google

. . . Der Tag gehört der Arbeit, der Abend dem Vergnügen: Das war der Wahlſpruch Heinrichs, in den ſeine drei Freunde gern einſtimmten.

So durchzogen ſie die kleinen Theater, die Café Chantants, beſuchten im Quartier Latin den Bal Bullier und andere Lokalitäten, die ihnen von Intereſſe zu ſein ſchienen; und billig mußte es ſein: denn mit beſonderen Glücksgütern war Keiner von ihnen geſegnet.

„Sambitſch", rief Heinrich, „Mauerbrecher und ich gehen jetzt nach Haus."

„Es iſt aber doch hier ſo fein," rief Der aus einem Winkel heraus, wo er unter einem Wuſt von Spitzenkleidern und ſeidenen Schlafröcken vergraben war, daß nur ſeine lange Naſe und die glänzenden ſchwarzen Augen zu ſehen waren.

„Na, dann amuſiren Sie ſich."

Als die Beiden aus dem Hauſe traten, war es menſchenleer; das ganze große Paris ſchlief.

Die Stunde, in der nach Schluß der Theater die Straßen noch einmal von haſtenden Menſchen und jagenden Equipagen wie am Tage belebt wurden, war längſt vorüber. Ihre Schritte hallten durch die ſtille Nacht. Beide gähnten und trennten ſich an einer Ecke.

Zwei Sirenen eilten ihnen nach.

„Bel homme! Viens chez moi!"

Heinrich eilte mit längeren Schritten ſeiner Wohnung zu.

Den nächſten Morgen, am Sonntag, wurde in der Akademie Julien an einer Kompoſitionſkizze gearbeitet.

Sambitſch erſchien endlich auch, verſchlafen und abgeſpannt. Er ſchob ſeine Staffelei zu Heinrich heran. Sie lächelten einander an.

„Können Sie mir bis zum Erſten aushelfen, Stiemer?"

„Sagen Sie es aber nicht den Anderen, Stiemer."

„Für Geheimniſſe bin ich das reinſte Erbbegräbniß", brummte Heinrich.

„Wie ſieht eigentlich ein richtiger Eſel aus?" fragte er dann weiter. Er hatte nach allen Seiten hin verſucht, das Thier und den Reiter darauf erkenntlich hinzumalen; aber bis dahin immer vergeblich.

„Halt, da kommt Blumenthal! Vielleicht weiß Der es."

Dieſer war während der Zeit noch länger und dünner geworden. Er war ſehr aufgeräumt und ſprach ſeinen oſtpreußiſchen Dialekt mit harter, lauter Stimme.

„Tstsch! Pstsch!" machte ein Franzoſe nach und verrenkte ſeinen Mund in alle möglichen Stellungen.

„Tais-toi avec ta sale langue", rief ein Anderer.

Die drei Deutſchen flüſterten leiſe mit einander.

„Wie heißt denn des Thema", fragte Blumenthal, der nicht mehr wagte, von der Seite Heinrichs zu weichen, um den Zettel an der Thür leſen zu gehen.

„Der Einzug Chriſti in Jeruſalem", theilte man ihm mit.

„Ich hab' mir doch gleich gedacht, daß es ein bibliſches Sujet ſein wird."

Heinrich, den das Vorhergehende ſchon ärgerlich gemacht hatte, mußte doch über dieſe Redensart, die ſein Landsmann bei jeder Gelegenheit anwandte, lächeln.

„Das iſt doch auch eine Kleinigkeit für Sie, da Sie Gedankenleſer geweſen ſind", erwiderte er.

„As-tu vu Bismarcke

Google

A la porte de Charenton?
Il a bu du Schnape —."

„Das geht auf Sie, Stiemer", flüsterte der Österreicher Sambitsch.

In der That schien Gehässigkeit in der Luft zu liegen.

Hauptsächlich ging diese chauvinistische Stimmung von einem „ancien" aus, der seine Militärzeit absolvirt hatte, nun in das Atelier zurückgekehrt war und mit Kraftausdrücken aus der Kaserne um sich warf.

„I' pousserai le fusil à la gueule des cochons prussiens," rühmte er mit einer Stimme, die aus einem hohlen Topf zu kommen schien Auch auf der Straße war eine größere Verstimmung gegen Deutschland wahrzunehmen.

Zeitungverkäufer liefen über die Boulevards. Das Extrablatt in der Hand schwingend, schrien sie: „Achetez! La mort de l'empereur Guillaume!" Der Kaiser sei seit Tagen tot. Bismarck habe eine Wachsfigur in dem historischen Eckfenster in Berlin aufstellen lassen, bis er alle Angelegenheiten, die sich gegen Frankreich richteten, geregelt habe. Es stellte sich zwar als die Spekulation eines findigen Zeitungverlegers heraus, aber es kam doch aus dem Gefühl des Volkes.

„Dis-donc, Stiemer", fragte Einer, „est-ce vrai, que les Prussiens ont volé toutes les pendules dans la France?"

„Imbécile, laisse moi tranquille!" Es hörte sich an wie das dumpfe Knurren eines gefährlichen Thieres.

Im nächsten Augenblick war das Interesse der Klasse schon wieder auf einen anderen Gegenstand gerichtet.

„Voilà le prince Kara! Tiens, bon jour, Prince!" schrien sie einem eleganten jungen Mann entgegen. Manche verließen sogar die Staffeleien, um ihn zu umarmen.

„Tu vas bien, Prince? Tu es retourné, Prince?" So ging es eine ganze Zeit, indem sie die Hauptbetonung mehr auf den „Prinzen" als auf das Uebrige legten. Er war ein Abkömmling der Karageorgewitsch aus Serbien. Sein Aussehen war aber mehr das eines „feschen Wieners" als das eines rachsüchtigen Orientalen.

... „Ich schlage vor, in die Bastien-Lepage-Ausstellung zu gehen", sagte Heinrich.

Sambitsch dehnte und streckte sich. „Ich leg' mich aufs Ohr und schlaf' mich aus."

In Paris pflegten einige Wochen vor der Eröffnung des großen Salons die Klubs kleinere Ausstellungen zu arrangiren, die wegen ihres geschlossenen Charakters oft interessanter als die Massenausstellung in dem Industriepalast waren.

Die Ecole des Beaux-Arts führte in jedem Frühjahr die Schöpfungen eines ihrer großen Toten möglichst geschlossen dem Publikum vor Augen. Diesmal waren die Arbeiten des jung verstorbenen Bastien-Lepage ausgestellt.

Sie fuhren auf der Imperiale eines Omnibus bis zu der Place de l'Opéra und schlenderten auf der prachtvollen Avenue de l'Opéra dem Louvre zu. Die Renaissancebauten des Schlosses bildeten ein Geviert, das zum Tuileriengarten geöffnet war. Man konnte die prachtvollen Bäume und Statuen übersehen. Weit in der Ferne tauchte der Arc de Triomphe auf.

„Früher war Das auch zugebaut", erklärte Mauerbrecher wie ein Fremdenführer. „Die Commune hat im Krieg den ganzen Krempel kaput gemacht. Hier

Google

kommt nächstens die Menzel-Ausstellung hin", fuhr er fort. Alle sahen interessirt auf eine provisorische Holzbaracke, in der vorläufig ein Postamt untergebracht war. Diese Menzel-Ausstellung hatte Meissonier gegen eine große Partei chauvinistischer Maler mit vieler Mühe durchgesetzt.

Auf dem Pont des Arts blieben sie stehen und genossen den Rundblick. Stromabwärts an der Seine, die von kleinen Dampfern und Kähnen belebt war, erhob sich der Trokadero und die goldene Kuppel des Invalidendoms; zur Linken beherrschte die Notre Dame das Panorama. Vor ihnen breitete sich das Quartier Latin aus mit den engen Gassen, steilen, geschwärzten Mauern und den hohen Schornsteinen, die gleich Schiffsmasten in den bleiernen Himmel ragten.

*

Endlich kam der Einlieferungtermin für den Salon heran. Die Schüler der Akademie Julien waren aufgeregter denn je. Viele hatten Bilder eingeschickt und selbst die Unbetheiligten wurden von diesem Getriebe mitgerissen.

Sie stürmten in das Sekretariat, um die Empfangsnummern anzugeben, die Jules in einem Register, mit den Namen versehen, den Lehrern übermittelte.

Danach konnten Diese erkennen, welche Bilder von ihren Schülern waren. Auch die Wahl der Jury wurde lebhaft diskutirt. Jeder Franzose, der im Salon ausgestellt hatte, durfte sich mit seiner Stimme an der Wahl betheiligen.

Daß eine Anstalt wie die Juliens, in der seit Jahren sich Unzählige bildeten und Viele eine Berühmtheit im Salon errungen hatten, eine kunstpolitische Macht nicht nur für die Wahl der Jury, sondern auch für die später zu vertheilende Medaille d'Honneur bedeutete, war wohl selbstverständlich. So unterstützten sich Lehrer und Schüler gegenseitig. Die größte Zahl der Stimmen war immer auf der Seite dieser vier Meister.

Bouguereau hatte das Bild Heinrichs in der Spedition, in der es lagerte, angesehen. Er drehte die Hand hin und her, sagte aber auf die ängstliche Frage Heinrichs, ob er Hoffnung auf die Annahme haben dürfe: „Je crois bien."

Trotzdem dehnten sich diese Tage der Erwartung zu Ewigkeiten aus. Heinrichs Freunde thaten Alles, was ihnen möglich war, um die Zeit hinwegzutäuschen, aber das finstere R (für refusé) und das glänzende A (für admis) ging dem Wartenden nicht aus den Sinnen. Schließlich ließ sich sogar Blumenthal überreden, eine Vorstellung im Gedankenlesen zu geben, was er bis dahin stets verweigert hatte, weil er dadurch in eine schwere Krankheit gefallen war.

Da nun aber in der Welt Alles ein Ende hat, kam auch für Heinrich die befreiende Nachricht, daß die Jury sich die Ehre gebe, die Annahme des Bildes ergebenst mitzutheilen. Es gab in ganz Paris keinen glücklicheren Menschen als den Ostpreußen Heinrich Stiemer. Er stolzirte herum wie ein Geck. Einen richtigen pariser Anzug wollte er sich anschaffen. Vor allen Läden blieb er stehen, um vielleicht Einkäufe zu machen; aber vor den Fleischerläden hielt er am Längsten an; die Farbenpracht der Rinderviertel bewundernd, dachte er nun, wieder solche Studien malen zu wollen wie in der Anfangszeit in Königsberg. Er fletschte die Zähne noch mehr, wenn er grinsend die Sticheleien seiner ahnungslosen Freunde über rohe Freßgier über sich ergehen ließ. Er dachte sich sein Theil und ließ seine Freunde ruhig weiterulken.

Jeder Spiegel an den Mauern der Häuser, jedes Schaufenster zeigte ihm

Google

seine eigene schwere Gestalt in ganz anderem Glanze. So sieht ein Mensch aus auf der ersten Staffel seines Ruhmes, sagte er zu sich selbst. Den Rochegrosse wollte er schon einholen. Das machte ihm keinen Kummer mehr.

... Dem Firnißtag zu Ehre hatte Petrus den Himmel von allen Wolken frei gefegt, so daß er aus klarem Blau auf das Gewürm dieser Erde, das seinen Lebensweg ruhig weiterkrabbelte, mitleidig lächelnd herunterfah und überall hellen Frühjahrssonnenschein verbreitete.

Auf den Champs Elysées waren über Nacht aus den klebrigen dicken Knospen der Kastanien Blätter sammt den Blüthen herausgeplatzt; an den Gesträuchen sprossen zarte grüne Blättchen hervor; die Natur arbeitete mit aller Macht an ihrem Frühlingsgewand.

Heinrich betrat mit gewichtigen Schritten die Treppe, die zu den Ausstellungsälen führte; oben angelangt, hielt er Umschau. Rahmen an Rahmen, oft von unheimlicher Größe, hingen dicht an einander. Himmelhohe Leitern, auf denen Arbeiter in schwindelnder Höhe an den Decken noch Bilder befestigten.

„Die armen Kerls, die da oben hängen", dachte Heinrich.

Zwischen Blousenmännern, die Bilder firnißten, wandelten Herren und Damen. Vor einzelnen Gemälden wurde heftig disputirt. So wenig Blick er für Toiletten hatte: er konnte doch sehen, daß die Mode während des Frühjahres anders geworden war. Der Cul war fort, und die Kleider hingen lose um den Körper; schier nackend erschienen ihm diese Frauen, weil während des Gehens die Oberschenkel sich deutlich in den Kleidern modellirten. Alle diese Gruppen der Besucher waren von Staub umwirbelt, da die energische Reinigung erst morgen, für den offiziellen Eröffnungtag, vorgenommen werden sollte.

Dann machte er sich auf die Suche nach seinem Bild. Er sah ringsum auf die Cimaise, ob es vielleicht schon in diesem Saale hing; dann durchwandelte er einen nach dem anderen. Sie schienen unzählig zu sein. Auch mancher Mitschüler suchte. Jourdan kam zu ihm heran und fragte mit eigenthümlichem Ausdruck: „As-tu déjà vu ta machine?" Auf seine Verneinung ging er wieder, komisch lächelnd, fort.

Endlich schien er im letzten Saal zu sein. Und immer noch hatte er nicht gefunden. Dann machte er die Runde zurück und musterte auch schon die höher hängenden Bilder.

Der Schweizer Mauerbrecher traf ihn. Der, schon gewitzigter, erklärte, daß die Säle nach dem Alphabet geordnet seien und sein Saal nach dem Ausgange zu liegen müsse.

Ein ganz großer Saal beherbergte Bilder für „S" und „R". Hier mußte es sein. Dem Ostpreußen schlug das Herz bis zum Halse.

Mauerbrecher bekam einen Ruck in seinem ganzen Körper. Mit weit hintenüber gebogenem Kopf zeigte er wortlos ganz hoch empor. „Donnerwetter nochmal! Donnerwetter!" fluchte Heinrich.

Ganz oben an der Decke, klein wie eine Briefmarke, hing sein Bild. Unter ihm ein Riesenschinken, ein sechsstöckiges Haus in voller Lebensgröße darstellend, an dem noch, auf Gerüsten und eisernen Schienen, gearbeitet wird: „Le travail" von Roll.

Er wiederholte nur immer mechanisch den Fluch; und stand rathlos.

Lovis Corinth.

Google

1908.

„Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!“: so tönte es diesmal in den hellen Klang des Zügenglöckleins hinein, das dem Jahr 1908 auf seinem letzten Gang das Geleit gab. Ein politisches Jahr: deshalb wars so häßlich. Die wirthschaftliche Entwickelung läßt sich von der staatlichen nicht völlig trennen; trotzdem sind die Beziehungen der beiden Staatskörpertheile nicht immer so eng, daß sich direkte Einwirkungen der Politik auf die Wirthschaft feststellen lassen. Das würde anders, wenn eine der Errungenschaften des verflossenen Jahres, der wirthschaftliche Boykott als Waffe im politischen Kampf, sich einbürgerte. Zunächst hat sich die Türkei dieses Mittels gegen Oesterreich bedient. Ein Stück aus den Wirren der Orientalischen Frage, die, als unwillkommene Gabe, mit in das neue Jahr hinübergenommen wird. Balkansorgen lagerten, wie schwere Wolken, über Handel und Wandel. Wie eine harmlose Episode muthet heute der Königsmord in Portugal an, der, im Februar, den Börsen einen argen Schreck einjagte. Aber man ging ziemlich rasch zur Tagesordnung über. An portugiesischen Papieren war ja nicht viel zu verlieren. Schlimmer als das Drama von der Calle Mayor war die Gefahr, die von Marokko her drohte und in dem Legionärzwist von Casablanca nachzitterte. Dann Makedonien; und der Verfassungrummel in Persien und in der Türkei. Der Khalif hat sein Wort besser gehalten als der Schah. Das türkische Parlament ist mit einer Thronrede Abd ul Hamids eröffnet worden; und der Deutsche Reichstag hat dem „Hohen Hause“ am Bosporus seinen Gruß entboten. Wäre damit die Feuersbrunst auf dem Balkan gelöscht, so hätte man in stiller Beschaulichkeit die Silvesterbowle trinken können. Aber der verhängnißvolle fünfte Oktober wirft seine Schatten ins neue Jahr. Die Annexion Bosniens und der Herzegowina, die Erklärung der Unabhängigkeit Bulgariens: noch lagert da unerledigtes brenzliges Aktenmaterial. Die Balkankonferenz soll erst die Entscheidung bringen, ob die Thore des Janustempels geöffnet bleiben. Ob in der Zeit, da der Saft in die Bäume schießt, Kanonendonner den „holden Lenz“ begrüßen wird. Serbien und Montenegro schüren das Feuer; Oesterreich bestellt, als Weihnachtgabe, neues Geschützbespannungmaterial bei deutschen Fabriken; Rußland höhnt Iswolskij und wartet auf den Rücktritt Aehrenthals. John Bull aber rüstet sich gegen die deutsche Invasion. An der Küste des Großen Ozeans sind Zwei, versöhnt, einander in die Arme gesunken: die Gefahr einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Bruder Jonathan und den Japs ist, dank der „Geschicklichkeit“ des Deutschen Michels, beseitigt worden. „Im eignen Haus siehts böse aus.“ Lord Tweedmouth und der Daily Telegraph sind zu Popanzen der deutschen Kinderstube geworden; leider auch zu Nationalgespenstern, die man nur heraufzubeschwören braucht, um jegliche Hochmuthsregung zu lähmen. Vielleicht gesellt sich später einmal die Finanzreform dazu, die, „auf Neu gearbeitet“, sich 1909 dem Reichstag wieder präsentiren soll. In der Kommission werden ihr Arme und Beine abgesäbelt und sie darf es als besonderes Glück betrachten, wenn man ihr nicht auch noch den Kopf vom Rumpfe trennt. Was in der äußeren und inneren Politik sich abgespielt hat, war manchmal also zum Lachen und manchmal zum Weinen; und daß unsere Wirthschaft ohne sichtbaren Schaden davongekommen ist, wirkt fast wie ein Wunder. 1908 war für sie eben besser als 1907. Wenigstens einmal eine günstige Kontrastwirkung.

Google

Die amerikanische Finanzkrisis, die das Bauwerk der Wirthschaft hüben und drüben in seinen Grundmauern erschüttert hatte, war schon in der ersten Hälfte des Jahres 1908 minder heftig geworden. Allmählich wagte sich das Kapital wieder aus den Schränken des geängsteten Publikums und floß in die Adern des geschäftlichen Lebens zurück. Die Truftgesellschaften und Nationalbanken, die im Herbst 1907 beinahe an Blutleere gestorben waren, konnten sich wieder erholen. Die schwindelhaft hohen Zinsensätze des newyorker Marktes schrumpften zu normaler Höhe zusammen; und der wüthende Goldhunger wich einer wohlthuenden Apathie. Im März nahm die größte Depositenbank der Vereinigten Staaten, die Knickerbocker Trust Company, ihre Geschäfte wieder auf. Natürlich kam der Uebergang von der Depression zur Gesundung nicht von heute auf morgen; und während der Rekonvaleszenz gab es noch manchen lokalen Rückfall. Die Insolvenzen der New Amsterdam Nationalbank und der Mechanics and Traders Bank in New York; die Zahlungeinstellungen der Orientalbank und der Home-Bank in Brooklyn: da sind ein paar Proben. Diese Rezidive fielen aber alle noch ins erste Viertel des neuen Jahres. An Roosevelts Feldzug gegen die Trusts wurde man durch die neuen Prozesse gegen Rockefeller und die Standard Oil Company und durch das Verschwinden des Eistruftmagnaten Morse erinnert. Die Beseitigung des Einflusses der amerikanischen Kapitalriesen blieb eben so frommer Wunsch wie die Unterdrückung der Korruption, von der umfangreiche Betrügereien eines Kassirers der Alleghany-National-Bank in Pittsburg einen netten Begriff gaben. Im Ganzen zeigte sich drüben eine gewisse Zurückhaltung, die auch in den Vorbereitungen der Präsidentenwahl und in der Ungewißheit ihres Ausganges begründet war. Die Industrie arbeitete mit halber Kraft; der Stahltrust ging nur langsam daran, die zum Theil gelöschten Hochöfen wieder anzublasen. In den Fabriken ruhten die Betriebe zur Hälfte und Arbeiterentlassungen waren an der Tagesordnung. Die Auswanderung nach Amerika nahm ständig ab. Erst in den letzten Wochen des Jahres, als Taft gewählt war, stiegen die Auswanderungziffern wieder. Seit dem dritten November ist ein sichtbarer Umschwung in der wirthschaftlichen Konjunktur der Vereinigten Staaten eingetreten. Jetzt erst scheint die Depression überwunden. Dicke Rauchwolken lagern über den Industriestätten des Westens, Pittsburg, Chicago, Boston, Milwaukee; neues Leben ist in den Hochöfen und Walzwerken, in den Dynamos und Turbinen erwacht. Harriman und Morgan sind wieder obenauf. Die „Vaterlandsverräther" von vorgestern. George Gould hat abdanken müssen. Seinen Bahngesellschaften fehlte es an Geld und neues Kapital war nicht aufzutreiben, weil das Publikum sich gegen die Reize neuer Eisenbahnpapiere unempfindlich zeigte. Die zum System Goulds gehörigen Bahnen (Great Northern, Western Maryland, Wabash and Pittsburg) mußten sich insolvent erklären. Das selbe Schicksal traf die Erie-Bahn. Helfer in der Noth wurden natürlich Hariman und Morgan. Von neuen amerikanischen Emissionen hat man, unter den geschilderten Verhältnissen, nur wenig gehört. Die Pennsylvaniabahn brachte 40 Millionen Dollars vierprozentige Bonds heraus und die Canada-Pacific-Bahn erhöhte ihr Aktienkapital um 50 Millionen. Nun erwartet man allerlei Reformen. Der Zolltarif soll revidirt und ermäßigt werden. Andrew Carnegie, der Stahlkönig von Pittsburg, ist als Vorkämpfer des Freihandels aufgetreten. Zuerst sollen die Stahlzölle herabgesetzt werden. Und Thomas Lawson macht gegen den Stahltrust, das „blutdürstigste

Go gle

Ungeheuer der Welt", mobil. Im Herbst predigte der wackere Bostoner die Hausse; zur Weihnacht bescherte er der Christenwelt eine innige Katastrophenpredigt.

Aber Amerika denkt nicht daran, sich in kritische Situationen zu begeben. Der internationale Geldmarkt hat Ruhe vor den amerikanischen Finanzwechseln gehabt. Goldjäger war im vorigen Jahr Deutschland. Die Deutsche Reichsbank zog das gelbe Metall mit einer Macht an, wie man sie in früheren Zeiten kaum je erlebt hat. Die Tage der Rekordzinssätze waren vorüber. So konnte man in Muße daran gehen, die Goldvorräthe aufzufüllen, um der „Kritik" gerecht zu werden. In England war der amtliche Wechselzinsfuß, der Ende 1907 noch 7 Prozent betragen hatte, am achtundzwanzigsten Mai auf 2½ Prozent ermäßigt worden. Auf diesem Niveau hat er sich bis heute gehalten. Die Bank von Frankreich war schon am dreiundzwanzigsten Januar wieder im Besitz ihres normalen Diskontsatzes von 3 Prozent; und die Deutsche Reichsbank verließ die Rekordhöhe von 7½ Prozent und ging, in ein- bis zweimonatigen Etapen, bis auf 4 Prozent zurück. Dieser Satz hat bis zum Jahresende gegolten, so daß der Jahresdurchschnitt 4,77 Prozent (gegen 6,03 im Jahr 1907) beträgt. Der Privatdiskont erreichte seinen niedrigsten Stand von 2¼ Prozent Mitte November und wird, im Durchschnitt des Jahres, nicht erheblich über 3½ Prozent hinausgekommen sein, so daß er um mehr als 1½ Prozent hinter dem vorjährigen Durchschnitt zurückbleibt. Die Reichsbank konnte ihre Position wesentlich kräftigen; allerdings auf Kosten der Dividende. Aber an die darf man bei einem so „gemeinnützigen" Unternehmen überhaupt nicht denken. Der Metallbestand des Centralnoteninstituts ging seit Mitte Mai des Jahres nicht mehr unter 1 Milliarde zurück und war am Höchsten bei 1144 Millionen Ende September. Im Jahr 1907 betrug der durchschnittliche Metallvorrath nur 843 Millionen, während die Höchstgrenze schon mit 985 Millionen erreicht war. Am dreißigsten November 1907 war der niedrigste Regelstand (678 Millionen). Im Jahr 1908 zeigte der Ausweis vom dreißigsten November Metall im Betrage von 1087 Millionen. Im Jahr 1907 wurde die Steuergrenze fünfundzwanzigmal überschritten, im Jahr 1908 nur fünfzehnmal, so daß die zu zahlende Notensteuer im Ganzen wohl um 3 Millionen Mark hinter der Summe von 5,60 Millionen des Jahres 1907 zurückbleiben wird. Auch in der Veränderung der Anlagekonten des Institutes zeigte sich die geringere Belastung des Geldmarktes. Nur das Reich hat mit seinen Accepten die Bank so stark in Anspruch genommen, daß der Effektenbestand eine Rekordhöhe von mehr als 350 Millionen erreichte. Weder die Wechselanlagen noch die Lombarddarlehen hatten im Jahr 1908 solche Bedeutung wie das Effektenportefeuille. Die Ursachen sind bekannt: die mangelhafte Struktur der Reichsfinanzen und die kläglichen Versuche, dem Reichshaus eine festere finanzielle Grundlage zu geben. Die Geldplethora aber war nicht nur durch das Nachlassen der amerikanischen Spannung und durch die geringeren Ansprüche der Industrie bewirkt, sondern zum Theil auch durch die Zunahme der Goldproduktion. Die Goldausbeute im Transvaal, zum Beispiel, die 1907 schon von 24½ auf 27½ Millionen £ gestiegen war, wird für 1908 auf 29 Millionen £ geschätzt. Die Produktionländer lieferten also mehr und die Wirthschaft brauchte weniger Gold; der so entstandene Ueberfluß bildet eine Reserve für das Jahr 1909. Das gehört mit zur „finanziellen Kriegsbereitschaft", von der 1908 mehr gesprochen wurde, als vor der Thatsache, daß das Ausland mit geschärften Sinnen den deutschen Stimmungen

Google

lauscht, verantwortet werden konnte. Die Bankenquete hat die kommenden Berathungen über die Verlängerung des Reichsbankprivilegs vorbereitet. Ihre positiven Ergebnisse sind nicht bekannt geworden. Wahrscheinlich bergen sie keine überraschenden Neuheiten. Jedenfalls gehört ein Depositengesetz nicht zu den Geheimnissen der Enquete. Die Bankdirektoren brauchen sich darüber also keine Sorge zu machen.

Mit einer fast beängstigenden Intensität suchten die deutschen Bundesstaaten, Preußen an der Spitze, die Chancen billigeren Geldes für ihre Anleihegeschäfte vorwegzunehmen. Denn im Januar war der Reichsbankdiskont noch immer 6½ Prozent: und gerade in diesem Monat regnete es förmlich deutsche Anleihen. Schon am vierten Januar erschien Herr von Rheinbaben mit seiner berühmten „Schuldbuchanleihe". Appell an das Kapital, ohne Mitwirkung des sonst obligaten Preußenkonsortiums. Eine Anleihe à discrétion. Das Kapital sollte die Höhe des Anleihebetrages selbst bestimmen. Das war dernier cri. Dazu eine Staffelung des Zinsfußes à la Goschen-Konsols. Die ersten zehn Jahre 4 Prozent, dann 3¾ und zuletzt 3½. Alles funkelnagelneu für Preußen-Deutschland. 181 Millionen wurden gezeichnet. Die erste Notiz, am fünften November, meldete 100,50. Zum Schluß 101,25. Im April kamen Reich und Preußen mit 850 Millionen. Da erschienen, seit 1897, die ersten vierprozentigen Konsols (400 Millionen), dazu vierprozentige Schatzanweisungen: 200 Millionen (davon wurden am zwanzigsten Juni 100 Millionen zu 99,40 aufgelegt) und eine vierprozentige Reichsanleihe: 250 Millionen. Der Zeichnungpreis betrug 99,30 und 99 50 Prozent. Und die Ueberzeichnung der ersten 650 Millionen war mäßig. Man stand noch unter dem Druck des würgenden Zinsfußes vom Winter 1907; und der Ausgabekurs verlangte Konzessionen. Die zweite Hälfte des Jahres brachte dann den Ausgleich: vierprozentige Konsols und Reichsanleihe gingen zu 102½ Prozent (3 Prozent über dem ersten Preis) ins neue Jahr. Bis Mitte April waren für rund 1300 Millionen Mark neue deutsche Staatsanleihe emittirt. Mehr als das Doppelte des Jahres vorher. Und von den Emissionen des ersten Halbjahres, im Nominalbetrag von 2267 Millionen (gegen rund 1100 Millionen im Jahr 1907), entfiel der größte Theil auf festverzinsliche Papiere. Der vierprozentige Typus für öffentliche Anleihen und der 4½prozentige Zinsfuß für Obligationen, bei niedrigen Ausgabekursen, war eine Konzession, die dem Kapital gemacht werden mußte, obwohl die Geldsätze sich ermäßigt hatten. Wenn der Kapitalmarkt erst einmal auf einen neuen Rententypus eingeschworen ist, läßt er sich billigere Bedingungen nicht gefallen. Daraus erklärt sich der Widerspruch, der zwischen der Entwickelung der Zinsensätze auf dem Geld- und auf dem Kapitalmarkt während des ganzen Jahres herrschte. Ein Novum war die Deutsche Schutzgebietanleihe, von der 30 Millionen zu 99 Prozent zur Zeichnung aufgelegt wurden. Auch daran muß man sich langsam gewöhnen.

Das Ausland hat den deutschen Geldbeutel nur mäßig in Anspruch genommen. Die Türkei erledigte verschiedene Vorschußgeschäfte mit der Deutschen Orientbank und der Deutschen Bank. Oesterreich und Ungarn brachten neue vierprozentige Kronenrenten heraus und stritten sich, bis zum Jahresende, über die Frage der Banktrennung Positivere Erfolge als auf diesem Gebiet wurden in der Eisenbahnverstaatlichung erzielt. Staatsbahngesellschaft, Nordwestbahn und Südnorddeutsche Verbindungbahn waren die Objekte der „Fiskalisirung" im Jahre 1908. Die Diskontogesellschaft und Bleichröder übernahmen 70 Millionen Francs vierprozentiger

Google

Rumänen. Ein unschuldigeres Vergnügen als die Emission einer Sao Paulo-Anleihe (zur Besiegelung des Fiaskos der berüchtigten Kaffeevalorisation), die in Berlin, nach „starker Ueberzeichnung“ (von wem?), als einer der letzten „Emissionerfolge“ des Jahres gebucht wurde. Eine fünfprozentige Buenos-Aires-Anleihe von 750 000 £ hatte in Berlin ein besseres Schicksal als eine fünfprozentige brasilianische Anleihe von 4 Millionen £ in London. Von der mußten nämlich die Garanten ganze 90 Prozent übernehmen. Poor John Bull! Rußland hat uns seine neue Anleihe von 450 Millionen Rubeln noch kurz vor Jahresschluß in Aussicht gestellt. Man erwartet die offizielle Anzeige jeden Tag, ohne Erregung und ganz ohne Furcht, daß das Zarenreich, gleich nach der Anleihe, Pleite machen könne. Die Bankerotpropheten sind in den chorus mysticus versetzt.

Die Banken haben an den Anleihegeschäften der Staaten, Gemeinden und Industriegesellschaften mehr verdient als gewöhnlich in solchen Fällen. Die Bonifikation betrug meist 1 Prozent; und der niedrige Ausgabekurs sicherte die glatte Unterbringung der neuen Pap'ere und bot Chancen für den eigenen (späteren) Verkauf. Was an Wechsel- und Kontokorrentzinsen weniger eingenommen war, wurde durch die niedrigeren Passivzinsen, die die Banken selbst zu zahlen hatten, und durch die guten Erfolge des Effektengeschäftes ersetzt. Die industriellen Kredite wurden, in der Form von Obligationen und Aktien, auf das Publikum abgewälzt. Die Banken reinigten auf diese Weise ihre Debitorenkonten; die Industriegesellschaften verringerten die Kreditoren. Die starken Verluste an Effekten und Außenständen, die 1907 bei mehreren Instituten hohe Rückstellungen und Abschreibungen erfordert hatten, fehlen diesmal; an ihre Stelle sind hier und da sogar Gewinne getreten. Die Abnahme der Kreditoren und Depositen (eine Folge der Ermäßigung des Zinsfußes, die Spargeld aus den Konten der Banken dem Anlagemarkt wieder zutrieb) hat der Verschönerung des Status eben so gedient wie der Rückgang der Acceptverbindlichkeiten, der mit der Verringerung der industriellen Kreditansprüche zusammenhängt. Im Ganzen dürfen die großen Finanzinstitute mit dem Ergebniß des Jahres 1908 zufrieden sein. Die Dividenden haben keine Einbuße zu befürchten. Auch der Schaaffhausensche Bankverein wird keine Enttäuschung bringen, trotz dem Reinfall mit der Dresdener Bank, dem Rückgang der Dividende von Erkelenz (von 4 auf 1 Million) und dem Fiasko mit der Solinger Bank. Das war eine der Insolvenzen des vergangenen Jahres, die weniger Grund zur Heiterkeit boten als die Auflösung der Gemeinschaft zwischen Dresdener Bank und Schaaffhausen. Von einem Drang zu neuer Konzentration war im Reich der Großbanken nichts mehr zu spüren. Um so lebhafter ging es in der Provinz zu. Die Leiter der bayerischen Institute gehen wacker auf die Dörfer, um sich Vorposten für den Pfandbriefabsatz zu sichern. Vernunft ist hier schon längst Unsinn geworden. Das haben einzelne Bankherren wohl erkannt; aber sie müssen den tollen Tanz mitmachen, um nicht überrannt zu werden. Das stärkste Temperament in der Provinz ist die Magdeburger Privatbank. Die will im Blitzzugtempo Großbank werden. Im vorigen Jahr gliederte sie sich die Wechslerbank in Hamburg und die Erfurter Bank an, erhöhte ihr Kapital um 8½ Millionen und wandelte den Weimarer Vorschuß- und Sparverein in eine Aktiengesellschaft mit 3 Millionen Kapital um. Kapitalerhöhungen gab es auch bei der Berliner Handelsgesellschaft (10 Millionen), der Deutschen Nationalbank in Bremen (6), der Westfälischen Bankkommandite Ohm,

Google

Hernekamp & Co. (3), der Rheinischen Hypothekenbank (5,40), der Süddeutschen Bodenkreditbank (3), der Vereinsbank in Nürnberg (3 Millionen). Die Absicht, die berliner Bankfirma Abel & Co. in die Hessische Bank in Darmstadt aufgehen zu lassen, wurde nicht ausgeführt; andere Privatbankgeschäfte aber verschwanden im Rachen des Molochs Aktienbank. Das angesehene Bankhaus Doertenbach in Stuttgart wurde in eine Aktiengesellschaft mit 4 Millionen Kapital umgewandelt und der Hessische Bankverein entstand durch die Verschmelzung zweier Privatfirmen. Die Diskontogesellschaft übernahm ein kleines berliner Bankgeschäft und der Schaaffhausensche Bankverein begann eine Serie von berliner Depositenkassen mit der Uebernahme der alten Bankfirma Blumberg & Golmick. Insolvenzen und Defraudationen sorgten für eine Decentralisirung des Bankenkapitals. Die Solinger Bank, die Deutz-Kalker Volksbank, das Bankgeschäft Siegmund Friedberg in Berlin, die Bankfirma Gebrüder Klopfer in München, das Bankhaus Gebrüder Oppenheim in Mainz (das von der Bankfirma Bamberger & Co. in Mainz übernommen wurde), die Bonner Bank für Handel und Gewerbe und die Firma J. F. Hagemann in Hildesheim: da sind die „Toten des Jahres". Durch ungetreue Beamten wurden die Mitteldeutsche Kreditbank (500 000 M.) und die Dresdener Bank (200 000 M.) geschädigt. Das Spekuliren der Angestellten soll wieder mal bekämpft werden; aber da wird wohl Alles beim Alten bleiben. Die Manipulationen des Herrn Rochette in Paris und der Zusammenbruch seines Bankhauses (mit 100 Millionen Passiven) wirkten monumental im Vergleich mit den deutschen Insolvenzen.

Daß der Kapitalbedarf der Industrie nachgelassen habe, sagte ich schon. Besonders ungünstig war die Lage des Montangewerbes. Tas Kohlensyndikat hielt bis zuletzt an seinen Hochkonjunkturpreisen fest, und als schließlich die Ermäßigung kam, wars zu spät und zu wenig. Nur der Eisenindustrie wurde, durch die Herabsetzung der Preise für Hochofenkoks und Kokskohlen, ein gewisses Entgegenkommen gezeigt. Das Eisengewerbe war 1908 aber auch in besonders unbequemer Lage; daher die steten Preisermäßigungen. Schließlich ist der Konsum durch die niedrigen Preise wohl etwas angeregt worden; aber bei stark gesunkenen Preisen können die Hochofenwerke natürlich niemals auf ihre Rechnung kommen. Die Auflösung des düsseldorfer Roheisensyndikates gab der Konjunktur den letzten Stoß. Wenn auch das siegerländer und das luxemburger Syndikat erhalten bleiben (nach vielen Mühen), so fehlt dem Eisenmarkt doch die eigentliche Stütze, wenn es nicht gelingt, das Roheisensyndikat wieder zusammenzuleimen. Die Aussichten sind leider schlecht. Auch die Hoffnung, eine Syndizirung des Stabeisens zu erreichen, ist nach den vergeblichen Versuchen des Jahres 1908 gesunken. Neben so unerfreulichen Erscheinungen kam die endgiltige Erledigung der Hiberniasache und der Hüttenfrage (zu Gunsten der Hüttenzechen) kaum zur Geltung. Von Fusionen hörte man nicht viel. Alle überragte die Vereinigung Deutsch-Lux mit Luise Tiefbau, die von einer Kapitalsvermehrung um 26 Millionen begleitet war. Der Vorschlag, den Bergisch-Märkischen Bergwerkverein mit der Bergbaugesellschaft Friedrichsegen zu verbinden, wurde einstweilen abgelehnt. Wo Kapitalsvermehrungen beschlossen wurden, dienten sie im Wesentlichen zur Ablösung von Bankschulden; die wurden dann durch 4½ prozentige Obligationen ersetzt. Viel besprochen wurde die erste Ausgabe neuer Aktien bei der Laurahütte (9 Millionen), die mit einer Ablösung der Gründerrechte verbunden war. Harpen gab 7,80 Millionen neue Aktien aus, um

Google

die Zechen Victoria und Kobold zu erwerben. Der Bochumer Verein nahm eine Anleihe von 10 Millionen zum Ausbau des Grubenfeldes Teutonia auf. Die Dortmunder Union unifizirte ihre Anleiheschulden mit Hilfe einer neuen Emission von 18 Millionen Mark Obligationen; und die Firma Friedrich Krupp in Essen gab eine neue vierprozentige Anleihe im Betrag von 50 Millionen aus. Die Dividenden der Juligesellschaften zeigten, daß der Konjunkturrückgang kein leerer Wahn ist. Bochumer gaben 15 (16⅔), Phönix 11 (17), Rheinische Stahlwerke 11 (15), Hoesch 14 (18), Hohenlohe 9 (11), Haspe 7½ (12), Rombacher 9 (14), Westfälische Drahtwerke 10 (28) Prozent. Die Schwierigkeit der geschäftlichen Verhältnisse wurde auch durch die Auflösung mancher Interessengemeinschaften erkennbar. Die haben eine Belastungprobe vielfach nicht ausgehalten. Die Oberschlesische Eisenbahnbedarfsgesellschaft trennte sich von der Firma Steffens & Nölle in Berlin; und die beiden Koppelfirmen, Orenstein & Koppel und Arthur Koppel, wollen einander verlassen oder sich vermählen. Den letzten Anstoß dazu gab der Defraudant Fritz Kluge, der bei Arthur Koppel eine Reihe kostspieliger Geniestreiche verübt hat In der Maschinenindustrie hat der Drang nach Konzentration erst im vorigen Jahr begonnen (Benrather Maschinenfabrik-Märkische Maschinenbauanstalt-Duisburger Maschinenbauanstalt). Daß im Kalisyndikat ein fauler Friede geschlossen wurde, muß erwähnt werden. Faul zwar, immerhin aber der ersehnte Friede.

Der Elektrizitätindustrie ging es noch gut. Die großen Firmen, besonders die A E-G, präsentirten sehr erfreuliche Abschlüsse. An großen Finanztransaktionen fehlte es nicht. Die B E-W gaben für 32½ Millionen neue Papiere aus; die A E-G emittirte 4½prozentige Obligationen im Betrage von 15 Millionen; so that auch Schuckert; Siemens & Halske erhöhten das Aktienkapital um 8½ Millionen; Bergmann (vielleicht etwas zu eilig) um 7 Millionen; Lahmeyer gaben Obligationen und Aktien (zusammen 10 Millionen) aus; eben so die Elektrizität-Lieferungsgesellschaft. Die Deutsch-Ueberseeische brachte eine fünfprozentige Anleihe von 25 Millionen. Neue Kraft- und Kraftübertragungwerke (Laufenburg mit 18 Millionen Francs Kapital) wurden gebaut und auf die Elektrifirung der Stadt-, Vorort- und Fernbahnen (Baden) große Hoffnungen gesetzt. Der Bau der hamburger Stadtbahn wird von der A E-G im Bunde mit Siemens & Halske ausgeführt. Die Elektro-Treuhandgesellschaft soll der elektrotechnischen Industrie den Pfad zu neuen Aufträgen zeigen. Eine weite Perspektive eröffnet sich der Gewinnung von Salpeter aus dem Stickstoff der atmosphärischen Luft. Diesen neuen Weg werden Elektrotechnik und Chemie gemeinsam gehen. Die Gründung der Bayerischen Stickstoffwerke in München, an der die Cyanid-Gesellschaft in Berlin und Siemens & Halske betheiligt sind, soll den neuen Industriezweig möglichst schnell zu Blüthe und Frucht bringen. Die Badische Anilin- und Sodafabrik hat, zu einem ähnlichen Zweck, eine neue 4½prozentige Anleihe im Betrag von 15 Millionen aufgenommen Die Vereinigung der Höchster Farbwerke, die ihr Aktienkapital um 10½ Millionen erhöhten, mit der Aktiengesellschaft Kalle & Co. in Biebrich durchbrach die neue Regel, nach der die Form der Interessengemeinschaft schon wieder veraltet sein soll. (Oder wurde Karl Fürstenberg mißverstanden?) Werden Lloyd und Hapag sich einmal die Hände reichen? Das vorige Jahr war ein Bußjahr für Beide. Vermehrung der Schulden um 25 und 20 Millionen zu 4½ Prozent und Verkürzung der Einnahmen; eine so beträchtliche, daß beide Gesellschaften wahr-

Google

scheinlich dividendenlos bleiben werden. Nun hofft man aufs nächste Jahr. Das soll wieder normale Auswanderung bringen, da Amerika nicht mehr down, sondern up geht.

Die Börse hat Politik und wirthschaftlichen Niedergang ganz gut überstanden. Auch die am ersten Juni 1908 Ereigniß gewordene Börsennovelle schadete ihrem Wohlbefinden nicht, obwohl man sich, nach all dem Ringen und Würgen, auf ein nützlicheres Produkt gefaßt gemacht hatte. Man freut sich des wiedergewonnenen Terminhandels und läßt die Getreidebörse in ihrer Trauer allein. Jakob Placzek aber, einer der letzten Börsenspekulanten größten Stils, konnte sich über das Ende des von ihm bitter gehaßten Börsenregisters nicht mehr freuen; denn er starb im Herbst dieses Jahres, ohne, seit seiner freiwilligen Verbannung aus den Börsenräumen (eben wegen des Börsenregisters), das Hitzighaus wieder betreten zu haben. Eine kleine Tabelle zeigt die Kurse am ersten Tag des Jahres und am Tag der offiziellen Annexion Bosniens und der Herzegowina:

	2. Januar 1908	5. Oktober 1908	19. Dezember 1908	Differenz
Diskontokommandit	170,60	177,90	179,40	+ 8,80
Darmstädter Bank	125,60	128,—	128,25	+ 2,65
Deutsche Bank	228,50	238,40	240,25	+ 11,75
Dresdener Bank	137,60	147,40	147,25	+ 9,65
Bochumer	189,20	224,10	218,40	+ 29,20
Phoenix	167,25	180,10	172,90	+ 5,65
Rheinstahl	160,10	171,40	162,40	+ 2,30
Gelsenkirchen	183,—	192,50	188,50	+ 5,50
Deutsch-Lux	141,—	157,75	153,90	+ 12,90
A E-G	196,50	224,75	218,25	+ 21,75
Siemens & Halske	173,75	202,75	204,30	+ 30,55
Lloyd	104,60	82,40	88,90	— 15,70
Packetfahrt	116,25	104,40	110,30	— 5,95
3% Reichsanleihe	83,10	83,60	85,30	+ 2,20
3½% Reichsanleihe	94,—	92,50	94,50	+ 0,50
4% Russen von 1902	80,25	81,90	83,70	+ 3,45
4½% Russen von 1905	93,50	96,10	97,10	+ 3,60

Das neue Jahr hat manche Frage zu beantworten. Wirds Krieg geben oder wird uns der Friede erhalten bleiben? Und wie tief werden die neuen Steuerlasten ins wirthschaftliche Leben einschneiden? Daß die Flüssigkeit des Geldes der industriellen Thätigkeit aufhelfe, ist ein Wunsch, der nicht vor der Schwelle des neuen Jahres Halt machte. Denn daß es der Industrie schlechter geht, ist eine nicht zu leugnende Thatsache. Schlechter; nicht: schlecht. Und es giebt kluge Bankleute, die sogar für 1909 wieder einen „Aufschwung" hoffen. Auch Pessimisten freilich; in Fülle sogar. Die nächste Kursgestaltung wird davon abhängen, ob die Börse, wenn sie die ersten mageren Januardividenden sieht, einen Schreck bekommen oder sagen wird, diese weniger günstigen Resultate seien von ihr ja schon in den Kursen ausgedrückt; ob sie also standhaft bleiben oder die Kurse herabdrücken wird. Im Uebrigen aber hat der Staatssekretär Dernburg ja den Weg gezeigt, auf dem man in kurzer Zeit aus aller Misere herauskommen kann. In den Diamantengründen von Südwestafrika liegt unsere Zukunft. Wer wollte da an dem Heil verzweifeln?

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 9. Januar 1909.

Erdbeben.

Dichtung und Wahrheit.

„Italien ohne Sizilien macht gar kein Bild in der Seele: hier ist der Schlüssel zu Allem.“ Goethe spricht. Am zweiten Apriltag des Jahres 1787 kommt er von Neapel und sieht aus entzücktem Auge die Königin der Inseln. Ueber den Buchten, Landzungen, Vorgebirgen blaut ein klarer Duft alle Schatten. Die von hinten erleuchteten Baumwipfel wogen vor den dunklen Gebäuden hin und wieder wie große Massen vegetabilischer Johanniswürmer. Die Luft ist mild, warm und wohlriechend, der Wind lau. Mit Zitronenhecken, Oleander, Maulbeerbäumen im ersten Grün, Ranunkeln und Anemonen empfängt die Königin ihren Gast. Der dünkt sich in einem Paradies. Bei Girgenti hat er einen so herrlichen Frühlingsblick wie nie durchs ganze Leben. „Der Lein ist schon reif. Der Akanth hat seine prächtigen Blätter entfaltet. Salsola fruticosa wächst üppig. An den Feigen waren alle Blätter heraus und die Früchte hatten angesetzt. Sie werden zu Johanni reif; dann setzt der Baum noch einmal an. Die Mandeln hingen sehr voll; ein gestutzter Karubenbaum trug unendliche Schoten. Die Trauben zum Essen werden an Lauben gezogen, durch hohe Pfeiler unterstützt. Melonen legen sie im März, die im Juni reifen. In den Ruinen des Jupitertempels wachsen sie munter ohne eine Spur von Feuchtigkeit. Eine Strecke, nachdem wir Girgenti verlassen, fing der fruchtbare Boden an. Es sind keine großen Flächen, aber sanft gegen einander laufende Berg- und Hügelrücken, durchgängig mit Weizen und Gerste bestellt, die eine ununterbrochene Masse von Fruchtbarkeit dem Auge darbieten. Der diesen Pflanzen geeignete Boden wird so genutzt und so geschont,

Google

daß man nirgends einen Baum sieht; ja, alle die kleinen Ortschaften und Wohnungen liegen auf Rücken der Hügel, wo eine hinstreichende Reihe Kalkfelsen den Boden ohnehin unbrauchbar macht." Ueber Catania und Taormina gehts nach Messina. Da gabs „gleich beim Eintritt den fürchterlichsten Begriff einer zerstörten Stadt; denn wir ritten eine Viertelstunde lang an Trümmern vorbei, ehe wir zur Herberge kamen, die, in diesem ganzen Revier allein wieder aufgebaut, aus den Fenstern des oberen Stocks nur eine zackige Ruinenwüste übersehen ließ. Außer dem Bezirk dieses Gehöftes spürte man weder Mensch noch Thier; es war nachts eine furchtbare Stille." Belebt und angenehm ists nur außerhalb der eigentlichen Stadt. „Nach dem ungeheuren Unglück, das Messina traf, blieb, nach zwölftausend umgekommenen Einwohnern, für die übrigen dreißigtausend keine Wohnung; die meisten Gebäude waren niedergestürzt, die zerrissenen Mauern der übrigen gaben einen unsicheren Aufenthalt. Man errichtete daher eiligst im Norden von Messina, auf einer großen Wiese, eine Bretterstadt, von der sich am Schnellsten Derjenige einen Begriff macht, der zu Meßzeiten den Römerberg zu Frankfurt, den Markt zu Leipzig durchwanderte: denn alle Kramläden und Werkstätten sind gegen die Straße geöffnet; Vieles ereignet sich außerhalb. Daher sind nur wenige größere Gebäude, auch nicht sonderlich, gegen das Desfentliche verschlossen, indem die Bewohner manche Zeit unter freiem Himmel zubringen. So wohnen sie nun schon drei Jahre; und diese Buden-, Hütten-, ja, Zeltwirthschaft hat auf den Charakter der Einwohner entschiedenen Einfluß. Das Entsetzen über jenes ungeheure Ereigniß, die Furcht vor einem ähnlichen treibt sie, der Freuden des Augenblickes mit gutmüthigem Frohsinn zu genießen. Die Sorge vor neuem Unheil ward am einundzwanzigsten April, also ungefähr vor zwanzig Tagen, erneuert; ein merklicher Erdstoß erschütterte den Boden abermals. Man zeigte uns eine kleine Kirche, wo eine Masse Menschen, gerade in dem Augenblick zusammengedrängt, diese Erschütterung empfanden. Einige Personen, die darin gewesen, schienen sich von ihrem Schrecken noch nicht erholt zu haben." Auch durch eine angenehmere Wohnung wird „das unselige Messina" nicht leidlicher. „Einzig unangenehm ist der Anblick der sogenannten Palazzata, einer sichelförmigen Reihe von wahrhaften Palästen, die, wohl in der Länge einer Viertelstunde, die Rhede einschließen und bezeichnen. Alles waren steinerne, vierstöckige Gebäude, von welchen mehrere Vorderseiten bis aufs Hauptgesims noch völlig stehen, andere bis auf den dritten, zweiten, ersten Stock heruntergebrochen sind, so daß diese ehemalige Prachtreihe nun aufs Widerlichste zahnlückig erscheint und auch durchlöchert; denn

Google

der blaue Himmel scheint beinahe durch alle Fenster. Die inneren eigentlichen Wohnungen sind sämmtlich zusammengestürzt. An diesem seltsamen Phänomen ist Ursache, daß, nach der von Reichen begonnenen architektonischen Prachtanlage, weniger begüterte Nachbarn, mit dem Schein wetteifernd, ihre alten, aus größeren und kleineren Flußgeschieben und vielem Kalk zusammengekneteten Häuser hinter neuen, aus Quaderstücken aufgeführten Vorderseiten versteckten. Jenes an sich schon unsichere Gefüge mußte, von der ungeheuren Erschütterung aufgelöst und zerbröckelt, zusammenstürzen. Daß jene aus Mangel naher Bruchsteine so schlechte Bauart hauptsächlich schuld an dem völligen Ruin der Stadt gewesen, zeigt die Beharrlichkeit solider Gebäude. Der Jesuiten Kollegium und Kirche, von tüchtigen Quadern aufgeführt, stehen noch unverletzt in ihrer anfänglichen Tüchtigkeit. (Daran hat sich Goethe nach vierzig Jahren noch erinnert.) Dem sei aber, wie ihm wolle: Messinas Anblick ist äußerst verdrießlich und erinnert an die Urzeiten, wo Sikaner und Sikuler diesen unruhigen Erdboden verließen und die westliche Küste Siziliens bebauten."

So sah der Dichter, der Naturerforscher neben dem Paradies die Trümmerstätte. Ueber das Wesen des Erdbebens hat der (mit dem Nobelpreis ausgezeichnete) schwedische Physiker Svante Arrhenius in seinem neuen Buch „Das Werden der Welten" Merkenswerthes gesagt. Die Beben vom Frühjahr 1906 (Vesuvgegend und Kalifornien) haben nicht so große Menschenverluste bewirkt wie vorher manche vulkanische Erscheinung. „Der heftigste Ausbruch in neuerer Zeit war der vom sechsundzwanzigsten August 1883, bei dem zwei Drittel der dreiunddreißig Quadratkilometer großen Insel Krakatoa im Ostindischen Archipel in die Luft gesprengt wurden. Obgleich diese Insel unbewohnt war, wurden doch ungefähr vierzigtausend Menschen bei dieser Gelegenheit getötet; hauptsächlich durch die Fluthwelle, die dem Ausbruch folgte und verheerende Ueberschwemmungen in der Umgebung verursachte. Noch furchtbarer war die Zerstörung durch das kalabrische Erdbeben (das aus mehreren Beben bestand) im Februar und März 1783; dabei wurde die Stadt Messina zerstört und die Zahl der umgekommenen Menschen auf etwa Hunderttausend geschätzt. Als Lissabon am ersten November 1755 zerstört wurde, sollen neunzigtausend Menschenleben vernichtet worden sein; zwei Drittel davon durch eine fünf Meter hohe Fluthwelle. Kein Land ist von Erdbeben ganz verschont; doch treten sie in der Ostseegegend und besonders im nördlichen Rußland in ungefährlicher Form auf, weil die Erdrinde hier in langen geologischen Zeiträumen ungestört blieb und nicht gespalten wurde. Die Schweiz, Spanien, Italien, die Balkanhalbinsel und die österreichischen Karstländer

Google

werden oft von Erdbeben heimgesucht: in Deutschland das Vogtland und die mittleren Rheingegenden. Nach der Untersuchung, die das von der British Association geschaffene Komitee vorgenommen hat, kommen die wichtigsten Erdbeben von bestimmten Centren her; meist in Schwärmen. Nach dem Beben kehrt die Erdoberfläche oft nicht in ihre ursprüngliche Lage zurück, sondern gestaltet sich mehr oder minder wellenförmig. So wird berichtet, daß in Market Street, der Hauptstraße von San Franzisko, die Straßenbahngleise nach dem Beben wellig geworden seien. Durch die Verschiebungen und Spaltungen in der Erdrinde wird mancher Flußlauf verändert; alte Quellen versiechen und neue entstehen; oft stürzt das Grundwasser mit großer Heftigkeit hervor, reißt Schlamm und Steine mit sich und überschwemmt weite Gebiete. Durch den Einbruch einer solchen Fluth wurde das alte Olympia in ein Flußsandlager eingebettet, das einen Theil der griechischen Meisterkunstwerke (darunter die berühmte Hermesstatue) vor der Zerstörung bewahrte. Die Fluth ging nachher zurück und die Schätze konnten ausgegraben werden. Die durch das Erdbeben bewirkten gewaltigen Meereswogen bringen furchtbaren Schaden. Beim lissaboner Beben wurde ein Wogenschwall bis an die Westküste Schwedens und Norwegens geworfen. Im Jahr 1510 verschlang eine solche Woge in Konstantinopel 109 Moscheen und 1070 Wohnhäuser. Im Juni 1896 fegte eine dem Erdbeben folgende Welle 7600 Häuser aus der japanischen Stadt Kamaishi hinweg und tötete 27 000 Menschen. Die Fluthwelle des Krakatoa verbreitete sich (1883) über den ganzen Indischen Ozean und ging am Kap der Guten Hoffnung und am Kap Horn vorbei, also rund um die halbe Erde. Im letzten Jahrzehnt hat man eine eigenthümliche Erscheinung genau beobachtet. Die Pole der Erdachse bewegen sich in einer sehr unregelmäßigen Kurve um ihre Mittellage. Diese Bewegung ist sehr unbedeutend; die Abweichung des Nordpols von der Mittellage geht nicht weiter als bis zu etwa 10 m. Man glaubte, wahrzunehmen, daß die Bewegung des Nordpols sich nach heftigem Erdbeben plötzlich verändert, besonders, wenn mehrere Beben rasch auf einander folgen. Das giebt, vielleicht mehr als irgendeine andere Beobachtung, einen Begriff von der Gewalt der Erdbeben, die die ganze schwere Erdmasse aus ihrer Gleichgewichtslage zu rücken vermögen. Daß viele Beben mit vulkanischen Ausbrüchen zusammenhängen, hat das britische Komitee durch den Hinweis auf die Geschichte der Antillen bewiesen. Das gilt aber nicht für die kleinen Erdbeben (deren man jährlich etwa dreißigtausend zählt); auch, wie San Franzisko gezeigt hat, nicht für alle großen. Begründet ist die Annahme, daß Erdbeben oft auf dem Meeresboden, wo er starkes Gefälle hat, durch Rutschungen

Google

von Sediment entstehen, das im Lauf der Zeiten vom Land ins Meer gespült wurde. In San Franzisko wurden die Stadttheile, die auf lockerem, zum Theil aufgefüllten Boden nah beim Hafen lagen, besonders arg verwüstet; die auf den Bergrücken erbauten Quartiere hatten vom Beben viel weniger zu leiden. Am Sichersten war Felsgrund, der Gefahr am Meisten ausgesetzt der durch künstliche Auffüllung gewonnene Boden, der, nach dem Bericht der Kommission, ‚wie halb flüssige Gelee in einer Schale schwankte'. Die auf tiefliegendem Grund aus Stahl gebauten ‚Wolkenkratzer' hatten den festesten Stand; danach kamen die Ziegelhäuser (auf tiefliegendem Grund) mit gut verbundenen und cementirten Mauern; die Holzhäuser litten unter der schlechten Verbindung der Balken. Sizilien und Kalabrien sind besonders oft von schlimmen Erdbeben verwüstet worden. In ziemlich später Zeit hat sich das Tyrrhenische Meer hier gesenkt; und der Meeresboden sinkt noch immer. In der vulkanischen Gegend schneiden, bei der Insel Lipari, fünf Spalten der Erdrinde einander; eine andere Spalte (in Kreisbogenform) war die Ausgangsstelle der kalabrischen Beben von 1783 und 1905. Die Erdkruste verhält sich hier ungefähr wie eine Fensterscheibe, die von einem heftigen Stoß gegen einen Punkt (die Insel Lipari) gesprengt wurde. Vom Stoßpunkt strahlen Bruchlinien aus und die Bruchstücke sind durch bogenförmige Spalten von der umgebenden Erdrinde abgebrochen. Der Aetna liegt auf dem Schnittpunkt der peripheren und einer radialen Spalte. Die Bewegung der Erdstöße scheint die Annahme zu bestätigen, daß die Erdrinde nicht sehr tief hinabreicht und daß das Innerste der Erde gasförmig ist."

Nach dem Gelehrten der Dichter; nach der Beobachtung die Vision.

„Hier stürzt ein Haus zusammen und jagt den Wanderer, die Trümmer weit umherschleudernd, in eine Nebenstraße; hier leckt die Flamme schon, in Dampfwolken blitzend, aus allen Giebeln und treibt ihn schreckenvoll in eine andere; hier wälzt sich, aus seinem Gestade gehoben, der Fluß heran und reißt ihn brüllend in eine dritte. Hier liegt ein Haufe Erschlagener; hier ächzt noch eine Stimme unter dem Schutt; hier schreien Leute von brennenden Dächern herab; hier kämpfen Menschen und Thiere mit den Wellen; hier ist ein muthiger Retter bemüht, zu helfen; hier steht ein Anderer, bleich wie der Tod, und streckt sprachlos zitternde Hände zum Himmel... Man erzählte, wie die Stadt gleich nach der ersten Haupterschütterung von Weibern ganz voll gewesen, die vor den Augen aller Männer niedergekommen seien; wie die Mönche darin mit dem Kruzifix umhergelaufen seien und geschrien hätten, das Ende der Welt sei da. Mitten in diesen gräßlichen Augenblicken, in wel-

Google

chen alle irdischen Güter der Menschen zu Grunde gingen und die ganze Natur erschüttert zu werden drohte, schien der menschliche Geist selbst wie eine schöne Blume aufzugehen. Auf den Feldern, so weit das Auge reichte, sah man Menschen von allen Ständen durcheinanderliegen, Fürsten und Bettler, Matronen und Bäuerinnen, Staatsbeamte und Tagelöhner, Klosterherren und Klosterfrauen einander bemitleiden und Hilfe reichen, von Dem, was sie zur Erhaltung ihres Lebens gerettet haben mochten, freudig mittheilen, als ob das allgemeine Unglück Alles, was ihm entronnen war, zu einer Familie gemacht hätte. Statt der nichtssagenden Unterhaltungen, zu welchen sonst die Welt an den Theetischen den Stoff hergegeben hatte, erzählte man jetzt Beispiele von ungeheuren Thaten; Menschen, die man sonst in der Gesellschaft wenig geachtet hatte, hatten Römergröße gezeigt; Beispiele zu Haufen von Unerschrockenheit, von freudiger Verachtung der Gefahr, von Selbstverleugnung und der göttlichen Aufopferung, von ungesäumter Wegwerfung des Lebens, als ob es, dem nichtswürdigsten Gut gleich, auf dem nächsten Schritt schon wiedergefunden würde. Da nicht Einer war, für den nicht an diesem Tag etwas Rührendes geschehen wäre oder der nicht selbst etwas Großmüthiges gethan hätte, so war der Schmerz in jeder Menschenbrust mit so viel süßer Lust vermischt, daß sich gar nicht angeben ließ, ob die Summe des allgemeinen Wohlseins nicht von der einen Seite um eben so viel gewachsen war, wie sie von der anderen abgenommen hatte. . . . In der Kirche begann einer der ältesten Chorherren gleich mit Lob, Preis und Dank, daß auf diesem in Trümmern zerfallenden Theil der Welt noch Menschen seien, fähig, zu Gott empor-zustammeln. Er schilderte, was auf den Wink des Allmächtigen geschehen war; das Weltgericht kann nicht entsetzlicher sein; und als er das Erdbeben gleichwohl, auf einen Riß, den der Dom erhalten hatte, hinzeigend, nur einen Vorboten davon nannte, lief ein Schauder über die ganze Versammlung. Hierauf kam er im Fluß priesterlicher Beredsamkeit auf die Sittenverderbniß der Stadt; Gräuel, wie Sodom und Gomorrha sie nicht sahen, strafte er an ihr; und nur der unendlichen Langmuth Gottes schrieb er es zu, daß sie noch nicht gänzlich vom Erdboden vertilgt worden sei. Nie schlug aus einem Dom solche Flamme der Inbrunst gen Himmel." (Heinrich von Kleist: „Das Erdbeben in Chili".)

Ekpyrose.

Kein Stöbern hilft; in alten Büchern nicht noch in neuen. Als Surrogat des Erlebten ist Erlesenes hier kaum zu brauchen. Auf dem Weg über den Verstand solche Stimmung nicht zu übertragen; höchstens zu kontroliren.

Google

Nachschaffen kann sie nur der Traum. Gewiß wars immer ungefähr wie, nach der Darstellung des jüngeren Plinius, beim Ausbruch des Vesuvs im Herbst des Jahres 79. Ein mit wildem Wein und anderem Buschwerk bewachsener Vulkan, den man längst verglüht glaubt, öffnet plötzlich den Kratermund, an dessen Rand einst versprengte Leute des Spartakus eine Zufluchtstätte gefunden hatten, speit Feuer und begräbt vier Städte, die sich um seinen Fuß schmiegen. Zuerst wird eine Wolke von ungewöhnlicher Form und Größe sichtbar; einer Riesenfichte gleicht sie. Auch die Blitze scheinen gewaltiger, als man sie je sah, und durch die Wirbelwindstöße loht es wie von phantastischen Spielen eines Feuersturmes. „Die Wolke sinkt und bedeckt das Meer. Nun kommt die Asche; spärlich erst; dann wie ein Strom, der den Erdball verwüsten will. Von allen Seiten hört man Geheul. Menschen rufen einander; möchten einander an der Stimme erkennen. Manche flehen, aus Furcht vor dem Tode, den Tod herbei; Viele heben die Hände zu den Göttern; Andere sagen, die Götter seien tot, und sehen die Weissagung erfüllt, die eine ewige Nacht als Weltende verkündet hat. Das blasse Leuchten, das allmählich entsteht, scheint Feuersgefahr anzudrohen, nicht die Wiederkehr des Himmelslichtes hoffen zu lassen. Wer die Asche nicht immer wieder abschüttelt, würde von ihrem Gewicht bald erdrückt. Nach und nach aber weicht nun die Dunkelheit; bleich, wie an einem Tag der Verfinsterung, schleicht die Sonne heran. Das Antlitz der Welt blickt uns verändert an; die Erde trägt eine dicke Aschenkruste, die, wie sonst der Schnee, Alles zudeckt.“ Verzweiflung, Inbrunst, Aufruhr gegen die Götter, die Solches geschehen ließen: so war es wohl immer. Wer aber weiß genau, was während der letzten Lebensminuten im Hirn der Menschen vorging, deren Knochengerüst in der Asche gefunden ward? In dem Schädel des Mannes, der ein Eselchen an die Wand gezeichnet und es, wie ein der Schrift kundiges Wesen, in einem Sinnspruch aufgefordert hatte, seinem Fleiß nachzueifern? Im Bewußtsein des Mädchens, das die sterbende Brust gegen den Erdboden preßt und die erlahmenden Arme breitet, als wolle es ihn liebend umfangen? Vielerlei dünkt uns durch Wissenschaft verbürgt. Daß Pompeji nach wenigen Stunden unter Asche und Steinen lag, deren Schicht sieben oder acht Meter dick war. Daß die meisten Einwohner sich zu retten vermochten und nur ungefähr fünfhundert nach allzu langem Säumen umkamen, weil sie geglaubt hatten, den Steinregen in Kellern und fest verschlossenen Räumen abwarten zu können, und nicht mit dem folgenden Aschenregen rechneten, in dessen Dunst sie erstickten. Daß der Ausbruch nicht, wie Plinius meint, im September, sondern im November erfolgte: denn die Weinlese war vorüber

Google

und das Pechharz schon für die Trankbereitung in die Amphoren gethan (die deshalb nicht in den Kellern gefunden wurden). Manches noch hat die Forschung, der das Unheil das an Anschauunglehre reichste Museum schuf, ans Licht gebracht. Was aber wissen wir vom innersten Erlebniß dieser Menschen?

Nicht viel mehr, als uns das in Asien, Hellas, Germanien gewachsene Mythengebild ahnen läßt. Die Erde wird verwüstet, vom Feuer verzehrt und aus den Trümmern erblüht eine schönere, behaglichere Menschenheimath: Das blieb in den Stunden grauser Kataklysmen der einzige Trost. An diesen Wahn klammert sich die von frommem Schauder gepeitschte Seele und wärmt ihn mit ihrer Brunst, bis er, wie ein Zweig unter der Lenzsonne, trächtig wird. Im Reich der Asen und Einherier reift nicht allen Wünschen Erfüllung. Leid und Brest häufen sich. Noth und Habgier treiben Menschen des selben Blutes zu grausamstem Kampf gegen einander und der Vater fällt den aus seiner Lende gezeugten Sohn. Eine schlechte Welt. Auch der Natur scheint die Kraft zu schwinden. Keine Wärme; die Himmelskörper wie mit undurchlässigem Gewebe verhängt. Nun bebt gar die Erde, Sterne stürzen jäh aus der Höhe, Berggipfel rollen zu Thal und dräuend wälzt sich das Wasser weit über die Küste. Holt es uns in seine Tiefe? Hofft auf die Götter! Nein: flieht sie, deren Macht mit der Sonne erlosch! Flucht ihnen, die Eures Gebetes lachten! So gellts durch das Dunkel. Die Geretteten, die in armsäliger Blöße den Verlust der Nächsten betrauern, träumen bald wieder (wie trügen sie sonst das mühsame Leben?) von neuem Glück; und Priester, die ihren Ansehensrest wahren möchten, sorgen flink für eine tröstende Legende. Die unvollkommene Welt, heißts da, ist freilich dem Untergang geweiht. Drum währt der Winter so lange; sprüht der entfesselte Fenrirwolf aus dem von der Erde bis zum Himmel aufklaffenden Rachen Feuer; vergiftet die Midgardschlange mit Athem und Auswurf das Meer und die Luft; fressen rasende Wölfe den Mond und die Sonne; birst endlich des Himmelsgewölbe. So ward es vorausgesagt; und was Euch ängstete, war nur der Widerhall des Kampfes alter gegen neue Gölter. Die Erde verbrennt; doch aus der Asche hebt sich eine schönere, von der Ihr, ohne gesät zu haben, ernten werdet und auf der fortan friedliches Glück herrschen wird. Auf dem Sitz der Asen aber thront nun ein anderer Gott. Von solchem läuternden Weltbrand, aus dessen Flammengestiebe eine junge Welt entbunden wird, haben, wie die Nordgermanen, die Männer der Stoa geträumt, die aus der herakleitischen Physik den Glauben an die allzeugende, allvernichtende Gewalt des Feuers mitbrachten. Hatte in Nord und Süd das Wüthen der Elemente die einbildnerische Kraft bis zu solcher Mythenbildung gestei-

Google

gert? Wir wissens nicht. Erinnern uns aber des Anthropopathismus, der besonders den Südländer einen Vulkan unter seinem von der Laune des Windes bewegten Rauchbusch wie ein lebendes, von Menschenleidenschaft glühendes, durch Gebet und Opfer zu schwichtigendes Wesen scheu anstaunen ließ. „Was in der Bucht von Neapel durch vulkanische Vorgänge bewirkt worden ist, nimmt im Buch Henoch und in fast allen sibyllinischen Prophezeiungen einen ungemein breiten Raum ein. Die großen Ausbrüche und Erdbeben des ersten und des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung sind die einzigen ihrer Art, deren Wirkung auf die Menschengeschichte erkennbar ist. Sie wühlten die Phantasiekräfte auf und weckten, im Bund mit der jüdischen Vorstellung eines nahen Weltendes, den Gedanken an eine Umwälzung, in der die alte Welt für ihre Verbrechen mit dem Tode gestraft werden solle. Iudicare saeculum per ignem. So gefährliche Worte darf man nicht zu oft wiederholen: sonst könnte sich in dem Volk der Wunsch regen, den Inhalt solcher Worte Wirklichkeit werden zu lassen". Das spricht Renan, dem Furcht selten die Schläfe bleicht. Die gefährlichen Worte, auf die sich alle Chiliasten vom Stamm des Papias und viele schwärmende Kommunisten bis in Weitlings Tage berufen konnten, kamen mit größter Resonanz aus dem Munde des Johannes der Offenbarung (die ja erst nach dem Absterben des julisch-klaudischen Caesarenstammes, also um die Zeit heftiger Erderschütterung, entstanden sein kann). Da von dem geheimnißvollen Buch das sechste Siegel gebrochen war, erbebte die Erde und die Sonne ward schwarz wie ein härener Sack, der Mond roth wie Blut und die Sterne fielen vom Himmel, wie Feigen unter starkem Windstoß vom Baum, und alle Berge und Inseln wurden bewegt. Als dann die sieben Engel die Schalen des göttlichen Zornes ausgegossen haben, bebt, unter Donner und Blitz, die Erde, wie noch nie, seit sie von Menschen bewohnt ist, und die große Stadt spaltet sich in drei Theile. Himmel, Erde und Meer vergehen, Babylon ist nicht mehr und dem Grab der großen Hure entsprießt in Schönheit das neue Jerusalem.

Auch von Einem, der jetzt den Dezemberschrecken in Sizilien oder Kalabrien miterlebt hätte, würden wir genauen Bericht über das Wesentlichste wohl vergebens erwarten. Der Schrecken würde in ihm fortwirken und das Gedächtnißbild trüben. Und Einer von archimedischer Nervenruhe gäbe uns wieder nicht das Maß der Normalstimmung Er wüßte vielleicht, ob der Hauptstoß, der Abertausende zermalmte, steinigte, zerquetschte, verschüttete, wirklich nur dreiundzwanzig Sekunden gedauert hat; vielleicht gar, bis zu welchem Punkt die ungeheure Fluthwoge, die sich aus dem bebenden Meeresgrund hob, das Verderben trug. Zur Seelendurchleuchtung wäre ihm sicher nicht Zeit ge-

Google

blieben. Wer nicht schon von der Freude an der Finderkunst und dem Erfinderdrang tüchtiger Schreiber gesättigt wird, muß sich, ohne bei Ziffern, gethürmten Einzelzügen und Stimmungbildnerei lange zu weilen, mit der traurigen Gewißheit begnügen, daß die Geschichte kaum je ärgeres Unheil gemeldet hat. Und den Psychologenhunger mit der Erinnerung an Plinius oder Lytton-Bulwer stillen. Das Menschlichste haben achtzehn Jahrhunderte ja nicht geändert. Noch immer haust im selben Hirnbezirk der Gott neben der Bestie. Hier trotzt Einer dem dicht über ihm grinsenden Tod, um ein fremdes Kind, das Weib eines Anderen zu retten, und rastet, als er der ersten Gefahr entronnen ist, nicht eine Minute im Dienst der Verwaisten und Wunden. Dort stößt eine halb erstarrte Hand das eigene Töchterchen von der Planke, die kaum ein Leben noch an die bergende Küste zurückträgt. Wie unter dem Finger des Priesters die oblata hostia, so bricht die mit Eisenfarbe bestrichene Tafel, in die das Sittengesetz für alle Ewigkeit geätzt sein sollte. Der Wille zum Leben bleibt; auch der Wille zum Martyrium. Der Mensch wird dem Menschen zum Wolf und zum Samariter. Heldisches sähe das Auge neben viehischem Thun; die edelste Leistung christlicher Ekstase neben Schändung, Raub, feigem Mord. Auf schlechten Geschäftsgang und Krankheit, Mißwachs und und Seuche war man bereitet; nicht darauf, daß ein jähes Zucken des Erdleibes die Frucht einer Lebensarbeit vernichten könne. Diesem blühten in reichem Gehöft drei Kinder; mit der Mutter verröcheln sie nun irgendwo unter stinkenden Leichen und der Einsame sinkt ins bettelnde Krüppelheer. Dieses Weib sah den geliebten Mann von Stein und Stahl zerfetzt, sah den Säugling in den Fluthschwall gerissen und läßt unter dem ergreisten Schopf den Blick von dem trockenen über das nasse Grab zuversichtlicher Hoffnung schweifen. Alle Teufel sind los und alle Engel schwingen sich aus des Herzens tiefsten Schachten. Weltuntergangsstimmung; die nüchterner Verstand auf seinen Gleisen nicht festhalten kann. Die ohne starken Glauben an neue Herrlichkeit, nahe, aber nicht vorstellbar ist. Die Königin der Inseln entthront? „Das Entsetzen über das ungeheure Ereigniß, die Furcht vor einem ähnlichen treibt die Einwohner, der Freuden des Augenblickes mit gutmüthigem Frohsinn zu genießen“, spricht unser Dichter.

Unsinn.

Ein Garten der Menschheit ward verwüstet. Weshalb? Die Teleologie giebt keine ausreichende Antwort. Warum mußten Hunderttausend Leben oder Habe verlieren? Den Frommen bringt auch solche Frage nicht in Verlegenheit. Gott wollte strafen, spricht er; mußte, weil die Sünde all-

Google

zu üppig in diesem Garten wucherte. Und schlug darum Reine und Unreine, die Frömmsten wie die Frevler? Ein göttlicher Wütherich. Reut ihn, wie in Noahs Tagen, wieder, daß er die Menschen gemacht hat, und will er nur Vieh, Vögel und Gewürm fortan leben lassen? Und selbst dieser Rachegott der Genesis schonte Noahs ganze Familie und wollte Sodom schonen, wenn er zehn Gerechte drin fände. Lebten nicht mehr an der kalabrischen und sizilischen Küste, die im Wandel der Zeit Petri sicherstes Revier geblieben ist? Der Aufgeklärte wehrt den Wahn nur mit einem Achselzucken ab. Kann aber auch nach der Mode reden. „Jeder Schulknabe weiß heute, daß die im Ersten Buch Mose beschriebene große Fluth (Sint-Fluot) mit den Sünden der Menschheit nichts zu thun hatte. Bei uns zu Land auch, daß nur ein ganz rückständiger Geist die Elementarkatastrophen für das Werk eines persönlichen Gottes halten und hoffen kann, durch Gebete und Prozessionen diesen Gott umzustimmen. Laset Ihr, daß die Priester die Heiligenbilder aus den Schreinen nahmen und vor dem Volk durch die messinischen Trümmerstraßen trugen? Grausiger Aberglaube. Wir sind modern. Wir wissen, wie ein Erdbeben entsteht und vergeht. Statt Eurer Heiligenbilder haben wir unsere Wissenschaft. Ihr traut den Pfaffen; wir verlassen uns auf den Seismographen. Tadellos. Schon giebts eine Menge seismologischer Stationen; da werden die Erdbeben von Pendeln registrirt, die auf von Uhrwerken getriebene Papierstreifen Linien zeichnen. Liegt die Erde still, so sind die Linien gerade; beim Beben werden sie wellig. Tadellos, sage ich Ihnen. Und da wir erfahren, daß die Erde irgendwo bebt, kann die Gefahr dieses Bebens uns nicht lange mehr schrecken. Die Wissenschaft wird mit allen Uebeln dieser Welt fertig.“ Hat Franzisko und Messina aber im zwanzigsten Jahrhundert nicht besser zu schützen vermocht als im ersten Pompeji und Herkulaneum. Der Seismograph war eine nützliche Erfindung; nur hilft er gegen das Erdbeben so wenig wie ein Thermometer gegen das Fieber (noch weniger: denn der Erdleib läßt sich weder in feuchte Tücher packen noch mit Chinin füttern). Der Gott, dessen Richtbeil abertausend Unschuldige mäht, wohnt nicht in Wipfelhirnen; und ließ nicht sein allmächtiger Wille die Armen, die er nun strafen will, schuldig werden? Wenn nur Einen aber der Glaube an Gebetswirkung und Heiligenbilder erquickt, soll man diesen Glauben als ein Glück preisen. Die ihn belächeln und sich mit ihrer Wissenschaft brüsten, haben für alten nur neuen Aberglauben eingetauscht und folgen dem Wink ihrer modisch frisirten Pfaffen.

Der Garten wird wieder prangen. Trotz der Gefahr für Leben und Gut. So wars nach 1783; wirds, wenn die Erde ein Veilchen ruhig hinge-

Google

streckt bleibt, nach 1908 werden. Der Sizilianer will und kann auf die Fremdenindustrie, die in der Gegend von Messina blüht, nicht verzichten. Arbeit und Geld wirds freilich kosten; auch wenn die Verwüstung nicht ganz so arg ist, wie erregte Zeitungtemperamente jetzt stöhnen. Um die geängsteten Fremden wieder herbeizulocken (die französische, italienische, österreichische, vielleicht auch die russische Riviera wird den Köder nicht sparen), muß an Bequemlichkeit und gleißender Pracht das Doppelte geleistet werden. Doch Italien ist heute nicht mehr arm, hat den größten Theil seiner Staatsschuldscheine aus dem Ausland zurückgekauft und kann, ohne sich zu entblößen, drei Dutzend Millionen Lire für die Renaissance der Südprovinzen verwenden. Damit ließe sich wenigstens anfangen. Der Gesammtverlust wird, da auch Menschenkraft ihren Marktwerth hat, nicht beträchtlich geringer sein als nach einem verlorenen Krieg. Selbst unter einem Ministerium Fortis müßte das Königreich sich einstweilen still halten; von dieser Seite hat Habsburg fürs Erste also nichts Schlimmes zu fürchten. Die von allen Zungen gerühmte „Solidarität der Kulturmenschheit" wird nicht alles Erwartete leisten. Das grasse Entsetzen hat ihren Puls ein paar Tage lang beschleunigt, als die Nachrichtenfluth den Erdball überschwemmte. (Wie lange mag es gedauert haben, bis über das Beben von 1783 ein halbwegs ausführlicher Bericht ins Weimar Goethes kam? Der Taglöhner in einem Balkandorf hat heute mehr Eindrücke, Aufregungen, Möglichkeiten der Wahrnehmung, Kombination, Vergleichung als noch vor fünfzig Jahren ein Minister oder Millionär in den Hauptstädten Westeuropas. Im Gehirn der dritten Generation muß die Wirkung so künstlich gesteigerten Erlebens fühlbar werden.) Nicht nur Männer, die ihren Namen gern im Tagblatt lesen, rührten sich. Das Mitleid mit so fürchterlicher Noth und das Bewußtsein menschlicher Ohnmacht gegen tellurisches Wüthen rüttelte auch Träge auf. Was aber vermag in solchem Fall Wohlthätigkeit? Wenn der Mensch die mühsam fortgeschleppte Bürde nach freiem Entschluß abwerfen und dem unter noch schwererer Last keuchenden Bruder helfen könnte, wäre Mancher und Mancke südwärts geeilt. Bis eine Million zusammen ist, müssen viele Reiche den Beutel weit aufgethan haben. Und was machts schließlich aus, ob die Fremde mit geräuschvoller Anstrengung ein Halbdutzend Millionen aufbringt? Tröstlich ist nur das Gefühl, im Leid nicht allein zu sein und in dem Geschäftsfeind sogar, mit dem man gestern haderte, den der Menschheitfamilie Angehörigen zu erkennen, den Nächstenliebe den Groll rasch vergessen lehrte. Auf das fremde Geld sollte man lieber verzichten; allzu oft riechts nach dem Schwaden vom Jahrmarkt der Eitelkeiten und ward unter Flüchen über den Tributzwang gespendet. „Schon wieder? Das Jahr fängt gut an. Und Italiens

Google

Orden sind ein Bischen entwerthet.“ Wer sich selbst helfen kann, ist nicht auf Almosen aus der Nachbarn Tasche angewiesen. Der Satz gilt auch für Staaten.

Wenns nach dem König ginge, würde Italiens Noth nur von Italiens Söhnen gelindert. Dieser kaum mittelgroße, für wirksame Repräsentation nicht geschaffene Victor Emanuel hat sich auf schwankem Grund noch fester gezeigt als am Seuchenherd. Ein Mann und ein König; einer von der Art, die auch der Weltwesten gern noch erträgt. Die Sicherheit des Seeweges war noch nicht geprüft: da fuhr er mit seiner Frau schon an die Unheilsküste. Und Beide scheuten weder Strapazen noch Nervenqual. Kletterten über zerborstenes Gestein und aufgeweichte Hügel, trösteten auf der Trümmerstätte und im Spital die Siechen und suchten sich auf bescheidene Weise nützlich zu machen. Ohne Brimborium. Nichts durfte an Hofpomp erinnern. Keine Empfänge und Ehrencompagnien: denn Beamtenschaft und Militär hat jetzt Wichtigeres zu thun. Kein lauter Massengruß: denn nur der Trauer gebührt hier Majestätrecht. Den Schreiern winkte der Kleine im verstaubten, fleckigen Waffenrock ab. Das Unglück hat ein feines Ohr und würde durch jede Dienerhuldigung gröblich beleidigt. Beamte, die, um sich dem Monarchen vorzustellen, von der Flucht zurückkamen, sahen finstere Mienen. Warum waren sie in höchster Noth nicht auf ihrem Posten geblieben? Verläßt den ein Gewissenhafter? Die Meldung ist entbehrlich. Schaden, nicht Nutzen brächte die Anwesenheit des Königs, wenn ihr auch nur eine im Volksdienst verwendbare Minute gewidmet würde. Das darf nicht sein. An die Arbeit! Schafft Transportschiffe, Aerzte, Verbandzeug, Heilmittel, Kalk, Nahrung und Kleidung herbei; organisirt den Rettungdienst straffer; scheucht die zweibeinigen Schakale von den Ruinen, Leichenräuber, Banditen, Frauenschänder. Dafür zu sorgen, ist des Königs Sache; nicht mit Histrionenkünsten Beifall zu erlisten. „Schon die Nähe Eurer Majestät wird das Leid mildern und verdüsterte Seelen erhellen“: hatte bei der Abreise des Königs eine zum Wedeln abgerichtete Excellenz gesagt. Und von der Lippe Victor Emanuels die Antwort gehört: „Reden Sie keinen Unsinn!“ Eine gewitterhaft erfrischende Grobheit. Des Königs Hand wirkt in dem von ihr Berührten Gnade und Segen, des Königs Huld stillt jeden Schmerz: über diesen Asiatenwahn ist Europa hinaus. Wo feindliche Elementargewalt wüthend getobt hat, ist für den Plunder aus der Putzstube der Theokratien kein Raum. Weil Victor Emanuel allen Hokuspokus barsch abgewehrt hat, sitzt er mit seiner Helene nun warm im Herzen des Volkes. Noch ehe Umberto getötet wurde, schien auf der Appeninhalbinsel das Leben der Monarchie gefährdet. Der Adel verarmt, zum großen Theil deklassirt, das Bürgerthum nach der pariser Mode republikanisch, die Lohnarbeiter in der Stadt von Marxisten, auf dem Land von Anarchisten

Google

geführt. „Wozu brauchen wir noch einen König, der immerhin mehr kostet als ein Präsident im schwarzen Rock? Wenn wir von dem Hoftrödel frei sind, wird auch mit dem Vatikan wieder Friede. Der Papst ist im Lande dann der einzige Souverain (freilich nur auf engem Gebiet), der einzige Fürst, der in einem Machtrecht wohnt; er wird verjährten Anspruch bestatten und sich schnell mit dem Volk verständigen.“ Das Gestirn der Savoyer schien ins letzte Viertel getreten und lächelnd sagten witzige Diplomaten, im Quirinal régire man mit gepackten Koffern. Da stieg Umbertos winziger Sohn mit ungefügem Fuß auf den Thron des redlichen Ahnherrn. Auf gebäumtem Streitroß, wie diesen zweiten Victor Emanuel, sah ihn nie Einer. Langsam und leis aber hat er für sich und für die Brut seiner Montenegrinerin im Volksempfinden ein sicheres Nest gebaut, in dem er auch einen dunklen Winter bequem überdauern könnte. Muthig ist er, bescheiden und emsig. Weiß zu verschwinden, aber auch, wenn Nothwendigkeit es heischt, sichtbar zu werden. Die Nation, deren Wohlstand gemehrt, deren Bündnißfähigkeit gewachsen ist, traut ihm zu, daß er ihr Recht auch in widrigem Drang wahren, ihre Zukunfthoffnung im Sonnenaufgangsbezirk nicht verscherzen wird, und langt nicht mehr nach den billigen Reizen einer anderen Staatsform. Während der Nachfolger Petri, um die Fiktion der Gefangenschaft nicht zu opfern, der Elendsstatt fern bleiben muß und der dezimirten, obdachlos hungernden Heerde nur Segenswünsche schicken kann, ist der König mit seiner Gefährtin in schlichtem Eifer um sie bemüht und dünkt die in demüthiger Menschenliebe Betreuten der bessere Hirt. Ein zu solchem Werk Gesalbter? „Reden Sie keinen Unsinn!“

Paraboliſch.

Was durch Jahrtausende fest schien, wie dem Kinderblick das Himmelsgestirn unverrückbar, war ins Wanken gekommen. Von West her hatte sich eine Springfluth über das Land gestürzt und, mit altem, vermoostem Geröll, athmenden und leblosen Besitz der Inselsassen weggeschwemmt. Aus feuchtem, vom Graus irrem Auge starren sie auf die Gruft, in der Erarbeitetes und Erhofftes modert. Regt sichs irgendwo noch im Gestein? Können wir ihm noch Lebendiges entreißen? Und wo finden wir Verwaisten Unterkunft, Sättigung, unserer Nacktheit ein Kleid, unserem Willen zu neuer Mühe ein Werkzeug? Wo in diesem Land verwesender Leiber und versiechender Borne auch nur einen Trank, der die Kehle letzt und den Gaumen nicht widert? In weitem Umkreis hat hastige Gier die Saft spendenden Früchte von den Zweigen gerafft. So, raunt der Versucher, ward für Euch gesorgt. Nicht einmal für die Nothdurft.

Google

Noch regt sichs unter dem Gestein und manches Leben vermöchtet Ihr zu retten, wenn Ihr nicht ohnmächtig wäret. Euer Weib liegt mit gebrochenen Gliedern unter Mauerresten und wärmt mit des Wundfiebers Athem das Neugeborene, das Todesangst ihr zu früh entband. Ein Aelteres wimmert in kaltem, von einem schweren Trümmergehäus eng überdachten Schlamm aus rostiger Brust nach Nahrung. Und würden sie gerettet: wer zimmert Krüppeln ein neues Heim? Wer schafft ihnen ein Feld, von dem mit lahmem Arm noch zu ernten ist? Von frühster Kindheit an habt Ihr gefront, seit Ihr mannbar wurdet, für den Staat gesteuert: und müßt nun sehen, wie mit überlaut hallendem Tritt die Macht über Euch hinwegschreitet; sehen, wie nur für den Reichen, den Günstling die Beute gehäuft ward. Begreift Ihr, weshalb Alles ringsum ins Wanken gerathen mußte? Laßt sinken, was nicht zu halten ist, ins Nichts rollen, was der Vernichtung längst reifte, und schüttelt welke und wurmstichige Frucht von dem Baum, der Euch leben soll. Schaut umher: im ersten Grün steht wieder das Thal. Wollt Ihr, nach solchem Zeichen, auch diesen Frühling versäumen? Greifet kühn zu, sichert den Grund, dessen Unhaltbarkeit Gott selbst, die Priester künden es Euch, die Erdbewohner erkennen lehren wollte, grenzt mit kühner Hand den Bezirk ab, der Euch nähren und herbergen kann: und Ihr hauft mit Kind und Kindeskind im verheißenen Reich des Friedens und der Fülle.

Schon reckt sichs mit gekrallten Fingern; möchte den Elementen nachpfuschen und, was gestern felsenfest war, zum Bersten bringen. Da stellt sich ein Knirps vor den klaffenden Rindenriß, legt Wehr und Zier ab und spricht, wie der pompejanische Wandkritzler einst zu seinem Eselchen: „Laßt uns gemeinsam arbeiten!“ Dann: „Wozu hülfe Euch neue Verwüstung? Mit den Priestern bliebet Ihr allein und kein Eisengitter sperrte ihnen den Weg in Euer Gehöft. Wohl war nicht Alles, wie es sein sollte. Wir wollen trachten, daß es besser werde und Jeder eine nach der Menschenmöglichkeit gesicherte Heimstätte habe. Um sie zu schaffen, dürfen wir aber erst nach der Arbeit zur Allerheiligsten Jungfrau beten; nicht mit der Hand, die mit dem Pflugschar das Feld furchen müßte, in trägem Glauben den Rosenkranz betasten. Wurzelloses mag faulen; doch haltet, was haltbar ist. Nicht größer bin ich als Ihr; sehe vielleicht nur weiter: denn Euer Wille, der mir vertraute, hob mich auf Eure Schultern. Landsmann und Wächter will ich Euch sein; dem Aermsten mit dem ernstesten Eifer zu Dienst. Und niemals für meine Menschenschwachheit fordern, was nur übermenschlichem Vermögen gebührt. Besinnt Euch! Ganz leise nur ebbt noch die Erdbewegung.“ Den neuen Bund hat die Treue freier Menschen geknüpft. Und ruhig liegt, nach wilder Zuckung, im Lenzglanz Erd und Meer.

Google

Kaspar Hauser.*)

„Kaspar Hauser war so wenig ein Betrüger, daß vielmehr die Beschreibung seines anfänglichen Zustandes, seiner Aeußerungen, seiner Entwickelung zu einem der unvergleichlich werthvollsten Dokumente der Psychologie zu werden vermochte, dessen Studium Niemand versäumen dürfte. Es ist herzzerreißende, grauenhafte Psychologie, wie sie aber nur möglich ist nach der ungebrochen, unverfälscht, instinktiv sich zeigenden Natur; es ist ganz echte Psychologie.“ Diese Sätze, die ich in dem Werk Konstantin Brunners „Die Lehre von den Geistigen und vom Volke“ fand, widerlegen meines Erachtens die noch heute manchmal vorgebrachte Ansicht von dem Betrügerthum Kaspars. Auch einige Kritiker Wassermanns haben sich zu dieser Ansicht bekannt. Sollten sie nicht mit „bestellter Feder“ geschrieben oder ihr Wissen aus trüber Quelle geschöpft haben, dann ist nur noch die Annahme gestattet, daß ihre dichterischen und psychologischen Qualitäten, das Leben Kaspars in seinen dokumentarischen Zeugnissen zu deuten, mangelhaft seien.

Wassermann hat das Leben Kaspars aus historischen Thatsachen zusammengestellt und nach aufgezeichneten Erlebnissen gestaltet. Er hat aktenmäßig getreue und nachprüfbare Begebenheiten zusammengefügt. Dennoch ist es keine Historie geworden, sondern eine Dichtung.

Das Motiv der Trägheit des Herzens als Schuld- und Leidensproblem gefaßt, war auch der centrale Nerv aller früheren Werke Wassermanns. Agathon, der die Religion der Schuldlosigkeit in sich empfangen hat, ist der knabenhafte Prophet einer Welt, die im Argen liegt und deren Sünden man Herzensträgheit nennen mag: das Versagen der Gefühls- und Thatkraft. Die Irrwege Renates, Arnolds Schuld und das Todesgrauen Alexanders sind in diesem Sinn ein seelisches Versagen und Erliegen. Schuld und Leiden sind auch im „Kaspar Hauser“ die großen Motive des Dichters. Aber hier sind Schuld und Leiden ein ungeheuerlich Gesteigertes geworden, eine furchtbare symbolhafte Abrechnung. Denn das Leiden eines Kindes ist grauenvoller als jedes andere Leiden, wie die Schuld am Kind furchtbarer ist als jede andere Schuld. Und es handelt sich im „Kaspar Hauser“ nicht mehr um die Vergehungen eines Einzelnen, sondern hier ist Schuld als das menschliche Verhängniß gefaßt, dem Jeder erliegt und erliegen muß. „Denn unschuldig ist nur Gott.“

„Wirst Du doch immer aufs Neue hervorgebracht, herrlich Ebenbild Gottes! Und wirst sogleich wieder beschädigt, verletzt von innen oder von außen.“ Goethe, der Greis, beschließt sein moralisches Kosmos „Die Wanderjahre“ mit diesem ehrfürchtig-ergriffenen Ausruf, der wie eine Paraphrase von

*) „Kaspar Hauser oder die Trägheit des Herzens.“ Von Jakob Wassermann. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.

Google

Hausers Seelengeschichte dasteht. Wie Hauser nach der Einsamkeit seines Thierkerkers auf dem Marktplatz zu Nürnberg „auf die Welt geboren“ und nach wenigen Jahren im Schloßgarten zu Ansbach hingemordet wird; wie er in der Spanne dieser kurzen Zeit die Herzensträgheit der Menschen erfährt, die ihn „von innen und außen“ beschädigt: Das ist die Gestaltung der Hauserfabel zur kristallhaften Dichtung.

Es ist kein monographischer Roman geworden. Die Idee der Trägheit des Herzens ist in einem Komplex menschlichen Daseins organisirt, in Menschen, die einander fixiren und gleichsam in einem ahnbaren rhythmisch-mathematischen Verhältnis die Stufen des Leidens darstellen, an denen Kaspars Leben hinstürzt. Wie in dem alten Märchenmotiv Glück und Unglück auf die Nebenpersonen vertheilt wird, je nach ihrer Güte und Grausamkeit zum Findling, so ist die Rolle dieser Menschen durch den Antheil, den sie an Kaspars Schicksal nehmen, bedingt; sie sind sozusagen nur Zähler und Kaspar ist der Nenner, der ihren Rang deutet. Ihr Leben ist die Tangente des Ausschnittes, der Kaspars Schicksalskreis durchschneidet. In dem Schwerpunkt der Liebeskraft ist der Kern ihres Wesens erfaßt; es enthüllt sich in Dem, was sie an Kaspar thun. Er löst ihre Kraft und Unkraft aus. Wie sich die Fäden seines Geschickes abspinnen, entwirrt sich ihr Selbst, entblößen sich in Jedem die beschädigten Trümmer des herrlichen Ebenbildes der Gottheit. Was Einer war und ist, leuchtet auf in der Nähe Kaspars und stirbt hin, wie „es stiller und stiller um ihn wird“.

„Gut sein ist Alles“, steht in einem Brief Agathons, den Renate findet. Gut, nur gut, einfach gut ist der einzige, einfache Schildknecht zu Kaspar. Die Anderen, Alle, die die Macht haben, einzuwirken und Etwas auszurichten, sind, wie die Kannawurf, zu verworrenen Gemüthes; oder sie wollen Etwas für sich von ihm. Sie sehen in ihm das Mittel zu einem Zweck; wollen Etwas durch ihn beweisen und erreichen. Hier ist das moralische Problem in seinem innersten Kern durchdrungen, das Gewebe menschlicher Thaten bis zu dem Punkt durchleuchtet, wo Qual und Schuld ineinandergenäht sind.

Der Professor Daumer liebt Kaspar. Wie ein Vater erquickt er sich im Gemüth an Kaspars Erwachen. Sanft und klug führt er ihn, hilft ihm, stützt ihn, lehrt ihn die Ehrfurcht vor Gott und dessen Werk. Und verläßt ihn dennoch; erträgt es nicht, daß Kaspar wächst und wird der urgeborenen Bestimmung nach. Daumers erhabener Zweck war, „die reine Stimme der Natur aufzufangen“, sie vor den Menschen Zeugniß werden zu lassen für das Urphänomen der Seele, das in gemeinen Lebensläufen verkümmert. Aber Kaspar grämt sich nach seiner Mutter; und das Freischwebende, Schicksallose seines Wesens verliert sich immer mehr in Erdenschwere. Das Gezänk um seine Abstammung, um das Geheimniß seines Kerkers heftet sich an ihn und seine

Google

wunderbaren Fähigkeiten mindern sich in dem Grad, wie sein Körper erstarkt und sich den neuen Lebensumständen anpaßt. Es war die Sache einer sentimentalen und romantischen Epoche, sich selbst, seinen Traum, seine Forderung, sein Eigenthum, seine Idee in einem Gegenstand zu lieben, nicht die Realität des Gegenstandes. So läßt der vergrübelte und enttäuschte Daumer den Kaspar sich entgleiten und vergeht sich am Wirklichen, während er ein Höchstes zu gewinnen glaubte.

Gerade entgegengesetzt ist das Verhalten des großen, edlen Feuerbach. Er gibt die Ruhe und die Sicherheit seines Alters hin, um die Tücke aufzudecken, die Kaspar der Rechte seiner Geburt entäußert haben. Seine Leidenschaft für die Gerechtigkeit ist so groß wie seine rastlose und muthige Thatkraft, sein Scharfsinn, seine Klarheit und innere Größe. Aber wie Daumer am Fernsten, Nebelhaften und Ungreifbaren, so geht er am Nächsten zu Grunde. Das Werk scheitert, weil dieser Mann einer unübertrefflichen Intelligenz rührend gebunden ist durch seine Impulse. Ein Polizeilieutenant Hickel weiß mit Glück auf diese Impulse zu spekuliren: und ein Feuerbach verliert sich und die Frucht seines Lebens in diesem Vertrauen. Daumer will in Kaspar eine Seelentheorie behaupten, Feuerbach das Genie des Kriminalisten fruchtbar werden lassen. Wenn Diesem die Realität einer unkontrolirten Sympathie verhängnißvoll wurde, so erliegt Jener den Verführungen einer allzu kontrolirten Irrealität.

Der Vornehmheit Daumers und Feuerbachs ist die Verruchtheit der Stanhope und Hickel gegenübergestellt, die im Sold der geheimen Feinde Kaspars stehen und sich als seine Mörder verkauft haben. Aber wie die Guten, die Kaspar begegnen, in einem gefährlichen und bedeutenden Moment versagen, so streift sich wieder von Kaspar zu seinen Feinden ein weißer Lichtstrahl. In dem weltverachtenden, abgestumpften Grafen wird das Gefühl für den Jüngling untrüglich lebendig, beleuchtet sein ausgehöhltes Herz, sein verworfenes Leben, die Niedrigkeit seiner Zustände. Ekel und Selbstverachtung entzünden sich an Kaspars Berührung und treiben ihn zum Selbstmord. Undurchdringlicher ist in Hickel das Chaos. Kaspar selbst kann in ihm kein Gefühl, keine Scham erwecken; aber Frau von Kannawurf, die Kaspar Liebende und von Kaspar Geliebte, erregt in ihm eine durchschütternde Leidenschaft.

Zwischen den Guten und den Bösen stehen die Gestalten des Freiherrn von Tucher und des Lehrers Quandt. Zwei Rechtschaffene und Angesehene, die allem Genialischen Feind sind, zwei Säulen der bürgerlichen Gesellschaft, Vertreter der Vernunft und einer rationalistischen Weltbetrachtung. Das Verstaubte und Unlebendige der übernommenen Grundsätze einer „strammen bürgerlichen" Erziehung enthüllt sich in den ungewollten Fehlern und Grausamkeiten des braven Tucher, die Kaspar Qualen bereiten. Grandios aber steht im Schullehrer Quandt das Spießbürgerthum da in seinem Autoritätwahn, seiner schein-

Google

heiligen Verlogenheit, seinem Kriecherthum nach oben, seiner stumpfen Alltagsbehaglichkeit, der die durchaus nicht ungefährliche Agressivität einer schlauen, lauernden und giftigen Eitelkeit beigesellt ist. Je mehr sich Quandt als nützliches Glied der Gesellschaft fühlt und geberdet, um so mehr gehört er zu ihren Schädlingen. Denn das Gift, das er in Bereitschaft hält, wird immer da seine zersetzende Wirkung zeigen, wo Werthe vorhanden sind, wahrhafte Werthe im schöpferischen, im Lebenssinn. Es ist das Wesen der Quandts, solche Werthe mit einem unheimlichen Spürsinn selbst aus ihrer Verborgenheit hervorzustöbern, um sie unschädlich zu machen. Quandts giebt es auf allen Gebieten des Kulturlebens: in der Wissenschaft, in der Politik, im Zeitung- und Kunstwesen, in den administrativen und in den pädagogischen Provinzen. Wo es eine feurige, fähige, geniushafte Jugend giebt, da wird der Wachsame stehen und mit sorgenvoller Miene und gerungenen Händen verhindern, daß die Flamme in den Himmel wachse. Und wenn Kasper unter seine Hut kommt, dann wird es Quandts rastlose Aufgabe sein, das „Geheimniß" Kaspars zu entdecken, seinen Betrug zu entlarven, ihn zum „Geständniß" zu bringen. Wenn Kaspar ihm zu diesem Lebenstriumph verhelfen würde, könnte er ihn beinahe lieben; und er findet beschwörende, fast aus der Seele kommende Worte, um Kaspar dieses Geständniß zu entlocken. Der tiefste, der metaphysische Punkt in dem Kräftespiel der Dichtung ist vielleicht in dieser Konfrontirung Kaspars mit Quandt erreicht: die Enthüllung Quandts als des großen Spießbürgers liegt darin, des großen Seelenlosen, der als ewiger Antipode und Urfeind Kaspars an ihn nicht glaubt, ihn nicht sieht, ihn nicht fühlt, seine Kraft zu schänden sucht und dem Sterbenden selbst den Tod bezweifelt.

Wenn Quandts Verhältniß zur Welt ohne Ehrfurcht und Phantasie ist, wenn die Welt ihm nur als Mittelchen, seiner Herrschsucht und Eitelkeit zu dienen, Bedeutung hat, als ein Lichtchen, das seinen Glanz schwächt oder aufhellt, so wird das unendliche Gemüth Kaspars dagegen stehen, seine innere Lebendigkeit, die, schöpferisch im Gefühl, im Willen, im Denken, als Urkraft wirkt. Wie es vielleicht Keinen giebt, der nicht in irgendeiner Stunde seines Tiefstandes zum Quandt wird, so hat sich auch noch Jeder im Empfinden mit Kaspar berührt. Denn diese durch vielleicht nie wieder zusammentreffende Lebensumstände in wenige Jahre zusammengepreßte Jugend ist zwar ein Verzerrtes, aber dennoch ein Allgemeingiltiges, in ewige Formen gefaßt, wie die Luft des Glashauses die Pflanzen zugleich glühender und matter, reicher und ärmer heranblühen läßt. Das tausendfach gebrochene, von tausend Stunden vergessene Erleben der keuschesten Kindheit faßt sich in Kaspars innere Erfahrung zusammen, der die Wunder der Welt im Anblick des Sternenhimmels, der blühenden Rose und des spielenden Kindes gewahrt, von den Schauern der Nacht, des Schattens und des Todes durchschüttert, an einem dämmernden

Google

Abend vor einem Spiegel sich selbst sieht, vom Du zum Ich gelangt. Wie dann in diesen zartesten inneren Besitz der Traum von seiner Mutter, von seiner fürstlichen Abstammung sich einzwängt und sich ihm zu einem sanfter, unerschütterlichen Stolz festigt: darin liegt die Entwickelung des Kindhaften zum Jünglinghaften; die Entfaltung, das aktive Moment der Leidensgeschichte. Und die jünglinghaften Züge seiner Gestalt haben wieder etwas Mythisches: wie Joseph erfährt er die Umschlingungen einer Potiphar, wie Siegfried die Frage nach seiner Mutter; und stirbt, ohne die Liebe zu kennen, „vor der That", nur in der Bereitschaft zur That. Denn da er das Angebot der Kannawurf zur Flucht in die Schweiz mit der Antwort zurückgewiesen hat: „Weil ich dort nicht hingehöre", so erleidet er nicht kindhaft sein Verhängniß, sondern hat durch inneren Entschluß Antheil daran. Und wenn er innerlich verletzt ward durch Das, was ihm geschah, in Zukunftsträume eingesponnen der Welt und dem Thun verloren ging, gehetzt und in die Enge getrieben, Worte sprechen lernte, von denen seine Seele nichts weiß, so wird diese Festigkeit und Vornehmheit des Entschlusses noch einmal seine Kraft und Reinheit aufleuchten lassen.

Im Dialog von der „Kunst der Erzählung" läßt Wassermann den alten Künstler die Forderung aussprechen, daß im epischen Kunstwerk die Empfindung sich nicht in pathetisch lyrische Schilderung umsetze, sondern in das Gesetz des Materiales eingehe: Bewegung wird. Nach dieser Forderung wäre der Roman als ein Komplex von Handlungen zu denken, als ein Weltbild im Sinn der Goethe, Cervantes und Balzac. Daß sich „alle Erlebnisse nur nach innen verdichten, alle Verwickelungen nur das Herz betreffen", ist die dagegen gesetzte Devise des jungen Künstlers, dem die Träume der Romantiker leuchten und der Genius Dostojewskijs bestimmend wird. Mir scheint, daß der Stil im „Kaspar Hauser" als die Synthesis dieser einander entgegengestellten Qualitäten aufzufassen ist. Hier ist das Behagliche und breit Ausgesponnene im Erzählerton einer zeichnerischen Linienführung, einer Architektonik der Motive gesellt, die man wegen der Einfachheit, Klarheit und rhythmischen Harmonie des Periodenbaues klassisch nennen mag. Mit starker Eindringlichkeit und Leibhaftigkeit der Darstellung ist das Nürnberg und Ansbach der dreißiger Jahre gestaltet, die Menschen in ihrer örtlichen und zeitlichen Bestimmtheit, dem besonderen Klima des Charakters, der fast unsagbaren Atmosphäre ihres gesellschaftlichen Standes. Nirgends wird diese Atmosphäre des Wirklichen durch eine Gewaltsamkeit der Erfindung, durch die Formen der Rhetorik, der Reflexion oder des Pathos zersetzt; aus der Nothwendigkeit seines Wesens handelt Jeder, bewegt und wird bewegt und ist dem Wirbel innerlich und äußerlich verflochten. Aber während die Gestalten nach außen hin, so zu sagen, körperhaft zusammenhängen, real und gegenständlich vor die Phantasie gestellt werden, sind sie zugleich in einer

Google

tiefen Dämonie und Elementarität des Schaffens aus der Idee geboren, kristallhaft hinschmelzend, der Ephäre des Traumhaften angehörend, zugleich ein Substantielles und ein Verinnerlichtes.

Wilhelm Meister wird in dem Augenblick von seinen Freunden freigesprochen, da e , der eine Frage stellen darf, die richtige stellt: die nach seinem Kind. Das Verhältniß zum Kind, die Frage nach dem Kind reift den Jüngling zum Mann. So ist Wassermanns erstes männlich reifes Buch sein „Kaspar Hauser", das Buch vom Kind-Helden; in seiner tiefen Anmuth entstammt er einer Epoche, die durch ein erstes Mannerlebniß Farbe und Reife erhielt.

Vielleicht zeugt dieses Werk Wassermanns noch immer nicht für ein restloses Gleichgewicht der empfindenden und der organisirenden Kräfte. Denn die hier gebaute Welt steht wie unter einem lastenden Druck, einer Verhängtheit, die an das Gemüth den unstillbaren Jammer Kaspars weitergiebt. In das Geschick des Helden verankert sind alle Schicksale, nicht rund und freischwebend in sich selbst geschlossen, wie in Vanity Fair, in dem das Genie Thackerays die Idee der Trägheit des Herzens in veräußerlichten Motiven zusammenballte. Aber wenn der Engländer in keiner Gestalt die ungeheure Dämonie Dostojewskijs berührt, in der Seelengeschichte nirgends zu den letzten Tiefen dringt, in denen sich das Schicksal Kaspars mit dem des Idioten vergleichen ließe, so mögen wir im „Kaspar Hauser" das Werk erblicken, in dem das Genie des Juden die Werthe des großen Engländers und des großen Russen verschmelzen durfte, um uns ein deutsches Weltbild zu geben, das romantisch ist; denn es ist Herzenskunst.

Wien. Julie Wassermann.

Der Hadji.

Aus den hinterlassenen Papieren eines türkischen Philanthropen.

Der achtzehnte Zilhildjé. Volle sechs Wochen seit meinen letzten Aufzeichnungen. ... Wie die Tage entfliehen! Und es waren wieder Tage voll Mühsal und Gefahren. Habe ich denn auch mein Werk in dieser langen Zeit gefördert? Hier ist die Liste. Nun: im Ganzen darf ich zufrieden sein, trotz Nasim. Morgen wird Lutfi Aga, der Einbrecher, wieder in Freiheit gesetzt. Er wird große Augen machen, wenn er in seine Hütte zurückkehrt. Sein Weib und seine Tochter, die er im größten Elend zurückließ, als man ihn einsperrte, habe ich auf dem Gute Reschid Beys, des Zollinspektors, trefflich untergebracht. Sie haben in dem Harem des Beys leichte Arbeit zu verrichten, werden gut behandelt, gut gefüttert und erhalten obendrein hundert Piaster monatlich. Meint Ihr aber, Reschid, der reiche Geizhals, zahle diese Goldlira aus seinem eigenen Beutel? Eher würde er sich die rechte Hand abhauen. Nein, ich muß sie ihm jeden Monat heimlich zustecken und er giebt sie dann mit der Geberde des Großmuthes der armen Chosra Hanum und ihrem

Google

Töchterchen. Aber mache ich es seit vielen Jahren nicht immer so? Wer zahlt Nahrung und Kleidung den unschuldigen, verlassenen Familien Enwers und Rassims und Fazyls und all der anderen Galgenvögel Stambuls, die ihre Missethaten im Gefängniß verbüßen?

Wie Frevel und Verbrechen um sich fressen! Ich war im Kerker von Galata-Serai und Edhem Bey, der Mutessariff von Pera, führte mich selbst in den Zellen umher ... Gott der Barmherzigkeit! Keine Zelle leer, in mancher fünf bis sechs Insassen. Viele Griechen; viele Armenier; aber auch viele Moslim, Genossen des Heiligen Glaubens, der uns über die anderen Völker der Erde erhebt, der unsere Schwerter schärfte, so daß durch lange Jahrhunderte die Länder der Ungläubigen von den Hufen unserer Schlachtrosse erzitterten und uns untertan wurden. Mögen die Tage des Ruhmes uns bald wiederkommen! Erleben werde ich es freilich nicht. Seit die Franken, diese Teufel, sich in unsere Angelegenheiten mischen und uns ihre Anschauungen und ihre Einrichtungen aufdrängen, ist die Verderbniß der Sitten bei uns eingezogen und sie erhebt immer dreister ihr Schlangenhaupt und lockt immer mehr Gläubige in ihre Netze; immer mehr füllen sich die Kerker und immer schwieriger und dornenvoller wird das Werk, dem ich mein Leben geweiht habe zum Lobe Allahs (sein Name sei gepriesen).

Wohlthat zu üben, befiehlt eins der heiligsten Gebote Gottes. Wer nicht barmherzig ist gegen den Bedürftigen, wird die Pforten des Paradieses verschlossen finden. Wie ist aber das wahre Wohlthun beschaffen?

Kannst Du, frommer Gläubiger, durch Werke der Menschenliebe alles Elend aus der Welt schaffen? Und besäßest Du alle Schätze Soleimans des Prächtigen, die Reichthümer aller Khalifen von Bagdad, Du könntest nicht genug Krankenhäuser bauen und Asyle für Witwen und Waisen, nicht genug Speisehäuser für die Hungrigen. Und nun erst, wenn Du arm bist an Gütern dieser Welt, wie ich, wenn Du, wie ich thun muß, Dir das Geld zu jedem Werk der Barmherzigkeit durch harte Arbeit erringen mußt, — durch Arbeit voll Mühe und Gefahr?

Viele Tage und Wochen habe ich damit zugebracht, über den Weg nachzudenken, den ich einzuschlagen habe, um Gottes Gebot so zu erfüllen, wie es sein Wille ist; denn damit ist nichts erreicht, daß ich hier und dort einem Hungrigen Brot reiche, auf daß er sich sättige. In schlaflosen Nächten habe ich inbrünstig zu dem höchsten Wesen gefleht, mich zu erleuchten. Wohl habe ich die mühsälige und gefahrvolle Fahrt zu den Heiligen Stätten gemacht, habe am Thor von Mekka den Pilgerchor gesungen zum Preise Gottes, bin siebenmal um die Kaaba gegangen und habe im Minathal dem Andenken Abrahams ein Schlachtthier geopfert; heiße seither Hadji, der Pilger; und habe mich, als ich nach Stambul zurückgekehrt war, noch eifriger als sonst des Wohlthuns beflissen. Aber mein Gewissen war noch nicht befriedigt. Es war, ich fühlte es in meinem Herzen, immer noch nicht der richtige Weg zum Paradies des Propheten (möge Gott ihn segnen und ihm Frieden geben). Was thun?

Endlich erhörte mich Gott; endlich sandte er mir die Erleuchtung. Wie wunderbar sind seine Wege! Eines Ungläubigen, eines Franken hat er sich als Werkzeug zu meiner Erleuchtung bedient. Des einzigen Europäers, mit dem ich überhaupt Umgang pflege; und auch er hat noch die Schwelle meines Hauses nicht betreten, nach dem Wort Mohammeds: Schließet keine enge Freundschaft mit Solchen,

Google

die nicht zu Eurer Religion gehören. Alexandre Lenormant ist es, der zweite Direktor der Osmanenbank in Galata. Ein Tschelebi, ein vornehmer Herr; lebt seit dreißig Jahren in unserer Mitte und hat den Koran studirt; kennt ihn auswendig: kennt die Sunna, unser Buch der Ueberlieferungen, besser als die meisten Mollahs; kennt alle sechs Bücher des Mesnevi, der Bibel der Derwische vom Orden des Jellalu'-d-Din-Rumi. Und ist doch ein Ketzer geblieben. Wer begreift es? Mit Keinem disputire ich so gern über den Geist des Islam, über die Suren, über die religiösen und weltlichen Vorschriften unseres Propheten, über die Erhabenheit des moslimischen Bekenntnisses über die Lehren Abrahams und des Christus. Seit zwanzig Jahren kenne ich ihn, disputire ich mit ihm, zanke ich mit ihm. Denn fast jedesmal endet unsere Disputation damit, daß ich über seine freve Rede ergrimme und scheltend davonziehe; und zwei Tage später komme ich wieder zu ihm und ärgere mich wieder. Der Ketzer, der Arge! Die Lehre Mohammeds, so sagt der Bösewicht, sei zu drei Vierteln nichts als arabisch verschnörkeltes Judenthum und christliche Pflichtenlehre. „L'islam" (witzelt er), „ce n'est, en verité, que des arabesques juives et chretiennes." Du wirst im Höllenfeuer braten, armer Jékander (antworte ich), bis sich Deine Knochen zu Arabesken krümmen werden! Dann nennt er mich einen verbohrten Alttürken, einen unheilbaren Fanatiker; will nicht begreifen, daß die Alttürken (oder was die Franken so nennen) die wahren Frommen, die einzig wahren Patrioten sind . . . Und doch habe ich ihn gern, diesen fränkischen Ketzer und Bösewicht. Sein klares, blaues Auge, seine Ruhe, seine Gelehrsamkeit im Koran haben es mir angethan. Er schwärmt voll warmer Begeisterung für die große Geschichte meines Volkes, für die Schönheit meines Landes. Und dann hat er, gleich mir, Mitleid mit den Armen und Hilflosen. Allnächtlich füttert er die Straßenhunde, die vor seinem Haus in Taxim lungern; sie kennen ihren Wohlthäter und schmiegen sich an ihn und beschmutzen den Saum seines Rockes; er aber lächelt nur dazu und giebt ihnen Brot und Milch. Jedem Bettler wirft er einen Metallik zu. Ein mir unerklärliches Doppelwesen: ein Mann mit dem Kopf eines Franken und dem Herzen eines Muslulmanen.

Mit Iskander, dem Franzosen, habe ich (es sind schon viele Jahre her) über den Gegenstand gesprochen, der mich Tag und Nacht beschäftigte. Wie kann der Unbegüterte Wohlthaten üben, die wirklich Gutes thun, die, wenn auch nur wenigen Menschen, wirkliche, dauernde Hilfe bringen?

Er fragte mich: „Auf welche Art übst Du eigentlich Deine Wohlthätigkeit?"

„Ich gebe, so viel ich habe, den Armen, die sich mir nähern. Von dem bescheidenen Erträgniß aus meinem Grundstück in Top Kapu gebe ich jährlich den größten Theil an fromme Stiftungen ab. In Fällen dringender Noth gehe ich zu meinen Freunden und bitte um ein Scherflein."

„Damit bringst Du aber doch höchstens augenblickliche Hilfe. Für den Tag."

„Das ist es ja eben," erwiderte ich mit einem Seufzer. „Weißt Du, wie ich es besser machen könnte, Iskander Effendi?"

„Mein lieber Hadji Savfet," antwortete er, „la concentration, le système, c'est le mot. Statt hundert Leuten gelegentlich zehn Para zu geben, gieb täglich zehn Menschen je einen Piaster. Dann werden wenigstens zehn Menschen täglich Brot genug kaufen können, um ihr Leben zu fristen. Zehn Menschen werden, wenn Gott Dich abberuft, zu Deinem Propheten beten, daß er Dich in den Garten der Glückseligen einläßt."

Google

Als ich diese Worte vernahm, fühlte ich, wie mein Herz vor Freude schwoll. Das war die erflehte Erleuchtung. Denn was ließ mir Gott durch diesen Franken sagen? Wenn Du Gutes thun willst, thue es nicht blind, uns ziellos, sondern so, daß den Bedrängten auch wirklich Hilfe werde; denn Geld verschenken ist leicht, Noth lindern aber schwer. Ich sagte Iskander innigen Dank und zog davon.

Der Weg von Galata nach Top Kapu ist weit und ich hatte reichlich Zeit, nachzudenken, wie ich meine Gaben in ein nützliches System bringen könne.

Als ich, in tiefe Gedanken versunken, bei dem Griechenkloster Balukli vorübergekommen war, vernahm ich heftiges Weinen. Ich drehte mich um; es war der kleine Ali, der vierzehnjährige Junge Mehmed Emins, des Fruchthändlers, den ich seit Jahren kannte. „Was betrübt Dich, Ali?" fragte ich.

„Oh, Hadji, schreckliches Unglück hat unser Haus betroffen. Die Zaptichs haben meinen Vater und meinen Bruder geholt und sie ins Gefängniß geworfen."

Nur langsam und mit Mühe konnte ich die ganze Unglücksgeschichte aus ihm herausholen. Mehmed Emin hatte einem Nachbar einen kostbaren Ring gestohlen. Hatte die Noth ihn bedrückt? Nein; er besaß kein Vermögen, aber sein Handel warf für ihn und seine Familie genug ab. Die böse Lust war es, sich an den Vergnügungen der Europäer zu ergötzen. Er hatte den Erlös des Ringes in den Cafés Chantants und Spelunken Galatas und Peras verpraßt. Sehet: da sind sie, die gepriesenen fränkischen „Reformen" und solchen Einfluß haben sie auf unser Volk! Was wußten unsere sittenreinen Eltern von den Cafés Scheitans, des Teufels? Aber nicht genug an diesem Elend, dieser Schmach, hatte der Unselige (wie es in solchen Fällen ja immer geschieht) seine Familie von Allem entblößt zurückgelassen. Zwei Jahre sollte er im Michter-Hane schmachten; sein Weib, seine Kinder hatten kaum Geld, um zwei Tage zu leben. Als das wenige Brot verzehrt war und der Hunger immer grimmiger nagte, ergriff den ältesten Sohn Mehmeds, den zwanzigjährigen Ghani, die Verzweiflung: er brach in den Laden des griechischen Bakal Sakellides ein und stahl Brot und Butter und Reis. Auch er kam in den Kerker und das Elend der Familie war fürchterlich.

Ich gab dem schluchzenden Ali einen Beschlik und sagte ihm, ich würde nachmittags kommen, um mich nach der Familie umzusehen.

Mein Entschluß stand fest. Gott hatte den kleinen Ali auf meinen Weg gesandt, um mir einen neuen Fingerzeig zu geben.

Ich ging am nächsten Tag zu Iskander und erzählte ihm den Fall des Fruchthändlers Mehmed Emin und seines Sohnes Ghani. Ich sagte: „Siehe, mein Freund, Frevel und Missethat nehmen täglich überhand und gebären gar häufig neue Verbrechen. Ich habe beschlossen, Deinen Rath zu befolgen und streng nach dem Grundsatz einer vernünftigen Konzentration zu handeln: ich werde mich der Frauen und Kinder von Sträflingen annehmen, bis Diese wieder frei sind und für die Ihrigen wieder Brot verdienen können. Den Frevlern aber werde ich ins Gewissen reden und helfen, auf den Pfad der Rechtschaffenheit zurückzukehren."

Aus den schönen blauen Augen des Franken schoß ein Strahl herzlicher Zustimmung. Er drückte mir fest die Hand und ich ging beglückt meines Weges.

Das war vor zwölf Jahren. Mir war vergönnt, in dieser Zeit in dem Wirkungskreis, den Gott mir angewiesen, viel Gutes zu vollbringen. Vielen Unglücklichen, Angehörigen bestrafter Gesetzesverächter, habe ich Trost und Rettung

Google

gebracht; viele Missethäter durch Zuspruch und Mahnung der ehrlichen Arbeit zurückgewonnen; auch viele Missethaten verhindert. Und in dem Maß, in dem meine Erfolge auf dem Feld der Wohlthat sich mehrten, hat sich (ich sage es mit Stolz) auch mein Ansehen gemehrt. Wenn Hadji Savfet durch die Straßen Stambuls schreitet, giebt es nur Wenige, die ihn nicht kennen, die nicht mit tief geschwungenem Arm ihm den Gruß entbieten. Doch ziemt mir nicht, mich Dessen allzu laut zu rühmen; denn, so steht es in der fünften Sure geschrieben, Stolze und Hochmüthige liebt Gott nicht. Wozu sollte ich auch hochmüthig sein auf Erden? Mir wird im anderen Leben gelohnt werden.

Frevel und Verbrechen haben in diesen zwölf Jahren gewiß nicht abgenommen; leider! Die Zeitungen sind angefüllt mit Klagen über die zunehmende Verderbniß. Heute ist im „Sabah" zu lesen, daß im letzten Monat in Stambul allein vierzehn größere Einbrüche verübt wurden. Das stimmt. Ich muß es am Besten wissen. „Alles deutet darauf hin," heißt es im „Sabah", „daß sämmtliche Einbrüche von dem selben Diebe herrühren, der mit unglaublicher Geschicklichkeit zu Werke geht. Auch viele in früherer Zeit verübte Diebstähle und Einbrüche weisen auf ihn hin, denn er hat eine besondere Art, in die Häuser einzudringen. Keine Spur verräth ihn. Er ist unzweifelhaft der gewandteste Dieb im ganzen Land. Besonders auffällig ist an ihm, daß er immer nur Griechen, Armenier, Spaniolen oder Europäer bestiehlt; nie schädigt er einen Moslim."

Wenn die Leute wüßten, daß ich dieser Dieb bin!

Ja, ich. Hadji Savfet, der Fromme, der Mekkapilger, der Menschenfreund, der von Tausenden verehrte Wohlthäter: er ist es, den die Zeitungen den geschicktesten Dieb im ganzen Lande nennen. Und mit Recht. Ich habe mich im Stehlen ausgebildet, wie man eine köstliche Kunst erlernt, mit Eifer und Ausdauer.

Meine Freunde! Wenn diese Blätter in Eure Hände gelangen, ruhen meine Gebeine längst unter den Cypressen von Skutari; ich werde Eurem Lob und Tadel entrückt sein, Eurer Verehrung und Verachtung. Ich werde nicht mehr sehen, ob Ihr, wenn Ihr mein Bekenntniß leset, mir im innersten Herzen zustimmen, ob Ihr Mitleid mit mir fühlen oder ob Ihr Euch Bart und Haare raufen und ausrufen werdet: Wie, auch er, dieser Gottesmann, dieser Liebling des Propheten, auch er war ein Frevler, ein Verbrecher! Ich aber sehe voll fester und freudiger Zuversicht dem Richterspruch des Höchsten entgegen. Denn er hat durch seinen Propheten uns Gläubigen verkünden lassen: Bei allen Handlungen kommt es ganz allein auf die Absicht an; die gute Absicht wird belohnt, die böse bestraft. Nun, welche Absicht hat mich veranlaßt, alle die Jahre hindurch die Ungläubigen zu bestehlen? Habe ich den Gewinn verwendet, um mich zu bereichern? Nein, denn ich bin heute ärmer als je. Habe ich das Geld verpraßt in den Armen der Lust, in den Tempeln Satans? Gewiß nicht, denn Weib und Spiel sind mir fremd. Habe ich mit dem gestohlenen Geld geschlemmt und meinen Bauch verwöhnt? Nein, denn ich habe nie aufgehört, von Pilaw und Dolma und trockenem Brot zu leben; nur an festlichen Tagen hat meine Tischplatte Lammbraten und Börek getragen. Was habe ich mit dem gestohlenen Gelde gethan?

Ich habe es den Armen und Aermsten gegeben.

Ich habe es den Unglücklichen gegeben, deren Gatten oder Väter sich aus Lust am Bösen, aus Gier nach Gewinn an fremdem Eigenthume vergriffen haben;

Google

den Unglücklichen, die nackt, hungernd und frierend nach Hilfe schrien. Ich habe es den Sündern gegeben, damit sie im Stande seien, einen neuen Lebenswandel zu beginnen und den Pfad des Verbrechens zu meiden.

O Gott, König aller Königreiche! Bei Dir sind die Schlüssel alles Ungesehenen; Niemand kennt es außer Dir. Du nimmst uns zu Dir und Du weißt, was wir gethan und gedacht haben in unseren Herzen. Zu Dir werden wir zurückkehren und Du wirst uns sagen, ob wir recht gehandelt haben. Denn Du bist immer mit uns, und was immer wir thun, erblickest Du.

Gepriesen ist er, in dessen Hand das Königreich ist; der die Macht hat über Alle; der das Leben und den Tod geschaffen hat und uns prüft, auf daß er sehe, wer von uns Gutes thut. Er ist allmächtig und ist immer bereit, zu verzeihen.

Du bist der barmherzige Gott der Gläubigen und der zürnende Gott Derer, die anderen Glaubens sind. Denn in dem Heiligen Buch steht geschrieben: Wenn Ihr Ungläubige treffet, so tötet sie und schlaget ihre Köpfe ab; Das ist die Strafe Derer, die nicht glauben.

Vor ungefähr zwei Jahren besuchte ich das Haus Nasims des Lahmen, der wegen Diebstahls im Gefängniß saß. Ich hörte, wie die Frau im Haremlik weinte und klagte; ich ließ ihren Sohn rufen und gab ihm Geld. Er sagte mir, sein Vater werde in drei Tagen aus dem Kerker entlassen werden; ich nahm mir vor, ihm ins Gewissen zu reden, damit er Reue empfinde. Er ist nur leichtsinnig, sein Herz ist nicht verdorben, denn er hängt mit großer Liebe an Weib und Kindern. Aber er ist kein Freund der Arbeit. Dabei ein heller, anschlägiger Kopf; war nie außerhalb Konstantinopels (sein kurzer Besuch in Eski-schehr bei seinen Verwandten zählt nicht mit) und spricht doch Griechisch und Französisch fast eben so geläufig wie Türkisch; auch ein Wenig Armenisch. Wäre er nicht so träg, er könnte trotz seinem lahmen Bein einen schönen Posten bekleiden und auf ehrliche Weise viel Geld verdienen. Als ich nachsann, wie ich ihm, nachdem er das Gefängniß verlassen haben würde, passende Beschäftigung verschaffen könnte, fiel mir mit einem Male mein fränkischer Freund ein. Kurz entschlossen, ging ich nach Galata in die Osmanenbank und trug Iskander mein Ansuchen vor. „Er wird sich gewiß bessern", fügte ich hinzu. „Natürlich muß er unter strenger Aufsicht sein und darf kein Geld in die Hände bekommen. Sogar sein Monatslohn darf ihm nicht direkt ausbezahlt werden. Ich werde seinen Lohn an jedem Ersten abheben und für die Bedürfnisse der Familie sorgen."

Iskander willigte ein; er wollte ihn aber nicht in der Centrale zu Galata anstellen, sondern in einer der Filialen in Anatolien, wo man von Nasims Fehltritt und Haft nichts wußte. Dann sprachen wir von anderen Dingen.

Mich fesselt das vielgestaltige und geschäftige Getriebe, das sich stets vor den Schaltern der Bank abspielt, sehr. Stunden lang könnte ich dem Gewirr von sechs oder sieben Sprachen zuhören, in denen die Kunden auf die Beamten einreden: Stunden lang mich an der Buntheit der Menge ergötzen, die in den Gängen und vor den Kassen auf- und abwogt. Auch als ich jetzt mit Iskander plauderte, ließ ich meine Augen über die Schaar der Kommenden und Gehenden hinschweifen. Ein alter Albanese in der Tracht seines Landes erregte meine Aufmerksamkeit. Er ging auf den mittelsten Schalter zu und reichte dem Beamten schweigend ein Lederbeutelchen hin. Der Beamte strich, auch ohne ein Wort zu reden,

Google

ein schon bereitstehendes Häufchen Gold in den Beutel und reichte diesen, nebst einem Blatt Papier, dem Alten; der Albanese schrieb seinen Namen auf das Papier, gab es dem Beamten zurück und verließ den Schalter mit stummem Kopfnicken.

„Wer ist Das?" frug ich.

„Das ist Panteli Natscho, der Schkipetar. Er hatte früher eine Anstellung in der Hofküche im Yildiz; vor neun Jahren starb seine Frau und seitdem lebt er zurückgezogen in seinem Häuschen in Ters-Hane, zehn Minuten vom Marine-Arsenal. Er bezieht eine Pension, die er am Vierzehnten jedes Monats bei uns abhebt. Er kommt immer zur selben Stunde und die Beamten halten immer schon die Goldstücke für ihn bereit. Du wirst gesehen haben: ein Sonderling."

„Ja, sein Gebahren ist mir aufgefallen."

„Seit dem Tod seiner Frau soll er etwas wirr sein. Dazu kommt, daß er, wie alle Albanesen, sehr abergläubig ist. Die Leute erzählen, daß er in seinem Haus die absonderlichsten Sachen treibe. Er beschwört den ‚bösen Blick' mit allerlei krausen Zauberformeln, betet zu den Naturkräften, will Hexen bannen und hält sich drei Eulen als ‚Hausgeister'. Sein Diener Janku, mit dem er haust, ist noch älter und verrückter als er. Beide stinken vor Geiz."

Ich wurde nachdenklich. Ein christlicher Albanese, offenbar wohlhabend (denn da er so geizig war, mußte er eine hübsche Summe erspart haben), wahrscheinlich ohne Schutz in seiner abgelegenen Hütte. Wenn er seine Goldstücke nur nicht irgendwo im Erdboden verscharrt hat . . . Es lohnt immerhin einen Versuch.

„Du mußt mich jetzt entschuldigen", sagte Lenormant; „ich werde gerufen."

Ich ging. In der Richtung nach Ters-Hane. Bei Asab Kapu, am Goldenen Horn, sah ich den alten Albanesen gehen. Ich folgte ihm vorsichtig.

In den nächsten drei Tagen gelang es mir, die Umgebung des Hauses Natschos, die Lage seiner Zimmer, seine Lebensgewohnheiten und Alles, was ich sonst wissen wollte, auszukundschaften. In der Nacht des vierten Tages stand ich mit meinen Werkzeugen lauernd hinter einem Gebüsch, keine zehn Schritte von der Rückseite des Hauses entfernt.

Während ich so auf meine Gelegenheit wartete, überlegte ich mir, mit welchen Worten ich wohl den lahmen Nasim ermahnen würde, vom Diebstahl zu lassen und wieder ein ehrlicher Mensch zu werden. Dann glättete ich das steife Papier, das ich mitgebracht hatte, und langte nach der Sirupflasche in meiner Hosentasche. Steifes Papier und Sirup führe ich immer bei mir, wenn ich in fremde Wohnungen einbreche. Man kann mit dem Papier, nachdem es dick mit Sirup bestrichen ist, die Fensterscheiben geräuschlos eindrücken. Die Glassplitter bleiben am Sirup haften. Ich habe große Geschicklichkeit im Gebrauch dieser Mittel erlangt.

Als ich eben das Papier bestreichen wollte, hörte ich ein Geräusch. Es war sehr dunkel, doch konnte ich die Umrisse eines Menschen unterscheiden, der vor dem Fenster dicht neben der Eingangsthüre stand und dort herumhantirte.

Ich schlich vorsichtig näher. Der Mann versuchte, mit einem scharfgeschliffenen Gegenstande die Fensterscheibe auszuschneiden.

„Räuber! Elender!" rief ich, erbost darüber, daß er mir zuvorgekommen war.

Der Mann schrie auf und drehte sich um. Es war Nasim, der Lahme.

Ich erschrak erst, faßte mich aber bald; denn nichts konnte ihm meine Ab-

Google

sicht verrathen. Papier und Sirupflasche hatte ich im Gebüsch zurückgelassen. Er mußte glauben, ich sei zufällig des Weges gekommen.

„Schämst Du Dich nicht?“ fuhr ich ihn an. „Kaum wieder in Freiheit: und Du wandelst abermals die Pfade des Verbrechens? Wie kommst Du hierher?“

Er beichtete. Stavro, ein griechischer Diener der Osmanenbank, hatte ihn auf den alten Schkipetaren aufmerksam gemacht, der sich jeden Monat Geld von der Bank holt. Da kam Nasim auf den Gedanken, ihm sein Geld abzunehmen.

Dann bettelte er kniefällig um Gnade. Während er sich jammernd zu meinen Füßen wand, kam mir ein Gedanke. Ich hatte eine lange und ernste Unterredung mit Nasim. Den Behörden habe ich ihn nicht ausgeliefert.

Er wurde in Brussa bei der Osmanenbank angestellt. Von seinem Monatslohn erhielt er stets nur den dritten Theil, also nicht mehr als sechsundvierzig Francs. Das Uebrige verwendete ich zum Besten seiner Familie. Er ist ein ehrlicher Mensch geworden und auch ein frommer Mensch; denn er schickt mir, seit er bei der Bank angestellt ist, jeden Monat ein paar Hundert Francs zur Vertheilung unter meine Armen.

Gestern sagte mir Iskander: „Ich werde Deinen Schützling anderswohin versetzen müssen. Wir wechseln das ganze Personal von Brussa. Den Chef der Filiale haben wir entlassen. Seit zwei Jahren wird unsere dortige Kasse auf geheimnißvolle Art beraubt; wir haben die Polizei benachrichtigt, haben Wachen aufgestellt, aber es hat uns nicht genützt. Der Chef lebte, wie wir erfahren haben, über seine Verhältnisse und ist ein Kartenspieler. Auch war er der Einzige, der die Kassenschlüssel hatte. Da er aber ohne Zweifel einen Helfer hatte, so haben wir die übrigen Beamten in andere Filialen versetzt.“

„Und Nasim?“ fragte ich.

Iskander sah mich (so schien mir) forschend an. „Mit ihm sind wir zufrieden. Er ist fleißig und ... und ehrlich. Er kommt in unser Verrechnungbureau nach Stambul.“

„Hoffentlich kommt ihm dort kein Geld in die Finger. Ich meine nur ... Es ist immerhin besser, ihn nicht der Versuchung auszusetzen.“

„Sei unbesorgt. Im ganzen Bureau cirkuliren keine zwei Piaster. Eine Kasse giebt es dort überhaupt nicht. Nur Kontobücher und Rechnungformulare.“ Wieder schien mir, als sehe Iskander mich seltsam an.

Hat er Nasim absichtlich in dieses Bureau versetzt? .. Einerlei. Meine Armen verlieren jetzt acht bis zehn Pfund monatlich. Ich werde öfter „ausgehen“ müssen, um den Verlust zu decken, so Gott mir die Kraft giebt ...

Dies war Hadji Savfets letzte Aufzeichnung. Er hat wahrscheinlich gefühlt, daß sein Ende herannahe, und darum hat sich wohl seine letzte Niederschrift unwillkürlich zu einem feierlichen Bekenntniß gestaltet. Er ist auch bald danach gestorben und unter ganz außergewöhnlichen Kundgebungen der Trauer zu Grabe getragen worden. Aber sein Geist lebt noch, der Geist des Alttürkenthumes mit allen seinen Vorzügen und Schwächen; und er durchdringt das osmanische Staatswesen mit stärkerem Athem, als man im Abendland ahnt.

Karl Adolf Bratter.

Google

Polyandrie.*)

Daß bei sehr sinnlich veranlagten Frauen gerade so wie bei Männern ab und zu das Bedürfniß des Wechsels sich geltend macht, ist selbstverständlich. Die gegentheilige Ansicht beruht nur auf Postulaten der gesellschaftlichen Moral: weil der Wechsel für die Frau und das Familienglück, namentlich auch mit Rücksicht auf die Sicherung der ehelichen Nachkommenschaft, gefährlicher ist als beim Mann, darum macht man den Wunsch zum Vater des Gedankens und vindizirt den guten Weiblein eine von der männlichen prinzipiell abweichende Begehrlichkeit.

Nun, gewiß hat die Frau nicht blos in Folge ihrer sozialen Verantwortlichkeit, sondern auch ihres Naturells einige Schutzvorrichtungen gegen die sogenannte Untreue vor dem Manne voraus; dafür aber arbeitet in der geschlechtlichen Frauenseele die Kupidität mit unbewußter und darum stärkerer Folgerichtigkeit. Während der Mann, namentlich im freien Leben der Großstadt, schon in jungen Jahren seine auf erotischen Wechsel gerichteten Wünsche verhältnißmäßig leicht befriedigen kann (die Starken unter uns haben mit fünfundzwanzig Jahren schon zehn verschiedene Weiber „gehabt", manche aber auch fünfzig und mehr), wird die gebildete, sozial eingehegte Frau in jenem Alter vielleicht erst beginnen, die Summation der zahlreichen Reizungen als Faktor in ihrem Geschlechtsleben so zu empfinden, sich ihrer so bewußt zu werden, daß das Verlangen nach dem „Anderen" feste Gestalt annimmt. Dann allerdings in einer so temperamentvollen Weise, daß Gatte, Vettern, Basen und Freunde verblüfft ausrufen: „Wer hätte ihr Das zugetraut!"

Doch in der sehr großen Mehrzahl dieser Fälle handelt es sich gar nicht um „reine" Polyandrie, also um gleichzeitige Liebe zu verschiedenen Männern, sondern um die Ersetzung einer verblaßten, vielleicht schon erstorbenen Liebe durch eine neue. Dies hängt mit dem Wesen der weiblichen Durchschnittspsyche zusammen, die sich ganz und leidenschaftlich, ungetheilt dem einzigen Mann widmet, gar keinen Raum für einen zweiten hat, eben weil sie weiblich ist. Der starke, großherzige und weitherzige Mann hat nicht blos in seinem intellektuellen Horizont Raum für Interessen der verschiedensten Art: auch seine erotische Expansionkraft ist eine viel größere, mehr differenzirte als beim Weibe, obwohl ihm vielleicht die Innigkeit und Tiefe der weiblichen Hingebung fehlt. Schon aus dieser Erwägung verstehen wir, warum die Gleichzeitigkeit-verschiedener Geliebter bei der Frau seltener vorkommt als beim Mann, der die Polygamie sogar zur sozialen Einrichtung gemacht hat und auch dort, wo diese gesetzlich verboten ist, sehr häufig der Doppelliebe seinen Tribut zollt.

Bei der Frau kommt noch hinzu, daß sie selbst in Fällen ursprünglich „reiner" polyandrischer Neigung durch die Verhältnisse und insbesondere durch die Eifer-

---

*) Ein Fragment aus dem vierten Band der „Kleinen Schriften", den Herr Dr. Kirth, unter dem Titel „Wege zur Heimath", wie die früheren Bände in seinem Verlag der münchener „Jugend" erscheinen läßt. Reich und vielseitig wie der Band, in dem so ziemlich von allen Dingen des Himmels und der Erde geredet wird, ist der Autor, der sich mit dem Formenschatz und der Physiologie der Kunst eben so eifrig beschäftigt wie mit Politik, Kultur, Erziehung, Sittlichkeit und, mit siebenundsechzig Jahren, die volle Frische tollkühner, vor keiner Frage bang oder prude zögernder Jugend sich erhalten hat.

Google

sucht und den Ehrgeiz des Gatten und der Familie gezwungen wird, bei den monogamen Gepflogenheiten zu bleiben. In einem Staatswesen, dessen Gesetze und Sitten vom Manne bestimmt werden, muß Das, „worüber kein Mann hinweg kann", naturgemäß verpönt sein. Man darf es daher schon als eine weitgehende Emanzipation der Frau ansehen, daß ihr unter Umständen die Wahl zwischen zwei Männern freisteht.

Und doch kommt es oft genug vor, daß Frauen sogar in streng religiöser, freilich mehr in katholischer als protestantischer Umgebung ihre polygamen Gelüste durchsetzen: eine Thatsache von größtem reinmenschlichem und anthropologischem Interesse. Nur wird man, um solche Fälle zur wissenschaftlichen Ergründung der Frauenseele verwerthen zu können, überall die etwa mitschwingende Prostitution (Das heißt: die Hingebung aus nicht erotischem Interesse) ausscheiden müssen. Denn sobald die in Betracht kommende Frau, sei es als Frau, sei es als Gattin oder Geliebte, das offizielle Liebesverhältniß mit nicht ganz von Herzen kommenden Zärtlichkeiten abspeist, kann eben von reiner Polyandrie keine Rede sein.

Diejenigen, welche an das Vorkommen der gleichzeitigen Mehrmännerliebe nicht glauben (und zu ihnen gehören fast alle erotischen Schriftsteller, Dichter und Romanciers, aber auch Aerzte und Psychologen), sind selbstverständlich geneigt, auch in allen äußerlich zweifellosen Fällen versteckte Prostitution zu vermuthen. Sie gehen von der für uns Männer schmeichelhaften Vorstellung aus, daß das weibliche Herz oder vielmehr Gehirn nur einen Mann auf einmal zu „fassen" vermöge, und erklären das Fortglimmen der alten Liebe neben einer neuen aus der von Goethe konstatirten Thatsache, daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann. Dann allerdings wäre die alte Liebe eine Art unbewußter Prostitution, wenn auch im anständigsten Licht. Daß solche Fälle sehr häufig sind, in denen nämlich trotz einer heftigen Leidenschaft der geschlechtliche Verkehr mit dem Mann der alten Liebe nur aus Gewohnheit schwunghaft fortgesetzt wird, wobei vielleicht Pflichtgefühle und Dankbarkeit mitsprechen: Das muß sicherlich zugegeben werden.

Aber nicht um diese Pseudofälle handelt es sich, sondern um die Frage der Doppelleidenschaft. Beim Manne wird ihr Vorkommen zugegeben, bei der Frau nicht. Ich finde darin eine Herabsetzung der weiblichen Kapazität. Denn wenn auch die Doppelliebe bei den Frauen die seltene Ausnahme bildet, so kann ich doch in der Verneinung der Möglichkeit ihres Vorkommens nur eine Geringschätzung der weiblichen Psyche erblicken. Warum soll der Frau auf dem Gebiete der Liebe die männliche Expansionfähigkeit abgesprochen werden, die sie auf allen anderen Gebieten geistiger und seelischer Entfaltung, in Wissenschaft und Dichtung bewiesen hat? Muß die Frau, deren Herz und Sinne von einer neuen Leidenschaft entflammt wurden, treulos oder auch nur untreu gegen ihre alte Liebe sein, treulos gegen den Mann, der als Gott in ihren Bannkreis getreten war, der zugleich Pol und Leuchte ihres Daseins bildet?

Die Bejahung dieser Frage scheint mir eine große Ungerechtigkeit gegen die Frau einzuschließen. Wer so über sie urtheilt, macht den Leichtsinn zum Vater ihrer Gedanken. Oder ist es nicht leichtsinnig und flatterhaft, wenn sie, von neuer Gluth entfacht, den ganzen großen Schatz ihres alten Liebesbesitzes im Stich läßt? Wenn der Bauch das Herz über Bord wirft? Das ist wirkliches Puppenheim,

Google

Kinderstube, Töchterpensionat, Spatzengehirn. So natürlich es ist, daß eine temperamentvolle Frau im Lauf der Jahre sich in mehrere Männer verliebt, so ekelhaft ist es, wenn sie dabei jedesmal die Contenance verliert, mit jedem durchgehen und Kinder zeugen will, ihr Refugium aufgiebt. Das ist leichte Waare, um die es nicht schade ist, wenn sie beim ersten Wolkenbruch fortgeschwemmt wird.

Unbedingte Voraussetzung der wirklichen Doppelliebe bei der Frau ist selbstverständlich eine ungewöhnlich starke Sinnlichkeit; mit lediglich freundschaftlichen Sympathien, auf „platonische" Weise zwei liebebedürftigen Männern oder einem von beiden gerecht zu werden, ist kein Kunststück. Die doppelt liebende Frau muß wirklich „zwei Eisen im Feuer" haben, ohne daß dieses Feuer der Weißgluth des einen oder des anderen Stahles Eintrag thut. Aber auch eine nur auf roher Sinnlichkeit beruhende Hingebung an verschiedene Männer könnte niemals als „reiner" Fall von Doppelliebe angesehen werden. Denn Liebe ist ohne tiefgehende Zuneigung nicht denkbar. Die wahre, reine Doppelliebe ist eben bei der Frau ein seltenes Phänomen, über das selbst der vornehm denkende Mann nicht zu erröthen brauchte, während ihm jede bloß fleischliche Eheirrung der Gattin als etwas Widerliches, den ewigen Bund der Liebe Entwürdigendes erscheinen muß.

Wegen der Kasuistik müßte man sich vor Allem an die liebenswürdigen Etalonnettes*) selbst halten, dann aber auch an ihre Minneritter und Hahnreie, die es wohl wissen können. Ich glaube, daß jeder erfahrene Don Juan von Frauen geliebt worden ist, die für ihren ständigen „Mann", ihren „Róm", eine tiefere Zuneigung als für den neuen Geliebten hatten. Für sieggewohnte Liebeskünstler, die mit jedem großen Erfolg auch einer glücklichen Ehe den Todesstoß versetzt zu haben wähnen, ist die Entdeckung der Ueberlegenheit des Gehörnten eine bittere Enttäuschung. Paul Bourget, einer der erfahrensten Erotiker, gerade weil er seine Studien in katholische Runden und mit rechtgläubigen Augen gemacht hat, hat uns für diese Art von Ueberraschungen in der „Physiologie moderne" ein klassisches Schulbeispiel geliefert. Er läßt seinen verwöhnten Frauenliebling André Mareuil bei einem Diner auf dem Lande als Tischnachbar die Bekanntschaft einer siebenundzwanzigjährigen, bekannten Pastellmalerin machen, der er zunächst, da sie notorisch mit einem tüchtigen pariser Bildhauer liirt ist, kaum Beachtung schenkt.

C'était une frêle et gracieuse personne, avec des cheveux châtains, des yeux bruns et doux, quelque chose de profondément correct et convenable, n'eût été la bouche très rouge, très large et très sensuelle. Il passait sur cette bouche, tandis qu'André lui parlait, un trouble si étrange, les yeux se faisaient si fixes quand ils se posaient sur le jeune homme, que ce dernier, très habitué aux aventures rapides, osa parler à cette femme, d'abord avec familiarité, puis avec audace. Le soir même, en rentrant à Paris, elle venait chez lui. A une heure du matin, il la reconduisait en voiture chez le sculpteur, et il ne put s'empêcher de mentionner à sa nouvelle maitresse l'amant en titre. Cette curiosité absurde était inévitable.

„Depuis combien de temps as-tu cessé de l'aimer?"

„Mais je l'aime toujours . . ." répondit-elle.

„Pas d'amour, en tout cas? . . ." insista André.

*) Das Wort existirt im Französischen nicht, es ist aber französisch gedacht.

Go gle

„Si, d'amour," fit-elle, „et profondément."

„Eh bien! Et moi, alors?" interrogea-t-il avec la brutalité de l'homme qui vient d'enlever une femme et qui la méprise.

„Ah! tais-toi," dit-elle, „tu ne comprends pas. Tu me fais du mal."

Il eut un second rendez-vous avec cette fille, un troisième, un quatrième. Bref, ce caprice d'un soir devint entre eux une espèce de liaison où elle apportait une sorte de fougue taciturne et presque affolée. Et à chaque rendez-vous il en arrivait, un peu par cette même curiosité, un peu par une inconsciente jalousie — car elle lui plaisait infiniment — à parler de l'autre, et toujours la jeune femme répondait comme la première fois:

„Je l'aime."

„Et moi?" recommençait-il.

„Toi, ce n'est pas la même chose," répliquait-elle avec cette tristesse qui semblait démentir l'emportement des caresses de tout à l'heure.

„Mais s'il te fallait choisir? . . ."

„Ah! Je le choisirais, lui, cent fois, mais je t'aime aussi, autrement."

„Sais-tu que tu as un cœur monstrueux?" lui disait-il.

„Je ne sais pas," faisait-elle en haussant les épaules, „c'est mon cœur..."

„Evidemment," concluait Mareuil, après m'avoir rapporté ce bizarre dialogue, „je n'ai d'elle que les sens, rien de plus. Et il faut croire que les sens tout seuls ont par eux-mêmes quelque chose de hideux", ajouta-t-il après un silence et d'une voix devenue sérieuse, „car elle finit par me faire peur, comme un monstre, en effet . . ."

Bourget meint, daß dieſe Senſation des plus vivant d'entre les viveurs diejenige ſei, welche die temperamentvolle Frau faſt immer auf den großſtädtiſchen Civiliſirten hervorbringe. „Il est trop loin de la santé pour comprendre le naturel de certaines ardeurs païennes, trop fatigué pour les partager, trop affiné pour ne pas répugner à la sensualité simple et franche". Ich halte Das für ganz falſch. Der Lebemann, der von einer Frau leidenſchaftlich geliebt wird, wird lediglich durch die Exiſtenz eines offenbar noch glücklicheren Nebenbuhlers in den Grundveſten ſeiner Eitelkeit beleidigt, erſchüttert. Die liebende Frau wird bei gleicher Entdeckung eiferſüchtig bis zur Raſerei, der eitle Man „giftet ſich" nur und erleidet eine irreparable Havarie ſeines Stierfechterdünkels.

Aus dem ſelben Grunde ſetzt der Geliebte der Frau als ſelbſtverſtändlich voraus, daß ſie ihren Mann betrügt. Denn die Mitwiſſenſchaft des Mannes würde ja, abgeſehen davon, daß ſie gegen die chriſtliche (oder jüdiſche) Moral verſtößt, einen Grad von erotiſcher Vertraulichkeit zwiſchen den Ehegatten einſchließen, mit dem das Monopol des Geliebten nicht zu vereinbaren wäre. Für den Lebemann der „Geſellſchaft" iſt alſo aus dieſem Grund auch da, wo er mit dem Gehörnten weder bekannt noch befreundet iſt, der Betrug ungefähr Das, was in der Ehe das Salz bedeutet: er macht den Ehebruch für ihn erſt ſchmackhaft. Aber auch dort, wo die beiden Männer „befreundet" ſind, muß mindeſtens die Fiktion des betrogenen Ehemannes aufrecht erhalten werden; auch würde ja der kirchliche Nimbus, der namentlich in Beamten- und Offizierkreiſen reſpektirt wird, durch das vom Ehemann beliebte „Schweigen zur Sünde" zerſtört werden. Sogar im öffentlich geduldeten Dreieck muß der Gatte ſo thun, als ob er von den Seitenſprüngen der Gattin

Google

keine Ahnung habe, und, falls ihm „die Augen geöffnet“ werden, sowohl der Frau als dem Hausfreunde gegenüber die korrekten und oft blutigen Konsequenzen ziehen.

Doch wenden wir uns von den abscheulichen Verlogenheiten, die man der christlichen Moral schuldig zu sein glaubt, wieder zurück zu dem Verhältniß André Mareuils zu der reizendsten aller Malerinnen.

Diese, auch wenn sie erfunden ist, sehr wahre, sehr rührende Geschichte läßt uns im Unklaren über die Frage: Kann so viel impulsive Natürlichkeit betrügen? Ist es denkbar, daß diese Frau mit dem großen, leidenschaftlich pochenden Herzen sich nicht freimüthig dem Mann ihrer größeren Liebe gestellt hätte: „Du, ich bin Dir untreu; erschlage mich, wenn Du willst, aber zweifle nicht an mir, denn ich liebe Dich über Alles in der Welt!“ Und ist es möglich, zu glauben, daß dieser Menschenbildner die liebliche Gestalt der in sinnlicher Jugendschöne erglühenden Wahrheit vernichtet, dieses wundervolle Phänomen erschütternd aufrichtiger, liebevollster Sündhaftigkeit zerschmettert hätte, statt sie in seine starken Arme zu schließen: „Mein Herz blutet und frohlockt, ich halte Dich gegen eine Welt voll Truges?“

Seltsam: die edelste und großmüthigste, die einzig göttliche Regung, die wir diesem durch den Freimuth der allerliebevollsten Frau abgöttisch geehrten Mann zutrauen möchten, wird sofort durch das anwidernde Bild der konventionellen Liebestragoedie beschmutzt: thierischer Ausbruch gemeiner Eifersucht, Blutlache, Verhaftung, Polizei, Leichenwagen, Reporter. Und vor den Thüren und hinter Millionen mit geiler Druckerschwärze betupften Papieren die blutgierig starrende Menge mit ihren blöden Racheinstinkten, die Spalier bildet, um den Mann zu verhöhnen, der soeben sein schöneres nicht nur, sondern auch sein besseres Selbst erschlagen hat!

. . . Ein Bild aus Tausendundeine Nacht. Scheherazad schlummert und träumt von neuen Gefilden der Liebe und unwahrscheinlichsten Ehrenrettungen der gepeitschten Frauenseele. Da erhebt sich ihr Herr und Hahnrei, umgürtet sich mit Schlafrock und Pantoffeln, wirft noch einen Blick nach seiner köstlichsten Habe, der talentvollen Pastellistin, die ihn mit Hörnern, ach, so reich bedacht und liebend reicher noch belohnt, und überschreitet stolz erhobenen Hauptes die Schwelle zu seiner Werkstatt. Er holt das dreihundertjährige Trostbuch aller Gehörnten vom Kandelbrett, das Schicksalsbuch der großen Gemeinde, die eben tröstet, weil ihrer so viele sind, und sucht und sucht ein Wort, ein leichtfertiges, die Frau beleidigendes Wort mit einem angehängten Trost, der den Mann zwar nicht ehrt, aber doch aufrichtet . . . „un peu“ . . . un peu“ . . . wo steht es doch:

. . . Sur quoy j'ai ouy souhaiter à plusieurs hommes une femme belle et un peu putain, plustost qu'une femme laide et la plus chaste du monde; car en une laideur, il n'y a que toute misère et déplaisir et nul brin de félicité. En une belle, tout plaisir et félicité y abonde, et bien peu de misère, selons aucuns. Mais quand une femme est un peu putain, elle se rend bien plus aisée, plus subjecte, plus docile, craintive, et de plus douce et agréable humeur, plus humble et plus prompte à faire tout ce que le mary veut, et luy condescend en tout; comme j'en ay veu plusiers telles, qui n'osent gronder, ny crier, de peur que le mary ne les menace de leurs fautes, et ne leur metto au-devant leurs adultères . . .

Da hört er vom Lager seiner Scheherazad her schmerzliches Wimmern. Hurtig läßt er seinen Freund Brantôme im Stich und eilt zur Geliebten. Die Thränen laufen ihr über die Wangen.

Google

„Mein Gott, ich hatte einen so schrecklichen Traum, und da ich erwachte und Dich nicht mehr an meiner Seite sah . . .“

„Nun, Süßes, Liebes, ich habe nur gelesen; aber Dein Traum, betraf er mich oder . . .“

„Es war das Furchtbarste, was ich erleben könnte: ich träumte, Du seiest mir untreu geworden!“

. . . Vielleicht begehen wir ein großes Unrecht an dem Bildhauer, wenn wir, seine Wissenschaft von der Untreue der Geliebten voraussetzend, ihm die Junggesellen- und Landsknechtsmoral des Seigneur Brantôme de Bourdeille und seiner Zeit an die Rockschöße heften. Diese Moral gipfelt erstens in dem Diktum: „Es ist besser, sich mit einer schönen und ehrbaren Frau zu verheirathen, wenn man auch in Gefahr schwebt, ein Wenig vom Horn und von dem so allgemeinen Uebel der Hahnreischaft gefaßt zu werden, als so viele Widerwärtigkeiten zu erdulden, indem man die Anderen zu Hahnreihen macht.“ Zweitens in der Auffassung der Ehe als eines ehrwürdigen und vom Gesetz geordneten Institutes der Prostitution, von dem namentlich die Junggesellen ausgiebigen Gebrauch machen dürfen, die prinzipiell unverheirathet bleiben, um nicht Hahnreie zu werden. „Denn“, sagt Brantômes Freund, Herr von Gua, „das Schlimmste an der Ehe ist, daß die Meisten, sogar Alle, die sich damit ergötzt haben, die Anderen zu Hahnreien zu machen, bei Eingehen einer Ehe unfehlbar selbst in die Hahnreischaft hineinfallen; ich habe es nie anders kommen sehen, genau nach dem Sprichwort: Ce que tu feras à autruy, il te sera fait.“ (Eine metaphysische Begründung übrigens; in Wahrheit ist daran der Umstand schuld, daß tüchtige Minneritter sich nur zu sehr temperamentvollen Frauen hingezogen fühlen, die dann auch ohne die Unterweisung, die sie von ihren Männern erhalten, bald Novizen im Orden des Saint Coucou, „du plus grand Saint de France“, werden.)

Nein, so gewiß auch heute im Effekt die Duldsamkeit gegenüber einer liebenden und geliebten, reizenden und gutartigen Frau nicht nur zur Erhaltung des ehelichen Friedens, sondern auch zur Erhöhung des ehelichen Glückes beitragen mag: die Philosophie des vornehm denkenden modernen Mannes, der etwa die Bezeichnung eines cocu joyeux verdient, ist doch eine von der Auffassung des sechzehnten Jahrhunderts grundverschiedene. Heute können als ehrenwerthe Motive nur Liebe und Gerechtigkeit gelten. Der geliebten Frau und Lebensgefährtin billigt der moderne Mann die selbe Freiheit zu, die er sich selbst vor der Ehe genommen hat und vielleicht noch in der Ehe nimmt. Macht sie davon, wie zu hoffen ist, keinen Gebrauch: um so besser. Nur keine Lüge, kein Betrug; die unumgängliche Grundlage der modernen Ehe ist grenzenlose Aufrichtigkeit und Freundschaft, tiefstes Vertrauen, liebevollste Hingebung und Nachsicht. So wird auch den Lastern des Ehebruches und der Hahnreischaft am Sichersten vorgebeugt.

Als Phänomen wird freilich die gleichzeitige und „reine“ Polyandrie so wenig wie die Doppelliebe des Mannes jemals verschwinden. Wer sich vor ihren Gefahren fürchtet, sei vorsichtig in der Gattenwahl. Wer aber durch ihre Ausbrüche überrascht wird und trotz Alledem ausharren will, sei es aus übergroßer Liebe, sei es aus religiöser Achtung von der Unlöslichkeit der Ehe, Der tröste sich mit der unzweifelhaften Thatsache, daß unter zwei wirklich Geliebten der edelmüthigere und einsichtvollere Freund immer den Vorrang behauptet.

Google

... Nicht nur auf den Brettern, auch im Leben gilt es als „anständig", daß die Frau innerlich wie äußerlich mit ihrer alten Liebe gebrochen habe, mit ihr fertig geworden sei, bevor sie ihre Seele und ihren Leib, bevor sie „sich" dem neuen Mann widmet oder, wie man gewöhnlich sagt, „hingiebt". Ein sehr dummer Ausdruck übrigens, der an die alte Hörigkeit der Frau erinnert; denn keinem Menschen fällt es ein, von der Hingebung des Mannes zu reden. Die Franzosen sagen es noch deutlicher: posséder la femme. Wie jeder beliebige Gebrauchsgegenstand nur einer Person gehören kann, so das Weib nur einem Mann.

Man hält eine solche Abgrenzung des Besitzes für nothwendig im Interesse nicht sowohl der persönlichen Gesundheit als vielmehr der sozialen Reinlichkeit. Zum Mindesten verlangt man von der „anständigen" Frau, die durch eigene oder fremde Schuld zwischen zwei Liebesbrände geräth, daß sie den einen zum Erlöschen bringe oder doch meide. Vielleicht, weil man von der philiströsen Anschauung ausgeht, daß Niemand „zween Herren dienen" könne.

Wie aber nun, wenn man sich in Anbetracht des Selbstbestimmungrechtes vom Herrenrecht ganz losmachte? Man brauchte deshalb noch nicht zum anderen Extrem überzugehen und die Frau zur Herrin zu stempeln, so oft es auch im Leben vorkommt. Herrenrecht oder Herrinnenrecht: mit der Liebe, um die allein es sich hier handelt, hat weder das Eine noch das Andere zu thun. Die Frage ist einfach: hat die starke, die temperamentvolle, aus den Tiefen eines reichen und edlen Gemüthes schöpfende Frau nicht eben so wie der Mann das ideale Recht, gleichzeitig zwei mit allen Rückhaltlosigkeiten der geschlechtlichen Sympathie ausgestattete Freundschaften zu unterhalten?

... Die tragische Bühne und die Kunst der poetischen Gestaltung überhaupt hat eine verborgene Abneigung und mithin Gegnerschaft gegen die vorurtheillosen Offenbarungen des gesunden Menschenverstandes. Auch die Tröstungen einer versöhnlichen Psychologie sind unbeliebt, wenn sie die Konflikte und Probleme ihrer unsinnigen Kanten berauben. Hirnrissig muß das Schicksal sein, wenn es dichterisch interessiren soll. Dieses Erforderniß, das man die Reizsamkeit des inneren Widerspruches nennen kann, schließt manche außerordentlich wichtige Aufklärungen vom ernsten Theater fast vollkommen aus ... Zu durchschlagenden Erfolgen verlangt das Theater eben die unüberbrückbaren Schrecken des Stiergefechtes, die konzentrische Hinarbeit auf den Untergang durch Beschränkung, nicht die Befreiung durch Reichthum der Gefühle und Ventile. Namentlich die weibliche Psyche ist, ihrer sklavischen Auffassung entsprechend, zu dieser Stiergefechtsmoral verurtheilt.

Aber auch das männliche Wesen unterliegt ihr. Mußte Goethe schon im Leben daran verzweifeln, gleichzeitig eine Christiane und eine Charlotte mit seinem großen Herzen zu umfassen, so wußte er genau, warum er im Egmont nicht neben Klärchen auch die (in Wirklichkeit vielleicht nicht minder geliebte) Gattin, die Mutter der Kinder, auf die Bühne bringen durfte. Der Karren- und Kastengeist des biederen Thespis erlaubt es nicht; das Philiströse, ewig Unmoderne, hier wirds Ereigniß.

Und dennoch ist der Untergang eines von liebenden und geliebten Frauen beweinten Helden gewiß nicht minder poetisch und selbst der Tragik würde kein Abbruch geschehen, wenn diese Zwei ihren Schmerz zusammenthun und dem gemeinsamen Geliebten auch einen gemeinsamen Tempel errichten würden.

München. Dr. Georg Hirth.

Google

Ein Brief.

Sehr geehrter Herr Herausgeber!

Auf zwei Birken wies uns Julius Hart am neunzehnten Dezember hier hin. Die Eine ist die wirkliche, aus der Erde gewachsene mit Stamm, Zweigen und Blättern. Die Andere ist die nur vorgestellte, gedachte, die wir zwar stets in unserem Kopfe aufrichten, mit deren Holz wir aber weder den Ofen heizen noch Wiege oder Sarg uns herstellen können. Daher denn freilich die Erste, die sogar im Frühjahr den Liebhabern Birkenwasser und mit ihren Blättern den Apothekern verkäuflichen Thee liefert, entschieden den Vorzug vor der Zweiten, der Begriffsbirke hat, die nichts nützt und einbringt. Ja, es zeigt sich, daß eben diese nur in und als Begriff existirende Birke, insofern wir ihretwegen an der wirklich gewachsenen, wohlthätigen Naturbirke vorübergehen, ein sehr schädlicher, dem der Nahrung und Kleidung bedürftigen Menschen durchaus verderblicher, ein betrügerischer Baum ist. Nennen wir nun gegenüber der Naturbirke die von uns nur vorgestellte, als ein Erzeugniß der Vernunft, die Vernunftbirke, so kommt eben die Vernunft, sonst „des Menschen allerhöchste Kraft“ genannt, schon weil sie an der unnützen Birke schuld ist, schlecht weg. Denn der leider auf die Vernunftbirke erpichte Mensch wird ja nicht nur von ihr nicht satt, nicht warm, nicht zum Leben und Sterben eingehäust, sondern er ißt sich an ihr den Tod. Gerade so, wie es der vorwitzigen Eva und dem ihr allzu folgsamen Adam mit den beiden ungleichartigen Bäumen in Edens Wonnegarten erging. Sie mußten sterben und das Paradies mit dem Baum des Lebens verloren sie obendrein.

Die wirkliche Birke nämlich, sagt Hart, ist der Baum des Lebens, die Begriffsbirke aber der Baum der Erkenntniß mit der giftigen Frucht. Also ist die Erkenntniß, das Wissen, die Vernunft alles menschlichen Elends Ursache; aber die Natur, wie sie um uns leibt und lebt, ihr um das Dreinreden der Vernunft unbekümmerter Gebrauch und Genuß: Das ist das Leben.

Das leuchtet durchaus ein, wenn man einmal die beiden Birken als zwei feindliche Bäume einander gegenüber stellt. Aber schon die Art, wie Hart die zwei Paradiesesbäume heranzieht, drängt Bedenken auf. Denn wie und was lese ich in der alten Bibel von dem Baum, von dem zu essen verboten war? Wie wird er genannt? Doch nicht der Baum der Erkenntniß, des Wissens, der Vernunft überhaupt, sondern der Baum der Erkenntniß von Gut und Böse heißt er. Das ist aber durchaus nicht das Selbe. Zum Wissen als solchem gelangen, zu dem von der Natur und der geistigen Welt, und mit der Kindesunschuld, die ohne eigenes Urtheil sich väterlicher Leitung anvertraut, das Bewußtsein moralischer Verantwortlichkeit, das Wissen des Gewissens eintauschen und damit nun zwar die Würde der Selbstentscheidung gewonnen haben, aber auch die Qual des mit sich zwiespältigen Willens erfahren: Das ist doch Zweierlei; oder kann Taubenunschuld mit der Schlangenklugheit nicht bestehen? Mißt doch aber die Bibel selbst dem noch nicht gefallenen Menschen, ehe er vom Baum der Erkenntniß gekostet hatte, die ihn elend, weil auf verbotene Weise wissend machte, das Vermögen bei, die Naturobjekte nicht nur wahrzunehmen, sondern, zum Beispiel, die Thiere nach Gattung und Art zu unterscheiden, zu vergleichen und zu bestimmen, indem er sie benennt und dabei bemerkt, daß sich unter ihnen Seinesgleichen nicht finde. Zum

Google

deutlichen Beweis, daß die Natur nicht ohne Begriff aufgefaßt werden kann und selbst die sinnfälligste Anschauung des einzelnen uns gebotenen Gegenstandes in die Form des Wissens eingeht, zur Vorstellung, zum Begriff wird. Denn auch die Birke auf der Haide ist Dies nur dadurch und erst dann für uns, wenn die Vernunft, der denkende Geist in uns, sich ihrer als eben dieser einzelnen Erscheinung bewußt geworden ist. Freilich sieht der Philosoph, der Naturforscher, der Baumzüchter, der Chemiker, der Maler, der Holzfäller diesen Baum ja unter anderen Gesichtspunkten und hat danach sehr verschiedene Merkmale, gleichsam Theile und Ausschnitte des Wahrgenommenen, im Bewußtsein. Aber die gedachte Birke, die Vernunft- oder Begriffsbirke, wenn sie kein Traum oder von der Phantasie geschaffenes Willkürgebilde ist, steckt doch immer in der wirklichen und die wirkliche in der gedachten, wie der Gegenstand im Spiegel und das Bild des Spiegels im Gegenstand.

Daher kann allerdings der Chemiker oder der Physiker der Natur nicht beikommen, auch nicht das kleinste Experiment zu Stande bringen, wenn er nicht abstrahirt, kombinirt und isolirt, also mit Begriffen sich zu schaffen macht, in grundsächlich geordnetem Zusammenhang. Der Entdecker des Gesetzes von der Gravitation mag tausend Aepfel sehen, Federn, Steine: auf die Lösung des Räthsels wird er kommen, wenn er Schwere, Dichtigkeit, Geschwindigkeit von allen anderen wahrgenommenen Eigenschaften trennt und mit den immer eintretenden Veränderungen der Bewegung in Zusammenhang bringt. Damit aber denkt er, so zu sagen, Etwas aus der Natur heraus und denkt Etwas zu ihr hinzu, das in der sinnfälligen Wirklichkeit unmittelbar nicht anzutreffen ist.

Mit den Erfindern ists nicht anders; es sei denn, daß Jemand durch Zufall einer wird, was ja auch vorkommt (dann wohl zu seinem eigenen Schrecken, wie der Pulvermacher Berthold, als ihm sein Gemisch plötzlich explodirte). Der wahre Erfinder aber findet nicht, wenn er nicht das Ziel mit höchster Besonnenheit sucht. Dazu muß er beständig zu den sinnlich greifbaren Gegenständen, die er vor sich hat, Kräfte, Gesetze, Zusammenhänge im Kopf haben, ohne die seine Versuche ein Probiren ins Blinde bleiben, also ein Wissender sein.

Ob aber die mit den Sinnen wahrgenommene Birke wirklich existirt oder selbst nur wieder eine Vorstellung in uns ist, also im Grunde von der selben Art wie die gedachte Begriffsbirke, darauf kommt es, wenn es sich um den Unterschied von Wahrnehmen und Denken handelt, nicht an, denn immer wird der Inhalt der Wahrnehmungvorstellungen mit Nothwendigkeit als seiend außerhalb der Vorstellung gesetzt. Darum ists wahr, daß freilich der Allgemeinbegriff „Birke“ ein bloßes Gebilde des Denkens ist und niemals mit der einzelnen, wahrgenommenen Birke verwechselt werden darf, was ja auch den absolutesten Idealisten unmöglich ist. Ob aber dieser richtig gebildete Begriff mit der wirklichen Birke gar und ganz nichts zu thun hat, ist doch sehr die Frage. Denn was allen einzelnen Birken den Namen Birke giebt, Das ist doch in jeder als ein Merkmal unter vielen enthalten, wird also auch, wenn auch nur in Verbindungen, die im Allgemeinbegriff nicht vorkommen, mit wahrgenommen und erscheint in ihm nach Lösung dieser Verbindungen wieder. Wäre zu solchen Begriffsbildungen die Vernunft nicht fähig und nicht beständig innerlich genöthigt, so könnte man sich ja in der sinnlichen Welt nicht zurechtfinden und auch der Lebensbaum nützte mit seinen schönsten Früchten den

Google

Menschen kaum mehr als zum Sattwerden: sie würden nach ihm greifen wie die Kinder nach dem Mond.

Also ist nicht zu fürchten, daß die Natur auf dem Altar der Vernunft geopfert werde; wenn nicht etwa die Vernunftbirke die wirkliche Birke verbrennen oder verschlingen will, wie in Isaaks Traum die dicke Aehre von der dünnen verschlungen wird. Dann freilich mag der Mensch verhungern und erlebts noch, daß der allein gepflegte Wissensbaum wüst ins Holz schießt und endlich doch verdorrt. Sind doch beide Bäume einander nöthig und ohne ihr gemeinsames Gedeihen ists um Garten und Land der Menschheit schlecht bestellt.

Weil aber die Vernunft, auch die nach Grund- und Folgesätzen denkende, wissenschaftlich sich bethätigende aus sich Leben nicht erzeugt, die Theorie, auch die beste, die Praxis nicht ersetzen kann, darum soll man sie nicht schelten oder gering achten, wie man vom Handwerkzeug nicht verlangt, auch wenns das beste ist, daß es an die Stelle des Werkes trete. Wissen ist nicht Können. Freilich; wie das Spiegelbild das Gespiegelte nicht ersetzt. Aber selbst Beethoven ersteigt nicht den Gipfel seiner Kunst, ohne daß er ihre Grundgesetze eben so hell im Kopf habe wie tief im Herzen die Kraft lebendiger Gestaltung; und wenn Shakespeares Dichtung weniger ihrer selbst bewußt ist als die Goethes, aber immer noch weit im Wissen von sich hinaus reicht über Epos und Volkslied aus der Urzeit: wer mag sagen, daß auch diese nur wie reine Naturgebilde emporsprießen und überlieferte Regeln und Gesetze an ihnen unbetheiligt sind? Die Zeiten haben ihre Zeichen und jeder Gegenwart ist die Vergangenheit Lehrerin. Im Schaffen ist der Genius frei, aber in Wahl und Ordnung waltet der Verstand; und erhöht er nicht, recht gebraucht, den Genuß des Kunstwerkes?

Endlich: den Ansprüchen der Vernunft, durch die der Mensch über die unbewußte Natur erhaben ist, kann er sich nicht entziehen; und selbst wenn er den Gegensatz Beider so weit treibt, daß er den vernünftigen Menschen in uns für den widernatürlichen erklärt und ihn beschuldigt, die Ursache all unseres Leidens zu sein, so ist er genöthigt, diesen Kampf wider die Vernunft mit Gründen zu führen, die ihm allein die Vernunft an die Hand giebt. Also bleibt sie immer, auch wenn sie sich selbst entthront, die Königin.

Schöneiche. Heinrich Steinhausen.

Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber, zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in den Grenzen des Begreiflichen zu halten. In das Weltall Vernunft bringen zu wollen, ist bei seinem kleinen Standpunkt ein sehr vergebliches Bestreben. Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge. Sobald wir der Menschheit die Freiheit zugestehen, ists um die Allwissenheit Gottes gethan; denn sobald die Gottheit weiß, was ich thun werde, bin ich gezwungen, zu handeln, wie sie es weiß. Dieses führe ich nur an als ein Zeichen, wie wenig wir wissen und daß an göttlichen Geheimnissen nicht gut zu rühren ist. Auch sollen wir höhere Maximen nur aussprechen, insofern sie der Welt zu Gut kommen; andere sollen wir bei uns behalten, aber sie mögen und werden auf Das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten. (Goethe.)

Google

Diamantenfieber.

Im Sommer des Jahres 1867 verkaufte der Straußenjäger John O'Reilly einen Diamanten von 21 Karat für 500 Pfund Sterling an den Gouverneur der Kapkolonie Sir Philipp Woodhouse. Der Stein war im Baal gefunden worden. Auf der Farm des Schalk von Niekerk spielten Kinder mit dem hübschen Kiesel. O'Reilly, dem das Ding gefiel, ließ sich das Spielzeug von dem Bauern geben und nahm es mit sich nach Kapstadt. Dort prüfte ein antwerpener Steinschneider den Fund und entdeckte, daß es ein Diamant sei. Das war der Beginn der südafrikanischen Diamantenaera. Bald fand man bei einem Buschmann den berühmten „Stern von Afrika". Der Wilde trug ihn als Amulet. Für zwanzig Ziegen gab er ihn her. In Hopetown wurde dieser Urahn des Cullinan für 225 000 Mark verkauft; später kam er, für 600 000 Mark, in den Besitz des Herzogs von Dudley und wurde schließlich über das große Wasser geschickt. Inzwischen begann die Wanderung der Diamantensucher nach den Ufern des Baal und des Oranje. Das Diamantenfieber packte die friedlichen Buren und wurde endemisch. Aber John Bull war schlauer als Piet Hein. Er roch den Braten und ging den Dingen auf den Blaugrund. Die Buren mußten ihre Diamantenfunde mit ihrer politischen Unabhängigkeit bezahlen. Heute ist der Kimberley-Distrikt das wichtigste Diamantengebiet und die Debeers Consolidated Mines Ltd., die das ursprüngliche Gebiet der New Rush Diggings in Kimberley und alle später hinzugekommenen Claims umfaßt, die reichste Diamantenquelle der Erde.

Wie vor vierzig Jahren John B. Robinson, so ist heute Bernhard Dernburg der Prophet einer neuen Diamantenherrlichkeit. Er hat dem Reichstag von einem neuen Kimberley gepredigt. Bei Lüderitzbucht sei ein Diamantenparadies erschlossen, das reiche Schätze verheiße. Wieder hob ein Neger den ersten Stein vom Boden; ein im Dienst der Firma Lenz & Co. stehender, die, im Auftrag der Deutschen Kolonialeisenbahn-Bau- und Betriebsgesellschaft, die Trace Lüderitzbucht-Keetmannshop baut. Im Frühjahr 1908 begann die neue Diamantenepoche, diesmal auf deutschem Gebiet; und heute schon steht ganz Südwest in Flammen. Die Berichte aus Lüderitzbucht und Kapstadt lassen an Ueberschwang nichts zu wünschen übrig. Dem deutschen Kapital wirft man Trägheit vor, weil es sich nicht sofort auf die Antheile der neuen Minengesellschaften gestürzt hat. Bald heißt es, die Debeers-Gesellschaft habe sich den größten Theil der neu entdeckten Felder bereits gesichert; bald wird von großen englischen Syndikaten berichtet, die sich angeblich um die Diamantengruben in Lüderitzbucht bewerben; bald wieder heißt es, die deutsche Regirung werde dafür sorgen, daß von den kostbaren Claims nichts in fremde Hände komme. Der Refrain ist stets: „Laßt Euch die Reichthümer nicht von Fremden wegnehmen!" Zunächst hatte deutsches Kapital sich nur indirekt, durch den Erwerb englischer Aktien, betheiligt; doch der deutsche Sparer darf heute schon hoffen, künftig im eigenen Land an Diamantaktien sein Geld verlieren zu können. Immer das selbe Bild; nur das Sujet wechselt: Petroleum, Gold, Kali, Diamanten. Gut wars, daß man Dernburg, schon seit der Geschichte von der Dattelkiste, auch öffentlich mit wohlwollendem Humor zu behandeln pflegte. Sonst hätte die Erzählung, die tägliche Produktion könne auf 5000 Karat gebracht werden, ganz anders eingeschlagen. Ernsthafte Leute sind nicht so optimistisch. Man

Google

weiß, daß der Herr Staatssekretär Ambitionen hat und aus Deutsch-Südwest ein zweites British South Africa machen möchte. Daß er sich gleich bemüht hat, den neuen Diamantenherd dem Reich zu sichern, den Handel zu organisiren und einen Ausfuhrzoll von 10 Mark pro Karat einzuführen: das Alles giebt dem ganzen Rummel einen Anstrich von Solidität; aber noch keine Bürgschaft des Erfolges. Geologengutachten sind nicht immer zuverlässig. Der erste Geologe, der Kimberley bereiste, ein sehr gelehrter Mann, sagte in seinem Gutachten, er sei zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Annahme eines natürlichen Vorkommens von Diamanten in Südafrika eine „gänzlich absurde" sei. Bei der geologischen Beschaffenheit des Landes dürfe an Diamantenfunde nicht gedacht werden; und die angeblich entdeckten Steine seien absichtlich ins Land getragen worden, um Einwanderer nach Südafrika zu locken. Der berühmte Professor aus Oxford hat Unrecht gehabt. Die Diamanten von Kimberley haben sein Gutachten ad absurdum geführt. Eben so kanns aber auch dem dernburgischen Geologen gehen, der in Lüderitzbucht den Ort gefunden zu haben glaubt, wo märchenhafte Reichthümer zu ergraben sind.

Am fünfundzwanzigsten Juni 1908 traf die erste amtliche Meldung von den neuen Diamantenfeldern ein. Neugierig sah man seitdem den Mittheilungen des Staatssekretärs entgegen, der sich die Produkte drüben höchstselbst vorlegen ließ. Er kam, sah und reiste, gläubiger Begeisterung voll, nach Deutschland zurück. In London, Kapstadt und Johannesburg aber ist man en vedette. Ist nun in Lüderitzbucht der berühmte „Blaugrund" oder sind die Steine nur mit dem Meeressande angeschwemmt worden? Im zweiten Fall wäre natürlich mit einem regulären Abbau der Diamantenlager nicht zu rechnen. Die Steine wären dann nur Geschenke des Zufalls, die eben so rasch wieder verschwinden können, wie sie gekommen sind. „Verweht vom Wind der Weltgeschichte." Der Blaugrund ist der eigentliche Mutterboden für Edelsteine, besonders für den Diamanten. Durch den aus Kalk- und Sandstein gebildeten Untergrund sind glimmerhaltige Massen in die Höhe getrieben worden, die sich mit dem Urgestein zu einem festen bläulichen Tuffgebilde vermengten. Der glühende Schmelzfluß, der aus dem Erdinnern empordrang, hat in den Blaugrund Röhren und Gänge gerissen und dort die Diamanten abgelagert. Auf diesen Röhren (pipes) sind die südafrikanischen Minen angelegt; und man rechnet, daß im Durchschnitt 10 Prozent der Röhren Diamanten bergen. Auf 100 Kubikmeter Gestein treffen 10 Kubikcentimeter Diamanten. Dabei ist der Betrieb schon bei 3 Kubikcentimetern nicht mehr rentabel. Das klingt anders als die 5000 Karat Tagesproduktion der dernburgischen Prognose; als Gott den Schaden besah, wars die Monatsproduktion. Auf ein paar Nullen kommts dem Genie ja nicht an. Ueber die wichtigste Voraussetzung einer rationellen Diamantengewinnung weiß man also noch nichts Bestimmtes. Und trotzdem schon verheißungvolle Rentabilitätberechnungen? Die Phantasie arbeitet mit Riesenziffern, weil man für vortheilhaften hält, sich den Umweg über die ruhige Ueberlegung zu sparen. So wurde aus Lüderitzbucht berichtet, daß die erste Gesellschaft, die gegründet wurde, 100 bis 150 Karat täglich gefunden habe und daß der Werth dieser Steine 25 000 Mark betrage. In Wirklichkeit erzielt man nicht mehr als 4000 Mark aus solchem Quantum. Die Erfahrungen der Debeers-Gesellschaft, die den größten Theil der Diamantenproduktion liefert, sollten zu äußerster Vorsicht mahnen. Die Debeers-Mine bringt aus Gestein im Gewicht von 720 Kilo nur ein Drittel Karat Diamanten hervor; und

Google

davon kann nur ein Bruchtheil zum Schleifen verwendet werden. Die Gestehungskosten der Debeers-Gruben betragen (mit den Zinsen für Obligationen und Preference-Shares) 35 Shilling pro Karat; an einen Verkaufspreis von 33 Shilling, wie ihn Dernburg erwähnt hat, ist da natürlich gar nicht zu denken. Selbst wenn die Debeers besonders kostspielig arbeitet, dürfte man doch als normalen Durchschnittspreis kaum mehr als 18 Shilling annehmen. Das sind schon beinahe 100 Prozent weniger als nach der Rechnung des Kolonialsekretärs. Die Premier Diamond Mine, die gefährlichste Rivalin der Debeers-Gesellschaft, produzirt unter besonders günstigen Bedingungen; trotzdem kommt sie mit ihren Verkaufspreisen nicht über 18 sh. 6 d. hinaus. Mit kleinen Diamanten ist überhaupt kein nennenswerthes Geschäft zu machen. Und es steht noch gar nicht fest, ob in Lüderitzbucht auch große Stücke gefunden werden. Giebt es dort des Abbaues werthe Lager, so muß die Produktion straff organisirt werden, da sonst eine Ertrag bringende Diamantengewinnung unmöglich ist Die Debeers hatte erst von dem Augenblick an Erfolg, wo sie das Monopol für Kimberley bekam. Vorher wurde gefährlicher Raubbau getrieben. Unzählige kleine Gesellschaften sogen den Boden und das leichtgläubige Publikum aus. Die Diamantfelder wurden in kleine und kleinste Claims zerstückt und diese Besitztitel dienten den Gesellschaften als „solide Basis“. In Lüderitzbucht scheinen sich ähnliche Verhältnisse herauszubilden, wie sie noch vor zehn Jahren am Rand üblich waren. Felder, die noch im März 1908 für 100 Mark zu haben waren, wurden vor wenigen Wochen für 24 000 Mark angeboten. Was würde aus dieser Preistreiberei entstehen, wenn sich herausstellte, daß die Diamantlager nur Sanddünen sind? Die tiefste und ergiebigste Mine der Debeers liegt 2800 Fuß unter der Erdoberfläche. Und in Lüderitzbucht hat man einstweilen nur einen Meter (also drei Fuß) tief geschürft. In welchem Umfang das von der Metallurgischen Gesellschaft in Frankfurt a. M. ressortirende Südwestafrikanische Minenkonsortium und die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika sich an den Schürfungen betheiligen werden, ist noch nicht bekannt. Einzelne Großbanken (Dresdener Bank, Berliner Handelsgesellschaft, Darmstädter Bank) sollen sich für die Diamantenfunde interessiren. Wie dieses Interesse sichtbar wird und ob es nützliche Folgen hat, muß man abwarten; es könnte sich ja auf sehr verschiedene Arten äußern.

Wenn die Leute Etwas von Gold- oder Diamantenfunden hören, dann sehen sie schon das Märchenschloß der Prinzessin Scheherzad vor sich. Aber Diamanten sind ein Handelsartikel, der den Wirkungen von Angebot und Nachfrage unterworfen ist wie jeder andere. Und die Konkurrenz der großen südafrikanischen Gesellschaften, Debeers und Premier Diamond, ist nicht zu verachten. Die beherrschen den Weltmarkt; und das londoner Syndikat macht die Preise. Die Premier-Mine hat sich als eine gefährliche Gegnerin der älteren Debeersgesellschaft gezeigt. Sie produzirt billiger und glaubt, bei voller Ausbeutung ihrer Gruben, den gesammten Weltbedarf an Diamanten decken zu können. Ueber dem Diamantenmarkt, der sich von der durch die amerikanische Finanzkrisis bewirkten Schwäche noch nicht erholt hat, lagert als schwarze Wolke die Gegnerschaft der beiden größten Diamantminengesellschaften Südafrikas. Und die Debeers-Aktie, die schon einmal mehr als 30 Pfund werth war, kostet heute knapp 11 Pfund. Darf man diese Thatsachen völlig übersehen, um sich einem tollen Rausch der Begeisterung über die südwestafrikanischen Diamanten deutscher Nation hinzugeben? Sonst rechnet man doch an erster

Google

Stelle mit der Marktlage. Warum denn bei Diamanten nicht? Wie gefährlich hier ein Rückgang der Preise werden kann, haben die vielen Insolvenzen von Diamantenhändlern während der jüngsten Krisis gezeigt. Nur der Intervention Rothschilds war es zu danken, daß die Folgen der Absatzstockung sich in verhältnißmäßig engen Grenzen hielten. Erst seit ein paar Monaten werden wieder mehr Diamanten verkauft; für die südwestafrikanische Diamantenfrage ist aber wichtig, daß der Absatz von kleinen Steinen weiter nachläßt, obwohl die Preise viel niedriger sind. Wenn nun in Lüderitzbucht nur kleine Steine gefunden werden: wie soll da, bei der herrschenden Konjunktur, die Einführung eines rentablen Betriebes möglich sein? Daran denken die Phantasten nicht. Schöner und angenehmer ists, sich in prunkvollen Luftschlössern behaglich einzurichten. Wenns gar noch fiskalische Bauten sind, ist doch gewiß Alles in Ordnung. In Antwerpen und Amsterdam, den Hauptplätzen der Diamantenindustrie, sind genug Leute, denen phantasievolle Schilderungen den Blick nicht trüben. Warum holt man sich nicht von dort Gutachten über die Aussichten einer neuen Produktion kleiner Steine? Doch lieber überlegt man eifrig, wie die hanauer Diamantschleifer auf die Höhe der holländischen Kollegen gebracht werden können. Nun fehlt noch, daß fremde Schleifer das Heer der hanauer vermehren, damit die neue Aera des deutschen Diamantenhandels die gesammte Armee gerüstet finde. Wichtig ist auch noch, zu wissen, ob die deutschen Diamantarbeiter sich der großen holländischen Organisation anschließen und ob die südwestafrikanischen Minen mit dem londoner Syndikat gehen sollen. Vielleicht ist es besser für sie, draußen zu bleiben und sich für den Verkauf ihrer Steine volle Freiheit zu wahren. Wie einst auf Niekerks Farm die kleinen Mädchen mit den blanken Kieseln spielten, so spielen heute die Leute von Lüderitzbucht und Kolmannskoop mit den blitzenden Steinen, die ihnen Reichthum ins Land bringen sollen. Die Kunde von den Wundern des Gelobten Landes aber hat der „Prophet“ verbreitet. Dieser Mann ändert sich wohl nicht mehr. Er weiß, daß man ihm einen Optimismus, den Schopenhauer ruchlos nennen würde, und eine nicht ungefährliche Fähigkeit der Autosuggestion nachsagt und vorwirft; aber er kann nicht anders. Einst verkündete er Heldburgs Herrlichkeit und versicherte, er könne den Aktionären von Deutsch-Luxemburg auf Jahre hinaus bequem 15 Prozent Dividende geben. Ein schöner Gedanke, aber es kommt anders, heißts in der alten Posse. Genau so ist er jetzt von den Diamantenwundern überzeugt. Statt die Sache möglichst still vorzubereiten, schreit er seine Siegesgewißheit sofort in die weite Welt. Kühle Ueberlegung oder gar Skeptizismus giebts für ihn nicht; wenigstens nicht für Geschäfte, die er zu leiten hat. Da traut er blind seinem Stern und kann die kommende Herrlichkeit nicht früh genug, nicht laut genug preisen. Mag sein, daß in Südwest noch Beträchtliches gefunden wird. Wenns aber nur oder fast nur kleine Stücke sind? Die lassen die Debeers-Leute, um sich nicht die Preise zu verderben, jetzt nur mit äußerster Vorsicht auf den Markt. Dringen sie aus unserer Kolonie dorthin, wird der Markt mit dem Kleinzeug überschwemmt, dann erleben wir Preise, von denen heute noch Niemand träumt. Dann sind kleine Diamanten bald nur noch Edelsteine dritten Ranges; und das ganze Brillantenpreisniveau senkt sich. Auch diese Entwickelung ist möglich; sie wird von den englischen Sachkennern gefürchtet. Herr Dernburg würde sich auch dadurch freilich nicht verblüffen lassen. Vielleicht erklärt er dann, seine Absicht sei stets nur gewesen, dem Erdkreis die Diamanten des kleinen Mannes zu bescheren. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 16. Januar 1909.

Der Kriegsartikel.

Seit in Frankfurt der Friede geschlossen ward, haben die Heere Deutschlands und Frankreichs an Kopfzahl, an Wucht und Leistungfähigkeit der Waffen einander zu überbieten versucht. Dieses rastlose Mühen hat bewirkt, daß die Bewaffnung beider Heere heute fast gleich stark ist und eine wesentliche Verbesserung kaum noch denkbar erscheint. Mußte aber auch den anderen Mächten den Entschluß zu rascher Wehrstärkung aufzwingen. In West und Ost sind deshalb jetzt, bis ans Japanische und Ochotskische Meer, die Waffen von ziemlich gleichem Werth. Leichte, schnell zu ladende und weithin tragende Geschütze; rauchloses Pulver; das Geschoß so klein, daß es die Niederwerfung eines gelben, braunen, schwarzen Menschen (der ja schwerer als ein weißer außer Gefecht zu setzen ist) kaum noch verbürgt, doch in großen Mengen auf dem Heereszug mitgeführt werden kann und die Ausnützung der Feuergeschwindigkeit ermöglicht. Diesen Geschossen darf kein Mann und keine Truppe sich ohne Deckung aussetzen. Schon bei Mars-la-Tour hat ein angreifendes preußisches Regiment in einer halben Stunde 68 Prozent seines Bestandes verloren; im mandschurischen Krieg eine Japanerbrigade in noch kürzerer Zeit 90 Prozent; in Südafrika hat ein gedeckter Schütze vierzehn Angreifer niedergestreckt. Am sicheren Bewußtsein der Ueberlegenheit kann sich Keiner mehr rösten. Und Alle waren zu völliger Aenderung der Taktik genöthigt. Die Infanterie vermag nur noch unter steter Deckung an den Feind heranzukommen und die Hauptsorge der Artillerie, die ihr dazu helfen soll, muß sein, sich gegen das feindliche Feuer zu schützen; gegen Gewehr und Schrapnell versucht nies mit Panzerschilden. Die Gefechtsfront verbreitert sich. Armeen, wie sie

Google

1866 und 1870 ins Feld rückten, würden heute einen viermal größeren Raum einnehmen. Bei Königgraetz fochten 220000, bei Gravelotte 186000 Mann. Jetzt würde Deutschland 4750000, Frankreich gar 5500000 Mann für den Krieg bereit haben. Freilich steht diese Bereitschaftziffer nur auf dem Papier. Der Fabrikarbeiter, der nach fünfzehn Jahren in Reihe und Glied zurückkehrt, hat die alte Taktik vergessen, kennt die neue Waffe nicht und könnte unter der Last von Gewehr, Munition und Tornister einen Tagesmarsch von vierzig Kilometern nicht mehr leisten. Eine Million Mann: beträchtlich größer wird das Feldheer auch heute kaum sein; auf Sieg darf es, dem weder die Ueberlegenheit der Zahl noch die der Waffe gesichert ist, nur hoffen, wenn die Massen fest zusammengehalten und gegen ein gemeinsames Ziel geführt werden. Auf dem Riesenschlachtfeld ist wenig zu sehen. Das Fußvolk nur, wenn es in hastigem Lauf aus einer Deckung in die andere eilt. Der Feldherr ist unsichtbar: hinter der Front; sitzt am Schreibtisch vor der Schlachtfeldkarte, schickt durch Draht und Funken, Automobile und Motorräder den Führern seine Befehle und empfängt die Meldungen, die aus lenkbaren Luftschiffen und Fesselballons eintreffen. Seine wichtigste Pflicht ist erfüllt, wenn er, ehe ein Zusammenstoß möglich wird, den Corps das Tagesziel und die Straßen angegeben hat, auf denen es zu erreichen ist. Die Schlachten werden länger dauern, aber nicht mehr Blut fordern als die alter Zeit. In den Kriegen Fritzens und Bonapartes betrug der tägliche Schlachtverlust 40 bis 50, im mandschurischen Krieg nur 2 bis 3 Prozent; und der kurze Kampf bei Mars-la-Tour hat mehr Menschenleben hingerafft als die vierzehn Tage bei Mukden. Die Gefahr langer Feldzugsdauer ist nicht zu unterschätzen. Das Wirthschaftleben der Völker heischt schnelle Entscheidung und würde bei einer Strategie, die den Gegner allmählich matt machen will, von schwer heilbarem Siechthum heimgesucht. Deshalb müssen die Gegner trachten, einander auf zwei oder drei Seiten anzugreifen, die Front und mindestens eine Flanke zu packen. Den Kundschafterdienst, der feststellt, wo Front und Flanken zu finden und zu fassen sind, werden die Luftschiffe zu leisten haben; die in der Luft aber nicht ungefährdet sein werden. Denn auch der Feind hat seine Kundschafter himmelan geschickt und in dem unvermeidlichen Kampf wird der Aerostat siegen, der höher als der Gegner steigen, ihn mit einem Sprenggeschoß vernichten und sich rasch der aufwirbelnden Flamme entziehen kann. Luftschiffe werden gegen Luftschiffe, Kanonen gegen Kanonen, Reiter (die, vom Erkundungdienst befreit, den Rücken des Feindes durch Feuerwirkung zu schwächen suchen) gegen Reiter zu kämpfen haben und danach erst zu wirksamer Unterstützung der Infanterie fähig sein.

Go gle

Noch ein Kampf ist zu bedenken: der zwischen dem Ingenieur und dem Artilleristen entstanden ist. Frankreich hat seine ganze Ostgrenze befestigt, Deutschland sich ein Sprenggeschoß von unwiderstehlicher Durchschlagskraft geschaffen. Neuer Wettstreit; dem auch die anderen Mächte nicht müßig zuschauen durften. Belgien, die Niederlande, Italien sorgten für starke Festungwerke, vom Zuidersee bis ans Mittelmeer thürmt sich eine Mauer und sogar die Schweiz hat die Gotthardpässe und alle Zugangspfade bis in die Region ewigen Schnees befestigt und mit Garnison belegt. Rußland schützt der breite, morastige Graben, der die jenseits von der Weichsel liegenden deutschen Provinzen einschließt und die Befestigung der russischen Westgrenze erleichtert. Auch gegen Oesterreich schufen die Nachbarn sich Schutzwälle. Dänemark kann die Zugänge in die Ostsee sperren und hat Kopenhagen in einen großen Waffenplatz umgewandelt. England kann, wann es ihm beliebt, seine schwimmende Festung in die Nordsee schicken und hat sich die Möglichkeit gesichert, von einem jütischen Hafen aus in Schleswig einzufallen. Italien und Oesterreich haben sich gegen einander verbarrikadirt. Der Eisenring, der die mitteleuropäischen Kaiserreiche umklammern sollte, hatte nur auf der Balkanseite noch eine Lücke; auch sie ist durch die Türkei, durch Serbien und Montenegro jetzt ausgefüllt worden und der Reif um Deutschland und Oesterreich auf allen Seiten geschlossen.

„Damit ist die militärische Lage Europas gegeben. In der Mitte stehen ungeschützt Deutschland und Oesterreich, ringsherum hinter Wall und Graben die übrigen Mächte. Der militärischen Lage entspricht die politische. Zwischen den einschließenden und den eingeschlossenen Mächten bestehen schwer zu beseitigende Gegensätze. Frankreich hat die 1871 geschworene Rache nicht aufgegeben. Wie die Revancheidee ganz Europa unter die Waffen gerufen hat, so bildet sie auch den Angelpunkt der gesammten Politik. Der gewaltige Aufschwung seiner Industrie und seines Handels hat Deutschland einen weiteren unversöhnlichen Feind eingebracht. Der Haß gegen den früher verachteten Konkurrenten läßt sich weder durch Versicherungen aufrichtiger Freundschaft und herzlicher Sympathie mildern noch durch aufreizende Worte verschärfen. Nicht Gefühlsregungen, sondern das Soll und Haben bestimmen die Höhe des Grolls. Rußland wird eben so durch die ererbte Antipathie des Slaven gegen den Germanen, die überlieferte Sympathie mit dem Romanen wie durch sein Anleihebedürfniß an dem alten Verbündeten festgehalten und wirft sich jetzt auch noch derjenigen Macht in die Arme, die ihm am Meisten schaden kann. Italien, an jeder Ausdehnung nach Westen verhindert, hält die Verdrängung der Fremden, die einst über die Alpen in die fruchtbaren Gefilde der Lombardei herab-

Google

ſtiegen, noch nicht für vollendet. Es will ſie weder an den Südhängen des Gebirges noch an den Küſten des Adriatiſchen Meeres dulden. Es iſt nicht ausgemacht, daß dieſe Leidenſchaften und Begehrlichkeiten ſich in gewaltſames Handeln umſetzen werden. Aber das eifrige Bemühen iſt doch vorhanden, alle dieſe Mächte zum gemeinſchaftlichen Angriff gegen die Mitte zuſammenzuführen. Im gegebenen Augenblick ſollen die Thore geöffnet, die Zugbrücken herabgelaſſen werden und die Millionenheere über die Vogeſen, die Maas, die Königsau, den Niemen, den Bug und ſogar über den Iſonzo und die Tiroler Alpen verheerend und vernichtend hereinſtrömen. Die Gefahr erſcheint rieſengroß. Sie verringert ſich etwas, wenn man ihr nähertritt.

England kann den deutſchen Handel nicht vernichten, ohne den eigenen arg zu ſchädigen. Sein wohlverſtandener Vortheil verlangt, ſeinen verabſcheuten Konkurrenten, der aber gleichzeitig ſein beſter Kunde iſt, am Leben zu laſſen. Ehe es die angekündigte Landung in einem jütiſchen Hafen ausführt, wird es Telegramme aus Afrika, Indien, Oſtaſien und Amerika abwarten. Wenn es die Welt in Brand ſteckt, hat es Beſſeres zu thun, als ſeine Armee nach dem bismärckiſchen Rezept in Schleswig arretiren zu laſſen. Rußland hat im Vollbeſitz der Kraft und der Macht allen Verlockungen ſeines Verbündeten zu einem Angriff widerſtanden. Ob ihm jetzt, nachdem es das Weſen des modernen Krieges kennen gelernt hat, dieſer Angriff verlockender erſcheint, muß für zweifelhaft gelten. Frankreich hat ſich vorgenommen, den Genuß der kalt gewordenen Rache nur in Geſellſchaft guter Freunde vorzunehmen. Alle fühlen Bedenken vor den ungeheuren Koſten, den möglichen großen Verluſten, wie vor dem rothen Geſpenſt, das im Hintergrund auftaucht. Die allgemeine Wehrpflicht, welche Hoch und Niedrig, Reich und Arm als gleichwerthiges Kanonenfutter verwenden will, hat die Kampfeswuth gemildert. Die für uneinnehmbar erachteten Feſtungen, hinter denen man ſich warm und ſicher fühlt, laſſen es minder verlockend erſcheinen, herauszuſtürmen und die Bruſt im Gefechte zu lüften. Die Waffenfabriken, Geſchützgießereien, die Dampfhämmer, welche die Panzerthürme härten, haben mehr freundliche Geſichter und liebenswürdiges Entgegenkommen hervorgebracht, als alle Friedenskongreſſe zu ſchaffen vermochten. Jeder trägt eben ſo ſehr Bedenken, den zahlreichen, wohlbewaffneten Gegner anzugreifen, wie er ſich ſcheut, das eigene Verderben bringende Werkzeug anzuwenden, das er ſich mühſam geſchaffen hat, von dem er aber nicht recht weiß, ob er es auch zu handhaben verſtehen wird. Und wenn nun auch alle Bedenken beſeitigt, alle Schwierigkeiten gehoben ſind, der Entſchluß gereift iſt, der gewaltige Vormarſch von allen Seiten angetreten werden ſoll, muß ſich die bange Frage: ‚Werden auch die Anderen kommen, werden ſich auch die fernen Ver-

Go gle

bündeten zur rechten Zeit einstellen, werde ich nicht allein und verlassen dem Keulenschlage des Uebermächtigen ausgesetzt sein?' in der Brust jedes Einzelnen vernehmbar machen. Diese Zweifel zwingen, stillzustehen, abzuwarten, die Rache zu verschieben, das schon gelockerte Schwert in die Scheide zurückfallen zu lassen. ‚Die Koalition ist fertig', wird von jenseits des Kanals herübergerufen. Daß sie zu kriegerischen Thaten übergehen wird, ist trotzdem durchaus zweifelhaft und auch vorläufig keineswegs nöthig. Die Stellungen, welche die verbündeten Mächte eingenommen haben, sind so günstig, daß sie allein durch ihr Vorhandensein eine beständige Drohung bilden und selbstthätig auf das durch den Wirthschaftkampf und die Geschäftskrisen erschütterte deutsche Nervensystem wirken. Um diesem Druck zu entgehen, muß man versucht sein, nachzugeben, sich den Zumuthungen zu fügen, einen Vortheil nach dem anderen aus den Händen zu lassen.

Während in dieser Weise gekämpft wird, hat sich das Bild plötzlich verschoben. Durch die jüngsten Ereignisse auf der Balkanhalbinsel sieht sich Oesterreich für geraume Zeit nach jener Seite gebunden. Es verlangt von seinem Verbündeten Unterstützung, kann ihm selbst eine solche nicht gewähren. Der gegnerischen Taktik ist es gelungen, Jedem der Beiden einen gesonderten Kriegsschauplatz anzuweisen, sie zu verhindern, mit vereinter, vernichtender Ueberlegenheit erst einen, dann den anderen Gegner niederzuwerfen. Oesterreich muß die Front nach Süden, Deutschland nach Westen nehmen. Rußland behält sich vor, mit voller Kraft die Entscheidung hier oder dort zu geben Trotz der so viel günstiger gewordenen Lage scheinen die Feinde ringsherum immer noch nicht zu den Waffen greifen zu wollen. Die vielen Bedenken sind noch nicht beseitigt. Auch nach der Trennung sind Oesterreich wie Deutschland noch immer zu stark. Sie sollen zunächst durch inneren Zwiespalt geschwächt werden. In Oesterreich wird der Nationalitätenhader durch freundschaftliche Vorstellungen der Diplomatie, durch zum Kampf ermuthigende Abordnungen und durch die Schlachtrufe der Presse emsig geschürt. Wie in Deutschland der gleiche Zweck mit einem kurzen Zeitungartikel, mit hinterlistig zusammengestellten verjährten Anklagen zu erreichen ist, hat sich erst kürzlich gezeigt. Und doch ist für den ferneren Kampf, er mag mit den Waffen in der Hand oder mit anderen Mitteln geführt werden, wenigstens nach außen hin ein ‚einig Volk von Brüdern' so nöthig wie eine mächtige Armee, die von einer festen Hand geführt wird und von unbedingtem Vertrauen erfüllt ist."

Das ist der Inhalt (in den letzten drei Absätzen auch der Wortlaut) eines Artikels, der, unter dem Titel „Der Krieg in der Gegenwart", in der Deutschen Revue erschienen ist. Eines Artikels, dem starke Durchschlagskraft nicht

Google

zuzutrauen war. Das Militärische in manchem Einzelzug klar und anschaulich dargestellt, doch in keinem neu; das Politische an den Hauptstellen aus schiefem Gesichtswinkel erschaut. Der Verfasser? Gewiß ein älterer inaktiver Offizier, der sich um die Wissenschaft der Strategie und der Taktik ernstlich bemüht, an this weak piping time of peace sich manches Jahr schon geärgert hat und der nun fichtisch aussprechen möchte, was ist. Will er warnen? Er spricht von der Versuchung, „nachzugeben, sich den Zumuthungen zu fügen und einen Vortheil nach dem anderen aus den Händen zu lassen"; sagt aber nicht, ob er solche entsagende Nachgiebigkeit billigen oder tadeln würde. Ein Nebenzweck scheint, die Kritik kaiserlicher Handlungen zu entkräften. Oder wars der (klüglich verborgene) Hauptzweck? Einerlei. Der Verfasser nennt sich nicht; will also im Dunkel bleiben. Warum? Weil er fühlt, daß der Blick auf das Reichsinteresse ihm verbietet, die in dem Artikel ausgesprochene Meinung mit dem Titel eines deutschen Offiziers zu decken. Weil er als eine Stimme hörbar, nicht als ein dem deutschen Heer Angehöriger sichtbar sein will.

Er ist sichtbar geworden. Noch vor dem Artikel war der Verfasser bekannt. Graf Alfred von Schlieffen ists, der fünfzehn Jahre lang Chef des Großen Generalstabes war. Ein Offizier, der den größten Theil seiner Dienstzeit auf wichtigen Generalstabsposten verlebt, immer also für besonders tüchtig gegolten hat. Sechsundsiebenzig Jahre alt. Generaloberst mit Feldmarschallsrang, Generaladjutant des Kaisers, Mitglied des preußischen Herrenhauses. Als Nachfolger Waldersees wurde er von Manchen lautgerühmt, von Manchen leis getadelt. Sein Wissen und Können war unbestritten; aber man fand, daß er nicht immer den rechten Gebrauch davon mache. Die moltkische Nüchternheit und Denkpräzision, hieß es, fehle ihm; seine Kritik lange allzu gern über den Gegenstand hinaus. In den von ihm vorbereiteten Manövern seien schöne Bilder zu sehen, für den Krieg nützliche Erfahrungen aber nicht zu sammeln. Kaiserliche Wünsche erfülle er allzu willig. Das gaben auch seine Freunde zu; behaupteten aber, er sei entschlossen, im Krieg selbst die winzigste Konzession zu weigern und nach dem Willen des Obersten Kriegsherrn nur da zu handeln, wo er ihm auf dem richtigen Weg scheine. Vielfach bespöttelt wurde später die Art, wie er (in einer Arbeit über die Niederlage von 1806) von Scharnhorst sprach. Das Alles entzieht sich fast völlig dem Laienurtheil. Die Rede, die Graf Schlieffen im Herbst 1905 bei der Enthüllung des dem Marschall Moltke von dem in seiner Schule erwachsenen Heer gestifteten Denkmals hielt, war nur zu loben; unterschied sich in Inhalt und Tonfarbe sehr angenehm von Allem, was wir bei solchem Anlaß zu hören gewöhnt waren. Kein Paradepathos, keine Uebertreibung; ein von zärtlicher, doch

Google

nicht blinder Liebe entworfenes Bild des Römers aus Parchim. „Die Worte ‚selbst' und ‚ich' kannte diesen hohe Geist nicht". Die Rede soll dem Kaiser so wenig gefallen haben, daß er dem Generalstabschef den für ihn mitgebrachten Orden nicht gab. Drei Monate danach war Graf Schlieffen verabschiedet. Der also hat den Artikel geschrieben. Der meint, wir seien in einem künftigen Krieg gegen Frankreich unserer Ueberlegenheit nicht sicher. Der sieht Deutschland und Oesterreich ungeschützt, die übrigen Mächte hinter Wall und Graben in so günstiger Stellung, daß den vom Reif Umklammerten kaum Anderes bleibt als der Entschluß zu schmiegsamer Nachgiebigkeit. Der findet Deutschlands Lage durch den Balkanstreit noch verschlechtert, Deutschlands Schlagkraft durch inneren Zwiespalt gemindert, der durch einen kurzen Zeitungartikel und durch hinterlistig zusammengestellte verjährte Anklagen bewirkt worden ist. Dieser Generaloberst schrieb die Sätze: „Der gewaltige Aufschwung seines Handels und seiner Industrie hat Deutschland einen weiteren unversöhnlichen Feind eingebracht. Der Haß gegen den früher verachteten Konkurrenten läßt sich weder durch Versicherungen aufrichtiger Freundschaft und herzlicher Sympathie mildern noch durch aufreizende Worte verschärfen." Glaubt also, daß Wilhelms oft wiederholte Versicherungen nutzlos waren und daß aufreizende Worte nicht schaden. Und hat gestattet, auf das Revueheft den Satz zu drucken: „Dieses Heft enthält den Artikel ‚Der Krieg in der Gegenwart', welchen der Deutsche Kaiser beim Neujahrsempfang der Kommandirenden Generale vorlas, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß die darin niedergelegten Gedanken sich mit seinen Ansichten decken." Welche Gedanken? Daß Deutschland, trotz den zwölfhundert Millionen, die es in diesem Jahr für Heer und Flotte ausgiebt, ungeschützt ist und sich gegen lästige Zumuthung nicht kraftvoll zu wehren vermag? Daß die britische Feindsäligkeit gegen das Deutsche Reich nicht zu mildern noch gar auszuroden ist? Daß wir nur einen Freund haben, einen, der von uns Hilfe verlangt, uns aber nicht helfen kann? Daß die einkreisenden Mächte auch ohne Krieg Alles, was sie wünschen konnten, auf unsere Kosten erreicht haben? Das klingt unglaublich. Dem sogar, der sich erinnert, daß der Kaiser nach der Enthüllung des Moltkedenkmals vor den Kommandirenden Generalen Worte gesprochen hat, die nie ans Licht kommen durften. An der Paradetafel im Weißen Saal sagte er dann: „In aufrichtigem Dank gegen die Vorsehung ein stilles Glas, welches dem Andenken gewidmet ist des Kaisers Wilhelms Majestät größten Generals." (So stands im offiziellen Bericht.) „Das zweite Glas gilt der Zukunft und der Gegenwart. Wie es in der Welt steht mit uns, haben die Herren gesehen. Darum das Pulver trocken, das Schwert geschliffen, das Ziel erkannt, die Kräft gespannt und die Schwarzseher verbannt." Schwärzer als

Google

Graf Schlieffen kann Keiner unsere Situation sehen. Und mit dem von Schlieffen Gesagten, so lasen wir, „decken sich die Ansichten des Kaisers durchaus“.

Durchaus. Ob die so lange als Schwarzseher verpehmten Warner sich der Kunde freuen? Am achten Januarabend lasen wir im Reichsanzeiger: „Seine Majestät der Kaiser und König hat am zweiten Januar, wie alljährlich, eine Besprechung mit den hier zur Neujahrsgratulation versammelten Kommandierenden Generalen abgehalten. Die Aeußerungen Seiner Majestät waren nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt und hätten nicht den Gegenstand öffentlicher Kritik bilden dürfen. Trotzdem sind Nachrichten darüber in die Presse gelangt. Gegenüber den in ausländischen Blättern erschienenen Angriffen stellen wir fest, daß sich die Besprechung lediglich auf militärische Fragen bezog. Im Anschluß an eine Betrachtung der bei den letzten Manövern gemachten taktischen Erfahrungen wies Seine Majestät der Kaiser auf eine kürzlich erschienene akademische Studie hin, in der die Gestaltung des modernen Krieges und die Einwirkung der neuzeitlichen Waffen auf das Gefecht entwickelt sind. Die in dieser militärischen Arbeit auch enthaltenen politischen Gedanken und Ausblicke kamen in den Ausführungen des Obersten Kriegsherrn nicht in Betracht.“ Die Angabe, daß er auch den politischen Theil des Artikels vorgelesen habe, wird nicht bestritten; der Ausdruck ist hier fast allzu behutsam gewählt. Ist anzunehmen, daß der Kaiser nur die neun Seiten, die den Generalen längst Bekanntes wiederholten, verlesen und die zwei weggelassen hat, die beweisen sollen, daß mit einer nahen Kriegsgefahr noch nicht zu rechnen sei? Wer die militärische Lage eines Reiches prüft, muß zunächst wissen, gegen welche Feinde es sich zu rüsten hat. Das sagt Graf Schlieffen in den letzten Abschnitten seines Artikels sehr deutlich. Und diese Abschnitte, die interessantesten, soll der Kriegsherr in solcher Stunde verschwiegen haben? Uebrigens kam das Dementi (wenn man die unklare Darstellung so nennen darf) viel zu spät; von dem Wahn, ein Taxameter könne einen Eilzug, der drei Tage vorher abgegangen ist, einholen, sollten die Herren der Wilhelmstraße sich endlich trennen. Auf das Ausland wollten sie durch den Reichsanzeiger wirken. Das Ausland aber hatte schon die Thatsache verzeichnet, daß der Kaiser ohne Hoffnung auf die Noth des Reiches blickt.

Das ist das Schlimme. Alles Uebrige? Geschwätz, das den Thatbestand nur verdunkeln kann (oder soll). Unbestreitbar ist des Kaisers Recht, de omni re scibili et quibusdam aliis zu den Generalen zu sprechen; auch über hohe, höchste und allerhöchste Politik. Das hat, so lange es in den Hirnen der Corpsführer gespeichert ist, draußen Keinen zu kümmern. Dringt es hinaus, so fällt es, wie jedes politisch wichtige Wort, in das Rechtsgebiet der Kritik und die

Google

Frage, obs für die Oeffentlichkeit bestimmt war, verliert ihren Werth. Möglich, daß gerade diesmal (so wird erzählt) besondere Vorsicht gewaltet hat. Daß vor des Kaisers Rede und Vorlesung alle nicht mindestens im Rang Kommandirender Generale stehende Herren aufgefordert wurden, den Saal zu verlassen; daß hinter ihnen der Kronprinz die Thür schloß und draußen der Hausminister und Oberhofmarschall Graf August Eulenburg selbst die Wache übernahm. Vielleicht meinte ein Zuhörer, das vom Kaiser einem Artikel gespendete Lob sei kein Staatsgeheimniß und für die Verbreitung dieses Artikels müsse alles irgend Erdenkliche geschehen. Vielleicht wollte ein anderer mit der Erzählung den Zweifelnden beweisen, daß Wilhelm die am siebenzehnten Novembertag verheißene „Zurückhaltung" ernstlich übe und sogar zur Beantwortung militärpolitischer Fragen dem Sachverständigsten das Wort lasse. An eine Intrigue braucht man nicht zu denken. Wenn ein Adjutant den Auftrag erhielt, schnell Schlieffens Artikel, den S. M. vorgelesen habe, zu besorgen, und wenn der Beauftragte die Thatsache, deren Verheimlichung nicht befohlen war, vor zwei Kameraden erwähnte, konnte sie flink herumkommen. Auch in das Ohr Eines, der weiß, daß schon die Mittheilung eines aus der Hofregion herniedergesickerten Gerüchtes in der Presse dankbare Freundschaft wirbt. Seit der Oktoberkatastrophe war der Kaiser fast Allen unsichtbar gewesen; nun sollte er sich, bei den Neujahrsempfängen, zum ersten Mal wieder zeigen. Wie sieht er aus? Ist er wieder fröhlich oder noch deprimirt? Giebt er bei der Cour dem Kanzler die Hand? Kühl oder herzlich? Und was werden die Kommandirenden aus seinem Mund hören? Tage lang ward so gewispert. Alle Geberdenspäher und Geschichtenträger waren in Bewegung. Kein Wunder, daß sich der inbrünstigen Neugier schließlich ein Spältchen aufthat. Dem Hofe fehlt ein beamteter Politiker (der unmittelbar dem Reichskanzler unterstellt und als dessen Vertreter auch militärischen Berathungen zugezogen werden müßte). Der hätte gesagt: „Daß dieser Artikel von dem vorigen Generalstabschef geschrieben und von Eurer Majestät gebilligt worden ist, darf nicht bekannt werden; sonst wird das Reichsinteresse geschädigt." Oder hätte das Geschehene noch in der selben Stunde dem Kanzler gemeldet, dem wohl nicht zweifelhaft gewesen wäre, daß hier noch ärgere Gefahr drohe als von den Interviews mit den Herren Spender, Hale & Co. Doch jedes Recht zur Mitwirkung an höfischer Organisation ist uns versagt: also müssen wir die Dinge nehmen, wie sie sind. Strafbarer Vertrauensbruch? Mag sein. Den können wir nicht hindern; und haben keine Lust, heute die Generale, wie gestern die Räthe des Auswärtigen Amtes, mit Vigilantennasen zu umschnüffeln. Wenn Herr Rathenau oder Herr Gwinner dem Aufsichtrath Absichten oder Ansichten enthüllt, die von da in den Hörbereich der Aktionäre

Google

dringen, muß er sie bündig widerrufen oder mit Entschiedenheit vertreten. Wozu immer wieder die Zeit an kleinliche Erörterung verzetteln? Sorgt da oben für dichte Thüren. Das ist Eure Sache. Was der Erdkreis als des Kaisers Meinung vernommen hat, darf von des Kaisers Volksgenossen in anständigem Ton besprochen werden. Muß sogar. Ists etwa alltäglich, daß Generalstabschef und Kriegsherr so reden? Das Reich so gefährdet, so schutzlos umpreßt sehen? Ists nicht furchtbar? Und ohne Beispiel in der Geschichte, daß die Konkursgefahr urbi et orbi amtlich beglaubigt wird? Mag eine Schranze dem Kanzler nachdem Dienstleben getrachtet, ein verärgerter Kriegsmann für nützlich gehalten haben, des Kaisers wahre Stimmung zu entschleiern: höher als Kanzler und Kaiser selbst gilt uns das Reich; und dem Reich ist geschadet worden.

In der Fremde durch den glaubhaft gemachten Verdacht, die deutsche Politik schwanke unstet von einem Extrem ins andere, sei von Mittwoch zu Donnerstag unberechenbar und das deutsche Volk habe sich müd in das Bewußtsein hoffnungloser Ohnmacht gebettet und sei froh, wenn ihm das Aeußerste, der Krieg gegen eine Koalition, erspart werde. In der Heimath durch eine Darstellung, die Wesentliches nicht ins richtige Licht rückt, den Glauben an die Wahrhaftigkeit amtlicher Berichterstattung schmälert, die Furcht nährt und den gefährlichen Wahn entstehen läßt, nur feige Nachgiebigkeit könne noch helfen.

Zuerst ein Blick aufs Ausland. Als der Kanzler den deutschen Himmel, wie Vossens Mädchen im Mai, heiter gefunden und im Reichstag gesagt hatte, Deutschland stehe in sicherem Bundesverhältniß zu zwei, in freundschaftlichen Beziehungen zu fünf anderen Mächten, habe zwischen mancherlei Kombinationen die Wahl und keinen Grund, mit der Möglichkeit einer Isolirung zu rechnen, erinnerte ich hier an Bismarcks Wort von den in großen Reichen zum Wächteramt Berufenen, die nicht den Kämmerlingen Duncans gleichen dürfen. Ein paar Sätze, die bald fünf Jahre alt werden. „Wir sind auch jetzt allein stark genug, um als saturirter Staat ruhig fortzuleben. So nannte Bismarck sein Reich, um die Nachbarschaft zunächst einmal zu schwichtigen; um den Verdacht wegzuscheuchen, das neue Reich habe wilde Erobererpläne. Aber wir sind nicht saturirt. Und expansive Politik können wir nicht auf eigene Faust treiben; nicht in einer Zeit der Fusionen und Syndikate. Wir konntens nicht, solange das franko-russische Bündniß uns hemmte, und werdens künftig erst recht nicht können: denn dieser Zweibund soll nun zu einem großen antideutschen Trust erweitert werden. Das ist der Zweck des franko-britischen Vertrages. Er soll Rußland zum Beitritt nöthigen. Großbritanien fühlt, daß die Stunde gekommen ist, in der es sich mit Rußland für fünfzig, vielleicht für hundert Jahre über die asiatischen Fragen mit Vortheil verständigen kann. Alle drei

Google

Mächte haben gemeinsam das dringende (politische und wirthschaftliche) Interesse, Deutschland zu schwächen; das wirthschaftliche, weil es auf den Weltmärkten ein unbequemer Konkurrent, das politische, weil es ein Element der Unruhe ist. Deshalb möchten sie sich gegen das Deutsche Reich syndiziren. Sie denken: Die Deutschen merkens wohl nicht, wenn wir ihren Kaiser nur überall mit dem gehörigen Pomp und Glanz empfangen und immer sagen, daß wir sie um ihn beneiden." Das war am dreiundzwanzigsten April 1904 hier gedruckt. Und natürlich ganz falsch. Zwei großmächtige Verbündete, fünf treue Freunde, mancherlei Kombinationen möglich; Frankreich fast schon von Wilhelms Charmeurkunst versöhnt und Onkel Eduard in Kiel als Regattagast angesagt. So schien es, mit und ohne Grazie, in infinitum weitergehen zu sollen. Wer vor der Gefahr der Vereinsamung warnte, wurde einem im dunklen Wald plärrenden Kinde verglichen. Noch vor wenigen Wochen hörten wir vom Kanzler, ringsum sei Alles leidlich bestellt. Wo bist Du, Sonne, blieben?

Jetzt ist sie von schwarzem Gewölk verhängt. „Frankreich hat die 1871 geschworene Rache nicht aufgegeben. Wie die Revancheidee ganz Europa unter die Waffen gerufen hat, so bildet sie auch den Angelpunkt der gesammten Politik." Den Angelpunkt? Frankreich wird losschlagen, wenn es, in starker Bundesgenossenschaft, glaubt, ohne großes Risiko ans Ziel kommen, seine Rache kühlen, seinem Prestige neue Leuchtkraft schaffen zu können. Nur dann. Der Jugend, die an Elsaß-Lothringen keine Erinnerung hat, pocht bei dem Gedanken an die verlorenen Provinzen und Schlachten der Puls nicht schneller und auch die Väter wären nicht gern bereit, noch einmal die Gefahr einer deutschen Invasion dröhnend nahen zu sehen. Kenner der Republik behaupten, daß noch heute, trotz den mit Rußland und England geschlossenen Schutzverträgen, für den Entschluß, dem Deutschen Reich den Krieg zu erklären, im pariser Parlament keine Mehrheit zu finden wäre. Das Land des Rentnergewimmels, das Land ohne ins moderne Maß gewachsene Großindustrie, das zwanzig Milliarden verliehen hat und für das Wagniß eines Weltkrieges am Ende mit der Zerrüttung seiner Staatsbilanz büßen müßte. Feine Ohren hören aus den stolzesten Reden die Furcht heraus, die entente cordiale mit Britanien könne den Republikanern übermorgen die Waffenprobe aufzwingen; auch die Ahnung, daß ein siegreicher Krieg (den nur wenige Franzosen zuversichtlich erhoffen) eine Praetorianerherrschaft bringen und die heute Allgewaltigen von der Krippe drängen werde. Der Traum von der Revision des Frankfurter Friedens wäre lange schon ausgeträumt, wenn der Kaiser nicht so eifernd um Frankreichs Liebe geworben hätte. Den „Angelpunkt der gesammten Politik" sehen wir in Anglien, nicht in Gallien. Graf Schlieffen sagt: „Zwischen

Google

den einschließenden und den eingeschlossenen Mächten bestehen schwer zu beseitigende Gegensätze.“ Zwischen Deutschland und Frankreich steht nur ein Phantom. Mit Rußland haben wir nicht immer in Freundschaft, doch seit der Fritzenzeit in Frieden gelebt; und können, bei halbwegs vernünftiger Politik, weiter auskommen, so lange eine monarchische Macht den Deckel auf dem Slavenkessel hält. Nur in der Nordsee dräut ernste Gefahr. Ist da eine Verständigung nicht möglich, dann wird England selbst unter Opfern sich die Freunde zu erhalten und neue zu gewinnen suchen; wird die Einkreisung dauern und dem eng Umschnürten nur zwischen Demüthigung und Krieg die Wahl lassen. Dem Mann, der drei Lustren lang Deutschlands Schlachten bedachte, scheinen die Beziehungen zu Britanien unverbesserlich. Der gewaltige Aufschwung deutscher Industrie und deutschen Handels hat, so meint er, den Haß gewirkt; nur wenn Industrie und Handel in Deutschland verzwergten, wäre der Feind zu versöhnen. Irrt der Stratege nicht? Vergißt er nicht, daß von unversöhnlichem Haß noch nichts zu spüren war, als der deutsche Konkurrent schon rechtlästig wurde? So dumm soll der Brite geworden sein, daß er, der Herr im Weltclearinghouse, wähnt, mit Schiffsgeschützen und dem Feuer verbündeter Heere die deutsche Werthzeugungfähigkeit für immer vernichten zu können? Und wie sähe es auf Europens Märkten, in Europens Handelsbilanzen denn aus, wenn Deutschland gezwungen worden wäre, seine Produktion auf die Hälfte oder ein Drittel einzuschränken? Graf Schlieffen sagt selbst, daß England, weil sein Vortheil es heischt, den Konkurrenten, der zugleich sein bester Kunde ist, am Leben lassen muß. Meint er, der Brite sei so blind, diese Nothwendigkeit nicht zu sehen? Gegen allzu rasches Vordringen des Wettbewerbers helfen vielleicht Zollschranken und Patentgesetze. An einen Krieg (oder einen Druck, der zum Krieg zwingen kann) lehrt andere Sorge denken. Britanien wird glücklich sein, wenn es der Furcht ledig ist, Deutschland wolle ihm die Last noch theurerer Rüstung aufnöthigen und heimlich den Islam wegködern; und dieses Glück gern mit der Garantie des deutschen Besitzstandes bezahlen. Vergleicht die Zahl der deutschen Schlachtschiffe, die 1881 in der Nordsee manövriren konnten, der, die 1911 dort erreichbar sein wird: und Ihr habt den Hauptgrund des Völkerzwistes. Eines friedlich nicht endbaren? Vielleicht ist der Tag nah, wo auch die Mehrheit erkennt, daß Torpedoboote, Zerstörer, Unterseeboote, Minen und andere Werke technischer Kleinarbeit nützlicher sind als gepanzerte Riesenkähne. Dann wird sie bedauern, daß sie die Gelegenheit zur Verständigung versäumt hat.

Welche Lebensgefahr bliebe nach solcher Verständigung noch? Nach der Darstellung des Grafen Schlieffen war das Meisterstück unserer Feinde, daß ihnen gelang, „Oesterreich und Deutschland, einen gesonderten Kriegsschau-

Google

platzanzuweisen, sie zu verhindern, mit vereinter, vernichtender Ueberlegenheit erst einen, dann den anderen Gegner niederzuwerfen". Der Sinn des Satzes ist dunkel. Nur vereint, lasen wir, würden die Gegner angreifen; dem Kampf gegen solche Koalition könnte Oesterreich sich aber nicht entziehen. Am ersten Januar läßt der Generalstabschef drucken, Oesterreich sei „für geraume Zeit nach der Balkanseite gebunden"; glaubt also an einen ernsten und langwierigen austro türkischen Konflikt (denn mit Serben und Montenegrinern würde Conrad von Hoetzendorf wohl leicht fertig). Neun Tage danach ist zwischen Wien und Konstantinopel der Präliminarfriede geschlossen. Oesterreich zahlt, als Ersatz für die in Bosnien und der Herzegowina liegenden osmanischen Staatsgüter, fünfundfünfzig Millionen Kronen und hindert die Türkei nicht, ihre Zölle zu erhöhen und Monopole einzuführen; als Entgelt heimst es die türkische Zustimmung zur Annexion der Balkanprovinzen ein. Glorreich ist dieses Ende des Haders nicht; noch gar als Erfolg deutscher Weisheit und Kraft zu buchen. Der Sandschak, Boykottverluste (Geld und Ansehen), Zollerhöhung, Monopole und fünfundfünfzig Millionen: die Bosniaken werden ein Bischen theuer; papierne Souverainetatätrechte, die seit dreißig Jahren in den Archiven gilben, sind sonst billiger zu haben. Immerhin ists ohne sichtbare Demüthigung abgegangen. Und wenn Graf Schlieffen (auch hier im Gegensatz zu den meisten Politikern) durch Oesterreichs Balkanbindung unsere Lage verschlechtert fand, darf er jetzt aufathmen. Daß er, mit seiner Autorität, den Oesterreichern so deutlich sagte, in welchen Drang und Druck das mit Deutschland geschlossene Bündniß sie bringe, war wohl nicht nöthig. Erst danach konnte man in der Neuen Freien Presse Sätze wie diese lesen: „Wir sind in den politischen Orkan hineingekommen, der auf der Nordsee zwischen England und Deutschland bläst. Das war die wichtigste Ursache der Schwierigkeiten und Gehässigkeiten, durch welche die an sich gewiß nicht besonders aufregende Annexion der Anstoß zu tieferen Friedensstörungen hätte werden können. Eine solche Verantwortung wollte die österreichisch-ungarische Monarchie nicht übernehmen. Namentlich dann nicht, wenn der Friede um Geld zu kaufen war. Deshalb ist unsere Regirung bereit, diesen baren Kaufpreis des Friedens zu erlegen. Nicht als Ablösung eines Theiles der türkischen Staatsschuld, sondern nur als Ablösung des Theiles der Schuld, der die Monarchie an der gegenwärtigen politischen Spannung treffen mag." Fünfundfünfzig Millionen, nach dem Uebrigen, für die Wonnen einer Bundesgenossenschaft, deren Lösung hohen Profit bringen könnte: dieses Schlagwort kann eines Tages, wenn uns die Sonne noch verhängt ist, unbequem werden.

Aufs Ausland hat der Artikel schlecht gewirkt. Da meint man, altmodisch, noch, solche Artikel sollten von Personen hohen Ranges nur veröffent-

Google

licht werden, wenn der Entschluß zur Schwertprobe gefaßt ist; nicht einen Tag früher. Da findet man auch die alte Wahrnehmung bestätigt, daß es im Deutschen Reich neben einander zwei verschiedene Auffassungen politischer Möglichkeit und Notwendigkeit gibt: eine ruhige, fast rosige und eine düstere, von hastiger Nervenschwingung determinirte. Der Kanzler Optimist, der Kaiser Pessimist. Just dieser Kaiser! Der seines Zieles und des schnell hinführenden Weges so sicher war, die herrlichen Tage so nah, das größere Deutschland so greifbar vor sich sah, daß er jeden Zweifler lautschalt. Einst: „Keine Entscheidung auf dem Erdball ohne den Deutschen Kaiser!“ Jetzt: „Um dem Druck zu entgehen, muß man versucht sein, nachzugeben, sich den Zumuthungen zu fügen, einen Vortheil nach dem anderen aus den Händen zu lassen.“ Im Oktober ist jeder Brite, der in Deutschland nicht den zuverlässigsten Freund seines Reiches erkennt, „einfach verrückt“; im Januar (das über die Interview mit Herrn Hale Berichtete hatte freilich darauf vorbereitet) ist England der unversöhnliche Feind, dessen Haß durch das herzlichste Wort nicht gemindert, durch das härteste nicht gemehrt werden kann. Daß solche Konstatirungen (Todfeinde ringsum; auch im einstweilen noch verbündeten Italien) unter kaiserlichem Siegel in die Welt gehen, ist jedenfalls neu; ward bisher nirgends erlebt.

Schuldfragen sollen heute nicht gestellt werden. Wozu? Wer diese Blätter nicht zum ersten Male liest, weiß, daß hier die Ueberzeugung verfochten wird, unser Mißgeschick sei nicht durch fremde Satanskunst, sondern durch eigene Schuld bewirkt worden. Weiß auch, daß die Gefahr der Einkreisung hier schon erwogen wurde, als sich in Deutschlands Gassen noch Freudenräusche austobten. Vorbei „Die Aeußerungen Seiner Majestät waren nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt.“ Sie sind aber auf dem weiten Rund der Erde gehört worden und ihr Hall hat neuen Staub aufgewirbelt, der die Behaglichkeit deutschen Lebens nicht steigert, durch die Fensterfugen bis in den Aktenbereich dringt und den Schreibern die Arbeit erschwert. Giebt es wirklich, nach all dem Gerede, kein Mittel, das solche Störung des Amtsgeschäftes für immer hindert?

Keins, über das ein Privatmann verfügt. Der kann nur warnen, rathen und rückhaltlos zu Denen reden, die ihn hören wollen. Ein Wort also noch über die Wirkung, die der Artikel des Generaloberſten in der Heimath haben sollte. Graf Schlieffen sagt, das deutsche Nervensystem sei „durch den Wirthschaftkampf und die Geschäftskrisen erschüttert“ und Drohungen deshalb leicht zugänglich. Wer trug ihm diese Mär zu? Denkt so etwa auch der Kaiser? Dann irren Beide; uns zum Heil. Erstens ist der Wirthschaftkampf in Deutschland heute nicht so hart, der Geschäftsgang noch nicht so schleppend, daß davon das Nervensystem erschüttert werden konnte. Zweitens war auch in Zeiten der Armuth und Krisis das deutsche Volk durch Drohung nicht einzuschüchtern;

Google

wird, wie wir hoffen dürfen, damit niemals zu kirren sein. Keiner der Bluffs, die sich in den letzten Jahren häuften, hat der Nation Angst gemacht. Die weiß, was sie will: ruhig leben, gewissenhaft arbeiten, gegen Bevormundung und zähe Schädigung geschützt sein und selbst, nach ihrem Bedürfniß, ihr Schicksal gestalten. Deshalb widerspricht sie auch mit starker Stimme der Behauptung, sie sei durch die Kaiserkrisis geschwächt worden. Da hat fichs, Herr Graf von Schlieffen, nicht um „einen kurzen Zeitungartikel und um hinterlistig zusammengestellte verjährte Anklagen" gehandelt, sondern um die allerernstesten, allerbeträchtlichsten Dinge (deren Wiederaufzählung heute, Gott sei Dank, noch nicht nöthig ist). Wers nicht gefühlt hat, wirds nicht erjagen. Weh dem Reich und der Dynastie, wenn auch an dieser Stelle die Auffassung des Kaisers sich mit der des Generaladjutanten „durchaus deckt". Herr Ernst von Wildenbruch, ein Hohenzollernsproß, dessen Blutlauf den Rhythmus der Preußenhymne hat, löst in seinem Gedicht „Deutsches Neujahr 1909" anderem Empfinden die Zunge. „Eine Stunde, unsres Lebens schlimme Stunde geht mit Dir zu Grabe, altes Jahr. Aber wann verheilt in uns die böse Wunde, die Du uns geschlagen? Nimmerdar! Nein: sie soll auch nicht verheilen und vernarben! Wie uns Schmutz besudelt, wie in Schmach bettelnd wir um Feindes Freundschaft warben: ewig geh' uns die Erinnerung nach!" Von eigener Tüchtigkeit habe man nur geträumt; das ererbte Gut vergeudet und des Gewissens Mahnerstimme mit Pracht und Prunk und Eitelkeit gedämpft. Zwanzig Jahre habe der Traum gewährt. Jetzt sei das Volk erwacht; entschlossen, sich selbst Gesetz und Lebenslauf vorzuschreiben und in heiligem Zorn die Zwischenträger fortzujagen, „die zum Thron hinauf zu sagen sich erfrechten: Dieses Sklavenvolk, es schweigt und trügt". Durch solchen Entschluß scheint dem Barden das Reich gestärkt. Und das Volksbewußtsein stimmt ihm zu; nicht dem Generaladjutanten. Der mag ein Meister der Kriegswissenschaft sein: ein Politiker ist er nicht; noch zum Magister Germaniae auserwählt. Sonst hätte er gefühlt, daß über den großen Gegenstand heute ganz Anderes zu sagen wäre. Deutschland wünscht sich Ruhe; will aber nicht jeden Preis dafür zahlen. Daß seine Waffe unübertroffen bleibe, muß es fordern; darauf geben die Milliardenopfer ihm ein unverjährbares Recht. Einschnüren und demüthigen läßt es sich nicht. Hat noch nicht verlernt, unwürdige Zumuthung mit dem Schwert abzuwehren. Deutschlands Volk will endlich in der mühsam erkämpften und erarbeiteten Selbständigkeit leben, nicht nach dem Wink eines Thronenden, dessen fehlbare Menschlichkeit so oft erwiesen ward. Will an dem Staatsgeschäft mitwirken und Schädigung, von wo sie auch drohe, verhüten. Nutzlose Händel meiden; jeden nothwendigen Krieg aber, auch gegen die stärkste Schaar, so führen, daß es vor den Ahnen und vor den Enkeln selbst einer Niederlage sich nicht zuschämen braucht.

Google

Die Lehre von den Geistigen und vom Volke.*)

Ein Gespräch zwischen einem Gebildeten und einem Lernenden.

Der Gebildete: Thu mit mir, was Du willst: ich kann solch dickes Buch nicht lesen! 1168 Seiten! Und dazu nur ein erster Band. Wer zu mir nicht kurz sprechen kann, hat mit mir sein Spiel verloren. Kein Mensch in der Welt hat so viel zu sagen, daß . . .

Der Lernende: Gestatte! Auch mit den paar Worten hast Du Dich schon wiederholt. Variatio delectat: Das gilt für alle Musikanten, Sprecher und Lehrer. Der Baustil der griechischen und der christlichen Zeit, die Brandung des Meeres und der Vogelsang, die Perioden der Bibel und des Demosthenes, von Bach und Beethoven gar nicht zu reden, was wären sie ohne Wiederholung und Variation? Hier aber gehts nicht um Kunst und Ergötzen, sondern um Belehrung. Der Titel sagts: Die Lehre.

Der Gebildete: Von den Geistigen und vom Volk. Ich weiß. Er prägt sich ein. Er scheint den Inhalt des Werkes in größter Kürze zu sagen. Es geht also. Aber so kurz verstehe ichs nun doch nicht. Ahne wohl, was gemeint ist, und könnte das werthvolle Betonen des aristokratischen Standpunktes im Gegensatz zur demokratischen Welle, die unsere Zeit überfluthet, wohl ganz verstehen, wenn ich begriffe, wie man darüber so lange reden kann. Das Buch verschüttet mir den Sinn des Themas. Ich kann nicht zu ihm dringen. Ich habe Angst vor dem Wälzer. Sag' mir kurz, was dieser Brunner will. Wir Modernen lieben die Kondensation; das Dunkle selbst ziehen wir dem Breiten vor.

Der Lernende: Und meint, alles Dunkle sei tief und hinter jedem verschlossenen Thoren müsse ein Geheimniß stecken. So habt Ihr aus der Philosophie Etwas gemacht, das im besten Fall Lyrik ist, im schlechtesten die Sorte Zeitung- und Abreißkalenderaphorismen von sich giebt, die uns schließlich nur noch mit Angst selbst zu der Wohnungzeitung greifen läßt. Ihr Modernen! In dem Buch kannst Du allerlei Lieder von Euch hören. Ich kann Dir aber von dem Inhalt noch gar nichts sagen. Ich kann nicht mit Dir darüber sprechen. In mir selbst ist, seit ich es lese . . .

Der Gebildete: Du hast es doch schon gelesen?

Der Lernende: Nein. Das ist kein Buch, das man gelesen hat. Ich lese es. Ich lese es immer wieder und lese es auch, wenn ich nicht die Augen darauf habe. Und seit ich es lese, ist ein ewiges Arbeiten in mir, ein Hin- und

---

*) Konstantin Brunner: Die Lehre von den Geistigen und vom Volke. Erster Band in zwei Halbbänden. Berlin 1908, Karl Schnabels Verlag (Axel Junckers Buchhandlung).

Google

Widersprechen, ein heftiges Aufbäumen und eine Hingerissenheit. Es reißt mich hin und es zerreißt mich. Und manchmal ist mir, als sehe ich vor Augen und spüre es, wie auch der Verfasser sich vor mir zerreißt, um mir sein Herz und in ihm die Wahrheit zu zeigen.

Der Gebildete: Du machst mich begierig. Sag' mir mehr.

Der Lernende: Ich glaube, wenn Dir oder sonst so einem Kurzathmigen unserer Zeit ein hoher und holder Abgesandter eine Leiter zum Himmel brächte, Ihr würdet mit ihm rechten, es seien doch gar zu viele Sprossen und es müsse auch bequemere Wege geben oder gar eine Automobilstraße. Glaubst Du, Herakles konnte gen Himmel fahren, ohne vorher die Ställe des Augias ausgemistet zu haben? In diesem dicken Band zuckt nur ab und zu ein Fleckchen lichter Himmel auf; am Dicksten ist von Eurem Mist die Rede.

Der Gebildete: Von Eurem? Von unserem? Seit wann bist Du denn so gar anders als ich? Als wir Alle?

Der Lernende: Entschuldige. Du triffst mich und weißt nicht, wie sehr. Das ist eine meiner Wonnen und Schmerzen, die aus diesem Buch kommen. Ein wilder Geist des Hochmuths weht mich aus ihm an. Was Du da von Aristokratie sagtest, ist ein niedriges, viel zu alltäglich politisches Wort dafür. Das Wort „Von den Geistigen und vom Volk" scheidet die Genialen von aller übrigen Menschheit. Nicht die Klassiker und Helden. Ihrer viele werden ins Volk gestoßen, ins gebildete Volk. Und nicht nur die Produktiven. Wenige, Fremde, Ausgewählte, oft Unbekannte, gehen wie die Pythagoräer mit dem Philosophenmantel oder wie Wielands Kosmopoliten durch all dieses Volk und erkennen einander an geheimen Zeichen. Nicht an verabredeten oder äußerlichen; an der Herzmarke; an der Schönheit; am Blick des Geistes. Und Jeder, ders ist, fühlt, wenn er Brunners Worte liest: Ich bins! Wie Viele aber fühlen es vielleicht auch, die es nicht sind, da sie sich in Alles ein Bischen einfühlen! Und obs wahr ist? Ob nicht der schlimmste Geist, der Geist des Pharisäerthums, durch solche Lehre gezüchtet wird? „Herr, ich danke Dir, daß ich nicht ihresgleichen bin!" Mir ist himmelangst vor meiner Freude und vor diesem heimlichen Einverständniß und Wissen. Wie lange habe ichs als mein bestes Wissen gepriesen, dieses sokratische: daß wir allesammt nichts wissen. Soll ichs aufgeben?

Der Gebildete: Da kann ich Dir so lange nicht rathen, wie Du mir nicht sagst, was Du nun eigentlich zu wissen glaubst. Worin besteht denn also die Lehre? Was wißt Ihr denn nun, Ihr, in Folge dieses Aufwandes von Druckerschwärze?

Der Lernende: Spotte nicht; sei nicht bitter. Ich glaube, daß auch Du mit uns gehen sollst und von Anbeginn zu uns gehörst. Bei Dem, was ich aber jetzt sagen muß, da mußt Du guten Willens sein. Denn es ist von

Google

Allem, was in mir unentschieden ist, das Dümmste und ich komme mir vor wie ein Schulknabe. Wonach Du fragst, Das weiß ich nicht. Das kommt noch nicht vor. Ich habs noch nicht gehabt.

Der Gebildete: Was?

Der Lernende: Ja, es ist ganz wahr. Was wir wissen, was von Anbeginn an alle geistigen Menschen wissen, Das kommt erst im zweiten Band.

Der Gebildete: Nun, da scheint Dein Brunner ja ein etwas sonderbar disponirter und disponirender Herr. Immerhin: Du kannst mir trotzdem dienen. Du sagst ja, es liege in Dir und Du seist selbst so ein Besonderer. Ders in sich hat; innerlich wie die Gaisen. Also, leg' los; giebs von Dir. Was unterscheidet Götter von Menschen?

Der Lernende: Wenn Du erst das Wichtigste des ersten Bandes, die Bewegunglehre, kenntest, dann dürftest Du mit diesem Dichterspruch nur fortfahren; und wenn Du dann diese Goetheworte, am Schönsten mit Schuberts Musik dazu, vernähmest, wüßtest Du so gut und so schlecht wie ich, fast unausgesprochen, aber unsäglich gefühlt, was der Geist, der eigene Geist, uns sagt, was unsere Wahrheit und unser Wissen ist. Unser Wissen ist unser Wesen. |Dieses haben und sind wir; aber ich kann nicht viel davon sagen und ich gestehe, ich bin in erschütterter Spannung, was dieser große Prediger, dieser Mann des Wortes davon zu sagen weiß.

Der Gebildete: Nun, einstweilen sei Hölderlins heilige Nüchternheit die Regel unseres Ordens, schlage ich vor, wenn ich denn wirklich die Weihen empfangen soll. Versuchen wirs also immerhin mit Deinem Goetherezept. Ein Bischen Zwiebel kann man in Alles nehmen, meinte die Bauersfrau, als sie den Thee servirte; und ein Wenig Goethe kann nie von Schaden sein, — besonders, wo der zweite Band fehlt. Also, wie heißt das dunkle, orphische Wort, das Deiner hellen Klarheit aus der Verlegenheit helfen soll? ... Was unterscheidet Götter von Menschen? Her mit dem Schubert, da finde ichs schneller ... Daß viele Wellen vor Jenen wandeln, ein ewiger Strom. Uns hebt die Welle, verschlingt die Welle. Und wir versinken ... So weit ich Das jetzt verstehe, scheint es nur zu sagen, daß wir keine Götter sind, sondern armsäliges Erdengewürm.

Der Lernende: Und was kümmerte sich der Dichter um Götter, wenn keine wären? Und was spricht er von ihnen, wenn er sie nicht selbst macht, sich aus der Brust holt und als ewige Sterne an den Himmel setzt? Ich bin kein Philolog und weiß nicht, wann Goethe den Hymnus schrieb. Aber ohne Spinoza hat er die Verse nicht geschrieben ...

Der Gebildete: Richtig, Spinoza! Das scheint ja der Führer Deines Mannes, wie Vergil den Dante durch Höllen und Himmel führte, und er hat sein Bild vor seine Worte gesetzt.

Google

Der Lernende: Ja, Spinoza ist sein Fürst und Führer, wie er der Fürst und Führer Goethes war. Was Goethe den ewigen Strom nennt, als der die Götter wandeln, Das ist das Sein und die Erkenntniß sub specie aeternitatis, das Ewige, von dem Spinoza weiß. Klar und deutlich sagen es uns die Dichterworte (wie alle größte Lyrik hohes Gefühl sagt und doch klar und deutlich ist), daß wir zweierlei Menschen und zweierlei Wissen haben. Wir sind Welle unter Wellen, Ding unter Dingen, sagt Brunner. Immer, unausgesetzt, ohne irgendein Ende oder einen Anfang oder eine Pause kommende, vernichtete, versunkene, verwandelte, in der Zeit von Ort zu Ort schwimmende nichtige Dinge; und sind so in uns selbst ein unendliches, fortwährendes Schwimmen, Verschwimmen, Anschwemmen, Verfließen, ein Schwamm, durch den Wasser geht und der aus vielen Löchern besteht. Das ist das Eine. Das sind wir Werdenden. Du weißt: das Werden, das der Grieche das Nichtsein nennt. Dann aber das Andere, das Sein: das Sichere, das nicht unsere lumpige Existenz, sondern unsere Essenz ist, unser Archeus, unser ewiges Erbtheil, unser Weltsein. Davon spricht Goethe als Dichter, wenn er von den Göttern spricht. Brunner als Denker wird anders davon sprechen; er wird auch anders davon sprechen, als es die Veden, als es Buddha, als es Christus, als es Meister Eckhart, als es Platon und Spinoza gethan haben; er wird das Selbe sagen, aber anders sprechen. Es giebt keine Entwickelung des Gedankens und es giebt in Allem keine Entwickelung, weil es nie einen Anfang gegeben hat. Aber immer wieder müssen die Männer des Geistes das Selbe sagen und es anders sprechen; denn der Aberglaube, das Surrogat, das das Volk für den Geist hat, der entwickelt sich und hat kein Bleiben, weil er unstet und ruhelos ist wie Alles, was auf nichts steht, und dieses Gestrüpp muß immer von Neuem gemäht werden. So, glaube ich, spricht Brunner das Uralte aus unserer Zeit heraus, wie der Prophet in der Wüste spricht. Die Männer des Geistes waren immer in der Zeit und im Volk und immer in der Wüste. Du wüßtest, wenn Du Dich entschließen könntest, die große Grundlegung dieses ersten Bandes zu lesen: der Mann hat zu sagen und hat zu sprechen; und wüßtest, wie bis zum Leiden gespannt ich bin, sein Weiteres zu hören.

Der Gebildete: Einstweilen fällt mir Zweierlei auf. Erstens sprichst Du davon, jeder Mensch sei zweierlei Mensch; so was wie eine Mischung aus Ding und Gott. Und dann hast Du wieder gesagt: es gebe zweierlei Menschen von ganz verschiedener Organisation: hüben die Gewöhnlichen, das Volk, und drüben die Geistigen, die Erkorenen. Das scheint mir nun ein Widerspruch. Offenbar haben doch auch die Genialen das niederträchtige, gewöhnliche Dingsein in sich; und zum Ausgleich haben da wohl auch die Gemeinen so eine Art Göttlichkeit? Alles scheint eben wieder in einander zu gehen, was Dein Mann scheiden will ... Bitte, noch nicht ... Laß mich nur erst mein Zweites

Google

sagen, daß ichs nicht vergesse. Zweitens also willst Du unterscheiden die unaufhörliche, unausgesetzte Bewegung der Dinge, in der wir Menschlein, auch Deine Götter, mitten drin sind, von dem ewigen Sein, das wiederum Alles sein soll. Diese Ewigkeit und jene Unendlichkeit scheint mir nun wiederum ganz das Selbe, wie denn auch Spinoza mit Recht gesagt hat: Deus sive natura. Er hat nicht gesagt: Aut deus aut natura. Er hat die Einheit nicht zerspalten, wie es solche Doktrinäre wie die Eleaten thaten. Ein Eleat scheint mir Dein Mann zu sein, der das starre Entweder—Oder zwischen das Gleiche drängen will. Einstweilen will ichs mit Spinoza halten, wie ich ihn verstehe, und mit Heraklit. Alles fließt; und auch die Begriffe sind fließend und schwankend, und ob Du Ewig oder Unendlich sagst: ich höre da keinen Unterschied und will keinen hören. Von den Stilerfordernissen des Dichters hier abgesehen; der unterscheidet die Nuancen der Wörter.

Der Lernende: Und Götter von Menschen! Noch einmal sei es gesagt; nun aber wollen wir das Wörtlein Gott ruhen lassen, das uns ein Dichter nah gebracht hat. Mein Mann braucht es in anderem Sinn, in dem gewöhnlichen des Maker, und mit welchem grimmigen Hohn er von derlei Vorstellungen spricht, wirst Du lesen. Denn ich weiß jetzt: Du wirst das Buch lesen; und dann weißt Du, was für ein Knäuel von Mißverständnissen die vermeintlichen Widersprüche sind, die Du aus meiner unvollkommenen Rede genommen hast. Du hast Recht, aber ganz anders, als Dus meinst: was Brunner als Gegensätze einander entgegenstellt, das ist das Gleiche, das Selbe. Aber wie das Selbe? Ist es das Selbe, ob ich sage: Die Sonne dreht sich um die Erde, oder: Die Erde dreht sich um die Sonne?

Der Gebildete: Nein.

Der Lernende: Also siehst Du: hier sind die Aussagen entgegengesetzt; aber die Sache, die Wirklichkeit ist die selbe. Was der Augenschein als die Bewegung der Sonne sieht, erklärt die Wissenschaft als die Bewegung der Erde. Den verschiedenerlei Stufen der Erfassung liegt nur Eins, das Eine zu Grunde. Und so, aber nur so ist es wahr, wenn Du sagst, die Unendlichkeit der Bewegung und die Ewigkeit des Geistes sei das Gleiche. In Deiner Sprache sind sie Gegensätze.

Der Gebildete: Wenn ich nur wüßte, wieso Unendlich und Ewig verschieden sein sollen!

Der Lernende: Wenn Ihr nur bedenken wolltet, was unendlich, das A und O all Eurer Natur und Wissenschaft, denn eigentlich heißt! Heißt es denn Anderes als die Aufgabe, das Unvorstellbare als vorstellbar zu fingiren, Euch zu denken, daß Etwas, also doch wohl ein Begonnenes, nie begonnen habe, daß Etwas, also doch wohl ein Fertiges, nie fertig sei, daß Etwas, also doch wohl ein Vergängliches, nie zu Ende gehe? Wenn Ihr „Urendlich“ sagt,

Google

meint Ihr schon alle, alle, alle Eure Dinge, Eure ganze Welt, die kein Ganzes ist, sondern . . . Aber ich unterbreche mich und will nicht weiter in diesem Ungeheuerlichen und Unmöglichen. Denn gestehe ichs nur: während ich so zu Dir spreche, wirds in mir lichter und mir ist, als rissen die Nebel und ich könnte fast schon Das sprechen, was ein Anderer anders sprechen wird als ich. Ich will schweigen und abwarten. Das scheint mein Beruf: bei großen Dingen so dringend dabei zu sein, daß ich mein eigenes nicht von mir bringe.

Der Gebildete: Wenn es so ist: wohl Dir, daß Du dabei bist und Deines Gleichen die Wege bereiten helfen darfst. Mir gehts vorerst nicht so gut; ich verstehe noch gar nichts. Diese Unendlichkeit, von der Du sprichst, ist sie nicht eben die ewige Bewegung der Dinge in Raum und Zeit?

Der Lernende: Nicht in Raum und Zeit. Denn Brunner, der so manches Große fast wie nebenbei verrichtet, hat uns nun für immer von dieser gedankenlosen Sprechweise befreit. Raum und Zeit sind Worte für Etwas an den Dingen (denn es giebt nur bewegte Dinge), aber nichts für sich, keine subjektiven Formen und keine objektiven Säcke. Wenn Du wüßtest, wie uns Brunner von diesen Nichtsen, die unvorstellbare Worte sind, wie leerer Raum und leere Zeit, frei macht! Der Kampf gegen das Wort ohne Vorstellungin-halt: Das ist sein Krieg gegen den Aberglauben. Nicht in Raum und Zeit bewegen sich die Dinge, sondern die Dinge bewegen sich in den Dingen, in ein-ander. Aber Das nur nebenbei. Du sagst: ewige Bewegung. Aber wir brauchen das Wort ewig für Anderes, für die höhere Stufe, für das Entgegengesetzte und insofern das Selbe. Verstehst Du nun?

Der Gebildete: Nicht im Geringsten.

Der Lernende: Es ist eine unendliche Bewegung. Aber es ist eine ewige Ruhe. Es ist unendlich Verschiedenes. Aber es ist ewig Eins. Was auf der einen Stufe unendliche Bewegung des Dinglichen ist, ist auf der anderen das Entgegengesetzte: die Unbeweglichkeit, die Ewigkeit, das ganz und gar Un-dingliche und Unbedingte. Nun merkst Du doch wohl: solche coincidentia oppositorum ist ganz etwas Anderes als Das, was Du sagtest: der Mann setze einander entgegen, was doch das Selbe sei. Ganz etwas Anderes übrigens auch als die Taschenspielerkunststücke, in denen ein witziger Strudelkopf mit ähnlichen Ausdrücken, wie ich sie hier anwandte, zwischen Aberglauben, Wahr-heit und logisirendem Schwindel Fangball spielt. Brunner also, dessen Ter-minologie übrigens eine andere ist, bewegt sich nicht in Widersprüchen; für ihn ist die relative Wirklichkeit des Materialismus und die Wahrheit des Idealismus das Entgegengesetzte und darum das Selbe. Verstehst Du nun?

Der Gebildete: Ich gestehe, mir geht eine Ahnung auf; und ich er-innere mich jetzt bei Deinen Worten jenes zweiten Heraklit, des Nikolaus Cusanus, und jenes . . .

Google

Der Lernende: Jenes dritten Heraklit namens Hegel. Ich kenne Dein Steckenpferd. Und da bist Du allerdings auf dem Weg.

Der Gebildete: Mir ist aber doch noch nicht klar, was er mit den Stufen will.

Der Lernende: Es giebt eine Stufe, die allen Menschen gemein ist. Das ist die Stufe des praktischen Verstandes. Da erkennen wir bewegte Dinge, weil wir da bewegte Dinge sind und weil all unser Erkennen gar kein absolutes oder theoretisches Zusehen und Einsehen ist, sondern Lebensfürsorge und nichts weiter. All unsere Wissenschaft ist Technik, dient der Erhaltung unserer Dingexistenz und führt uns nicht im Geringsten zu irgendeinem vom Ding Losgelösten, Unbedingten oder Absoluten.

Der Gebildete: Das ist nun doch wieder sokratisch genug und alle Skeptiker haben davon gesagt.

Der Lernende: Hier aber wird es nicht skeptisch und nicht resignirt gesagt, sondern als Etwas, das sich von selbst versteht, worüber nicht zu wundern und zu klagen ist. Es wird gesagt, nicht um zu erklären, unser Verstand könne gewisse Fragen nicht beantworten, sondern, um zu erklären, gewisse Fragen des Volkes und seiner Gelehrten seien Unsinn und Verabsolutirungen des Relativen. Wie, zum Beispiel, die Frage nach der Weltentstehung oder der ersten Ursache oder dem Ding an sich oder dem absoluten Atom. All diese Grenzfragen werden mit großem Besenwurf aus Wissenschaft und Philosophie hinausgefegt. Denn unser ganzer praktischer Verstand dient nur dem Leben und dient ihm gut und ist gegenüber dem Geist nur die unterste Stufe; und all dieser Materialismus und all dieser Skeptizismus, wenn Du es so nennen willst, wird wieder ganz und gar aufgehoben.

Der Gebildete: Aufgehoben? Wie machen wir Das? Wenn wir nichts sind als ein unendlich winziges Dingelchen unter unendlich vielen winzigen Dingen, wie sollen wir dann je auf die Höhe gelangen, wo wir Winzigen über Allem sind und Alles überblicken!

Der Lernende: Das ist ja gerade der Unsinn, daß wir immer einen Maker und Verfertiger oder uns als Beschauer an einen leeren Ort in ein unmögliches Jenseits praktiziren wollten! So giebt es freilich keinen absoluten Sinn der Welt und kein absolutes Verstehen. Aber es ist ja gar nicht wahr, daß wir ein Ding sind. Das gilt ja nur relativ für unsere Praxis. Es ist ja doch die sicherste, die nüchternste Wahrheit, daß wir Alles in Allem sind und daß dies Alles ein Ganzes ist.

Der Gebildete: Du hast diesen Sprung aus der Skepsis in die Mystik immer gern gemacht. Ich verstehe jetzt, wie nah Dir diese Lehre gehen muß.

Der Lernende: Ja; und hier ist Einer, der nicht nur in dunklem

Google

Stunden der Verzücktheit und nicht nur in der Sprache der Ahnung davon spricht, der vor Allem so wenig wie ich eine Anlehnung an die Gebilde des Aberglaubens braucht. Und der nicht gleich sich aufs Innenleben zurückzieht, der Sinn und Liebe für die äußere Welt hat, dem Wissen, Wollen und Fühlen die große Einheit unseres lebendigen Denkens sind, der nicht das Fragment und den Einfall liebt, sondern endlich wieder Einer, der die Arme weit über die Welt streckt und ein System schafft. Wie sind sie mit Fug verachtet, die Systematiker, die aus fünf Büchern ein sechstes machen und es ein Kompendium nennen. Hier aber haben wir einen kompendiösen Kopf. Ihm nun ist dieser große Zusammenhang des Weltganzen, dieses Ein und Alles nicht nur das Gefühlte, nicht nur das Geliebte, sondern das Gewisse. Und so viel ist davon schon in dieser Grundlegung zu lesen, daß ich weiß: seine Form ist nicht Mystik, sondern Ratio.

Der Gebildete: Weißt Du, wie viel Du damit sagst?

Der Lernende: Ich weiß es. Wenn Du aber gesehen hättest, wie er in dem Urwald des Durcheinanders, das bei uns Wissenschaft heißt, aufräumt und Licht macht, wie er den großen Zusammenhang alles Wissens der Praxis, die Bewegunglehre aufbaut, wie er uns an die Grenze führt, dahin, wo all unsere Erfahrung wurzelt und herkommt . . .

Der Gebildete: Wer kann davon sprechen, ohne zu stammeln oder zu straucheln?

Der Lernende: Dieser große Sprecher kann es und zeigt uns, wie all unsere Erfahrung nicht in die Abstraktion mündet, sondern aus der Abstraktion ausfließt; wie darum all unser Wissen nothwendig und allgemeingültig ist; er zeigt, wie es das philosophische Denken ist, in dem alle Naturwissenschaft enthalten ist, und wie die Abstraktion darum Wahrheit ist, weil sie Erinnerung ist, der Ausdruck eines Wissens nämlich, das nicht unserer beschränkten Dingexistenz angehört, sondern der Allerfahrung unseres Weltenseins. Wir sind in Wahrheit überall dabei gewesen, ohne irgendeinen Anfang; wir sind in Wahrheit in jedem Augenblick überall von Allem in der Welt irgend berührt, ohne irgendeine Grenze. Die genialen Naturen oder die Geistigen: Das sind Die mit dem guten Weltgedächtniß; den Produktiven wird es durch das Weltstück, in dem sie ihr Individualleben führen, von selbst erweckt; in den Rezeptiven schlummert es tiefer und wird nur wach an den Werken der großen Schöpfer, die sie verstehen wie etwa Urvergessenes, das ihnen wieder heraufkommt, oder an der großen Liebe, wo ihnen Einer wird wie Alles und Alle wie sie selbst.

Der Gebildete: Wenn Das wahr wäre, wenn es nur wahr sein könnte, wenn ich sie glauben müßte, diese ungeheure Umkehrung aller Behauptungen der Wissenschaft unserer Zeit . . .

Google

Der Lernende: Nun?

Der Gebildete: Wenn Das wahr wäre, wäre ich zum ersten Mal in meinem Leben ganz glücklich.

Der Lernende: Und nun, mein lieber Rezeptiver, der Du in diesem Augenblick auf Deine Weise und an Deinem Punkt vom Geiste erfaßt wurdest, habe ich genug gesagt; und nun wirst Du lesen wollen. Magst Du immerhin, wenn Du gelesen hast, was bisher vorliegt, sagen: Ich muß warten, was weiter kommt. Eins wirst Du wissen, eben Das, was Du jetzt vorausgefühlt hast: hier redet ein Mann, der anders bewegt ist, als wir Alle es in all diesen Zeiten waren. Wir waren von Vielem, was geschehen ist und noch zwischen uns geschieht, gedrückt und beladen und haben uns oft verführen lassen, der Welt all die Bosheit und Nichtigkeit zuzuschieben, die zwischen uns Menschen war, und haben unseren Menschenschmerz zum Weltschmerz gemacht, um ihn leichter zu tragen. Mit unseren moralischen Urtheilen, mit denen wir einander unnütz weh thaten, wollten wir auch das Universum bemakeln. Hier aber redet ein Mann, der großes Glück in sich fühlt, in sich weiß und großes Glück geben möchte. Wenn Du auch widerstrebst, wenn Du auch meinst: An Dem, was er sagt, liegt nicht viel; prachtvoll ist, wie er es sagt . . . Vielleicht wirst Du Das zunächst so meinen. Denn dazu kommst Du bestimmt: daß Du entzückt wirst von dem Feuer, der ganz großen Prediger, dem wilden Prophetenton des Mannes. Aber es bleibt nicht dabei. Mählich, wenn Du hineinkommst, stößt Du überall auf lauter entscheidende Dienste, die er dem Denken und Wissen leistet, und da Du siehst, hier spricht ein Klarer, ein Besonnener, ein Mann lichten Denkens, dem das Feuer keine verschwelende dumpfe Gluthumdunkelung ist, kommst Du von Deinem nur ästhetischen Genießen ab und weiter und sagst: Der Mann vermißt sich nicht, Neues zu sagen; er denkt sehr gering von Solchen, die auf Niegewesenes Jagd machen. Aber er bringt die alte Wahrheit, von der er selbst sagt, daß sie Platons und Jesus' und Spinozas Wahrheit gewesen sei, die Wahrheit, von der in unserer Zeiten nur Wenige stammelten oder sangen, und bringt sie in tief herauf geholter und hoch hinaufgebrachter Rede. Mag er dabei Den oder Jenen verkennen, der auf anderen Pfaden, obwohl es ganz anders aussieht und klingt, die ähnlichen Wege der Kritik geht und von der Wahrheit vielleicht lieber schweigt als in Worten redet: was liegt daran! Was liegt an Wunden, wo es um Größe geht. Hören wir zu; seien wir Willige; seien wir gespannt auf Das, was weiter kommt.

Der Gebildete: Also gieb das Buch her und laß mich allein.

Hermsdorf. Gustav Landauer.

Google

Der Sohn einer Magd.*)

Der Knabe steht auf dem Vorderdeck eines Dampfers, der mitten auf dem stockholmer Inselmeer dahinfährt. Während der Fahrt ist so viel zu sehen gewesen, daß er keine Langeweile empfunden hat. Jetzt aber ist Nachmittag, der immer etwas Trauriges hat wie das erste Alter; die Schatten der Sonne fallen so neu und verändern Alles, ohne, wie die Nacht, Alles zu verbergen. Er beginnt, Etwas zu vermissen. Er hat ein Gefühl von Leere; er fühlt sich verlassen; glaubt, Etwas abgebrochen zu haben. Er will nach Haus; und die Verzweiflung, daß ers nicht sofort kann, erfaßt ihn so, daß er sich entsetzt und weint. Als die Brüder ihn fragen, warum er weine, antwortet er, er wolle nach Haus zu Mama. Sie lachen ihn aus. Jetzt aber taucht das Bild der Mutter auf. Ernst, mild, lächelnd erscheint sie ihm. Er hört ihre letzten Worte beim Dampfer: Sei gehorsam und höflich gegen alle Menschen, achte auf Deinen Anzug und vergiß nicht Dein Abendgebet. Er denkt daran, wie ungehorsam er gegen sie gewesen ist, und fragt sich, ob sie krank ist. Ihr Bild steigt auf, gereinigt, verklärt, und zieht ihn an mit den niemals reißenden Fäden der Sehnsucht. Diese Sehnsucht nach der Mutter begleitete ihn durchs ganze Leben. War er zu früh in die Welt gekommen? War er nicht ausgetragen worden? Was hielt ihn so mit der Mutter verbunden?

Darauf erhielt er nie eine Antwort, weder in den Büchern noch im Leben; aber die Thatsache blieb bestehen: er wurde nie er selbst, nie ein abgeschlossenes Individuum. Er blieb eine Mistel, die nicht wachsen konnte, ohne von einem Baum getragen zu werden; er wurde eine Kletterpflanze, die eine Stütze suchen mußte. Er war von Natur schwächlich und furchtsam; er übte sich in allen männlichen Sportarten, war ein guter Turner, ritt auf fliegendem Pferd, führte alle Arten Waffen, schwamm und segelte: aber nur, um nicht schlechter als die Anderen zu sein. Sah Niemand zu, wenn er badete, so kroch er ins Wasser; sah Einer zu, so warf er sich kopfüber vom Dach des Badehauses hinein. Er fühlte seine Bangigkeit und wollte sie verbergen. Er fiel niemals Kameraden an; wurde er aber angegriffen, so schlug er zurück, auch wenn der Gegner stärker war. Er kam erschrocken auf die Welt und lebte in einem beständigen Schreck vor Leben und Menschen.

Der Dampfer läßt die Inseln zurück, das Meer öffnet sich: eine blaue Fläche ohne Strand. Das neue Schauspiel, der frische Wind, die Munterkeit der Brüder heitert ihn auf. Er denkt daran, daß er bald achtzehn schwedische Meilen auf der See gefahren ist, als der Dampfer in die Bucht von Nyköping einfährt.

Als der Landungsteg gelegt ist, kommt ein Mann mittleren Alters mit hellem Backenbart auf den Dampfer, spricht mit dem Kapitän und nimmt die Knaben in Empfang. Er sieht freundlich aus und ist heiter. Er ist der Küster von Vidala.

---

*) Am zweiundzwanzigsten Januar wird August Strindberg sechzig Jahre alt. Der vates, den wir nie alt denken konnten. In hellen und dunklen Stunden sahen wir ihn; grausam und groß. Immer in ihm den leidenden Menschen und kämpfenden Dichter. Wer starke Dichtung und feinnervige Menschlichkeit liebt, grüßt Diesen in zärtlicher Bewunderung; wie Einen, der viel schmerzlich Menschliches erlitten hat. Wünscht ihm firne Gesundheit, die uns edle Alterswerke gebären kann. Heute wollen wir uns der kräftigen Skizze freuen, die vielleicht Allerlei von dem Knabenerleben Johan Augusts verräth.

Google

Am Strand steht eine Droschke mit einer schwarzen Mähre. Bald sind sie in der Stadt und halten auf dem Hof des Kaufmannes, wo auch die Bauern einkehren. Es riecht nach Hering und Dünnbier auf dem Hof, und das Warten wird unerträglich. Er fängt noch einmal zu weinen an. Endlich kommt Herr Linden und bringt auf einem Bauernwagen das Gepäck. Nach vielen Händedrücken und kleinen Gläsern gehts aus der Stadt heraus. Es ist Abend, als man den Zoll passirt.

Brachfelder und Feldzäune öffnen eine weite, öde Fernsicht. Ueber rothen Dörfern ist in der Ferne ein Waldrand zu sehen. Durch den Wald muß man; und hat drei Meilen zu fahren. Die Sonne geht unter und man fährt durch den dunkeln Wald. Herr Linden plaudert und sucht den Muth der Knaben aufrecht zu erhalten. Er spricht von Spielkameraden, Badestellen, Erdbeerpflücken. Johan schläft ein. Erwacht bei einem Wirthshaus, in dem berauschte Bauern lärmen. Die Pferde werden ausgespannt und getränkt.

Die Fahrt geht weiter durch dunkle Wälder. Bei den Anhöhen muß man absteigen und gehen. Die Pferde rauchen und schnauben, die Bauern auf dem Gepäckwagen scherzen und trinken, der Küster plaudert mit ihnen und macht Witze. Und dann fährt man wieder und schläft ein. Erwacht wieder, steht auf und rastet. Noch mehr Wälder, in denen früher Räuber gehaust haben; schwarze Fichtenwälder unter dem Sternhimmel, Hütten und Zaunthüren. Der Junge ist ganz verwirrt und nähert sich dem Unbekannten mit Beben.

Schließlich wird die Landstraße eben; heller wirds und die Wagen halten vor einem rothen Haus. Diesem Haus gegenüber steht ein hohes schwarzes Gebäude. Eine Kirche. Wieder eine Kirche. Eine alte Frau, wie er glaubt, groß und mager, kommt und empfängt die Kinder, um sie in ein Zimmer zu ebener Erde zu führen, in dem ein Tisch gedeckt ist. Sie hat eine scharfe Stimme, die nicht freundlich klingt, und Johan ist bang. Man ißt im Dunkeln, aber das Essen schmeckt nicht, denn es ist ungewöhnlich; man ist müde und das Schluchzen sitzt im Hals.

Dann wird er auf eine Bodenkammer hinauf geführt, immer im Dunkeln; kein Licht wird angesteckt. Es ist eng; Bettstellen stehen da und auf Stühlen und am Boden sind Betten gemacht; es riecht furchtbar. Die Bettdecken bewegen sich und ein Kopf erscheint. Dann noch einer. Man kichert und flüstert, aber die Kömmlinge können keine Gesichter sehen. Der älteste Bruder bekommt ein eigenes Bett; aber Johan und der zweite Bruder sollen mit den Füßen gegen einander liegen. Das ist neu. Nun, sie kriechen hinein und ziehen an der Decke. Der große Bruder streckt sich ungenirt aus; aber Johan erhebt Einspruch gegen den Uebergriff. Sie treten einander und Johan wird geschlagen. Er weint sofort. Der älteste Bruder schläft schon.

Aus einer Ecke tief unten am Boden ertönt eine Stimme: „Liegt still, Bengels, und schlagt Euch nicht!“

„Was sagst Du?“ antwortet der Bruder, der ein kühner Junge ist.

Die Baßstimme antwortet: „Was ich sage? Ich sage, er soll den Kleinen nicht quälen.“

„Gehts Dich an?“

„Ja, Das geht mich an. Komm her, ich werde Dich durchhauen.“

„Durchhauen? Du?“

Im Hemd steht der Bruder auf. Der Baß kommt ihm entgegen. Es ist

Google

ein vierschrötiger Junge mit breiten Schultern; Das ist Alles, was man sehen kann. In den Betten richten sich viele Zuschauer auf. Sie schlagen sich und der große Bruder kriegt Prügel.

„Nein, schlag ihn nicht; schlag ihn nicht!“ Der kleine Bruder wirft sich dazwischen. Er konnte niemals sehen, daß Einer von seinem Blut Schläge bekam oder sonst zu leiden hatte, ohne es in seinen Nerven zu fühlen. Wieder seine Unselbständigkeit, die unlösbaren Blutsbande, die Nabelschnur, die nicht durchschnitten werden, nur abgenagt werden konnte.

Dann wird es still und der Schlaf kommt, der bewußtlose, der dem Tod gleichen soll und der darum so Viele zur vorzeitigen Ruhe verlockt hat.

Ein neues Leben beginnt. Die Erziehung ohne Eltern; denn der Knabe ist draußen in der Welt unter fremden Menschen. Er ist furchtsam und vermeidet sorgsam, daß er getadelt werden könne. Greift Keinen an, aber vertheidigt sich gegen Uebergriffe. Uebrigens sind die Knaben zahlreich genug, um Gleichgewicht halten zu können; und die Gerechtigkeit wird von dem Breitschultrigen ausgeübt, der einen Buckel hat, vielleicht aber darum immer dem Schwächeren hilft, der ungerecht angefallen wird.

Vormittags wird gelernt; vorm Essen gebadet; nachmittags draußen gearbeitet. Man jätet im Garten, trägt Wasser von der Quelle, putzt die Pferde im Stalle. Es ist der Wunsch des Vaters, daß die Kinder körperlich arbeiten sollen, obwohl sie die gewöhnliche Pension zahlen.

Aber Johans Gehorsam und Pflichtgefühl reicht nicht aus, um ihm das Leben erträglich zu machen. Die Brüder ziehen sich Tadel zu; und darunter leidet er eben so sehr. Er fühlt sich mit ihnen solidarisch und wird diesen Sommer nicht mehr als ein Drittel Mensch. Andere Strafe als Stubenarrest kommt nicht vor; aber Tadel ist genug, um ihn zu beunruhigen. Die Arbeit macht seinen Körper stark, doch die Nerven sind eben so empfindlich gegen Eindrücke. Bald trauert er um die Mutter, bald ist er äußerst aufgeräumt und leitet die Spiele, besonders die ausgelassenen. Im Kalksteinbruch Steine lösen, auf dem Boden des Steinbruchs Feuer anzünden, auf Brettern steile Berge hinunterrutschen. Furchtsam und verwegen, ausgelassen und grüblerisch: kein Gleichgewicht.

Die Kirche stand auf der anderen Seite der Landstraße und warf mit ihrem pechschwarzen Dach und ihrer leichenweißen Wand einen Schatten über das sommerliche Gemälde. Grabkreuze ragen über die Kirchenmauern und gehören schließlich zu seiner täglichen Fensteraussicht. Die Kirche schlägt nicht den ganzen Tag über wie die Klarakirche in Stockholm, aber abends um sechs Uhr dürfen die Knaben mit der Leine, die vom Thurm herunterhängt, läuten. Es war ein großer Augenblick, als er zum ersten Mal an die Reihe kam. Er fühlte sich fast als Beamten der Kirche, und als er dreimal die Schläge zählte, glaubte er, Gott, Pastor, Kirchspiel würden zu Schaden kommen, wenn er einmal zu viel anschlage.

Sonntags durften die großen Knaben in den Thurm hinaufsteigen und die Glocken läuten. Dann stand Johan auf der dunklen Holztreppe und bewunderte sie.

Später im Sommer kam eine Bekanntmachung mit schwarzen Rändern. Als sie in der Kirche vorgelesen wurde, entstand große Aufregung. König Oskar I.

Google

war gestorben. Man erzählte viel Gutes von ihm, wenn auch Niemand ihm gerade betrauerte. Jetzt aber wurde täglich zwischen Zwölf und Eins geläutet. Die Kirchenglocken schienen ihn zu verfolgen.

Auf dem Kirchhof spielte man zwischen den Gräbern und die Kirche wurde ihm bald vertraut. Sonntags wurden alle Pensionäre aufs Orgelchor geschickt. Wenn der Küster das Kirchenlied begann, waren die Knaben an den Stimmen aufgestellt: bei einem Nicken des Meisters wurden alle Stimmen auf einmal ausgezogen und die Jugend brach im Chor los. Das machte immer eine große Wirkung auf die Gemeinde.

Indem er die heiligen Dinge aus der Nähe sah und selbst mit dem Zubehör zum Kultus zu thun hatte, wurden die hohen Dinge ihm bald vertraut und seine Ehrfurcht verringerte sich. So erhob ihn das Abendmahl nicht mehr, als er am Abend vorher in der Küche des Küsters von dem Heiligen Brot gegessen hatte; dort wurde es gebacken und mit einer Stanze gestempelt, auf die der Kruzifixus gravirt war. Die Knaben aßen es und nannten es Mundlack. Einmal wurde er nach dem Abendmahl zusammen mit den Kirchenvorstehern in die Sakristei geladen und bekam dort Wein zu trinken.

Trotzdem erwachte jetzt, nachdem er von der Mutter losgerissen worden und sich von unbekannten, drohenden Mächten umgeben fühlte, ein starkes Bedürfniß, sich an einen Schutzgeist anzuschließen. Sein Abendgebet sprach er mit ziemlicher Andacht; morgens, wenn die Sonne schien und der Körper ausgeruht war, empfand er dieses Bedürfniß nicht.

Eines Tages, als die Kirche gelüftet wurde, liefen die Kinder hinein und spielten darin. In einem Anfall von Wildheit wurde der Altar gestürmt. Aber Johan, der zu weiteren Großthaten angestachelt wurde, stieg auf die Kanzel, kehrte das Stundenglas um und predigte aus der Bibel. Dieser Streich machte großes Glück.

Als er wieder herunterkam, lief er oben auf den Kirchenstühlen durch die ganze Kirche, ohne den Boden zu berühren. Als er an den ersten Kirchenstuhl beim Altar kam, der dem Grafen gehörte, trat er so heftig auf das Gesangbuchpult, daß es krachend zu Boden stürzte. Eine Panik entsteht; alle Kameraden eilen aus der Kirche. Allein stand er da, wie vernichtet.

Jetzt wäre er gern zur Mutter gestürzt, um seine Schuld zu bekennen und sie um Hilfe zu bitten. Aber sie war nicht da. Er erinnert sich an Gott. Fällt vorm Altar auf die Knie und betet das ganze Vaterunser. Stark und ruhig, als habe er einen Gedanken von oben bekommen, steht er vom Boden auf, untersucht den Kirchenstuhl, sieht, daß die Zapfen nicht abgebrochen sind; nimmt die Leiste, paßt Fugen und Zapfen ein; zieht einen Stiefel aus, um ihn als Hammer zu benutzen; und mit einigen wohlgezielten Schlägen ist das Pult in Ordnung gebracht. Er prüft sein Werk; es hält.

Verhältnißmäßig ruhig verläßt er die Kirche. Wie einfach, dachte er jetzt. Er schämte sich, daß er das Vaterunser gebetet hatte. Warum schämte er sich? Vielleicht fühlte er dunkel, daß es in diesem wirren Komplex, der Seele heißt, eine Kraft giebt, die, in der Stunde der Noth zur Selbstvertheidigung aufgerufen, eine recht große Fähigkeit, sich zu helfen, besitzt. Daß er nicht glaubte, Gott habe ihm geholfen, ging daraus hervor, daß er nicht niederfiel und für die Hilfe dankte;

Google

und dieses unbestimmte Gefühl von Scham entstand wahrscheinlich daher, daß er einsah, er sei über den Fluß gegangen, um Wasser zu holen.

Das war aber nur ein vorübergehender Augenblick von Selbstgefühl. Er blieb ungleich und wurde jetzt auch launenhaft. Laune, Caprice, diables noirs, wie der Franzose sagt, ist eine noch nicht ganz erklärte Erscheinung. Das Opfer ist besessen: es will das Eine, thut aber das Gegentheil; es leidet unter dem Verlangen, sich Böses zuzufügen, und genießt beinahe die Selbstquälerei. Es ist eine Seelenkrankheit, eine Krankheit des Willens; und ältere Psychologen wagten eine Erklärung, indem sie auf die Zweiheit im Gehirn hinwiesen; dessen beide Halbkugeln könnten unter gewissen Umständen selbständig wirken, jede für sich, und im Kampf gegen einander. Doch hat man diese Erklärung verworfen. Die Doppelheit der Persönlichkeit haben Viele beobachtet und Goethe hat sie im „Faust" behandelt. Launenhafte Kinder, die „nicht wissen, was sie wollen" enden mit Weinen, in das sich die Nervenspannung auflöst. Sie „betteln um Schläge", sagt man auch; und eigenthümlich ist, wie eine leichte Züchtigung bei solchen Gelegenheiten die Nerven ins Gleichgewicht bringt und dem Kinde beinahe willkommen zu sein scheint; es beruhigt sich sofort, ist versöhnlich, durchaus nicht in bitterer Empörung über die Strafe, die es nach seiner Ansicht ungerecht erlitten hat. Das Kind hat wirklich um Strafe als Medizin gebettelt.

Aber es giebt eine andere Art, die schwarzen Geister auszutreiben. Man nimmt das Kind in seine Arme, damit es den Magnetismus eines freundlichen Menschen fühlt: und es beruhigt sich. Diese Art ist besser als alle anderen.

Der Knabe hatte solche Anfälle. Wenn ein Vergnügen winkte, ein Ausflug, zum Beispiel, um Beeren zu pflücken, bat er, zu Haus bleiben zu dürfen. Er wußte, er werde sich zu Haus sehr langweilen. Er wollte so gern mitgehen; aber er wollte vor Allem zu Haus bleiben. Ein anderer Wille, stärker als seiner, befahl ihm, zu Haus zu bleiben. Je mehr man auf ihn einredete, desto fester wurde der Widerstand. Kam dann aber Jemand, packte ihn scherzhaft beim Kragen und warf ihn auf den Leiterwagen, dann gehorchte er und war froh, von dem unerklärlichen Willen befreit zu sein. Er gehorchte im Allgemeinen gern und wollte niemals sich aufspielen oder befehlen. Er war von Geburt zu sehr Sklave; die Mutter hatte ihre ganze Jugend hindurch gedient und gehorcht und war als Kellnerin höflich gegen Alle gewesen.

Eines Sonntags waren sie im Pfarrhaus. Da waren Mädchen. Er mochte sie gern; ihm war aber bang vor ihnen. Die große Kinderschaar zog aus, um Erdbeeren zu pflücken. Einer schlug vor, man solle die Beeren zusammenthun und dann, wenn man nach Haus gekommen sei, in Zucker mit Löffeln essen. Johan pflückte fleißig und hielt die Uebereinkunft, aß nicht eine Beere, sondern lieferte seinen Theil ehrlich ab. Er sah aber Andere mogeln. Bei der Heimkehr werden die Beeren von der Tochter des Geistlichen ausgetheilt; die Kinderschaar umdrängt das Mädchen und jedes bekommt seinen Löffel voll. Johan steht hinten; wird vergessen und bekommt keine Beere.

Uebergangen! Mit Bitterkeit im Herzen geht er in den Garten hinaus und versteckt sich in eine Laube. Er fühlt sich als den Letzten, den Schlechtesten. Jetzt

Google

aber weint er nicht, sondern fühlt etwas Hartes und Kaltes in sich aufsteigen, gleich einem Gerippe aus Stahl. Er beginnt, die ganze Gesellschaft zu kritisiren, und findet, daß er der Redlichste war: denn er hat draußen auf der Lichtung nicht eine Beere gegessen. Also (da kam der Fehlschluß) weil er besser als die Anderen war, wurde er übergangen. Ergebniß: er hielt sich für besser als die Anderen. Und es war ihm ein großer Genuß, daß er übergangen worden war.

Er hatte auch eine Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen und sich abseits zu halten, so daß er übergangen wurde. Einmal brachte der Vater einen Pfirsich zum Abendtisch mit. Alle Kinder erhielten eine Scheibe von der seltenen Frucht; aus irgendeinem Grrnde wurde Johan vergessen, ohne daß der sonst gerechte Vater es merkte. Der Knabe war so stolz darauf, wieder an sein hartes Schicksal erinnert worden zu sein, daß er später am Abend den Brüdern gegenüber damit prahlen mußte. Sie glaubten ihm nicht: so unerhört fanden sie die Geschichte. Je unerhörter, desto besser!

Auch von Abneigungen wurde er gequält. Eines Sonntags kam ein Wagen mit Kindern auf den Küsterhof gefahren. Heraus stieg ein schwarzhaariger Knabe von tückischem, aber kühnem Aussehen. Johan lief bei seinem Anblick fort und versteckte sich auf den Boden. Man suchte ihn auf, der Küster bemühte sich, ihn zu begütigen, aber er blieb in seinem Winkel sitzen und hörte zu, wie die Kinder spielten, bis der schwarze Junge wieder abfuhr.

Weder kalte Bäder, wilde Spiele noch strenge Körperarbeit vermochten seine schlaffen Nerven abzuhärten, die manchmal einen Augenblick lang aufs Aeußerste gespannt werden konnten.

Er hatte ein gutes Gedächtniß und lernte ordentlich; am Liebsten Wirklichkeiten wie Geographie und Naturwissenschaft. Arithmetik nahm er mit dem Gedächtniß auf, aber Geometrie haßte er. Eine Wissenschaft von Unwirklichkeiten beunruhigte ihn; erst später, als er ein Handbuch der Feldmessung erhielt und den praktischen Nutzen der Geometrie einsah, bekam er Lust zu dem Stoff: er maß Bäume und Häuser, schritt Gärten und Alleen ab, konstruirte Figuren aus Pappe.

Er war jetzt in seinem zehnten Jahr. War breitschulterig und braungebrannt; das Haar war blond und über einer krankhaft hohen und hervortretenden Stirn in die Höhe gekämmt. Diese Stirn veranlaßte die Verwandten zu manchem Gerede und zog ihm den Spitznamen „Professor“ zu.

Er war nicht mehr Automat, sondern sammelte eigene Beobachtungen und zog Schlußfolgerungen; darum näherte er sich dem Zeitpunkt, da er sich von seiner Umgebung absondern und einsam werden mußte. Aber die Einsamkeit mußte für ihn eine Wüstenwanderung werden, denn seine Persönlichkeit war nicht stark genug, um für sich gehen zu können. Seine Neigung für die Menschen blieb unbeantwortet, weil ihre Gedanken nicht mit den seinen gleichen Schritt hielten. Später mußte er sein Herz dem Erstbesten anbieten, aber Niemand wollte es annehmen, denn es war ihnen fremd; so mußte er sich in sich selbst zurückziehen, verletzt, gedemüthigt, übersehen, übergangen.

Stockholm. Johan August Strindberg.

Go gle

Selbstanzeigen.

Das moderne Deutschland und seine Entwickelung. Von Henri Lichtenberger, Professor an der Universität Paris. Autorisirte Uebertragung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Dresden, Karl Reißner.

Ich bin nicht so anspruchsvoll, die Deutschen über Deutschland unterrichten zu wollen. Der deutsche Leser dieses Buches wird nichts darin finden, was ihm nicht schon lange vertraut ist. Die „Bibliothek der wissenschaftlichen Philosophie", in der mein Buch französisch erschienen ist, will das gebildete Publikum über den Stand der Forschung auf allen Wissensgebieten unterrichten. Ich hatte also die Aufgabe, nicht fachmännischen Lesern auf beschränktem Raum und in möglichst klarer und bündiger Form zu erklären, was das heutige Deutschland ist und wie es entstand. Das habe ich versucht, indem ich mich auf die sehr umfangreiche Literatur der deutschen Historiker des neunzehnten Jahrhunderts bezog, deren allgemeine Ergebnisse ich zu einem abgerundeten Bild zusammenschloß. Ich habe im Großen und Ganzen das heutige Deutschland und sein Werden so zu schildern gesucht, wie es sich im deutschen Bewußtsein malt; ich wollte meinen Landsleuten zeigen, wie die Deutschen die Entwickelung und die heutige Größe ihres Landes auffassen und empfinden.

Unter den Gründen sekundärer Art, aus denen zwischen Deutschland und Frankreich der Zustand der Zurückhaltung oder Spannung herrscht, den die Freunde des Friedens und der europäischen Eintracht so bedauern, giebt es einen, der sich mit der Zeit wohl beseitigen ließe. Ich meine das Vorurtheil, in dem beide Völker befangen sind, daß sie einander in ihrer innersten Anlage, ihren wesentlichen Charakterzügen nicht verstehen. Die deutsche Kritik wirft uns immer wieder vor (wie ich zugeben muß, manchmal mit Recht), daß wir uns von Deutschland ein viel zu summarisches Bild machen und zwischen Vorurtheilen, die einander oft widersprechen, aber stets sehr einseitig sind, hin- und herschwanken. Die Franzosen, sagt man, haben Deutschland zuerst (nach dem berühmten Buch der Frau von Stael) fünfzig Jahre lang für das Land der Dichter und Denker, für den klassischen Boden des Idealismus uud der metaphysischen Schwärmerei gehalten. Dann, nach den großen militärischen Erfolgen Deutschlands, haben sie ihre Ansicht plötzlich gewechselt und im Reich nur noch eine riesige Kaserne, das klassische Land des Korporalstockes erblickt, wo eine ärmliche Bevölkerung, die sich durch harte Arbeit auf dem unwirthlichen Boden nur kümmerlich ernähre, unter dem Druck einer eisernen Disziplin zum passiven Gehorsam und zum Waffenhandwerk gedrillt werde. Als endlich Deutschland seine wirthschaftlichen Triumphe errang, da kam wiederum eine neue Legende zur Geltung: Deutschland wurde als eine ungeheure Musterfabrik geschildert, als ein großes Handelshaus, das unter der Leitung des Kaisers durch die gewaltige Schaar seiner Gelehrten und Techniker zu Fortschritt und Reichthum geführt wird. Ich bestreite nicht, daß man in Frankreich oft zu gewissen Einseitigkeiten in der Beurtheilung der deutschen Angelegenheiten geneigt war. Eben so fest steht aber, daß man sich neuerdings große Mühe gegeben hat, zu einer weniger groben und gerechteren Auffassung der deutschen Entwickelung zu gelangen, ja, daß die Kundgebungen der modernen deutschen Kultur, namentlich in Philosophie, Musik oder Malerei, bei uns mit steigender Wißbegier und Antheilnahme studirt und geschätzt worden sind. Diesen neuen Geist, diesen „guten Willen", Menschen und Dinge in

Google

Deutschland zu verstehen, der heute in Frankreich sehr verbreitet ist, will auch mein Buch beweisen.

Paris. Professor Henri Lichtenberger.

Die sexuelle Frage und das Christenthum. Werner Klinkhardt, Leipzig.

Das sexuelle Problem als Ergebniß moderner sozialhygienischer Gestaltungen hat zur Erörterung von Fragen geführt, die mehr und mehr den ursprünglich gegebenen Boden der Seuchenbekämpfung verlassen und sich in den Untiefen gesellschaftphilosophischer und religiöser Spekulationen verloren haben. Mehr als die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und die Sanirung der Prostitution beherrschen die Sexualmoral und alle mit ihr in Zusammenhang stehenden Erscheinungen und Probleme die Diskussion, nicht zum Nutzen der praktischen Aufgaben, die die Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sich gestellt und auch anfangs, als sie noch auf eigenen Füßen stand, zu lösen versucht hatte. Zum schärfsten Ausdruck kam der Gegensatz wohl in der mannheimer Versammlung, wo Herr Dr. Förster in seinem Referat über „Sexualethik und Sexualpädagogik" der modernen Wissenschaft den Fehdehandschuh hinwarf. Ich habe es in der vorliegenden Abhandlung unternommen, mit dem glühenden Apologeten der katholischen Moral die Klinge zu kreuzen, da ich den von ihm vorgezeichneten Weg für verhängnißvoll halte. Um Schlag für Schlag zu pariren, war ich gezwungen, dem Gegner auf Wegen zu folgen, die Jahrhunderte zurückliegen und sich im Dunkel der Ueberlieferung verlieren: so gliederte sich der Inhalt in zwei Theile; der eine ist der historischen Betrachtung der von Förster glorifizirten Askese und und ihrer Vertreter gewidmet, der andere der Erforschung des Ursprunges sittlicher Gefühle an sich und ihres Zusammenhanges mit den den jeweiligen Kulturstufen der Völker entsprechenden Vorstellungen. Wenn ich auf einen Standpunkt gelangt bin, der gegenüber dem von Förster eingenommenen die Lösung des Sexualproblemes, wenn man überhaupt von einer solchen sprechen kann, einzig und allein sozio- und biologischen Momenten überlassen will, so hat mich hierzu außer religiongeschichtlichen Studien die psychologische und naturwissenschaftliche Erkenntniß vom Wesen und von der Bedeutung des Sexualtriebes im individuellen wie im Gesellschaftleben geführt.

München. Dr. Julian Marcuse.

Grammatik und Wissenschaft. Hannover, 1908. Dr. Max Jäneckes Verlag.

Wenn die Vertheidiger des grammatischen Unterrichtes behaupten, daß er die Schüler an wissenschaftliches Denken gewöhne, so gehen sie dabei von der Voraussetzung aus, daß die traditionelle Grammatik und damit auch der darauf beruhende Unterricht ein Produkt wissenschaftlichen Denkens sei. Da die grammatische Methode mit dieser Voraussetzung steht und fällt, ist es eigentlich merkwürdig, daß von ihren vielen Gegnern noch keiner auf den doch nahliegenden Gedanken verfallen ist, diese Voraussetzung in Frage zu stellen. Ich habe Das jetzt gethan und bin zu einem Ergebniß gelangt, das auch die erbittertsten Gegner der grammatischen Methode noch überraschen wird. Die traditionelle Grammatik entpuppt sich einer gewissenhaften Analyse als ein echtes Wahnsystem, als ein Produkt durch und durch pathologischen Denkens. Welche praktischen Konsequenzen sich mit zwingender Noth-

Google

wendigkeit aus diesem Nachweis ergeben, brauche ich wohl nicht zu sagen. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich in meiner Arbeit nicht etwa nur „Ansichten" vortrage und mich mit keiner noch so großen Wahrscheinlichkeit begnüge, sondern Beweise bringe, wie sie strenger selbst die Mathematik nicht kennt. Um meiner Frage eine allgemein giltige Antwort zu finden, mußte ich vorher eine andere beantworten: die, wie allgemein giltige synthetische Urtheile möglich sind.

Rostock. Max Kleinschmidt.

Die Wissenschaft des nicht Wissenswerthen. Ein Kollegheft. Verlag von Julius Zeitler in Leipzig.

Darf man noch eingestehen, daß man die Antike liebt? Oder verfällt man dadurch unrettbar dem Spott? Giebt es dann keine Rettung vor dem Titel eines Pedanten? Doch was kümmert mich die Meinung der Leute? Ich gestehe frank und frei, daß ich Griechen und Römer über Alles liebe. Die schönsten Stunden, die lautersten Freuden meines Lebens verdanke ich ihnen; allerdings auch viel Langeweile, viele unfruchtbare, öde Tage. Die Antike schenkt mir Leben spendende Freude, seit ich mich als genießender Mensch mit ihr beschäftige. Ich litt durch sie, so lange ich mich ihrer als Philologe bemächtigen wollte. Doch ehe ich hierher gelangte, mußte ich mit der Schule hart ringen; die griechische und römische Literatur mußte ich erst der Philologie entreißen. Ein Dokument dieses Ringens ist das Büchlein über „die Wissenschaft des nicht Wissenswerthen". Gewiß sind ihrer Viele, die einen ähnlichen Leidensweg durchschreiten: diesen jungen Leuten widme ich meine Arbeit. Vielleicht kann es ihnen helfen und sie gelangen über die Alterthumswissenschaft und ihren heutigen barbarischen Betrieb schneller zur echten Humanität. Daß ich über redlich arbeitende, talentvolle, sogar geniale Professoren, Gelehrte und Forscher, die einst meine Lehrer waren und die gewiß in bester Absicht ihr Bestes hergaben, nur Worte der Ironie oder der Verurtheilung finde, muß dadurch erklärt werden, daß ich das Buch in einem irritirten Zustand seelischer Kämpfe schrieb. In mir kämpften anerzogene, auferzwungene Lehren mit eigenster Erfahrung. Hat mein Buch irgendeinen Werth, so liegt er eben in der Aufdeckung dieses psychologischen Werdeganges, der Einen von der Schule zu sich selbst führt. Ich wollte zeigen, wie es im Kopf eines Philologen aussieht, wenn er sich plötzlich auf sich selbst besinnt und die einfachen Fragen stellt: „Weshalb treibe ich denn diese Sachen? Was will ich damit? Was wollen diese Mechaniker der Wissenschaft rings um mich herum?" Doch habe ich außer diesem ganz persönlichen Grunde noch einen anderen, allgemeineren. Hier möchte ich einige Zeilen aus dem Buch anführen: „Ist der Philologe berechtigt, die ihm anvertraute griechische Kultur für sich und Seinesgleichen einzufrieden? Messieurs! Hellas oblige! Diese Leutchen sind die absoluten Beherrscher der Tradition; ihnen gehört die Vergangenheit. Und wie die Dinge heute stehen, ist ihnen auch die Jugend anvertraut; die Zukunft gehört ihnen." Ich hoffe, durch dieses kurze Citat klar gemacht zu haben, daß von solchem Standpunkt aus die schonungslose Verfolgung der Philologie und der Philologen als ein Kampf um die Kultur der Vergangenheit und für die Kultur der Zukunft seine volle Berechtigung hat.

Budapest. Dr. Ludwig Hatvany.

Google

Der Retter.

Als im letzten Jahr etwa ein Dutzend von Selbstmorden „höherer“ Schüler bekannt wurde und in einigen Fällen auch die Anlässe dazu, da ergab Das gegen die Schule eine so harte Anklage, daß sogar die Behörden an einer Möglichkeit der Rechtfertigung verzweifelten. Deshalb wurde das in solchen Fällen beliebte und schon oft erprobte Mittel angewandt: man versprach gewissenhafte Untersuchung; und schwieg sich aus. Die regirungtreue Presse, der die immer beklagenswerthere Aufgabe zufällt, die staatlichen Institutionen und Maßnahmen in Schutz zu nehmen, war auch muckestill. Selbst als ich der Schule sehr derbe Dinge sagte und ihr in meiner Brochure „Schülerselbstmorde“ die Hauptschuld an den häufigen Schülertragoedien zuschrieb, nahm sie Das schweigend hin. Offenbar war die Parole ausgegeben worden: „Aufsehen vermeiden! Sache totschweigen, damit sie zur Ruhe kommt.“

Ich ließ mir die gesammelten Preßstimmen zustellen. Sonderbar. Stecken Staat und Schule so harte Angriffe ohne Widerspruch ein? Oder will man dem Volke weismachen: Der Gurlitt versteht nichts von der Sache, Dem ist es nur um Sensation zu thun? Man versuchte es nicht einmal mit dem bekannten Schema: „Niedrige Anwürfe; vorbildliche Einrichtungen; höchst ehrenwerther Stand; verärgerter Nörgler; Widerlegung unter der Würde.“ Nein: man schwieg in dem Gefühl seiner Ohnmacht, in dem Bewußtsein, daß jeder Versuch einer Rechtfertigung oder Beschönigung die Sache nur schlimmer machen würde. Sogar Professor Paulsen, der in seinen letzten Lebensjahren keinen noch so geringfügigen Anlaß unbenutzt ließ, für die nun ja so glänzend reformirte Schule eine Lanze zu brechen, selbst Paulsen schwieg sich aus. Was hinter den Coulissen geschah, Das erfahren wir gewöhnlichen Sterblichen nicht. An ministeriellen geheimen Verfügungen und strengen Anweisungen der hohen Provinzialschulkollegien wird wohl kein Mangel gewesen sein. Zum Glück kam der Sommer und mit ihm kamen die Großen Ferien und bis zum Schulbeginn sind dann die Schülerselbstmorde vergessen.

Und da kam zum Ueberfluß in der Stunde der Noth auch noch ein Retter. Im weiten Deutschen Reich fand sich unter den sechzig Millionen Einer, der sich mit seiner Stahlfeder zum Schutze vor der Schule aufstellte. Zwar ging seine Verwegenheit nicht so weit, die Schule als schuldlos an den Schülerselbstmorden zu bezeichnen; aber er machte die interessante Entdeckung, daß die Hauptschuld nicht die Schule, sondern das Elternhaus und die Umgebung trage, und er empfiehlt eine Massenkundgebung der Schule gegen die Elternschaft, weil nämlich „die meisten Eltern an Größenwahn leiden, diesen auf ihre Kinder übertragen und sie dadurch in den Tod treiben. Wir haben die Pflicht“, ruft er aus, „mit aller Schärfe gegen die Eltern zu kämpfen“.

Google

Die regirungtreuen Leute athmen erleichtert auf: endlich ein Mann, der mit tiefgehender Sachkenntniß ein besonnenes Urtheil und persönlichen Muth verbindet! Die Zeitungen, die auf ihrem Titelblatt den bekannten schlecht gezeichneten preußischen Adler haben oder das Eiserne Kreuz und daneben die beruhigende Aufschrift: „Amtliches Anzeigeblatt", brachen nun sogleich in helles Entzücken aus über diese gediegene Leistung von Artur Lewinneck (so heißt nämlich der Retter), die um den billigen Preis von fünfzig Pfennig zu erwerben und jedem Patrioten zu empfehlen ist. (Königsberg i. Pr., Hartungsche Buchdruckerei, 1908.)

Jeder Mann hat das unbestreitbare Recht, sich zu diesem ernsten Thema zu äußern; also auch Herr Lewinneck. Anspruch aber auf Beachtung haben solche Veröffentlichungen nur dann, wenn sie aus einer langjährigen gewissenhaften, vielseitigen Beobachtung hervorwachsen. Das trifft für Lewinneck nicht zu: er hat sich eine Reihe von modernen Preßstimmen zusammengestellt, damit einige eigene Schulerfahrungen verknüpft und aus diesen bescheidenen Mitteln einen sehr matten Trank bereitet. Seine Hauptaufgabe sieht er darin, meine Darstellung des Schullebens als falsch zu erweisen, als entstellt durch Vorurtheile und durch fanatischen Haß.

Wenn mich Jemand kontrahirt, so bin ich von meiner Studentenzeit her gewöhnt, ihn um seine Visitenkarte zu bitten und zu fragen, ob er überhaupt satisfaktionfähig sei. Ich meine Das hier natürlich im übertragenen Sinn: ob der Mann hinreichend unterrichtet und vollwerthig ist, ob es sich überhaupt lohnt, mit ihm ein geistiges Duell aufzunehmen. Der Mann will mich von oben herab behandeln, mich belehren; da darf ich wohl vorerst die Frage stellen: Wer sind Sie eigentlich, Herr Artur Lewinneck? Haben Sie überhaupt eine Höhere Schule durchgemacht? Ein Abiturientenexamen bestanden? Haben Sie praktische Erfahrungen als Lehrer und Erzieher? Sind Sie vertraut mit der sehr umfangreichen pädagogischen Literatur, auch nur des letzten Jahrzehntes? Haben Sie sich im Rath der deutschen Erzieher schon Sitz und Stimme erworben? Oder verfallen Sie nur zufällig auf diesen sensationellen und höchst „aktuellen" Stoff? Es ist vielleicht sehr ungebildet von mir, daß ich Sie nicht kenne? Vielleicht ließe sich Ihr Name schon im Kürschner oder Kleinen Meyer finden unter denen, die Anspruch auf Berühmtheit machen? Vielleicht sind Sie Schularzt? Oder auch nur als praktizirender alter Hausarzt und durch ein langes Leben wenigstens mit den Nöthen und Leiden der Schulkinder und des Elternhauses vertraut? Ich muß Das annehmen, weil ich mir nur dadurch Ihren sicheren Ton erklären kann. Sie führen meinen Namen und meine Brochure mit den Worten ein, daß ich mit „dem Brusttone der Ueberzeugung" behaupte, die Schuld liege nicht bei den einzelnen Menschen, sondern im ganzen Schul- und Erziehungsystem. Das steht auf Seite 1 und so geht es fort bis zum Schluß auf Seite 30 in einem mich belehrenden oder bespötteln-

Go gle

den Ton „Brustton der Ueberzeugung?“ Soll Das etwa heißen, daß es sich bei mir nur um den Schein der Ueberzeugung und um blinden Lärm handelt? Einen solchen Vorwurf würde ich von Keinem ertragen, am Wenigsten aber von einem Manne, der noch erst den Beweis erbringen soll, daß auch er gewillt ist, seine ganze Lebenskraft in den Dienst der deutschen Jugend zu stellen, wie ich es gethan habe und bis heute thue. Herr Artur Lewinneck ist vorlaut; und ich erwiese ihm zu viel Ehre, wenn ich seine Verdächtigungen, wie er sie gegen mich auch in der „Ostpreußischen Zeitung“ vorgetragen hat, einer eingehenden Widerlegung würdigte. Ich will den Satz, der mich beleidigen müßte, wenn er von einem Würdigeren ausgesprochen würde, nur hierher setzen, um ihn damit abzuthun: „Ich bin fest überzeugt, daß mit mir alle Diejenigen, die nicht in Vorurtheilen befangen sind und kein Interesse haben, lediglich der Schule Eins auszuwischen, sondern ausschließlich das Interesse der Jugend im Auge haben, sich unter keinen Umständen auf Gurlitts Standpunkt stellen werden.“ Gesinnung recht schlecht; Stil entsprechend schwach.

In der selben Zeitung war eine unbekannte Größe (sie nannte sich selbst y) mit gleich persönlichen Argumenten gegen mich aufgetreten: bei Seite geschobener und verärgerter Schulnörgler. Ich blies dieses y mit einem Hauche fort, wie man ein Staubfäserchen von dem Aermel seines schwarzen Tuchrockes wegbläst. Statt des y tauchte dann wieder eine mir unbekannte Größe „die Redaktion“ auf und Herr Artur Lewinneck mit seinen Spitzen, die meine eigenen pädagogischen Mißerfolge blosstellen sollten. Einflüsterungen hinter dem Vorhang her. Soll ich den Vorhang lüften? Ich denke, man macht es lieber wie Hamlet, sticht aufs Gerathewohl hinein mit dem Ruf: „Tod einer Ratte!“

Ich muß immer von Neuem darüber staunen, wie sehr es meinen Gegnern an Kenntniß der Schule, ihrer Ansprüche und vor Allem an Kenntniß der Jugend mangelt. Als ich Lewinnecks Brochure las, summten mir beständig die Verse unseres Meisters Wilhelm Busch um die Ohren: „Dieses aber ist, so zu sagen, Taubenmist.“ Er stellt allen Ernstes die Forderung: „Man schließe jeden Schüler vom weiteren Besuch der Höheren Schule aus, der nicht nach einem Jahr den Anschluß an die höhere Klasse erreicht hat, mit Ausnahmen natürlich, zum Beispiel: in Krankheitfällen. Man gehe mit rücksichtloser Strenge vor.“ Kein Wort ist zu hart, diesen Vorschlag gebührend zu brandmarken. Die Schule würde dann vollends zum Zuchthaus werden; die Schülerselbstmorde sich vervielfachen. Lewinneck ist eben noch echt spießbürgerlich von der unfehlbaren Trefflichkeit unserer Schulen und Lehrer durchdrungen. Er weiß nicht, daß es gerade die stärksten und besten Geister sind, die sich eine solche Gängelung nicht bieten lassen. Er meint noch immer, daß die Schulen der wahre Maßstab für Intelligenz seien. Kennt offenbar nicht die Vorträge vom Geheimen Hofrath Ostwald in Leipzig über die Mißerfolge, die unsere Schule

Google

an den hervorragendsten Bahnbrechern unserer Naturwissenschaft zu verzeichnen hat. Ich empfehle ihm auch die Lecture meines im Berliner Tageblatt erschienenen Aufsatzes „Ueber die Werthung des Talentes“ oder über den berühmten verstorbenen münchener Philologen und Paläographen Professor Ludwig Traube, der in Unterprima eines Gymnasiums sitzen blieb, dabei aber nach Zeugniß seines Direktors unter etwa viertausend Abiturienten mit einem Zweiten das größte philologische Ingenium war. Ich will nicht verrathen, wie oft mein Bruder Cornelius hacken blieb, wie oft ich selbst, bin aber weit davon entfernt, unsere Intelligenz tiefer einzuschätzen als die jener Lehrer, die uns damals sitzen ließen. Die Mehrzahl von ihnen gehörte zu den geistig Armen, denen der Herr das Himmelreich versprochen hat, und keiner hat es annähernd zu einer geistigen Produktivität gebracht wie mein Bruder Cornelius, der kraft seines gesunden, eingeborenen künstlerischen Instinktes die geist- und witzlose Abrichtung in der Grammatikerschule einfach ablehnte. Auch der sonst so kluge Leo Berg forderte strenge Schulen, damit nicht jeder Esel Anspruch auf Staatsanstellung mache. Ja, war denn der verehrte Herr der Meinung, daß das bisher herrschende Schulsystem die Esel von der Staatsanstellung ausschließe? Hat der gescheite Mann den Wahn auch mit ins Grab genommen, daß das Abiturienten-Examen oder die Titel der Referendare, Assessoren, Doktoren und Geheimräthe einen geistigen Hochstand garantiren? Man muß die Menschen nicht für Das nehmen, für was sie sich ausgeben. Unsere Schulen sind mehr und mehr eine Heimstätte für geistiges Mittelmaß geworden; am Besten gedeihen in ihnen die indifferenten, stumpfen Geister, die kein starkes Eigenleben haben. Sie nehmen ihr Futter aus jeder Schüssel und gedeihen bei jeder Kost. Stellt man sie dann auf eigene Füße, so wissen sie nicht, was sie mit sich anfangen sollen; in dieser Verlegenheit wird der Mensch bekanntlich Jurist, falls der Vater dazu Geld genug hat, im anderen Fall Philologe oder Theologe. Wenn nach Lewinnecks Vorschlag alle die Schüler abgestoßen würden, die einmal im Schulleben das Klassenziel nicht erreichen, so würde Das vielleicht das allersicherste Mittel sein, die Oberklassen von dem störenden Elemente der Genialität zu säubern. Man sollte dann die Schulen aber auch ehrlich als Beamten- oder Kanzlistenschulen bezeichnen und schon bei der Aufnahme den Eltern sagen, daß sie ihre Kinder nicht in freie Bildungstätten, sondern in Erziehungskasernen geben, wo ihnen das geistige Wachsthum (vielleicht etwa auch das körperliche?) zur bitteren Pflicht gemacht werde.

Ein Zweites, das ich meinen Gegnern vorzuwerfen habe, ist die Unkenntniß der Schülerpsyche. Lewinneck und Andere glauben, besser als ich zu wissen, was jene armen Schüler in den Tod trieb. Wenn sie nur über reichere Erfahrung als ich verfügen wollten! Sie nehmen mit Unrecht an, daß der Selbstmord in der Regel die Folge von Verzärtelung und moralischer Schwäche

Google

sei, und machen mir den Vorwurf, daß ich diesen „widerstandlosen Treibhauspflänzchen“ noch das Wort rede. Das ist Alles verkehrt. Ich sage mit Goethe: „Ein Jeder muß sich wehren, wie er kann, vom Knaben auf, so wird zuletzt ein Mann.“ Denn (auch Das ist ein Goethewort) „Leben heißt sich wehren“. Ich habe nicht zum Spaß meine „Erziehung zur Mannhaftigkeit“ geschrieben und habe mein Lebtag den Kindern in Schule und Haus gesagt: „Jungens, laßt Euch kein Unrecht gefallen!“ Und danach habe ich selbst mein Leben lang gehandelt. Ich bin (meine Gegner machen mich noch zum Renommisten) niemals einem Feind ausgewichen, weder mit der Waffe noch mit der Feder oder dem Wort. Aber ich habe tausendfach an den Schülern und an meinem eigenen Lebensgang erfahren müssen, daß in unserem gesegneten Deutschland der Muth dem Menschen gar nichts nützt. Wir haben es ja in unseren staatlichen Institutionen immer nur mit unsichtbaren Mächten, mit Paragraphen, Satzungen, Verfügungen zu thun, nie mit persönlichen Gegnern, denen man ins Auge sehen und mit denen man seine Kräfte messen könnte. Ich bin aus meinem Dienst hinausgedrängt worden und habe nie einen persönlichen Feind zu sehen bekommen. Alle behaupteten, mir wohlzuwollen, und strecken mir die Freundschaftpratze entgegen. Greift man nach Gegnern, so greift man in die Luft. Und gerade so geht es unseren Schülern: vor Menschen fürchten sie sich nicht; sie fürchten sich nicht einmal vor dem Tode. Wenn ein Krieg ausbricht, da will Keiner im Schulzimmer zurückbleiben. Vor die Wahl gestellt, ob sie gegen Turkos und Zuaven anlaufen wollten, die Düppelerschanzen und die Höhen von Spichern stürmen oder lieber in Unterprima zurückbleiben, griechische, lateinische und mathematische Prüfungarbeiten schreiben, war ihr Entschluß schnell gefaßt; die angeblich willensschwachen, verzärtelten Knaben würden, wenn es ihnen frei stände, ihrem Lehrer eine Forderung auf dreimaligen Kugelwechsel zustellen, wenn sie sich dadurch den Aufstieg in höhere Klassen erkämpfen könnten. Ich kenne persönlich junge Selbstmörder und weiß von ihnen aus Briefen, Das heißt: von jungen Leuten, die als Schüler vereitelte Selbstmordversuche gemacht haben. Ich kenne die seelischen Leiden und den ganzen geistigen Zustand der verzweifelten jungen Leuten deshalb so gut, weil einige lange Zeit meine Schüler waren, andere sich mir in ausführlichen Briefen über die Motive ihrer That ausgesprochen haben. Die Impulse sind mannichfach. Bret Harte sagt sehr richtig: „An der Jugend ist nichts berechenbar außer ihrer Unberechenbarkeit.“ Das gilt vor Allem für die Zeit der Pubertät. Deshalb bedürfte die Jugend viel größerer Körper- und Nervenpflege, damit sie solchen seelischen Krisen gewachsen sei. „Aber wo bleiben da die kleinen Verba auf mi, sehr verehrter Herr Kollege?“ Ich muß, um meinen Worten Ueberzeugungskraft zu geben, einige Indiskretionen begehen. Ein Student schrieb mir in diesem Sommer: „Ich sollte durch Nichtversetzung nach Oberprima zum Abgang von

Google

der Schule gezwungen werden, und zwar der Mathematik wegen. Als ich mein Schicksal erfuhr, bestürmte ich meinen Vater zum letzten Male, mich frei zu geben. Ich wollte mir mein Leben nach eigenem Wunsch und Willen bauen. Als alle Vorstellungen vergeblich waren, stürzte ich mich in jähem Impuls auf die Waffe!“ Und nun der Beweis, daß dieser junge Mann, der damals gerettet wurde, kein Schwächling ist; er schreibt: „Hoffentlich wird ein Mensch aus mir, der, mitten im Lebenskampf stehend, seine Kräfte regen muß auf Tod und Leben. Ich liebe den Kampf um des erhofften Friedens willen. Jedenfalls werde ich alle meine Kräfte daran setzen, um, sei es vom Katheder aus oder als Schriftsteller, künftigen Generationen gleiche Schulleiden zu ersparen. Ihnen wollte ich durch diese Mittheilung, durch meinen Aufschrei gegen Schulsklaverei neue Rechtfertigung für Ihren Lebenskampf geben.“

Immer wieder muß ich die nichtige Frage hören: Was würde aus so schwächlichen Naturen werden, wenn sie am Leben blieben? Ich weiß es nicht in der Mehrzahl der Fälle, weiß es so wenig wie sonst irgendein Mensch. In den vereinzelten Fällen aber, die eine Antwort zulassen, spricht sie zu meinen Gunsten. Ein kleiner Schüler von mir, Offizierssohn, zart und schwächlich, von dem Vater viel zu streng auf die Schule verpflichtet, obgleich ich, als Klassenlehrer, immer zu Nachsicht und Geduld rieth, konnte nur im letzten Moment vom Todessprung aus dem Fenster gerettet werden. Nach etwa zwanzig Jahren traf ich den Vater wieder. Meine erste Frage: „Nun, und Ihr Herr Sohn?“ „Prächtiger Mann geworden, höherer Beamter, verheirathet, schon einen reizenden Jungen!“ Neulich stellte sich mir ein Greis vor, der als junger Schüler Selbstmord versucht hatte; er war auch nicht der Meinung, daß er durch seinen Selbstmordversuch den Beweis moralischer Schwäche geliefert habe. Dieser hatte mit der Schule gar nichts zu thun, entstand nur aus der völligen Unfähigkeit eines Dreizehnjährigen, die Bedeutung der gefürchteten Strafe und den Werth des Lebens richtig gegen einander abzuschätzen. Auch Schiller stand als junger Mensch vor der Frage: Sein oder Nichtsein; und die Lebenswage schwankte in seiner Hand; war er deshalb ein Schwächling, das Produkt verweichlichter Erziehung? Soll man wirklich die Eisenbartmethode ernst nehmen, daß man solchen „sentimentalen Jünglingen“ getrost die Pistole in der Hand lassen dürfe; an jungen Leuten, die zum Selbstmord fähig wären, verlöre die Welt nichts?

Ich möchte wissen, wie viele Schülerselbstmorde vorkommen müßten, ehe die Erkenntniß allgemein wird, daß unsere Schulerziehung reformbedürftig ist. Dr. med. Georg Liebe erzählt in seinem schönen Aufsatz „Ueber Unterricht im Freien“, daß er und seine Mitschüler in der Haft des Gymnasiums mit Selbstmordgedanken gespielt haben. Prediger Dr. Mauritz erzählte mir, zwei seiner Klassenschüler hätten sich das Leben genommen und Das sei ihm und den Anderen erklärlich und wohlberechtigt erschienen. Es ist also nicht wahr,

Google

wie schon diese zwei Beispiele lehren, daß Schulkonflikte und Schülerselbstmorde erst eine moderne Krankheit seien, daß wir Väter und Großväter den Zwang der Schule freudiger getragen haben.

Auch die Eltern haben Schuld. Das weiß ich so gut wie jeder Andere und habe es nie verschwiegen oder geleugnet. Habe oft genug darunter gelitten. Da war eine Mutter, die, am Krankenbett ihres Säuglings, sich im Gebet verpflichtet hatte, den Knaben, wenn er errettet würde, Prediger werden zu lassen. Er wurde gerettet und durch seinen rührenden Fleiß, frommen Eifer und seine mangelnde Befähigung für ein wisser:schaftliches Studium ein wahres Herzeleid seiner Lehrer. Ich weiß vor Allem aus vielfacher ärgerlicher Erfahrung, daß Kanzleiräthe und andere Subalternbeamte, die es vom Unteroffizier bis zum Bureaudienst gebracht haben, und deren Gattinnen, mit ihrem ehrenwerthen, als Dienstmädchen beginnenden und als Frau Geheime Rechnungrath schließenden Lebenslauf, nichts heißer ersehnen, als ihren Sohn in die höhere Beamtenkarriere aufrücken zu sehen. Wer sein Lebtag unter der Anmaßung alter und selbst junger höherer Beamter gelitten hat und trotz tüchtiger Fachkenntniß, trotz gewissenhafter Amtsführung nie über den Zustand eines höheren Bureauschreibers hinausgekommen ist, Der verzichtet auf die Cigarre und auf sein Glas Bier, um nur ja sein Kind vor gleichem Los zu bewahren. Wer in Deutschland nicht studirt hat, nicht aktiv war in irgendeinem Corps, nicht mit so und so vielen Papieren und Beziehungen aufwarten kann, Der gilt nicht für voll. Ueberall, bei allen Behörden, sogar schon in Kaufmannsgeschäften sind zur Aufnahme Zeugnisse der oberen Mittelschulklassen erforderlich. Man rühmt mit lautem Mund den starken Bildungtrieb des deutschen Volkes und im selben Athemzug macht man billige Witze über den irrig geleiteten Ehrgeiz der braven Mutter, die ihren Sohn einfach Schuster werden lassen solle, wenn es mit der Juristen- oder Offizierslaufbahn nicht geht. Handwerk habe ja goldenen Boden. Ja, frage ich, geben denn die Herren Gymnasialprofessoren selbst solchen bethörten Eltern das gute Beispiel? Kämpfen nicht auch sie verzweifelt mit ihrem unfähigen Sohn um die Berechtigungscheine? Ist nicht Allen der schöne Roman bekannt, wo der Gymnasialprofessor nur durch den Heldentod seines Sohnes über das Schicksal getröstet werden kann, daß er, für das Gymnasium unfähig, ein Realgymnasium, eine sogenannte Idiotenanstalt, besuchen mußte? Und wie oft trifft man wohl einen ehrbaren Handwerker an der Festtafel des Gymnasialdirektors? Habe ich nicht Recht, wenn ich behaupte, daß unsere Schule erst den Standesdünkel züchtet und durch das unsälige Berechtigungwesen großzieht, dann aber über die Bemühungen spottet, diese Standesschranken zu übersteigen? In England und Amerika giebt es deshalb keine Schülerselbstmorde, weil es dort keine Einjährigenprüfung und keine solche Hochachtung vor den Schulzeugnissen giebt.

Google

Dort schaut man sich den ganzen Menschen an und pfeift auf seine papers. Ein Sitzenbleiben der Schüler, in Deutschland eine Familienkatastrophe, ist in England nichts. Ich war Zeuge eines Zwiegespräches, in dem sich Folgendes abspielte. Der Vater stellte mir über Tisch seinen halberwachsenen Sohn mit der Bemerkung vor, daß er in einem Monat die Schule verlassen werde. Darauf der Sohn: Nein, Vater, ich bleibe noch ein halbes Jahr länger auf der Schule!" „O why, me dear?" „Ich dachte, es ist besser, wenn ich noch ein Halbjahr bleibe." „O! All right." Schluß. So behandelt man Dergleichen in England. Bei uns rauft sich die Mutter die grauen Haare, der Vater knurrt einen Monat lang und der Sohn überlegt sich, ob er ins Wasser springen oder Cyankali nehmen soll.

Und nun kommen die Besonnenen und stellen das Thema der Doktordissertation: Wer ist schuld? Vor Allem müssen natürlich Erhebungen gemacht werden. Natürlich; daß wir auch daran nicht gedacht haben! Gewissenhafte, amtliche Erhebungen: und dann wird sich natürlich herausstellen, daß die Schule keine Schuld trifft, die Eltern aber schwer mit dem Vorwurf zu belasten sind.

Die besten Schriftsteller der Gegenwart sind gegen unsere vom falschen Geist und falschen Ehrgeiz geleiteten Schulen aufgezogen. Ihnen zur Seite kämpfen die Aerzte und Schulhygieniker. Der Kampf gegen den Gedächtnißkram in den Schulen nimmt immer größere Dimensionen an, weil wissenschaftlich festgestellt ist, daß durch eine falsche Belastung des jugendlichen Gehirnes geistige und seelische Störungen entstehen müssen. Kennen denn jene Schultyrannen und ihre auf Kosten der Jugend so forschen Bundesgenossen die Stellung des berühmten Psychiaters August Forel zur geistigen Arbeit unserer Schüler? Ich gebe einige Sätze aus seiner Schrift „Die Hirnhygiene der Schüler" (Wien 1908) wieder, weil dadurch das ganze windige Gerede meiner Gegner widerlegt wird. Er schreibt: „Die Schule gleicht vielfach einem kleinen Zuchthaus oder einer Strafanstalt für Kinder. Statt die Kinder anzuziehen, thut man Alles, um sie davon abzustoßen: Prügelstrafe, Strafe, Strafe, Strafe und immer wieder Strafe. Dazu Pensa, Hausaufgaben und oft religiöser Glaubenszwang. Verbote umgeben den Aufenthalt in diesem Kinderzuchthaus. Das und Das darf man nicht. Hier und dort darf man nicht gehen. Dieses und Jenes darf man nicht sagen! Lauter Negationen der Lebensfreude und der Freiheit."

Wenn Forels Zeugniß nicht genügt, so studire man die von dem bekannten Pastor Steudel in Bremen unter dem Titel „Arzt und Schulbetrieb" herausgegebene Brochure, in der sich viele Aerzte, darunter auch Geheimrath Cramer in Göttingen und der Vorsitzende des Deutschen Vereins für Schulgesundheitpflege, Professor Griesbach, auch heute noch eine geistige Ueberbürdung unserer Schüler behaupten und deshalb Kürzung der Arbeitzeit verlangen.

Google

Man nehme Das nicht allzu leicht, denn gerade Griesbach wird von allen Sachverständigen als Autorität auf diesem Gebiet anerkannt. Dr. Ernst Kraepelin, Spezialforscher auf dem Gebiet der geistigen Ermüdungerscheinungen, Verfasser der Schriften: Geistige Arbeit, Zur Hygiene der Arbeit, Zur Ueberbürdungfrage, Die Arbeitkurve, nennt den Professor Griesbach auf diesem Gebiet die größte Autorität und behauptet in Uebereinstimmung mit ihm, daß „kein Schulknabe und selbst kein Erwachsener ohne Gefahr für seine Gesundheit tagein, tagaus geistig so lange zu arbeiten im Stane dist, wie es der heutige Höhere Unterricht bei strenger Durchführung erheischt.“ Steudel theilt auch das abschließende Urtheil seines Gewährsmannes, das dahin lautet: „So viel steht fest, daß ein derartiger Unterrichtsplan nicht von den Grundsätzen einer geistigen Hygiene durchdrungen und nur dann durchzuführen ist, wenn die Schüler von ihrem unveräußerlichen Naturrecht der Unaufmerksamkeit den ausgiebigsten Gebrauch machen.“ Beruft man sich aber darauf, daß doch so Manche die Schule durchlaufen, ohne an ihrer Gesundheit Schaden zu leiden, so erwidert Kraepelin: „Die Schule ist keine Versuchsanstalt für Kraftproben darüber, wie viel ein widerstandfähiger Knabe unter Umständen ertragen kann; sie hat auch schwerlich die Aufgabe, in bitterem Kampf mit Hochdruck die möglichst vollkommene Ausbildung jener kleinen Hilfsmittel zu erzielen, welche dem findigen Schüler zur passiven Abwehr des Arbeitzwanges zu Gebote stehen.“ „Wenn in der höchsten Schulbehörde unseres größten deutschen Staates noch so wenig Verständniß für die Grundbedingungen geistigen und körperlichen Gedeihens unserer Jugend herrscht (wie Kraepelin nachweist), wird man sich schwerlich vertrauensvoll dahin bescheiden dürfen, daß in der Schulerziehung unserer Kinder längst Alles aufs Beste bestellt sei.“ (Steudel.)

Nimmt man dazu noch die Populäre Psychiatrie, die Dr. Schäfer jüngst veröffentlicht hat (Würzburg, Stubers Verlag) und den vom Dr. Hennig in der „Umschau“ geführten Nachweis, daß die von uns geforderte Schulreform immer stärkeren Zuwachs an Kampfgenossen findet, so braucht man sich über die laienhaften Ausführungen des Herrn Artur Lewinneck nicht zu beunruhigen. Sie werden den nothwendigen Fortschritt nicht aufhalten.

Herr Artur Lewinneck ist mir vielleicht noch dankbar, daß ich ihn in die „Zukunft“ und damit in die deutsche Literatur gebracht habe. Meine Absicht war so freundlich nicht: ich wollte ihm seinen Namen festnageln, wie der Bauer eine Fledermaus an sein Scheunenthor anschlägt. Ich sage es ihm „im Brustton der Ueberzeugung“, daß ich mit Seinesgleichen nichts zu schaffen habe. Der Kreuzzeitung aber und allen amtlichen Anzeigeblättern meinen herzlichsten Glückwunsch zu diesem Retter und Kampfgenossen.

Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Google

Die Entdeckung.

Berlin, den 23. Januar 1909.

Praeludium.

Nach Bonapartes und Moreaus Siegen bei Marengo und Hohenlinden wurde, am neunten Februar 1801, der Friede von Lunéville geschlossen. Das morsche Deutsche Reich verlor das linke Rheinufer, drei Millionen Menschen und sechzigtausend Quadratkilometer Landes, und den in ihrer Territorialmacht geschmälerten Fürsten wurde, wie schon drei Jahre vorher im Frieden von Campo Formio, vom Sieger Entschädigung zugesagt. Die regensburger Reichsdeputation wird die Ansprüche prüfen und Jedem geben, was ihm gebührt. Von Rechtes wegen? Nein. Die franko-russische Interessengemeinschaft kann nicht wünschen, daß einer der deutschen Großstaaten Beträchtliches gewinne; kanns durch schlaue Nutzung der austro-preußischen Eifersucht leicht hindern und in Südwestdeutschland sich ein den Großen unbequemes Staatenbündel schaffen. Im Hauptschluß vom fünfundzwanzigsten Februar 1803 fügen die Regensburger sich dem Wunsch der Imperatoren aus West und Ost. Deutschlands Volk fühlt die Schmach nicht; ahnt nicht, daß Kleinmuth und Eigennutz der Fürsten den letzten Pfeiler der Kaisermacht, die des Reiches Einheit repräsentirt, lockern muß; trägt die Schande fremder Bevormundung wie ein unabwendbares Geschick und rührt sich nicht einmal, als die Franzosen Hannover besetzen und von deutschem Boden den Herzog von Enghien nach Vincennes schleppen. Viele Fürsten und Häupter Freier Städte jauchzen dem Eroberer zu, den der Wille des von solchem Glanz geblendeten Gallievolkes zum Kaiser krönt. Karl Friedrich von Baden schreibt an ihn: „Eure Majestät können das Gefühl ergebener Bewunderung und

Google

Dankbarkeit, das mich an Sie kettet, zu gut, um an der tiefen Freude zweifeln zu können, die ich bei der Nachricht empfand, daß Eure Majestät mit der Macht bekleidet worden ist, die den Wünschen und der Würde einer so großen Nation, zugleich aber auch dem Genie, dem Ruhm, den gewaltigen Eigenschaften entspricht. Mein aufrichtiger Glückwunsch soll eine neue Huldigung sein, die Wiederholung der ehrlichen Wünsche, die ich für die Erhaltung Ihres unersetzlichen Lebens hege. Eure Majestät wollen mir gestatten, in vollem Vertrauen stets auf ein gnädiges Wohlwollen und auf die Gewährung Ihres mächtigen Schutzes in allen Angelegenheiten meines Hauses zu zählen. In Bewunderung und tiefster Ehrfurcht bin ich Eurer Majestät sehr ergebener Karl Friedrich Kurfürst von Baden." In dem Brief, den badische Prinzen zur Krönung nach Paris mitbringen, nennt Karl Friedrich sich gar den très humble et très devoué serviteur des Franzosenkaisers. Der Landgraf von Hessen-Rothenburg schreibt: „Das französische Volk hat soeben eins der schönsten Denkmale nationaler Liebe und Dankbarkeit errichtet, als es Eurer Majestät Titel und Würde des erblichen Kaiserthumes verlieh. Diese Würde scheint geschaffen für Den, der in seinen Thaten und in seinem Genie so sehr dem ersten der Caesaren ähnelt. Längst bewundert Europa die großen Eigenschaften Dessen, der dem Erdtheil den Frieden gebracht und sich im Tempel des Ruhmes einen der schönsten Plätze gesichert hat. In den Beifall spendenden Jubelruf Europas mischt sich auch meine Stimme, um Eurer Majestät Glückwunsch und Huldigung darzubringen. Eure Kaiserliche Majestät wolle darin das Empfinden eines Hauses erkennen, das mit ehrfurchtvoller Treue an Frankreich hängt, weil dieses Landes Großmuth ihm Schutz und Rechtsbürgschaft gewährt hat. Ich wage, Beides von der Seelengröße Eurer Majestät auch ferner noch zu erwarten. Meine Dankbarkeit wird Ihrem Ruhm zu ähneln trachten; sie wird ohnegleichen sein und in meinen Enkeln fortleben. In tiefster Ehrfurcht bin ich Eurer Kaiserlichen Majestät sehr geringer und ganz gehorsamer Diener Emanuel Landgraf von Hessen-Rothenburg." Der Fürst von Hohenzollern-Hechingen fleht den Himmel an, das glanzvolle, für alle Nachbarn und besonders für die deutschen Staaten kostbare Leben des Kaisers zu verlängern. Joachim von Fürstenberg bittet um gnädigen Schutz und spricht seine Freude über die Kürung aus, die den Frieden Europas und die ungestörte Geltung der deutschen Verfassung sichere. Die Fürsten von Leiningen und von Isenburg schwelgen in Tönen ähnlicher Inbrunst. Die Fürstin-Regentin von Oettingen-Spielberg stammelt: „In diesem großen Ereigniß segnet Deutschland die Erhaltung und Vollendung des Zustandes, den ihm die

Google

mächtige Hand Euer Majestät statt der Kriegsgräuel beschert hat. Ich wage, auf den Stufen Ihres Thrones den Ausdruck der Genugthuung und Freude darüber niederzulegen, daß der Held des Jahrhunderts mit der Macht bekleidet ward, die ihm Einfluß auf das Schicksal meiner Söhne sichert. Wenn, wie ich innig wünsche, die Dauer Ihres Lebens der Ihres Ruhmes gleicht, werden noch meine Enkel in begeisterter Dankbarkeit sich des von Eurer Majestät uns huldvoll gewährten mächtigen Schutzes freuen." Lakaien, die der Fremdling für den Nachtstuhldienst miethete? Nein: deutsche Fürsten; acht Jahre nach dem Tod Fritzens von Preußens. Leider sprechen deutsche Bürger nicht anders. Im Namen der Freien und Hansa-Stadt Bremen wimmert der präsidirende Bürgermeister Heinrich Lampe: „Eurer Majestät war vorbehalten, in einem weiten, von den furchtbaren Stößen der Zwietracht und Anarchie erschütterten Gebiet Ruhe und Ordnung zu schaffen. Seit Jahrhunderten sind wir den Interessen Frankreichs verbunden und die neusten Ereignisse haben dieses Band noch enger geknüpft. So sind wir gewöhnt, das Glück Eurer Majestät als einen Zuwachs zu unserem anzusehen. Eure Kaiserliche Majestät kann sich also vorstellen, wie groß unsere Freude ist, da nun das mit so reichem Lorber geschmückte Diadem auf der erhabenen Stirn glänzt. Möge der Allmächtige das Leben Eurer Majestät mit eben solchem Glück segnen, wie es auf Eurer Majestät Mühen auf die Franzosen und auf die Staaten, die Ihren Schutz erbaten, herabgeträuft ist. Mögen die Tage Eurer Majestät, die das Szepter in so fester Hand halten werden wie die Wage der Gerechtigkeit, so lange währen, wie Alle wünschen, denen das Glück der Völker, die Zufriedenheit der Mitlebenden und das Gedeihen künftiger Geschlechter wahrhaft am Herzen liegt. Wir, die unterwürfigsten Diener Eurer Majestät, bitten, uns und unserer Stadt auch ferner die hohe Güte zu erhalten, die uns bisher gewährt war." Unsterblichen Ruhm, schreiben die Lübecker, habe der Kaiser zu wohlthätiger Wirkung gebracht. Wunderbar, jauchzen die Nürnberger, einzig in der Geschichte und tröstlich für den Freund der Menschlichkeit ist der Ausblick auf eine Zeit allgemeinen Friedens. Und die Augsburger kreischen: „Einstimmig preist Europa das große Herz und den weiten Blick Eurer Kaiserlichen Majestät, deren Handeln überall die glänzende Spur eines erhabenen und wohlthätigen Genies erkennen läßt. Wie dürfte die Freie Reichsstadt Augsburg, die im Verlaufe weniger Jahre so viele Beweise der Huld und des Wohlwollens empfangen hat, die Gelegenheit versäumen, Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät die Huldigung tiefer Verehrung darzubringen? Unsere heißesten Wünsche vereinen sich zu der Bitte, das unschätzbare Gut des mächtigen Schutzes der

Google

Stadt Augsburg in allen Fährlichkeiten zu ihrem Heil zu erhalten." Darf man darüber staunen, daß der Empfänger solcher Briefe noch auf Sankt Helena sprach, die Pamphletisten, die seinen Ruhm anzunagen versuchten, würden auf Granit beißen, denn seine vom Sonnenglanz umleuchteten Thaten zeugten im Wandel der Zeit für ihn und Millionen europäischer Menschen trauerten um ihn, als um Einen, der einer Menschheit zum Wohlthäter ward?

Ein Halbjahrhundert nach dem Frieden von Luneville. Nicht ein Franzosenkaiser wird jetzt vom deutschen Empfinden vergottet, sondern ein Reussenzar. Nikolai Pawlowitsch gilt als der Held des Jahrhunderts und Germaniens entmanntes Volk wirft sich vor ihm in den Staub. Darf Manteuffel Minister bleiben, trotzdem er dem Zaren nicht gefällt und sogar seine Frau am Hof der Königin schlecht behandelt wird? Theodor von Bernhardi schreibt in sein Tagebuch: „Der neue Bürgermeister von Hirschberg besucht mich; ein eleganter und parfumirter junger Mann in hellen Handschuhen. Bürgermeister werden zwar von den Städten gewählt, von der Regirung aber bestätigt, re vera also von der Regirung ernannt. Diesem jungen Mann sieht man auf den ersten Blick an, daß er gebildet ist wie Jemand, der eine deutsche Universität mit Ernst besucht hat. Aber welche Ansichten! ‚Rußland verhält sich zu Deutschland wie Makedonien zu Griechenland; deutsche Bildung wird und muß in Rußland herrschend werden. Dagegen wird Deutschland aufhören, als Staat fortzubestehen; Rußland wird die thatsächliche Herrschaft in dem alterschwachen Deutschland erlangen, aber die deutsche Nationalität in ihrer für die allgemeine Weltbildung maßgebenden Literatur fortleben. Rußland ist das Reich Saturns. Da herrscht die größte Ordnung, die allgemeinste Glückseligkeit, in allen Ständen begeisterte Liebe für das Kaiserhaus; da sind Volk und Regirung einig. Von dort her muß das Heil der Welt kommen.' Sah es so in den Kreisen der Höchstgebildeten aus, so war nicht zu verwundern, daß der Kultus des russischen Zarthumes in den tieferen Stockwerken der Gesellschaft die thörichtesten Formen annahm." Der „Bote aus dem Riesengebirge" bringt ein Gedicht, in dem Nikolai als der größte Mann der Erde gefeiert wird, „als einziger Mann in dieser Zeit der Memmen, die Sinn nur hat für Weiber, Geld und Schlemmen"; erbärmliche Pygmäen neiden Dir, o Kaiser, den Ruhm „und huldigend liegt Dir die Welt zu Füßen, Dich, Herr und Kaiser, jubelnd zu begrüßen". Nach Nikolais Tod wirds noch schlimmer. „Die Kreuzzeitung ist mit schwarzem Rand erschienen, als sie den Tod des Zaren zu melden hatte! So ganz unverhohlen feiert sie in diesem Kaiser ihren eigentlichen Herrn! Der Regirungs-Präsident Graf Zedlitz hat, als die Nachricht eintraf, von seiner Frau verlangt,

Google

sie solle Trauer anlegen, noch ehe die Vorschrift der Hoftrauer da war. Pastor Krummacher hat am Begräbnißtag in Potsdam über den Text gepredigt: Der Kaiser ist tot. Der Kaiser! Der Kaiser par excellence! Welcher Preuße müßte dabei nicht schamroth werden! Gerlach sagt in der Kammer, der Tod des Kaisers Nikolaus habe in ganz Preußen gewirkt, als ob ein Vater gestorben wäre. Gardeoffiziere und Aristokratie treiben einen förmlichen Kaiserkultus. Man trägt Trauermedaillen mit dem Bildniß des Kaisers an einem schwarzen Band. Die Herren Gardeoffiziere tragen sie an der Uhr, die Damen an den Armbändern. Der Kaiser tout court ist in diesen Kreisen immer der Kaiser von Rußland. In den Militärkreisen überall Kaiserkultus und kein Ende. Man kann nicht genug über die Verblendung der Gardelieutenants staunen. Der Nikolaus, für den sie schwärmen, ist ein ganz imaginäres Wesen, das nie und nirgends existirt hat; der wirkliche Kaiser sah ihm nicht entfernt ähnlich. In dem pommerschen Armeecorps sind so ziemlich alle Offiziere kreuzritterlich und russisch gesinnt und behelfen sich in Ermangelung von Ideen mit gewissen Schlagworten: ‚Ich höre lieber die russische Nationalhymne als die Marseillaise‘; und mit ähnlichen. Wir sollten uns von Rechtes wegen wohl Beides verbitten und bei ‚Heil Dir im Siegerkranz‘ stehen bleiben.“ So grollt Bernhardi. Und berichtet, nach einem Gespräch mit dem Oberst Etzel: „Der Anblick hier ist entmuthigend. Kein Mensch weiß, was werden soll. Beunruhigend ist namentlich die schlaffe Muthlosigkeit, die man bei den vernünftigeren unserer Staatsmänner findet. Während alle Verständigen verzweifelt sind, weil Preußen beseitigt, unbedeutend, in die politische Rumpelkammer gestellt ist, glaubt der König, der Schiedsrichter von Europa zu sein, glaubt er, Alles buhle um seine Gunst und alle Mächte legten die Entscheidung der weltgeschichtlichen Fragen in seine Hand.“ Auf seinen ersten Berather hört Friedrich Wilhelm der Vierte kaum noch. Als ihm erzählt wird, Manteuffel billige irgendeine königliche Verfügung nicht, rufter: „Ach was: Manteuffel ist mein Schuhputzer!“ Manteuffel kennt diesen Ausspruch, weiß, daß er eigentlich gehen müßte, meint aber, als treuer Diener dürfe er in kritischer Zeit seinen Herrn nicht verlassen. So profitabler Trost hat der Schwachheit noch nie gefehlt.

Nach den Franzosen und den Russen kamen die Briten dran. Jahre lang hatte namentlich Süddeutschland Alles, was nach Freiheit schmeckte oder roch, über den Rhein importirt. Das war nach dem Staatsstreich Louis Napoleons nicht mehr so bequem: und der Blick deutschen Sehnens mühte sich deshalb, durch den Kanalnebel in das Land zu dringen, wo schon Montesquieu das Ideal des Tacitus, die Arbeitgemeinschaft von Monarchie, Aristokratie

Google

und Demokratie, verwirklicht fand. Dahlmann, Macaulay, Vincke, Gneist wurden gelesen und unter dem Eindruck solcher Lecture wuchs die Ehrfurcht vor der „unvergleichlichen Erbweisheit“ der Briten. Church and crown sind dort dem Volksbewußtsein Palladien: und dennoch ist des Gewissens Regung frei und die Krone selbst dem Gesetz unterthan. Die Macht des Adels ist gesichert: und dennoch dem kleinsten Mann auf der Straße sein Recht verbürgt. Ist Britanien deutscher Bewunderung nicht würdiger als Frankreich, dem wir den Präfektendruck, die politische Unselbständigkeit der Beamten, die gefährlichen Künste der Verfassunginterpretation, das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft und ähnliche Danaergaben danken? Mit fast neidischer Bewunderung mußte gerade der deutsche Beamte nach England hinüberschauen. Geheime Personalakten, in denen auch grundloser Zorn eines Vorgesetzten sich ungestraft austoben darf, sind da nicht zu fürchten; die Freiheit des politischen Glaubensbekenntnisses ist gewahrt, durch eifernde Willfährigkeit auf der Ehrenleiter eine höhere Sprosse nicht zu erreichen und die Absetzung nur möglich, wenn die triftigsten Gründe dafür sprechen. Willkürliche Entlassung eines Briefträgers kann im Parlament zu den heftigsten Debatten führen, sagt Treitschke; und fügt (schon 1857) hinzu: „In Preußen bringt jede Kammerwahl sämmtliche Verwaltungbeamte, bis zum Ofenheizer der untersten Behörde herab, ja, wohl gar die Handwerker, deren Schild das Prädikat „Hof“ schmückt, in den ernstesten Konflikt zwischen ihrer politischen Ueberzeugung und den Interessen ihrer Subsistenz.“ England über Alles: wurde die Losung des deutschen Liberalismus, der doch nicht einsah, daß die Freiheit und Kraft des britischen Staatslebens sich auf deutscher Erde nur wiederholen konnte, wenn die politische Leistung des Bürgers (an Zeit, Geld, wachsamem Patriotismus) der des Inselrömers ähnlich wurde. Gneist selbst, ein unverdächtig Liberaler, hatte in seinem Werk über Englands Verfassung und Verwaltung gesagt, Deutschland habe „die weiteste geistige Entwickelung, die gesundesten gesellschaftlichen Verhältnisse, die dem Gemeinwesen wohlthätigste Vertheilung des Vermögens, die in einem Großstaat Europas vorkommt“. Die Magna Charta Britaniens blieb auch danach das Ziel der Sehnsucht. Die Frage, ob England von deutschem Nationalempfinden Dank verdiene, wurde, weil dieses Empfinden in seiner Schüchternheit kaum zum Wort kam, gar nicht erst gestellt. In der Zeit des Dreißigjährigen Krieges hat ein Britenkönig die Verwirrung gemehrt, die Sache des Protestantismus gefährdet und den kontinentalen Händeln dann kühl den Rücken gekehrt. Daß Deutschland im Rastatter Frieden nicht den Elsaß bekam, war das Werk englischer Staatskunst, die zuerst zwar die Rück-

Google

gabe der Stadt Straßburg als Mindestleistung forderte, dann aber dem Frankreich des Sonnenkönigs sich gefällig zeigen und auf Deutschlands Kosten ihren Besitzstand sichern wollte. Seit die Briten das in Frankreich eroberte Land (zu ihrem Heil, wie Macaulay beweist) verloren hatten, war auf beiden Seiten des Aermels die Stimmung unfreundlich und Lord Stanhope konnte sein Versprechen, den Landsleuten die Franzosenfeindschaft abzugewöhnen, nur einlösen, wenn der Abt und Staatsrath Dubois ihn nicht mit leeren Händen vor die Welthändlernation treten ließ. Und wer Neufundland und die Antilleninsel Saint Christopher haben wollte, durfte den Parisern nicht auch noch den Elsaß abfordern. Die vor den Sturmtagen des Siebenjährigen Krieges gesammelten Erfahrungen faßte Fritz von Preußen in den Satz, den er, als seine bündige Kritik englischer Diplomaten, in einem Brief an Karl von Braunschweig aussprach: „Diese Leute wollen, daß ich Frankreich an die Luft setze und mich an dem Ruhm sättige, ihr Hannoverland gerettet zu haben, das mich gar nicht angeht; entweder wollen sie mich gröblich dupiren oder sie sind lächerlich eitle Narren." Hundert Jahre später schrieb ein König von Preußen, seine Mahnung sei in London „wie das Gebell eines Hündchens" überhört worden. Inzwischen hatte England das Deutsche Reich noch einmal um das Recht auf Elsaß-Lothringen geprellt. Die Rückgabe wäre erreichbar gewesen, wenn Wellington nicht, ehe die verbündeten Monarchen noch in Paris eingezogen waren, Ludwig den Achtzehnten unter dem Schutz englischer Bayonnettes in die Tuilerien gebracht hätte. Dem befreundeten König konnten die Vorkämpfer der Legitimität am ersten Tag nach der Heimkehr nicht eine Landzerstückung zumuthen, die seine Macht entwurzeln mußte. In der Instruktion, die Talleyrand sich vom König für den Wiener Kongreß geben ließ, wurden die Großmächte vor Preußens Ehrgeiz („den dieser Monarchie ihre körperliche Gestaltung fast zur Pflicht macht") eindringlich gewarnt und Beschlüsse empfohlen, die Preußens Besitzstand uud Einfluß schmälern sollten. Der kluge Franzose setzte seinen Willen auch durch: Preußen erhielt Mainz nicht, von Sachsen nur einen Theil und wurde auf der niederländischen Seite ungünstig abgegrenzt Warum? Weil Castlereagh, der dem Fürsten Hardenberg vorher die energischste Unterstützung zugesagt hatte, in dem Augenblick, wo Friedrich Wilhelm sich nicht in eine den Russen feindliche Politik hetzen lassen will, sein Wort bricht und Frankreich und Oesterreich, den Gegnern preußischer Macht, ein Bündniß vorschlägt. Ein Halbjahrhundert danach ereifern sich britische Staatsmänner für Dänemarks Integrität („Wir dürfen nicht dulden, daß Kiel ein deutscher Kriegshafen wird") und gegen den böh-

Google

mischen Krieg, der Preußens Prestige erhöhen könnte. Noch 1870 hat England, trotzdem Carlyle laut für die Gerechtigkeit des deutschen Kampfes zeugte, Frankreich begünstigt und der Franzosenflotte sogar gestattet, im Bereich britischen Hoheitrechtes einen deutschen Kauffahrer aufzubringen. Auf dem Weg nach Afrika stießen wir bei jedem Schritt auf den Leun. Für solche Leistung hätte ein anderes Volk nicht den Zoll der Bewunderung gezahlt. Deutschlands hats gethan; und meinte, auf die Objektivität seines Urtheiles stolz sein zu dürfen.

Jetzt freilich hat der Wind sich gedreht. Wird viel zu oft bei uns unfreundlich über England gesprochen. Weil es in seiner Politik bessere Geschäfte macht als das Deutsche Reich und weil wir den Verantwortlichen erlauben, die Erträglosigkeit ihres Mühens mit dem Hinweis auf die skrupellose Verschmitztheit der Rivalen zu rechtfertigen. (Eine seltsame Sitte. „Die Konkurrenz ist höllisch schlau und sperrt uns alle Wege“ : der Leiter einer Aktiengesellschaft, der sich mit solchem Wort von schlechtem Geschäftsabschluß zu entschuldigen versuchte, würde von höhnendem Gelächter aus der Rednerreihe und bald wahrscheinlich von seinem Posten gejagt.) Das ist weder nützlich noch nobel. Wir haben keinen Grund, sentimentalisch im eitlen Bewußtsein anglo-deutscher Stammverwandtschaft und Waffenbrüderschaft zu schwelgen und zu wähnen, Blüchers Tagesbefehl aus dem Pachthof La Belle Alliance habe wirklich „ein von der Natur schon gebotenes Bündniß“ besiegelt. Dem Genie dieses kräftigen, herrisch stolzen Volkes aber, seinem unbeirrbaren Instinkt, der Fähigkeit, das für ein Weltreich Nothwendige zu erkennen und zu erringen, dürfen wir auch im Aerger die Anerkennung nicht weigern. Muß der Pendel unseres Empfindens denn immer in zu weitem Bogen ausschlagen? Thöricht ist, dem Briten als Schuld anzurechnen, daß er nur an das Wohl seines Reiches denkt; thöricht, ihn zu schelten, weil er um jeden erschwinglichen Preis profitable Geschäfte abzuschließen trachtet. Nur keinen Rückfall in die Vasallensitte dunkler Tage! Nur, gerade jetzt, ruhige Würde! Die Bosheit blinzelt über die Grenze. Wenn deutsche Menschen morgen auch von fern nur den Schwachgemuthen ähneln, die aus verzücktem Auge auf Bonaparte und Nikolai, Palmerston und Gladstone starrten, wird Germania übermorgen zum Kinderspott.

Eduard der Siebente kommt endlich nach Berlin; zum ersten Mal als Gekrönter. Kommt mit seiner Königin. Weil er, ohne die Pflicht zur Höflichkeit grob zu verletzen, den Gegenbesuch nicht länger aufschieben kann. Weil manche an seinem Geschäft konsortial Betheilige finden, im anglo-deutschen Verkehr sei die Spannung allzu straff geworden. Und weil der Kluge nicht hoffen darf, je in hellerem Glanz kommen zu können. Fast täglich wird im Vereinigten Königreich über die Unvermeidlichkeit des gegen Deutschland zu

Google

führenden Krieges und über die Abwehr deutscher Invasion geredet. Die Rüstungarbeit wird beschleunigt, ein Landheer (nicht zum Schutz der englischen Küste) geschaffen, die Landung in Jütland strategisch, in anderen Theilen Skandinaviens politisch vorbereitet. Ein deutscher Generaloberst, der fünfzehn Jahre lang auf Moltkes Platze saß und dessen Artikel vom Deutschen Kaiser seinen Generalen empfohlen wird, nennt Britanien laut „einen unversöhnlichen Feind, dessen Haß sich durch Versicherungen aufrichtiger Freundschaft und herzlicher Sympathie nicht mildern läßt". Ebenerst hatte die Herrn Hale gewährte Interview erkennen gelehrt, wie Wilhelm über England und dessen König denke. Das genirt Vickys Sohn nicht. Just in dieser Zeit will er nach Berlin. „Paßt auf, wie sie sich der Ankündung freuen, mit welcher Herzlichkeit mich empfangen werden. Ich bin der Freund Rußlands und der Vereinigten Staaten, Japans und Chinas, der musulmanischen, slavischen, lateinischen, nordgermanischen Völker. Und mein Neffe hat lange keinen ganz großen Herrn zu Besuch gehabt." So mag er gesprochen haben; hat er sicher gedacht. Er ist willkommen. (Obs ein Deutscher Kaiser, der so gegen England gehandelt hätte, in London wäre?) Jede höfische Ehrenbezeugung sei ihm gegönnt. (Man sollte ihn, den militärische Schauspiele langweilen, mit deutschen Großindustriellen und Großkaufleuten zusammenbringen, ihm nicht eine Prunkoper oder gar das widrige Assyrerballet, sondern einen lustigen Schwank vorführen und jedes Tages Hälfte zur Belehrung oder Ergötzung nach eigener Wahl frei lassen.) Kein rohes Wort darf ihn kränken. Wollen die Vertreter des aufrechten Bürgerthumes wieder neben wiehernden Pferdeköpfen auf winterlicher Straße den Mund zur Huldigung aufthun: mögen sie. Nur: nicht allzu viel Eifer. Keine Hymnen und kein Gewinsel um Englands Freundschaft. Was Brauch und Anstand heischt; nicht mehr. Die Stunde ist ernst und wir müssen uns hüten, Europas Lachlust zu reizen. In manchen Praeludien ward dem Besuch schon zu hohe Bedeutung gegeben; nach der Weise des uhlandischen Frühlingsglaubens: „Nun muß sich Alles wenden."

Noch sieht es draußen nicht lenzlich aus; und die Welt wird uns nicht, wie dem Schwabensänger, schöner mit jedem Tag. Im zwanzigsten Regirungjahr Wilhelms des Zweiten sollte über den Werth von Monarchenbesuchen nirgends noch ein Zweifel möglich sein. Erfahrene halten auch früher keinen. Als Bismarck in Biarritz war, sagte ihm Louis Napoleon, er warte nur auf die Gelegenheit, Preußen, dessen Interesse dem Frankreichs so nah wie keines anderen Großstaates sei, den Beweis freundschaftlicher und thätiger Sympathie zu liefern; gegen die Angliederung der Herzogthümer habe er nichts einzuwenden. Nach Königgraetz und Nikolsburg hieß es dann: Revanche pour

Google

Sadowa! Trotzdem sah Alles ungemein friedlich und freundschaftlich aus, als König Wilhelm und Bismarck, Kaiser Alexander und Gortschakow im Juni 1867 zur Weltausstellung nach Paris kamen. Die Monarchen betheuerten die Absicht, mit aller verfügbaren Kraft für die Erhaltung des Friedens zu wirken. Der preußische Ministerpräsident erklärte im Gespräch mit Rouher, er denke nicht daran, den Eintritt der Südstaaten in den Norddeutschen Bund zu erlangen. Und der russische Reichskanzler verbürgte sich bei Moustier dafür, daß Bismarck nicht nach der Einigung der deutschen Stämme strebe. Schon ein paar Wochen danach mußte Preußen französische Anmaßung (in der Sache der Herzogthümer) abweisen und Bismarck von Varzin aus eine Cirkularnote verschicken, in der die Sätze zu lesen waren: „Wir sind entschiedene Gegner einer Kriegspolitik; wir sehen keinen Vortheil, den wir jetzt daraus ziehen könnten. Aber nichts würde uns bestimmen, die Größe des Vaterlandes niedrigen Besorgnissen und auswärtigen Erwägungen unterzuordnen.“ Noch einmal gab Frankreich nach, weil es merkte, daß sich das deutsche Nationalgefühl nicht unter fremde Vormundschaft ducken werde; doch die erste Gewitterwolke stand schon an Europens Himmel. Seit rüstige Monarchen so viel reisen, werden ihre Besuche nur von Windmachern noch zu Ereignissen aufgebauscht. Welche Enttäuschung hat Onkel Eduard uns in einem Lustrum beschert! 1904: Kiel. Die Leibcompagnie des Ersten Garderegiments wird von Potsdam nach Holtenau geschickt, um an der Schleuße dem hohen Gast Honneur zu machen. Regatta, Galatafel, Illumination sämmtlicher Kriegsschiffe, Salut, herzlicher Abschied. An Bord der „Hohenzollern“ sprach Wilhelm: „Begrüßt sind Eure Majestät worden durch den Donner der Geschütze der deutschen Flotte, welche erfreut ist, ihren Ehrenadmiral zu sehen. Sie ist die jüngste Schöpfung unter den Flotten der Welt und ein Ausdruck der wiedererstarkenden Seegeltung des durch den verewigten Großen Kaiser neugeschaffenen Deutschen Reiches. Bestimmt zum Schutz seines Handels und seiner Gebiete, dient sie, eben so wie das deutsche Heer, der Aufrechterhaltung des Friedens, den das Deutsche Reich seit über dreißig Jahren gehalten und Europa mit erhalten hat. Einem Jeden ist bekannt durch Eurer Majestät Worte und Wirken, daß Eurer Majestät ganzes Streben auf eben dieses Ziel gerichtet ist: die Erhaltung des Friedens. In unauslöschlicher Erinnerung an die in Osborne gemeinsam verlebten unvergeßlichen Stunden am Sterbebett der großen Beherrscherin des jetzt von Eurer Majestät regirten Weltreiches leere ich mein Glas auf das Wohl Eurer Majestät.“ Eduard hatte geantwortet: „Mich freut ganz besonders, daß es mir möglich war, in einer Jahreszeit, in der ich gewöhnlich in der Heimath am Meisten in Anspruch genommen bin, Eure Majestät zu besuchen. Der Segelsport, an dem ich mich seit langen Jahren betheilige, übt

Google

eine starke Anziehung und ich wollte mich mit eigenen Augen überzeugen, daß Eure Majestät diesem Sport auch in Deutschland schon viele Liebhaber zu gewinnen vermocht haben. Dazu gesellte sich noch der Wunsch, die innigen verwandtschaftlichen Beziehungen, die unsere Häuser seit so langer Zeit verbinden, durch erneuten persönlichen Verkehr wo möglich noch enger zu knüpfen. Eurer Majestät anerkennende Erwähnung meines unablässigen Strebens nach Erhaltung des Friedens hat mich gerührt. Die Gewißheit, daß dieses Ziel auch das Eurer Majestät ist, beglückt mich. Möchten unsere beiden Flaggen bis in die fernsten Zeiten, eben so wie heute, neben einander wehen und Frieden und Wohlfahrt nicht unserer Länder nur, sondern aller Nationen schützen!" Daraus war, so bald nach der Verkündung der entente cordiale, Etwas zu machen. Innigste Freundschaft der Monarchen und Länder. Daß in Kiel nicht Alles glatt gegangen war, erfuhr man erst spät. Wunderte sich aber darüber, daß Eduard zwei Jahre fern blieb; weder zur Silbernen Hochzeit des Kaisers noch zur Hochzeit des Kronprinzen kam. 1906: Onkel und Neffe folgen der Einladung Margaretens von Preußen ins Schloß Friedrichshof. Die Offiziösesten versichern, daß der Verkehr „ungemein herzlich" war und „in zwanglosen, freundschaftlichen Gesprächen auch die großen Fragen der Politik in einem Geist erörtert worden sind, wie es der Festigung des europäischen Friedens nur förderlich sein konnte". 1907: neunstündiger Aufenthalt Eduards in Schloß Wilhelmshöhe. Wieder zwei Tischreden. Der Neffe: „Auf der Fahrt zum Schloß konnten Eure Majestät in den Augen der Bürger von Kassel und ihrer Kinder und später bei unserer Rundfahrt durch unsere schönen Fluren und stillen Wälder in den Gesichtern aller Derer, welche die Ehre haben, Eure Majestät zu sehen, das Gefühl dankbarer Ehrerbietung für diesen Besuch lesen. Ich bitte Eure Majestät um die Erlaubniß, mein Glas erheben zu dürfen auf das Wohl Eurer Majestät, Eurer Majestät erhabener Gemahlin, der Königin, des gesammten großbritanischen Königshauses und Eurer Majestät Volkes." Der Onkel: „Ich freue mich sehr, daß Eure Majestät mich bald in England besuchen werden, und bin überzeugt, nicht nur meine Familie, sondern das ganze englische Volk wird Eure Majestät mit der größten Freude empfangen. Ich trinke auf das Wohl Eurer Majestäten." Offiziöses Geständniß: „Im vorigen Jahr waren König Eduard und Sir Charles Hardinge kühl, zurückhaltend, zugeknöpft; diesmal war Alles anders, freier, freundschaftlicher, herzlicher; man sieht: das Vertrauen ist zurückgekehrt, das Einvernehmen wiederhergestellt." 1908: wieder trifft der Onkel den Neffen (der inzwischen mit seiner Frau in London war) im cronberger Schloß der Prinzessin Margarete; und wieder heißts, sie seien

Google

in herzlichster Freundschaft gesellt gewesen. Ueber Wien kömmt flink aber die Botschaft, Eduard sei mit dem Ertrag der cronberger Gespräche recht unzufrieden und habe gesagt: „Wir bleiben friedlich, müssen aber, um auf jeden Fall vorbereitet zu sein, neue Dreadnoughts und Indomitables bauen.“ Denn Sir Charles Hardinge, der in Friedrichshof eine Verständigung über den Marinestatus angeregt hat, ist unsanft abgewiesen worden. Reval, Casablanca, Daily Telegraph, Hale, Oesterreichs Bedrängung, Schlieffens Artikel. Was nun? Noch sieht es draußen für Deutschland nicht lenzlich aus.

Nur von Ost her weht ein etwas wärmerer Wind. Zwar scheint Oesterreich-Ungarn (wo das Ruhebedürfniß des alten wohl über den Thatendrang des jungen Herrn gesiegt hat) dem Osmanenhunger noch etliche Brocken gewährt zu haben, von denen man bisher nicht wußte. Sandschak, fünfundfünfzig Millionen, Zollerhöhung, Monopole, Handelsvertrag: Das war schon beträchtlich; und soll noch nicht genügen. In den Moscheen der annektirten Provinzen darf für den Khalifen (wie in katholischen Kirchen für den Papst) gebetet werden; die Geistlichen bleiben dem Scheich ul Islam unterstellt; und alle Mohammedaner können wählen, ob sie unter Oesterreichs Hut im alten Glauben ungehindert verharren oder in die Türkei auswandern wollen. So gering, wie Aehrenthal hoffte, sind die Kosten der Annexion nicht geworden. Immerhin: sie ist Ereigniß; und selbst die Millionenzahlung hat eine gute Seite. Wenn die Magyaren Bosnien fordern, kann der beiden Reichshälften gemeinsame Minister sie fragen, ob sie bereit seien, die fünfundfünfzig Millionen auf ihr Budget zu übernehmen. Dann wird sich die Gier vielleicht kühlen. Und die Rechte der Balkangroßmacht werden dem Haus Habsburg-Lothringen von keinem Starken mehr bestritten. An Gloria fehlts; doch ists den gegen Oesterreich und Deutschland koalirten Mächte nicht besser gegangen. Sie wollten, daß die Konferenz im austro-türkischen Streit das Recht spreche: und diese Konferenz wird nun (wenn man den unnützlichen Plan nicht etwa noch fallen läßt) nur noch die Funktion des Grundbuchrichters haben, der den Besitzwechsel einträgt. Sie wollten Einzelverhandlungen hindern und die Unbequemen öffentlich abstrafen: und die Türkei hat sich zu Sonderverständigungen entschlossen. Bleibt die von den Serben Peters und Nikitas drohende Gefahr, die nicht der Rede werth wäre, wenn sie nicht auf den Beistand der slavischen Brüder rechnen dürfte. Einstweilen aber ist in Rußland der nüchterne Stolypin stärker als der eitle Iswolskij; das Gespenst des Balkanbundes geht nicht mehr um; und König Peter wird im Verkehr mit der Hofburg allgemach wieder höflich. Der Bluff, der in Marokko allzu wirksam war, hat im Osmanenreich versagt. Rußland, das die neue Anleihe mit britischer Hilfe endlich unters Dach gebracht

Google

hat, darf sich ohne ernste Gefährdung der Dynastie und der Reichseinheit nicht von den Kerntruppen entblößen. Frankreich darf die achtzehn Milliarden, die es in die zwischen dem Weißen und dem Schwarzen Meer liegenden Länder verliehen hat, nicht unabsehbarem Kriegsschrecken aussetzen. Beide wollten ihre Heere nicht zu einem Feldzug gegen Oesterreich und Deutschland mobil machen. Und die serbische Sozietät war den Engländern doch nicht sicher genug.

Trotz Alledem schließt unser Orientgeschäft schlecht ab. In der Rede des Großwesirs wurde das Deutsche Reich nicht erwähnt; um so lauter der mit England erneute Freundschaftbund gepriesen. Die Türkei gehört fürs Erste wieder zur britischen Einflußsphäre. Jeder Versuch, diesen Thatbestand zu verdunkeln, brächte nur neue Enttäuschung. Die londoner Staatskunst hat nie klüger operiert als in diesem Herbst muslimischer Renaissance. Möglich, daß auch sie den Erfolg der Jungtürken nicht viel früher ahnte als Herr von Marschall; gewiß ist leider, daß sie sich dem veränderten Zustand schneller anzupassen vermochte. Und ihr zuzutrauen, daß sie die Beziehungen der Enwer Bey und Niazi zu albanischen Politikern kannte, die das Ohr des Sultans hatten. Warum mußten wir uns Griechen und Armenier völlig entfremden, ihnen fast noch unfreundlichere Mienen zeigen als die Leute des Sultans selbst? Warum versuchten wir nicht längst leise, die Jungtürken von England wegzulocken und ihnen die Zuversicht zu schaffen, daß eine drohende Reaktion nicht nur auf britischen Widerstand stoßen würde? Warum war in den Tagen der heftigsten Krisis nicht nur der Botschafter selbst (den Herr von Kiderlen wohl ersetzen konnte), sondern auch das wichtigste Personal, der Erste Rath und die Hauptdragomanen, auf Urlaub? Weil Herr von Marschall nicht Lust hatte, seinem Vertreter das Leben leicht zu machen? Die beschleunigte Rückkehr des Botschafters, hieß es dann offiziös, hätte den Verdacht erregt, Deutschland wolle das alte Regime in der Noth stützen. Schlimm genug, wenn die Haltung deutscher Diplomatie solchen Verdacht gefördert hatte; daß er grundlos geworden sei, konnte der Staatsmann, den der Schlesierconcern für das Kanzleramt kandidirt, am ersten Tag nach seiner Rückkehr den im Yildiz Ueberlebenden und den Komiteeleitern beweisen. Durchschnittsdienstboten sagt man nach, daß sie immer nur einen Gedanken im Kopf haben, nur eine Weisung aufnehmen und nicht einmal mit dem Staubwischer weiterarbeiten können, wenn ihnen ein Auftrag, der doch erst später auszuführen wäre, ins Ohr dringt. Sind auch Diplomaten die assoziirenden Centren manchmal verstopft? Als in Konstantinopel die nationale Jugend siegte, dachte man in der Wilhelmstraße offenbar nur daran, daß der revaler Plan unausführbar, die anglo-russische Verständigung, die man „ganz unnatürlich“ gefunden hatte, gegen-

Google

standlos geworden sei. Rieb die Hände und vergaß Zweierlei: daß sichs in Reval nicht nur um Makedonien, um die Abwehr der Sandschakbahndrohung handelte und daß die neue Machtvertheilung unsere einzige Trumpfkarte, die das Bildniß des edlen Abdul Hamid trug, entwerthen mußte. Ehrsame Zurückhaltung und unzweideutige Neutralität mag man dieser Politik nachrühmen: schlau und rentabel war sie nicht. Als wir wieder nüchtern wurden, saß England behaglich im Fett. War England, das mit zäher Emsigkeit Jahrzehnte lang an der Schwächung und mählichen Zerstückung der Türkei gearbeitet hatte, der Hort und Helfer der Osmanen geworden. Geliebt wurden wir von den Türken nie; trotz all den „glänzenden Empfängen", die Wilhelms Herz labten. Die paar Offiziere, die in die Schule des deutschen Heeres gegangen waren, hockten irgendwo in entlegenen Nestern; denn unser Freund, der Großherr, ließ europäisch gefirnißte Diener nicht gern in oder bei der Hauptstadt. In Marokko und am Sinai hatte sich gezeigt, daß Deutschland, wenn sich der Himmel über dem Islam umzog, nicht leicht zu finden war. Was nützt ein Freund, ein Protektor, der sich jeder Fährniß, jeder unbequemen Pflicht sogar entzieht? Deutschland hat der Türkei nichts weggenommen, aber auch nichts für sie gethan: das Schlagwort war geprägt. Und die Stärkung der Türkenwirthschaft? Da, wurde geraunt, ahmt Deutschland der Hexe nach, die das Kindlein nudelt, ehe sie es schlachtet. Seht Ihr nicht, wie sein Botschafter schwitzt, um den Schienenstrang der Bagdadbahn zu verlängern und einträgliche Konzessionen zu erlangen? Und meint Ihr wirklich, weil die Türkei so weit von Deutschland entfernt ist, sei aus ihr, wie Fürst Bülow gesagt hat, von den Blonden nichts Werthvolles heimzuholen? Weshalb ziehen die Deutschen dann übers Meer und plagen sich in Dar-es-Salaam und Kiautschou? Nie hat ein Orientale geglaubt, daß wir um Gottes willen, weil wir nun einmal Idealisten sind, der Türkei zu besserlohnender Wirthschaft helfen möchten; nie wirds einer glauben. (Eben so wenig wie ein Brite, daß unsere Flotte nur den Handel und die Kolonien schützen solle.) Rußland, Frankreich, England, sprach der Türke im Kreis der Seinen, haben auch nichts Gutes mit uns vor; Deutschland aber hat sich als unseren Busenfreund vermummt und mästet uns, um später was Gutes schmausen zu können. Falsch oder richtig: dieser Glaube hat gewirkt. Als Eduard dann selbst telegraphirte (er thuts viel seltener als sein Neffe und seine Depeschen werden drum höher eingeschätzt) und auf seinen Besuch hoffen ließ, als England Geld anbot und Schutz versprach, war es rasch der Liebling des Volkes, konnte in die Verwaltung der Marine und der Zölle dreinreden, die nach Wien, Sofia, Belgrad zu sendenden Noten diktiren und

Google

für den Tag der Ernte Alles hübsch still vorbereiten. Beinahe ist's schon ein Protektorat; und wenn Britania erst so weit ist, streckt sie den Polypenarm aus.

Ihre Strategie und Taktik war überall zu erkennen. Die Schonung Bulgariens und die Einschüchterung Oesterreichs, das Serbengebrüll und der Boykott: Alles von England bestellte Arbeit; bestellte und bezahlte. Wenn Deutschlands Einfluß im Türkengebiet abgedämmt wird (schon hören wir ja, daß wir, trotz der Bagdadbahn, dort keine „vitalen Interessen" haben), war das Geld gut angelegt. Und da wir mit Demokratien und regirenden Parlamenten nicht umzugehen wissen, als Kryptoabsolutisten verschrien sind und einen Botschafter haben, der für die Praxis orientalischen Lebens untauglich ist, weder Menschen zu finden noch mit ihnen zu plaudern vermag und dem früh und spät nur die Berichterstattungpflicht vorschwebt, kann das Ziel rasch erreicht werden. Wohin fliegt der nächste Pfeil? Noch ist der Köcher nicht leer. Nicht nur um die Türkei wird da gekämpft. Auch in Indien und Egypten leben muslimanische Nationalisten, die England gewinnen muß, wenn es die Wurzel seiner Kraft nicht verdorren lassen will. Die wissen jetzt, wer in der Schicksalsstunde für den Islam das Beste gethan hat. Die Hindugährung und der Panislamismus sind nicht mehr so gefährlich wie noch in den cronberger Tagen. Die Beziehungen zu Rußland aber fester, als selbst in Reval zu hoffen war. Trotz der verlängerten Meerengensperre. Vielleicht entstehen in Persien (das fürs Erste wohl das für den Staatspathologen lehrreichste Land werden wird) neue Schwierigkeiten, wenn Sir Edward Grey die liberalen Knicker nicht dazu bringt, den Russen einen ordentlichen Happen zu gönnen. Einstweilen ist die Bilanz ohne Schleier recht stattlich. Und der Deutsche ein Tropf, wenn er sich einreden läßt, er könne in der Welt Mohammeds bald wieder im Glanze stolziren. Das Schlimmste, eine weithin sichtbare Demüthigung Oesterreichs, ist vermieden worden. Die Rechnung, in der die Hauptposten die Türkenfreundschaft und die Möglichkeit gemeinsamer Aktion gegen britischen Uebermuth waren, hat aber ein nicht zu verklebendes Loch.

Eduard kann kommen. Der Ton sicherer Ruhe, der aus der londoner Presse herüberklingt, zeigt, daß man drüben nicht vor Enttäuschung bangt. An den Versuch, Deutschland einzukreisen und zu isoliren, ist natürlich nie gedacht worden; immer nur an die Erhaltung friedlichen Gleichgewichtes. „Die überragende Stellung, die Bismarck dem Deutschen Reich verschafft hat, ist dahin. Jetzt aber wird es von keiner Seite bedroht." (Daily Chronicle.) „Der deutsche Argwohn gegen England ist eben so unbegründet wie die Vermuthung mancher Briten, das Deutsche Reich wolle die Vormachtstellung, die es seit zwanzig Jahren verloren hat, zurückerobern." (Daily News.) Die Stim-

Google

men der Konservativen klingen nicht sanfter. Eduard kann kommen. Muß. Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée. Die Franzosen, denen dieses Proverbe gehört, sind schon ein Bischen ungeduldig geworden und Herr Tardieu hat ein paar bittere Worte über den Aermel gerufen. Rechts weiß man nicht, wohin die Reise geht, links nicht, wer Clemenceau ablösen wird. Der europäische Orient war das für die Westmächte schwierigste Manövrirgelände; mit völlig verschiedenen Interessen sollten sie für eine gemeinsame Sache fechten. Daher war nicht viel Ruhm zu holen. Jetzt wirds wieder bequemer. Am Ende bringt der erfahrene Acquisiteur aus Berlin Einträgliches mit. Dort, wisperts aus den Ecken, ist man nicht so ruhig wie in London; weil man nicht ahnt, was der King will, ob er den suggestiblen Neffen umzustimmen, dessen jungen Pessimismus zu nützen trachtet und ob der Kaiser ihm wieder des Herzens Schrein öffnen wird. Dabei thut man, als habe sich in Deutschland nichts geändert und den Zustand, der Franzosen und Briten behagte, der Hall des Wortgeplänkels in der Adventzeit kaum berührt. „Ein Mißverständniß von kurzer Dauer: in Parlament und Presse sagens die Berufenen ja selbst." Und schaden durch solches Reden dem Reich, in dessen Dienst sie gemiethet sind. Glaubt ihnen nicht! Euer Reisender kommt in ein Deutschland, das er noch nicht sah. Der Kaiser wird zu ihm über Staatsgeschäfte kein Wort sprechen, dessen Tragweite nicht vorher mit dem verantwortlichen Berather ernsthaft erwogen ward. Das hat er der Nation versprochen; und die Nation fordert pünktliche Einlösung. Dann wird sie prüfen, ob der Beschluß in die Richtung ihres Willens paßt. Guirlanden und Komplimente kann der liebe Onkel getrost zu Haus lassen; in der Kammer, wo die Requisiten für Komoedienbesuche gespeichert sind. Wir haben ihn an der Arbeit gesehen und wissen, was von ihm zu erwarten ist. Sind nicht so kindisch, von dem Engländer, der, als Sohn Alberts und als Boudoirprinz, sein Angelsachsenthum wie ein Diadem tragen mußte, die Wahrnehmung deutscher Interessen zu verlangen. Er treibt, wie die Pflicht ihm gebietet, englische Politik und hat gegen Deutschland gerüstet und Freunde geworben, weil er annehmen mußte, Deutschland bedräue die Seeherrschaft und die islamische Stellung Britaniens. Ehe diesen Grundfragen nicht eine beiden Ländern genügende Antwort gefunden ist, wird zwischen England und dem Deutschen Reich nicht Friede. Auch nach den schönsten Reden nicht. Spart sie uns! Wir sind des alten, nutzlosen Spieles müde und müßten uns schämen, wenn es wieder anfinge. Eduard kommt nicht als arbiter mundi, nicht als Lehnsherr zu einem Vasallen. Ob er zürnt oder lächelt: wir sind so stark wie er sammt seinen Konsorten. Höflich wollen wir ihn grüßen; doch die Würde deutschen Wesens wahren. Und ihm nicht vorlügen, daß Alldeutschland ihn ehrfürchtig liebt.

Google

Päpstin Johanna.

Vor einigen Jahren erschien in Zeitlers Verlag in Leipzig eine Uebersetzung aus dem Neugriechischen, betitelt: „Päpstin Johanna, eine Studie aus dem Mittelalter von Emmanuel Rhoïdis". Die Päpstin Johanna ist bekanntlich eine der meistumstrittenen Persönlichkeiten der Papstgeschichte. Ihre Regirung wird in die Zeit zwischen Leo dem Vierten und Benedikt dem Dritten verlegt, also in die Mitte des neunten Jahrhunderts (855 bis 857); sie soll zwei Jahre, drei Monate und vier Tage regirt haben. Während ihre Existenz bis zur Reformation von keinem Chronikenschreiber bestritten wurde, erklärte sie zur Zeit der Gegenreformation, in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, der Geschichtschreiber Baronius für eine absurde, zu verwerfende Legende. Da aber Baronius von niederen Stufen bis zum Kurienkardinal sich hinaufgeschwungen hatte und dem Papstthum zur Zeit der Gegenreformation Alles daran liegen mußte, einen so bedenklichen Eindringling, wie eine Päpstin war, auszumerzen, so ist das Urtheil des frommen Baronius, trotz dessen hoher Bedeutung als Chronist und kritischer Geschichtforscher, nicht ohne Zweifel hinzunehmen; um so weniger, weil sieben Jahrhunderte vergangen waren, als er Johannas Existenz mit seiner großen Autorität aus der geschichtlichen Welt zu schaffen glaubte.

Der Grieche Rhoïdis schrieb sein Buch schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Da aber Neugriechisch eine nicht geläufige Sprache ist, so blieb das Aufsehen, das es machte, auf die Heimath des Verfassers, Athen, beschränkt und die griechischen Prälaten hüteten sich wohl, den Entrüstungsturm, den sie in den lokalen Blättern anbliesen, in die westlichen Zeitungen zu übertragen. Jetzt aber, nachdem das Buch aus dem Neugriechischen ins Deutsche übersetzt ward, wandert es hier in Rom seit ein paar Jahren unter den Deutschen herum und wird auf seinen Gehalt geprüft. Zunächst muß vom Standpunkt des Wortkünstlers aus gesagt werden, daß es mit sehr viel Geist und satirischem Witz geschrieben ist und daß es einen großen Reichthum an Bildern und Vergleichen enthält. Vom Standpunkt des Historikers aus ist zu konstatiren, daß der Verfasser mit Kenntniß und Gründlichkeit vorgegangen ist und, nach der Masse von Citaten zu schließen, jede Quelle, die nur irgend vorhanden ist, aufgestöbert und benutzt hat. Wie weit nun die Schlüsse und Resultate, die er aus den Quellen zieht, und die Ergänzungen, die er willkürlich vornimmt, dem Thatsächlichen entsprechen, wird noch ans Licht kommen. Natürlich ist des Neugriechen Rhoïdis Nationalität dabei in Anschlag zu bringen, die sich von deutscher gewissenhafter Gründlichkeit gar wesentlich unterscheidet und das Sensationelle keineswegs verschmäht. Immerhin ist es ein Opus, das

Google

so viel Zeitfarbe giebt, wie nur irgend aus dem neunten Jahrhundert, dem dunkelsten von allen, herauszubringen war. Bietet doch selbst Rom in b.l.=nerischer Hinsicht nur ganz abgeblaßte Fresken (in der Unterkirche von San Clemente) und höchst sparsame Mosaiken aus der Zeit, in der die Kultur auf dem niedrigsten Niveau angelangt war, in der barbarische Roheit das Gewöhnliche, Frömmigkeit und Sitte die Ausnahme waren.

Das Buch des Phoïdis setzt sich aus zwei Haupttheilen zusammen: einem polemisch-kritischen, in dem er die Belege für die Existenz der Päpstin Johanna herbeischafft, und einem romanhaften, in dem er die Lebensgeschichte erzählt und mit Ornamenten aus allerlei mittelalterlichen Mönchsgeschichten willkürlich bereichert. Für das große Leserpublikum ist natürlich der zweite Theil der interessantere; er ist mit sehr viel Humor und Phantasie, oft mit beißender Ironie geschrieben; freilich unter Anwendung von starken Pfefferdosen. Aber die Geschichte einer Päpstin ist eben kein Buch für junge Mädchen. Für die Gebildeteren oder gar die Gelehrten ist der Nachweis der Thatsache das Wichtigere und dieser Nachweis nimmt etwa den vierten Theil des Buches in Anspruch.

Phoïdis sagt in der Einleitung: „Bei der Aufzählung der Verfasser von Chroniken, die uns das Gedächtniß Johannas aufbewahrt haben, wird der Leser vielleicht mit Erstaunen sehen, daß die meisten darunter Prälaten oder Mönche sind und daß sie, was noch sonderbarer anmuthet, ihre Schriften Päpsten widmen, welche die Widmung offenkundig gern annehmen, ohne den Heiligen Stuhl für entehrt zu halten, weil ein Weib auf ihm gesessen hatte, während die guten Katholiken die Existenz der Päpstin als eine gemeine, böswillige Erfindung und Verleumdung hinstellen. Dabei vergessen sie aber, daß die Verleumder Ordensmitglieder waren und die Mitra trugen." Phoïdis nimmt zunächst des Hauptwidersachers der Johanna, des Baronius, Chronik, für sich selbst insofern in Anspruch, als er die Charakterisirung des neunten Jahrhunderts ihr entlehnt, einer Zeit, „in der die Wahl der Päpste nicht mehr von Klerikern vollzogen wurde, in der die päpstlichen Verfügungen, die Traditionen und geheiligten Ceremonien vollkommen vernachlässigt, in der viele Pontifices oder Pseudopontifices über Leichen auf den päpstlichen Thron stiegen". Weitere Stellen aus Baronius' Chronik, zum Beispiel: die aus der Periode der drei übermächtigen Frauen am Ende des neunten Jahrhunderts, die acht Päpste hinter einander erwählen ließen, werden angeführt, um die Verruchtheit und Verderbtheit der Zeit festzustellen und um darzuthun, daß Alles möglich war, also auch eine Frau den päpstlichen Tyron besteigen konnte, die „nach dem Zeugniß der Chronikenschreiber dem Heiligen Stuhl die größte Ehre gemacht hat, weil sie weise und fromm regirte". Phoïdis führt dann mehrere andere Frauen an, die als Mönche längere Zeit in Mönchsklöstern gelebt haben und nicht oder doch erst sehr spät erkannt worden sind, insbesondere

Google

in den Zeiten, wo Bartlosigkeit kirchliche Vorschrift war. Von Chronikenschreibern, die die Päpstin Johanna ausführlich erwähnen und ihre Regirungzeit an Leo den Vierten anschließen, wird vor Allen der sehr wichtige Marianus Scotus ins Treffen geführt, der am Ende des neunten Jahrhunderts lebte und den päpstlichen Stuhl bis zur Vergötterung liebte. Da dieses frommen Mannes Zeugniß höchst glaubwürdig sei, habe Baronius die Stelle für „eingeschoben" erklärt, um sie zu entkräften. Dann Siegbert, ein Mönch und geschätzter Chronikenschreiber, der am Ende des neunten Jahrhunderts lebte. Hierauf Otto, Bischof von Freising, Halbbruder Kaiser Konrads des Dritten, in seiner Chronik, die bis 1146 reicht. Dann aus der selben Zeit Gisrid Arthur und Gottfried von Viterbo, die Johannas Regirung zwischen Leo und Benedikt ansetzen und dazu bemerken, diese Frau sei aber unter den Päpsten nicht aufzuzählen. Als Hauptzeuge gilt im dreizehnten Jahrhundert Martinus Polonus, ein Dominikaner, der lange Jahre Beichtvater der Päpste Johanns des Einundzwanzigsten und Nikolaus des Dritten war. Von ihm wird, außer dem schon Angeführten, mitgetheilt, daß Johanna als Kind englischer Eltern in Mainz geboren wurde, daß sie zwei Jahre fünf Monate vier Tage Papst war, während einer Prozession niederkam und starb und daß sie ohne Ehrerweisung direkt an der Stelle, wo sie gestorben war, beerdigt wurde; ferner, daß die späteren Pontifices diesen Platz vermieden und auf einem anderen Weg nach dem Lateran zogen. Martinus Polonus fügt die Mahnung hinzu, diese Frau nicht unter die Päpste zu zählen. Auch diese Stelle eines gänzlich einwandfreien Chronikenschreibers (sagt Phoïdis) wurde später für eingeschoben erklärt. Nachdem Phoïdis durch eine Fülle von Zeugnissen (die wohl nachzuprüfen wären) die Thatsache der Existenz der Päpstin Johanna festgestellt und Baronius widerlegt zu haben annimmt, gründet er darauf ihre Lebensgeschichte.

„Als Freund der Ordnung und der Staatsanwälte", zieht der Neugriecke Phoïdis vor, „nicht, wie die epischen Dichter und Romanschriftsteller, in der Mitte anzufangen, sondern den Gegenstand seiner biographischen Darstellung von der Wiege an vorzunehmen und in chronolgischer Reihenfolge bis zu seinem Ende zu begleiten."

Der ungenannte Vater Johannas soll ein englischer Mönch und Nachkomme der griechischen Glaubensboten gewesen sein, die das erste Kreuz im grünen Irland aufpflanzten. „Ihre Mutter hieß Jutta, war blond und hütete die Gänse eines sächsischen Barons." Der Mönch, der sich und sein Weib redlich von Dem ernährte, was die Gläubigen in seinen Quersack steckten, erhielt eines Tages von seinem Bischof den Befehl, nach Deutschland abzureisen und sich an der Bekehrung der heidnischen Sachsen zu betheiligen. Er zog mit seinem Weib acht Jahre in den Wäldern Westfalens umher, taufend, lehrend, die Beichte hörend und begrabend, wobei er unendliche Leiden aus-

Go gle

stand, aber von der Allerheiligsten Jungfrau immer wieder höchst wunderbar aus den größten Gefahren errettet wurde. Phoïdis bedient sich bei der Wundererzählung der grotesken Ausdrucksweise damaliger Legendenbücher, die er ironisirt. Es ist nicht möglich, ihm hier in seiner derb natürlichen, äußerst satirischen Darstellung zu folgen, die gerade einen Hauptreiz des Buches bildet. Jutta gebar 818 in Ingelheim oder in Mainz ihre Tochter Johanna, die einst den Schlüssel Petri zum Himmel an sich reißen „sollte." Sie wurde „in dem kalten Wasser des Mains" getauft, verlor schon im achten Lebensjahre ihre Mutter und unterstützte sehr früh ihren Vater in seinem apostolischen Beruf. Er lehrte sie Dogmatik, Dämonologie und Anderes, machte sie mit den Werken des Heiligen Augustinus vertraut und ließ sie, als eine Art Wunderkind, die ihr gestellten theologischen Fragen auf offenen Märkten beantworten. Fünf Jahre zog er so mit ihr in der Gegend der Elbe herum und ließ sie in ihrem sechzehnten Lebensjahr als Waise zurück. Phoïdis erzählt nun einen Traum, den seine Heldin hatte und in dem ihr zwei Frauen erschienen. Die erste war die Heilige Ida, die, als Anwaltin der Ehe, sie auf die Freuden der Welt verwies und ihr unter anderen schönen Versprechungen zurief: „Meine einzige Habe waren meine rothen Lippen, durch die ich Reichthum, Ehre und Heiligkeit erworben habe!" Die zweite Frau war die heilige Liobba, die ihr die Freuden des Klosterlebens schilderte, „Freuden, unvermischt mit Schmerzen, Unabhängigkeit statt Sklaverei, einen Aebtissinnenstab statt der Spindel und Jesus statt eines sterblichen Gemahls." (Wie Phoïdis seine Liobba die Freuden des mittelalterlichen Klosterlebens schildern läßt, muß man bei ihm selbst nachlesen.) Johanna wählte Liobba als ihr Vorbild und trat ins Kloster der Heiligen Blithrud in Mosbach ein. Ein sehr naturalistisches Abenteuer mit drei reisenden Missionaren, das sie auf dem Weg dorthin erlebte und aus dem sie nur ihr Gebet zur Madonna und ihre kräftigen Fäuste erretteten, muß auf das Konto von Phoïdis' lebhafter Phantasie gesetzt werden. Die Heilige Blithrud gewann die junge Nonne alsbald wegen ihrer geistlichen Bildung lieb und machte sie zur Kustodin der Klosterbibliothek, die ganze sechsundsechzig Bände umfaßte, einen für diese Zeit märchenhaften Schatz Sie lernte die Heilige Schrift und die Kirchenväter auswendig und führte ein gottseliges Leben. Eines Tages aber stellte ihr die Aebtissin einen achtzehnjährigen Benediktiner vor, der im Auftrag des Priors von Fulda in der Klosterbibliothek die Briefe des Heiligen Paulus mit goldenen Buchstaben auf Pergament abschreiben sollte. Phoïdis stellt dar, wie die beiden jungen Menschenkinder vierzehn Tage lang fleißig mit einander lesen und abschreiben, wie aber am fünfzehnten Tag... „Quel giorno più non vi leggero avanti", sagt Dante. Der junge Priester Frumentius mußte nach Fulda zu seinem Prior zurück und ließ Johanna trostlos im Kloster allein. Beide können die Trennung nicht ertragen. Frumentius

Google

schreibt ihr und bestimmt einen Ort des Zusammentreffens zur Flucht. Sie führen die Flucht aus; Johanna verkleidet sich als Benediktiner-Mönch und findet im Kloster Fulda Aufnahme. Die Lebensweise der Kuttenträger wird nun von dem Verfasser beschrieben. Der uralte Rhabanus läßt seine geistlichen Gedichte durch die beiden erfahrenen Schreibkünstler sorgsam abkonterfeien. Sieben Jahre verbringen die jungen Leute voll Glück und Liebe im Kloster, ohne daß Johanna erkannt wird. Aber unter den Klosterbrüdern war auch ein Asket, der trotz der Entmannung, die er sich freiwillig auferlegt, zur Enthaltsamkeit sich nicht zwingen konnte. Dieser fand eines Abends in einem Höhlenheiligthum das Paar in ungeordneter Toilette eingeschlafen. Er nähert sich Johanna zudringlich, wird aber von dem erwachenden Frumentius weidlich durchgeprügelt und davongejagt. Nach dieser Entdeckung ist jedoch ihres Bleibens nicht mehr im Kloster. Sie fliehen noch in der selben Nacht.

Nach dem Tode Ludwigs des Frommen machten die Streitigkeiten seiner Söhne Deutschland durch Verwüstung fast unbewohnbar. Umsonst klopften die beiden Mönche an die Thüren der unwirthlichen Hütten und Klöster. Johanna unterwarf sich ohne Murren allen Leiden, ertrug Hunger und Kälte und die ärgsten Strapazen. Ein Asyl im Kloster Sankt Gallen war nur von kurzer Dauer, weil ein neugieriger Mönch die Beobachtung machte, daß „Johannas Ohrläppchen durchbohrt seien". Sie durchzogen die Schweiz, gelangten nach Frankreich, fanden freundliche Aufnahme bei Agobard in Lyon und fuhren von da die Rhone herab nach Arles, das im neunten Jahrhundert noch ganz römischen Charakter hatte. Drei Monate erholten sie sich dort in einem sehr „gastfreien" Nonnenkloster. Aber die Eifersucht Johannas trieb sie wieder hinaus. In Toulon nahm ein Sklavenhändler die beiden Mönche mit auf sein Schiff, „um dem Henker bei der Aufrechterhaltung der Ordnung unter den Gefangenen beizustehen". Das Schiff war nach Alexandria bestimmt, hielt aber bei Athen, wo die Mönche ans Land stiegen. Johanna hatte von ihrem Vater, der ja von griechischer Abstammung war, wie auch aus den Heiligen Büchern Griechisch gelernt und eine Vorliebe für die Heimath ihrer Vorfahren geerbt: sie blieben also in Athen. Phoïdis ergeht sich nun in Schilderung der griechischen Zustände, der Landschaft, der Bewohner, des orthodoxen Ritus, der fanatischen Geistlichen, die er in den kräftigsten Farben und mit starker Satire malt. Die Mönche wurden zu einem Festessen bei einem vornehmen Griechen eingeladen, der Johanna die eindringlichsten Fragen über die Eucharistie und Aehnliches vorlegte, die sie mit großer Gelehrsamkeit und doch diplomatisch beantwortete. Athen unter der byzantinischen Herrschaft, der bilderzerstörenden, wird von dem Neugriechen beißend geschildert. Die beiden Benediktiner schließen sich dem Orden der „Unabhängigen" an, gründen sich in Daphni eine Einsiedelei und einen kleinen Haushalt und üben nach Kräften

Google

Gastfreundschaft. Allmählich breitete sich der Ruf von den Kenntnissen, dem Geist und der Schönheit des Bruders Johannes in Stadt und Land Athen aus. Frumentius aber begann, eifersüchtig auf die Fülle der Verehrerinnen und hauptsächlich der Bewunderer zu werden, die von allen Seiten zur Einsiedelei strömten, um Johannes disputiren und predigen zu hören. „Frumentius barg unter seinem starken männlichen Aeußern ein Herz, weicher als Wachs; er war geboren, um zu lieben, wie die Nachtigal, um zu singen, wie der Esel, um hintenauszuschlagen. Wohl war er fähig, zweihundert Kastanien zu verspeisen, ohne das geringste Magendrücken zu verspüren, aber von seiner Geliebten vermochte er weder ein Gähnen noch einen kühlen Blick zu verdauen, und zwar nach sieben Jahren ununterbrochenen Ehelebens!“ Frauen werden aber schließlich einer langweiligen Schmachterei, Melancholie und Eifersucht überdrüssig. Johanna weinte oft über ihren Büchern bei dem Gedanken, daß ihre große theologische Weisheit in diesem Erdenwinkel ungepriesen und ungekannt von der großen Welt bleibe. Da bot sich ein Kapitän an, sie als Schiffsgeistlichen mit nach Italien zu nehmen. Weil sie an dem einsamen Orte Frumentius' Thränen „oder auch seine Fäuste fürchtete“, hielt sie es für barmherziger und zugleich für klüger, ihn heimlich zu verlassen. Sie schläferte ihn zuerst in ihren Armen sanft und tief ein und floh dann auf das Schiff. Phoïdis schildert nun in den glühendsten Farben den tollen Schmerz des armen Verlassenen, läßt ihn aber schließlich in den Armen einer hübschen Ziegenhirtin Trost finden.

Während unser Neugrieche bis hierher den Lebenslauf der Johanna fast nur aus seiner Phantasie schöpft und an Boccaccios „Cento Novelle“ erinnert, behauptet er, von der römischen Periode ab „achtbaren Chronographen“ zu folgen. Zunächst werden die Thaten Leos des Vierten erzählt, der mit seinem Hirtenstab einen furchtbaren Sturm erregt und damit die Schiffe der Sarazenen zerstreut und zerstört hatte Raffael hat diese Episode bekanntlich in den Stanzen des Vatikans verherrlicht. Der Benediktiner Johannes predigt in Rom „mit feurigen Zungen“ dem Volk über die Verderbtheit der Zeit und über die Nothwendigkeit der weltlichen Macht des Papstes. Sein tiefes Wissen, seine gewaltige Beredsamkeit erregen bei den höheren Geistlichen Aufsehen; der Papst wird auf ihn aufmerksam gemacht. Im Kloster des Heiligen Martin hört ihn Leo predigen. Zwei Jahre lehrt der Mönch dort unter größtem Zudrang. „Frumentius war längst vergessen und die ehrgeizige Kuttenträgerin, die ihren Sinn auf höhere Dinge gerichtet hatte, beeilte sich nicht, ihm einen Nachfolger zu geben.“ Sie dichtete Hymnen auf Gott und den Papst, beschäftigte sich mit der Heilkunde und anderen Wissenschaften, sogar mit der Magie, mit der sie die bösen Dämonen, die letzten Ueberbleibsel der alten griechisch-römischen Götter, austrieb. Ihre Gelehrsamkeit, ihr tugendhafter Lebenswandel, den die hohen römischen Damen vergebens zu erschüttern versuchten,

Google

bestimmten schließlich den schon sehr alten Papst, Johannes zu seinem Geheimsekretär zu ernennen. Das Benehmen des Pater Johannes war in dieser Stellung so gescheit und entgegenkommend, seine Uneigennützigkeit so groß, daß er den Neid der Umgebung des Papstes völlig entwaffnete. Während Johanna für alle ihre Freunde sorgte, verlangte sie für sich selbst nichts und lebte in größter Enthaltsamkeit. Papst Leo, der mehr die Eigenschaften eines Herrschers als eines Priesters gezeigt hatte, wurde nach einiger Zeit krank und starb. Auf dem Petersplatz versammelten sich die Kardinäle, die hohe Geistlichkeit, die Gesandten des Kaisers, die Nobili und das ganze Volk, um sich über die Wahl Dessen zu einigen, der künftig den Schlüssel zum Paradies bewahren solle. Ein Konklave gab es damals noch nicht. Die Parteien kämpften mit allen Mitteln gegen einander. Der Pontifex repräsentirte das Volk und war gleichsam sein Tribun: also kam dem Volk die wichtigste Stimme zu. Bestechung war an der Tagesordnung; die übertriebensten Versprechungen zogen beim Volk am Meisten. Nach vierstündigem Wahlkampf wurde Pater Johannes als Johann der Achte auf den päpstlichen Thron gehoben. Doch soll nach damaligen Chronisten der Heilige Petrus seinen Unwillen darüber, daß ein Weib seinen Thron besteige, durch Zeichen und Wunder, wie Erdbeben und Aehnliches, besonders auch durch Heuschreckenschwärme offenbart haben.

Johanna war nach dem Zeugniß sämmtlicher Chronisten anfangs ein guter Papst. Brot und Spiele verlangten schon die alten Römer von ihren Kaisern; das Selbe verlangten auch ihre Nachkommen vom Papste; nur wurden jetzt die Spiele christlich-religiös gefärbt. Papst Johann der Achte unterließ auch in diesem Punkt nichts. Fast zwei Jahre dauerte der ehrgeizige Rausch und die Thätigkeit Johannas, die innerhalb dieser Zeit nicht weniger als vierzehn Bischöfe einsetzte und fünf Kirchen errichtete. Aber als die Dünste des Ehrgeizes sich zu verflüchtigen begannen, erwachte die Weiblichkeit wieder. Die opulente Lebensweise trug das Meiste dazu bei. Johann hatte sich, „der Geschäfte, Unterthanen, Bullen, Bannflüche überdrüssig", nach Ostia zurückgezogen, das heute versandet ist, damals aber noch am Meere lag. „Als einem geistreichen Weib widerstrebte ihr schließlich, zu glauben, daß Gott so viel Gutes in dieser Welt geschaffen habe, damit man es entbehre." Aber sie scheute sich vor dem Skandal und den bösen Zungen, die freilich in späteren Zeiten eine Elisabeth, eine Katharina auf ihren Thronen nicht fürchteten. „Johanna unterließ zunächst nichts, um das Wiederaufleben jugendlicher Gefühle zu unterdrücken, die in dem Busen der Vierzigjährigen sproßten, wie Blumen auf Trümmern." Wenige Augenblicke vor seinem Tode hatte ihr Leo der Vierte seinen Nepoten Florus, einen zwanzigjährigen bildhübschen Jüngling, empfohlen. Johanna hatte den ihr blindlings ergebenen jungen Menschen zu ihrem Geheimen Kammerherrn ernannt. Zur Sicherheit des Papsties mußte der Kammer-

Go gle

herr neben dem Schlafzimmer des Papstes wachen. Die weitere Entwickelung dieses dienstlichen Verhältnisses erzählt Phoibis. Inzwischen war der Sommer längst vorüber und der Heilige Vater machte doch keine Anstalt, von seinem Landsitz Ostia am Meere nach Rom zurückzukehren. Gelage und Spiele und die übrigen Vergnügungen des Mittelalters folgten einander im Palast. Der Pontifex fand sich nicht mehr bei den Frühandachten ein. „Doch eines Tages fiel Johanna der Freudenbecher aus der Hand, bevor sie ihren Durst vollständig gelöscht hatte!" In der Nacht erschien ihr ein Engel, mit einer lodernden Fackel in der rechten und einem Becher in der linken Hand, und sprach mit flammendem Blick: „Johanna, diese Fackel verkündet Dir das ewige Feuer zur Strafe Deiner Sünden, der Becher aber einen frühzeitigen Tod und Schmach auf Erden! Wähle jetzt zwischen Beiden!" Sie ergriff, zurückschaudernd vor der ewigen Strafe, den Becher der Schande und des Todes und leerte ihn.

Während der Pontifex in Rom nun vor den Bewohnern der jenseitigen Welt zitterte, bedrohten zugleich noch nähere Feinde seine Macht. Als die Römer sahen, daß die Sarazenen die Küsten plünderten, ohne zurückgeschlagen zu werden, daß die Räuber in den Vorstädten hausten, daß die Kassen leer und die Kirchen verlassen waren, daß schließlich eine Heuschreckenplage alle Felder verwüstete, fragten sie voll Zorn, warum Seine Heiligkeit die weltlichen und geistlichen Waffen in der Scheide lasse. Die Revolutionäre rückten drohend und schreiend unter die Fenster des Vatikans. Die bleiche und verfallene Gestalt des Pontifex wurde am Fenster sichtbar und verkündete für den nächsten Tag eine große Bittprozession und eine feierliche Exkommunikation der Heuschrecken. Der Papst setzte sich unter Glockengeläut und Weihrauchdämpf wirklich am folgenden Tag mit dem Hirtenstabe in Bewegung, bestieg sein weißes Maulthier: und unter Begleitung von mehr als zwanzigtausend Menschen zog die Prozession am Forum Trajans, am flavischen Amphitheater vorbei und machte auf dem Lateranplatz Halt. Hitze und Staub waren furchtbar und vermehrten das Angstgefühl und Uebelbefinden Johannas in hohem Maße. Als sie den Weihwedel in das Weihwasser tauchen will, fällt sie ohnmächtig vom weißen Maulthier. Sie ist zu früh niedergekommen und wälzt sich halbtot auf dem Boden. Priester und Volk mißhandeln sie. Sie stirbt. Ihr Leichnam wird da begraben, wo sie ihren Geist aufgegeben hat, und auf dem Grabe errichtet man später ein Marmordenkmal, das eine gebärende Frau darstellt und erst auf Befehl des fünften Sixtus, gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts, also zur Zeit des Baronius, in den Tiber geworfen wurde. „Credo, quia absurdum!" könnte man hier mit Recht sagen.

Rom. Dr. Julius von Werther.

Google

Der Prinz.

Johannes Schlaf wünscht, daß ich ein Wörtchen über seinen Prinzen sage. Vorzustellen brauche ich ihn wohl nicht. Die Einen werden den (bei Georg Müller in München erschienenen) Roman selbst, die Anderen wenigstens Rezensionen gelesen haben. Ich habe mich vor den zwei Bänden ein Wenig gefürchtet. Altmodisch, wie ich bin, lese ich Romane nicht zur Mortifikation, sondern zur Erholung, Erquickung und Erheiterung; und halte es auch mit dem Theaterdirektor: „Vor Allem laßt genug geschehen!“ Mit Abstraktionen muß ich mich gar oft bei der Arbeit herumplagen. Hier, meinte ich, laure hinter der Romanfalle ein Philosoph auf seine Beute. Ich erlebte eine angenehme Enttäuschung. Es ist eine wirkliche Geschichte und von der ersten Seite an passirt ziemlich viel darin. Freilich zunächst bloß Knabenerlebnisse; doch wenn man ein Bischen Kinder- und Jugendnarr ist (Dessen braucht man sich ja im Zeitalter des Kindes, das zugleich das Zeitalter der Entwickelungmanie ist, nicht zu schämen), so sieht man gern zu, wie sich in den paar auf die Lectüre verwendeten Stunden ein untüchtig gescholtener Junge zum tüchtigen Manne entwickelt.

Daß das Thema: wie der vom Studirdrang besessene Junge die Hindernisse überwindet, die der allzupraktische Vater aufthürmt, etwas abgedroschen ist, läßt die originelle Behandlung vollständig vergessen. (Das Entgegengesetzte, wie der Rath- oder Sekretärsohn, der am Besten in Wilhelm Meisters pädagogischer Provinz bei den Pferden oder allenfalls in der Schmiedewerkstatt gedeihen würde, vom Despoten „Standesgemäß“ an die Bank der Lateinschule angenagelt wird, behandeln die Novellisten viel zu selten.) Die Enttäuschung war doppelt angenehm, weil dem Helden die Peinigungen erspart werden, denen sadistische Autoren ihre Lieblinge zu unterwerfen pflegen (von einer Romane schreibenden Dame erzählt man, sie habe beim Schreiben über die Qual ihrer Helden und Heldinnen Thränen vergossen; da sie nun eines Tages ganz trostlos gewesen sei, habe ihr Mann sie auf die Schulter geklopft mit den mitleidvoll gesprochenen Worten: „Gieb sie ihm!“); und weil wir in die angenehmste, von einem milden rosarothen Licht überstrahlte Gesellschaft geführt werden. Keine Spur von Lazarethpoesie. (Als Prophet hat Papa Goethe am vierundzwanzigsten September 1827 dieses Wort geprägt; denn Das, was er selbst von der Sorte erlebt hat, war ja nur ein schüchterner Anlauf zu dem Grausigen, das in unseren Tagen gewagt wird.) Lauter hübsche, stramme, tüchtige Jungen beiderlei Geschlechtes, liebenswürdige, hilfbereite Onkel und Tanten, Lehrer, die begabte Schüler gütig fördern und ihnen sogar ein paar Jahre Gymnasium ersparen, alte Damen und Bankiers, die mittellosen jungen Leuten aus der eigenen Tasche reichliche Stipendien zahlen, etliche verunglückte Existenzen in der Gestalt origineller Käuze, der einzige Bösewicht ein äußerlich korrekter,

Google

pikfeiner junger Herr, den anzuschauen weder Grauen noch Ekel erregt; und nun gar der Held: ihn hat sein Erzeuger (ich meine natürlich nicht den Windmüller) mit allen erdenklichen und einigen beinahe undenkbaren leiblichen, seelischen und geistigen Vorzügen ausgestattet. Und keine peinlichen Situationen. (Gott sei Dank! Denn mit solchen plagt uns, wie mit unerfreulichen Gestalten, die schlechte Wirklichkeit gerade genug.)

Aber auch in diesem schönen Palmenhaine wandelt man nicht ganz ungestraft. Man erlebt eine dritte Enttäuschung, die weniger angenehm ist. So um die Mitte herum gerathen wir doch noch in die Philosophie und müssen darin bis ans Ende waten. Anfangs ist die Sache nicht schlimm. Ein Weilchen zuhören, wie Sekundaner und Studenten philosophiren: Das ist ganz amusant, wenns nicht zu lange dauert. Es gehört zu den Gaben, die des Verfassers Beruf zur Novellistik beweisen, daß er jede seiner Personen in einer ihrem Bildungs- und sonstigen Stande angemessenen Art reden zu lassen versteht. Der Anklagespeech des unbeholfenen alten Mühlknechtes ist ein wahres Kabinetstück. Und die jungen Leute philosophiren also auch nicht wie ein Buch oder wie Goethe im Gespräch mit Eckermann. Ich hatte als Student einen Kommilito, der beim Kaffee oder Bier Stunden lang dozirte in lauter völlig korrekten, abgerundeten, wohlklingenden Perioden, in gleichmäßigem Fluß, ohne zu stocken und ohne andere Unterbrechung als die durch Einreden der Anderen. Aber eben nur Einen. Seitdem habe ich (auch unter den Kommilitonen von achtzig bis hundert Semestern) Keinen mehr kennen gelernt. Schlafs Leutchen nun reden meistens, wie sichs gehört, in abgerissenen, unvollständigen Sätzen, mit vielen „na ja", „haha", „hm", „ich weiß nicht" dazwischen. Das nimmt man ganz gern mit, wenns nicht zu lange dauert; auch eine mystische Naturphantasie wie die auf Rügen. Aber es dauert eben zu lange. Ich glaube nicht, daß Viele die Geduld haben werden, diese Gespräche und innerlichen Monologe vollständig durchzulesen. Und die Leser ungestraft langweilen zu dürfen, dazu sind wir Beide, Schlaf und meine Wenigkeit, nicht berühmt genug; Das dürfen sich nur Professoren von Weltruf erlauben und solche Dichter, die schon einmal den Roman oder die Posse der Saison oder wenigstens der Woche verbrochen haben. Schlaf hätte also klüger gehandelt, wenn er sich auf kurze Proben solcher Gespräche und Monologe beschränkt hätte.

Oder wäre der Roman wirklich nur eine Falle, mit der er das Publikum für seine Urchemie und Rassentheorie einfangen will? Dazu ist er doch wohl, wie mir das viele Verständige in seinem Roman beweist, zu gescheit. In dieser aphoristischen und die Widersprüche hervorkehrenden Disputirform vermöchte er noch weniger zu überzeugen als in der zusammenhängenden Darstellung seines Nietzschebuches. Eher wird er ein Vorurtheil dagegen erwecken. Denn wenn Kurt, so heißt der Bösewicht, dem Helden Jürg, der Schlafs

Go gle

Theorie vertritt, das Irrenhaus in Aussicht stellt, und wenn Jürg selbst einmal verrückt zu werden fürchtet, so theilt der Leser diese Befürchtung. Daß der Verfasser seine mystische Philosophie für die Komposition verwendet, dagegen ist an sich nichts zu sagen. Er will zeigen (Das ist die Haupthandlung des Dramas), wie die Klapperschlange Kurt das Vöglein Jürg in ihrem Bann festhält, bis sie zwar nicht den Leib, aber den geistigen Inhalt des Opfers verschlungen und verdaut hat. Und warum sollte er als Inhalt eine fremde, statt seiner eigenen Philosophie wählen, die also wenigstens skizzirt oder angedeutet werden mußte? Die höchst komplizirte Seele dieser Klapperschlange ist offenbar nicht erfunden oder ergrübelt, sondern in der Beobachtung eines solchen hochmüthigen und klugen Egoisten aus dessen Handlungen erschlossen. Den Jürg, diesen Prachtkerl, versteht man ja leichter; nur ums Ende wird auch er problematisch. Daß er sich für ruinirt hält, als er erfährt, daß ihm Kurt seine Rasseidee gestohlen, sie in einer glatten, klaren, von Phantastik freien Abhandlung fürs Publikum präparirt hat und ihm damit zuvorgekommen ist, so daß der Nachhinkende, schon durch seine Phantastik ungünstiger Gestellte auch noch als Plagiator erscheint: Das ist ja selbstverständlich. Aber warum glaubt er vor diesem Ereigniß schon, daß ihm seine Rasseidee die Thür zur akademischen Laufbahn vor der Nase zuschlage? Da sagt man doch: Du bist meschugge, mein Freundchen! Wenn er auch von der exakten Wissenschaft, die er meistert, nicht mehr einen so hohen Begriff hat wie anfangs, so braucht er sie doch nicht gleich, dem ihm neu aufgegangenen theosophischen Licht zu Liebe, wie einen abgetragenen Rock an den Nagel zu hängen. Mögen immerhin die Naturwissenschaften die Religion nicht ersetzen (oder Das, was Schlaf für Religion hält), so sind sie doch sonst noch zu Allerlei zu gebrauchen; und da keine ehrliche Arbeit schändet, selbst das Straßenkehren nicht, so ist es auch keine Schande, mit einer etwas reduzirten Ansicht vom Werth der Naturwissenschaften sie zu lehren. Daß er nach der etwas plötzlich (man sieht nicht, wie) eingetretenen günstigen Wendung seiner Lage seine Jugendliebe heirathet, macht seinem Charakter Ehre wie dem seines Schöpfers, der den Muth hat (Muth gehört ja heute wirklich dazu), auch in diesem Stück altmodisch zu sein.

Dank verdient die Sorgfalt, die Schlaf auf Kleinmalerei verwendet; er stellt uns damit die Personen und ihre Umgebung so deutlich vor Augen, daß wir sie zu sehen glauben, was unser Behagen in ihrer angenehmen Gesellschaft steigert. Die Anzüge und das Ankleiden beschreibt er so ausführlich und genau wie Homer die Rüstung des Achill und die allerdings sehr einfache Abend- und Morgentoilette Telemachs. Die zahlreichen Nebenpersonen, die er am Schicksal der drei Hauptpersonen mitarbeiten läßt, verschwinden spurlos, sobald sie ihren Dienst verrichtet haben; ein Beweis dafür, daß das von mir mehrfach gelobte Altmodische keineswegs einem Mangel an originaler Schöpfer-

Google

kraft entstammt. Reinen Genuß hat mir gestern Abend seine Novelle „Tantchen Monhaupt“ (in Westermanns Monatsheften) bereitet. Da kommt seine Gabe, geschickt zu erfinden, anschaulich zu charakterisiren und hübsch zu erzählen, ungetrübt durch philosophischen Nebel zur Geltung.

Reisse. Karl Jentsch.

Minister Goethe.*)

Auf der Höhe seines Lebens angelangt, die zurückgelegten Wanderstrecken mit ruhig-mildem Auge überschauend, erkannte Goethe das Symbolische seines Daseins und wie ein Gleichniß jeglichen Strebens nach Vollendung erschien ihm sein eigener Entwickelungsgang, würdig, der Nachwelt in getreuer Spiegelung überliefert zu werden. Mit dem Silberstift des Alters begann er nun das Märchen seiner Kindheit zu schildern und durchmaß gelassen-heiter die Gefilde jugendlichen Drängens und Wollens bis an die Schwelle, da der Jüngling die Bühne der Welt betritt. Dann ging er hin und erzählte das Epos der italienischen Läuterung, beschwor die kurze Episode der Berührung mit den französischen Wirren, um hieran chronikartig die Reihe der „Tag- und Jahreshefte“ anzuschließen. Blühender jedoch, in gegenwärtiger Anschaulichkeit, sollte nach seinem Willen diese hohe Zeit der Erfüllung der Briefwechsel mit Schiller und Zelter aufbewahren.

Ein weitgesponnenes Netz von Bekenntnissen hat er so über den ganzen langen Weg von der Wiege bis zum Grabe ausgebreitet und nur eine Strecke in großem Bogen stumm umgangen, als fürchte er, die Geister zu wecken, die dort schlummerten. Die zehn Jahre seines Lebens, die zwischen „Dichtung und Wahrheit“ und der „Italienischen Reise“ klaffen, die entscheidende Zeit, in der der Jüngling zum Mann reifte, hat Goethe nie zu schildern unternommen. Wahrlich: nicht die Rücksicht auf die Frau, die ihm in jenem Jahrzehnt so nah wie keine andere gestanden, hat ihn davon abgehalten. Die Erinnerung an diese Liebe genoß Goethe im Alter beinahe unpersönlich, wie etwas aus dämmerhafter Ferne Herüberschimmerndes, von der eigenen Seele Gelöstes, und tote Zeichen waren ihm die Zeugnisse einstigen Gefühlsüberwallens, die er nun mit der theilnamlosen Miene des kühl Betrachtenden wegschenken konnte: „Was man doch artig ist, wenn wir jung sind“ . . . Tiefer lagen die Gründe verborgen. Er mochte den Deckel nicht aufheben von dem Grabe, das langgenährte Wünsche, kühne Hoffnungen, schmerzvolle Enttäuschungen verschloß.

*) Diese Darstellung der weimarischen Lehrjahre Goethes ist zur Einleitung einer Ausgabe bestimmt, die den Briefwechsel des Dichters mit Charlotte von Stein vereint. Diese „kritische Gesammtausgabe“ trägt den Titel „Goethes Briefe an Charlotte von Stein“, hat drei Bände und erscheint bei Eugen Diederichs in Jena. Dem Text ist eine Zeichnung Tischbeins und sind Handzeichnungen Goethes beigefügt. Ueber den Werth des Werkes braucht man nichts zu sagen, nachdem Herman Grimm geschrieben hat: „Man wird diese Blätter lesen und kommentiren, so lange unsere heutige deutsche Sprache verstanden werden wird.“

Google

Die Epoche der ersten zehn Jahre Goethes in Weimar bedeutet ein leidenschaftliches Ringen des Poeten um die Welt der Wirklichkeiten.

Der sechsundzwanzigjährige Dichter aus Frankfurt wird nach Weimar berufen. Nach Weimar, an den Hof eines Fürsten. Man vergegenwärtige sich, was Das im achtzehnten Jahrhundert heißen will. Der Hof eines Fürsten bedeutete damals die Welt. Wer in das Treiben der Welt und der großen Herren Einblick gewinnen wollte, mußte an einen Hof; hier war die Bühne, auf der man sein Glück versuchen konnte. Jeder deutsche Hof, und war er noch so klein, war ein verpflanztes Versailles und der Fürst ein Nachtreter des Roi Soleil. Von der fürstlichen Sonne aber ging das Licht nach allen Seiten aus und zog wiederum alle Lichter an sich.

Die große Reichsstadt Frankfurt konnte sich darin mit dem kleinen, nicht über sechstausend Einwohner zählenden Weimar nicht messen. Das öffentliche Leben der patrizischen Republik, das schon durch den gegenseitigen Neid der regirenden Geschlechter in fest umschriebene Ordnung gezwängt war, bot keine Möglichkeit für ein außerordentliches politisches Schicksal. Langsamen Schrittes bewegten sich hier die Dinge in bewährten Bahnen, nicht beherrscht, sondern den Mann beherrschend, keinen Sprung zulassend. In diesem geregelten Organismus war für eine Ausnahmestellung kein Raum. In Weimar hingegen entschied die Gunst des Fürsten über Alles. Sie konnte Einem den Weg zu den höchsten Staffeln der „Welt“ öffnen.

Und in Goethe lebte die Sehnsucht nach der Welt. Im Zeitalter der Aufklärung, ehe der französische Thron berstend zusammenbrach, erwartete man alles Heil der Völker von dem Einfluß guter Ideen auf die Könige. Man drängte sich an die Herrscher heran, wollte sie erziehen, suchte ihre Freundschaft, schrieb Fürstenspiegel. In der Literatur jener Tage bilden nicht die dichterischen Werke das große Ereigniß, sondern die politischen. Die Schriften von Voltaire, Montesquieu und Rousseau, Hallers politische Romane, Wielands „Goldener Spiegel“ sind es, die das Geschlecht begeistern. Auch Goethe steht in ihrem Bann. Hallers Usong ruft er als Kronzeugen für seinen Götz an und mit dem Goldenen Spiegel befaßt er sich öffentlich in einer tiefdringenden Anzeige. In diesem Roman, über dessen Weisheit und Freimüthigkeit noch der heutige Leser erstaunt, vermißt er dennoch eine drastischere Schilderung sozialer Gegensätze und Ungerechtigkeiten und ruft: „Die marmornen Nymphen, die Blumen, die Vasen, die buntgestickte Leinwand auf den Tischen dieses Völkchens, welchen hohen Grad der Verfeinerung setzen sie nicht voraus? Welche Ungleichheit der Stände, welchen Mangel, wo so viel Genuß, welche Armuth, wo so viel Eigenthum ist?“ Seine Worte deuten jedenfalls ein lebendigeres Interesse an den Problemen der Allgemeinheit an, als man es dem Dichter zumuthen würde. Lavater, der virtuose Menschenkenner, hatte Goethe am Besten erkannt, als er von ihm schrieb: „Goethe wäre ein herrliches handelndes Wesen bei einem Fürsten. Dahin gehört er. Er könnte König sein.“

Sicher waren aber die weimarischen Prinzen, als sie in den Dezembertagen 1774, durch Frankfurt reisend, mit dem Verfasser des Werther zusammentrafen, nicht wenig überrascht, ihn von Politik, vom Reich und von seiner Verfassung, statt von Literatur sprechen zu hören. An der Hand von Justus Mösers „Patriotischen Phantasien“ hatte er ihnen die Aufgaben, die die kleinen Staaten in dem großen Organismus zu erfüllen hätten, entwickelt. Das Buch war gerade damals erschienen; es war der erste Theil einer Sammlung von Aufsätzen, die ein prak-

Google

tischer Politiker in anziehendster Form über all die Fragen schrieb, die damals die Reformen Kaiser Josephs des Zweiten und Friedrichs des Großen zu lösen bestrebt waren: Fragen der inneren Verwaltung und der Rechtsausübung, der allgemeinen Wohlfahrt, der Befreiung der Bauern von den Frohnden und so weiter. Das Buch hatte in Goethe gezündet. Aber erst nach der Unterhaltung mit den Prinzen drängt es ihn, der ihm unbekannten Tochter Mösers für die Herausgabe dieser Aufsätze zu danken. „Ich trag' sie mit mir herum", schreibt er ihr; „wann, wo ich sie aufschlage, wird mirs ganz wohl und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele."

Dachte er dabei, daß es ihm selbst vielleicht bald beschieden sein würde, manche Idee Mösers zu verwirklichen?

Ein Jahr später ist Goethe bereits in Weimar. Scheinbar nur zu Besuch, als Freund des Herzogs und in der Absicht, die schöngeistige Hofgesellschaft mit seinen Produktionen zu unterhalten. Doch der junge Herzog, früh reif trotz seinen achtzehn Jahren, klammert sich vom ersten Augenblick an ihn fest und will ihn nicht ziehen lassen. „Goethe kommt nicht wieder von hier los", meldet Wieland aus Weimar; „Karl August kann nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten." Und Goethe selbst erkennt sofort die glückliche Lage, in die ihn ein Zufall versetzt hat: er sieht die Möglichkeit, durch die Freundschaft eines ihm ergebenen Fürsten in die Geschicke eines Landes einzugreifen. „Meine Lage ist vortheilhaft genug", berichtet er schon nach zwei Monaten an Merck, „und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie Einem die Weltrolle zu Gesichte stünde." Und bald darauf: „Den Hof hab' ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren; und so immer fort." Es ist ein Rausch, der den Poeten erfaßt bei der Vorstellung, daß ihm nun die Pforten in das thätige Leben geöffnet seien, daß er fortan nicht mehr auf die Schattenwelt dichterischer Gebilde beschränkt bleiben solle.

Schon nach einem halben Jahr ist Goethe Minister. Anfangs zwar nur, was man heute einen „Minister ohne Portefeuille" nennt: im Grunde aber als intimer Berather und Leiter des Herzogs vom ersten Tag an das entscheidende Mitglied des Ministerrathes. Allmählich reißt er auch ganze Verwaltungsgebiete an sich, die er nach eigenen Plänen umgestaltet und ausbaut. Und mit dreißig Jahren hat er bereits die höchste Ehrenstufe erklommen, die einem Bürgerlichen überhaupt erreichbar ist: er wird Geheimrath.

Den vollen Umfang des goethischen Wirkens im Ministerium können wir heute gar nicht ermessen. Noch ruhen die meisten Akten, die sich auf seine amtliche Thätigkeit beziehen, im Dunkel der weimarischen Archive. Wir sind auf die hier und da, planlos und ohne jeglichen Zusammenhang, aufgetauchten Dokumente, auf die Briefe und die leider nur spärlich ins Tagebuch eingetragenen Zwiegespräche des Dichters mit sich selbst angewiesen. Das Wichtigste, das mit dem herzoglichen Freunde natürlich immer mündlich, oft in gemeinsam durchwachten Nächten, besprochen wurde, bleibt für uns verloren. Nur Einzelnes läßt sich errathen und nur in großen Linien die Entwickelung dieser zehn Jahre nachzeichnen.

„Thätiges Selbstvertrauen. Sisyphisches Uebernehmen. Unbegriff des zu Leistenden. Sichere Kühnheit, daß es zu überwinden sei": diese Stichworte notirt

Google

sich der Greis für die ersten weimarer Jahre, als er daran denkt, die doch gar zu flüchtig gerathenen ersten Seiten der „Annalen“ nachträglich zu erweitern. Und in der That: nur ein grenzenloses Vertrauen zu seinem Genius und ein sicheres Bewußtsein, daß seinem Können schlechterdings nichts unmöglich sei, konnte einem Menschen in so jungen Jahren den Muth leihen, Lasten auf seine Schultern zu nehmen, von denen jede einzelne den ganzen Mann verlangte. Auf keine andere Epoche paßt die Charakteristik, die Goethe selbst einmal von sich entworfen, besser als auf diese: „Niemals glaubte ich, daß Etwas zu erreichen wäre, immer dacht' ich, ich hätt' es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können: und ich hätte gedacht, Das verstehe sich von selbst.“ „Aber“, setzt Goethe hinzu, „daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, das über mein Verdienst Erhaltene zu verdienen suchte, dadurch unterschied ich mich blos von einem wahrhaft Wahnsinnigen.“

Mit einer wahren Begeisterung stürzt sich Goethe in die Fluth der Regierungsgeschäfte. Es ist wie ein Hunger, der sich seiner bemächtigt, Land und Leute kennen zu lernen, denen er hinfort leben soll. „Goethe ist bald da, bald dort, und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben sein!“ ruft der entzückte Wieland im Herbst 1776. Der Fülle der neuen Erfahrungen und Kenntnisse, die auf ihn eindringen, giebt sich der junge Adept mit einer wahren Wonne hin. Jede neue Aufklärung ist ihm ein Ereigniß. „Es ist ein wunderbar Ding ums Regiment dieser Welt, so einen politisch moralischen Grindkopf nur halbewege zu säubern und in Ordnung zu halten“, gesteht er nach den ersten selbständigen Einblicken in die Staatsmaschine. Und immer neue Gebiete erobert er sich. Gleich im ersten Jahr dringt er in die Geheimnisse des Bergbaues. Um an der Erneuerung des ilmenauer Bergwerks mitzuarbeiten, greift er ernstlich das Studium der Geologie an, das ihm bald die tiefsten Wahrheiten über die Formationen der Erde enthüllt. Wieder aus praktischen Gründen verlegt er sich auf botanische Studien: auch hier eröffnet sich ihm alsbald eine neue Welt, die ihm zur Quelle herrlichster Entdeckerfreuden wird. Um auf der Zeichenakademie den Schülern die Anatomie des Menschen vorzutragen (denn auch diese Aufgabe legt er sich zu), beginnt er selbst, eifrig Vergleichende Anatomie zu treiben, und erobert sich so ein Reich, das er bis ans Lebensende mehren sollte zu Nutz und Frommen der zoologischen Wissenschaft.

Mit jedem Jahr wächst der Kreis seiner Pflichten und er erzieht sich bewußt, um jeglicher Aufgabe gewachsen zu sein. Das Tagebuch enthält vielfach Zeugnisse dieser Selbsterziehung, sei es durch Zuspruch, sei es durch Aufmunterung. So gegen Ende 1778: „Viel Arbeit in mir selbst, zu viel Sinnens, daß abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknochen sich zusammenzudrängen scheint. Hoffnung auf Leichtigkeit durch Gewohnheit.“ Und wenige Tage später, der Wollust der Aktivität sich hingebend: „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit; das Schönste der Gaben wird ihm ekel.“

Im Jahr 1779 übernimmt er zu den übrigen Verpflichtungen noch auch die Direktion der „Kriegs- und Wegebaukommission“ und dieses Amt führt ihn landauf, landab, bald, um die Straßen zu besichtigen, bald, um die Aushebung der Rekruten vorzunehmen. Und überall kommt er mit der Bevölkerung in Berührung, lernt ihre Nöthe kennen und sinnt auf Abhilfe. Er beschäftigt sich mit dem Feldbau und den Problemen der Wiesenbewässerung. Er ist bei allen Kalamitäten zur

Google

Stelle, und während er sich in einem fernen Dorf bei einem Brande an den Löscharbeiten betheiligt und sich die Augenbrauen versengt, entwirft er Pläne für eine nützliche Feuerordnung, um sie nach mehrfachen Versuchen im Lande einzuführen. Er unternimmt Schritte, um die Brandsteuern für die unteren Bevölkerungschichten herabzumindern. Er heckt im Stillen einen Plan aus, um das Militär, Karl Augusts Steckenpferd, das doch für den kleinen Staat unter allen Umständen einen Luxus bedeutete, zu reduziren. Doch wendet er den verwahrlosten Soldatenkindern seine Sorge zu, errichtet ihnen eine Garnisonschule und läßt für die Mädchen ein Spinnhüchlein ausarbeiten, um sie für den Erwerb vorzubereiten. Auch das ganze Steuerwesen fällt ihm mit dem neuen Amt zu, das, unter seinem Vorgänger vernachlässigt, ihm unendliche Mühe macht, bis ihm auch nur gelingt, Licht in die Repositur zu bringen, und er voll Genugthuung im Tagebuch verzeichnen kann, daß auch Dies endlich bezwungen sei. Sogleich aber fügt er unentmuthigt bei: „Nun wäre mirs nicht bang, ein weit größeres, ja, mehrere Departements in Ordnung zu bringen, wozu Gott Gelegenheit und Muth verleihe . . .“

Es erscheint sonderbar, wie diese mannichfachen Beschäftigungen, die dem eigentlichen Wesen des Dichters nichts entgegenbringen, ihn dennoch reizen können, daß er ihnen seine beste Zeit opfern mag. Aber daß sie das Innerste seiner Seele nicht berühren: gerade Das ists, was ihn so zu ihnen hinzieht.

Man muß das Bild des späteren Goethe, wie es sich der Erinnerung der Zeiten einprägt (des Goethe, der sich bezwungen und den goldenen Kranz des Lebens errungen hat) vergessen, wenn man den Goethe dieser Jahre beschwören will. Der Dichter, der nach Weimar kommt, trägt einen Dämon der Unruhe in sich. Sein Phantasieleben ist so übermächtig, daß es ihn manchmal zu zerstören droht. Er findet keine Brücke von dem stolzen Dasein seines Inneren zu der dumpf schleichenden Welt, über die doch sein Fuß immer wieder stolpert. Wie ein von den Eumeniden Gepeitschter betritt er den gastlichen Boden Weimars mit dem Gebet des Wanderers auf den Lippen:

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Er selbst hat die Gefahren, denen ja so Mancher in seiner Nähe erlegen ist, hellseherisch erkannt. Er hat sie wiederholt geschildert, der Welt zur theilnehmen-Unterhaltung, sich selbst zur Warnung: im Werther und im Tasso. An Tasso, dies selbstlos treueste Spiegelbild des Dichters, muß man in dieser Epoche vor Allem denken, an Tasso, den ja Goethe noch in späten Tagen als Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch bezeichnet hat.

In Weimar, wo ihm ein neues Leben winkt, flieht er seinen unruhvollen Dämon. Er sucht gegen ihn anzukämpfen, indem er sich solchen Thätigkeiten zuwendet, bei denen die Imagination ausgeschieden bleibt. Dies hilft. Sein Wille siegt. Das Bewußtsein, daß von seinem Wirken Folgen ausgehen, die das Schicksal eines ganzen Landes bestimmen, giebt seinem Leben einen neuen Inhalt. Ein Verantwortlichkeitgefühl tritt in ihn, das ihn streng gegen sich selbst macht. „Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist werth, zu herrschen, und kann herrschen“,

Google

ermahnt er sich im Tagebuch. Und eine Frömmigkeit überkommt ihn, daß er seinen Genius bittet: „Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in Mund nehme, immer lichter in mir werden!“ So wenig drücken ihn die Lasten, die er trägt, so wenig vermag in seine Seele ein Zwiespalt einzukehren zwischen dem Leben, dem er sich widmet, und dem Dichter, der nicht gestorben ist, daß er. in Amtsgeschäften unterwegs, nach ermüdender Tagesarbeit in ein Wirthshaus einkehrend, die Geister rufen kann, die ihm Iphigeniens wundersam rauschende Melodien ins Ohr flüstern . . . Und der Einunddreißigjährige ist bereits so gefestigt in sich und so des einstigen Sieges gewiß, daß ihm die übernommenen Pflichten mit dem eigensten Ich zusammenschmelzen zu einer Vision seines Lebens, wie es kühner und großartiger kaum je ein Welteroberer geträumt hat: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart; diese Pflicht wird mir täglich theuerer und darin wünschte ichs den größten Menschen gleichzuthun und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben ist und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der Babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen: Es war kühn entworfen: und wenn ich lebe, sollen, wills Gott, die Kräfte bis hinauf reichen.“

Allein darin liegt die Tragik alles aufs unmittelbar Thätige gerichteten Wirkens, daß das Leben seinen unerbittlichen, durch alle Vergangenheiten bestimmten Weg geht und Weltbeglückungpläne noch immer besonders mächtig in Jenen waren, denen das Schicksal keinen Thron zugewiesen hat. Dem im Leben drin Stehenden darf diese Erkenntniß nicht kommen; kommt sie aber einmal über ihn, so bewirkt sie einen völligen Zusammenbruch.

Schon im Jahr 1779 begegnen wir in Goethes Tagebüchern dem Geständniß: „Das Elend wird mir nach und nach so prosaisch wie ein Kaminfeuer. Aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel, sollt' ich mir die Hüfte ausrenken. Es weiß kein Mensch, was ich thue und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen . . .“ Allmählich geht ihm aber doch das Fruchtlose seiner Selbstaufopferung auf. Wo, um Hilfe zu schaffen, ein tiefergehender Eingriff in den Organismus des Staates nothwendig ist, sieht er seine Hände gebunden. Der Herzog, in dem er sich einen Bundesgenossen aufzuziehen gehofft, an dessen Leitung er die Jahre her seine besten Kräfte gewendet (zwei Drittel seiner Existenz verdanke Karl August Goethen, bezeugt Knebel, der es am Besten wußte), der Herzog läßt ihn bei seinen in die Weite greifenden Bestrebungen im Stich. Es ist eine schmerzvolle Einsicht, die sich Goethen nach einem sechsjährigen Zusammenleben mit Karl August aufdrängt: „Der Herzog hat doch im Grunde eine enge Vorstellungart, und was er Kühnes unternimmt, ist nur im Taumel; einen langen Plan durchzusetzen, der in seiner Länge und Breite verwegen wäre, fehlt es ihm an Folge der Ideen und an wahrer Standhaftigkeit.“

Man mag über Karl August nicht den Stab brechen. Er war von allen Fürsten seiner Zeit, selbst Friedrich von Preußen nicht ausgenommen, der am Menschlichsten gesinnte, am Wenigsten in den Vorurtheilen des unnatürlichsten

Google

Standes befangene. Und daß er einst der Zögling des freisten Menschen gewesen, bewies er noch im Alter, als er nach dem Wiener Kongreß nicht nur gegen Metternichs Opposition, sondern sogar gegen Goethe als der erste deutsche Fürst seinem Land eine Verfassung gab. Doch von den Erbsünden Aller, die in den Herrscherberuf hineingeboren werden, war auch er nicht frei. Seinen fürstlichen Passionen absagen konnte oder mochte er nicht. Der Herzog hat seine Existenz im Hetzen und Jagen, klagt Goethe immer wieder; er, der, auf seinen häufigen Ritten durch das Land überall einkehrend, mit eigenen Augen die Folgen des unverhältnißmäßigen Aufwandes wahrnimmt, der am Hof getrieben wird und den doch das Volk bestreiten muß. Er spricht offen von der „Verdammniß, daß wir des Landes Mark verzehren". Die unglückliche Lage des Landmannes ist es besonders, die ihm keine Ruhe läßt. Er findet wohl, sich nach einem allgemeinen Gesetz umsehend, die gleiche Ungerechtigkeit auf allen Stufen der organischen Natur wieder; allein man fühlt doch, wie ihm die Zornesader anschwillt, indem er schreibt: „Wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und so gehts weiter und wir habens so weit gebracht, daß oben immer in einem Tag mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht — organisirt — werden kann" Zu den sozialen Reformplänen, mit denen sich Goethe trug und für die er seinen Fürsten nicht gewinnen konnte, gehörte denn auch vor Allem die Abschaffung der Zehnten und es muthet wie eine Mischung von Tragik und Selbstironie an, wenn wir sehen, wie Goethe, was er als Minister zu erreichen nicht die Macht hatte, in sein eigenstes Reich, die Dichtung, hinüberrettet und in Wilhem Meister durch Lothario die Bauern von den Frohnden befreien läßt . . .

Goethe giebt Karl August auf. Knebel, der getreuste unter den weimarer Freunden, vernimmt es zuerst, gegen Ende des Jahres 1782: „Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesät und jene himmlische Juweken könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen . . ." Er hat resignirt. Er weiß jetzt, daß sein politisches Wirken keine tiefen Spuren hinterlassen wird. Das Verfehlte seiner weimarer Existenz kommt ihm zum Bewußtsein und es erscheint ihm unbegreiflich, wie ihn das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie hat einflicken mögen. Er wirft wohl die amtlichen Bürden, die er eben jetzt erst als Bürden zu empfinden beginnt, noch nicht ab, aber er zieht sich von Hof und Gesellschaft zurück und führt ein einsames Leben, bei Steinen und Pflanzen Ersatz suchend für die Enttäuschungen unter den Menschen.

Er hat später Wilhelm Meister als Zeugen angerufen dafür, wie allein er in jenen Jahren gestanden. Und wirklich: bei aller Kultur, die unter den Mitgliedern der weimarer Gesellschaft zweifellos vorhanden war, darf man nicht vergessen, daß, was unter jenem Wort begriffen wird, im Grunde doch nur Etwas ist, das den Mittelmäßigen hebt und ihm die Atmosphäre schafft, in der er sich als eine Potenz fühlen kann. Einem Goethe konnten die schöngeistigen Damen und Herren überhaupt nichts bieten und vielleicht stieß ihn gar im Innersten ihr dilettantisches Treiben in Künsten und Wissenschaften ab. Von den Männern aber, die ihm nahstanden, war der einstige Prinzenerzieher und Liebhaber römischer Dichtung, der Major Knebel, wohl der treuste und seiner geistigen Veranlagung

Google

nach anschmiegendste Freund. Goethes Verhältniß zu ihm war aber immer das des Gebenden zum Empfangenden. Obgleich den Jahren nach der Jüngere, hat er ihn doch wie ein älterer Bruder behandelt, stets darauf bedacht, dem Haltlosen die Wege zu ebnen, ihn zur Arbeit und Bethätigung anzueifern. Zu Wieland hatte sich zwar bei Goethes Eintritt in Weimar ein herzliches Verhältniß ergeben. Aber seine Entwickelung war damals doch bereits abgeschlossen und der suchende Goethe konnte bei dem mit sich zufriedenen, in beschaulichem Lebensoptimismus hinwandelnden Mann nichts für sich finden. Man lebte neben einander hin und achtete die gegenseitigen Verdienste.

Wirklich verbunden waren Goethe in jenen Jahren nur Herder und Charlotte von Stein. Doch Herder, der Schätze genug in sich trug, um überall der Führende zu sein, fühlte sich neben Goethe in Weimar doch zurückgesetzt, in die zweite Stelle gedrängt. Ein gewisses Mißtrauen gegen Goethe, ein Mißgönnen hat sich dadurch in seine Brust eingenistet und blieb da latent trotz der immer wieder durchbrechenden aufrichtigen Bewunderung für den Genius des jüngeren Freundes. Und was die Liebe zu Charlotte von Stein betrifft, so überhöre man doch bei allem scheinbaren Glück nicht die schmerzhaften Grundtöne, die in dem ewigen Werben und Betheuern der Liebe mitschwingen. Nur zu oft klingen diese Betheuerungen wie heroisch-verzweifelte Anstrengungen, sich ein Glück, das man entbehrt, durch Worte vorzutäuschen, durch Worte zu suggeriren.

Unter solchen Verhältnissen lebt Goethe eine Weile hin, den Minister von dem Dichter trennend, über die Verworrenheiten der menschlichen Schicksale in der ewiggleichen leidenlosen Konsequenz der Natur sich tröstend und von den Stürmen in der eigenen Seele bei dem heiligen Spinoza Beruhigung suchend. Daß seine Lage jetzt, da er die früheren stolzen politischen Flüge aufgegeben, einen leis komischen Anstrich hatte und er selbst nun nichts mehr als eben nur ein weimarischer Geheimrath war: Das empfand Goethe wohl eben so herb wie Herder, der über den Freund, in einem Brief an Knebel, spottet: „Wir haben neulich ausgemacht, daß er, alten Münzen nach, einmal in Rom Dictator perpetuus und Imperator unter dem Namen Julius Caesar gewesen, zur Strafe aber nach beinahe achtzehnhundert Jahren zum Geheimrath in Weimar avancirt und promovirt ist.“ Goethe mag dem Freund, der ihm der Herzog immer war und blieb, nicht seine Aemter vor die Füße werfen. Ja, er giebt sich sogar Mühe, das wichtige Departement, das er noch um die Mitte 1782, um den Herzog aus peinlichen Verlegenheiten zu retten, übernommen, die Kammerpräsidentschaft (das Finanzministerium), auf gesunden Boden zu stellen. Und es gelingt ihm denn auch, nach mancherlei Kämpfen, die Ausgaben zu verringern und ein gewisses Gleichgewicht im Hofetat zwischen Einnahmen und Ausgaben herzustellen. Als er aber, um die Verhältnisse zu saniren, vom Herzog die Zustimmung zu einem festen Jahresbudget verlangt, weigert sich Karl August und mag sich keine Fesseln anlegen lassen. Und nun erst wird Goethe das Sinnlose seiner Wirksamkeit ganz klar; die Ohnmächtigkeit und das Beschämende seiner Stellung übermannen ihn. Und was sich in ihm die Jahre her an Bitterkeit und Demüthigung angesammelt, Das drängt sich jetzt in die Worte: „Wer sich mit der Administration abgiebt, ohne regirender Herr zu sein, muß entweder ein Philister oder ein Schelm oder ein Narr sein!“

Google

Es ist ein vollständiger Bankerot. Die zehn Ministerjahre, die er seinem eigentlichen Beruf entzogen, sieht er verloren, vergeudet. Seine innere Existenz ist erschüttert. Nur eine Rettung sieht er vor sich: die Flucht. Keinem, weder dem Herzog noch der Freundin, verräth er seine Gedanken. Heimlich stiehlt er sich fort.

In Rom, unter fremden Namen, taucht er wieder auf. Der Geheimrath ist abgeschüttelt. Als ein Kunstjünger unter Kunstjüngern erlebt er eine Wiedergeburt. Und im Verkehr mit der Kunst zweier Jahrtausende findet er sich wieder als Künstler, als Dichter. Zwei Jahre bleibt er fort. Und kehrt erst wieder, nachdem ihn der Herzog seiner Pflichten entbunden und er die Gewißheit gewonnen hat, fortan in Weimar sich selbst, seiner erkannten Bestimmung leben zu können.

Dennoch liegt über seiner Heimkehr die selbe wehmüthige Stimmung, in der sich einst Albrecht Dürer von Venedig trennte: „O wie wird mich nach der Sunnen frieren! Hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarutzer!“ Und er hat ja im Alter selbst bekannt, seit er über den Ponte Molle heimwärts fuhr, habe er nie wieder einen rein glücklichen Tag erlebt.

Die ganze Epopöe des frohgemuthen Zugreifens, Vertrauens und Ausharrens, der Zusammenbruch und die Verjüngung: das Alles spiegelt sich in den Briefen wieder, die Goethe während zwölf Jahre an Charlotte von Stein schrieb. Darin liegt ihre große Bedeutung: sie ersetzen uns den ungeschriebenen Theil der goethischen Autobiographie und lassen auch die ersten Stationen der Hegire unmittelbarer miterleben als in der stilisirten, alles Eruptive unterdrückenden Fassung der „Italienischen Reise“.

Und neben dem Dichter, dessen Bild uns in tausendfacher Beleuchtung entgegentritt, halten diese Briefe die Gestalt der Frau fest, an die sie gerichtet waren. Dieser Frau hat Goethe länger als ein Jahrzehnt das Herrlichste, was in ihm keimte und seinen Busen bewegte, anvertraut, und hat ihr, vor aller Welt bekennend, gehuldigt:

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt:
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Träumen brennt —
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Neben dem idealen Bild, das so von dieser Frau in der Seele des liebenden Dichters gelebt, das andere Bild erwecken wollen, wie es sich dem kalten Blick auf Grund sonstiger Zeugnisse darstellt, wäre kleinlich und ungerecht. Und wenn auch ihre eigenen Briefe aus der späteren Zeit jenes leuchtende Bild zu verdunkeln scheinen, so lehnen wir sie als nichtig ab: nur des Liebenden Augen sehen wahr.

Wie sie ihr Recht auf Unsterblichkeit nur aus diesen Briefen des Dichters zieht, so lebt sie auch in deren Licht fort, der Zufälligkeiten des einstigen Daseins entkleidet, als eine Schwester der Prinzessin Leonore und der Iphigenie.

Jonas Fränkel.

Google

Eisenzölle.

Der Stahlkönig Andrew Carnegie ist öffentlich für die Aufhebung der amerikanischen Stahl- und Eisenzölle eingetreten. In einem Artikel, den das Century Magazine veröffentlicht, bekennt sich der pittsburger ironmaster zu den Lehren Cobdens, Villiers und Brights. Man denke: eine der gewaltigsten Stützen des amerikanischen Industrie-Imperialismus, eine der monumentalsten Säulen im Haus der Hochschutzzolltories als Bekenner des Freihandels! Die republikanische Partei hat sich, trotz ihrem Wahlsieg, noch nicht von dem Schrecken erholt. Dieser alte Carnegie, den man in seine philanthropischen Phantasien vergraben wähnte! Abgetakelt für die businessmen. Und nun kommt der gemüthliche Schotte mit seinem „Thonpfeifenmund" und redet so ungenirt, als habe er gestern noch Hochöfen an- oder ausblasen lassen. Horrid, indeed! Aber Andrew Carnegie ist nicht Einer von Vielen. Was er sagt, zündet in den hochaufgethürmten Strohfeimen der „öffentlichen Meinung" wie ein verheerender Blitz. Und nun stehen die sorgsam aufgerichteten Strohthürme in hellen Flammen. Wird ein Dementi das Feuer löschen? Never mind. Der Stahlkönig hat keinen Grund, auch nur ein Wort von Dem, was er schrieb, zurückzunehmen. Wenn Einer als Könner und Kenner verlangen darf, ernst genommen zu werden, so ists der Schöpfer der amerikanischen Stahlindustrie. Er kennt deren Naturgeschichte, weiß, welche Bedürfnisse sie hat, und kann beurtheilen, ob Amerikas Montangewerbe heute der Zollstützen nicht mehr bedarf. Also gehört werden muß Carnegie unter allen Umständen. Und Niemand kann ihm Wankelmuth vorwerfen; denn gegen die absolute Herrschaft des Schutzzolles sprach sich der beredte Schotte schon vor vierzehn Jahren aus. Auch in einem Revueartikel. Und dann kam das starke Buch „Empire of business", das die Lehre vom nur zeitweiligen Werth des Schutzzolles zu noch schärferem Ausdruck bringt. Carnegie sagt da: „Ich bin zwar für alle Fälle ein strammer Schutzzöllner, in denen man hoffen darf, durch vorübergehenden Schutz den Käufer eines bestimmten Artikels besser und billiger mit einheimischen als mit fremden Fabrikaten zu versorgen. Wo Das nicht möglich ist, glaube ich auch nicht an den Schutzzoll. Deutschland hat seine gesunde Wirthschaftpolitik verlassen und ist jetzt schutzzöllnerisch nur des Zolles wegen." Dieser Satz steht in dem Buch, das die „Bibel des Kaufmannes" genannt wird. Viel zu rasch verhallen solche Worte. Daß man in Deutschland ihrer nicht denkt, mag hingehen. Daß aber die Yankees sich der Sätze, die vor fünf Jahren eine Welt beschäftigten, nicht mehr erinnern und die Erklärungen Carnegies im Century Magazine für das Zeichen „senilen Gesinnungwechsels" halten, ist ein für große Männer betrübliches Omen. Carnegie hat seine Auffassung nicht revidirt, sondern längst Ausgesprochenes wiederholt. Als er die ersten Zweifel an der alleinseligmachenden Kraft des Schutzzolldogmas laut werden ließ, schrieb man ihm selbstsüchtige Motive zu. Er wolle sich an dem Stahltrust rächen, der hinter hohen Zollmauern groß geworden ist. Rockefeller und Morgan wollten dem kühnen Pittsburger, der die amerikanische Stahlproduktion zum Privatmonopol zu machen drohte, das Genick brechen. Sie stellten ihm die Alternative: „Entweder nimmst Du 20 Millionen und trittst dem Trust bei oder wir zerschmettern Dich." Carnegie lachte und sagte Nein. Schließlich kam man auf der Grundlage von 50 Millionen doch noch zu einer Einigung. Aber beide Parteien haben die

Google

Geschichte dieses Geschäftes nicht vergessen; und die Rockefellerclique setzte das Gerücht in Umlauf, Carnegie wolle mit seinen antischutzzöllnerischen Tendenzen seine alte Rechnung mit der Steel Corporation ins Reine bringen. Das wäre vielleicht denkbar, wenn der „große Schotte" nicht Hauptaktionär des Stahltrusts wäre; so aber müßte er sich ja ins eigene Fleisch schneiden, wenn er zu schädlichen Beschlüssen riethe. Nein: die Abkehr vom Hochschutzzoll, die Carnegie jetzt zum dritten Mal öffentlich vollzieht, entspricht seiner innersten Ueberzeugung von der Macht und Herrlichkeit der amerikanischen Eisenindustrie, die heute, sagt er, keinen Schutz mehr braucht.

„Die Vereinigten Staaten sind das Heim der Stahlindustrie geworden. Neue Stahlwerke sind im Bau; in fünf, vielleicht schon in drei Jahren wird die Union mehr Stahl erzeugen als alle anderen Länder zusammen. Der Säugling, den wir aufgezogen haben, ist so erstarkt, daß er bald der Tarifmilch entwöhnt und mit der stärkeren Kost der freien Konkurrenz genährt werden kann." Richtig ist, daß die Vereinigten Staaten mit einer Eisen- und Stahlerzeugung von 25 Millionen Tonnen (im Jahr 1907) an der Spitze marschiren; fraglich aber ist, ob sie in der Zeit, die Carnegie annimmt, ihre Produktion so weit steigern können, daß sie mehr Stahl fabriziren als die anderen Länder zusammen. Heute ist das Verhältniß wie 2:3. An der Fähigkeit, mehr zu leisten, fehlts natürlich nicht; aber man läßt die Feuer in den Hochöfen nicht brennen, wenn sich kein Bedarf zeigt. Der amerikanische Stahltrust hat im Durchschnitt des Jahres 1908 nur mit 50 Prozent seiner vollen „Kapazität" gearbeitet. Zu dieser Einschränkung war er durch die enge Begrenzung des Absatzes gezwungen; denn die Welt läßt sich nicht mit amerikanischen Eisenprodukten überschwemmen, wenn sie keine Verwendung dafür hat. Einen unbestreitbaren Vortheil hat Amerika darin, daß es, trotz höheren Löhnen, billiger produzirt als die europäischen Industriestaaten. Besonders bei der Gewinnung von Kohle, Koks und Eisenerz sind die Kosten geringer. Carnegie spricht zunächst noch nicht von einem Export amerikanischen Eisens nach Europa, sondern begnügt sich mit dem Hinweis, daß auch nach der Beseitigung der Zollmauern den Vereinigten Staaten nicht die Gefahr einer intensiven Auslandskonkurrenz drohen würde. Höhere Kosten der Herstellung und der Zuschlag der Fracht auf den Preis würden dem deutschen Stahl den Wettbewerb auf den amerikanischen Märkten erschweren. Und die amerikanischen Tarife von den Produktionstätten nach den Küstenländern sind niedriger als die Schiffsfrachtsätze von Europa nach den amerikanischen Häfen. Der Vorschlag Carnegies, die Eisenzölle drüben abzuschaffen oder stark zu reduziren, ist deshalb durchaus nicht so unsinnig und gefährlich, wie die Trustleute den Kongreßmitgliedern erzählen. Gary, der Obmann des Stahltrusts, ist aus dem Häuschen. Er beschwört das Volk, dem alten Carnegie keinen Glauben zu schenken. Dessen Auslassungen seien „gefährlich optimistisch". Die deutschen und englischen Firmen, die Pittsburg bedrohen, könnten, falls eine Tarifänderung erfolgte, die Bahnschienen um 90 Cents pro Tonne billiger liefern als die Steel Corporation. Diese Behauptung ist thöricht, da die amerikanischen Schienenpreise, selbst bei Streichung des Zolls von 8 Dollars auf die Tonne, mit 28 Dollars jede ausländische Konkorrenz schlagen. Weniger wild als Gary kämpft der frühere Präsident des Stahltrusts, Schwab, der jetzt die Bethlehem Steel Company leitet, gegen die Idee einer Zollermäßigung. Er hält Deuschland und England für ungefährlich. Trotzdem werde sich empfehlen, die amerikanische Industrie nicht völlig ungeschützt zu lassen

Google

(so ganz ungefährlich scheinen also die beiden stärksten Rivalen der Union doch nicht zu sein), wenn man nicht zugleich die Arbeiterlöhne verringere.

Die Trustleute können nur mit Grausen an die Möglichkeit eines Freihändlererfolges denken. Der Stahltrust hat sich unter dem Schutz der hohen Zölle zu einer schier unbegreiflichen Macht entwickelt. Und sein Exportgeschäft ist durch die Gegenzölle des Auslandes nicht beeinträchtigt worden, sondern hat sich von Jahr zu Jahr gesteigert. Bevor die Steel Corporation auf dem Weltmarkt erschienen war (in den Jahren 1902/03), war die amerikanische Eisen- und Stahlausfuhr nicht beträchtlich. Dann aber kam der Stahltrust mit Halbzeug und Schienen auf den Weltmarkt und verdrängte Deutschland im englischen Absatzgebiet. Der deutsche Stahlwerkverband kann sich nur schwer seines amerikanischen Konkurrenten erwehren; nur mit den berüchtigten Schleuderpreisen, die im Ausland gelten, gelingt es, den Yankees einen Theil der britischen Aufträge streitig zu machen. Die Stärke des Steel Trust zeigt sich in der Höhe seiner Auslandpreise. Er hält auch in der Fremde darauf, daß die Preise sich nicht zu weit von der Skala entfernen, die für die eigenen Landsleute gilt. Ein Verschleudern der Waare würde den Grundsätzen der amerikanischen smartness widersprechen. Im Geschäftsbericht für das Jahr 1907 hob die Verwaltung hervor, daß der durchschnittliche Preis, den die Korporation beim Verkauf der ausgeführten Waaren erzielte, nur um $7^1/_2$ Prozent unter den Sätzen blieb, die bei den Inlandaufträgen galten. Solches Zeugniß kann unser Stahlwerkverband sich nicht ausstellen. Warum fürchten die Gary und Schwab nun die Abtragung der Zollmauer? Bei wachsender Ueberproduktion wird die geschäftliche Prognose immer unsicherer. Das ists. Der Schutzzoll bietet eine sichere Stütze. Man ist wenigstens gegen Eroberergelüste des Auslandes gedeckt. Aber ob die industrielle Organisation so fest ist, daß sie das freie Spiel der Kräfte ertragen kann, ohne Schaden zu leiden? Niemand weiß es. Da gehts ungefähr wie auf dem Kampfplatz internationaler Politik. Die Waffentechnik hat Wunder gewirkt, die Rüstung ist von kaum noch zu steigernder Festigkeit, an Zahl ist das Aeußerste aufgeboten: aber keins der Ungethüme hat so recht den Muth, anzufangen. Alle fürchten den modernen Krieg als etwas Unbekanntes, das gräßliche Ueberraschungen bringen könnte. Aehnlich sind die Stimmungen aber auch im Machtbereich des Wirthschaftkörpers. Die Produktion ist, unter der schützenden Hülle des Schutzzolles, bis an die Grenze des Möglichen gesteigert worden. Das Inland ist saturirt und wird durch die Träger der Monopole „zusammengehalten". Giebt man nun die Bahn zum Kampf Aller gegen Alle frei, so werden die Konkurrenten zunächst ihre bis unter das Dach angefüllten Arsenale gegen einander entleeren. Und die im Treibhaus gesteigerte Produktivität jedes der großen Industriestaaten bietet die Möglichkeit, den wirthschaftlichen Krieg intensiv wie extensiv bis zur äußersten Grenze zu führen. Daher die Furcht vor der Beseitigung der Zölle, die, wie Carnegie ganz richtig sagt, längst ihre ursprüngliche Bedeutung als „Erziehungmittel" eingebüßt haben. Ihren Zweck, die Industrie groß und konkurrenzfähig zu machen, haben sie erreicht. Die Industriellen aber wollen sich von der Milchflasche nicht trennen, weil sie, ohne dieses nothwendige Requisit der ersten Kinderjahre, zu verhungern fürchten. Man soll Schutz- und Finanzzölle scharf von einander scheiden und endlich einsehen, daß Schutzzölle nicht für den Fiskus, sondern nur für werdende Industrien nöthig sind. Die Hauptsache: Europa könnte die Revision der Zolltarife kaum lange aufschieben, wenn Amerika den Anfang damit machte.

Google

Die deutschen Montankönige wollen natürlich die Beseitigung der Eisenzölle eben so wenig wie die Kollegen in Pittsburg und Chicago. Als Vertreter des Stahlwerkverbandes, der reinen Walzwerke und der preußischen Regirung über die Möglichkeit verhandelten, die Lage der Walzwerke zu bessern, wurde an die Aufhebung der Roheisen- und Halbzeugzölle nicht ernsthaft gedacht. Wie könnte die Regirung den Zolltarif antasten? Schon der Gedanke wäre eine Blasphemie. Bei uns handelt sichs zunächst nicht um das Niederreißen aller Zollschranken, sondern nur um die Aufhebung der Roheisen- und Halbzeugzölle. Um die hatten reine Walzwerke und Martinwerke das Reichsamt des Innern vor einigen Monaten in einer Denkschrift ersucht. Es war das ultimum refugium nach einem Leben drückender Abhängigkeit von der „humanen" Geschäftspolitik des Stahlwerkverbandes. Wer die Achtung der „deutschen Volksseele" vor staatlichen Schöpfungen kennt, kann ermessen, welche psychischen Widerstände zu überwinden waren, bevor der Entschluß zu öffentlicher Opposition gegen die Eisenzölle gereift war. Dann gingen die Verschworenen ans Werk. Der Tyrann Stahlwerkverband aber zog aus seiner Toga zwei umfangreiche Rollen, auf denen sich die „gewichtigen" Argumente contra verzeichnet fanden. Der Stahlwerkverband fürchtet von der Beseitigung der Zölle auf Roheisen und Halbzeug eine „außerordentliche Gefährdung der deutschen Eisen- und Stahlindustrie", obwohl er weder die gesammte Eisen- und Stahlindustrie in sich vereinigt noch daran gedacht wurde, alle Zölle, also auch die auf Fertigfabrikate, aufzuheben. Der Stahlwerkverband hat mit dem amerikanischen Stahltrust nichts gemein. Das Moralische versteht sich immer von selbst. Aber ihm fehlt vor Allem das Selbstbewußtsein, das den Stahltrust groß gemacht hat. Freilich ist dieses Manko nicht allein dem Stahlwerkverband zuzuschreiben. Er war niemals mehr als ein Torso, da er auf die Syndizirung des Stabeisens verzichten mußte. Diese Halbheit hat ihn ängstlich und tyrannisch gemacht. Die Angst war die Ursache der Schleuderverkäufe von Halbzeug im Ausland; und der Terrorismus zeigt sich in der Behandlung der inländischen Abnehmer, die sich die Gewährung von Ausfuhrvergütungen als eine Gnade gefallen müssen und gezwungen sind, auch in schlechten Zeiten Hochkonjunkturpreise zu zahlen. Die publizistische Vertretung des Stahlwerkverbandes aber wird mehr nach dem Prinzip temperamentvollen Dreinschlagens als nach den Grundsätzen sachlicher Widerlegung besorgt. Deshalb hat der Verband, bis ins konservative Lager hinein, eine „schlechte Presse". Die Abwehr des von den reinen Walzwerken unternommenen Feldzuges war auch nicht gerade imposant. Was fürchtet der Verband? Daß Amerika und England sich auf den deutschen Märkten einnisten. Ja, wenn die Fracht von drüben nach unseren Absatzgebieten nicht wäre, ließe sich über diese Sorge ernsthaft reden. Oder will der Verband etwa auch nach der Aufhebung der Einfuhrzölle seine alten Preise behalten? Dann würden ihm Yankees und Engländer freilich die Kunden wegnehmen. Die Abschaffung der Zölle soll dem Stahlwerkverband ja aber gerade die Möglichkeit zu Preisherabsetzungen und damit das Mittel zur Abwehr einer anglo-amerikanischen Invasion schaffen. Noch weiß man nicht, ob Carnegie seinen Plan durchsetzen wird. Vermag ers, dann müssen die anderen Industriestaaten folgen. Deutschland vornan. Denn gegen die zum Freihandel vereinten Kräfte von Amerika und England kann sich auf dem Weltmarkt des Eisen- und Stahlgewerbes auch der Stärkste nicht lange behaupten. Ladon.

Google

Monarchengeburtstag.

Bei all Denen, die Euch Königen Gewänder oder Werke aus Erz und Gold oder Etwas von anderen Schätzen der Art zu bringen pflegen (an denen sie selbst Mangel haben, Ihr aber reich seid), schien es mir immer ganz offenbar, daß sie nicht ein Geschenk bringen, sondern Handel treiben. Ich aber glaubte, das für mich, den Geber, und für Dich, den Empfänger, passendste Geschenk würde sein, wenn ich Dich zu der Erkenntniß bringen könnte, nach welchen Beschäftigungen Du streben und welche Handlungen Du vermeiden müssest, um des Staates und der Regirung am Besten zu walten.

Bei den Herrschern fehlt es, wenn sie zur Herrschaft gelangt sind, an Ermahnung, denn die meisten Menschen kommen nicht in ihre Nähe. Die aber mit ihnen verkehren, verkehren zu eigenem Vortheil und Vergnügen mit ihnen.

Schließe Dich den Verständigsten in Deiner Umgebung an und berufe von ihnen so viele, wie irgend möglich ist. Denke nicht, daß Du Einen von den Dichtern oder Gelehrten, die in hohem Ansehen stehen, unversucht lassen dürfest, sondern werde der Einen Zuhörer und der Anderen Schüler.

Mache Dich zum Richter Derer, die weniger, und zum Nacheiferer Derer, die mehr sind als Du.

Je mehr Du den Unverstand der Anderen verachten lernst, desto mehr wirst Du Deinen eigenen Verstand üben. Damit müssen alle Herrscher anfangen, die ihre Pflicht thun wollen.

Außerdem aber muß man die Bürger und den Staat lieben; denn weder Pferde noch Hunde noch sonst Etwas kann man recht beherrschen, wenn man nicht Freude an Dem hat, wofür man sorgen soll.

Die Götter sollst Du ehren, wie es Deine Ahnen thaten; für das schönste Opfer aber und für den höchsten Gottesdienst halte: wenn Du Dich so gut und so gerecht wie möglich erweisest.

Zu Freunden nimm nicht Solche, mit denen Du besonders angenehm leben, sondern Solche, mit denen Du den Staat am Besten verwalten kannst.

Prüfe genau Alle, die um Dich sind, und wisse, daß Alle, die nicht in Deine Nähe kommen, glauben werden, Du seist Denen gleich, die mit Dir umgehen.

Beherrsche Dich selbst nicht minder als die Anderen und fühle Dich dann erst wahrhaft königlich, wenn Du über Deine Launen mehr Herr bist als über Deine Unterthanen.

Verlange nicht, daß die Anderen sparsam seien, so lange sie sehen, daß die Könige in ungeordneten Verhältnissen leben.

Achte stets auf Deine Reden und Handlungen, damit Du so selten wie möglich Fehler machest.

Suche zwar so lange wie möglich Dir und dem Staat den Frieden zu

Google

erhalten; wenn Du aber genöthigt wirſt, Dich in Gefahr zu begeben, dann ziehe den Tod in Ehren einem ſchmachvollen Daſein vor.

Bei allen Handlungen erinnere Dich, daß Du König biſt.

Die Menſchen, die Verſtand haben und weiter ſehen können als die Anderen, halte hoch und in Ehren; ſei überzeugt, daß ein guter Rathgeber das nützlichſte und gerade einem Monarchen am Meiſten zu wünſchende von allen Gütern der Welt iſt, und glaube, daß die Männer, die Deine Charakterbildung fördern, auch Deine Herrſchaft ſichern.

Das war es, was ich Dir nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen zu ſagen hatte. Eine beſcheidene Gabe, die ich Dir widme. Nun ſorge dafür, daß Dir die Anderen nicht die üblichen Geſchenke bringen. Sind es doch Dinge, die Ihr Herrſcher viel theurer von den Geſchenkbringern kauft, als ſie von den erſten Verkäufern ohne ſolche Vermittler zu haben wären.

Dieſe Worte richtete, im vierten vorchriſtlichen Jahrhundert, Iſokrates, der „König der Rhetorik", an Nikokles, der nur König von Kypros war. Derſelbe Iſokrates, der mit ſeiner Publiziſtik ſo ſtark auf den Makedonenkönig Philipp gewirkt und die ganze Wucht ſeines Temperamentes an die Bewältigung der großen Aufgabe gewagt hat, Hellas zum Kampfe wider die Barbaren zu einen. Der Befehder der Tyrannis; der erbarmunglos grauſame Feind aller Schmeichler und Kriecher; Einer, der ſich zu Schmeichelrede ſelbſt nur erniederte, wenn der hohe Zweck (die Abſicht, pädagogiſchen Einfluß auf die Perſon des Regirenden zu gewinnen) ihm das ſchlechte Mittel heiligte. „Faſt iſts luſtig, zu ſehen, wie wenig im Lauf zweier Jahrtauſende, ſo oft das Kleid des Körpers und der Sitte nach neuem Zuſchnitt geändert wurde, Welt und Menſchen im Innerſten ſich gewandelt haben. Oder traurig? Die Antwort wird von der Gemüthsfarbe des Betrachters beſtimmt. Die Könige ſind noch immer von den ſelben Gefahren bedroht und das Hofgeſinde hat ſich im Weſentlichen die alte unheilvolle Macht erhalten. Iſokrates war zu ſchüchtern und ſtimmlich zu ſchwach, um mit der Gewalt der Rede auf eine Menge wirken zu können; iſt mit Recht aber, trotzdem ſeine „Reden" nur geſchrieben und geleſen, nicht geſprochen und gehört wurden, der „Stimmführer der Nation" genannt worden. Die Zeit, da man ihm banauſiſche Schulweisheit vorwarf, ihm nachſagte, er treibe Schreibtiſchpolitik, und den Sohn des Flötenfertigers nicht zu den „ernſthaften", den „praktiſchen" Politikern zählen wollte, iſt vorbei. Die Lehre, die er dem Kyprerkönig als Feſtgabe ſpendete, iſt noch heute beachtenswerth. Auch die Thatſache, daß Nikokles ſich dankbar erwies: er hat (wie Plutarch erzählt) dem kühnen Kritiker Iſokrates, um deſſen Verdienſt zu lohnen, eine Summe überſandt, die nach unſerer Rechnung hunderttauſend Mark betrüge. Im vierten Jahrhundert vor Chriſtus gab es alſo einen Monarchen, der auf einen Publiziſten hörte und dankbar dafür war, daß der Mund dieſes Einen ihm Wahrheit ſprach.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernſtein in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 30. Januar 1909.

Jungfernopfer.

Soll ich heirathen? Vor Siebenzehn? Es ginge, sagt der Kammergerichts-referendar, der den hübschen Schmiß überm rechten Nasenflügel hat und so gut Schlittschuh läuft. Bei Schilling habe ich ihn neulich mal ganz ernsthaft konsultirt; schon um ihn von dem ewigen Gerede über die Klinger-Ausstellung abzubringen, aus der wir kamen und die doch ein Bischen sehr nackigt ist. Und weil er auf dem Eis immer stöhnt, eigentlich dürfe er gar nicht laufen, denn er stecke im Assessor-Examen. Gleich schnurrte er was herunter, um seine Tüchtigkeit zu zeigen, und schrieb mirs dann auf; für alle Fälle. „Viertes Buch. Familienrecht. Erster Abschnitt, zweiter Titel. Paragraph 1303. Ein Mann darf nicht vor dem Eintritt der Volljährigkeit, eine Frau darf nicht vor der Vollendung des sechzehnten Lebensjahres eine Ehe eingehen. Einer Frau kann Befreiung von dieser Vorschrift bewilligt werden. Paragraph 1305: Ein eheliches Kind bedarf bis zur Vollendung des einundzwanzigsten Lebensjahres zur Eingehung einer Ehe der Einwilligung des Vaters, ein uneheliches Kind bedarf bis zum gleichen Lebensalter der Einwilligung der Mutter." Das mitaufzuschreiben! Bodenlos frech. Dann kam noch Einiges über Erbeinsetzung; ein verärgerter Vater könne das Testament so machen, daß der Schwiegersohn „nicht an die Pinke 'ran kann". Bei uns gehe es in vier Theile, und wenn Papa jetzt auch an Otavi und Auer einen Klotz verdiene, müsse ich doch bedenken... Ich muß ihn wohl sonderbar angeguckt haben, denn er verstummte und stieg in die Melange. Glaubt Der am Ende? Für so verdreht hielt ich ihn nicht. Aber fein, wie unsere Herren Bescheid wissen. Professor Schwenke, der Taillendoktor, hat schon Recht: „Jeder, der einmal bei dem Vater heirathfähiger Töch-

Google

ter getanzt hat, führt vom nächsten Tag an über Soll und Haben des Hausherrn Buch, und wenn Sie Abkühlung merken, hat der Papa sicher schief gelegen." Tröstlich. Zum Glück hat man keine Illusion mehr. Also: es ginge. Den Vorzug, ein eheliches Kind zu sein, spüre ich nun. Mama wäre der Gedanke, Schwiegermutter zu werden, unausstehlich. Wenn sie allein zu bestimmen hätte, würde ich noch babyhaft frisirt, ohne Ondulation, trüge höchst fußfreie Kleidchen und dürfte bei Diners nicht mit am Tisch sitzen. Ich habe lächerlich jung geheirathet, sagt sie (fast Zwanzig: Das soll lächerlich sein!), und wundere mich selbst noch oft darüber, daß ich ein so großes Mädel im Haus habe. Danach kommt die Erzählung, daß wir in Pontresina von allen Leuten für Schwestern gehalten wurden (nämlich vom Hotelportier, vom Restaurantkellner und von einer etwas schäbigen Baronin, die unsere Buben den Mitesser nannten), und pünktlich der Schluß: „Geh zu Fräulein, Küken!" Gott, ich kanns ihr nicht übelnehmen. Wer noch so aussieht! Es dauert ja, mit Gesichtsmassage, Friseur, Manicure und dem Uebrigen, vormittags ein Bischen lange; aber mit ihrer Figur und dem ungepudert scheinenden Gesicht ist sie, wenn dem Haar der Kastanienglanz verschafft ist, noch immer die Schönste. „Nur nichts Künstliches": ist ihre Parole; „die Weiblichkeit muß der Natur nah bleiben". Na, schließlich gehören Perlen, Silberfüchse, Teagowns, Haarbalsam, Zahnbrücken und Brillanten ja auch zur Natur. Und leicht kann der Uebergang ins alte Register nicht sein. Um so schwerer, je länger man ihn aufschiebt. Nach Fünfundzwanzig ists doch aus. Unsere Herren reißen sich freilich gerade nach Denen, die Dreißig oder noch dahinter sind. Da wird auf Eleganz und mondäne Manieren, bei uns nur auf das Vermögensobjekt gesehen. Mama würde Schwierigkeiten machen. Mit dem Papa werde ich sicher fertig. Wenn ich ihm nicht Einen präsentire, der ganz unpräsentabel ist: schlechte Familie, unerschwingliche Schulden oder schon gesessen. Fällt mir nicht im Traum ein. Alles Andere setze ich durch. Schwer, aber sicher sogar einen Künstler oder Witwer mit Kind.

„Statt jeder besonderen Meldung." Annemarie meint, es wäre heller Blödsinn. Warten. Hübsch langsam aussuchen, weils ja länger schmecken soll als eine Wintercalville. Nur nicht übereilen; wer weiß, ob das Beste nicht nachkommt? Und mit ihm die Reue? „So lange wie möglich die Freiheit genießen." Das klingt recht schön; stillt aber meinen Hunger nicht. Was für Freiheit habe ich denn? Fräulein ist nett, manchmal beinahe munter und stets bemüht, auf meine Ideen einzugehen. Wenn sies nur nicht thäte! Wenn sie mir lieber von ihrem Leben erzählte! Dann flöge sie aber. Nicht mal ihren Verlobungring darf sie tragen. „Das führt leicht zu Fragen, die ich in meinem

Google

Haus vermieden wünsche. Domestiken sollen sich geschlechtlos geben.“ Dabei ists ein Ingenieur. Von ihm und von Allem, was die Beiden durchgemacht haben und für die Zukunft planen, mir erzählen zu lassen, wäre das Natürlichste. Der Krach dann! An eine Neue könnte ich mich nicht mehr gewöhnen. Diese Fräuleins sind immer dabei. Gräßlich; für sie auch. Seit ich denken kann, war ich fast nie allein. Ohne Wärterin scheints in unseren Kreisen nicht zu gehen. Als ob man gleich Unfug triebe, wenn man mal nicht „unter Obhut“ ist. Wie ist dagegen die blonde Trude aufgewachsen, die voriges Jahr im Hotel Weimar über uns wohnte! Halbe Tage einsam auf dem Feld oder weit hinter dem Bruder, der den Gaul auf Teufelholen antrieb (und als Dragoner avantageur dann auch richtig den Schenkel brach). Zu Haus so gut-wie unbeaufsichtigt, weil die Mutter auf dem großen Hof alle Hände voll zu thun hatte, und auf langen Wegen zu Besuch oder Unterricht nur mit dem Kutscher. Das nenne ich Freiheit. Die ist aber auch gesund und natürlich; mit ihren Zweiundzwanzig wie ein Kind neben mir. Viel einfacher und praktischer. Von tausend Dingen, die Unsereinem alltäglich sind, hat sie freilich nicht die blasseste Ahnung. Ich habe mich ins Leben hineingeträumt, sagt sie, und finde nun, daß es in der Wirklichkeit ungefähr aussieht wie im Traum. Die kann lachen. Zum Träumen kam ich kaum. Nach der Nurse-Governeß hatten wir eine Französin; dann wieder was Englisches (Miß Flamingo genannt, weil sie solchen Hals und Kopf hatte); und jetzt halten wir in der Schweiz. Keinen Schritt soll man allein thun. Trude wollte es nicht glauben. „Die wachthabenden Fräulein sind doch auch allein aufgewachsen, in allerlei Ländern und Häusern herumgestoßen worden und gelten doch als so zuverlässig, daß man Euch ihnen anvertraut.“ Stimmt. Das ist aber für Menschen von Mamas Schlag was Anderes. Bezahlte Leute, die nicht mit uns rangiren. Vor dem ältesten Schwager, der hoch in den Sechzig ist, ließe sie sich nicht so sehen, wie sie sich jeden Morgen vor den Dienern zeigt. Weil ich als dummes Balg mal der Miß Flamingo um den langen Hals gefallen war, wurde ich eine Woche lang wie eine verdorbene Frucht behandelt. Von früh bis spät zusammensein und doch immer Distanz halten. So wirds verlangt. Und nie gefragt, ob mans auch aushält; ob man zum Wachsen nicht ein Bischen Einsamkeit braucht und auf die Dauer nur Menschen erträgt, denen man sich ganz geben kann, ohne getadelt zu werden.

Wie die Gefangenen sind wir. Auch so listig. Was erfindet man nicht, um mal ohne Aufsicht zu sein! Am Leichtesten gehts noch, wenn unser mehr sind. Dann freuen die Fräulein sich der Plaudergelegenheit und wir sind den Chaperon ein Weilchen los. Wer da horchte, würde sich wundern. Ich selbst

Google

bin noch manchmal starr. Jeder Skandal wird durchgehechelt; und die Mädel wissen Alles, trotzdem sie immer am Gängelband waren. Für Manche ists wohl nöthig. Manche sind so. Tolle Geschichten. Eine ist neulich im Ballkleid nach Elf mit einem Lieutenant im Garten gewesen und Zwei haben ihre Gouvernanten bei Miericke versetzt und Einen von der Börse in seiner Wohnung besucht; nicht lange, sagen sie, und er habe sich sehr anständig benommen. Jedesmal giebts Etwas von der Sorte. Und das Hauptthema ist immer: Was die Herren gesagt haben. Das geht aber auch über die Puppen hinaus. Dem Ersten, den ich als Tischherrn hatte, kehrte ich noch vor dem Geflügelgang halb den Rücken, weil ich die Frage, warum ich, die sich doch schon sehen lassen könne, noch à l'enfant ausgeschnitten gehe, ordinär fand. Die Aelteren lachten, als ichs, nach einer durchheulten Nacht, erzählte. Nach und nach gewöhnt man sich dran und wird fast sprachlos, wenn Einer anders ist. Einer, der nicht auf die Verlobung hinsteuert. Die sind ja meist korrekt. Oder ganz frech; mit der Absicht, durch Kompromittirung das einträgliche Geschäft zu beschleunigen. So ists Käthe gegangen. Den Eltern paßte ein Doktor aus der Möckernstraße nicht und sie kam mir auch nicht verliebt vor. Er aber verstand, sich neben ihr zu affichiren; und eines Abends waren Beide nicht zu finden, als zu Tisch gebeten wurde, und ihr Herr und seine Dame mußten fünf Minuten lang auf die Vermißten warten. „Wir haben im Musikzimmer den neuen Rodin angesehen." Da mußte es sein. Jetzt wohnt der Doktor sehr nobel und der alte Cohn zwingt Alle, die von ihm abhängig sind, sich von dem Schwiegersohn behandeln zu lassen. Aber Käthe sieht nicht glücklich aus, ist alle paar Wochen elend, schon zweimal operirt und gehört zu den Beispielen, die Annemarie anführt, wenn sie über den Text predigt: Genieße die Freiheit! Schöne Freiheit. Ob wir von Natur so eklig sind, daß man uns an der Kette halten muß, oder ob wir erst durch die Gefangenschaft so gräulich werden, weiß ich nicht. Auch noch nicht, ob nur die Herren daran schuld sind, daß in jedem Ballsaal schmutzig gewitzelt wird. In England, wo Keiner was dabei findet, wenn junge Mädchen und Männer auf dem Fluß allein sind oder zusammenreisen (bis nach Egypten, sagt Peter, der in Oxford war), ist solcher Ton unerhört. Woran liegts? Sicher ist nur, daß ichs ohne Schaden nicht mehr lange aushalte.

Trotz Allem, was mir „geboten" wird". Das ist wirklich viel. Seit ich Sechzehn bin, habe zwei Zimmer für mich und Mamas abgelegte Schlafstubenmöbel (von Pfaff; damals das Feinste und noch heute pompös). Kleider, Hüte, Pelz aus den ersten Geschäften und Schmuck, den ich noch gar nicht tragen darf; nur ansehen und neidischen Freundinnen zeigen. Immer das Auto vor

Google

der Thür. An Bildung das Menschenmögliche, Französisch, Englisch, Italienisch, Literatur- und Kunstgeschichte, Klavier, Gesang, Komposition; und schon der sechste Cyklus vortragender Professoren. Konzerte, Oper; außer der Walküre, Carmen, Tristan und Salome so ziemlich Alles (aber die Komische noch nicht). Von Schauspielen nur, was „für ein junges Mädchen paßt". Also nicht die Modernen, nicht Faust (wo Kainz so ulkig sein soll), von den Kammerspielen nur Clavigo und natürlich weder Metropol noch Residenz. Dabei brauche ich nur meine kleine Treppe hinunterzuklettern, um von allen verbotenen Früchten zu kosten. All die Bücher, die ich nicht kennen darf, liegen da herum, Romane, Dramen, Zeitschriften, und Fräulein kann ihre Nase nicht immer in mein Buch stecken. Die Hauptsachen hat man ja schon aus den Kritiken erfahren. Und von „Occupe-toi d'Amélie" (das in Paris viel toller sein soll) und von den Kostümen der Metropoldamen erzählen uns die Herren. Das wird im Winter geboten. Außerdem Sankt Moritz oder mindestens Oberhof mit Schneesport. Und jetzt auch Gesellschaftliches. Dreimal in jeder Woche Gäste mit acht Gängen, zwei Hausbälle und ein Maskenfest mit Souper an kleinen Tischen. Vorher giebts jedesmal häuslichen Krieg. Unter einer Excellenz thut die Mama es nicht gern, Berühmtheiten gehören auch dazu, die Geschäftsfreunde, die für die Abfütterung fällig sind, „stimmen eigentlich nicht zu unserem Milieu", und wenn Einer mit Namen oder Titel absagt, ist sie außer sich und peinigt ihn so lange am Telephon, bis er verspricht, wenigstens spät noch anzutreten. „Die Meisten kommen ja nur, um Sie zu sehen!" Zehn Minuten danach hört ein Anderer den selben Flötenton. Der aber fast überall wirkt. Uebrigens fühlen die Leute sich bei uns wohl. Viel Raum, wenig Musik (nie ganz werthlose), Essen erster Klasse und kein Weinschwindel; auch von Schloßabzügen sind auf Wunsch zweite und dritte Gläser zu haben. Anderthalb Stunden und länger bei Tisch; wenn ich schlecht sitze, scheint mirs endlos. Daß mans jeden Abend erträgt! „Bei uns dauert ein Diner nie länger als vierzig bis fünfzig Minuten", sagte mir, zur Rechtfertigung, neulich ein Gesandtschaftsekretär. „Bei uns": da hatte ichs. Bildet Euch nicht etwa ein, daß Ihr zu uns gehört! Warum verkehrt man mit solchen Leuten? Warum lebt man überhaupt so, wie wir leben? Immer auf der Menschenjagd. In Rom, Ostende, Madonna di Campiglio, Noordwijk. Immer mit den selben Ansprüchen auf Komfort und Amusement. Weil man nicht anders leben kann, wenn mans erst gewohnt ist. Darum möchte ich so bald wie möglich aus dem Käfig.

Nicht in die Hütte für liebende Paare. Brr! Das ginge nicht mehr; nicht mal Gartenhaus oder Vorort für bessere Beamte. Nur keine Selbsttäuschung. Romantik mit der Pflicht zur Sparsamkeit würde mir schlecht be-

Google

kommen. Das ist verpaßt. Germanistik studiren, einen Literaturprofessor mit heißen Augen und grauem Schläfenhaar heirathen, ihm selbst Kaffee und Rührei machen, im Waarenhaus Konserven kaufen und sich von Ostern an auf Saßnitz oder den Ferienzug nach Tirol freuen: diese Ideale ruhen neben der Schulmappe. Keine von uns ist so schrullig. Unsereins bleibt Luxuspflanze oder geht ein. Die große Liebe hülfe nicht. Davon hat man zu viel gehört und gelesen. Entweder plagt der Mann sich im Geschäft und auf Reisen so, daß die Frau nichts von ihm hat, oder er wird brutal, trinkt, vernachlässigt sich, riecht nicht gut, schnarcht oder trägt wollenes Unterzeug. Man ist zu solchem Scharfsinn für alles Aeußerliche dressirt! Brillantine aus einer alten Flasche, eine speckige Stelle am Smokingärmel, Guttaperchaplomben, eingewachsene Daumennägel: unter solchen Eindrücken stürben sämmtliche Gefühle. Wie ein Herr zurechtgemacht sein muß, morgens und abends, auf dem Tennisplatz, zu Pferd, in Gesellschaft, im Winter und im Sommer, wissen die Vierzehnjährigen heute genau. Alles Männliche ist jetzt auch gut soignirt; Quartalsseifer (wie Grünfeld sagt) kommen bei uns nicht vor, und wenn Dir irgendwo Auge oder Nase beleidigt wird, sinds sicher Genies. Die man noch einladet, aber nicht mehr heirathet. Nie ist Einem der Gedanke gekommen, daß man Etwas nicht kaufen könne, weils zu theuer ist. Von der Puppenstube mit elektrischem Licht und dem Grammophon mit Caruſoplatten bis zum Steinway und zum Hundehalsband mit abgetönten Perlen hat man Alles erlangt, was das Herz begehrte. Das sollte plötzlich aufhören? Die bloße Vorstellung, auf Taxameter und Straßenbahn angewiesen zu sein, Dutzendkleider zu tragen, im Parquet zu sitzen und occasions nicht mitnehmen zu dürfen, macht mir eine Gänsehaut. So weit reicht mein Heroismus nicht. Dazu bin ich nicht erzogen. Und was man doch nicht können wird, soll man nicht erst versuchen. Du wirsts Schwachheit schelten und abscheulich finden, Helen; kommst aber auch aus anderem Boden. Wenn Du mich seufzen hörst, könntest Du glauben, ich wolle in Einfachheit und habe Leidenschaftliches vor. Keine Spur. Dir mag ich nicht lügen. Ich bin kühl bis ans Herz hinan und will beim Fortgehen auf keins der guten Dinge, die ich hier habe, verzichten. Nur eben weg will ich.

Um nicht noch kälter zu werden oder mich selbst verachten zu lernen. Dazu wäre ich auch wieder nicht stark genug. Und kommen würde es. Trotz Aufsicht und Wohlerzogenheit. Bitte: darüber ist gar nicht erst zu streiten.

Was hat man denn? Was Einem „geboten wird". Wers so unentbehrlich findet wie ich, muß es dankbar schätzen. Jeder Halt fehlt aber; auch jede Wärme. Der Papa ist nie unfreundlich zu mir gewesen und würde mir alle nicht vollkommen verrückten Wünsche erfüllen. Im Grunde weiß er so wenig

Google

von mir wie ich von ihm. Wenn er nicht zu Aufsichtrathssitzungen oder sowas reisen muß, sehe ich ihn abends (er frühstückt nach der Börse mit Kollegen); zehn Minuten vor Tisch. Das ist Hausordnung. Sind die Eltern eingeladen oder bei uns Gäste, so wird die Zeit für die Kinder ein Bischen knapper. Kuß auf die rechte Backe. „Bist Du munter?“ Lob des Anzugs, Frage nach den Freundinnen, ein paar Späßchen; die Buben wollen auch ihren Theil. Essen wir allein, so gehts eilig; Geschäft, Politik, Verwandtschaft, Theater. Intim wirds nie. Nicht ein einziges Mal hat der Papa ernsthaft mit mir gesprochen; dazu wäre er wohl auch nicht frisch genug, wenn er von Halbneun bis Halbsieben vom Haus fort war. Und worüber denn ernsthaft mit einem Kinde, das Alles im Ueberfluß hat? Er könnte sichs gewiß nicht denken; ich erst recht nicht. Aber er ist mir ganz fremd. Der gute, freundliche Mann, der sich abquält, um das viele Geld zu verdienen, das wir verbrauchen, und uns Vieren noch einen ordentlichen Haufen mit auf den Weg geben zu können. Das ist er mir; nicht mehr. Auf Familienreisen sehen wir ihn ja länger. Da hat man sich aber mit Bekannten verabredet (andere Reisen wären langweilig) und lebt eher noch „geselliger“ als in Berlin. Das Beste auf die Tafel und Autoausflüge mit Leuten, neben denen man sich gern zeigt. Mittag, Thee, Abendessen: immer „im kleinen Kreis“. Also auch keine Gelegenheit zur Annäherung. Das ist gar keine Ausnahme. So sind fast alle Papas, von denen ich höre. Sie wollen, daß wirs gut haben, daß uns nichts fehle, daß wir hübsch aussehen und einen geachteten Mann bekommen; für ein stockernsthaftes Gespräch mit ihren Töchtern fänden sie kaum den Ton. Ueber Mama habe ich schon geredet. Die ist verweisend, mahnend, bildend, mild oder streng, sehr sorglich, versäumt nie, zum Gutenachtwunsch noch ans Bett zu kommen oder sich vor der Abfahrt im Staat zu zeigen; bleibt aber ein schöner Gletscher. Selbst wenn sie sich bemüht, zärtlich zu sein, fliegt ihr Blick über uns hin. Lieber würde ich noch dem Papa Etwas aus dem Innersten beichten als ihr. Sie hat auch ganz andere Interessen. Namhafte Menschen heranziehen, ein Haus machen, an vornehmen Veranstaltungen mitwirken, über das Tagesthema ein Bischen mehr wissen als der Durchschnitt; meine Aufgabe, sagt sie, ist, ästhetische Kultur im Engsten zu schaffen. Ob sie wirklich den Baumeister geliebt hat? Die Jungen habens aus dem Gymnasium gebracht; einen ganzen, angeblich stadtbekannten Roman mit dem Sieg der Pflicht über die Leidenschaft in einem halb gebrochenen Herzen. Die Sekundaner haben überhaupt Alles am Schnürchen. Sämmtliche „Verhältnisse“. Vorgestern mußte ich Bob, den Frechdachs, herauswerfen, weil er mir durchaus von einer rothhaarigen Schönheit aus Arkadia erzählen wollte, mit der drei Viertel unserer Tänzer befreundet seien. Familienleben.

Google

Herausgeworfen habe ich ihn, weil er ein dummer Junge ist; nicht wegen der Erzählung. Solche Geschichten hört man täglich und würde für eine Gans gehalten, wenn man sich wunderte. Wer die aschblonde Sängerin jetzt hat und mit wem die Schlangentänzerin in Monte war: Das sind so die Themata. Wer nicht stillhält, wird selbst verklatscht. Unangenehm bin ich nur noch einmal geworden: als Einer mir über Papas Nebenwege berichten wollte. Das ging mir doch über den Spaß. Mary und Gabriele, denen ichs brühwarm brachte, meinten, ich sei ein richtiger Philister. Das wäre ja furchtbar amusant geworden und sie würden gleich versuchen, es noch herauszukriegen; der Direktor, der ihnen eben geschildert habe, wie die Desmonds früher auftrat und daß sie bis auf die Beine tadellos sei, werde ihnen nicht ausweichen. So gehts zu. Ueberall derselbe Grundton. Und die Familientöchter werden eben so ausgezogen und sezirt wie die Damen aus den Rauchtheatern. Noch ists kein Jahr, seit ich in dieser Luft bin. Aber ich merke schon, wie sie wirkt. Wenn mir nun wirklich mal ein Herr gefällt? Und auch ohne solches Malheur kommt man herunter. Wie oft hat mir Eine zugetuschelt, sie habe sich küssen oder den Arm drücken lassen! Das giebt nach und nach harte Haut und verdirbt den Herzteint. Am Ende hat man dann nicht mehr freie Wahl und muß nehmen, was sich bietet. Das wäre das Letzte. Ich will wählen. Junges Mädchen war ich lange genug, um zu wissen, daß von zehn unserer Courmacher acht Ferkel sind. Ich will rasch heraus.

Der Verstand soll wählen. Ohne Illusion. Die Klarheit, die man so früh erlangt hat, ist theuer bezahlt und muß wenigstens Nutzen bringen. Fast Jeder, der sich meldet, hat geliebt und Verhältnisse gehabt. Anders kann es wohl nicht sein; ich verlange nur, daß mir nicht davon erzählt wird und daß ichs nicht merke. Vor Schwätzern graut mir. Die machen auch unser Bischen Reiz zum Gesprächsstoff, wenn sie bei Denen sind, die man nicht erst heirathet. Einen Armen mag ich nicht; weil es persönlich entwerthet und weil wir dann doch nicht zu richtiger Ueppigkeit kämen. Die brauche ich. Ein Krösus wird nicht verlangt. Aber Fünfzigtausend muß er im Jahr sicher beisteuern. Ungefähr aus unserer Schicht sein. Drunter: dann schämt man sich; drüber: dann plustert er sich auf, plättet an den Manieren 'rum und macht Einen mit Vergleichen („bei Euch" und „bei uns") muthlos. Deshalb kein Offizier; schon wegen des Körperlichen ist es mir sonst die liebste Sorte. Der aber wäre drüber und nähme mich nur im Nothfall. Auf achtbaren Namen wird gesehen und Hauptbedingung ist gute Erscheinung. Nicht hübsch, aber männlich. Denn ich will zwei nette Kinder und mich vor dem berüchtigten Glück der Ehe nicht ekeln. Sei nicht so entsetzt! Ich will sein, was ich geworden bin und hier werden mußte; alles Andere gelänge ja doch nicht. Die Welt ist nicht so blau, wie sie

Google

uns in der Kinderstube gepinselt wird. Daher der Schreck, wenn wir beim ersten Schritt erkennen, wie es in der Wirklichkeit um Treue, Edelmuth, Liebe und die übrigen schönen Antiquitäten bestellt ist. Wenn man uns wenigstens fromm gelassen oder gemacht hätte! Das wird aber spätestens nach der Einsegnung weggebeizt, und wer noch was Sichtbares davon behält, wird zum Stichblatt. Okkultismus ist interessant, Geisterglaube kann verziehen werden; Religion ist fauler Zauber. Da bleibt nicht viel. Alle lügen; und müssen lügen. Wir noch dicker als die Männer. Ich habe es satt. Vor Siebenzehn.

Bis Ostern ist Zeit zum Aussuchen. Beim Papa mache ichs und gegen Mamas Widerstand giebts Mittel. Im Herbst kann es losgehen. Kein Fräulein und kein Zwang zur Verstellung. Das wird famos. Dann ist nichts mehr zu fürchten und zu verlieren. Ich kann mich geben, wie ich bin, lesen, sehen, hören, was mir gefällt; und die Männer werden vorsichtiger und uneigennütziger. Endlich allein! In anständigem Sinn. Der Herr Gemahl hat seinen Beruf und man lebt zum ersten Mal für sich und nach seinem eigenen Geschmack. Für einen Anderen zu leben, hat man uns ja nicht beigebracht. Eher abgerathen. Die Eltern brauchen uns nicht und wir sollten durchaus Persönlichkeiten werden. Allons! Bei mir wirds feiner. Mit den alten Attraktionen fange ich erst gar nicht an. „Aesthetische Kultur im Engsten“: solche Redensart wird doch nur herumgetragen und bespottet. Die Hauptsache ist: nur Leute zusammenbringen, die halbwegs zu einander passen, und dann den Ton halten. Die jungen Mädchen herausschicken, damit jüdische Witze erzählt werden können: Das ist noch Königstraße. Der Jüngling mit dem angenommenen Stück neben der Gefährtin von dreizehn Aufsichtrathsstellen und deren Inhaber als Tafelsozius der Professorsfrau mit der Bernsteinkette: höchstens Kurfürstenstraße. Etwas westlicher sind wir heute doch. Die geputzte Spelunke mit Zotenreißerei zwischen guten Bildern und Bronzen ist längst nicht mehr originell. Die Herren sind noch zu erziehen; man muß ihnen nur sagen, was in der Welt, in die Alle möchten, als vornehm gilt. Wer bei mir, ohne Provokation (die ja vorkommt), einem Mädchen Gemeinheiten zuflüstert, wird vor die Thür gesetzt; auch der Steinreichste. Denn Alles hat seine Zeit. Paß auf, Helen: es wird. Nicht etwa langweilig; nein: mit dem zum Vergnügen Nöthigen. Ich gehöre noch dazu und kann mich nicht ändern (will auch nicht). Nur möchte ich der nächsten Generation die Wahl lassen, ob sie werden will, wie wir sind, oder reinlicher. Einmal muß doch der Anfang gemacht werden. Ski und Tennis genügen dazu nicht.

Du siehst: ich bin entschlossen. Nach der ersten Hälfte des ersten „erwachsenen“ Winters. Morgen gehe ich zum Kostümball. Ganz einfach, weißt Du; was Gretchenhaftes. Weil Mama findet, daß mein Kindergesicht . . .

Google

Von den Goldinseln.*)

Scherz.

I.

Mein Sohn, Du bist verändert,
denn um den Weidenhag
schleichst Du, anstatt zu graben,
den lieben langen Tag.

Mutter, wenn dort ich schleiche,
so seh ich fort und fort
Blauänglein in den Büschen;
und immer sind sie dort.

Du Thor: Das ist die Blüthe
des Immergrüns . . . Siehs ein,
nimm wieder Deinr Hacke
und laß das Träumen sein.

II.

Mein Sohn, bist Du beim Ackern,
so kommt es oft mir vor
als ob Du müßig lauschest
mit hochgespitztem Ohr.

Mutter, wenn auf den Erbsen
die Sonne gleißt und blinkt,
so hör' ich eine Stimme,
die mir zum Herzen dringt.

*) Professor August Bertuch, der für den großen provençalischen Dichter Frederi Mistral im deutschen Sprachreich das Beste gethan hat, ließ bei Cotta jetzt den zweiten Band der „Ausgewählten Werke" erscheinen. Er bringt die Versnovelle „Nerto", Lyrik und Epik von den Goldinseln und „Erinnerungen und Erzählungen". Neue Schätze, die auch neben „Mirèio" noch ihren Glanz bewahren. Zwei Proben sollen dem schönen Buch Freunde werben und für Bertuchs Uebersetzerkunst zeugen. Die Goldinseln (der Archipel bei Hyères im Departement Var) sind der Provence das Symbol der von Meer und Sonne umfunkelten Dichtung. Mistral hat gesagt, er habe den Titel nicht in eitler Ueberschätzung seiner Poesie gewählt, sondern, um anzudeuten, daß in seinem Leben die Stunden dichterischen Schaffens wie Goldinseln in die Ferne leuchten.

Google

Du Thor: Das sind die Vögel,
sie nisten dort am Fries . . .
geh, Deinen Kohl zu pflanzen,
mein armer Dionys!

III.

Mein Sohn, mir schien, Du schliefst nicht
die ganze letzte Nacht . . .
ich hörte Dich auch stöhnen;
warum hast Du gewacht?

Mutter, im halben Schlummer
hab' ich ein Bild gesehn:
Ich sah ein schönes Mädchen
an mir vorüber gehn.

Du Thor: Das sind Gespenster,
Das hat ein Traum gethan;
geh Deine Sense dengeln,
auf, auf! Der Tag bricht an!

IV.

Du hast so hohle Wangen,
mein Sohn, und bist so bleich . . .
Magst Du ein Würzkrautsüpplein?
Ich koch' es Dir sogleich.

Mutter, Antonien mag ich!
Bestell das Aufgebot,
den Dudelsack laß kommen,
sonst hast Du Deine Noth!

Du Thor: ich soll verarmen,
damit bald Hochzeit sei!
Die Jugend heutzutage
denkt nichts als Narretei.

V.

„Grüß Gott, Gevatter Anton!
Wir werben um die Braut
für unsern schönen Tölpel,
der dort ins Fenster schaut."

Google

„Frau Base, sie ist Euer
nebst Dem, was sie besitzt:
Ein Rock aus Abfallseide
und Strümpfe, dorngeritzt."

„Antonie, meine Freundin,
komm Du und sei mein Weib!"
„Denys, wir wollen lachen,
o schönster Zeitvertreib!"

Der Gottestisch der Heiligen.

Sie kam aus Sankt Trophimi Chor
treppab, Bescheidenheit im Herzen;
es wurde Nacht im Schiff und Chor,
man löschte just die Vesperkerzen.
Die Pfortenheiligen aus Stein
erfreute ihr Vorüberschreiten;
es schien ihr Blick, im Dämmerschein,
sie segnend heimwärts zu geleiten.

Denn sie war sittsam, klug und gut
und schön dazu, man muß gestehen;
und nie hat man das junge Blut
im Gottesdienste plaudern sehen.
Doch klang die Orgel voll darein
zu Psalmensang, an Feiertagen,
dann glaubt' im Himmel sie zu sein,
von lichter Engel Hand getragen.

Die guten Heiligen aus Stein
sahn, wie sie täglich, als die Letzte,
aus des Portales Wunderschrein
die Füßchen auf die Straße setzte;
es war dem holden Mädchenbild
der fromme Kreis gar wohl gewogen
und sprach, wenn nachts das Wetter mild,
von ihr im dunkeln Eingangsbogen.

Ich hoffe, sagte Sankt Johann,
sie wird ein weißes Nönnlein werden,
weil Friede herrscht im Klosterbann
und sonst nur Sturm und Streit auf Erden.

Google

Nein, sprach Trophim, Das wünsch' ich nicht,
sie fehlt mir sonst in meinem Tempel,
und wie die Finsterniß das Licht,
so braucht die Menschheit ein Exempel.

Ihr Brüder, rief Sankt Honorat,
gleich kommt das liebe Mondlicht wieder,
dann steigen wir im Meßornat
von unsern alten Säulen nieder;
denn heut ist Allerheiligennacht,
die stets für uns ein Fest gewesen . . .
Der Heiland wird, um Mitternacht,
im Aliscamp uns Messe lesen.

Sankt Lukas sprach: Ich schlage vor,
daß unsre Freundin uns begleite;
still lauschend sitze sie im Chor,
im Feierkleid, an unsrer Seite.
Und kaum gesagt, sind ohn' Verzug
die Vier am Friedhof angekommen
und haben im Vorüberflug
des Mägdleins Seele mitgenommen.

Die Schöne war schon auf, als kaum
des nächsten Tages Morgen graute,
und sie erzählt, daß sie im Traum
im Aliscamp ein Nachtmahl schaute,
daß einer weißen Engelschaar
Gesänge zu dem Fest erschallten,
daß Sankt Trophim der Meßner war
und Christus selbst das Amt gehalten.

Frederi Mistral.

Go gle

Musikalische Kultur.

Im Verlag von Breitkopf & Härtel ist, unter dem Titel „Ueber musikalische Kultur", ein Vortrag erschienen, den ich auf Veranlassung des Arbeiterdiskussion-Klubs in Karlsruhe gehalten habe. Die Art, wie der Vortrag von verschiedenen Seiten beurtheilt worden ist, zeigte besonders deutlich, wie leicht schon der Umstand, daß ein ausübender Künstler sich theoretisch mit Fragen seiner Kunst beschäftigt, noch immer auf Widerspruch stößt.

Nöthig scheint mir deshalb, ehe ich hier zu dem unerschöpflichen Thema „Musikalische Kultur" noch Einiges bemerke, erst einmal darauf einzugehen, was denn solche Kulturbetrachtungen überhaupt für Sinn und Zweck haben.

Am Besten klärt sich diese Frage durch Beispiele aus anderen Lebensgebieten. Erblickt man das Wesen der Kultur in der bewußten, oft systematischen Erhöhung und Steigerung aller Lebenserscheinungen und Lebensvorgänge über den Naturzustand hinaus, so ist klar, daß ihre Gefahren in der völligen Lösung von den natürlichen Grundlagen alles Seins liegen. Theoretische Erörterungen über Kultur pflegen drum auch stets dann einzusetzen, wenn dieser Zustand von Unnatur oder Ueberkultur auf irgendeinem Gebiete einzutreten droht oder schon eingetreten ist. Und sie müssen stets zum Kampf gegen die zur Zeit stärksten Mächte rufen, die sich als Träger der Kultur aufspielen, während sie in Wirklichkeit deren Vernichter sind. Ein paar Beispiele. Nur aus der Neuzeit. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung war die Kulturentwickelung in der Hauptsache religiöser Art. Es gab kein Lebensgebiet, das nicht mit kirchlichen Kulturelementen durchsetzt war. Das Reformatorenwerk Luthers und seiner Vorläufer ruht auf theoretischen Untersuchungen dieser kirchlichen Kultur, begann mit theoretischer, wissenschaftlicher Bekämpfung ihrer Auswüchse, wurzelt in dem Gedanken, daß der Naturzustand der christlichen Religion, wie ihn die Bibel darstellt, verlassen sei. Ueberkultur. Retournons à la nature. Klopstock, Lessing, Herder. Kampf gegen die herrschende ausländische Kultur; Hinweis auf die geistigen Kräfte des eigenen Volkes, Forderung einer auf diesem natürlichen Grunde erwachsenen Literatur. Die Erkenntniß der Verdorbenheit aller Kulturzustände ist stets die Voraussetzung zur Besserung Und die Darstellung der Kulturlage durch Schriftsteller meist das beste Mittel zur allgemeinen Verbreitung dieser Erkenntniß und für Viele der eigentliche Anstoß zur That. Rousseau.

Selbst der schaffende Künstler tritt einer zur Unnatur gewordenen künstlerischen Kultur nicht nur mit Werken entgegen, sondern auch mit theoretischen Untersuchungen des Tiefstandes seiner Kunst und mit theoretischen Forderungen an das Kunstwerk der Zukunft. Wagner.

Die immer größer werdende Verlogenheit des ganzen Lebens der Mensch-

Google

heit, die immer krankhaftere, alles Gesunde und Natürliche verachtende Verfeinerung der Kultur der oberen Volksschichten veranlaßt zur grellen Beleuchtung aller Schäden dieser Kultur. Nietzsche. Tolstoi.

Alle Korrektur der Lebenserscheinungen und Lebenszustände ist nur nöthig, sobald die Kultur auf einem Gebiete schon eine gewisse Höhe erreicht hat. In der Natur gleicht sich Alles von selbst aus. Sie braucht keine Theorie. Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt, mit seiner . . . Kultur. Auch der Kultur gegenüber giebt es Vertheidiger des laisser aller, Feinde aller theoretischen Beschäftigung mit Kulturfragen, aller Eingriffe in die natürliche Entwickelung. Natürliche Entwickelung? Ja, wenns die wäre, wollten wir sie gern walten lassen; aber all die theoretischen Untersuchungen wollen ja eben der natürlichen Entwickelung zu ihrem Recht verhelfen und die Willkür von Kulturfaktoren einschränken, die der Natur Gewalt anthun.

Noch ein Beispiel. Bei den Naturvölkern, selbst bei uns in Landstrichen, die abseits von aller Kultur liegen, regelt sich der Gesundheitzustand der Menschen fast von selbst. In den Millionenstädten kommen wir ohne theoretische Untersuchungen über Volkshygiene und sehr gewissenhafte Verwerthung der dabei gewonnenen Resultate zu den fürchterlichsten Zuständen. Ein Mediziner, der sich darum nicht kümmert, mag zum Dorfarzt in Hinterpommern gut sein; als Führer der auf medizinischem Gebiet Fortschreitenden wäre er lächerlich. In der Politik ists nicht anders. Aller Fortschritt auf dem Gebiete innerer Politik ist nur möglich durch fortwährende theoretische Untersuchungen aller Erscheinungen, die sich aus der gesteigerten Kultur aller Volksschichten ergeben. Mit patriarchalischem Fortwursteln ists selbst im kleinen Betrieb von Stadtverwaltungen nicht mehr gethan. Alle Einwirkungen künstlich geschaffener Kulturzustände müssen, so weit es möglich ist, eben beseitigt und der Ausgleich, den die Natur von selbst schafft, muß durch die Theorie zu schaffen versucht werden.

Das Alles versteht Jeder, der überhaupt weiß, was Kultur ist. Nur eine Menschensorte weiß es offenbar nicht: die Musiker und ihre Freunde.

Einst gings ja auch im musikalischen Leben ohne Kritik der Kulturentwickelung. Angebot und Nachfrage regelten sich von selbst, die Produktion diente ausschließlich dem praktischen Gebrauch bei kirchlichen und weltlichen Feiern; neue Bedürfnisse, neue Kräfte schufen neue Kunstformen; schädliche Einflüsse künstlich gesteigerter Kultur brauchten nicht unwirksam gemacht zu werden. Auf einzelnen Gebieten gabs bereits Mißstände, die im Wesentlichen in der einseitigen Entwickelung einer Kunstgattung nach einer Richtung hin und in der dadurch bedingten Verirrung in Unnatur bestanden. Reformen wie die Glucks wurden dadurch nöthig. Aber die musikalische Gesammtkultur bedurfte noch nicht des Warnrufs von Reformatoren. Erst das neunzehnte Jahrhundert mit seinem raschen Ausbau des öffentlichen Musiklebens schuf Kulturbedingungen,

Google

die zur Korrektur zwangen. Noch Schumann, der als der Ersten Einer die Nothwendigkeit systematischen Kampfes gegen einzelne Auswüchse der musikalischen Kultur erkannte, richtete seine Angriffe im Wesentlichen gegen die unnatürlichen, fabrikmäßig hergestellten Kompositionen, die für das häusliche und öffentliche Musiziren geschrieben wurden, also gegen eine bestimmte Gattung von Musik. Aber bei seinem Kampf stellte er doch eine Menge allgemeiner Forderungen für die musikalische Kultur auf, genau so wie Wagner, dessen Kampf zunächst auch nur einem Sondergebiete, nämlich der Unnatur des ganzen Theaterbetriebes, gegolten hatte.

Der Dritte dieser musikalischen Kulturkämpfer aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, Franz Liszt, hat nicht nur als Bundesgenosse Wagners für dessen Ideen mitgefochten, sondern auch selbständig besonders dafür gewirkt, daß der Künstler als völlig durchgebildete Persönlichkeit vor sein Publikum zu treten habe, daß die Kunst nicht als Amusement, sondern als Bereicherin des ganzen inneren Lebens dienen müsse.

Aber im Wesentlichen galten alle die theoretischen Forderungen dieser Männer noch der Reinhaltung einzelner Kunstgattungen, befaßten sich vor allen Dingen mit dem Kunstschaffen. Das gesammte musikalische Leben konnte ja auch erst zu einer Kritik seines Kulturwerthes herausfordern, seit die hastige Entwickelung der öffentlichen Musikpflege eine wirkliche Ueberkultur und allmähliche Entfremdung von dem natürlichen Nährboden aller Kunst veranlaßte. Seitdem, also seit etwa einem Vierteljahrhundert, sind von den verschiedensten musikalischen Parteien Gedanken über die musikalische Kultur der Gegenwart veröffentlicht worden, freilich fast nur von Männern ohne Einfluß und Macht und selbst von Mächtigeren nur mit geringem Erfolg. Die eigentlichen Herren der musikalischen Kultur der Gegewart, die „Führer der Modernen", sind fast ausschließlich Feinde dieser Kulturkämpfer. Was aber ist damit gegen den Werth solcher Kulturarbeit bewiesen? Giebt diese Thatsache Denen Recht, die für laisser aller, für besinnungloses Drauflosmusiziren und -Geldverdienen sind? Die Päpste haben auch nicht die Reformation, die Höflinge und Maitressen der französischen Könige nicht die Revolution gemacht. Die Mächtigen des Theaters um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fluchten dem bösen Wagner. Die Herren der Situation haben immer den Kulturfortschritt gehemmt. Und so ists auch jetzt in der Musik.

Das darf all die eifrigen Arbeiter, die ohne Macht und Ansehen, aber auch ohne Furcht vor den Modegötzen ihre Kräfte für die Reinigung des öffentlichen Musiklebens einsetzen, nicht hindern, ihrer Kulturaufgabe treu zu bleiben. Zunächst gilts, möglichst Viele aus ihrer Gleichgiltigkeit aufzurütteln, Klarheit zu schaffen über die künstliche Treibhauskultur unseres öffentlichen Musiklebens, zu beweisen, daß die theoretische Untersuchung dieser Zustände kein fruchtloses

Go gle

Bemühen, sondern, wie auf allen anderen Lebensgebieten, so auch in der Musik die nothwendige Voraussetzung für die Besserung ist.

Zu gewinnen für diese Erkenntniß sind aber nicht die Großen. Es ist völlig sinnlos, Besserung von Denen verlangen zu wollen, denen gerade die verrotteten jetzigen Kulturzustände die Macht geben. Ich sage noch einmal: Wenns nach den Päpsten gegangen wäre, hätte es keine Reformation gegeben. Die Geschichte nennt nur ganz wenige außerordentlich groß veranlagte Naturen, die zugleich die Macht und den unbedingten Willen zum Fortschritt, zu wirklich werthvoller Kultur hatten. Unter den heutigen Herren des öffentlichen Musiklebens ist keine solche Natur. Vielleicht hätte Mahler Etwas von der Begabung; aber er dankt dafür, bei den jetzigen Zuständen Führer spielen zu sollen.

Beweise dafür, daß unser öffentliches Musikleben die widerwärtigste Ueberkultur und Unnatur zu werden beginnt, brauche ich einsichtigen, innerlich anständigen Menschen nicht zu geben. Ein Blick auf den bodenlosen Konzertschwindel in den Großstädten, auf das sinnlose Massenmusiziren, auf die Durchsetzung des ganzen Konzert- und Theaterbetriebes mit den gewöhnlichsten Geldinteressen, der Hinweis auf den völligen Mangel innerer Nothwendigkeit bei dem Modeproduziren unserer „beliebtesten" Komponisten, auf die Aeußerlichkeit in der Beurtheilung aller musikalischen Dinge genügt wohl. Wer Verlangen nach ausführlicherer Darstellung einzelner dieser Dinge hat, findet in meiner vorhin erwähnten Brochure einiges Material.

Angesichts solcher Zustände die Nothwendigkeit gründlicher Reformen zu leugnen, ist Oberflächlichkeit, Leichtsinn oder Beschränktheit.

Aufgabe der Reform aber ist, Das zu erhalten, was an wirklicher musikalischer Kultur jetzt fast nur noch in kleinen Städten und in wenigen vornehmen, vom Parvenugeist verschonten Familien in den Großstädten zu finden ist; unerbittlich zu bekämpfen, was an roher oder dekadenter Ueberkultur aus Geschäftsgründen oder aus Snobismus in der öffentlichen Musikpflege sich breit macht, und, damit wenigstens die Zukunft Besserung bringt, Alles aufzubieten, um der Jugend eine vernünftige musikalische Erziehung zu verschaffen.

Gelingen kann die Reform nur, wenn sich unter den deutschen Musikfreunden genug Leute finden, die die Zänkereien der letzten Jahrzehnte vergessen und nicht nach der Partei, sondern nach der Kunst fragen, denen es ganz gleichgiltig ist, was die deutschen Modekomponisten an Einjahrsfliegen in die Welt setzen, die aber um so mehr Werth darauf legen, daß alle wirklichen Kunstwerke aller Zeiten und aller Gattungen von den Musikfreunden als lebendiger Besitz stets neu erworben, werth gehalten und als Lebensgüter verarbeitet werden. Wenn alle unsere musikalischen Gesellschaften, Chorvereine und die vornehmsten unserer ausübenden Künstler ihre Aufgabe darin sehen, sich von allem gewohnheitmäßigen Musiziren fern zu halten, jedes Konzert als eine künstlerische Feier

Google

zu betrachten, alle Uebersättigung zu vermeiden und nicht in die Breite, sondern in die Tiefe zu wirken, kurz, wenn ihnen wieder zum Bewußtsein kommt, daß Kunst ein Lebenselement und nicht ein Handelsartikel ist, dann können wir hoffen, daß sich in Deutschland wieder Centren musikalischer Kultur in geistig hochstehenden mittleren Städten bilden.

Freilich müssen dann die Leute, die Künstler in leitende Stellungen zu berufen haben (denn nur der leitende Künstler schafft solche Kunstcentren, wie sie einst Weimar, Leipzig, Düsseldorf, Köln waren), wissen, daß nicht ein Modemann, sondern eine Persönlichkeit nöthig ist, um die musikalische Kultur einer Stadt in der richtigen Weise zu beeinflussen. Wie in früheren Jahrzehnten, könnten sich auch künftig gewiß nur einzelne Mittelpunkte musikalischer Kultur bilden, zumal jetzt die Aufgaben gegen früher noch gewachsen sind. Es handelt sich nicht mehr nur darum, der Leiter eines angesehenen Institutes zu sein, sondern auch darum, alle die verderblichen Einflüsse des verkommenen öffentlichen Musiklebens auszugleichen, die jetzt schon in kleinen Mittelstädten ihre kunsttötende Einwirkung zeigen. In allen geistig regsamen Städten muß die Frage der öffentlichen Musikpflege und der musikalischen Erziehung wirklich ernst genommen werden und keine Stadt soll warten, bis etwa die andere mit Reformen beginnt. Jede soll an sich bessern; und die kleineren sollens den größeren vormachen. Zusammenschluß nützt in diesem Fall nicht; denn jede Stadt hat da andere Pflichten zu erfüllen. Die Hauptarbeit werden die Kunstfreunde und die schlichten Musiker leisten müssen, denen ihr Beruf noch Künstlerthum ist. Vielleicht schwenken aber nach und nach auch einige von den Großen von dem Wege ab, auf dem sie sich jetzt als Gefolge der Modernsten nur erniedrigen, und wagen sich selbst als Führer auf den Plan. Alle, die abseits von allem Parteigezänk (das man den um Erfolg und Tantiemen besorgten Schöpfern überlassen darf) eine würdige öffentliche Kunstpflege, eine gesunde musikalische Kultur ersehnen, werden sich froh um Künstler schaaren, die durch ihre ganze Haltung und ihr Wirken diesem Ehrennamen wieder Ehre machen. Findet sich von den Großen Keiner bereit, Träger einer wirklichen deutschen musikalischen Kultur zu sein, so muß es ohne sie gehen. Dann hat aber Deutschland keine vorbildliche Musikpflege großen Stils mehr, sondern nur vereinzelte Heimstätten musikalischer Kultur an ein paar Orten, wo mit bescheidenen Mitteln schlichte Künstler doch mehr für die Kunst leisten als die großen Modemänner auf ihren Jahrmärkten.

Freilich: es giebt auch außerhalb der deutschen Grenzpfähle Musik und es kann, wenn mit den besten künstlerischen Gütern der Väter so weiter gewirthschaftet, wenn Alles auf den äußeren Schein abgerichtet wird, wenn in immer mehr Städten an der Stelle einer bodenständigen ernsten Kunstpflege der Handel mit berühmten Solisten und Komponisten aufblüht, auch wieder

Go gle

so weit kommen, daß die führende Rolle in der Musik auf ein anderes Land übergeht. Wie in der Geschichte der Staaten, so verliert sich auch in der Kunst die Führerstellung, die Generationen von leistungfähigen, thatkräftigen Naturen und starken Persönlichkeiten einem Volke gegeben haben, rasch, wenn ein Geschlecht ohne Ernst und Willen den Kern der Sache aufgiebt und nur die Schale in kindischem Spiele immer von Neuem mit Silberpapier beklebt.

Und die deutsche musikalische Kultur der Großstädte, die immer weiter in die Provinz vordringt, gleicht seit Jahren schon dieser glitzernden Schale ohne Kern. An dem Kunstschaffen wie an dem Kunstgenießen unserer Zeit erschreckt den Kenner der Vergangenheit nichts so sehr wie der Mangel an wirklicher Kultur. Mit Hoffen auf Besserung, mit kleinen Mitteln ists da nichts gethan. Nothwendig ist bewußte Reformarbeit großen Stils, künstlerische Volkshygiene, gemeinsame Arbeit Aller, die zur Arbeit im Lande der Kunst auf allen ihren Feldern, Bühne und Konzert, Haus und Schule, berufen sind. Nothwendig ist zunächst die Erkenntniß: Wir haben in der Musikpflege großen Stils schon jetzt kaum noch eine künstlerische Kultur und wir verlieren von Jahr zu Jahr mehr von ihr. Retten wir, was zu retten ist, und schaffen wir neu, was wir verloren haben.

Durlach in Baden. Dr. Georg Göhler.

Es ist ein ganz niederträchtiges Wort, das wir den Franzosen zu danken haben und das wir so bald wie möglich wieder loszuwerden versuchen sollten. Wie kann man sagen, Mozart habe seinen Don Juan komponirt? Komposition! Als ob es ein Stück Kuchen oder Biskuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt! Eine geistige Schöpfung ist es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geist und Guß und von dem Hauch eines Lebens durchdrungen, wobei der Produzirende keineswegs versuchte und stückelte und nach Willkür verfuhr, sondern wobei der dämonische Geist seines Genies ihn in der Gewalt hatte, so daß er ausführen mußte, was Jener gebot ... Ihr seid schnell fertig mit der Kreirung neuer Ideale; und wie stehts mit der Ausführung? Ihre Forderung, daß jede Stimme Etwas sagen soll, klingt ganz gut; aber ob das musikalische Kunstwerk die Durchführung dieses Grundsatzes vertragen könne und ob dadurch nicht andere Nachtheile für den Genuß an der Musik entstehen: Das ist eine andere Frage. Es giebt Schwächen in allen Künsten, der Idee nach, die aber in der Praxis beibehalten werden müssen, weil man durch ihre Beseitigung der Natur zu nah kommt und die Kunst unkünstlerisch wird ... Es ist ganz unmöglich, zum Faust eine passende Musik zu bekommen. Das Abstoßende, Widerwärtige, Furchtbare, das sie stellenweise enthalten müßte, ist der Zeit zuwider. Die Musik müßte im Charakter des Don Juan sein. Mozart hätte den Faust komponiren müssen! Meyerbeer wäre vielleicht dazu fähig, allein Der wird sich auf so Etwas nicht einlassen; er ist zu sehr mit italienischen Theatern verflochten ... Wer Musik nicht liebt, verdient nicht, ein Mensch genannt zu werden; wer sie liebt, ist erst ein halber Mensch; wer sie aber treibt, ist ein ganzer Mensch. (Goethe.)

Google

Müller-Kaboth.

Müller-Kaboth: es giebt wohl nur ganz wenige Menschen, die von seiner Existenz gewußt haben. Ein paar kleine Mädchen in Breslau, Düsseldorf und hier, denen er nachschlich, die er anbichtete und die ihn, den Kleinen, der vor Schüchternheit verging, auslachten. Ein paar Spießer, zu denen er von maßloser Frechheit war und die jetzt nicken und sich sagen: Ja, ja, so mußte es gehen. Vor ein paar Jahren erhielt ich einen Brief von ihm, recht klug, in einer winzigen Handschrift und voll von einem Enthusiasmus, der sich in diesen kleinen, mädchenhaften Zügen ein Wenig komisch ausnahm. Aus Breslau. Ich kannte da nur recht üble Menschen. Aber ein Anderer hatte mir auch mal von dort geschrieben: Erich Klossowski. Man konnte nicht wissen. In Deutschland passiren die unwahrscheinlichsten Dinge. Ich bat ihn nach Berlin zu uns. Sofort schrieb er, er werde kommen, morgen mittags; ich werde ihn daran erkennen, daß er sehr klein sei; auch sei er auf einem Auge blind. Ich holte ihn vom Bahnhof Friedrichstraße ab. Er hatte ein winziges Köfferchen in der Hand, das immer noch viel zu groß für ihn war, gab mir die Hand und sagte, Berlin sei ekelhaft. Der Militarismus, die Plutokratie, der Byzantinismus und erst die Straßen! Es sei merkwürdig, daß man hier leben könne. Er war noch nie in Berlin gewesen. Die Linden: ach, Du lieber Gott! Zu meiner Frau war er von lächerlicher Schüchternheit. Sobald sie aber draußen war, legte er los. Er sprach drei Stunden, ohne aufzuhören; und dann machten wir ihm das Bett im Wohnzimmer auf dem Sofa. Am anderen Morgen sprach er weiter. Von Degas, Rodin, Maillol, Bonnard, Van Gogh, von Paris und dem Unterschied zwischen den berliner und den londoner Variété-theatern, von Pope und Claudel. Er hatte ein paar Semester in München studirt und ein paar Semester in Breslau und war eigentlich Kunsthistoriker. Aber es sei wohl nicht gut möglich, in Deutschland eine Doktorarbeit zu machen, ohne sich für den Rest seiner Tage zu Tode zu schämen. Auch habe er das Geld für bessere Sachen nöthig; wenn er überhaupt welches hätte. Er hatte in Wirklichkeit nicht zwanzig Mark in der Tasche und schwärmte für White Star und Cocotten vom Schlage der Wanda de Boncza.

Ich nahm ihn ernstlich ins Gebet. Damals wurde gerade die Jahrhundert-Ausstellung gemacht. Es gelang mir, ihn als Sekretär mit einem festen Gehalt einzuschmuggeln. Er lachte sich selbst schief über den Ausweg und nahm an: in der bequemen Voraussetzung, daß er außerhalb der festen Bureaustunden ganz frei sein würde. Die waren von Zehn bis Vier. Er kam gewöhnlich kurz nach Zwölf, ging dann frühstücken und saß bis Zwei im Café; das lag sehr weit von seiner Arbeitstätte ab, war aber das einzige, in dem es ein nach seinem Geschmack menschenwürdiges Getränk gab. Schließlich stellte ich

Go gle

ihn zu Rede. Das ging denn doch wirklich nicht. Er behauptete, es gehe, war von einer haarigen Frechheit und lachte mich einfach aus. Dann kamen wir regelmäßig auf Delacroix zu sprechen, den er wie seine Hosentasche kannte. Uebrigens klappte seine Arbeit. Wie, weiß ich selbst nicht. Recht ordentlich war er wohl nicht; aber er hatte eine fabelhafte Sicherheit und ein glänzendes Ahnungvermögen. Nach der Ausstellung verduftete er. Ich hörte lange nichts von ihm, las nur hier und da einen Aufsatz in Zeitschriften, die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit erschienen. Ich gestehe, daß ich, mochte ich mich noch so sehr über ihn geärgert haben, immer wieder Vergnügen an seiner Schreiberei hatte. Die Frechheit gefiel mir und die appetitliche Reinlichkeit seines Denkens. Er hatte einen fabelhaften Instinkt, das Werthlose zu treffen, und that es mit einer Sicherheit ab wie David den Goliath. Kompromisse gab es für ihn nicht und er schrieb sehr klare, gut gebaute Sätze. Das Zeug für einen Kritiker großen Stils.

Plötzlich kam eine Postkarte aus Düsseldorf. Er war dort Regisseur des Schauspielhauses geworden und that mir seine Absicht kund, das gänzlich verfahrene Theaterwesen Deutschlands zu reinigen (obwohl er eigentlich jede Berührung mit dem Theater für eines Gentleman unwürdig erklärte). Nach vier Wochen kam er nach Berlin und erzählte, er habe es aufgegeben. Jetzt wolle er eine Zeitschrift gründen, die zugleich in London, Paris und Berlin erscheine. Natürlich illustrirt; man brauche höchstens dreihunderttausend Mark dazu. Mit einem Ehrenkomitee, das aus zwanzig Bombennamen zusammenzusetzen sei, könne man die Sache bequem machen. Die Ehrenleute dürften natürlich nicht mitreden. Ob er mich notiren dürfe. Schließlich sei es wichtig, mal endlich eine europäische Zeitschrift zu schaffen.

Vor ein paar Tagen ging er zu einem Friseur und ließ sich, obwohl er nicht den geringsten Bart hatte, rasiren. Der Mann bediente ihn mit einem schmutzigen Messer; und drei Tage danach war der Kleine tot. Er soll kurz vor dem Tode gesagt haben, es sei merkwürdig, daß nicht alle Menschen in Berlin an schmutzigen Messern sterben.

Julius Meier-Graefe.

Man meint immer, man müsse alt werden, um gescheit zu sein; im Grunde aber hat man bei zunehmenden Jahren zu thun, sich so klug zu erhalten, wie man gewesen ist. Der Mensch wird auf seinen verschiedenen Lebensstufen wohl ein anderer, aber er kann nicht sagen, daß er ein besserer werde, und er kann in gewissen Dingen so gut in seinem zwanzigsten Jahr Recht haben wie in seinem sechzigsten. Man sieht freilich die Welt anders in der Ebene, anders auf den Höhen des Vorgebirges und anders auf den Gletschern des Urgebirges. Man sieht auf dem einen Standpunkt ein Stück Welt mehr als auf dem anderen; aber Das ist auch Alles und man kann nicht sagen, daß man auf dem einen mehr Recht habe als auf dem anderen. (Goethe.)

Google

Chinesische Gemälde.

Die Königliche Akademie der Künste hatte in ihrem Ausstellungsgebäude am Pariser Platz chinesische Gemälde aus der Sammlung der Frau Olga Julia Wegener vereint. Eine Ausstellung chinesischer Gemälde in Berlin, noch dazu, wie der Katalog lehrt, eine Ausstellung, in der viele große und einige der größten Meister Chinas vertreten sind, ist nicht nur ein gesellschaftliches Ereigniß, wie manche Blätter meinten. Selbst wenn man mit geschärftem Blick in die wallenden Märchennebel, die für den Durchschnittsmenschen die Dinge des Ostens in trügerischem Zerrbild erscheinen lassen, hineinzusehen vermag: auf dem weiten Weg von Suez, wo nach der Meinung Vieler der Orient beginnt, nach dem fernsten Osten ermüdet und versagt selbst der scharfe Blick und die aufgehende Sonne, die uns wiederum die Dinge in Japan etwas deutlicher zu sehen erlaubt, steht noch nicht hoch genug am Himmel, um mehr als die bloße Ahnung der Morgendämmerung in unser Wissen über China hineinzutragen. So ist uns China ein dunkles Gebiet geblieben und das Studium seiner Einrichtungen ist, wie das seiner Sprache und Literatur, ureigenstes Gelehrtengebiet. Das Feld ist so groß, daß ein allumfassendes Können auch hier bereits zur Unmöglichkeit geworden ist und nur der Spezialist etwas Tüchtiges zu schaffen hoffen kann. Globetrotters wie Dilettanten sehen natürlich nirgends eine Schwierigkeit, und geht Jemand nach gethaner Reise an die Erzählung, so explizirt er auf dreihundert Druckseiten jedes Geheimniß hinweg und die helle, lachende Sonne des Orients erleuchtet die verborgensten Winkel der Menschenseele. Doch je länger man im Orient lebt, desto unverständlicher werden Einem die Dinge und Menschen. Ein Mann, der China sehr lange gedient hat, sagte neulich, daß er in den ersten Jahren des Aufenthaltes in seinem Adoptivvaterland für Vieles eine Erklärung bereit gehabt habe, wo er jetzt kaum wage, ein Wort mit Bestimmtheit auszusprechen. Diese Erfahrung ist sicherlich nicht vereinzelt und kontrastirt nur zu lebhaft mit der Sicherheit und dem Freimuth des Dilettanten. Aber von wem sollen wir lernen, wenn nicht von Einem, den wir als „Kenner" des Landes bezeichnen? Ein „Kenner" eines asiatischen Landes aber wird man nicht in Europa, in den europäisirten „Vertragshäfen" Chinas, wie Shanghai, Tientsin, Hankau, kaum und nur mit Arbeit und Mühe in den kleineren „geöffneten" Häfen Chinas. Daß die Kenntniß der Sprache und Schrift unbedingt nöthig ist, braucht nicht bewiesen zu werden. Einzelne sind von dieser Kenntniß zu anderen Gebieten vorgeschritten und haben sich auch mit chinesischer Kunst beschäftigt. Hier sind besonders die Arbeiten zweier Männer zu nennen, die einander zeitlich ergänzen: Professor Herbert A. Giles, Professor für Chinesisch an der Universität Cambridge, und Professor Friedrich Hirth, Professor für Chinesisch an der Columbia Universität in New York. Fügen wir zu diesen Werken noch einige Arbeiten über japanische Malerei, deren Ursprung und Vorbild die chinesische Malerei war, wie die Arbeiten Brinkleys und Andersons, so haben wir Etwas wie einen Faden in der Hand, der uns durch das Labyrinth der Namen, Zeiten und Begriffe zu führen vermag. Die Hauptwerke, die Arbeiten der Sinologen Giles und Hirth, sind kaum mehr als Exzerpte aus den einschlägigen chinesischen Werken, bereichert durch gelegentliche Bemerkungen, die um so werthvoller sind, als sie ihre praktischen Erfahrungen als Kenner und Sammler ausdrücken. Besonders Hirths

Go gle

Werk ist in dieser Beziehung werthvoll. Auf diese Werke und auf Erfahrungen, die nur ein langer Aufenthalt im Lande selbst bringen kann, stützen sich die nachstehenden Bemerkungen. Als Führer durch die Ausstellung diente ein Katalag, der nicht nur lückenhaft ist, sondern auch eine Reihe Unrichtigkeiten in den Namen, Zahlen und Erklärungen enthält. Als besonders auffallend muß bezeichnet werden, daß viele Bilder, vielleicht die meisten, ohne den Namen des Malers angeführt wurden, obwohl es nicht unmöglich gewesen wäre, aus den auf den Bildern befindlichen Siegeln den Namen festzustellen. Die Bezeichnung der Epoche, etwa der Zeit der fast dreihundert Jahre dauernden Ming-Dynastie, bedeutet gar nichts; nicht einmal so viel wie bei uns die Angabe der Malerschule. Schulen in unserem Sinn gab es in China nie. Jeder fähige Maler hat natürlich insofern Schule gemacht, als ihm nachgeahmt wurde; und jeder werdende Maler übt seinen Stil an dem Meister, dem er sich kongenial fühlt. Bei den lebenden Malern sehen wir neben der Art, in der die alten Meister zu malen gewohnt waren, die den japanischen Einfluß verrathende impressionistische Manier der Gegenwart: eine Art, wie sie, zum Beispiel, mehrere in Shanghai lebende wohlbekannte Maler zeigen.

Man hat behauptet, daß die Schreibkunst in China und Japan eng mit der Malerei zusammenhänge. Zur Schrift verwendet man dort, wie zur Malkunst, den Pinsel, der in der Nachbildung der als Schrift gebrauchten ideographischen Zeichen eine wunderbare Fertigkeit und Sicherheit in der Linienführung erlangt. Zugleich bildet sich ein uns unverständliches, aber auch unerlernbares Gefühl für die ästhetische Schönheit einer Linie heraus. Wer jemals selbst gehört und gesehen hat, wie Chinesen über Schriftzüge in Verzückungen gerathen, wer sich jemals um die uns so sonderbar anmuthenden Bücher gekümmert hat, die in weißer Schrift auf schwarzen Tafeln berühmte kaligraphische Vorbilder enthalten, und erfahren hat, daß diese Werke einen selbst für China ungemein hohen Preis haben, wird sich begnügen müssen, dieses Erlebniß als eine neue Erfahrung zu klassifiziren, die ihn dem Verständniß chinesischen Charakters näher bringt: ein Nachempfinden ist uns aber unmöglich. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß eine solche durch ungezählte Generationen geübte, dem Kind angeborene Pinselfertigkeit und Pinselführungskunst der Malerei zu Statten kommen muß. Bedenken wir ferner, daß die chinesische Malerei voll von Manier ist, daß es einen Kanon der allgemein anerkannten Manieren und Techniken giebt, den man erlernen kann, so merken wir, wie leicht da die Produktion werden muß. Wenn man den Bambus, das Laub der Bäume, Felsen auf so und so viele verschiedene Arten malen kann, in klassischen, den größten Meistern abgelauschten und von großen Meistern benutzten Formen, so entsteht eine spielende Leichtigkeit des Schaffens, aber auch ein Ueberfluß an mittelmäßigen Arbeiten. Nach der Natur haben nur Wenige gemalt. Die diesen im Osten so ungewöhnlichen Weg betraten, waren natürlich die stärksten Künstler. Andere nahmen Alles aus ihrer Phantasie; nicht nur ihre Motive entstammten einer Fabelwelt: auch die Natur schufen sie sich um; sie schufen sich Thiere, Felsen, Bäume und Blumen nach ihrer Lust und Art.

Der Schüler, der seinen Stil und seine Technik dem von ihm gewählten Meister entnimmt, kann an seinem Vorbild hängen bleiben. Aus dem Kopiren zum Zweck des Lernens wird oft eir Kopiren zum Zweck des Gewinnes; und vom Kopisten zum Fälscher ist dann nur ein kleiner Schritt. Da es sich lohnt, gute

Go gle

Kopien alter Meister als Originale abzusetzen, so ist erklärlich, daß Professor Hirth sagen muß: „Der Gemäldemarkt ist überschwemmt mit falschen Siegeln und Signaturen und Derjenige, welcher sich in ein chinesisches Gemälde verliebt, sollte sich wirklich von keiner anderen Rücksicht als von seinem Geschmack leiten lassen. Der Name und das Siegel eines Künstlers sind kaum mehr werth als der Zettel mit der Aufschrift, den der Händler auf die Außenseite der Bilderrolle geklebt hat, und sicherlich weniger werth, als die Etiquette auf einer Weinflasche. Das chinesische Gesetz kennt keine Strafe für die Fälscher solcher Kunstwerke und das einzige Mitleid, welches das eingeborene Publikum dem Opfer erweist, ist Lachen Die größten Künstler sind natürlich Diejenigen, deren Namen man am Häufigsten auf Bildern trifft. In Yangchou konnte man nicht ein Dutzend Bilderrollen kaufen, ohne wenigstens einen T'ien-ang (Chau Möng-fu) und zwei T'ang-yins oder K'iu-yings. Mir ist eine Kopie, die sich ehrlich so nennt und von einem tüchtigen Künstler stammt, zehnmal lieber als ein zweifelhaftes Original." Halten wir gegen diese Ausführung einen anderen Ausspruch: „Sogar auf chinesischem Boden sind die Eingeborenen im Allgemeinen sehr zurückhaltend in dieser Beziehung (nämlich Kunst); Händler und Besitzer von Kunstschätzen halten ihre besten Bilderrollen den Augen des gierigen Fremden verborgen, dem es nur im besten Fall gelingen wird, ihnen ein schlecht erhaltenes Ming-Bild, von Yüan- und Sung-Gemälden gar nicht zu sprechen, abzuringen", so haben wir das Bild des chinesischen Kunstmarktes, wie es jeder interessirte Fremde kennt.

In der berliner Ausstellung waren aus der ältesten Epoche, der T'ang-Dynastie (618 bis 905 nach Christus), zwei Maler vertreten: Wang-Wei und Han-Kan. Wang-Wei wurde im Jahr 699 geboren und erreichte ein Alter von sechzig Jahren. Er ist berühmt als Dichter, Schönschreiber, besonders aber als Landschaftmaler. Die Chinesen sehen in ihm einen der größten Maler, weil er verstand, der Natur, wie sie sagen, Seele und Leben abzulauschen und in seinen Gemälden wiederzugeben. Die Japaner kennen ihn unter dem Namen Oï und schätzen ihn außerordentlich hoch. Kurz nach Wang-Weis Tod kam ein japanischer Sammler auf der Suche nach Kunstschätzen nach China und nahm eine reiche Ausbeute mit, besonders buddhistische Götterbilder, aber auch Gemälde. Aehnliche Expeditionen wiederholten sich von Japan aus so oft, daß man heute Originalgemälde alter und berühmter chinesischer Meister in Japan eher als in China findet. Ein echtes Gemälde Wang-Weis kann man bis in die Zeit des Kaisers K'ang-Hsi (1662 bis 1723) verfolgen. Nach einem Katalog, der von einem Beamten und Vertrauensmann des Kaisers bearbeitet worden ist, gab es in den Gemäldesammlungen des Hofes einen Wang-Wei. Dieses Bild stellte eine Hügellandschaft im Schnee dar und besaß eine Länge von etwa acht und eine Höhe von einem Fuß. Es trug verschiedene Siegel, die erwiesen, daß es zu verschiedenen Zeiten im Besitz von Staatssammlungen gewesen war, doch kein Siegel des Künstlers selbst; denn die Maler der Tang-Dynastie pflegten ihre Gemälde nicht zu siegeln. Da es, wie Hirth richtig sagt, nicht wahrscheinlich ist, daß das Bild, das am Anfang der jetzt regirenden Dynastie noch in Peking war, später aus dem Palast entfernt werden konnte, so muß man annehmen, daß es vor dem Jahr der Unruhen auch noch dort hing. Immerhin konnte es im Jahr 1900, wie so mancher andere Schatz, aus dem Palast verschwinden und dann einst vielleicht durch Kauf in eine europäische oder amerikanische Sammlung gerathen. Die Hoffnung,

Google

das in Berlin ausgestellte Gemälde Wang-Weis könne dieses Bild sein, bestätigt sich nicht; wahrscheinlich ists eine Kopie. Unterstützt wird man in diesem Urtheil durch das frische Aussehen des Bildes. Die Bräunung der Seide (auf einigen Bildern ist die Seide fast schwarzbraun gefärbt) ist kein Kriterium des Alters. Opium, Rauch und Farben helfen gut nach und über Fälschungen von Kunstwerken aller Art, Bronze, Porzellan, Gemälde, klagen längst alle Interessenten. Der Chinese hat mit allen Orientalen die Fähigkeit zur Nachahmung und die Lust am Fälschen gemein. Dieser Drang, zu täuschen, richtet sich nicht nur gegen Fremde, sondern auch gegen die eigenen Landsleute; aber der Fremde ist, weil er mehr zu kaufen versucht und meist ein schlechter Kenner ist, natürlich leichter zu täuschen.

Das zweitälteste Bild der Sammlung stammt von Han-Kan. Dieser soll in seiner Jugend von Wang-Wei, der in ihm den kommenden Maler sah, materiell unterstützt worden sein. Obwohl er zuerst dem Stil Tsau-Pas, eines sehr berühmten Malers, nachahmte, schuf er sich doch bald einen Namen als Portraitmaler; seinen Ruhm, den ihm heute nur noch Tsau-Pa streitig macht, errang er aber als Pferdemaler; seine Lehrmeister waren, wie er selbst gesagt hat, die Pferde in den kaiserlichen Ställen. Der Kaiser Hsüan-Tsung, dem Theile des heutigen russischen Turkestan tributpflichtig waren, soll in seinen Ställen vierzigtausend turkestanische Pferde, die ihm als Tribut zugesandt waren, besessen haben. Diese Thiere dienten Han-Kan als Modell. Die Zahl der Pferdemaler, die sich in China einen Namen gemacht haben, ist nicht klein; der größte Maler, den wir in diesem Fach nach dem Jahr 1000 kennen, ist Chao Meng-Fu. Wir können die Lobeshymnen, die einheimische Kunstkritiker den großen Pferdemalern des Alterthums anstimmen, erst recht verstehen, wenn wir moderne Werke damit vergleichen. Das moderne Pferd der Maler ist völlig verzeichnet, ist eine eben so elende wie sonderbare Kreatur. Betrachten wir dagegen Werke früherer Zeiten, selbst von solchen Malern, die keinen besonderen Namen als Pferdedarsteller haben, so müssen wir glauben, daß die bildliche Darstellung des Pferdes in China eine verlorene Kunst ist. Prüfen wir das Han-Kan zugeschriebene Bild genau, so kommen uns starke Zweifel an der Echtheit. Das alte Aussehen des Bild thuts sicherlich nicht allein

Wir kommen zur Sung-Dynastie (960 bis 1278), deren Epoche, wie die der T'ang-Dynastie, eine hohe Blüthe der chinesischen Kunst zeigt. Der Katalog der Ausstellung nennt mehrere berühmte Namen aus dieser Zeit: Fan-K'uan, Chao-Ch'ang, Li Lung-Mien, Li T'ang und Andere. Sehen wir uns Chao-Ch'ang, der unter den Blumenmalern Chinas einen hohen Rang einnimmt, etwas genauer an. Giles übersetzt eine Stelle eines chinesischen Kritikers, der sagt: „Andere Künstler geben ein genaues Ebenbild der Blumen, die sie malen, aber die Kunst Chao-Ch'angs schafft nicht nur ein genaues Abbild, sondern übermittelt dem Beschauer zugleich die wahre Seele der Blumen. Man glaubt allgemein, daß seine Blumen gefärbt (dyed) und nicht durch Farbenauftrag hervorgebracht seien. Diese Thatsache ist ein Kriterium ihrer Echtheit: wenn beim Reiben mit der Hand keine Farbe an den Fingern haften bleibt, so stammen die Blumen unzweifelhaft von dem Pinsel Chao-Ch'angs.“ In seiner Jugend pflegte der Maler viel in dem Theile Chinas umherzuwandern, der die heutige Provinz Szech'uan bildet, und ließ auf seinen Wegen viele Bilder zurück. In seinem späteren Leben ging er noch einmal den Weg seiner früheren Reisen und kaufte von seinen eigenen Bildern auf,

Google

was er bekommen konnte; deshalb war wenig von ihm Gemaltes zu haben. Die berliner Ausstellung enthielt nun zwei Blumenstücke, die Ausschnitte aus größeren Gemälden sein sollen und als solche, da ihnen auch das Siegel fehlt, keine Kritik zulassen.

Auch ein anderer großer Meister dieser Zeit, Li Lung-Mien, enttäuscht uns. Li Lung-Mien war ein glänzender Kopf und ein vielseitiges Talent. Als Maler that er sich besonders durch die Darstellung buddhistischer Motive hervor; aber auch sonst leistete er so Vorzügliches, daß seine Zeitgenossen in Worten höchster Achtung von seinen Leistungen sprechen. Was in Berlin jetzt von ihm zu sehen war, ließ seinen Rang jedenfalls nicht erkennen.

Von Fan-K'uan (von dem wir ein Bild in Saal I unter No. 15 fanden) sagt nach Giles ein chinesischer Kritiker: „Im Gebirge studirte er den veränderlichen Werth von Wolken und Nebel und die schwierigen Elemente von Wind und Mond und Schatten und Licht in ihrer Wirkung, bis sich schließlich seine Seele mit Inspiration füllte und sein Pinsel uns tausenderlei Felsenklippen und Myriaden Schluchten vorzauberte. Dann mochte den Beschauer das Gefühl überkommen, er schreite selbst einen schattigen Felsenpfad entlang. Plötzlich aber, auch mitten im Sommer, überfiel ihn ein Frösteln und der Wunsch nach warmer Kleidung. So kam es, daß Fan-K'uan im ganzen Reich bekannt wurde als Einer, der die Seele der Berge darzustellen vermochte." Mit dieser Schilderung vergleiche man das Bild, das in Berlin ausgestellt war.

Unter der mongolischen Yüan-Dynastie (1280 bis 1368) blühte der schon erwähnte Chao Meng-Fu. Nach Tsau-Pa und Han-Kan ist er der größte Pferdemaler Chinas. Ob die Chao Meng-Fu zugeschriebenen Bilder (Saal 1 Nr. 25 und 8 Nr. 204) wirklich von diesem Meister geschaffen wurden, scheint um so zweifelhafter, als schon Hirth, der sich auf die chinesischen Kritiker stützt, Zweifel an der Existenz von Originalwerken Chao Meng-Fus und Han-Kans aussprach. Und wenn es noch ein echtes Bild gäbe: wäre denkbar, daß es auf den Markt käme, und gar in die Hände eines Fremden? Man muß den Osten nicht kennen, muß in chinesischen Dingen ein Neuling sein, um vor der Antwort zu zaudern. Man muß die Stellung eines Europäers in China mit all ihren Nachtheilen und Schwierigkeiten, ihren ungezählten Hindernissen, die freier Bewegung und Forschung entgegenstehen, nicht kennen, um ohne Skepsis einer Sammlung von Hunderten von Gemälden gegenüberzustehen, in der die bedeutendsten Namen Chinas vereint sein sollen. Der ganze Unterschied zwischen Ost und West, den Reisende und Gelehrte dargestellt und zu erklären versucht haben, spricht dagegen, daß einem Europäer in China gelingen könne, was nach meiner Kenntniß bisher keinem Chinesen gelungen ist. Außerdem sind die Chinesen die besten Käufer und größten Kenner und Verehrer ihrer eigenen Kunstwerke von beträchtlichem Werth. Es ist sehr schwer, auch nur ein über allen Zweifel erhabenes Gemälde alter Meister zu erwerben, und die Liu-Li Ch'ang, Ha-Ta-Men-Ta-Chieh und Ch'ien-Men-Wai in Peking sind dazu eben so ungeeignete Orte wie die Antiquitätenläden am Tung-Men in Canton oder gewisse Plätze in Hankau und Wuchang; noch unzuverlässiger sind in der Regel die wandernden Händler Chinas, wenn sie auch gelegentlich bei guter Bezahlung als Agenten vorzügliche Dienste im Aufspüren von Kunstwerken und als Kaufvermittler leisten können.

Gingen wir einen Schritt weiter, so fanden wir in der Ausstellung von be-

Google

rühmten Meistern der Ming-Dynastie (1368 bis 1644) unter Anderen T'ang-Ying und Ch'iu-Ying vertreten. Ch'iu-Ying, der, wie T'ang-Ying, um 1500 lebte, fühlte bald, daß ihm nie gelingen werde, in eigener Schöpfung den Gipfel höchster Vollendung zu erreichen, und begnügte sich deshalb, ein Kopist zu bleiben. Darin soll er es aber zu so hoher Fertigkeit gebracht haben, daß selbst einem Kenner bei peinlichster Untersuchung kaum möglich war, das Original von der Kopie zu unterscheiden. Er soll ferner Werke geschaffen haben, die wegen ihrer meisterlichen Komposition bewundert wurden; zu diesen Werken pflegte er die Einzelheiten, Wagen, Menschen, Bäume, Felsen, aus dem Gedächtniß nach Werken berühmter Maler zu reproduziren, so daß an der ganzen Arbeit nichts als die Anordnung der Theile des Bildes sein Eigen war. In diesem Licht haben wir seine Bilder zu sehen. Der Katalog sagt nun: „Derartige Kopien haben in der chinesischen Kunst einen ganz anderen Werth als bei uns; sie gelten als ebenbürtige künstlerische Leistungen." Das ist nicht wahr. Eine Kopie, auch die vorzüglichste, gilt in China nicht als vollwerthige Leistung. Nur weil wir die Originale der alten Meister der T'ang- und Sung-Dynastien als fast sicher und die der Yüan- und frühen Ming-Periode als wahrscheinlich verloren anzusehen haben, sind wir auf Kopien, oft sogar auf Kopien von Kopien angewiesen, wenn wir uns ein Urtheil über einen älteren Maler bilden wollen. Damit wird die Kopie zum nothwendigen Uebel und steigt natürlich ganz allgemein im Werthe. Daß eine Kopie wiederum ein Kunstwerk sein kann, weiß ich; daß sie besser sei als das Original, ist denkbar, wenn wir uns die theoretische Möglichkeit konstruiren, daß ein fähiger Maler ein minderwerthiges Bild kopirt. Für den aber allein praktisch wichtigen Fall, daß ein kleinerer Maler das Werk eines Meisters kopirt, ist natürlich nur anzunehmen, daß die Kopie hinter dem Original zurückbleibt. In China giebt es sehr gute Kopien; aber sie bringen, wie bei uns, weniger Achtung und Geld ein als Eigenschöpfungen. Die Fälschung, die unter nachgeahmten Namenssiegeln, Unter- und Inschrift segelnde Kopie, ist hier wie dort den Kunstkennern das schlimmste Aergerniß. Daß es mehr Fälschungen als Kopien giebt, liegt an den Verhältnissen des Landes. Kopien oder Fälschungen können für die künstlerische Beurtheilung eines Meisters, wenn überhaupt, so doch nur einen äußerst unvollkommenen Ersatz bieten.

Nehmen wir einen konkreten Fall. Bilder, die den Namen des großen Pferdemalers Chao Meng-Fu tragen, sind auf dem chinesischen Markt durchaus nicht selten; sie tragen des Malers Unterschrift und Siegel und enthalten oft auch noch Gedichte, Prosainschriften bedeutender Männer, Besitzersiegel, darunter oft auch Kaisersiegel. Lauter Fälschungen; die Gedichte und Inschriften ahmen oft meisterlich Handschrift und Stil berühmter Männer nach, kopiren vorzüglich die oft gebrauchten archaischen Schriftformen und zeigen durch die Höhe des literarischen Werthes der Leistung, daß der Verfasser nur ein hochgebildeter Mann gewesen sein kann. Die Echtheit der Kaisersiegel nachzuprüfen, ist für einen gewöhnlichen Sterblichen, bei der heiklen Natur des Gegenstandes, fast unmöglich: wenn man sich hier an gewisse konventionelle Formen hält, dürfte man Alles gethan haben, was zu thun nöthig und möglich ist. Besitzersiegel sind meist gar nichts werth, so lange man das Siegel der in Frage stehenden Person nicht kennt. Anders steht es mit den Siegeln des Malers und seiner Unterschrift. Der Maler, wie auch der Literat,

Google

pflegt mehrere Namen und auch mehrere Siegel zu führen, die er nie alle neben einander gebraucht; oft führt er in verschiedenen Perioden seines Lebens verschiedene Namen und Siegel. Dabei wird die eckige „Siegelschrift", oft aber daneben in einem zweiten Siegel eine archaische Schriftform angewandt. Sobald man Siegel und Unterschrift auf einem echt sein sollenden Gemälde mit denen auf einem authentischen Original vergleichen kann, ist man im Stande, Kopie und Original zu scheiden. Die Schwierigkeit ist, ein solches Original zu finden. Im Fall der alten Meister ist die Sache in China besonders schwer; leichter, wie ich schon andeutete, in Japan.

Außer der Beweisfähigkeit der Siegel und Unterschriften bleibt dem Untersucher nur noch die Technik des Meisters. Man wird begreifen, wie schwer bei dem Mangel an Originalen und der Ueberproduktion an Kopien diese Frage, die bei uns die wichtigste und erste ist, in China zu beantworten sein muß. Bei Chao Meng-Fu ists etwas anders. Ich sagte, die Kunst, das Pferd zu malen, sei in China verloren gegangen. Sehen wir nun ein Werk, das von Chao Meng-Fu gemalt sein soll und dessen Siegel und Inschrift echt sein könnten, so wird die Ausführung des Pferdes das Kriterium der Echtheit sein. Doch so einfach wie in diesem Beispiel liegt der Fall selten. Meist bleiben wir im Dunkel und müssen uns mit Vermuthungen begnügen. Aber liegts denn bei uns anders? Wir setzen Kommissionen ein, um über die Echtheit eines einem Meister zugeschriebenen Bildes zu urtheilen, und hoffen nun, auf einem geistig uns so fernen Gebiete mit einem bequemeren Verfahren auszukommen.

Aus der Epoche der regirenden Dynastie will ich nur zwei Maler erwähnen: Ch'iang T'ing-Hsi und Kau Ch'i-P'ei (um 1700). Ch'iang T'ing-Hsi, der 1669 in der Nähe Soochous geboren wurde, starb 1732, nachdem er eine glänzende Beamtenkarriere durchlaufen hatte; er war ein vielseitiger Kopf und gleich ausgezeichnet als Dichter und Maler. Seine Spezialität waren Darstellungen von Blumen und man stellt seine Leistungen auf diesem Gebiet neben die des größten Blumenmalers. Allgemein nimmt man an, daß echte Gemälde von Ch'iang T'ing-Hsi höchst selten sind; da sie von Liebhabern sehr hoch geschätzt werden, wurden sie viel gefälscht. Besonders zwei Maler, Vater und Sohn, Ma Yüan-Yi und Ma-J, Beide hochbegabt, pflegten ihre eigenen Bilder erfolgreich als echte Ch'iang P'ing-Hsis abzusetzen. Ihre Bilder sind so vorzüglich, daß selbst Kenner nicht leicht den Betrug festzustellen vermochten. Der Katalog führt nun zwei Bilder Ch'iang-T'ing-Hsis an. Ein Urtheil über die Echtheit wage ich hier nicht zu fällen, möchte jedoch bemerken, daß die Siegel auf ihnen mir nicht mit den Proben in dem besten Werk übereinzustimmen scheinen, das (in Japan) von einer Autorität über diese Dinge veröffentlicht worden ist.

Kau Ch'i-P'ei, der als Unterstaatssekretär 1734 in Peking starb, malte lieber mit den Fingern als mit dem Pinsel. Das haben mehrere Maler gethan; doch ist Kau Ch'i-P'ei der größte, von dem wir aus den letzten Jahrhunderten gehört haben. Der Eindruck dieser Bilder ist so, als ob eine kühne, starke Pinselführung sie hervorgebracht habe; sie ähneln in ihrer Art gewissen Bildern, auf denen das Sujet in dicken Strichen behandelt ist. Da diese Bilder auf Papier, nicht auf Seide gemalt sind und auch die Fingermaler stets Papier nehmen, so sind beide Arten kaum von einander zu unterscheiden. Kau Ch'i-P'eis Bilder sind äußerst selten

Google

da der Maler sie auf seinen Reisen in der Jugend planlos in alle Winde zerstreute. Bei dem ausgestellten Kau Ch'i P'ei scheinen Siegel und Schrift auch nicht mit dem japanischen Werk übereinzustimmen.

Noch ein Wort über die im Vorraum hängenden Bilder, die von der Hand der kürzlich verstorbenen Kaiserin-Witwe herrühren sollen. Die Kaiserin-Witwe galt als eine gewandte und fähige Malerin, deren Werke durchaus nicht „commonplace" waren. Vor dem Jahr 1900 befand sich in dem Tempel Ta Chlieh-Ssu, in den westlichen Bergen bei Peking, der unserer Gesandtschaft Jahre lang zum Sommeraufenthalt diente, ein Gemälde von der Hand der Kaiserin-Witwe, das ein beträchtliches Können zeigte. Die ausgestellten Bilder sind schwach. Dazu kommt noch ein Anderes. Die Person des Kaisers und der Kaiserin-Witwe ist, wie überall im Orient, geheiligt. Werke von ihrer Hand, Werke, die sie als Zeichen ihrer Anerkennung verschenken, sind wirklich Zeichen allerhöchster Gnade. Es ist ausgeschlossen, daß eine Person, in deren Besitz ein solches Werk gelangt ist, es weggiebt; denkbar wäre höchstens, daß die Nachkommen, entartet oder durch bitterste Noth dazu getrieben, das Bild in Geldeswerth umzusetzen versuchen würden. Bei der besonders schwierigen Natur des Objektes (und der Begriff Kapitalverbrechen deckt in orientalischen Staaten mehr als bei uns) ist unmöglich, daß ein solches Werk offen auf den Markt kommt; der Handel würde privatim abgeschlossen und das Bild ginge wieder in Privatbesitz über. Daß ein echtes Bild der Kaiserin-Witwe in eine europäische Ausstellung gelangen könne, ist sehr unwahrscheinlich.

Ich weiß, daß meine Bemerkungen nur eine Seite der Ausstellung, die sinologische, beleuchten; den künstlerischen Werth der Bilder und der Ausstellung von unserem Kunststandpunkt aus zu besprechen, fühle ich mich nicht kompetent.

Max Diehr.

In der Einsiedelei.

Ein Steinweg führt das rothe Thal empor,
In grünem Moos steht dort ein Fichtenthor.

Die Treppe zeigt der Vögel Spur allein,
Doch Niemand kommt und läßt mich zu sich ein.

Durchs Fenster seh' ich von des Aufgangs Rand
Den weißen Wedel, die bestaubte Wand.

So wend' ich mich und seufze vor mich hin
Und gehe heim, wie ich gekommen bin.

Duft wölkt hinan bis zu des Berges Gipfeln
Und Blüthen regnen ringsum aus den Wipfeln.

Grund genug ist zu Lust und Fröhlichkeit.
Doch: horch, wie bang der blaue Affe schreit!

Was gilt der Welt Getriebe allzumal?
Sehr traurig wahrlich ist dies Erdenthal!

Li-Tai-Pe.

Google

Frauenausstellungen.

Sine ira et studio: das Wort des Tacitus schicke ich diesen Zeilen, denen sich Obdach erbitte, als Motto voraus. Ich habe nicht den geringsten Grund, eifernd oder gar zürnend Das zu sagen, was mir zu sagen nützlich scheint. In Frauensachen darf die Frau aber wohl ein Wort wagen; da kann ihr ja das Sachverständniß von den Herren der Schöpfung nicht bestritten werden. Berlin stand in dieser Woche wieder mal unter dem Wahrzeichen der Frau; unter dem Zeichen, das die Frau so oft zum Siege geführt hat. Die Frau der obersten Klasse, die aus dem nie versickernden Goldquell schöpft, die nur auszugeben gewohnt ist, aber auch ihre Schwester, die arbeiten und damit erwerben gelernt hat. Zwei Ausstellungen lenkten die Aufmerksamkeit auf sich: „Die Dame in Kunst und Mode“ und „Die internationale Ausstellung für Volkskunst“. Große Namen, geschlossene Kronen gaben der ersten Ausstellung die Weihe; die zweite war dem Wirken des Lyceum-Klubs zu danken. Dem Beschauer drängten sich, ohne daß ers wollte, Vergleiche auf. Welchen ernsthaften Zweck kann es haben, eine Ausstellung zu veranstalten, bei der es sich nur darum handelt, die nie zu bestreitende Thatsache zu konstatiren, daß die reiche Frau sich den theuersten Schneider halten, die kostbarsten Juwelen, die schönsten Hüte kaufen kann? Zeigt das Wesen einer dieser Damen Das, was der Franzose die persönliche Note nennt? Hat eine von ihnen ein Stück selbst entworfen, Etwas für die Kunst oder auch nur für die Mode gethan? Nein. Alle ausgestellten Gegenstände trugen genau die für heute vorgeschriebene Modeform. Diese Frauen kleiden sich nicht, sondern werden angezogen. Sie sprechen zu Schneider und Modistin: Dein Wille geschehe. Oder bedeutet es für „Kunst“ und „Mode“ Etwas, wenn ein nicht mehr ganz sauberer Hut der Kronprinzessin (wie die Mode des vergangenen Jahres ihn vorschrieb) oder zwei Spazirstöcke, die der Prinzessin Eitel Friedrich gehören (und nicht den allergeringsten Kunstwerth haben), dem Publikum gezeigt werden? Im Sinn Derer, die sich für solche Dinge interessiren, sind doch wohl ganz andere Motive wirksam; mit Kunst und Mode haben diese Instinkte nicht das Geringste zu thun. Wenn die Neugier, die Lust, Kleidungstücke der Prinzessinnen in der Nähe zu sehen, Geld einbringt, das wohlthätiger Absicht dienen kann, mag der Zweck das Mittel heiligen. Aber die Kunst hat nichts davon: nicht einmal die Mode. Und man muß beim Rückblick auf die überlaut gepriesene Ausstellung sagen: „Ein großer Aufwand schmählich ist verthan.“

Viele berliner Firmen haben ja sehr elegante Sachen ausgestellt; aber kann man nicht auch bei denen, die nicht auf geradem Weg aus Paris kamen, oft nachweisen, daß sie französischen, englischen, wiener Modellen nachempfunden sind? Und auch die wirksamste Geschäftsreklame paßt doch eigentlich nicht unter das Rubrum „Die Dame in Kunst und Mode“. Daß es in Berlin große und gut geleitete Geschäfte giebt, die das Allerneuste zum Kauf anbieten, braucht uns nicht erst durch eine Ausstellung bewiesen zu werden. Geschickte Hände haben dem Ganzen ein graziöses Aussehen gegeben, Alles geschmackvoll arrangirt und die Intimitäten weiblicher Kleidung mit List und nicht ohne Takt zur Geltung gebracht. Vergebens aber suchte der sachverständige Betrachter in der geräuschvoll angekündeten Häufung von Toilettegegenständen die Spur der Kunst. An die war nur gedacht worden,

Go gle

als es galt, der Sache einen Nimbus zu schaffen, der die „besseren Kreise" heranlocken könnte. Und dazu ist uns die Himmlische doch zu gut.

Wurde hier weniger gehalten, als versprochen war, so durfte man von der anderen Ausstellung sagen: Sie hat mindestens so viel geboten, wie sie verheißen hatte. Aller Herren Länder haben sich zu dem Beweis vereint, was Volkskunst und Frauenfleiß zu leisten vermag. Bravo, Lyceum-Klub! Daß er die erwerbende Frau in so hellem Licht gezeigt hat, müssen wir ihm danken. Vollkommene Kunstfertigkeit sah man neben primitivster Arbeit einfacher Frauen und konnte im Vergleich von Einst und Jetzt ein wichtiges Stück menschlicher Kulturentwickelung überblicken. Die Dekorirung gut und bescheiden; Dienerin, nicht Herrin. Allerliebst ist besonders der Blumenschmuck, der die wertheimischen Räume in duftende Gärten wandelt. Die im Luxusleben dahindämmernde Dame ist von der schaffenden Frau besiegt worden. Auf dem Gebiete der Ausstellungen. Ists ein Symbol? Einerlei: wer sich mehr für das von schlichten Frauen in Ost und West, auch in unseren Kolonien Geschaffene interessirt als für die Prunkkleider und Prachthüte der Prinzessinnen der Welt und der Bühne, Der versäume nicht, in der Voßstraße sich die Volkskunstausstellung anzusehen. Er wird aus den klug gefüllten Räumen die Erkenntniß heimbringen, daß selbst in Ländern, die uns zurückgeblieben scheinen, die Frau sich für den Kampf ums Dasein gerüstet und ihr Kunstempfinden dem Lebensbedürfniß ihrer Alltäglichkeit dienstbar gemacht hat. Ella Grün.

Russische Wirthschaft.

Rußland hat einen Finanzminister, der die Wahrheit sagt. Das ist noch kaum je dagewesen. Fast alle russischen Finanzminister haben sich bemüht, de corriger la fortune. Das ging einfach nicht anders. Man durfte dem Ausland nicht jede Falte des Budgets zeigen; sonst wäre es den Emissionhäusern schwer geworden, russische Papiere unterzubringen. Ohne ein gewisses Maß von Illusion gehts ja bei großen Finanzoperationen überhaupt nicht; und die Politik der schönen Farbe, deren sich Witte und seine Vorgänger bedient haben, schadete schließlich den Kassen der Gläubiger nicht. Kokowzew ist weder Vater noch Sohn der Lüge. Seine Denkschrift zum Etat war ein Muster von Klarheit und mied jede Tendenzmache; und der Finanzplan war bis ins Detail durchgearbeitet. Daß Kokowzew seine Ausführungen nicht mit einer Reverenz vor den Schwarzsehern schließt, kann ihm Niemand verübeln. Welcher Minister thut es, wenn er vom eigenen Herd spricht? Das geschieht höchstens einmal in Preußen; und da hats seine besonderen Gründe. Die russische Regirung konnte ihrer neusten großen Finanzoperation mit der Ankündung einer herrlichen Zukunft präludiren; Kokowzew aber beschränkte sich darauf, seine Erklärungen zum Budget in die nüchternen Worte ausklingen zu lassen: „Wie

Google

verheißungvoll auch der Versuch einer schnellen Ausgestaltung des Staatslebens und einer reichlicheren Zuwendung von Mitteln für verschiedene Bedürfnisse des Kulturlebens im Lande erscheinen mag: er bedroht, wenn er nicht mit gehöriger Vorsicht begonnen wird, jeden Staat mit schlimmen Folgen; namentlich einen, der vor Kurzem die Schrecken eines Krieges und innerer Unruhen überstanden hat. Wir müssen einen anderen Weg einschlagen; die Staatsausgaben sind den Mitteln anzupassen, die zu diesem Zweck ohne allzu schwere, die wirthschaftliche Leistungsfähigkeit übersteigende Belastung der Steuerzahler von der Bevölkerung aufgebracht werden." Im Etat für 1909 betragen die ordentlichen Ausgaben 2472 Millionen Rubel, die für Volksbildung, Wissenschaft und Künste zusammen nur 78 Millionen oder 3½ Prozent; man müßte viel mehr fordern, um das russische Kulturleben zu europäisiren. Da steht auf der Habenseite der Bilanz noch ein mächtiger Block, dessen Beseitigung aber das ganze Finanzgebäude ins Wanken brächte: der Branntwein. Ohne den wäre die Aufmachung einer Bilanz überhaupt unmöglich. Die wichtigste Einnahmequelle ist das Branntweinmonopol. Zu einer Gesammteinnahme von 2477 Millionen (man beachte, daß der Ueberschuß der ordentlichen Einnahmen über die Ausgaben im Budget für 1909 knapp 5 Millionen Rubel beträgt gegen 74 im Jahr 1908) hat der Branntweinverkauf 733 Millionen beizusteuern, während die Erträgnisse der Staatsbahnen mit 563 Millionen und die indirekten Steuern mit 519 Millionen angesetzt sind. In der Brust jedes russischen Finanzministers wohnen zwei Seelen: er muß für die Hebung der Kultur, aber auch für die Förderung des Branntweinverkaufes, für die Verwirklichung der Agrarreform, aber auch für die Steigerung der Getreideausfuhr sorgen.

Die Nothlage der russischen Bauern war und ist die unmittelbare Folge eines forcirten Getreideexports. Und den bedingt wieder die „Finanzgebahrung", die ungefähr 300 Millionen Rubel Zinsen für das Ausland verlangt. Um seinen Verpflichtungen gegen die Gläubiger nachzukommen, muß Rußland darauf sehen, daß die Getreideausfuhr nicht nachläßt. In den letzten Jahren hat sie sich aber verringert; 1905 waren's noch 567 Millionen, 1906 schon 470 und 1907 nur 428 Millionen. Der Finanzminister hat in einem Gespräch mit dem petersburger Vertreter des Wolffschen Telegraphenbureaus gesagt, das Jahr 1908 habe einen Ausfuhrüberschuß von 228 Millionen (211 Millionen im Vorjahr) gebracht. Er wollte die Meinung bekämpfen, durch die ungünstigen Ernteergebnisse sei die Handelsbilanz völlig verändert. Das russische Budget war fast allgemein sehr ungünstig beurtheilt worden; dagegen wollte Kokowzew sich wehren. Deshalb das Gespräch mit dem Journalisten. Seit drei Jahren, sagte er, wird eifrig an den Agrarreformen gearbeitet; aber die Wirkung einer breit angelegten Kulturarbeit kann erst ganz allmählich in Zahlen zum Ausdruck kommen. Die Agrarreform hat wirklich schon im November 1906 begonnen. In der Zeit zwischen der ersten und der zweiten Reichsduma wurde das Gesetz erlassen, das die Lösung der einzelnen Bauern aus dem Mir, dem Gemeindeverband, ermöglicht. Die neue Reichsduma hat das absolutistische Gesetz vom Jahr 1906 bestätigt und damit dem Mir die Todtenglocke geläutet. „Gemerkt" hat man von der Agrarreform bisher nur in den Berichten über die wirthschaftliche Lage Rußlands. Doch auch da stand kein Wort von den ersten Anzeichen eines Erfolges. Wir wissen heute nur, daß bis zum fünfzehnten Oktober 1908 etwa 122 000 Bauern mit einem Besitz von 3,20 Millionen Des-

Google

jätinen zum Einzelbesitz übergegangen waren. Ein Anfang: gewiß; aber ein sehr dürftiger. Zur Fortsetzung fehlt die Regelung des bäuerlichen Kreditwesens durch die Bauernbanken. So lange es da keine einschneidende Reform giebt, bleibt der Spekulation und dem Dorfwucherer die günstigste Chance. Die Sanirung des Bauernstandes darf nicht auf Kosten des Adels erfolgen. Ich sagte hier schon, welche Gefahr das Schicksal des adeligen Grundbesitzes bedroht. Wenn der Bauer den Adeligen verdrängt, muß er auch fähig sein, die Stellungen, die der Adel im Staat einnimmt, auszufüllen. Man kann aber eine Kaste, die im Beamtenstand und in der Armee herrscht, nicht einfach durch ein Heer von Bauern ersetzen. Daß die Bauernbank immer mehr Adelsbesitz aufkauft, genügt nicht; man muß auch wissen, wer im Reichsdienst an die Stelle des depossedirten Adels treten soll.

Kokowzew, der Aufrichtige, hat nicht ohne Absicht die Agrarreform in der Interview nur kühl gestreift. Wichtiger als die Sorge um deren Schicksal ist ihm das Gleichgewicht des Budgets. Die Anleihe von 1400 Millionen Francs (Rußland bekommt etwa 1250) war nothwendig, weil für 800 Millionen Schatzscheine in Paris einzulösen sind und ein Defizit von rund 400 Millionen Francs gedeckt werden muß. Das Budget für 1907 hatte einen Fehlbetrag von 53 Millionen ergeben; 1908 war eine innere Anleihe im Betrag von 200 Millionen aufgenommen worden; und das letzte Budget schließt mit einem Defizit von 153 Millionen, das, wie gesagt, aus dem Ertrag der Anleihe mit gedeckt werden soll. Der Hauptbetrag der neuen Emission ist, schon der einzulösenden Schatzscheine wegen, auf Paris entfallen. Die Verhandlungen mit dem französisch-englischen Bankenkonsortium waren nicht leicht. Man wollte nicht ohne erklecklichen Nutzen für die eigene Tasche arbeiten und muthete der russischen Regirung zunächst Bedingungen zu, auf die sie ohne Schädigung ihres Kredites nicht eingehen konnte. Schließlich einigte man sich auf den Uebernahmepreis von 85½ und den Emissionkurs von 89¼. Sehr niedlich war die Haltung der französischen Presse. In Frankreich giebts das deutsche Genus „Finanzinserat" nicht. Dafür bekommt die Presse bei großen Finanzoperationen ein je nach der Bedeutung des Blattes bemessenes Pauschale, um die „Publizität" der Emission in der geeigneten Weise zu fördern. Zur „Bekanntmachung" der neuen Russenanleihe waren von dem Finanzkonsortium 600 000 Francs bewilligt worden. Dieses Angebot wurde von der vereinigten pariser Presse mit einem Schrei sittlicher Entrüstung beantwortet. Eine Protestversammlung der Zeitungherausgeber fand, die Summe sei viel zu klein. Unter dem Betrag, der bei der Zweimillionenanleihe des Jahres 1906 aufgewendet worden war, sei absolut nichts zu machen; also 1 400 000 Francs und keinen Sou weniger. Sonst werde man wissen, was man zu thun habe Den Banken wurde ein förmliches Ultimatum gestellt; und da sie von der Unbestechlichkeit der französischen Presse überzeugt waren, gaben sie nach. Es ist ein schöner Zug der französischen Zeitungen, daß sie streng auf einen anständigen Preis halten; auch ists immer lobenswerth, wenn man einem Emissionkonsortium den Zwischengewinn schmälert. Bei Alledem hat die russische Regirung bessere Bedingungen erlangt, als die der fünfprozentigen Anleihe von 1906 waren. Damals bekam sie für ein fünfprozentiges Papier (die neue Anleihe ist 4½prozentig) nur 83½ Prozent beim Emissionkurs von 88. Uebrigens hat Rußland das 1906 gegebene Versprechen, vor Ablauf von zwei Jahren keine Anleihe im Ausland aufzunehmen, gehalten. Die Anleihe des Jahres 1908 war eine innere.

Google

Mit einer gewissen Genugthuung hat man die Thatsache verzeichnet daß der deutsche Kapitalmarkt schon seit drei Jahren nicht mehr direkt an einer russischen Anleiheemission betheiligt gewesen ist. Das letzte Konsortialgeschäft dieser Art war die 4½prozentige Anleihe von 1905. Indirekte Betheiligung und Erwerb der neuen russischen Papiere ist natürlich nicht ausgeschlossen. Neben den 9 Milliarden Russen, die in Frankreich liegen, sieht freilich der deutsche Besitz ärmlich aus. Ueber die Entwickelung der Kurse sprach ich hier schon. Die Papiere haben sich von ihrer tiefsten Erniedrigung erholt; man hat eben wieder mehr Vertrauen zu Rußland Kokowzew hebt in seiner Denkschrift dieses Moment hervor; und man hat keinen Grund, ihm Reklamemacherei nachzusagen. Und warum hat der Kredit Rußlands sich gekräftigt? Weil die neuen Lebensäußerungen des absolutistischen Regiments bessere Gewähr für die Zukunft des Zarenreiches zu bieten scheinen als alle „freiheitlichen" Institutionen? Das würde ein Bank- und Börsenmann nicht gern zugeben.

Die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Rußland sind viel wichtiger als alle Anleihegeschäfte. Das Deutsche Reich steht in der russischen Handelsstatistik an erster Stelle und Rußland nimmt bei uns unter den Einfuhrländern den zweiten, als Ausfuhrland den vierten Platz ein. Die Franzosen übernehmen die russischen Anleihen aus politischen Gründen; und sie haben, als sparende Nation, des nöthige Geld. Politische Motive spielen auch bei den Engländern eine Rolle. In Deutschland dagegen ist der Handelsverkehr die primäre, das Interesse des Kapitals für russische Papiere die sekundäre Erscheinung. Wenn unsere Zahlungbilanz auf dieser Seite passiv ist, wenn wir also an Rußland mehr zu zahlen haben, als unsere Forderungen ausmachen, so sind wir in gewissem Sinn doch im Zarenreich stärker als die Franzosen mit ihren enormen Guthaben. Der Finanzminister sprach auch über die Eisenbahnobligationen. Die russischen Privatbahnen geben Schuldverschreibungen aus, für die in letzter Linie der Staat zu bürgen hat. Die Gläubiger können sich, wenn sie von der Eisenbahngesellschaft nicht befriedigt werden, an die Regirung halten. Unter normalen Verhältnissen wäre solche staatliche Bürgschaft ein für die Werthung der Obligationen sehr wesentlicher Faktor. Bei Rußland aber wird die Bedeutung dieser Garantie durch die Höhe der eigentlichen Staatsschuld abgeschwächt. Man sagt sich: Der Staat hat für seine eigenen Coupons schon genug zu thun; für gefährdete Eisenbahnprioritäten ist da nicht viel zu hoffen. Die Donez-Eisenbahngesellschaft hat im vorigen Jahr eine Anleihe von 70 Millionen Rubeln in Frankreich untergebracht. In diesem Jahr werden wohl Emissionen anderer Eisenbahnprioritäten folgen. Welche Märkte für die neuen Papiere in Anspruch genommen werden: Das ist Sache der Gesellschaften. Kokowzew betonte, daß die Regirung sich da nicht einmische; sie hat nur zu prüfen, ob die Genehmigung zu den von der Emissionstelle beschlossenen Bedingungen ertheilt werden kann.

Das deutsche Kapital hat nicht ohne praktischen Nutzen die Finanzlage Rußlands studirt. Der Einzelne weiß jetzt ziemlich genau, ob sich für ihn eine Anlage in russischen Werthpapieren schickt. Und den Emissionfirmen braucht man erst recht nicht zu sagen, wie sie sich mit dem Zarenreich stellen sollen. Im Ganzen ist die Beurtheilung der russischen Verhältnisse objektiver geworden, seit man erkannt hat, daß auch das lauteste Pathos nicht sachlich starke Gründe ersetzen kann. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 6. Februar 1909.

Chronika.

Draußen.

Warum sind die Briten nach Egypten gegangen? Weils auf dem Weg nach Indien liegt. Warum zahlen sie für ihre Position in Persien einen so hohen Preis und fordern die Oberaufsicht über den Persischen Golf? Weil Persien auf dem Weg nach Indien liegt und das Wasser des Perserbusens sich mit dem des Indischen Ozeans mischt. Warum mußten sie das Kapland haben? Weil sie auch diesen Weg nach Indien brauchten. Warum gewähren sie dem Emir von Afghanistan Subsidien? Weil die Schanze der indischen Festung nicht von einem Gegner Britaniens beherrscht werden darf. Warum sucht ihr sorgender Blick die unwirthlichen Pamirwüsten? Weil diese öden Strecken die Nordstraße nach Indien öffnen oder schließen. Warum haben sie dem König von Siam den größten Theil seines Reiches durch Bürgschaft gesichert? Weil dieses Land die indische Grenze von dem Gebiet eines europäischen Nebenbuhlers trennt. Was trieb sie zu der traditionellen Türkenpolitik? Die Erwägung, daß ihr Besitz im Osten gefährdet wäre, wenn das Osmanengebiet unter den Einfluß einer feindlichen Macht käme. Diese Fragen hat Lord Curzon of Kedleston gestellt und beantwortet, als er Vicekönig von Indien war. Wir paar Briten, sprach er damals, sind hier, als Beherrscher eines Fünftels der Menschheit, wie ein winziger Schaumfleck auf einem dunkel brausenden Weltmeer. Wer daran nicht denkt, kann das Erlebniß der letzten Monate nicht verstehen. Herr Iswolskij hätte (in Buchlau hoffte ers noch) den Meerengenschlüssel als Tropaion aus London heimgebracht, Herr von Aehrenthal die Annexion der Balkanprovinzen ohne ernstes Hemmniß durchgesetzt, wenn Indien ruhig geblieben wäre. Doch die anglo-japanische Freundschaft hat die Hindu-volk in heftige Bewegung gebracht, als je fühlt der braune sich dem weißen

Google

Mann ebenbürtig, der dunkle Ozean ist bis in die Tiefe aufgewühlt und der winzige Schaumfleck würde in der Brandung zerstäuben, wenn ihn nicht eine Woge ins Freie zurücktrüge. Nie war England auf die fünfundsechzig Millionen Mohammedaner, die im indischen Kaiserreich leben, so angewiesen wie in dieser Stunde. Drum muß es zeigen, was es für den Islam thut; muß trachten, dem Türkenwunsch Erfüllung zu schaffen. So ziemlich ward es erreicht. Die Meerengen? Heute leider unmöglich, lieber Iswolskij; wer dazu hülfe, hätte in Mohammeds Machtbereich verspielt. Aenderung des bosnischen Besitztitels? Dafür, Baron Aehrenthal, sind fünfundfünfzig Millionen zu zahlen und allerlei Konzessionen zu machen; die haben wir dann dem Sultan und dessen Vormund, dem regirenden Jungtürkenausschuß, verschafft. Nicht knickern, Vetter Ferdinand; die Lösung vom Suzerain ist unter Brüdern hundert Millionen werth und die Hohe Pforte braucht Geld. Auch der Hellenenkönig soll sich gedulden; in diesem Augenblick muß, so schwer es uns wird, die Erlaubniß zur Verspeisung Kretas geweigert werden. So klang es von der Themse. Curzons Nachfolger kann zu den Muslmanen sprechen: Seht Ihr nun, wie wir für die Macht Eurer Glaubensgemeinschaft sorgen und sie vor Schmälerung schützen? Wir ganz allein. Seid uns also hübsch dankbar!

Ein neuer Britensieg. Dessen Glanz freilich ein Bischen gemindert ward; durch die pariser Verstimmung und durch die deutsche Entschlossenheit, Oesterreich nicht allein im Gedräng zu lassen. Die austro-türkische Verständigung ist erreicht (England wollte sie einer Europäerkonferenz vorbehalten) und der Widerstand einzelner Parlamentsfraktionen wird im Bakschischland zu überwinden sein. Bulgarien hat nur noch eine Geldfrage zu beantworten und in Wien, Petersburg, London zur Vermittlung bereite Freunde. Bleiben die Serben. Sie fordern den schmalen Landstreifen, der ihnen den Ausgang in die Adria sichert; erklären, daß sie sonst in nachbarlicher Umklammerung ersticken müßten und entschlossen seien, lieber das Leben zu wagen. Ihr Kalkul ist nicht ganz so thöricht, wie man nach dem Geplärr zuchtloser Prinzchen glauben könnte. Die Zeit austro-russischer Eintracht ist einstweilen vorbei. In Italien hat die Annexion, die das Habsburgerreich zur Balkangroßmacht wandelt, und der Streit um die italienischen Studenten zu öffnende Universität die Geister erregt. Oesterreich-Ungarn müßte an der russischen und an der italienischen Grenze beträchtliche Truppenmassen aufstellen, ehe es losschlüge; und hätte in einem Bergland zu fechten, wo der Heimische immer im Vortheil ist. Auf ihre Geschütze (vom Creuzot-Schneider) sind die Serben sehr stolz, halten sie für besser als die österreichischen und meinen, daß die Slavenwuth die schwächlich zaudernde petersburger Regirung zum Eingriff

Google

zwingen würde, wenns den Brüdern im Süden dennoch schlecht ginge. Das wäre der casus foederis für das Deutsche Reich; und mindestens fraglich, ob Italien, Frankreich, England dann neutral blieben. Entweder also eine unabsehbare Konflagration, die durch den Hader um ein paar Kilometer billigen Balkanlandes bewirkt wäre, oder eine langwierige Guerilla, die, im Gebirg, den Eindringling mehr kosten könnte als den Vertheidiger ererbten Bodens. Etwas wie ein Transvaalkrieg in den Haemusschluchten. So rechnet man in Belgrad. Zehn Millionen Serben, heißts da, lassen sich nicht abwürgen wie eine Hammelheerde; werden von Wien und von Sofia ihr Lebensrecht heischen (denn auch der alte Zwist mit den Bulgaren drängt zur Entscheidung). Und die Dynastie weiß, daß nur die dickste Unterstreichung nationaler Forderungen ihr Dasein noch für ein Weilchen fristen kann. Ganz ist die Feuersgefahr also nicht beseitigt. Doch die Serben bedenken wohl, daß Oesterreich die Kriegsmittel einer Großmacht und einen von Sachverständigen bewunderten Generalstab hat, und wissen, wie tapfer sich das bulgarische Mongolenblut schlägt. Und vergäßen sies, so würde England sie daran erinnern. Ohne Britengold giebts keinen Balkankrieg. Ans Meer kann dem Serbenstaat auch die Vereinigung mit Montenegro helfen. Wenn jeder schreiende Knirps erhielte, was sein Herz gerade begehrt, bekäme Europa nie wieder Ruhe. Der europäische Kontinent wenigstens so bald nicht. Rußland kann, Frankreich will sich des Balkans wegen jetzt nicht gern engagiren. Die beiden Kaiserreiche als Gegner: eher versuchen russische Generale doch wohl in Nordwestpersien ihr Heil. Von Askabad ins afghanische Herirudthal ists (Curzon hat, als Wächter Indiens, oft darauf hingewiesen) nicht allzu weit. Vorsicht also sehr nöthig. Und für seinen islamischen Nimbus hat Britanien zunächst ja genug gethan.

Drei Monate ohne laute Rede und auffallenden Gestus: schon vermag Deutschland freier zu athmen. Wenn sichs nur länger recht ruhig hält! Daß just vor Eduards Besuch in allen Winkeln von deutsch-französischen Verhandlungen gemunkelt wird, ist ein Bischen beängstigend. Braucht bei uns Jemand Firniß für verblichenen Diplomatenruhm? So weit sind wir noch nicht wieder, daß wir uns den Luxus kostspieliger Versöhnungpolitik gestatten dürfen. Die will der Britenkönig; weil sie unsere Westflanke lähmen würde. Désintéressement von Marokko: dagegen wäre nicht viel zu sagen; Triftiges aber gegen ein künstlich beschleunigtes rapprochement (mit Bagdadbahngeld und „Konzessionen" ähnlicher Sorte). Der französische Rentier hat eingesehen, daß den von ihm nach Osteuropa verliehenen Milliarden von der englischen Politik mehr Gefahr droht als von der deutschen. Diese Erkenntniß wird heilsam wirken. Nur nicht nachdrücken und die Hand dabei in die

Google

Falle stecken. Jeder franko-deutsche Vertrag brächte der Republik jetzt sicherern Gewinn als dem Kaiserreich; selbst der günstigste würde die Willensfreiheit mindern, die bald vielleicht unser wichtigstes Gut sein wird. Wir können warten. Geschütz, Gewehr, Schießbedarf: Alles in bester Ordnung. Je stiller wir sind, desto schneller kommts zwischen den heute noch zärtlich Gesellten zu unbequemer Friktion. Je klarer wir aussprechen, daß wir einem nothwendigen Krieg niemals ausweichen werden, desto sicherer ist uns der Friede. Eduard wird die stärksten seiner Künste anwenden. Ein Vereinsamter, hofft er, ist leicht zu willfähriger Liebe zu stimmen. Deutschland muß sehr höflich sein, sehr nüchtern bleiben und keinen Zweifel darüber lassen, daß es in dem Besuch weder ein Huldgeschenk noch das Symptom ersehnter Weltwende sieht.

Drinnen.

Fürst Bülow will im Amt bleiben. Das beweist die Rede, die er am neunzehnten Januar im Landtag gehalten hat. (Schön und ganz würdig fand er sie selbst wohl nicht; vielleicht aber nöthig. Und auch dem Befehder der Römerpartei heiligt der Zweck die Mittel.) Ob er bleiben darf? Möglich; mit und ohne Block. Dieses Kunstgebild hält, bei schonender Behandlung, wohl noch ein Weilchen; was würde, wenns zerfiele, aus den freisinnigen Fraktionen, die so viel dafür thaten, daß ihnen zu thun fast nichts mehr übrig blieb? Und muß geschieden sein, so findet der Aalglatte einen anderen modus vivendi. Ein formeller Friedensschluß mit dem Centrum wäre sogar für ihn immerhin schwierig; leicht aber, die konservativen Katholiken für bestimmte Aufgaben an die alten Kartellparteien zu kitten. Die Reichsfinanzreform ist der Pivot, um den Alles schwenkt. Noch siehts aus, als müsse auch dieser dürftige Reformversuch scheitern; müsse, mit wechselnden Mehrheiten, jeder Vorschlag, der den Reichskassen Beträchtliches verheißt, abgelehnt werden. Noch aber liegt Alles im Nebel. Große Parteien glauben, der Kanzler sei nicht mehr Wilhelms Mann und werde nächstens nach Flottbeck oder Rom ziehen. Einzelne meinen gar, das Begräbniß der Finanzreform werde am Hof gewünscht, weil es den Kanzler zum Rücktritt drängen, den Kaiser von lästiger Initiative entbürden und die Behauptung ermöglichen würde, Fürst Bülow sei freiwillig gegangen, nicht etwa an seiner Kritik kaiserlichen Handelns gestorben. Sobald man weiß, daß noch für eine lange Frist mit diesem Kanzler zu rechnen ist und er das Flaschenkind des Herr Sydow überleben würde, wirds am Horizont heller. Preußens Staatsminister, den Bundesrath und die Bundesfürsten hat der Listenreiche in seinem Boot; ohne den Kaiser könnte es dennoch im Seegang kentern. Er braucht einen sichtbaren, unzweideutigen Beweis

Google

kaiſerlichen Vertrauens. Ob Wilhelm, ſelbſt wenn er dem Novembernecker grollte, jetzt, wider den ausgeſprochenen oder angedeuteten Wunſch ſämmtlicher deutſchen Fürſten, zu einem Kanzlerwechſel Luſt hätte? Den Konſervativen ſchillert der Mann, der, unter Wahrung aller ihm berechtigt ſcheinenden Intereſſen und mit ſehr bedächtiger Schnelle, Preußen moderniſiren möchte, allzu liberal und mächtige Klüngel ſind ihm verfeindet. Thut nichts. Wenn er eine Allerhöchſte Botſchaft in den Reichstag bringen, ſich im ungeſchmälerten Beſitz alter Huld zeigen und die zum Bundesrath Bevollmächtigten ins Feuer ſchicken kann, iſt er wieder obenauf. „Kinder: Bülow ſitzt mit beiden Beinen im Sattel und iſt friſcher als je. Ob Ihr die Nachlaßſteuer hinunterwürgt oder ausſpeit, mit dem Centrum äugelt oder den Nationalliberalen Komplimente drechſelt: S. M. hält ihn; vielleicht noch ſehr lange. Wollt Ihr ihn ärgern und mit Gewalt linkwärts ſtoßen? Wäret Ihr auch nur ſicher, daß nach ihm ein Euch Angenehmerer käme? Der Marſchall der Handelsverträge; der Junkerkritiker Goltz; Wedel mit der Langenſalza-Medaille; der bürgerlich humane Bethmann mit dem Tröpfchen Semitenbluts. Da habt Ihr ein paar Proben. Noch aber denkt der Chef gar nicht ans Gehen; wird auch nicht weggejagt. Seid alſo friedlich und laßt den Wahn fahren, der Sturmlauf gegen S. D. mache bei S. M. beliebt.“ Wenn Herr von Loebell ſo reden dürfte, wäre das Spiel halb ſchon gewonnen. Die Liberalen kann man jeden Morgen ja mit dem Hinweis auf die Centrumspräſenz ängſtigen. So leben wir; noch immer. Auf die Hofgeltung und Haltbarkeit, nicht auf die Politik des Kanzlers kommt es an; ein gunſtloſer Bismarck wäre noch heute übler dran als ein Chlodwig im Sonnenſchein. Kein großes Thema alſo; eine Perſonalfrage nur, deren Beantwortung der Kaiſer, im Reichsintereſſe, kaum noch lange aufſchieben kann. Für alles Uebrige laßt getroſt dann den neuen Zweibund Bülow-Rheinbaben ſorgen.

Totenleuchten.

„Dem Dichter der ‚Kinderthränen‘ iſt das Theater längſt zum Kinderreich geworden und man darf, ohne ihn zu kränken, ſagen, daß er an der Gnadenpforte nicht mehr viel Gepäck zurückzulaſſen braucht. Ihm iſt die Weltgeſchichte ein Bilderbuch, in dem er gern blättert, aus dem er für artige und unartige Kinder gern lehrreiche Mären auf die Bühne holt. Er hat ein Pädagogenziel vor Augen, das allerlöblichſte: er will in ſeinen Mitbürgern das Gefühl für das Vaterland, den Stolz auf das Vaterland ſtärken. Und er hat einen aus feſten Wurzeln aufgeſchoſſenen Glauben, den allertröſtlichſten: der proteſtantiſche Deutſche, der ritterlich mit dem Schwert umzugehen weiß, ein frommes Lied in der Kehle trägt und ein keuſches Jungfräulein ans biedere

Google

Herz drückt, ist ihm die Krone der Schöpfung, das dem Telos nächste Wesen. Der Enkel eines verwegenen Preußenprinzen steht, wie laut ringsum auch der Sturm brausen mag, unerschüttert im Alten, Ererbten. Ihn plagen weder Skrupel noch Zweifel. Patriotismus ist ihm Gottesdienst. Ein Fürst ist ihm heilig; aber nur, wenn es ein deutscher Fürst, ein protestantischer Fürst ist. Sonst soll ihn der Teufel holen. Seine Weltanschauung ist von durchsichtiger Klarheit. Ein Gott, der gern mit den stärksten Bataillonen ist, regirt die Welt und überträgt mitunter einen Theil seiner Regirungsorgen dem jeweilig Gewaltigsten. Dem sollen die Anderen gehorchen, stramm und forsch, ehrfürchtig und doch kreuzfidel, und seine Feinde, die gewöhnlich Welsche und niederträchtige Katholiken sind, mit deutschen Hieben in die Pfanne hauen. Irrthümer der Vorsehung sind ausgeschlossen. Der Böse bekommt immer seinen Lohn; der Gute manchmal erst im Jenseits. Und was gut, was böse ist, steht in der Fibel und im Katechismus. Ein Solches glaubender Mann ist ein Schatz für sein Volk; ein noch kostbarerer für seinen König. Das empfand Wilhelm der Zweite, als er zu dem Züchtiger Dietrichs Quitzow sagte: ‚Sie erleichtern mir mein Amt.‘ Und einem solchen Manne kann, wenn er Temperament hat und das Bühnenhandwerk leidlich kennt, bei der Masse seiner Landsleute der Erfolg niemals fehlen. Er giebt Weltgeschichte für die reifere Jugend; giebt Stücke, wie das Theater sie braucht. Ein Vergnügen ists, in gelassener Ruhe mitanzusehen, wie Herr von Wildenbruch seinen Stoff zu einem Knäuel zusammenballt und ihn dann, bei Donner und Blitz oder bei Orgelton und Glockenklang, plötzlich von eines Gewaltigen Hand wieder entwickeln läßt. Alle Kindheitgefühle, Glaube, Furcht und Haß, werden aufgeschmeichelt oder aufgepeitscht und der hemmungslose Hörer geräth schließlich in einen Zustand irrer Begeisterung, der ihn für alle Gräuel (des Historiographen, Dichters, Technikers) blind und taub macht“. Das waren die letzten Sätze, die ich hier über den Dramatiker Ernst von Wildenbruch sprach. Ungefähr so wurde er damals von allen halbwegs Kultivirten beurtheilt. Seitdem hat er irgendwie Beträchtliches nicht mehr geschaffen. Sein schlechtestes Theaterstück, „Die Rabensteinerin“, trug ihm den größten Erfolg ein; welchen Kalibers es ist, mag die Thatsache lehren, daß die Hofspielhausleiter es von der Schwelle weisen wollten, weils zu arg an Hinkos Freiknechtsgraus und an ähnliche Theaterhenkerei erinnere. Kein Ernsthafter hat diese Leistung auch nur mit Erbarmen gelobt. An Wildenbruchs Bahre ward nun geredet, als sei ein mächtiger Dichtergeist entleibt. Muß Pietät lügen lehren? Wildenbruch ist nicht unsterblich, sein Werk nicht unvergänglich; des Dramatikers nicht noch gar des Lyrikers. Zwei, drei kräftig rührende Erzählungen, eben so viele schnurrige Berlinerbilder: Besseres ließ

Google

er uns nicht. Keine Gestalt, keinen Gedanken, nicht einmal ein Wort, denen die Zeit nichts anzuhaben vermöchte. Auf die längste Lebensdauer darf sein letzter gereimter Warnerruf rechnen: das Rügegedicht, das unter dem Titel „Deutsches Neujahr 1909“ (im Verlag von Grote) erschien und aus dem ich neulich ein paar Reihen anführte; hier ists mit den Hüllen und dem Behang:

Eine Stunde, unsres Lebens schlimme Stunde
Geht mit Dir zu Grabe, altes Jahr.
Aber wann verheilt in uns die böse Wunde,
Die Du uns geschlagen? Nimmerdar!

Nein, sie soll auch nicht verheilen und vernarben!
Wie uns Schmutz besudelt, wie in Schmach
Bettelnd wir um Feindes Freundschaft warben,
Ewig geh' uns die Erinnrung nach!

Nicht mit schalem Troste hergebrachter Lügen,
Der das neue Jahr als Retter preist,
Wolln die Scham wir löschen und den Schmerz betrügen,
Der die Seele brennend uns zerreißt.

Nicht vom Himmel Gott, von nirgendwo auf Erden
Tritt ein Einziger noch für uns ein;
Wenn wir selbst nicht neue Menschen werden,
Wird dies neue Jahr uns furchtbar sein.

Denn dies neue Jahr hat kalte, harte Augen,
Hart wie Schicksal; und das Schicksal spricht:
„Leben Denen, die zum starken Leben taugen,
Für den Schwächling wächst das Leben nicht.“

Sind wir stark noch? Haben wir in unsern Gliedern
Mark und Stahl? In unsern Seelen Gluth?
Nein, beim Taumelklang von dekadenten Liedern
Ging zu Elend unser deutsches Blut.

Gut vergeudend, das die Väter uns erkämpften,
Träumten wir von eigner Tüchtigkeit;
Des Gewissens dumpfe Mahnerstimme dämpften
Wir mit Pracht und Prunk und Eitelkeit.

Also lebten wir weichlebig unsre Tage
Sorglos, ewig guter Zeit gewiß,
Bis daß plötzlich uns mit fürchterlichem Schlage
Vor den Augen das Gespinnst zerriß.

Heut, von zwanzig Jahre langem Traum erwachend,
Blicken wir wie Bettler in die Welt:
„Nirgends Freunde?“ Und von allen Enden lachend
Kommt der Haß, der uns die Antwort gellt.

Google

Deutſchland, Deutſchland, rings Gefahr und Angſt und Schrecken
Um Dich her! Die Schickſalsvögel ſchrein!
Wenn die Raben Dich vom Schlaf erwecken,
Soll das Unheil mir geſegnet ſein.

Denn ein Rieſe biſt Du, doch ein ſchüchtern blinder,
Der nichts weiß von ſeines Nackens Kraft,
Darum führt man Wort für Dich, ſowie man Kinder
Ueberhebt der eignen Rechenſchaft.

Nimm in eigne Hände Deine Sache!
Sprich Du ſelber für Dein eignes Herz!
Deutſche Seele, Du gefügig-weiche, ſchwache,
Einſt vor Zeiten warſt Du Stahl und Erz.

Damals, als Er in den Sattel Dich gehoben,
Damals auch hat Dich Gefahr umgrollt,
Doch die Schrecken ſind an Deiner Stirn zerſtoben,
Weil Du, Deutſchland, ſelber Dich gewollt.

Werde wieder, was an Deinem großen Tage
Du geweſen; zu Dir ſelbſt wach' auf!
Lern verachten! Buhl' um Gunſt nicht! Haß ertrage!
Schreib' Dir ſelbſt Geſetz und Lebenslauf!

Lerne zürnen! Mit des heiligen Zornes Mächten
Sein die Zwiſchenträger fortgefegt,
Die zum Thron hinauf zu ſagen ſich erfrechten:
„Dieſes Sklavenvolk, es ſchweigt und trägt.“

Sei verflucht, wer, ſelbſt zum Knecht geboren,
Deutſche Treue alſo ſchlecht verſteht!
Sei geſegnet, wer von Neujahrs dunklen Thoren
Freudigen Willens in die Zukunft geht,

Eignen Augs zu ſehn, der Stimme ſelbſt zu lauſchen,
Die aus ſeines Volkes Seele dringt,
Und, ſich ſelbſt ergebend, Höchſtes einzutauſchen:
Liebe, die ein freies Volk ihm bringt.

Kein gutes Gedicht; doch ein Nothſchrei, der ſich ins Gedächtniß krallt. Der Enkel des Preußenprinzen Louis Ferdinand, der Hofpoet, der wiſſen mußte, daß er auf berliner Boden nur im Gehege der Königlichen Schauſpiele noch ſiegen konnte, rief in ſo ſchrillen Lauten zur Wehr; ſprach ſo harte Worte über den zwanzigjährigen Traum prunkender Eitelkeit; mahnte mit Ruthenſtreichen das Volk, die Vormundſchaft abzuſchütteln und ſelbſt ſich fortan durchs Dickicht den Weg zu bahnen. Ein herzkranker, faſt tauber Mann. Dieſe tapfere That wird bleiben und, als die Frucht einer Schickſalsſtunde, ſpät noch erwähnt werden. Den Dramen, Sängen, Romanen iſt früher Tod gewiß;

Google

und wenn in zehn Jahren eins der Panzerstücke hastig über die Bretter stampft, wird man, mit staunendem Lächeln, fragen: Das rühmtet Ihr uns? So ließet Ihr Euch Karlinge und Hohenzollern, Gregor und Erasmus so entstellen? Einen, der (am Liebsten vor dem bewundernden Auge der ganzen Landsmannschaft) nach Wahrhaftigkeit gestrebt hat, soll man nicht mit Heuchellüge bedienen. Ernst von Wildenbruch hat keinen lebensfähigen Menschen ins Poetenreich gezeugt, in der Größe nie das Menschlichste gefunden noch im Menschlichsten je nur die Größe, die uns groß dünkt, gesucht. Ein eifernder Magister ist uns gestorben, nicht ein Dichter, der den Germanenhort gemehrt hat.

Wie ein Magister, ein von großstädtischer Außenkultur nie beleckter Pennälertyran sah der Herr Geheimrath aus. Schlecht angezogen; unbehilflich und linkisch bis ins Groteske; hinter scharfen Gläsern der Blick eines Examinators. Birgt der Schlotterrock nicht den Bakel? Da schwingt ihn der Arm schon, der eben noch in kurzen Stößen am Rumpf hinpendelte. Ibsen bekommt seine Tracht und wird von dem Herrn Rektor weit hinter Björnson gesetzt (als Selbstanzeige kritischen Vermögens genügt solche Rangordnung). Wollt Ihr Schlingel mal flink Optimisten werden! Prasselnd fielen die Hiebe. „Das heilige Lachen", „Der Generalfeldoberst", „Willehalm": wer sich stolz zu solcher Brut bekannte, hat sich selbst die Pforte zum Pantheon deutscher Dichtung gesperrt. Auf dem Schaugerüst mag er noch ein Weilchen thronen. Und, als der Prototypus des Neupreußenthums, länger in der Erinnerung der Volksgenossen fortleben. Altpreußisch war Wildenbruch nicht; trotz der Abkunft und dem fünfundvierziger Jahrgang. Wilhelminisch vor Wilhelm (deshalb auch so recht weder des alten Kaisers noch Bismarcks Mann). Hallende Reden, ausholende Gesten, bunte Bilder mit einem von Gottes Gnade Geweihten als Mittelpunkt. Ein Kurfürst bändigt rebellische Junker; jagt einen frechen Minister weg; verheißt dem Volk den Himmel auf Erden. Ein Schauspiel nur. Die Kinder sehens gern und alten Knaben leuchtet vor dem Spektakel das Auge. Das ist Wildenbruchs Gemeinde. Der nürnberger Burggraf scheint schon zu wittern, was einst, post multa saecula, in der versailler Spiegelgalerie geschehen wird. Schwarzenbergs neuer Herr hat Sybels Buch über die Reichsgründung und Wilhelms Brandenburgerreden gelesen. Hildebrand ahnt, da er den kleinen Heinrich zum ersten Mal sieht, daß er als Papst mit dem Erwachsenen raufen wird. Und dieser Heinrich geht nach Canossa, weil die Seinen eine lichtlose Weihnacht verseufzten. Das ist Wildenbruchs Historie. Der Menonit ruft, als er hört, daß der Freiheitbringer Schill heißt: „Welch kleiner Name für so großen Mann!" Ein Witz? Harold stöhnt beim Abschied von der Liebsten: „Dies Schmerzenswort Ade wird süß mir klingen, weil halb

Google

es Deinen Namen wiederholt; und so: Ade, Adele!“ Ein Witz? (Wildenbruch schrieb Theaterverse, aber eine gute, kräftige Prosa.) Da es meist in sausendem Galop ging, das Auge stets was zur Weide hatte und der rechte „Schmiß“ nie fehlte, merkte man kaum, wie die Leute da oben redeten ... Von all dem Schall ist kein Wort im Bewußtsein geblieben; nur der Nachhall fröhlicher Hatz. Das ist Wildenbruchs Erfolg. Dessen Zeit konnte erst nach 1888 kommen. Half er nicht selbst die Nation in den gefährlichen Traum lullen? Einerlei. Er war der redlichste, liebenswürdigste Repräsentant einer unfruchtbaren Zeit.

Wie Constant Coquelin, der auch im Januar starb. Eines Bäckers Sohn, der aus Boulogne ins pariser Konservatorium lief und den berühmten Regnier, der ihn prüfen sollte, mit Spatzendreistigkeit anpfiff: „Verbürgen Sie mir eine Laufbahn, die zu den höchsten Gipfeln führt; sonst kehre ich lieber gleich an den Backtrog zurück.“ Nach sechs Monaten darf der häßliche Dreikäsehoch mit der Affennase und den Säbelbeinen im Haus Molières die Bretter betreten. Der Dreiundzwanzigjährige wird Sozietär und der Liebling der Abonnenten. Coquelin spielt in Poquelins Komoedien die Clowns; wie sie nie vorher noch nachher je wieder gespielt worden sind. Der Rhythmus der Kerlchens lockt die Leute ins alte Haus; wenn der neue Komiker den Mascarille, Thomas Diafoirus oder das Faktotum im Protzenheim mimt, ist kein Platz leer. Das Fach wird ihm bald zu eng. Er will Figaro sein, versuchts, wird von der Brohan bei offener Szene ein Trübsalbläser gescholten, vom Publikum kühl behandelt, muß die Glanzrolle abgeben; setzt sich dann aber auf die Hosen und ruht nicht, bis er alle Humore des sevillaner Schaumschlägers am Schnürchen hat. Nun wirds ein Triumph. So diskret und verschlagen, so geschmeidig und stark, so komisch und ernsten Empfindens so voll war Figaro nie. Kaum ein lautes Wort, kein Dialogspitzchen in die Höhe getrieben, nur in dem Monolog zweimal ein gellender Ton; aber eine ganze Schaar von Sturmvögeln schwirrt um den Zwergenschädel. Trissotin, Don Cesar, Gringoire: schon überstrahlt der Neue die Alten. Als Herzog von Septmonts (in der Étrangère des zweiten Dumas) zeigt er, daß er auch Haltung hat. Leicht ists nicht, dem Faubourg Saint-Germain sich als Herzog vorzustellen; besonders schwer Einem, der zwischen der Bernhardt und der Croizette, neben Mounet-Sully und Got steht und weder die Figur noch den Kredit für solche Rolle hat. Coquelin machts; ist zum Entzücken unverschämt, kalt wie ein Hundsschnäuzchen, von fast possirlicher Niedertracht und dabei von nobelster Fassade; der vibrion in der Hülle des Klubherrn feinster Sorte. Coquelin macht Alles; Paillerons Unterpräfekten so glaubhaft wie den greisen Grenadier des großen Kaisers. Ist heute ein putziger Tölpel und morgen ein Held, um den Thränen fließen. Mit der Regen-

Google

naſe, den krummen Beinen unter dem feiſten Gnomenrumpf und der näſelnden Stimme, die ſich erſt klärt, wenn ſie ſchmettern darf. Dann iſts eine Signaltrompete. Das graue Auge kann ſchalkhaft blinzeln und blöd glotzen, weinen und Funken ſprühen. Die breiten Lippen ſcheinen Tanzplätze für Kobolde und um die Mundwinkel zuckt es, als hätte ſie eben ein Schelmſtreich getroffen. Das Geſicht ſpiegelt jeden Hirnvorgang, die Zunge läuft, wenns ſein muß, wie ein Wieſel und zerquetſcht keinen Beilaut und der Leib bedient prompt die Mimenabſicht. Ein Meiſter. Der nie ſtrauchelt noch einen zu hoch hängenden Kranz haſchen will. Die Kunſt der Rede beherrſcht er wie ſelbſt im Rednerland kein Anderer. Sein Cyrano wirkte faſt nur durch das Wort; hätte kaum weniger gewirkt, wenn er im Frack, nicht im Wams auf die Bühne gekommen wäre.

Auch Einer, den Pädagogeneifer ins Weite trieb. Er wollte dem Schauſpieler einen Geſellſchaftrang und das Recht auf die Ehrenlegion erſtreiten und die Heimatherde von Unkraut ſäubern. Weil Einer aufs Stichwort ſchluchzt oder geprügelt wird, darf er das rothe Band nicht ins Knopfloch ſchlingen? Unſinn; ſchon Diderot hat geſagt, der Schauſpieler müſſe in allen Wirbelwinden ruhig bleiben und ſeine Kunſt darin zeigen, daß er rührt und erregt, ohne ſelbſt gerührt und erregt zu ſein. Zwiſchen Scheitel und Sohle iſt unſer Werkzeug und Material; untrennbar von unſerem Schöpferwillen. Doch wir ſchalten eben ſo frei damit wie irgendein Maler, Steinbildner, Wortfüger. Wenn wir rechte Affekte, nicht kunſtvoll vorgetäuſchte, zur Schau ſtellten, wärs Proſtitution des Empfindens und Ihr hättet Grund, uns die Bürgerehre zu weigern. Das war der Kampf um die Klaſſirung. Höher noch ſchwoll dem grand Coq der Kamm, wenns um das Vaterland ging. Gambetta, Waldeck-Rouſſeau, Guido Henckel waren ihm befreundet. Mac Mahons Staatsſtreich hat er (mit den Worten eines Anderen freilich, dem esprit d'autrui, von dem Hiſtrio ſich nährt) in Almavivas Garten vor den verblüfften Pariſern gegeißelt. Das Parlament ſtand ihm offen; er konnte die Reden gegen die Jakobiner im Palais Bourbon halten, blieb aber in Sardous Thermidorſtück, weil die Akuſtik der Comédie ihn ſicherer dünkte. Immerhin: der Diktator von Tours hat mit ihm über die Revanche, Waldeck über Dreyfus und den Kirchenkrieg, Henckel über Marokko und der Deutſche Kaiſer über die franko-deutſche Verſöhnung geſprochen. Ein Gallier; wie er im Buch der Geſchichte ſteht; ein Bischen aus Tarascon; und von Beruf Komoediant... Zwei repräſentative Männer ſind geſtorben. Schade, daß der Preuße ſein Handwerk nicht ſo bis ins Kleinſte kannte und meiſterte wie der Franzos. Doch ſolche Meiſterſchaft, die brauchbare Theaterwaare liefern konnte, hätte uns um den rauſchfrohen Magiſter gebracht.

Google

Staatsnothwendigkeiten.

Erst konnte man es täglich hören und in allen Zeitungen wars zu lesen (denn wie man in den offiziösen Blätterwald hineinruft, so schallt es daraus zurück): Ohne Reichsfinanzreform geht es nicht und mit weniger als fünfhundert Millionen läßt sich nichts machen. Man hatte das Spektakel trefflich arangirt; der Erfolg schien sicher. Die Illusion war hervorgezaubert worden, die Reichsfinanzreform sei für das deutsche Volk eine jener Staatsnothwendigkeiten, die man von einer höheren Warte als von der Zinne der Partei betrachten müsse. Inzwischen jedoch gabs eine gründliche Entzauberung. Man muß wieder von vorn beginnen; aber man wirds nicht ganz so leicht haben wie ehedem. Und wenn abermals versucht werden sollte, die Finanzreformbulle mit der von den Vätern der Finanzwissenschaft ererbten Spruchweisheit beginnen zu lassen: Was der Staat braucht, muß er haben, dann wird sich zeigen, daß die Zahl Derer, die an dieses Dogma glauben, sehr zusammengeschrumpft ist. Denn es giebt heute schon Viele, die zuerst die Vorfrage beantwortet haben möchten: Wer hat zu entscheiden, was der Staat braucht?

Ist die Lächerlichkeit oder die Gefährlichkeit einer Lehre größer,, die mit Hilfe einer romantischen Staatsidee die Finanzgebahrung des modernen Verfassungstaates bestimmen zu können glaubt? Staatslehre und Finanzwissenschaft haben in gemeinsamer Bemühung die Zauberformel gefunden, durch welche die Volkswirthschaft gezwungen wird, im Interesse des Staatsbedarfes immer wieder die Rolle des „Eselein streck' Dich!" zu spielen. Und was sie sagen, klingt sehr überzeugend: Jeder Staat hat ganz bestimmte Aufgaben zu erfüllen, und was hierzu an Kosten nothwendig ist, Das muß in irgendeiner Weise aufgebracht werden. Folglich gilt für den Staat nicht das wirthschaftliche Grundgesetz jedes privaten Haushaltes, daß sich die Ausgaben nach den Einnahmen zu richten haben. Für den Staat soll vielmehr das Umgekehrte richtig sein: Die Einnahmen haben sich nach den Ausgaben richten. Aus dem Deutschen ins Wissenschaftliche übersetzt, heißt Das: Jede Finanzpolitik muß vor Allem das Prinzip der Ausreichendheit berücksichtigen.

Allein oft genug kommt man von den richtigsten Voraussetzungen zu den falschesten Schlüssen. Freilich kann man mit Treitschke sagen: Vom Staatshaushalt gilt nicht der Satz, daß er sich nach der Decke zu strecken habe. Doch genau das Selbe darf man von jedem einzelnen Individuum als wirthschaftendem Subjekt behaupten, so lange ihm nicht die Daseinsberechtigung abgestritten wird. Wenn Jemand auf ökonomischem Gebiete so wenig Erfolg hat, daß er dem Verhungern nah ist, dann nimmt er sich Das, was er zum Leben braucht. Mundraub wird nicht bestraft. Nur unter der nicht ausgesprochenen, aber selbstverständlichen Voraussetzung, daß der Staat nicht mehr verlangt, als seines Le-

Google

bens Nothdurft heischt, mag er sich erlauben, nach dem Grundsatz zu wirthschaften: Die Einnahmen müssen sich nach den Ausgaben richten. Um auch Dies wieder aus dem Deutschen ins Wissenschaftliche zu übersetzen: Das Prinzip der Ausreichendheit ist als ein für die Deckung des Staatsbedarfes maßgebendes nur dann anzusehen, wenn das Prinzip der Beschränkung auf das Unentbehrlichste die Bedürfnisse des Staates disziplinirt. Die Staatswirthschaft hat also nichts vor der Privatwirthschaft voraus.

Die Regirung, die man in Deutschland noch immer sehr gern als die einzige staatliche Wirklichkeit ansieht, und das Volk bilden (Bismarck hats oft genug betont) einen zu identischer Einheit unlösbar verbundenen Organismus. Die Möglichkeit eines inneren Gegensatzes zwischen Regirunginteressen und Volksinteressen, Regirungrechten und Volksrechten scheint ihm daher völlig undenkbar. Was folgt aus dieser Auffassung für die Beurtheilung Dessen, was als „Staatsnothwendigkeit" zu gelten hat? Die Entscheidung darüber muß bei einem mündig gewordenen Volke in den Händen seiner legitimen Vertretung liegen. Mochten in Zeiten eines unaufgeklärten oder aufgeklärten Absolutismus landesväterliche Regirungen das gute Recht haben, über die Anlage des Volksvermögens in politischen Werthen so wie ein Vormund zu verfügen, der sein Mündel auch nicht erst um Erlaubniß zu fragen braucht: heute hat die Nation das eben so gute Recht, ihre politischen Geschäfte, die ja nicht zum Geringsten wirthschaftliche sind, unter eigener Verantwortung zu besorgen.

Ist es nicht erstaunlich, daß so alte Ladenhüter aus den Gewölben, in denen Staatstheorethisches zu haben ist, der Forderung des Tages genügen? Man sollte wirklich bei uns von Staats- und Gelehrtensachen nicht in einem Athemzuge sprechen. Mögen wir als Volk der Denker in der Welt vornan sein: in Staatssachen scheinen die unpolitischen Deutschen leider ewige A-B-C-Schützen zu bleiben. Denn nicht um Gut oder Schlecht, sondern um Logik oder Unlogik handelt es sich. Der Widersinn einer Geschäftsführung, in der die eigentliche Politik nur nach den sorgsam gehüteten Rezepten einiger „Wissender" bereitet wird, während der Gesammtheit nichts Anderes übrig bleibt, als entweder die Mittel für die sehr kostbaren Ingredienzien dieser Politik zu bewilligen oder durch Nichtbewilligung überhaupt jede aktive Politik unmöglich zu machen, ist offenkundig. Thut man einen Schuß Frivolität in den Ernst dieser Ausführungen, so läßt sich vielleicht sagen, dem Recht der Volksvertretung, durch Sperrung von Geldern ein Veto gegen Dummheiten einzulegen, müßte ein Recht entsprechen, selbst Dummheiten zu machen. Als „Staatsnothwendigkeit" kann unserem Empfinden nach nur Das anerkannt werden, was der Gesammtheit einer Nation als solche erscheint. Und man hat dabei nicht zu fragen, ob sie klug oder thöricht urtheilt; denn genau so wenig, wie sich ein erwachsener Mensch vorschreiben läßt, was für ihn Wichtigkeiten sein sollen

Google

und was nicht, genau so wenig giebt es innerhalb eines erwachsenen Volkes Instanzen, die hierüber ausschließlich zu befinden haben.

Daß über die Ueberflüssigkeit dieser staatstheoretischen Betrachtungen der Realpolitiker von heute (ein unsympathischer Typus) nicht die Nase zu rümpfen braucht, zeigt sich, sobald ihre finanzpolitische Bedeutung zur Erörterung kommt. Bismarck sagte einst im Reichstag: „Das Geld bleibt für alle Verhä'tnisse, die nicht der staatlichen Gesammtheit zu ihrer Pflege nothwendig bedürfen, besser in den Taschen der Steuerpflichtigen; wenn die Regirung in der Lage ist, es irgendwie dort zu lassen, so findet es dort die fruchtbarste Verwendung." Nach diesem Grundsatz haben wir heute zu fragen: Liegen Verhältnisse vor, die der staatlichen Gesammtheit zu ihrer Pflege so nothwendig bedürfen, daß es ohne fünfhundert Millionen neuer Steuern nicht geht? Das Reichsschatzamt kommt uns mit zwei Antworten. Die eine bejahend in der Form des großen Ehrenworts: Wahrhaftig, es geht nicht anders; die zweite in der Form des sittlichen Imperativs: Du sollst, denn Du kannst.

Da das bisher Gesagte nur beweisen soll, daß keine Regirung das Recht besitzt, von einem reifen Volk die Bewilligung großer materieller Opfer nach solcher kavaliermäßigen Methode zu fordern, so versteht sich von selbst, daß meiner Meinung nach die bloße Versicherung der Regirung, die fünfhundert Millionen seien unbedingt nothwendig (wobei ihr guter Glaube nicht angezweifelt werden soll), natürlich noch keineswegs genügt, um diese Nothwendigkeit zu begründen. Denn es giebt Deutsche, die auch Etwas von Politik verstehen und der Ansicht sind, die Politik, für deren Durchführung man die Millionen verlangt, sei eine völlig verfehlte. Wenn wir uns, zum Beispiel, über das Maß unserer Rüstungen zu Wasser mit England verständigten, dann wäre mit einem Mal ein gut Theil der halben Milliarde nicht mehr unbedingt nöthig. Wir wollen nicht vergessen, daß von den rund 2800 Millionen ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben des deutschen Staatshaushaltes Heer und Flotte allein etwa 1200 Millionen erfordern und daß uns, auch wenn wir eine Marinevorlage nach der anderen annehmen, England doch immer zur See „über" bleiben wird.

Der sittliche Imperativ des Reichsschatzamtes aber, der mit seinem „Du sollst, denn Du kannst" das deutsche Volk zur freudigen Hergabe einer halben Milliarde bewegen möchte, beruht auf falschen Voraussetzungen. Der mit einem Aufwand von viel Fleiß und Scharfsinn gemachte Versuch, uns davon zu überzeugen, daß das deutsche Volk dem Reich nicht nur zu wenig an Steuern giebt, sondern auch mehr als genug zum Geben hat, ist mißglückt. Die Hypothese, nach der Deutschland im Vergleich mit England und Frankreich als steuerliches Dorado zu gelten hat, läßt sich nicht aufrechthalten. Zahns Tendenzstatistik, „Die Finanzen der Großmächte", ist von der Kritik des leipziger Nationalökonomen Plenge vernichtet worden und eine sich gegen Plenge richten.e

Go gle

Untersuchung Ballods (bei Conrad) bemüht sich zwar, zwischen dem Optimismus Zahns und dem Pessimismus Plenges die berühmte goldene Mitte zu finden, aber es gelingt ihr nicht. Denn Einiges steht in Bezug auf die finanzielle Belastung des deutschen Volkes fest und muß auch von Denen zugegeben werden, die der Ansicht sind, daß der deutsche Steuerrock ein höchst bequemes Kleidungstück sei. Die Steuervertheilung ist in Deutschland eine höchst ungünstige. In keinem der größeren Kulturländer giebt es eine so schwere Besteuerung durch die Zölle auf Nahrungmittel und andere Verbrauchsartikel wie bei uns. Und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Vertheilung durch die geplante Reform noch ungünstiger zu werden droht. Das behauptet ein Freund der Finanzreform, Professor Conrad in Halle. Die selbe Meinung vertritt Adolf Wagner, der doch gewiß ein unermüdlicher Bekämpfer der Reichsfinanznoth ist. Auch er findet, daß die große Volksmasse durch die indirekte Besteuerung für Reichs- und Staatszwecke schwerer belastet wird als die oberen Schichten durch die vermehrten direkten Steuern in Staat und Gemeinden. Das wird, wie er meint, nach der geplanten Entwickelung der indirekten Steuern noch fühlbarer werden. Kein Wunder, daß auch Ballod, trotzdem er eigentlich den Plenge demoliren will, die „Mißlichkeit" einer Erhöhung der Belastung zugeben muß. Die exakt Gestimmten sollten es daher dankbar anerkennen, daß Plenge uns ein klares Bild von dem „Steuerdruckverhältniß", also von dem Verhältniß der direkten zu den indirekten Steuern, und von dem Wachsen der durchschnittlichen Steuerleistungen schafft. Mag mit Recht an diesen Zahlen Manches auszusetzen sein: daß sie den deutschen Steuerzahler als den unsanfter als der englische und französische angefaßten erkennen lassen, ist unbestreitbar. Doch Relativzahlen haben nicht immer entscheidenden Werth (ich führe sie deshalb hier gar nicht an) und die absoluten Zahlen sind die stärksten Trümpfe in der Hand Derer, die die Steuerkraft des Volkes nirgends für so geschont wähnen wie in Deutschland. Aber auch diese Trümpfe können gestochen werden, selbst wenn man mit den vielleicht „gezinkten" Karten zu spielen hat, die eine wohllöbliche Behörde zur Verfügung stellt.

Nach dem im Reichsschatzamt zusammengestellten Denkschriftenband kamen 1907 an Reichssteuern 19,28, an bundesstaatlichen 12,42, zusammen also 31,70 Mark auf den Kopf der Bevölkerung; in Frankreich und England dagegen 65,25 und 60,63 Mark. Da Jeder, der auch nur eine Ahnung von der Gliederung der Staatseinnahmen hat, weiß, daß die Finanzen in Deutschland zum Unterschied von allen anderen Staaten auf Erwerbseinkünften beruhen (die Erwerbsanstalten bringen bei uns etwa 53 Prozent des gesammten Staatsbedarfes auf, während in Frankreich und in Großbritanien nur 10 und 13 Prozent aus Staatsbesitz und Staatsbetrieb fließen), so drängt sich die Frage auf: Welche steuerliche Bedeutung kommt den Reinüberschußerträgen

Google

aus den ſtaatlichen Betrieben zu? Plenge iſt mit vollem Recht der Anſicht, man müſſe dieſe Betriebe, alſo namentlich die der Eiſenbahnen, zu den Steuern rechnen. Und unter dieſer Vorausſetzung und mit den Ziffern Zahns findet Plenge, daß die Belaſtung auf den Kopf der Bevölkerung in Deutſchland 50,95, in England 62,92, in Frankreich 64,71 Mark beträgt. Für 1878 lauten die entſprechenden Zahlen: 23,86, 45,58, 53,98 Mark. Wenn Deutſchland alſo, wie es nach dieſen rohen arithmetiſchen Kopfzahlen den Anſchein hat, in Bezug auf die ſteuerliche Geſammtleiſtung heute immerhin noch etwas beſſer dran iſt als Frankreich und England, ſo hat es doch ſeit 1878 wirklich alles Menſchenmögliche gethan, um auch als höchſtbeſteuertes Land recht bald in der Welt vornan zu ſein. Von dieſem Ziel iſt es in der That weniger weit entfernt, als man nach den eben angeführten Zahlen glauben möchte. Wenn nämlich die wirkliche Steuerbelaſtung des Einzelnen gezeigt werden ſoll, ſo darf natürlich nur die erwerbsfähige Bevölkerung berückſichtigt werden; und dieſe liefert in Deutſchland, wegen der ſtarken Beſetzung der jüngeren Altersklaſſen, einen erheblich geringeren Prozentſatz der Geſamtbevölkerung als in Frankreich und auch in England. Deshalb iſt auch die durchſchnittliche ſteuerliche Belaſtung des erwerbsfähigen Deutſchen noch ſtärker.

Dieſe Anſichten (namentlich ſo weit ſie den ſteuerlichen Charakter der Reinüberſchüſſe aus Staatsbetrieben betonen) werden zwar, wie Ballod behauptet, von keinem namhaften Finanzpolitiker getheilt; brauchen darum aber noch nicht falſch zu ſein. Der Einwand, auch die Reinerträge der Privatbahnen ſeien, wie die der Staatsbahnen, als eine Belaſtung der Bevölkerung anzuſehen, hat keinen Sinn. Konſequenter Weiſe dürfte man dann auch die Tabak- und Branntweinmonopole nicht zu den Steuern rechnen; denn da, wo es ſolche Monopole nicht giebt, belaſtet der Reinertrag aus der Fabrikation von Tabak und Branntwein und aus dem Handel damit doch die Bevölkerung nicht minder. Alles wird ja ſchließlich aus der ſelben Quelle, der nationalen Volkswirthſchaft, geſchöpft.

Bei ſeiner Steuerleiſtung an den Staat iſt der Deutſche alſo nicht beſſer dran als der Engländer oder der Franzoſe. In Bezug auf die lokalen Steuern glaubt man ihn, wenigſtens im Vergleich zum Engländer, ſehr viel günſtiger geſtellt. Das Reichsſchatzamt berechnet folgende Kopfquoten: 16,42 Mark für Deutſchland; 17,52 Mark für Frankreich und 33,84 Mark für England. Wahrſcheinlich werden wir uns jedoch dieſer Minderbelaſtung nicht lange zu erfreuen haben. Wenn nicht Alles trügt, werden gerade die Anſprüche der Gemeinden, die für uns erſt in neuſter Zeit eine ſo weſentliche Bedeutung gewonnen haben, in den nächſten Dezennien noch viel größer werden, meint Conrad (im Novemberheft ſeiner Jahrbücher).

Du ſollſt, denn Du kannſt! Daß die halbe Milliarde leicht aufgebracht

Google

werden könne, weil wir zu geringe Steuern zahlen, scheint danach nicht richtig zu sein. Darf eine solche Summe der deutschen Volkswirthschaft vielleicht deshalb alljährlich entzogen werden, weil wir im goldenen Ueberfluß leben? Das Märchen vom „reichen" Michel wird ja auch von großen Kindern noch geglaubt; doch allzu viel ist daran nicht wahr. Sehen wir ganz von auffallenden Schwankungen in den Schätzungen des deutschen Nationalwohlstandes ab (nach den niedrigsten wird es zu 200, nach den höchsten zu 314 Milliarden angenommen, wobei große Aktivposten gar nicht oder nur zum Theil aufgezählt sind), so genügt doch schon ein Blick auf die einzelnen Bestandtheile, aus denen sich diese Gesammtwerthzahlen zusammensetzen, um vor Schlüssen auf die Steuerkraft des deutschen Volkes zu warnen. Mit den selben Ziffern läßt sich Entgegengesetztes beweisen. Gladstone sagte, die Ergebnisse der Income-Tax hätten ihn zu der Ueberzeugung gebracht, daß die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer geworden seien. Julius Wolff dagegen will aus den selben Ergebnissen beweisen, daß sich das allgemeine Niveau gehoben habe. Einer von Beiden kann freilich geirrt haben. Nicht aber hat ein zu früh verstorbener Gelehrter, der kluge Schnapper-Arndt, geirrt, als er schrieb: „Wenn man das deutsche Volksvermögen aufsummirt, so fällt die ungeheure Vermehrung des städtischen Bodenbesitzwerthes mit einem ungeheuren Plus an Geldwerth in die Wagschale, eben so wie bei einer Addirung der Einkommen die Miethen. Aber ganz genau um eben so viel ist die Tauschkraft des Vermögens der Nichtbodenbesitzer, in Bodenwerth gemessen, gesunken und das Einkommen der Miether, in Wohnungwerth gemessen." Sind etwa nur die Miethen gestiegen? Zur Beantwortung dieser Frage braucht man kein n Heerbann wissenschaftlich gebildeter Nationalökonomen aufzubieten. Wenn mindestens 66 Prozent des durchschnittlichen Einkommens auf die Befriedigung von Bedürfnissen verwandt werden muß, die heute, wie Nahrung, Wohnung, Heizung, viel mehr Geld kosten als früher, können fünfhundert Millionen doch nicht so ganz leicht zu entbehren sein. Nur wenn ein Volk sich durch sein Einkommen ein größeres Quantum von Sachgütern und ideellen Genissen zu verschaffen vermag als früher, ist es in Wahrheit reicher geworden, nicht aber schon dann, wenn ihm ein Plus mit arithmetischen Künsten herausgerechnet wird.

Wir sind nicht reich. Diese Erkenntniß braucht uns nicht geizig zu machen, sondern nur vorsichtig. Vorsicht aber ist nach Allem, was uns die neudeutsche Politik beschert hat, dringend geboten, wenn man das Geld der Steuerzahler für „Staatsnothwendigkeiten" begehrt. Sie wollen geben; aber auch bestimmen, wofür gegeben werden soll.

Dr. Leon Zeitlin.

Google

Aphorismen.*)

Ahnenkult und Ahnenstolz haben ihren tiefen Sinn. Es ist nicht gleichgiltig, aus welchem Blut wir stammen, denn unsere Vorfahren gehen immer leise mit uns durchs Leben und färben, uns selber unbewußt, all unser Thun. In den großen Schicksalsstunden schaaren sie sich als unsichtbare Leibwache um uns; wir fühlen ihre gemeinsamen Kräfte, die uns durchdringen, ohne zu wissen, woher diese Kräfte uns gekommen sind.

*

Dann wird die Frau frei und geachtet sein, wenn man von der bedeutenden Leistung eines Weibes nicht mehr sagen wird, daß es eine männliche Leistung sei. Wie, zum Lohn dafür, daß sie Euch entzückt und gehoben und gefördert hat, wollt Ihr sie ihres Geschlechtes berauben und erklärt sie für ein Versehen der Natur? Es kann nichts Gedankenloseres geben. Die wahrhaft originelle Leistung eines Weibes wird auch allemal eine weibliche Leistung sein. Wenn das taktlose Kompliment aus Männermund kommt, so ist es nur als wohlgemeinte Unschicklichkeit anzusehen; daß aber der Chor der Frauen es nachbetet, statt die Persönlichkeit, an die es gerichtet ist, nach ihren innersten Merkmalen für sich zu fordern, ist eine Selbstentwürdigung; es heißt mit anderen Worten: Was kann aus unserem Armenviertel Gutes kommen!

*

Alle Gebiete hat der Germane der Frau verschlossen, mit Ausnahme des einen, wohin sie nicht paßt, der Küche. Zu allem Möglichen hat die Frau Geschick: zum Wundennähen, zum Prozeßführen, die Geschichte sagt sogar: zum Staatenregiren; nur zum Kochen hat sie, in der Gesammtheit genommen, keins. Wie schmackhaft ist der Tisch bei Franzosen und Italienern bestellt, wo Männer die Küche regiren! Auch bei den Griechen und Römern war es so. Das Mahl als Kunstwerk wird nur vom Mann begriffen. Der Mann ist ein inspirirter, ein genialer Koch. Ehre, wem Ehre gebührt! Er dichtet mit dem Kochlöffel. Wer je das Vergnügen gehabt hat, von einem kulinarisch gebildeten Junggesellen zu einer Mahlzeit geladen zu werden, die er selbst gekocht hat, Der wird in meine Bewunderung einstimmen. Seine geistige Helligkeit bleibt dem Mann am Herdfeuer ungetrübt und seine Mühe ist gleich Null: er kann neben dem Kochen ein Bild malen oder eine Wahlrede einstudiren. Das weibliche Geschlecht ist in der Küche niemals produktiv gewesen; es kocht talentlos weiter nach vererbten Rezepten. Und Das ist noch ein Glück, denn wenn es improvisiren will, so pfuscht es meistens.

---

*) „Im Zeichen des Steinbocks“: so nennt Fräulein Isolde Kurz die Aphorismensammlung, die sie in neuer, erweiterter Form bei Georg Müller in München erscheinen läßt und der sie als Motto den Satz Montesquieus gab: Quand vous traitez un sujet, n'est pas nécessaire de l'épuiser; il suffit de faire penser. Wie diese Frau zum Denken anregt, mögen ein paar Proben aus den verschiedenen Kapiteln lehren.

Google

Aber was schlimmer ist: die Frau verdummt am Herdfeuer. Diese Weisheit ist nicht auf meinem Grund und Boden gewachsen; ich verdanke sie einem alten Seefahrer und Weltweisen, der mir viele Sommer hindurch im Golf von Spezia die Küche bestellt und manches tiefsinnige Wort dazu geredet hat. Er war einer der klügsten Menschen und der besten Köche in einem Land, wo alle Menschen klug und alle Köche gut sind. „Warum kochen denn bei Euch die Männer?“ fragte ich ihn eines Tages, da ich in jenem Lande noch ein Neuling war. Er sah mich an, wie wenn ich gefragt hätte: „Warum ziehen denn bei Euch die Männer in den Krieg?“ Dann sagte er einfach: „Das Herdfeuer ist zu heiß für die Frauen; es schadet ihrem Kopf, es macht sie blöde und zänkisch.“ Da ging mir mit einem Mal ein helles Licht auf: das Herdfeuer ists, was die deutsche Frau heruntergebracht hat. Und um sich für die widerfahrene Unbill zu rächen, kocht sie so langweilig, daß jeder feinere Appetit schon vom Ansehen der Schüsseln vergeht.

*

Jedes Kind ist wieder der erste Mensch und lebt allein auf einer noch unbewohnten Erde. Darum bringt der Uebergang in den Erwachsenen oft schmerzliches Leiden. Es kann für ein heranwachsendes Kind eine geradezu fürchterliche Aufgabe sein, mit einem elterlichen Auftrag in ein fremdes Haus zu gehen. Die Menschenscheu der Uebergangszeit ist eine langwierige Krankheit, bis aus dem in sich selbst geschlossenen Ich des Kindes der Gesellschaftmensch, die Nummer wird. Denn das Kind ist ganz Individuum. Erst durch das Geschlecht gehört der Mensch zur Gattung. Auch das Gesicht drückt diese Veränderung aus; am Meisten bei den Mädchen. Die Geschlechtsreife bringt eine Annäherung an das Allgemeine, an einen ästhetischen Idealtypus hervor. Später, wenn der Reiz schwindet, tritt oft das individuelle Kindergesicht wieder heraus.

*

In der Sprache der Erzieher spielt Gut und Böse eine große Rolle, aber gewöhnlich verstehen sie darunter, was ihnen bequem oder unbequem ist. Meistens ist die sogenannte Erziehung nur ein Krieg der Starken gegen die Schwachen. Aus diesen ungleichen Kämpfen hat fast ein Jedes von uns einen Schaden mitgebracht, der sich niemals völlig ausglich.

Ja, wenn Ihr Erzieher selber reife Menschen wäret und weitsichtige Weise dazu! Aber in dem Alter, wo Ihr zu diesem Amt berufen werdet, seid Ihr meistens mit Euch selber noch nicht fertig. Ihr werdet vielleicht später einmal fähig, Eure Enkel zu verstehen, nachdem Eure Kinder das Lehrgeld für Euch gezahlt haben.

*

Eltern sollten sich nicht unberufen in das Gefühlsleben ihrer Kinder eindrängen; das keusche, vornehme Verschließen des Inneren gehört zum Besten, was sie haben. Wenn diese Blüthe entweiht wird, so giebt es eine Demüthigung, die den ganzen Charakter schwächen kann. Sie dürfen nicht glauben, daß die Kinder Wesen seien, die ihnen gehören, eine Verlängerung ihres Ichs; sie sind ihr eigenes Eigenthum, die Welt fängt bei ihnen von vorn an. Wie sie nicht eingezwängt werden sollen in die kleinen Kreise der Eltern, so soll man sie auch in keine Ausnahmebahnen drängen. Wollet sie nicht zu Aposteln Eurer Ideen erziehen, wenn sie keinen Drang zum Apostolate zeigen. Glaubet nicht, daß Ihr in ihnen Eure Ideale verwirklichen dürft; zu diesem Experiment hattet Ihr Euch selbst; die Kinder

Google

laßt ihren eigenen Sternen. Wohl sind sie Fleisch von Eurem Fleisch, aber wie Ihr Beide unter einander grundverschiedene Wesen seid, so sind sies von Euch. Und die Zeit, in der sie leben werden, hat andere Schlachten zu schlagen als die, in denen Ihr mitgekämpft habt.

*

Im Alterthum pflegte man die schwächlich Geborenen auszusetzen. Unsere moderne philanthropische Gesellschaft behütet gerade sie wie ihren kostbarsten Schatz und baut sogar Brutkästen für Siebenmonatkinder. Aber den unehelich gezeugten, den einzigen, von denen man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen kann, daß sie gesunde Resultate einer natürlichen Wahl, also die wahrhaft „Wohlgeborenen" sind, gönnt sie keinen Platz; sie zeichnet sie mit einem Schandmal, übergiebt sie wohl gar den „Engelmacherinnen". Sie zieht das Schwächliche und Unfähige mit Opfern auf und räumt das Starke, Gesunde aus dem Wege. Wir schlagen über die Grausamkeit der Alten die Hände über dem Kopf zusammen; aber was wird ein späteres Jahrhundert von der Philanthropie des unsrigen sagen?

*

Guter Stil beruht auf einem reinen und tiefen Wahrheitgefühl. Hinter allem schlechten Stil steckt immer eine gewisse Verlogenheit oder wenigstens Wahrheitscheu. Selbst die unsichere Behandlung der Temporalformen bei der Mehrzahl der heutigen Schriftsteller hat keinen anderen Grund. Alle, die zur Feder als ihrem Handwerkszeug greifen, sollten zuvor ein Ordensgelübde auf Reinheit und Treue der Sprache ablegen müssen, bei dessen Verletzung sie des Rechtes, zu schreiben, verlustig gingen. Wenn unsere Schriftsteller, Journalisten, Redner noch eine Weile fortfahren wie bisher, so werden die späteren Geschlechter das Material, aus dem sie ihre geistige Welt aufbauen sollen, gänzlich entwerthet vorfinden und sie werden vielleicht zur Schande ihrer Vorfahren, die ihr edelstes Erbgut verschleudert haben, zu einer fremden Sprache greifen müssen, um klare und tiefe Gedanken auszudrücken.

*

Die Interpunktionen sind kleine, höchst charakteristische Merkmale für den Geist eines Volkes. Der Germane setzt sie bei den logischen, der Romane bei den rhetorischen Einschnitten. So unterscheiden sich gleich die Denker- und die Rednervölker. Nichts ist schwieriger an einer fremden Sprache zu erlernen als die Interpunktion; man muß aus der eigenen Seele heraus in die Seele einer fremden Rasse fahren. Der Franzose, der Italiener stellt sein Komma immer dahin, wohin wir es nicht stellen möchten. Sein Absetzen bedeutet eine kleine Pause zur vermehrten Eindringlichkeit und oratorischen Wirksamkeit, unsers bedeutet eine gedankliche Gliederung.

*

Manche dichterischen Erzeugnisse haben uns, so lange sie neu waren, zur Bewunderung hingerissen, aber als wir sie zehn Jahre später wieder hervorholten, sahen wir mit Schrecken, daß ihre Haut bereits zu schrumpfen begonnen hatte. Abermals zehn Jahre: und wir können sie gar nicht mehr in die Hand nehmen, so welk und runzelig sind sie unterdessen geworden. Es sind die Hoffräulein des Rübezahl, die einen Tag lang im Sonnenlicht mit der Prinzessin lachen und spielen und von ihr für lebendige Wesen gehalten werden; wenn aber der Abend kommt, liegen sie tot und eingeschrumpft als welke Rüben da.

*

Google

Shakespeare zerstört lieber den äußeren Zusammenhang einer Figur, als daß er um seinetwillen einen Zug unterdrückte, der typisch ist. Die Gräfin Capulet fühlt sich durch den Tod ihrer Tochter an ihr hohes Alter erinnert, während man nach ihren eigenen früheren Angaben ihr Alter auf etwa achtundzwanzig Jahre berechnen muß. Der Dichter will in dem Schmerz der Mutter allen Elternschmerz zeichnen: und dazu braucht er, um stark zu wirken, die hohen Jahre. Das wirkliche Alter der Gräfin ist ihm dabei etwas Aeußerliches, Unwichtiges. Und sollte Das auch nur Vergeßlichkeit sein, so wäre diese Vergeßlichkeit schon sehr bedeutsam. Die wirkliche Gräfin Capulet könnte noch einen Haufen Kinder bekommen und brauchte darum nicht zu verzweifeln. Aber schon ist dem Dichter der Einzelfall gleichgiltig geworden und er läßt ihn hier am Schluß der Tragoedie, wo die Wogen am Höchsten gehen, von der Fluth des Allgemeinen, Ewig-Menschlichen verschlungen werden.

*

Wer für nichts zu sorgen hat als dafür, wie er sein kleines Lebensschifflein sicher in den Hafen steuere, Der mag sich leicht für einen guten Steuermann halten und die Nase rümpfen, wenn er den Segler, der eine Weltanschauung an Bord führt, im Sturm mit der schweren Ladung kentern sieht.

*

Wenn Einer sich die Mühe nähme, alle die verschollenen Werke einer Literaturperiode, die zu ihrer Zeit hoch geschätzt waren, nach einander durchzulesen: müßte es ihm nicht den Eindruck machen, als träte er in eine Morgue, wo ihm Leiche an Leiche fahl und entstellt entgegenstarrte? Und doch: einst hat man diese Toten nur wenig unterschieden von den Unsterblichen, die ihre Zeitgenossen waren. Eben so wird es der Nachwelt mit vielen der hochbewunderten Produkte unserer Tage ergehen. Aber welchen Anstoß erregt der Unglückliche, der von Natur gezwungen ist, schon heute mit den Augen der Nachwelt zu sehen!

*

Noch nie ist der Ruhm so wohlfeil gewesen wie in unserer Zeit. Bald wird, unberühmt zu sein, für eine Auszeichnung gelten. Wir kommen am Ende noch in eine ähnliche Lage wie die Mondbewohner in der Operette, wo alle Menschen mit Dekorationen geboren werden und wo man den Verdienstvollen zum Lohn für jede Leistung einen Orden abreißt, bis sie völlig ohne Band und Stern zur allgemeinen Bewunderung dastehen.

*

An der schnellen Bereitschaft zur Gegenliebe erkennt man die kleinen Naturen. „Ich liebe, was mich liebt", sagt der kleine Mensch. „Ich nicht; ich liebe nur, was liebenswerth ist", sagt der große. „Ich auch", entgegnet eifrig der kleine: „aber was mich liebt, ist doch liebenswerth,"

München. Isolde Kurz.

Google

Industrie und Kapital.

Der preußische Finanzminister erklärte im Abgeordnetenhaus neulich, kalt lächelnd, das preußische Budget für 1909 schließe mit einem Fehlbetrag von 176 Millionen und die wirthschaftliche Konjunktur werde nicht besser, sondern schlechter. Rechnet man die nachdrückliche Erklärung, daß neue Steuern nöthig seien, zum Text des finanzministeriellen Dysangeliums hinzu, so hat man ein „Tripelevent" von durchschlagender Wirkung. Ein Diplomat hätte das Defizit vielleicht in Watte gepackt und froher Zuversicht auf die wirthschaftliche Entwickelung Ausdruck gegeben. Günstige Prognosen kosten nichts; man braucht nicht einmal selbst an sie zu glauben. Niemand hätte Herrn von Rheinbaben gescholten, wenn er mit ein paar unverbindlichen Redensarten über die Gewohnheitpflicht, die Aussichten der Industrie zu skizziren, hinweggeschlüpft wäre. Aber der Hauptmann des Kastanienwäldchens ist Einer von den Aufrechten. Wer schwache Nerven hat, flüchte in die Einsamkeit. Die preußischen Abgeordneten müssen starke Männer sein. Deshalb sagt der Minister: „Die Hoffnung, daß wir die ungünstige Konjunktur so schnell überwinden wie vor Jahren, scheint sich nicht zu verwirklichen. Im Gegentheil: die Konjunktur hat sich in der letzten Zeit nicht verbessert, sondern verschlechtert." Vier Tage vorher hatte die Rheinisch-Westfälische Zeitung zwei Erklärungen ganz anderen Inhalts veröffentlicht. Der Generaldirektor des Stahlwerkverbandes, Herr E. Schaltenbrand, sagte: „Wir werden im Jahr 1909 keinen neuen Boom in der Eisenindustrie erleben, aber mit einem normalen Absatz rechnen können. Weil das Baugeschäft stockte, ist die Zahl der leerstehenden Wohnungen fast überall zurückgegangen, so daß mit einem Aufschwung gerechnet werden muß, wenn billiges Geld zur Verfügung steht. Das dürfte wohl heute der Fall sein." Und der Leiter des größten oberschlesischen Industrieconcerns erklärte: „Ich möchte bei dem Eintritt in das neue Jahr zwar vor allzu großem Optimismus warnen, aber auch nicht Denen beitreten, die sich ganz in Pessimismus hüllen, weil die Zeit des Niederganges noch nicht lange genug gedauert habe. Keime für die Gesundung unserer Wirthschaft sind bestimmt vorhanden."

Diese Prognosen klingen anders als die des Großalmoseniers der preußischen Monarchie. Und der Generaldirektor des Stahlwerkverbandes hatte schon Ende September 1908 betont, die Aussicht auf eine nachhaltige Belebung des Baugeschäftes, dieses „wichtigen Industriezweiges", sei unbedingt günstig. Sind Herrn von Rheinbaben diese Stimmen aus der Großindustrie nicht zu Ohren gekommen oder glaubte er, ihnen nicht trauen zu dürfen? Er wollte sich offenbar auch vom leisesten Optimismus unterscheiden. Nachdem er vor Jahr und Tag schon gegen den überhandnehmenden Luxus gepredigt hatte. Wichtig wäre, zu erfahren, auf welche Thatsachen er die düstere Beurtheilung der wirthschaftlichen Verhältnisse stützt. Auf den Rückgang der Eisenbahnrente als die Folge des geringeren Güterverkehrs? Dieses Argument könnte man gelten lassen, obwohl ja durchaus noch nicht gesagt ist, daß der Eisenbahnertrag des Jahres 1909 eben so schlecht sein muß wie der des vorigen. Auf die Verringerung der Hiberniadividende und die (ungern anerkannte) Nothwendigkeit, die fiskalischen Kohlenpreise herabzusetzen? Denkbar; aber schon weniger wahrscheinlich als der Einfluß der Eisenbahnrente. Bleibt schließlich die haute saison für deutsche Staatspapiere. Möglich, daß der Minister meint, der Industrie werde die Anregung fehlen, weil das Kapital nicht ihr, sondern den Staats-

Google

papieren sich zuneigt. Die vierprozentigen preußischen Konsols sind von 103 Prozent nur noch durch den winzigen Bruchtheil eines Promille getrennt. Deutsche Fonds haben sich im vorigen Jahr als vortheilhafte Kapitalanlagen erwiesen und höheren Kursgewinn gebracht als manches Industriepapier. Herrn von Rheinbaben sind die Anleihen am Ende noch wichtiger als die Industrie. Doch darf man nicht annehmen, daß er, um das Publikum für die Staatsrenten zu stimmen, die Industrieaussicht schwarz verhängt habe. An Geldüberfluß ist freilich nicht zu denken; der niedrige Wechselzinsfuß und der billige Preis Täglichen Geldes sind nur Symptome eines veränderten Kapitalzustandes. Die Banken haben sich, durch Verminderung ihrer Guthaben bei der Industrie und durch Einschränkung ihrer Acceptverbindlichkeiten, liquider gemacht; aber die größere Flüssigkeit im Vermögensbestand wird, zum Theil, durch die verstärkte Fesselung des Kapitals in festverzinslichen Anlagepapieren ausgeglichen. Man darf nicht vergessen, daß das Jahr 1908 eine Rekordziffer in der Ausgabe neuer Schuldverschreibungen der Industrie geschaffen hat. Der Nominalbetrag der neu emittirten Industrieobligationen geht über 400 Millionen hinaus. Das ist „gefrorenes" Kapital. Denn die Schuldverschreibung wird weniger oft umgesetzt als die Aktie; und die feste Verzinsung ist eine auf Jahre hinaus zu tragende Last, während die Dividendenpflicht nur in der Theorie besteht. Nur selten kommt es vor, daß die Summe der neugeschaffenen Industrieaktien von dem Betrag der Obligationen übertroffen wird. Im Jahr 1903 ists auch einmal so gewesen; da gab es an Obligationen 60, jetzt giebts 80 Millionen mehr. Die Obligation ist ein Nothbehelf. Man wählt sie, um sicher zu gehen, um die durch die neuen Effekten geschaffene Kapitalsumme realisiren zu können. Die Banken wollen ihre Portefeuilles nicht belasten und die Industriegesellschaften bilden sich ein, daß es besser sei, dem Publikum als den Banken verschuldet zu sein. Mit Obligationären ist ja leichter auszukommen als mit dem Aufsichtrath einer Bank. In besserer Industriezeit wird auch die Aktie wieder zu ihrem Recht kommen. Alljährlich sollen im Deutschen Reich 4 Milliarden erspart werden. Im Jahr 1908 sind davon 3111 Millionen in neuen Effekten angelegt worden, so daß 900 Millionen Mark für andere Anlagen (Hypotheken, Sparkasse, geschäftliche Unternehmungen, Depositengelder) geblieben wären. Diese Summe ist so gering, daß man (wenn die Schätzung auf 4 Milliarden richtig ist) an eine Geldplethora nicht denken kann.

Wird der Umlauf industrieller Schuldverschreibungen im Tempo des Jahres 1908 bleiben und was wird der Zweck sein: Bankschulden in Anleihen zu verwandeln oder neue Betriebsmittel zu schaffen? Das erste Unternehmen, das in diesem Jahr (auch im vorigen Jahr kam es zuerst) Geld verlangt hat, die Deutsch-Ueberseeische Elektrizität-Gesellschaft, hat an der alten Gewohnheit, fünfprozentige Anleihen aufzunehmen, festgehalten. Neben 15 Millionen Mark Obligationen sollen für 8 Millionen Mark Aktien ausgegeben werden. Das neue Geld ist für den Ausbau der Anlage in Buenos Aires nöthig. Das Programm soll damit bis auf die letzte Nummer erledigt sein und die Gesellschaft dann nur noch an ihre innere Konsolidirung denken. Dazu verpflichtet sie die rasche Zunahme des Betriebskapitals, das von 10 auf 150 Millionen gestiegen ist. Die Gesellschaft verstärkt ihre Mittel aber nicht nur, weil sie bauen will, sondern auch, um die Bankschulden weiter abzutragen. Möglich ist, daß man auch anderswo für opportun halten wird, am Modus der Schuldverschreibung festzuhalten, obwohl gerade in letzter Zeit gegen die

Google

Sicherheit industrieller Obligationen Bedenken laut geworden sind. Dieses Moment könnte wichtig werden Die rechtlichen Verhältnisse der Obligation lassen ja Manches zu wünschen übrig: da fehlen Normativbestimmungen, wie sie, zu Gunsten des Gläubigers der Hypothekenbank, durch ein eigenes Gesetz vorgeschrieben sind. So bleibt es, zum Beispiel, privatem Beschluß vorbehalten, die Höhe des Obligationenumlaufes im einzelnen Fall zu bestimmen. Solide Gesellschaften werden sich bei der Aufnahme von Anleihen der finanziellen Situation und Leistungfähigkeit des Unternehmens anzupassen suchen. In den Statuten kann auch gesagt sein, daß die Gesammtsummen der auszugebenden Schuldverschreibungen über eine gewisse Proportion zum Aktienkapital nicht hinausgehen darf. Die Elektrotreuhandbanken haben den Höchstbetrag ihrer Obligationen auf das Dreifache des (aus bestimmten Gründen niedrig normirten) Aktienkapitals festgesetzt. Gesellschaften, die einen guten Namen haben, finden stets Kredit und die Qualität ihrer Schuldverschreibungen wird nicht angezweifelt. Je mehr Obligationen ausgegeben werden, desto nöthiger wird die gesetzliche Sondervorschrift. Solche Obligationen giebt es in Deutschland im Betrag von mindestens 2½ Milliarden Mark. Das ist zwar nur der vierte Theil der in Hypothekenpfandbriefen angelegten Summe; immerhin aber genug. Man darf nicht vergessen, daß nicht nur Aktiengesellschaften, die gezwungen sind, Bilanzen zu veröffentlichen und Generalversammlungen abzuhalten, sondern auch Offene Handelsgesellschaften, Gesellschaften mit beschränkter Haftung und Gewerkschaften Obligationen ausgeben. Wo ist in solchen Fällen auch nur das geringe Maß von Sicherheit, das die Publizität der Abschlüsse bietet? Das Gesetz müßte genau sagen, wer Obligationen ausgeben darf, und den Obligationären einzelne Rechte (Theilnahme an der Generalversammlung) zuweisen. Die Aktie hängt von der Konjunktur (Börse und Geldmarkt) ab und Bankgeld wird auf die Dauer zu theuer. Wer sich die Beschaffung neuer Betriebsmittel sichern will, kann auf die Obligation nicht verzichten. Daß den Banken daran gelegen sei, ihre Beziehungen zur Industrie, durch die Uebertragung ihrer Außenstände auf das Publikum, zu lockern, ist nicht anzunehmen. Das Emissionengeschäft bringt manchmal doch hübschen Gewinn und die finanzielle Unterstützung der Industrie ist den Kreditinstituten im Allgemeinen nicht schlecht bekommen. Aber vielleicht taucht hier und da schon der Gedanke auf, daß man sich künftig noch mehr als bisher an Spezialitäten halten müsse, weil das Gesammtgebiet der Industrie auf große Ueberraschungen kaum noch rechnen läßt. Von der in Frankreich beklagten Stagnation der Rente ist Deutschland noch weit entfernt. Die elektrotechnische Industrie muß alle Möglichkeiten erschöpft haben, ehe ein Mangel an neuen Chancen fühlbar wird. Und bis dahin ist noch ein weiter Weg. Trotzdem mag man schon jetzt daran denken, daß eine Zeit kommen wird, wo die Industrie aufgehört hat, die Hoffnung der Spekulation zu sein. Daß Industriekapital mehr und mehr in das enge Gewand der Schuldverschreibung schlüpft, deutet immerhin auf den Beginn einer Stockung. Die Arteriosklerose ist eine Alterskrankheit; die ersten Erscheinungen pflegen sich aber oft schon früh zu zeigen. Hat der preußische Finagzminister daran gedacht oder nur auf die Oberfläche geblickt? Sicher ist, daß die Zukunft der Industrie mehr denn je von finanziellen Formen abhängt, weil die Erzeugung neuen Betriebskapitals aus der eigenen Entwickelung sich allmählich verlangsamt. Geschicklichkeit und Gelegenheit müssen zusammenwirken, damit der Prozeß der Erstarrung nicht schneller verläuft, als die Nothwendigkeit mit hartem Wort gebietet. Ladon.

Google

Antwort.

Im letzten Dezemberheft hatte Ladon getadelt, daß die Schlegelbrauerei in Bochum „außerordentliche Abschreibungen mit in die Tantiemenberechnung einbezogen und die Generalversammlung durch ihren Beschluß dieses Verfahren sanktionirt“ habe. Jetzt schreibt mir die Schlegelbrauerei: „Aufsichtrath und Vorstand haben, weil über die Richtigkeit der Tantiemenberechnung Zweifel entstanden sind, die strittige Tantieme vergangener Jahre nebst Zinsen an die Gesellschaft zurückvergütet.“ Das ist verständig und lobenswerth. Auch die Thatsache der Veröffentlichung. Aktiengesellschaften haben eigentlich doch keinen Grund, zu Allem zu schweigen, was öffentlich über sie gesagt wird; sind beinahe (mindestens ihren Aktionären) verpflichtet, Auskunft zu geben und Irrthümer zu berichtigen. Solche Irrthümer kann auch der gewissenhafteste Kritiker nicht immer vermeiden (auf keinem Gebiet und auf diesem dunklen seltener noch als auf einem anderen); in der Berichtigung wird er nicht einen lästigen Eingriff, sondern eine Bereicherung seiner Wissenschaft sehen. Als ein Symptom der Entschlossenheit, öfter als bisher öffentlich das Wort zu ergreifen, begrüße ich die folgende Zuschrift des Stahlwerkverbandes. Die Geschäftspolitik der großen deutschen Verbände wird sehr oft getadelt; so oft und so hart, daß der unbetheiligt Zuschauende sich fragen muß, ob den gescheiten und erfahrenen Männern, die diese Verbände leiten, denn wirklich so thörichtes und schädliches Handeln zuzutrauen sei. Sie wollen verdienen. Das ist ihr Recht; ihre Pflicht sogar: denn dazu sind sie an die Spitze der Gesellschaft berufen. Daß sie aber gar so kurzsichtig sein, der Aktion und dem Ansehen der deutschen Industrie solche Schädigung bereiten sollen, ist schwer zu glauben. Doch sie schweigen: also muß man wohl annehmen, daß die Tadler im Recht sind. Für die Einzelnen und für die res publica wäre es besser, wenn, zum Beispiel, auch das viel gescholtene Kohlensyndikat Rüge und Angriff nicht stets stumm hinnähme. Denn die Kritik, die diese mächtigen Verbände einer die Gesammtheit gefährdenden Politik verdächtigt, findet ja auch im Ausland ein Echo, mit dem der Deutsche rechnen muß. Die Leiter der Aktiengesellschaften und Interessenverbände sollten jedem Kritiker antworten, den sie für ehrlich und sauber halten. Das mag unbequem sein; ist aber nöthig.

An den Herausgeber der „Zukunft“.

Das Heft Nr. 17 der „Zukunft“ (vom dreiundzwanzigsten Januar 1909) bringt einen Artikel „Eisenzölle“, der sich auch mit dem Stahlwerkverband befaßt und uns Veranlassung zu einigen Aeußerungen giebt.

Zunächst möchten wir uns in Bezug auf die Erklärung Carnegies lediglich auf die Bemerkung beschränken, daß Carnegie für den Verkauf seiner Werke an die United States Steel Corporation keine Aktien übernommen hat, sondern nur bonds (festverzinsliche Schuldscheine). Er wurde also durch den Verkauf seiner Werke jedenfalls nicht Hauptaktionär des Stahltrusts und ist es, so viel uns bekannt, auch heute nicht. Die Schlüsse, die in dem Artikel auf die irrige Vermuthung des Gegentheils aufgebaut werden, sind also nicht zutreffend und die Motive, die man Carnegie von anderer Seite für seine Aussage unterstellt, können nicht ohne Weiteres als ausgeschlossen bezeichnet werden.

Google

Besonderes Interesse haben für uns folgende Sätze in dem Artikel: „Der deutsche Stahlwerkverband kann sich nur schwer seines amerikanischen Konkurrenten erwehren; nur mit den berüchtigten Schleuderpreisen, die im Ausland gelten, gelingt es, den Yankees einen Theil der britischen Aufträge streitig zu machen. Die Stärke des Steel Trust zeigt sich in der Höhe seiner Auslandpreise. Er hält auch in der Fremde darauf, daß die Preise sich nicht zu weit von der Skala entfernen, die für die eigenen Landsleute gilt. Ein Verschleudern der Waare würde den Grundsätzen der amerikanischen smartness widersprechen."

Anschließend an diese Worte möchten wir uns doch die Frage gestatten, weshalb der Stahlwerkverband Schleuderpreise machen soll, wenn der Trust seine Preise hochhält. Unser Vorstand macht es sich zum Prinzip, die Geschäfte nicht etwa vom Grünen Tisch aus zu bearbeiten, sondern ist ständig unterwegs, um in persönlicher Fühlung mit unseren Vertretern und auch mit den Abnehmern selbst zu bleiben. Unsere Vertreter in allen Ländern sind angewiesen, allen Geschäften persönlich nachzugehen, und es ist daher ausgeschlossen, daß für uns irgendeine Veranlassung vorliegt, geringere Preise zu nehmen, als nothwendig ist, um die Aufträge zu erhalten. Weshalb also sollen wir schleudern, wenn der Trust seine Preise hochhält?

Ladon sagt ferner: „Im Geschäftsbericht für das Jahr 1907 hob die Verwaltung hervor, daß der durchschnittliche Preis, den die Korporation beim Verkauf der ausgeführten Waaren erzielte, nur um $7^1/_2$ Prozent unter den Sätzen blieb, die bei den Inlandaufträgen galten. Solches Zeugniß kann unser Stahlwerkverband sich nicht ausstellen."

Dürfen wir fragen, woher Sie, geehrter Herr Ladon, die Kenntniß unserer Auslandpreise haben? Wir erinnern daran, daß wir in der Zeit, da wir den viel kritisirten Abschluß mit der Staatsbahnverwaltung machten, im Ausland höhere Preise für die Schienen erzielten, als uns der Herr Minister (zum Theil als Ausgleich gegenüber den gestiegenen Selbstkosten) bewilligte, und daß der Gestehungpreis für Schienen in den letzten fünf Jahren um mindestens 10 bis 12 Mark gestiegen ist, während uns der Herr Minister nur einen Aufschlag von 8 Mark und bei den Schwellen sogar nur einen Aufschlag von 6 Mark bewilligt hat.

Ladon beschäftigt sich weiter mit dem Verhältniß des Stahlwerkverbandes zu den reinen Walzwerken und dem Antrag auf Aufhebung der Roheisen-, Schrott- und Halbzeug-Zölle. Der Herr Handelsminister hat diese Frage in kontradiktorischer Verhandlung einer so eingehenden Untersuchung unterzogen, daß er sich eine zutreffende Auffassung der Sachlage wohl bilden konnte, und wir nehmen an, daß er die Absicht hat, demnächst im Parlament hierüber so weit Aufklärung zu geben, wie Dies ohne Verletzung wichtiger Interessen möglich ist. Wir können ihm nicht vorgreifen und möchten nur betonen, daß der Stahlwerkverband in dieser Frage vor der Oeffentlichkeit sich nur mit gefesselten Händen vertheidigen kann, weil die besten Argumente leider der Oeffentlichkeit vorenthalten werden müssen. Dem aber, der sich ehrlich informiren will und von dem wir erwarten können, daß er die gewonnene Kenntniß von Einzelheiten für sich behält, haben wir noch niemals offene und loyale Auskunft verweigert.

In vorzüglicher Hochachtung
Stahlwerkverband
Aktiengesellschaft.

Google

Eduard VII.

An dem Trauerzug, der, im Sommer 1888, der Leiche des Kaisers Friedrich vom Neuen Palais in die Friedenskirche folgte, schritt, ziemlich vorn, ein feister Blücher-Husar einher. Er sah müde aus; unmuthig und genirt wie Einer, der genöthigt war, einen fremden Rock anzuziehen, und nun schnell wieder in seine Kleider kommen möchte. Keine Husarenfigur; stramm saß der Attila über einem stattlichen Bauch und über die Stirn rann aus dem Kolpak in dicken Tropfen der Schweiß. Der Mann hatte in seinem Leben wohl noch nicht oft Wadenstiefel und enge Hosen getragen. Frau Base, die alle dem Königshaus Verwandten am Schnürchen hat, wispert der Nachbarin zu: „Der Prinz von Wales!“ Und scheue Andacht raschelt durch die Menge. Alte Potsdamer blicken finster, Muhmen stecken tuschelnd die Köpfe zusammen und unter gesenkten Lidern blinzelt manches Jungfernauge Tantes Zeigfinger nach. Der also ists . . . Den hatten sie sich ganz anders vorgestellt, so zwischen Don Juan und Robert, dem Teufel, wie von den blitzenden Bretterrittern Einen, deren wildem Werben kein Weiberherz widerstehen kann. Du lieber Himmel: ein behäbiger, dicker Herr, den jeder Stabsoffizier der Gardekavallerie bei Schönen ausstechen würde. Und, von fern wenigstens, der Schwester gar nicht ähnlich. Deren verhärmten und doch von der Sonnenkraft Sieg heischenden Wollens durchleuchteten Kopf kannten Alle, die nah bei Charlottenhof dem Einzug der Trauergäste zuschauten, hatte Jeder oft noch an heißen Vorsommertagen gesehen, wenn sie neben dem hageren, ergrauten, fahlen Mann, der nicht mehr sprechen, nur gütig noch blicken konnte, durch den lenzlich prangenden Park fuhr, um den Kaiser, ihren Kaiser den Gaffern zu zeigen. Durch die straffe Haut sah der Betrachter die Nerven leben; und in dem stählern glänzenden Auge der kleinen Frau den ungebrochenen, zum Aeußersten gerüsteten Willen. Des jüngeren Bruders nervus facialis schien unter Fettpolstern zu schlummern; und blicklos lagen, Glaskugeln gleich, die Augen in geräumigen Schädelhöhlen: die Fischaugen der Mutter. Viktoria und Albert: so hatten auch die Eltern geheißen. Und wie in deren Ehe die Frau stärker gewesen war als der Mann, die für den Thron geborene Britin stärker als der kleindeutsche Prinz, dessen Eitelkeit keinen höheren Wunsch kannte als den, unter Engländern ein Engländer zu scheinen, so schien auch in diesem Geschwisterpaar der Wille des Weibes Theil. Im Salonanzug, unter dem neusten Modellhut de haute forme sah Albert Eduard besser aus als bei der potsdamer Leichenparade; aber die Kraft eines unbeirrt bis ans Ziel greifenden Willens hatte Niemand je in ihm gespürt. Die Schwester wollte wirken, wollte die Macht, nicht den Schimmer unfruchtbarer Herrlichkeit. Der Bruder war zufrieden, wenn er behaglich leben konnte und vom Neid sogar als arbiter elegantiarum anerkannt wurde, dessen Laune mondäne Gesetze vorschrieb. Und dieser Asthmatiker sollte König des größten Reiches sein, von dem die Weltgeschichte bis heute berichtet hat. Das kann lustig werden, dachten die Leute; und witzelten über den Dicken.

Google

Zwanzig Jahre war Albert Eduard alt und hatte mit seinen gesellschaftlichen Talenten, mehr vielleicht noch mit den Titeln des Herzogs von Cornwall, Herzogs zu Sachsen und Fürsten zu Wales im Sturm schon die Liebe der Yankees gewonnen, als sein Vater starb. Der schöne Prince Consort of Her most gracious Majesty hatte ihn auf seine Weise erzogen; er hätte den Thronerben gern wohl zum Muster liberaler Männerwürde herangeläutert. Doch der im eng umschränkten Kreis kluge und stets emsige Koburger, den der belgische Onkel Leopold für die heikle Rolle des Prinz-Gemahls gut vorbereitet hatte und der sich bald warm im Britenreich einzunisten wußte, war ein Pedant, eine nüchterne, schwunglose Seele, der die Kinderherzen zwingende Macht des Gemüthes immer versagt blieb. Da die politischen Vertreter beider großen Parteien, der nobility und der gentry, sich mit wetteifernden Schmeichlerkünsten um seine Gunst bemühten, wuchs ihm die Selbstschätzung seines persönlichen Werthes. Für einen Staatsmann hielt er sich, für den Prototyp des Gentleman; nach kurzer Probezeit, die er benutzt hatte, um sich auf offenem Markt hastig seiner Nationalität zu entkleiden, war ihm Alles erlaubt: er durfte sogar, seit Aeonen als Erster im Inselreich, den Fisch mit silbernem Messer schneiden. Deutschen Fürsten, knirschend erzählt es Treitschke, gab er in hofmeisterndem Ton unerbetene Rathschläge, die mehr wie Befehle klangen; und auch in der Kinderstube scheint er eher ein Lehrer als ein Vater gewesen zu sein. Den Töchtern mochte der stattliche Mann wohl imponiren, an dem die Mutter mit allen Fasern ihres Frauengefühles hing; sie lernten, namentlich die älteste, von ihm die Wichtigkeit äußerlich korrekten Wandels und den ungeblendeten Sinn für das Wesentliche. Der Versuch, mit seines Wesens Stempel auch den Knaben zu prägen, ist ihm mißlungen. Und wie es immer in solchem Fall geht: den Sohn zogen Neigung und Trotz weit aus der vom Erzieher gewiesenen Bahn. Zu Hause wars auch wirklich gar zu langweilig. Pünktlich wurden ehrbare Küsse getauscht, pünktlich die Staatsgeschäfte erledigt und pünktlich, wie eine Bill nach Westminster, kam der Klapperstorch in den Buckingham-Palast. Greise Höflinge lächelten spöttisch: früher wars hier hoch hergegangen. An Versuchungen fehlte es dem Prinzen Albert Eduard nicht und zu der bürgerlich wohlanständigen Lebensart hatte er keinen Blutstropfen in sich Weil er eines Tages (wer weiß, wann?) eine Krone tragen sollte, brauchte der Jüngling doch nicht Trübsal zu blasen. Vorbereitung für den Herrscherberuf? Unsinn! Der constitutional cant herrscht; und den Schattenkönig lernt selbst der Unbegabte im Handumdrehen spielen. Man merkt eben doch, daß Papa kein Brite ist, kein Kind des lustigen alten Engelland. Ja... Ists denn aber der Sohn? Der Vater Koburger, die Mutter Welfin, auch sie einer Koburgerin Tochter. Der Kronprinz mußte sich sehr englisch zeigen, wenn er für vollbürtig gelten wollte. Darin konnte der Vater ihm Vorbild sein. Der hehlte nie die Ueberzeugung, daß der Engländer die Krone der Schöpfung ist. Also Sport, Angelsachsenthum, heitere Lebenslust und

Google

all die bunte Abenteuerlichkeit, die einem Britendauphin seit Heinzens tollen Tagen ziemt. War Prinz Schänkenwüstling nicht Heinrich der Fünfte geworden? Her zu mir, Sir John, Poins, Bardolph, Peto; und vergeßt mir das dralle Dortchen nicht!

In Eastcheap war die Kanne Dünnbier spottbillig und ein Prinz brauchte sich nicht in lästige Schuldknechtschaft zwingen zu lassen, um eine ganze Bande mit Kanariensekt zu sättigen; auch Dortchen gab, wenn sie in der richtigen Temperatur war, die Brunstgrimasse zu niedrigem Preis. Auf den Großen Boulevards war schon anno 60 Luxus und Laster theuer Wer da in der Grande Bohême eine Rolle spielen, die ersten Spargel und Pfirsiche, die besten Weine und die feinsten Mädchen haben wollte, durfte die goldenen Louis nicht sparen; und Mama hielt die Hand auf den Beutel. Die Noth zwang Albert, sich nach anderen Kumpanen umzusehen, als Bolingbrokes Sohn sie gesucht hatte Für die emporstrebende reiche Bourgeoisie und besonders für gestern dem Ghetto entwachsene Juden wars ein gefundenes Fressen. Welche Ehre, den Kronprinzen von Großbritannien bewirthen zu dürfen; und welche Kreditsteigerung, wenn man in die Einladungbriefe schreiben konnte: Nous aurons le Prince de Galles; oder gar im Stande war, den Intimsten einen Wechsel zu zeigen, auf den Seine Königliche Hoheit den Namen zu setzen geruht hatten. Aus dieser Zeiit stammt die Freundschaft mit dem Türkenhirsch, die Labouchere zu dem Spottwort stimmte, in Marlborough House gebe es kein Diner ohne Parfait au Hirsch. Der Prinz von Wales ist oft wegen seiner Weibergeschichten gescholten worden. In der Legende lebt er als der ärgste Schürzenjäger, als ein Nimmersatt, den bald nur noch unreife Frucht reizte. Am Ende wars nicht so schlimm. Die Pall-Mall-Enthüllungen sind als unwahr erwiesen. Aber der Prinz sah sich gern als verfluchten Kerl gefürchtet. Von der Sittsamkeitheuchelei hatte er gerade genug; es machte ihm Vergnügen, von den Weiblein als ein Oger angeschmachtet zu werden. Auch andere Prinzen sind nicht tugendhafter; bergen ihre Menschlichkeiten aber dem Blick der Neugier Diesen Prinzen traf man in Theatergarderoben und beim jour der Modekokotten Nicht sehr fürstlich, nicht im Stil Eines, den morgen vielleicht ein Diener des Herrn am Altar salben wird. Aber der Mann heuchelte wenigstens nicht, gab sich nicht für fromm und rein aus; und nie vernahm man, er habe seine Macht mißbraucht, eine Spröde zu kirren, oder die Polizei auf eine allzu lange treue Maitresse gehetzt. Schlimmer als seine galanten Händel war der nahe Verkehr mit allerlei schmierigen Spekulanten, die, so mußte man glauben, nur auf goldener Leiter zu solcher Höhe geklettert sein konnten. Das ging Jahre, Jahrzehnte lang. Heinz hätte es so lange nicht einmal bei Falstaff ausgehalten, der doch geistreicher und amusanter war als der vom Jockeyklub abgelehnte Balkanwucherer. Albert aber freute sich, wenn er den englischen Sonntagen entlaufen konnte; dann gings nach Paris oder an die Riviéra, pour faire la noce. Da war er in seinem Element, bestimmte die Mode, lancirte Weiber und Pferde, spielte den Hahn im Korb der Bordenaves („Nana"), schien reizend ruchlos und kroch, wenn er die Luft spürte, in die dunkelsten Spelunken

Google

Wer ihn ohne Erbarmen verdammt, hat nicht bedacht, daß es nicht leicht ist, ein halbes Jah hundert lang Kronprinz zu sein, — dann besonders nicht, wenn der Thronerbe von allen Staatsang-legenheiten streng ferngehalten wird. Unter dem Zwang thatlosen Harrens hat noch Jeder gelitten, dem die Hoffnung auf eine Krone in die Wiege gerufen ward. Immerhin hätte eine ernstere Natur sich über die Wartezeit hinwegzufristen vermocht; auf dem kleinsten Fleck ist schöpferische Arbeit ja möglich Das war Alberts Sache nicht. Und die eifersüchtige Mutter hätte ihm auch wohl kaum den winzigsten Ruhm gegönnt. Herumlungern und den Leuten verrathen, daß man die Ungeduld nicht mehr zu zügeln vermag? Als lästigen Topfgucker sich aus der Schwarzen Küche der Politik jagen lassen? Nein. Lieber noch den skrupellosen Lebemann und Herzenbrecher spielen, den der Schnitt seiner Weste und der Ausgang der angefangenen Baccaratpartie wichtiger dünkt als das Schicksal des Vereinigten Königreiches. Nur ein Gebiet hatte die Mutter, die geräuschlos ihre Fäden über Europa hin spann, ihm freigelassen; sie lebte ihrer Trauer, zuerst um den Gatten, dann um den schottischen Leibdiener, dessen Steinbild sie auf allen Reisen mitschleppte, und mied laute Geselligkeit. Die Pflichten glänzender Repräsentation neidete sie dem Sohne nicht. Und je schlechter sein Ruf wurde, desto sicherer war sie, daß die Briten das Ende ihrer Herrschertage nicht herbeisehnen würden. In Königsschlössern wohnen nicht andere Menschen als in Bürgerhäusern. Mutter und Sohn wurden einander fremd und böse Worte flogen hinüber, herüber. Der Schwager, der älteste Sohn des Kronprinzen starb; die Mutter lebte rüstig fort. Schon früher hatten die Geschwister Viktoria und Albert, wenn sie zusammentrafen, wohl wehmüthig geseufzt: Uns Beide ruft kein Morgen mehr zur Regirung! Jetzt empfing im Neuen Palais die Witwe eines stolzen Lebenswunsches den müden Mann. Der muntere Modemonarch, dessen Vitalität allen Stürmen getrotzt hatte, war allgemach träg geworden, so träg und morsch, daß er die Mühe scheute, den lange gehätschelten Leib aus der Fetthülle zu schälen. Wozu sich noch anstrengen? Rien ne va plus. Wenn die Polster beseitigt sind, erwacht auf dem Grab des Vermögens am Ende gar die Begierde.

Als die Mutter dann eines Tages doch starb und aus dem Baccaratprinzen König Eduard der Siebente wurde, lachte Europa. Das kann hübsch werden, hieß es wieder; dieser Held der Rennplätze und Spielsäle ist dem perfiden Albion zu gönnen. Der wird das Empire rascher herunterbringen, als die stärkste Koalition es vermöchte. Die Briten nur blieben ernst und kein mißtrauischer Zweifel socht ihre Zuversicht an. Erstens, sagten sie, sind von einem Sechziger dumme Streiche nicht mehr zu fürchten Zweitens ist er der König, der höchste Repräsentant eines Weltreiches, der wissen wird, was er der Würde schuldet, und den wir, so lange es irgend geht, ehren müssen, wie das Wappen, die Fahne des Vaterlandes. Und drittens herrscht über ihm die Verfassung und Magna Charta ist in Großbritannien mächtiger als der mächtigste Mann. Ein Bischen wüst hat er als Kronprinz

Google

ja gewirthschaftet. Thut nichts. So treibens reiche Erben oft und werden nachher dennoch umsichtige und sparsame Geschäftsleute. Und er hat in Paris, in New-York und Monte Manches kennen und nach dem wahren Werth schätzen gelernt. was korrektere Prinzen nie sehen; vielleicht befreit er uns endlich von den Puderperücken und schafft uns die kaufmännisch moderne Verwaltung, die in London und in Kalkutta die Händler längst ersehnen. Auch auf dem Festland fanden ruhige Beobachter in dem Thronwechsel keinen Anlaß zur Schadenfreude. Ja, wenn dieser echte Koburger jung König geworden wäre! Dann hätte ihm, wie Mephistos gutem Kaiser, gewiß beliebt, falsch zu schließen: „Es könne wohl zusammengehn und sei recht wünschenswerth und schön, regiren und zugleich genießen.“ Nun ist er alt und wird Alles beim Alten lassen. Die paar Skandalprozesse sind bald vergessen und die Witzhascher werden die Schnitzeljagd aufgeben. Selbst wenn der neue Herr aber Fehler macht: unser England ist mit dem streitbaren Katholizismus, mit Chartisten und Feniern fertig geworden und wird ungefährdet auch einen schlechten Monarchen ertragen. Eduard hat gute Beziehungen. Er war das Patenkind Friedrich Wilhelms des Vierten, der ihm nach der Taufe den schönen silbernen Glaubensschild schenkte, und Wilhelm der Zweite hat den Oheim bei jeder Gelegenheit geehrt. Ein erfahrener Weltmann, dem nichts Menschliches fremd ist und der mit Geschäftsleuten intim verkehrt hat, paßt an die Spitze eines Staates, dessen Institutionen dem Bedürfniß eines alten Weltgroßhandels genügen sollen. Das Alles war richtig. Aber Europa lachte noch immer.

Das Lachen hätte harmloser geklungen, wenn Eduard in ruhigen Tagen auf den Thron gelangt wäre. Doch er wurde König, während England gegen einen zähen Bauernstamm und zugleich gegen den Götzen kämpfte, den es in mühvoller Arbeit selbst den Völkern aufgebaut hatte: gegen public opinion. Eine böse Zeit für den Mann, dem die Bonvivantrolle des verfluchten Kerls so lange gefallen hatte. In anderem Sinn ward er nun verflucht. Hatte er nicht bei der Vorbereitung des Jameson Raid die Hand im Spiel gehabt? War nicht gerade deshalb die Untersuchung zur Posse geworden? Rhodes, Milner, Beit: all die den Burenfreunden verhaßtesten Männer standen ihm nah; und überall wurde gemunkelt, er habe stark in Goldshares spekulirt. Das Lachen klang höhnisch, klang wie ein Hallaliruf grimmiger Jäger, die mit beinahe noch wilderem Eifer als den Kolonialminister den König verfolgten. Eine ernstere Natur hätte die Wucht solcher Verantwortung im Gewissen gefühlt und sich des au coeur léger erworbenen schlechten Rufes geschämt, der dem Land nun so schädlich wurde. Ein Nervöser wäre unter den Pfeilen und Schleudern zusammengebrochen. Der Sohn des Koburgers und der Welfin kam nicht aus der Fassung. Er kannte die Menschen und hatte oft genug zugesehen, wie man öffentliche Meinungen macht: für eine Bank, eine Schwindelgründung, einen Diktator oder eine Dynastie. Nur das geliebte Spielzeug der Menge nicht mit schroffem Griff aus den Fingern reißen, ehe man

Google

ihr anderen Zeitvertreib bieten kann; hat sie den erst, dann läßt sies selbst fallen. Ernste Gefahr ist nicht zu fürchten, denn das Deutsche Reich deckt Englands wehrlose Flanke. Die Frist ist also nicht morgen schon abgelaufen. Der ehrwürdige Plunderprunk mittelalterlichen Hofceremonials hat im Leben Großbritaniens seit Jahrhunderten einen breiten Raum eingenommen. Die viktorianische Aera gab der Schaulust karge Nahrung; um so besser: jetzt wird der Heißhunger sich gierig auf jeden Knochen stürzen. Lächelnd saß, ohne zu zittern, der fette König in seinem Palast und studirte Kostümwerke und suchte in alten Hofchroniken die Möglichkeit neuen Mummenschanzes. Seine Krönung sollte ein Fest werden, wie von den heute Lebenden noch Keiner eins sah. Monate lang vorher sollte man davon sprechen, Monate lang nachher sich an der Erinnerung weiden. Solcher Aufwand, der aus allen Zonen die Briten und einen reichen Fremdentroß herbeilockt, bringt Geld unter die Leute. Vor der weithin glänzenden Pracht wird Europa schnell das Lachen verlernen. Und während die Sinne des Weltpöbels auf die sacht sich enthüllenden Wunder der coronation gerichtet sind, ist Zeit genug, einen Schleichweg ins Lager des Feindes zu suchen (der das Material goldener Brücken liebt) und dem leidigen Krieg ein Ende zu machen, ehe in Westminster das Hochamt beginnt.

Die Rechnung war richtig. Die Spalten, die zwei Jahre lang den Heldenthaten der Buren, wirklichen und erlogenen, reservirt worden waren, wurden schmaler. Coronation heischte gebieterisch Platz. Seit Monaten brachte jeder neue Tag neue Mär von der nahenden Herrlichkeit. In den Krönungstuhl, auf dem King Edward sitzen wird, ist der Stein eingefügt, an den Jakob die Stirn lehnte, als er die gen Himmel führende Leiter sah. Das Gewand, das King Edward tragen wird, hat Löcher, damit des Priesters Finger die Haut salben kann. Die indischen Fürsten sind eingetroffen. Australiens Vertreter kommen übermorgen in Southampton an. Und die Toiletten, die Proviantmassen, die in London aufgestapelt sind! Der Schwatz wollte nicht enden; und schon tauchten die ersten Bilder auf. Mögen die Hinterhausleute das ganze Jahr hindurch den Protzen schimpfen, der vorn das beste Stockwerk bewohnt: wenn er Hochzeit hat oder ein Markenfest giebt, schaaren sie sich in Andacht um den „Aufgang für Herrschaften". Und während die edle Kulturmenschheit sich vor dem Schaugerüst drängte und die Reporter zu gestehen begannen, daß dem Britenreich doch ein ansehnlicher Machtrest geblieben sei, war Eduard auch an das Ziel seines zweiten, wichtigeren Wunsches gelangt: die Buren hatten kapitulirt. Die Aermsten kannten die Konjunktur nicht; sie konnten ihre Freiheit theurer verkaufen, denn der König wollte um jeden Preis als peacemaker gekrönt sein. Zu Englands Heil hatte er kluge Diener. Chamberlain und Kitchener stellten die Falle und sorgten dafür, daß kein allzu fetter Köder hineingesteckt wurde. So fiel in das zweite Regirungjahr Eduards des Siebenten der größte Erfolg, der dem Britenreich seit der Eroberung Indiens beschieden war. England mußte, nachdem Gladstones unglückliche Hand die zum entscheidenden Eingriff geeignete Stunde versäumt hatte, den Krieg gegen die

Google

Bauernfreistaaten führen; hätte ihn, früher oder später, geführt, wenn nie ein Chamberlain, Rhodes oder Milner gelebt hätte. Im besten Fall wäre es, wenn Wilhelm nicht in Krügers Hirn falsche Hoffnung geweckt hätte, ein Minenkrieg geworden, der ohne Blutverlust beendet werden konnte. Daß dieser Krieg unsittlich war, noch unsittlicher vielleicht als andere Kriege, braucht heute nicht mehr bewiesen zu werden. Die Briten, die stets für die Ideale der höchsten Humanität erglühen, wenn irgendwo einem unschuldig Scheinenden ein Haar gekrümmt wird, waren, wie alle Herren, die zur Stärkung ihrer Macht Knechte brauchen, in der Wahl ihrer Mittel nie von Skrupeln geplagt; der cant hat ihnen immer das Gewissen ersetzt. Sinnlos aber und das Beginnen politisch Unmündiger ist der Versuch, die Größe, die (es geht nicht ohne das an deutschen Galatafeln abgegriffene Wort) weltgeschichtliche Bedeutung des Sieges zu leugnen Großbritanien hat Alles erreicht, was es erreichen wollte, und während des harten Ringens zwei werthvolle Erfahrungen gemacht; die erste: daß seine Kolonien im Fühlen und Wollen englisch geblieben sind; die zweite: daß die Nervosität der alten Dame Europa sich zur That nicht zu waffnen vermag. Der Versuch antibritischer Koalition war gescheitert. Und unter der den Krieg endenden Urkunde steht Eduards Name.

Wer wagte nun noch die Behauptung, diesem Begnadeten fehle die Kraft eines unbeirrt bis ans Ziel greifenden Willens? . . Ganz nah nur drohte noch eine Klippe. Mr. und Mrs. Snob waren schon auf dem Weg nach Westminster; Sarah, Réjane, Frau Hading, all die lieben Freundinnen von früher hatten Sitze bestellt. Fünf Erdtheile würden lauschen, wenn der Gekrönte vom Kirchenfürsten das Reichsschwert empfängt und und schwört, es nur für die gerechte Sache aus der Scheide zu ziehen. Le Prince de Galles als Gesalbter des Herrn? Am Ende lernte Europa doch wieder das Lachen . . . Da wurde der König krank. Ueber einen Leidenden lacht man nicht. Die Appendizitis kam sehr gelegen. Starb Eduard, dann lebte er als Glückbringer im Britenlied. Ward er gerettet, dann war er ein Märtyrer und ein Held und konnte den Rest seiner Tage nützen, um der Frage nachzudenken, warum es so schwer ist, Kronprinz, so kinderleicht, König zu sein.

*

Diese Diagnose wurde hier vor sieben Jahren gewagt. Eduard ist gesund geworden, gesunder, als Mancher wünschte, und die Welt lacht längst nicht mehr, wenn sie von ihm spricht. Daß der König auf seine besondere Weise ein ganzer Kerl ist, kann kein Verständiger leugnen. Zwar giebts Leute, die meinen, der südafrikanische Handelsabschluß sei nicht so gut, wie man damals annahm. Deren Blick reicht aber wohl nicht weit genug. Daß auf die Länge die Holländer stärker sein werden als die Briten, ist kaum glaublich. Und wenn das Geschäft schlecht wäre, dürfte man Eduard nicht dafür verantwortlich machen. Der hat, als Liquidator, so schlau gehandelt, wie die Umstände erlaubten. Zähe Schlauheit, Anpassungfähigkeit, gute Manieren, Nüchternheit: da sind die wichtigsten Qualitäten dieses Königs. Beim Prunkspiel hat er sich nicht lange aufgehalten Seit der Krönung lebt er wie ein vornehmer

Google

Herr von ansehnlichem Vermögen. Weder von ärgerndem Pomp noch von Escapaden irgendwelcher Art hat man seitdem gehört. Majestät macht Geschäfte und erholt sich bei Bridge und anderer harmlosen Kurzweil. Macht seine Geschäfte still, ohne die Absicht anzukünden, ohne den errungenen Erfolg mit beredter Zunge zu rühmen. Ein Großhändlerlönig; mit einer (pfiffig verhüllten) Neigung zum Bluff. Einer, der die leisen Methoden liebt, blutige Händel scheut und sich zum großen Schlag wohl schwer entschlösse. Politische Leidenschaft ward im Bild seines Wesens nie sichtbar. Aber er will nicht ein roi fainéant sein, sondern ein Reichsmehrer; will seine Heimath gegen die indische Gefahr assekuriren und ihr, deren Wehr ein Bischen rostig geworden ist, eine moderne Rüstung schaffen, in der sie die Hegemonie an sich reißen und festhalten kann. Gegen Deutschland hat er nichts; gegen den Neffen . . . Einiges. Erstens aber muß er, der als Alberts Sohn und mit laedirtem Ruf auf den Thron kam, die Nationalhymne lauter blasen als der reinblütige Brite von korrektem Lebenswandel (Kipling, ders eben so macht, ist indisches Halbblut); und zweitens hat Deutschland ihn bitterlich enttäuscht. Als er an Friedrichs Bahre die „Grobheit der Familie Bismarck" schalt und der Schwester sagte, nur der Wunsch, das Verhältniß zu Deutschland nicht zu trüben, habe ihn gehindert, Herbert einfach hinauszuwerfen, hoffte er, nach der Entfernung des ersten Kanzlers werde er leichteres Spiel haben; werde das Deutsche Reich in Europa Britaniens Säbel sein und den Russen den Drang nach Centralasien austreiben. Die Hoffnung trog. Trotz Sansibar und dem Yang-tse wurde, nach allerlei Schwankungen freilich, der politische Verkehr von Jahr zu Jahr schwieriger. Depesche an Krüger, Bagdadbahn, Dreizack, Weltherrschaft, islamisches Patronat, Tweedmouth, Hale; und so weiter. Infandum, regina, jubes renovare dolorem? Nein; hasts oft genug ja vernommen. Jetzt wird im Inselreich Tag vor Tag die Wahrscheinlichkeit eines deutsch-englischen Krieges erwähnt. Und jetzt kommt Eduard endlich nach Berlin. Er braucht für sein Geschäft noch gutes Wetter. Möchte uns mit Frankreich „versöhnen" (damit die Furcht, Geisel zu werden, die Freunde an der Seine nicht mehr schrecke); muß auf die Stunde warten, die ihm ermöglicht, auch in Südeuropa den um Deutschland gezogenen Kreis zu schließen (austro-russischer oder austro-italischer Konflikt); weiß, daß es in Indien ärger aussieht, als der Mann auf der Straße ahnen darf, und daß Frankreich nicht so archiprête ist (Maschinengewehr, Munition), wie Herr Picquart Landsleuten und Nachbarn einzureden versucht. Drum kommt er. Und wird thun, als sei nie Unfreundliches geschehen. Wollen wir auch so thun? Einem klugen Kaufmann imponirt man nicht dadurch, daß man ihr, trotzdem er Einen gestern noch schlecht behandelte und aus dem Geschäft zu drängen bemüht war, mit krummem Rücken umdienert. King Edward ist willkommen. Muß in Berlin aber merken, daß er der Gast einer mündigen, stolzen Nation ist, die sich, ohne eitle Ueberschätzung ihrer Kraft, stark genug fühlt, um auch die Ungnade der sonst most gracious majesty ertragen zu können.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 13. Februar 1909.

Die Vorurtheillosen.

Während der eingeborene Trieb zum Idealen in der Masse unseres Volkes materialistisch entartet und die Nation der Unfreiheit gegen sich selbst immer mehr verfällt, weil sie nicht die Kühnheit hat, sich den lebendigen Forderungen einer neuen Zeit mit freigeborener Ethik hinzugeben, fehlt es auch nicht an einer Probe vom Gegentheil. Auch eine mißgeschaffene Aufklärung wird der Nation zur Geißel. Ist der Bezirk, worin diese Erscheinung sich aufdringlich zeigt, auch verhältnißmäßig nur klein, so muß der das Ganze Fühlende doch mit großer Sorge dahinblicken; denn in diesem Bezirk wohnen Propheten neuer Kultur und Apostel der Zukunft. Es zeigt sich, daß Waffen selbst, die voll heiligen Eifers geschmiedet worden sind, um den Irrthum und die Trägheit der Menge zu bekämpfen, ihren Trägern verderblich werden können. Im Namen der Freiheit und Wahrheit hat sich eine Schaar von Reformatoren leidenschaftlich erhoben; aber sie konnte nicht verhindern, daß aus der Freiheit Willkür wurde und daß die Wahrheitliebe oft in kynische Zweifelsucht entartete. Die schöne Wallung hat einen trüben, giftigen Bodensatz zurückgelassen. Zu Ehren höherer Sittlichkeit ist ein Ideal gebildet worden, das viel Jugend zu sich hingezogen hat; doch herrscht unter seinen Fahnen nun ein Fanatismus der Freiheit, der eben so verderblich ist wie stumpfer Autoritätglaube

Ein Zug des janusköpfigen Zeitgeistes, der zu dem Ausdruck des anderen Gesichtes paßt, eine Form des Idealismus, die anderen Formen der entarteten nationalen Idealität nicht widerspricht, sondern sie natürlich ergänzt.

Die Naturgeschichte dieser neuen Freigeisterei ist nicht eben schwer zu verfolgen. Wer ihrer Entwickelung nachgeht, sieht, daß das Unkraut

Google

auf dem selben Boden steht, worauf eine schöne Pflanzung junger Fruchtbäume wächst, und daß diese unerfreuliche Geistesform auf den Kampf von Vätern und Söhnen zurückweist, der in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts mit leidenschaftlicher Heftigkeit geführt worden ist. Nicht nur in Deutschland. Aehnliche Entwickelungskämpfe konnten wir in fast allen europäischen Ländern beobachten; überall sahen wir die feindsälige Begegnung zweier Lebensanschauungen, als deren Vertreter die Alten und die Jungen sich gegenüberstanden. Diese Bewegung müßte universalhistorisch erklärt werden, wenn der Versuch, sie in ihrem Ablauf genau darzustellen, unternommen werden sollte. Man müßte von der Entstehung der Industrie und der Großstadt, von neuen Resultaten der Naturwissenschaften, von der Demokratisirung der Völker und von vielen neugestaltenden Tendenzen in der modernen Gesellschaft sprechen. Auch müßte darauf hingewiesen werden, daß diese Geisterrevolution besonders heftig und schrankenlos in den Ländern war, wo nationale Traditionen und soziale Konventionen nur schwachen Einfluß haben, und daß die geistige Fluthwelle am Fruchtbarsten von Völkern mit allgemein giltigen, festen Lebensformen genutzt werden konnte. In dem noch nicht konsolidirten Rußland hat die Bewegung, wenn man von einigen mysteriös herrlichen Früchten der epischen Kunst absieht, die Formen eines düsteren, gewaltsamen Nihilismus angenommen; in Frankreich und England dagegen hat sie der sozialen Moral und der Kunst beträchtliche Förderung gebracht und nur zerstört, um gleich auch neu aufzubauen. Deutschland liegt zwischen diesem östlichen Reich und diesen westlichen Ländern nicht nur geographisch in der Mitte. Es dankt dem nothwendig gewordenen Kulturkampf viel; dennoch ist es ohne Erschütterung des sittlichen Gleichgewichts nicht abgegangen. Wir haben in unserem neuen Reich, wo der Materialismus eines überschnellen Aufschwunges feindlich mit den neuen Geistesidealen zusammengetroffen ist, das Nihilistische der Bewegung besser überwunden als die Russen, aber nicht so gut wie Engländer und Franzosen.

Als die Auseinandersetzung begann, bei uns um die Mitte der achtziger Jahre etwa, stand ein ganzes Geschlecht den mit den Siegeszeichen von 1870 noch geschmückten Vätern mit dem Recht einer groß wollenden Jugend gegenüber. Bei den Söhnen war, im Gegensatz zur wohlverdienten Ruhebedürftigkeit der Väter, der vom Tagesinteresse gelöste Wille zu freierer Sittlichkeit. Das, wogegen die Jugend im Moralischen, Künstlerischen, Sozialen und Gesellschaftlichen kämpfte, war wirklich werth, verneint zu werden. Darum war es ein schöner Anblick, als sich der Nachwuchs mit stürmischer Begeisterung erhob und sein Recht, Welt und Leben selbständig neu zu begreifen, geltend machte. Aber den Versprechungen dieser ersten Begeisterung entspricht

Go gle

zur Hälfte kaum die konkrete Arbeit. Es ist bezeichnend, daß die neuen Ideale sich bis heute sogar fast nur literarisch und in gewissen Kreisen gesellschaftlich durchgesetzt haben, daß sie aber nirgends schon tief ins Leben des Volkes gedrungen sind. Staat und Gesellschaft ruhen nach wie vor auf den alten Grundlagen; die Fundamente sind von der Bewegung, die alle Werthe umwerthen wollte, nicht erschüttert worden. Selbst im eigentlichen Bezirk der revolutionären Idee, in der Kunst, sind viele der Grundsätze, für die damals mit dem Aufgebot aller Kraft gekämpft wurde, schon wieder preisgegeben worden und nach den endlosen Diskussionen über Naturalismus, Psychologie und Stoffwahl erwacht der alte Drang, mit Hilfe damals grundsätzlich bekämpfter Traditionen wieder zur Ordnung, zur Stilform zu gelangen. Dem christlichen Lieben Gott hat die atheistisch wilde Bewegung nichts anzuhaben vermocht und selbst die gute alte Großelternmoral hat die Infamirungen, die ihr zu Theil geworden sind, bei guter Gesundheit überstanden. Die Ursache dieser relativ geringen Wirkung einer heftigen und groß geplanten Anstrengung ist in einem fundamentalen Irrthum zu suchen. In einem Irrthum, der in einer Schwäche des Lebensgefühls wurzelt. Er besteht in der Annahme, die Konventionen, Ueberlieferungen und Lebensformen, gegen die der Kampf sich richtete, seien Produkte philiströser Willkür und darum ganz und gar auszurotten. Da sich das Beschränkende im Moralischen, Religiösen, Künstlerischen und Gesellschaftlichen oft als schädlich erwiesen hatte, entstand der Trugschluß, die Beschränkung an sich sei schädlich. Man kam zu der allzu wohlfeilen Folgerung, die Persönlichkeit sei nur sich selbst und ihrer freien Entschlußkraft überlassen. Daß solcher unsoziale und jugendlich unoriginelle Gedanke durchdringen und daß er bis heute in gewissen Kreisen Geltung behaupten konnte, ist durchaus als Anzeichen der Unkraft zu nehmen. Denn die Verneinung allen Zwanges, mit einem Hinweis auf das Natürliche der persönlichen Leidenschaft, ist verkappte Sentimentalität.

Diese Halbheit hat verschuldet, daß den meisten Arbeiten der Erneuerer die Stilmerkmale der Negation anhaften. Das sind: Kritizismus und Naturalismus, Lust an der Tendenz und am Prosaischen. Nicht nur für die Gebiete der Kunst gilt Das; auch die neuen Gedanken der Moral, der Religion und des Staatsgefühles waren immer mehr oder weniger tendenzvoll naturalistisch. Nirgends gingen sie eigentlich weit über die scharfsinnige Konstatirung bestehender Zustände, bestehender Mißstände hinaus. Sie vermochten fast nie bis zum Letzten vorzudringen, weil Niemand Etwas von Gesetz, Nothwendigkeit und Beschränkung hören mochte, weil weniger aus angeborener konservativer Gesinnung revolutionirt wurde als aus einer Selbstsucht der undisziplinirten Begabung. Sicherlich wurde Hohes und Reines erstrebt, etwas

Google

im Instinkt richtig Empfundenes. Die Wortführer der neuen Generation wollten in allen Dingen des Lebens wieder die natürliche Kausalität erkennen und Blicke ins Unverständliche thun. Die Triebe zum Natürlichen steigerten sich bis zur Leidenschaft und der Kampf gegen die geistige Trägheit nahm Züge heroischen Zornes an. Aber die Triebe waren nicht genialisch; die Einsicht reichte zur Analyse, nicht zur Synthese. Da der Blick die tieferen Kausalgesetze im Religiösen, Sittlichen, Historischen und Aesthetischen nicht gleich vom neuerworbenen Standpunkt aus erkennen konnte, nahm man eilfertig an, Zusammenhänge seien gar nicht vorhanden. Die Zuversicht zu einer ewigen Ordnung in Welt und Leben wurde schwer erschüttert. Hinter den Dingen sah man das Chaos oder einen nur mechanischen Kreislauf der Kräfte. Und aus solchen Ideen und aus der darin wie ein Gift verborgenen heimlichen Verzweiflung vermag die Schaffenskraft nicht dauernde Werke hervorzuzwingen.

Wir mögen die Resultate der Erneuerer betrachten, von welcher Seite wir wollen: immer sehen wir uns zu ernster Achtung genöthigt, aber ganz selten nur werden wir restlos überzeugt und dem Neuen gewonnen. Wir lieben und ehren ein paar starke Persönlichkeiten, die für sich selbst zu abschließender Meisterschaft gelangt sind; aber ihre Bedeutung wurzelt immer auch in ihrer durch Tradition starken Bürgerlichkeit, in ihrer Selbstbeschränkung, Bescheidenheit und Handwerkstüchtigkeit. In jeder Zeit hälten sie das bedeutend Entwickelnde geleistet und sie sind also nur bedingt als Zöglinge der neuen Freiheitbewegung zu betrachten. Ein Volk hat aber noch keine Kultur, wenn es ein paar starke Charaktere, hat keine Kunst, wenn es einige vortreffliche Künstler hat. Und Das eben wollten die Erneuerer doch: eine Kultur, eine Kunst für die ganze Nation, geistige Zustände, worin auch der Schwache zur Kraft gelangt. Das neue Drama und eine psychologisch vertiefte Epik wurden uns dargeboten; aber welchen thätigen Geist treibt es leidenschaftlich ins Theater, um ein modernes Stück zu sehen, wer greift in kurzen Feierabendstunden zum Buch eines dieser neuen Welterklärer, wenn er nach weisen Worten des Lebens begierig ist? Wer geht nicht, bei größtem Wohlwollen für die neue architektonische Kunst, auch, wenn er all seine Kraft ihrem Werden und Wachsen widmet, schließlich immer wieder zur Baukunst der Alten, die nicht gute Grundsätze und Tendenzen darbietet, sondern lebendig athmende Schönheit! Wer liebt die an uralten Traditionen erzogene Malerei des alten Holland und Italien oder des neuen Frankreich nicht mit temperamentvollerer Zärtlichkeit als die des eigenen Landes! Wem imponirt nicht eine rechte, männliche Gottgläubigkeit mehr als der monistisch darwinistische Mischmasch ganzmoderner Philosophen! Und wem macht nicht die von hundert Vorurtheilen durchsetzte einfache Moral des Bauern mehr Freude als die moralinfreie Aufgeklärtheit der

Google

Literatischen! Edle Kulturversuche werden uns jeden Tag noch in Fülle dargeboten; doch bedeutet die Aufhäufung dieser Werthe immer noch nicht den Anfang neuer Kultur. Starke und mehr noch sehr bewegliche Geister umgeben uns, die in einem Punkt mit ihrer Erkenntnißkraft tief genug immer dringen; dennoch gelangen die meisten dieser ewig „Jungen" nicht zu den Quellen, aus denen die neues Leben gebärende That fließt. Was sie schaffen, ist ein Anfang und auch ein Ende, nicht aber ein Glied zwischen Gestern und Morgen. Weder im Denken noch im Thun werden sie klassisch ruhig; und da sie über das Problematische nicht hinauskommen, machen sie die Problematik zum eigentlichen Kunst- und Lebensmotiv. Gelangen sie in ihrer Spezialistenarbeit dahin, in einem Punkt doch den Werth der Tradition und der Beschränkung zu erkennen, so wenden sie diese Einsicht nicht aufs Ganze an, weil sie nicht fühlen, wie das Eine organisch am Anderen hängt, weil sie die Ordnung innerhalb der Natur nicht empfinden, sie nicht empfinden wollen. Und Das eben raubt all ihrem Thun die heitere Ruhe, die bejahende Weisheit; Eigenschaften, die allein im Stande sind, ein Werk im edlen Sinn volksthümlich zu machen. Der Ewigkeitinstinkt ist einer ganzen Generation getrübt und darum auch der lebendige Zeitsinn. Die vom Vorurtheil Befreiten sehen Chaos außer sich, weil es in ihnen ist; sie gelangen nicht zur höheren Freiheit, weil der Stolz auf ihr Bischen Freidenkerei, die Furcht vor der Unfreiheit sie daran hindert. Die Revolutionäre von einst vermögen nicht konservativ zu werden: da ist ihre Unzulänglichkeit. Alle großen Erneuerer aber, Luther, Cromwell und Napoleon, Goethe, Kant oder selbst Ibsen haben das Leben nur zu revolutioniren vermocht, weil sie das ewig Nothwendige in seiner Urbedeutung aufs Neue zu erfassen wußten, weil sie die Menschheit in einer zeitgemäßen Form mit sich selbst und mit ihren ewigen Daseinsbedingungen bekannt machten, weil sie die Wahrheit erkannt, die bei keinem Einzelnen ist, sondern immer nur bei Allen. Sie konnten revolutioniren, weil sie das Bleibende im Wechselnden meinten. In Gedanken kühn zu sein, ist an sich nichts Großes. Der Schwächste kann sich eilfertig dazu bringen, das Ungeheuerliche zu denken und auszusprechen. Nicht darauf allein kommt es an. Auch die Gefahr ist zu vermeiden, sich in die Kühnheiten des Denkens ihrer selbst wegen zu verlieben. Unerhörten Gedanken gegenüber kann man Grabbes Faustwort dahin variiren: „Zeige mir die Idee, die ich nicht kühner, den Gedanken, den ich nicht frecher denken könnte." Denken ohne Thun ist Lehre ohne Leben, ist ein Spiel für Unmündige und Gewissenlose. Aufgeklärt sein, heißt nicht, sich frech zum Einzigen zu machen; aufgeklärt ist vielmehr, wer die eigene Relativität fühlt und dieses Gefühl zur Basis des sittlichen Wollens macht, wer das im Instinkt liegende Pflichtgesetz, das der Menschheit ein Gesetz der Selbsterhaltung ist, mit Bewußtsein nachschafft.

Google

Es braucht nicht mit Augurentiefsinn von literarischen Geistern verkündet zu werden, daß an sich nichts unsittlich oder sittlich ist, daß es dazu erst vom menschlichen Denken gemacht wird und daß die jeweilig herrschenden Konventionen der Sitte nur bedingte „Wahrheiten" sind. Man kann Das wissen und doch diese Konventionen für segensreich, nothwendig und edel halten und eine Gefahr darin sehen, wenn die einmal giltige Lebensform ohne zureichendes Recht verletzt wird. Das ist das Unmoralische: giltige Konvention ohne zureichendes Recht zu verletzen. Dieses Recht verleiht nicht ein selbstgefälliger Freiheitidealismus, sondern nur die selbstlose Liebe zum Ganzen, der Eifer für das Wohl der Allgemeinheit, die Einsicht ins Nothwendige. Wer für einen sozialen Werth, den er verneint, der Gesellschaft nicht einen besseren, wenn auch nur von fern, weist, ist frivol. Das Gewissen sagt ihm auch stets, daß er es ist, mag er sich selbst noch so laut überschreien. In Allem, was irgendwie historisch geworden ist, lebt auch Nothwendigkeit; die selbe Nothwendigkeit, die wir einer Pflanze, einem Thierorganismus gegenüber intuitiv als Schönheit und Zweckmäßigkeit, als kosmische Harmonie empfinden. Und Nothwendigkeiten können nur durch Ihresgleichen ersetzt werden. Wer erkennt, daß auch das sozial, von Alters her Gewordene „geprägte Form ist, die lebend sich entwickelt", oder daß sie es doch einmal war, Der weiß auch, daß die Menschheit ohne Formen, ohne Konventionen nicht einen Tag bestehen könnte. Und er segnet den Zwang, der unser Wesen in die Tiefe nöthigt. Erst von solchem Standpunkt aus läßt sich fruchtbar dann revolutioniren, läßt sich das Ursprüngliche und nothwendig Sinnvolle wiederherstellen.

Daß der Mann, dem es um Thätigkeit zu thun ist, seine Freiheit nur entfalten kann, indem er in höherer Weise dient und gehorcht: Das ist es, was dem Selbstgefühl unserer Aufgeklärten beschämend scheint. Daher diese epidemisch grassirenden Vorurtheillosigkeitideen, in denen doch eben so viel Vorurtheil enthalten ist wie im trübsten Philistermeinen. Darum ist aus dem Willen zur Freiheit nur eine Bohèmekultur hervorgegangen, die nicht ins Volk, nicht in die Tiefe und nicht zur Höhe des nationalen Lebens zu dringen vermag. Die Apostel der Freiheit und Vorurtheillosigkeit bleiben im Handeln fast immer Bourgeois. Gaben und Talent wachsen wild in dieser Zeit pathologischer Nervengereiztheit; aber sie sind kaum mehr als künstliches Spielzeug für große Kinder. Darum ist die talentreiche Zeit so bettelarm an großen Charakteren. Die Aufgeklärten haben lebhafte Eindrücke, aber keinen Willen; überall wird analysirt, nicht gestaltet, man ist kritisch und logisch, nicht schöpferisch. Dem lebhaften Intellektualismus gesellen sich gern feminines Geschmäcklerwesen, Kynismus und Zweifelsucht; neben der geistigen Beweglichkeit sehen wir überall ein schlaffes Hinschlendern und die heimlich heranschleichende

Google

Verzweiflung führt den Geist unbemerkt in die Irrgänge eitler Ichsucht hinein. So geschieht es, daß der Neuerer, der die Kampfbahn der Zeit als Feind des Philistermaterialismus betreten hat, selbst als ein übler Materialist dasteht. Noch mehr: daß durch ihn, den geistigen Vertreter einer laut bramarbasirenden Minorität, den Vernichter aller „Vorurtheile", die allgemeine Genußsucht und Zügellosigkeit mit vortrefflich klingender Logik legitimisirt werden. Während er theoretisch die Staats- und Gesellschafteinrichtungen negirt, gründet er doch seine ganze wirthschaftliche und gesellschaftliche Existenz darauf; und während er sich mit brutalem Egoismus seiner Reizsamkeit hingiebt, thut er, als führe er die Menschheit zu neuen, nie geahnten Zielen.

Das Bohèmehafte der neuen Geisteskultur zeigt sich darin, daß sie sich im Wesentlichen literarisch giebt. Sie steht zu drei Vierteln auf geduldigem Zeitung- und Zeitschriftenpapier. Die neue Kunst, Poesie, Kritik, Politik und Moral: Alles riecht mehr oder weniger nach Holzpapier. Ein goethischer Geist würde viele Motive für eine literarische Walpurgisnacht finden. Ein ganzes Literatengeschlecht, das zur Hälfte doch aus Männern besteht, denen die Haare schon grauen, stürmt durch die Korridore der Zeitgeschichte wie der Baccalaureus im „Faust". Alles bleibt Raisonnement. Gelangt einer der Gedankenrevolutionäre einmal zu einer Stellung, wo er dem konkreten Leben praktisch dienen muß, so wandelt er sich gleich, wie es der radikale Sozialist etwa thut, der auf einen Ministersessel gehoben wird. Das Freiheitideal schrumpft dann zum Ornament ein, zur Schaumünze, die man bei der Arbeit ablegt.

So sind, zum Beispiel, die Begriffe Persönlichkeit und Originalität gefälscht worden, kaum daß sie der Philisterfesseln ledig waren. Als Individualität gilt nicht mehr der Mann, der seine Kräfte aufs Höchste entfaltet, während er sich als Werkzeug der Nothwendigkeit fühlt, und der vollständig im Sachlichen aufzugehen strebt, sondern Einer, der sich anders giebt als der Durchschnitt, der gewisse Sonderzüge auffallend wie ein Wappen zur Schau trägt und sich von der „Heerde" im Denken und auch wohl in der Erscheinung augenfällig abhebt. Originell ist dem Modernen das Neue, noch nie Gedachte und Ausgesprochene, das Unerhörte, womit der Philister erschreckt werden kann. Das führt dann konsequent zur Lust am eitel Paradoxen, an der Geistreichelei und Besonderlichkeit, zu einer Disposition also, woraus Snobismus, Geziertheit, ja, selbst Lüge und Gewissenlosigkeit hervorgehen. Jeder, den Originalitätsucht zwingt, in Paradoxen zu denken, verliert die feinere Gewissenskultur und verfällt ganz von selbst der Unordnung und der geistigen Bohèmemanier. Er mag noch so Richtiges und Eigenthümliches sagen: hart neben der Wahrheit wird immer die Lüge, neben dem echten Gefühl die alberne Geckerei stehen. Die Lust an der wirksamen Pointe, an der Sensation tritt

Go gle

vor die Sachvernunft und macht, daß jede neue Erkenntniß in ihrer Bedeutung übertrieben und zu Tode gehetzt wird, als wäre Aehnliches noch nie gedacht worden; der Literat, der mit ernster Miene, als Ritter der Freiheit und Wahrheit, daherkommt, verläßt die Arena oft genug mit einem Purzelbaum, als Hanswurst.

Im Religiösen befiehlt das Ideal der Vorurtheillosigkeit seinen Jüngern, sich über das Wort Gott, wo immer es auftaucht, unbedingt lustig zu machen. Wer an ewige Dinge glaubt und das Christenthum ehrt, ist ein Trottel oder ein Heuchler. Wer von Gesetz und Nothwendigkeit spricht, ist eine komische Figur. Da man erkannt hat, daß alle Formen der Religion relativ sind, wird einfach verkündet: Alles Schwindel! Religion ist gut für die Heerdenthiere, Moralgesetze sind nur für die Dummen. Gottfried Keller läßt die fromme Großmutter zu dem heiter ungläubigen Jukundus, den sie beim Lesen der Bibel trifft, sprechen: „Mein Herr Philosoph, ich glaube immer, Du hast doch ein klein Wenig Gottesfurcht!“ Und er läßt Jukundus gelassen antworten: „Ich glaube, der Sache nach habe ich wohl Etwas wie Gottesfurcht, indem ich Schicksal und Leben gegenüber keine Frechheit zu äußern fähig bin.“ Wie unbequem unmodern von Meister Gottfried! Das Wort Gottesfurcht erregt bei einem recht Aufgeklärten nur Heiterkeit oder Wuth. Frechheiten gegen Schicksal und Leben zu äußern: Das ist nachgerade zum Merkmal freier Gesinnung geworden. Ganz gewiß ändern Gläubigkeit und Ungläubigkeit nicht das Geringste am Charakter und am Willen eines Menschen; man ist mit und ohne Christengott genau der Selbe. Wohl aber verdirbt diese eitle Freude an der eigenen Geistesfreiheit den Charakter. Wo Kynismen und Frechheiten gegen das Ewige Brauch werden, da muß das Ehrgefühl leiden. Daß es wirklich so ist, beweist die bourgeoismäßig liberale Kümmerlichkeit der Ehrbegriffe in den Kreisen der unentwegt Modernen. Jeder Vorurtheillose redet über die Ehre ungefähr wie Falstaff. Das Duell lehnt er „grundsätzlich“ ab, versteht es aber auch nicht, sich im Umgang mit Menschen mit natürlicher Würde jede Kränkung fernzuhalten; vielmehr bringt ihn sein vorlautes Wesen in hundert zweifelhafte Situationen. Er ist nicht bis zum Aeußersten muthig, weil er die Sache nicht über sich stellt. Beleidiger und Beleidigter sitzen zusammen auf dem Sopha und debattiren literarisch über ihren Fall; oder sie laufen vor den Richter, wie Gevatter Schuster und Schneider. Gerade diese Formlosigkeit aber, die schutzlos macht, ist dann schuld, daß die Vorurtheillosen gegen Angriffe und Kränkungen grenzenlos empfindlich sind. Denn wahrhafte Philosophen sind sie ja auch nicht. Man erzürnt und verträgt sich in den Kreisen der Freidenker so oft und so leicht, daß Einem unwillkürlich das sehr bekannte Sprichwort in den Mund kommt. Stoff für einen aristophanischen Groteskendichter.

Google

Die Ueberlieferungloſigkeit in Dingen der Religion und Moral, die immer nur mit ſchwankenden Empfindungen, nie mit klarem Bewußtſein operirt, äußert ſich in der Politik als ungeſchichtliches Denken. Die Abneigung gegen Alles, was wie Geſetzlichkeit ausſieht, führt den Modernen im politiſchen Meinen oft dazu, in der Vergangenheit nichts zu ſehen als eine Anhäufung von Zufälligkeiten und Willkürlichkeiten, der Gegenwart gegenüber nihiliſtiſch zu ſein und in Gedanken an die Zukunft romantiſch. Der Theoretiker des Anarchiſchen verneint unbedenklich ganze Stände, behandelt ganze Geſellſchaftkreiſe wie nichtswürdige Individuen und verliert ſich, wo er doch rings umhegt iſt vom Sozialen, wo er der ſtaatlichen Organiſation ſein Behagen verdankt, in politiſchen Indifferentismus oder in eine jämmerliche Verachtung des Staates. Es iſt kein Zufall, daß von den modernen Revolutionären, von all den Trägern bedeutender Begabungen, nicht Einer ſchon als Staatsmann oder Politiker Beträchtliches geleiſtet oder ſich nur auf dieſem Gebiet ſchon verſucht hat. Wer die Nothwendigkeit von Geſetz und Konvention nicht begreift, kann nicht herrſchen und regiren. Der verſtockteſte Junker mit erſtarrten Standestraditionen, der philiſterhafteſte Bourgeois iſt ihm darin überlegen. Als Frondeur, Raiſonneur und Bohemien muß dieſer wunderliche Freigeiſt ewig abſeits bleiben; niemals kann er unmittelbaren Einfluß auf den Gang der Ereigniſſe gewinnen.

Wahre Verwüſtungen richtet die Vorurtheilloſigkeitmanie aber in der Familie an, weil die das bequemſte Experimentirfeld bietet. Es verſteht ſich, daß die Eheleute oſtentativ aus der Landeskirche austreten. Freilich weiß man oft nicht, ob es aus Grundſatz geſchieht oder, um die Kirchenſteuer zu erſparen. Mit beleidigendem Erſtaunen hört der freie Geiſt, daß man ſich auf dem Meldezettel immer noch als evangeliſch bezeichnet. Pfui, eine Lüge! Die Eltern würden glauben, ſich mit Schmach zu bedecken, wenn ſie ihre Kinder taufen ließen oder wenn ſie ſie gar zum Abendgebet anhielten. Leichtfertig behandeln ſie das Kind wie einen Erwachſenen und nehmen ſeiner fragenden Einbildungskraft die Stützen der durch ihr Alter ehrwürdigen und poetiſch verklärten Religion. In Jahren, wo das Kind ſich unmöglich ſchon ſelbſt Pflichten vorſchreiben kann, wird ihm das immer noch höchſte Pflichtgeſetz, das wir in ſymboliſch allgemeinverſtändlicher Form weitergeben können, verächtlich gemacht. Mit ihrem Denken und Fühlen ſollen die Kleinen beginnen, wo die aufgeklärten Eltern nach ſchweren inneren Kämpfen gelandet ſind. Die Frage, wo das Kind dann enden kann, wird nicht aufgeworfen. Es war Hebbel, ein Heiliger der Modernen, der davor warnte, etwas geſchichtlich Gewordenes zu zertrümmern, bevor man Beſſeres zu bieten hat.

„Doch die müde Welt
iſt über dieſen Dingen eingeſchlafen,

Go gle

die sie in ihrem letzten Kampf errang,
und hält sie fest. Wer sie ihr nehmen will,
Der weckt sie auf. Drum prüf' er sich vorher,
ob er auch stark genug ist, sie zu binden,
wenn sie, halb wachgerüttelt, um sich schlägt,
und reich genug, ihr Höheres zu bieten.
wenn sie den Tand unwillig fahren läßt."

Was haben moderne Eltern ihren Kindern als Ersatz zu bieten, außer einer vagen Lehre von der Verachtung des Vorurtheils? Nicht einmal das Beispiel eines edlen Lebens in Zucht und Ehren. Natürlich ists für den moralischen Werth des Erwachsenen gleichgiltig, wie er das Geheimniß von Leben und Tod begreift; nicht gleichgiltig aber ist, wenn er dem Kinde die sinnfälligen Symbole in Jahren raubt, wo es des Gleichnisses am Meisten bedarf. Das eben ist charakteristisch für die Planlosigkeit der modernen Erziehungsgrundsätze, daß man das Gemüth des Kindes verwildern läßt, während man es „aufzuklären" meint. Es ist die Schwäche, die gesunden geistigen Zwang flüchtet. Unsere Epoche wird das Zeitalter des Kindes genannt. Man heuchelt, als seien die Erwachsenen nur der Kinder wegen da; was ja als Ausdruck der Selbsteinschätzung dann sehr charakteristisch ist. Aber trotz allen liberalen Scherzen von der Erziehung zur Kunst oder von sexueller Aufklärung werden aus den Jungen und Mädchen nicht höhere Wesen, sondern kokette, unfrohe, freche und blasirte Rangen, respektlos in jedem Wort, trotz frühen schöngeistigen Interessen ohne Ehrfurcht und müde schon in Jahren, wo das Leben uns Altmodischen erst recht begann. Kinder von „freien Menschen" sagen Erwachsenen Dinge ins Gesicht, daß es Einen in den Fingern juckt; und die Großen lachen darüber. Jungfrauen betragen sich, die Cigarette im Mundwinkel, wie verkleidete Gymnasiasten und die jungen Männer beginnen mit der Weltverachtung bei ihren Eltern. Im Namen Nietzsches womöglich. Takt und Bescheidenheit sind verschwunden, ehrbare gesunde Zucht gilt für philisterhaft. Darum kommt es nie zu einem rechten Familienleben. Das heißt: die Familie wird dem Kind nie symbolisch für die Staats- und Gesellschaftordnung. In modernen Bohèmefamilien herrscht eine Stimmung, als lebte sie ständig auf dem Bahnhof oder im Wirthshaus. Eltern und Kinder lassen sich gehen, daß Einem übel wird. Dem Kind behagt die „Freiheit" natürlich; wird es aber älter, so flucht es seiner Erziehung. Bisher lockte es die modernen Dramatiker und Epiker, immer wieder den Kampf von Vätern und Söhnen darzustellen und der Jugend Mitleid bei den Zuschauern zu erwecken, weil sie von der sinnlichen Fülle des Lebens durch die starren Gesinnungen des Alters zurückgehalten wird. Nicht lange kann es mehr dauern,

Google

bis das Drama des Kindes geschrieben wird, das an allzu großer Freiheit zu Grunde geht; die Tragik des Mädchens, das zu früh schon die innere Unschuld einbüßt, und das Schicksal des Jünglings, dem falsche Freiheit die Energie lähmt. Lebensfrüchte, die faulen, ehe man sie bricht. Es wird gezeigt werden, wie die Väter und Mütter, die es „so gut meinten" (wie früher Meister Anton es gut meinte, als er die arme Klara ins Wasser trieb) wieder als Angeklagte vor ihren Kindern stehen. Schuldbewußt und ahnunglos zugleich. Der Unterschied ist nur, daß in diesem Bild vom Kampf zwischen Vätern und Söhnen alles Heroische fehlen wird. Wo die Jugend früher aktiv die Idee der Zukunft vertrat, da wird sie nun passiv sein, ein dem Untergang geweihtes Geschlecht.

„Man könnt' erzogene Kinder gebären, wenn die Eltern erzogen wären." Es ist die altgewordene Kindhaftigkeit der Eltern, die Form der Ehe, was die Kinder verdirbt, ehe sie sich entwickeln können. Ja, darf man von Ehe überhaupt sprechen? Mann und Frau laufen zusammen mit dem beruhigenden Bewußtsein, sich wieder trennen zu können. Im Namen Goethes wird das „Recht der sexuellen Freiheit" verkündet. Freilich ist Das in den meisten Fällen nur eine Gedankenfrucht; aber sie schmeckt schon bitter genug. Was dem Ernsten zum unausrodbaren Lebensschicksal wird: die Begegnung mit der Frau, die er liebt, oder auch die Trennung von ihr, Das ist den „Freien und Reifen" Spiel und Karneval. Zu den Lehrsätzen neuer Erkenntniß gehört ja, das Animalische für sakrosankt zu halten. Besonders ist man in Künstler- und Literatenkreisen auf alberne Unsittlichkeiten stolz. Man thut sich brünstig zusammen, geht friedlich auseinander, wenn man sich genossen hat, und die Kinder werden „getheilt". Dann wird das selbe Lied noch einmal oder noch ein paarmal von vorn begonnen. Es gehört zum Programm, über die Ehe als soziale Institution zu spotten. Wer einen Ring trägt, ist geistig zurückgeblieben; wer sich kirchlich trauen läßt, ist ein Idiot oder ein Streber. Daß das Geschlechtliche in der Ehe das Wenigste ist und was sie bedeutet und sein kann, ahnt man nicht einmal. Goethe, der so viel Angerufene, nannte die Ehe tiefsinnig eine „Syntheſe des Unmöglichen". Er meinte, der Mensch stelle mit der Ehe, ähnlich wie mit dem Unsterblichkeitglauben, eine Forderung an sich selbst, so hoch, daß er sie niemals ganz erfüllen könne. Darum hielt er den Gedanken der Ehe für den „Gipfel aller Kultur". Unseren Freidenkern sagt dagegen mehr die feuilletonistische Erklärungskunst Maupassants zu, wonach die Ehe am Tage ein Austausch von schlechter Laune und nachts ein Austausch schlechter Gerüche ist. Nichts leichter, als über die Ehe zu spotten, weil im steten Nebeneinanderleben zweier Menschen nothwendig alle kleinen Menschlichkeiten anschaulich an die Oberfläche kommen müssen und weil der tiefere Sinn

Google

stets unwägbar und oft ein nur geahntes Geheimniß zwischen Mann und Frau bleibt. Der Materialismus der Freiheitlichen hält sich aber nur an das Sichtbare und Kritisirbare; der Egoismus legt aus, wie es den nach Zwanglosigkeit verlangenden Lüsten zusagt. So ist dann die elle moderne Redensart entstanden, die immer gleichartig beginnt: „Die Liebe ist nichts Anderes als . . .“ „Die Ehe, Ehre, Treue, das Leben sind nichts Anderes als . . .“ „Goethe ergrimmte aufs Heftigste über die Redensart: O Du Esel, Du einfältiger Bursche, Du heilloser Kerl, der nach Griechenland läuft, um Weisheit zu holen. und nichts Klügeres als jene unsinnige Phrase herausbringt: nichts Anderes. Lauter Negation, lauter Herabsetzung!“ Was hätte er erst gesagt, wenn er in seinem Namen gar den modernen Freidenker hätte behaupten hören, der Mensch sei „nichts Anderes als“ die Made im Käse, Genie sei Zufall, Liebe sei Egoismus, Ehrfurcht sei Vorurtheil. Bequem ist ja solche Phraseologie. Der junge Künstler heirathet vor der Zeit und zeugt muthig Kinder mit seiner Liebsten; ist er berühmt geworden, so entledigt er sich der Alternden („Aber, Kind, ich bin doch Künstler!“) und lebt mit einem schönen jungen Mädel seinem Vergnügen. Und kommt sich gar noch alttestamentarisch vor. Die Frau darf ein uneheliches Kind in die Ehe bringen, der Mann eine Geschlechtskrankheit. Oder die Uebereinkunft lautet: Nur keine Kinder! Das Leben soll doch genossen werden. Für die Zukunft mag die Natur allein sorgen. Der Name, der halb scherzhaft einmal einem modernen Lustspiel gegeben worden ist, „Lumpengesindel“, ist auf das Bohèmeleben der Vorurtheillosen sehr wörtlich anzuwenden; denn es ist immer nur noch ein Schritt bis zur Prostitution.

In gewissen Theilen unserer Literatur ist es ja bis zur Verherrlichung der Prostituirten längst schon gekommen. Der wohllebende Junggeselle spricht vom „kleinen Mädchen“ als von einem Opfer der Nothwendigkeit. Und er hält den Ehebruch für etwas Geistreiches, die Ehe überhaupt für den größten Schwindel. So kann sich das Geschlechtsvergnügen doch in die Gewänder der höheren Idee hüllen. Goethe läßt sein Gretchen auf dem Schaffot sterben, läßt seine Ottilie verhungern und auch sein Klärchen nimmt kein gutes Ende; dennoch wagen unsere knabenhaften Freigeister, sich auf Das, was er als Tragik sah, zu berufen, wenn sie ihre Brunst auf illegalem Wege stillen. Von der rücksichtlosen Genußsucht im Geschlechtlichen (Ausleben der Persönlichkeit nennen sies) bis zur Perversion ist dann natürlich nur ein Schritt. Darum begegnet man so oft in den Kreisen der Vorurtheillosen der konträren Geschlechtsempfindung. Besonders unter den kinderlosen, kranken und vom Mann degoutirten Frauen. Was wird nicht um die simpelste „Eheirrung“ herumgeschwatzt, um sie ins Licht höherer Sittlichkeit zu rücken! Dabei wird dann die Bedeutung des Geschlechtlichen im Stil der Flegeljahrgesinnung übertrieben, als

Google

wäre der Geschlechtsakt eben erst entdeckt werden; und so kommt die unbändige Geistesfreiheit eigentlich niemals ganz von den sieben Sachen los. So ein endloses, mit Zötchen, Anspielungen und Zweideutigkeiten gespicktes Gespräch von männlichen und weiblichen Freigeistern über erotische Gegenstände ist nicht nur unwürdig, sondern auch grenzenlos langweilig. Man möchte den Leutchen zurufen: Geht doch ins Nebenzimmer und thut, was Ihr immer nur mit Worten malt, um endlich zur Sache zu kommen! Aber zur Orgie im klassischen Stil sind sie dann auch wieder zu feig und zu impotent.

Himmel, was für ein Unterhaltungton in den Gesellschaftkreisen der Vorurtheillosen! Selbst Männer, die sehr Wesentliches leisten, entziehen sich nicht dem üblen Brauch, weil sie keine Gesammtkultur haben, weil sie Marionetten eines Talents, einer Tendenz, einer Fähigkeit sind, nicht aber Charaktere. Ueber die Maßen seltsam ist das Erlebniß für Den, der zum ersten Mal mit ehrfürchtiger Scheu eine Gesellschaft gewisser Kreise von modernen Kulturführern besucht, wenn berühmte Männer und Frauen an festlich gedeckter Tafel sitzen. Mit spöttischer Laune und geistreicher Skandalsucht spricht man über Personen und stichelt ironisch an einander herum. Eine Frau, die wie eine sehr elegante Madonna aussieht, erzählt mit heiterer Genugthuung, die ganze Stadt spreche von ihrer Scheidung. Und es sei doch noch gar nicht so weit. „Nicht wahr, Arthur?“ Dem Neuling demonstrirt ein berühmter Künstler, er habe ein Gedicht gelesen, dessen eine Strophe nur aus dem einzigen Wort Sonne und im Uebrigen nur aus Bindestrichen bestehe. Es sei großartig; die „ganze Impression“ sei darin. Schiller ist ihm gräulich und Raffael gilt ihm als Heuchler. Dieser Radikale sitzt zwischen zwei geschiedenen Ehepaaren, die sich über Kreuz wieder verheirathet haben, so daß jede Frau ihren beiden Männer und jeder Mann seine beiden Frauen zur Stelle hat. Der Neuling weiß von nichts und redet die eine der ihm von früher bekannten Frauen mit ihrem alten Namen an, worauf ringsumher ein jubelndes Gelächter losbricht. Ein Schriftsteller, dessen Werke die Jugend verschlingt, berichtet über den Inhalt eines verbotenen Theaterstückes, das er genial nennt, weil der Liebe Gott darin in Person als ein alter Idiot auf die Bühne gestellt wird. Und auf eine im Dialog diskret geflüsterte Andeutung, die Schwäche eines Künstlers, von dem eben gesprochen wird, könne in den Folgen seiner unheilbaren Geschlechtskrankheit zu suchen sein, ruft der Angeredete laut über den Tisch, Lues sei die stärkste Förderin des Talentes. Dazwischen fallen gute, ja, tiefe Bemerkungen über Fragen der Kunst und des Lebens. Während hier ein Dichter von Ruf systematisch von seinen Freunden betrunken gemacht wird und die Damen mit ihren Nachbarn heiter zoten, hört man Worte wahrer und tiefer Empfindung, erlebt man Aeußerungen echten Temperamentes. Alle

Go gle

diese Leute scheinen anders zu sprechen, als ihnen zu Muth ist; ihnen scheint die Frechheit das eigentliche Wappen der Freigeistigkeit. Und doch sind es nicht Ignoranten und noch weniger Nichtswürdige. Jeder Einzelne hat ein Talent und nimmt es ernst damit; und Mancher hat schon Bedeutendes geleistet. Während diese Menschen im Grunde gut und selbst edel sind, zeigen sie sich ängstlich beflissen, als Kyniker und Gesetzlose dazustehen. Aber dieser Unverstand schleicht sich unmerklich dann auch in ihre Arbeit und macht sie brüchig. Dem Thun und Treiben fehlt nicht nur der Takt und die feinere gesellschaftliche Kultur, sondern auch natürliche Würde und Haltung. Der Wirth achtet nicht seine Gäste, denn er steht in der Ecke und spöttelt mit guten Bekannten über Einige von Denen, die er selbst zu sich geladen hat; und die Gäste achten nicht den Mann, an dessen Tisch sie sitzen. Man verachtet natürlich das Geld, aber gerade darum braucht man einen hübschen Haufen davon; man ist Bohème, aber fürchtet doch die Armuth, wie kein Laster gefürchtet wird. Das Leben wird als Spiel genommen. Das rächt sich mit unheimlicher Konsequenz. Während die Freien verzückt von Ibsens Bürgerdramen sprechen und im Philisterleben als Psychologen nach versteckter Tragik spüren, werden sie selbst zu Objekten heimlicher Tragoedien. Sie wohnen in ganz unromantischen Miethetagen und leben in dem gar nicht phantastischen Milieu der Jugendstilmöbel. Aber auch hinter ihren weißlackirten Thüren und den modern bemusterten Vorhängen hockt mit lauernden Krallen der Erinnyen schreckliches Geschlecht.

Schädliche Erscheinungen des Aufklärungidealismus zeitigt auch die moderne Frauenbewegung. Bittere Nothwendigkeit sozialer Verhältnisse, denen der Einzelne nicht ausweichen kann, hat die Frau ins Arbeitgetriebe des Mannes hineingestoßen und sie zu seiner Konkurrentin gemacht. Die Noth der an allzu hastigen Entwickelungen krankenden Zeit hat sie aus der Rolle ihres natürlichen Wirkungskreises auf den Arbeitmarkt der Nation getrieben und der nackte Kampf ums Dasein verwehrt ihr, die naturgegebene Harmonie so auszubilden, wie es zu ihrem und des Mannes Glück nothwendig wäre. Daß die Frau der unausweichlichen Noth muthig entgegengegangen ist, war tapfer, aber es war ein grausamer Irrthum, in dieser Versklavung eine Befreiung zu erblicken. Statt den Zwang zur Männerarbeit als ein nur für gewisse Zeit nothwendiges Uebel zu betrachten, das überwunden werden muß, hat die moderne Frau mit hysterischem Ueberschwang gethan, als würde sie nun von einem uralten Joch befreit. In Folge dieses fundamentalen Irrthums ist auch sie, angefeuert und unterstützt immer vom liberal gesinnten Mann, in gewissen Kreisen dem Freiheitwahnsinn verfallen; auch sie bejubelt nun ekstatisch jedes überwundene „Vorurtheil“ und verkennt im Namen der Natürlichkeit und des

Google

Kulturfortschrittes das Wesen von Natur und Kultur. In dem Drang, es dem Mann in allen Dingen gleich zu thun, müht sich die moderne Frau mit bemitleidenswerthem Eifer um unkeusches Wissen von Dingen, die ihr nicht Nutzen bringen; sie giebt leichtherzig werthvolle Formen der Sitte als tote Vorurtheile auf und glaubt, sich hinaufentwickelt zu haben, wenn sie sich männisch geberdet. Einige der Folgen sind entsetzlich. Ein Geschlecht von verarbeiteten, vergrämten, freudlosen, dreisten und vermännlichten Frauen kommt herauf, unfroh zum Gebären, unfähig, gesunde Kinder zur Welt zu bringen und sie harmonisch schön zu erziehen; ein Geschlecht von Mädchen, häßlich gekleidet und salopp in der Haltung, das den Mann als „Unterdrücker" verachtet und die Schicksale der Liebe überlegen von sich weist, wenn sie nicht vorzieht, sie in hetärenhafter Weise zu erleben. Einen Typus moderner Frauen sehen wir, die die Verkehrtheiten der freigeistigen Männer noch überbieten, die nicht Mädchen, nicht Mutter, nicht Geliebte sind und Kameradinnen und vollwerthige Arbeiterinnen doch auch nicht werden können; die muthwillig den Adel zerstören, womit die Natur jede rechte Frau schmückt, und die dieses Wüthen gegen sich selbst dann gar noch zu einer Art von Religion, zum Freiheitideal erheben.*)

Nun würde sich das Alles mit der Zeit wieder einrenken und es wäre nicht nöthig, im undankbaren Ton des Moralisten darüber zu sprechen, wenn es nicht eben eine Mode dieser Zeit wäre, solche Erscheinungen als Zeichen schöner Geistesfreiheit zu preisen und dem nächsten Geschlecht die selbe Anschauung der Dinge zu empfehlen. Wenn nicht in gewisser Weise Die zu dem Lebendigsten unserer Zeit gehörten, die wir unter der Flagge dieses Ideals versammelt sehen. Mit lauten Geberden ziehen sie auf der Straße der Zeit dahin, allen Mitlebenden als Führer gar voran. In vollem Ernst meinen sie, die Zeit habe auf sie, als auf den Heiland, gewartet. Und sehen doch kein Ziel vor sich. Trotz der zur Schau getragenen Zuversicht ist es eine Schaar von heimlich Verzweifelten. Stirnen, von denen in der Jugend freie Genialität leuchtete, sind zerfurcht von Sorge und Lebensleid, Züge, die einst adelig waren, sind verwüstet durch ungehemmte Leidenschaften. Man sieht fast nirgends die gütige Heiterkeit eines Frauenantlitzes, nicht das helle Angesicht eines reinen Jünglings und auch nicht die stille Größe des weißbärtigen Alters. Der geistigen Hast fehlt die innere Ruhe, der Lebendigkeit die Haltung, der Willensgeberde die Würde. Reiche Spuren einer erregten Thätigkeit läßt

*) Ueber dieses Thema ist ausführlicher in meinem Buch „Die Frau und die Kunst" (Julius Bard, Berlin 1908) gesprochen worden. Ich verweise darauf, weil es mir widerstrebt, schon Gesagtes zu wiederholen.

Go gle

selbst diese Schaar, die nirgends freilich in ganz geschlossenem und darum leicht erkennbarem Kreis vorhanden ist, zurück; aber es ist nichts Definitives, es sind Gebäude ohne Fundament. Die Sünden der Väter wider den Heiligen Geist werden an den selben Söhnen heimgesucht, die zum Kampf gegen diese Sünden aufgestanden sind. Und während die erste Freiheitidee ihren Werth behält, reisen ihre Vertreter als groteske Erscheinungen, zieht Peter Gilgus wieder einmal durchs Land, von Nord zu Süd. Und nicht so bald wird diese Zeitkrankheit vorübergehen, denn manche Wirkung angehäufter Ursachen steht noch aus. Man kann das Wort citiren, das ein kluger Kaufmann vor der bedenklichen Riesengründung eines Waarenhauses gesagt haben soll: „Die Konkurrenz fürchte ich nicht, aber den Ausverkauf." So lange die Vourtheillosigkeitmanie zunächst noch auf kleinere Kunst- und Literaturkreise, auf gewisse Cirkel Emanzipirter beschränkt bleibt, ist immerhin ein starkes Korrelat vorhanden; furchtbar aber muß es werden, wenn diese Phraseologie mißgeschaffener Aufklärung, die selbst die Besten einmal verwirrt hat und manchmal noch verwirrt, mehr noch ins Volk dringt und in die Breite geht; wenn die Generation zur Herrschaft gelangt, die von den so Gearteten erzogen worden ist. Zur intellektuellen kommt dann eine eben so verderbliche moralische Halbbildung.

Der Gutmeinende, gerade der für wahre Freiheit Kämpfende wird darum auch die Energien der Zeit zu unterstützen suchen, die den Ausschweifungen der Freiheit entgegentreten. Solche Energien sind vorhanden. Fast scheint es, als gehe die Epoche schrankenloser Liberalisirung ihrem Ende entgegen und als beginne eine Zeit konservativerer Gesinnung. Nicht um einen Konservatismus kann es sich natürlich handeln, der Denkträgheit und Selbstsucht ist, sondern um ein Wollen, das auf endgiltig errungene, wahre und innere Freiheit gegründet ist und das aus eben dieser Freiheit, aus der Selbstüberwindung, die nützlichen Gesetze der Beschränkung gewinnt. Eine Aufgeklärtheit ist nöthig, die kein Vorurtheil gelten läßt, auch nicht das der Vorurtheillosigkeit, und die ihres inneren Werthes so sicher ist, daß sie den Willen und (was mehr ist) die Kraft hat, tyrannisch zu werden. Der reine und wahre Despotismus entwickelt sich, nach Goethe, nur aus dem Freiheitsinn; ja, dieser Despotismus ist nichts Anderes als „der Freiheitsinn mit dem Gelingen". Die Fortgeschrittenen unserer Tage hätten nur Eins zu lernen: die schwere Kunst des Gelingens. Sie wird ihnen verschlossen bleiben, man wird über das Wort, über die Tendenz, über die Zeitmode nicht hinauskommen, wenn die vom Philisterwahn Befreiten zu all ihrer muthigen Unbedingtheit nicht ehrfürchtigen, freien und bewußt gewordenen Gehorsam hinzulernen und diesen besonderen Gehorsam dann mit dem vorher bewährten Muth zum Grundsatz erheben.

Friedenau. Karl Scheffler.

Google

Sozialjustiz.

Ach ja, es giebt noch Richter in Berlin. Heute sogar noch viel mehr als damals, als das Wort geprägt wurde. Nur ... Die Räthe vom Kammergericht, die entgegen dem Widerspruch und dem Zorn des großen und zu Zeiten sehr ungerechten Friedrichs des Zweiten ihr Urtheil aufrecht erhielten, weil sie es durch die Sache geboten fanden, und die lieber nach Spandau gingen als das Recht beugten: manchmal kommen mir ganz absonderliche Gedanken darüber, ob sie heute noch zu finden wären. Obwohl doch heute der König nicht mehr die Macht hat, sie nach Spandau oder auch nur in Pension zu schicken. Also noch weniger Macht als gegenüber senil gewordenen Handlangern ... Doch ich schweife ab. Nicht davon wollte ich sprechen. Es ist schon so: wenn man auf das Gebiet der preußischen Justiz kommt, thürmen sich die Mängel so dem Blick, daß sich der, den man eigentlich ins Auge fassen wollte, fast dahinter verbirgt. Kramen wir ihn hervor!

Man hat oft und lange und nicht immer mit Recht über Klassenjustiz gestöhnt, geschollen und gepoltert. Was man unter dem Begriff „Klassenjustiz" verstand, war dann stets eine ungerechte Urtheilefindung zu Ungunsten der arbeitenden Klasse. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß Fälle solcher Klassenjustiz vorgekommen sind und wohl auch noch vorkommen. Aber nicht oft mehr. Unter dem Eindruck des Phrasenhalls und der vielfach allzu sentimentalisch genommenen sozialen Bestrebungen hat sich jetzt eine ganz andere Art von Klassenjustiz mählich herausgebildet: die den Handarbeitern, den Angestellten unbedingt und um jeden Preis gegen den Arbeitgeber Recht giebt. Man braucht gar nicht die für die kurze Zeit erstaunlich lange Liste von Fehlurtheilen, weniger schlimmen und monströsen Fehlurtheilen, der Kaufmannsgerichte heranzuziehen, um die Behauptung zu begründen. Auch sie zwar würden im Wesentlichen das Selbe erweisen; denn da der eine der beiden kaufmännischen Beisitzenden Anstellender, der andere Angestellter ist, so muß, da der Anstellende in der Regel nicht die Interessen seiner Berufsgenossen so völlig preisgeben, ihre Rechte so völlig verleugnen wird, regelmäßig der vorsitzende Jurist den Ausschlag nach dem Unsinnigen hin gegeben haben. Ein grasses Beispiel will ich anführen, um wenigstens den Geschmack der Sache ahnen zu lassen und vor dem Schein der Uebertreibung geschützt zu sein. Ein Angestellter, der seinen Chef (mit dem er sich übrigens duzte) in Gegenwart des Publikums auf eine Aufforderung dahin beschieden hatte: „Das thue gefälligst selbst, Du Ochse!" war vom Chef sofort entlassen worden. Das Kaufmannsgericht erklärte diese sofortige Entlassung für rechtswidrig und sprach dem taktvollen Angestellten das Recht auf das bis zum nächsten Kündigungstermin fällige Gehalt zu. Kommentar überflüssig.

Die Erheiterlichkeit der Rechtsprechung ist durchaus gewahrt: denn die sinnlose Uebertreibung eines an sich löblichen Prinzips (dem Schwachen gegenüber dem Starken zu seinem Recht zu verhelfen) grassirt bei den höheren und höchsten Gerichten genau so wie bei den niederen. Früher würde ich gesagt haben: Die Krone hat Dem ein neuerliches Urtheil des Kammergerichts aufgesetzt. Jetzt bin ich skeptischer und spreche lieber nicht von der Krone. Man kann zu leicht dementirt werden (so ists übrigens bei Allem, was mit Kronen zusammenhängt); in diesem Fall einfach dadurch, daß der bisher höchste Trumpf doch noch übertrumpft wird. Die große Kartenfabrik, die als „Soziale Ahnungslosigkeit" firmirt, bringt eben ständig neue Muster auf

Google

den Markt, und wenn das Spiel auch schon längst vollständig ist, kommt es ihr gar nicht darauf an, noch eine dreiunddreißigste oder fünfunddreißigste Karte nachzuliefern, die dann einstweilen (die Weile ist nicht immer lang) als unstechbarer Trumpf auf den Tisch fliegt. Als einstweilen unstechbarer Trumpf (so will ich mich daher vorsichtiger ausdrücken) ist jetzt ein Urtheil des Königlichen Kammergerichts auf den Tisch geflogen, an dem um die soziale Entwickelung der einzelnen Berufe und Stände nach seltsamen Regeln gespielt wird; ein Urtheil, das ein Symptom so wunderlichen Denkens der sozial Richtenden ist, daß die Beschäftigung mit ihm zur Pflicht wird.

In Breslau hat ein Kaufmann zwei in verschiedenen Stadttheilen gelegene Kontorbetriebe, in denen er fünf Buchhalter und fünf Lehrlinge beschäftigt. Das Unglück will, daß alle fünf Buchhalter und ein älterer Lehrling zu gleicher Zeit krank sind, so daß ihm zur Aufrechterhaltung des Betriebes nur vier Lehrlinge, von denen zwei erst ganz neuerlich eingetreten sind, zur Verfügung stehen. Bei dieser Sachlage behält der Kaufmann einen Lehrling an drei verschiedenen Tagen vom Besuch der Fortbildungschule zurück. Anklage wegen Verstoßes gegen die Gewerbeordnung § 127 u. s. w. Schöffengericht und Berufungskammer sprechen frei; das Kammergericht hebt das freisprechende Urtheil auf. Das Weitere, wie nun der unselige Kaufmann seiner endgiltigen Bestrafung zugeführt wurde, interessirt hier nicht. Hier interessirt nur die Begründung, die das Kammergericht seinem Spruch gab. Da heißt es wörtlich: „Der Lehrling ist nicht Gehilfe des Lehrherrn und nicht dazu bestimmt, im Interesse des Lehrherrn in dessen gewerblichem Betrieb thätig zu sein. Nur Umstände in der Person des Lehrlings lassen eine Versäumung (der Fortbildungschule) entschuldigt erscheinen." Ists zu glauben?

Das Kammergericht hat sich bei seinem Spruch ganz einfach auf den Standpunkt des Lehrlings oder seines gesetzlichen Vertreters gestellt, der für seinen Gewaltuntergebenen einen Lehrvertrag abschließt. Der denkt freilich nur ans Interesse des Lehrlings; er will nur, daß der Lehrling lernt. Wie Das der Lehrherr mit seinen Interessen vereinbart, wird und darf ihm verdammt gleichgiltig sein. Da das Gericht aber nicht die Aufgabe hat, sich auf den Standpunkt einer Partei zu stellen, sondern die Interessen beider Rechtsgegner ins Auge fassen, verständig prüfen und ihnen den rechtlichen Ausgleich finden soll, kann man nicht behaupten, daß das Kammergericht seiner Aufgabe gerecht geworden sei. Der Lehrvertrag ist nämlich (ist es nicht traurig, an solche Primitiva erinnern zu müssen?) ein gegenseitiger Vertrag, von dem Lehrherr und Lehrling Vortheile erwarten. Das Verhältniß zwischen Lehrherrn und Lehrling ist auch durchaus nicht so wie das zwischen Lehrer und Schüler. Hier besteht die Gegenleistung des Schülers einfach in der Geldzahlung vom Schüler an den Lehrer; dort besteht die Gegenleistung ... Worin? Oder hat der Lehrherr keinen Anspruch auf Gegenleistung? Ist er der Einzige auf der Welt, dem das Gesetz nur Pflichten aufbürdet? Macht er sich die Mühe, den Lehrling anzulernen und die Kosten für dessen Naturalverpflegung oder die längst üblich gewordene Abfindungsumme zu zahlen, in dem idealen Bestreben, aus einem jungen, dummen Bengel einen gelernten Kaufmann zu erziehen? Glaubt das Kammergericht in der That, daß die irgendeinem Stand Angehörigen regelmäßig einen Vertrag schließen werden, der ihnen Lehrpflichten und Zahlpflichten aufbürdet, ohne daß sie dadurch irgendwelche Gegenrechte erlangen? Nein. Der Lehrvertrag bringt dem Lehrherrn das Recht, den Lehrling in seinem Interesse zu

Google

verwenden, so weit dadurch nicht das Interesse des Lehrlings verletzt wird. Stoßen Beider Interessen auf einander, so wird das gewichtigere den Ausschlag zu geben haben. Welches? Das ist natürlich eine Frage des einzelnen Falls. Der vorliegende zeigt aber gut, daß die einseitige Wahrnehmung des Lehrlinginteresses schließlich zum Absurden führen muß und daß das Interesse des Lehrlings, wohl verstanden, verbietet, es einseitig auf Kosten des lehrherrlichen wahrzunehmen. Das Kammergericht sagt, der Lehrherr hätte den Lehrling trotz Allem in die Fortbildungschule schicken müssen. Dann wäre ihm nichts übrig geblieben, als eins seiner Kontore für diese Stunden zu schließen. Damit hätte er seinem Lehrling ein Beispiel gegeben, wie man einen Betrieb nicht leiten darf; man soll ein untergeordnetes Interesse nicht einem höheren voranstellen. Was soll denn der Lehrling lernen? Er soll lernen, ein Kaufmann zu werden Dazu braucht er sicherlich Kenntniß von Waaren und Preisen und Buchführung und manchem Anderen; aber wenn er all diese Kenntnisse zehnmal am Schnürchen hat, wird er doch niemals ein Kaufmann werden, bevor er die Grundsätze der Betriebsleitung kennt. Was stand für den Lehrling auf dem Spiel? Die paar Einzelkenntnisse, die ihm dreimal zwei Stunden in der Fortbildungschule verschafft hätten; die der Fleiß weniger Stunden zu Haus ihm nachträglich verschaffen konnte. Ist Das wirklich wichtiger als die Erkenntniß, daß man die Räder, die das Brot für den Unternehmer und für die Angestellten mahlen, nicht um einer Kleinigkeit willen stillstehen lassen darf?

In der Geschäftswelt hat dieses Kammergerichtsurtheil natürlich Aufsehen erregt und in der Fachpresse liest man die Frage: „Wer wird denn noch so dumm sein, Lehrlinge zu halten, wenn der Kammergerichtsgrundsatz Rechtsgeltung haben soll?“ Eine gar nicht so dumme Frage, die deutlich zeigt, wie wenig das Kammergerichtsurtheil dem Interesse der Lehrlinge gerecht wird. Und es ist kein Wunder, daß mehrere schlesische Handelskammern sich mit Eingaben an den Minister gewandt haben, um für den Nothfall eine Gesetzesänderung herbeizuführen. Die wäre an sich nicht nöthig. Nöthig wäre nur eine Schärfung des gesunden Menschenverstandes bei den Richtern, die es in Berlin immer noch giebt, und eine Beschränkung ihrer sozialen Ahnungslosigkeit, die nach im luftigen Nirgendheim giltigen Grundsätzen die harten thatsächlichen Verhältnisse in Preußen regeln will. Freilich ist es leichter, eine authentische Gesetzesinterpretation zu geben als diese Bedingungen zu ändern. Wenn also die Grundsätze des Kammergerichts Gemeingut der preußischen Rechtsprechung werden sollten, wie zu besorgen ist, so mag man immerhin zu der authentischen Interpretation schreiten. Aber täuschen wir uns nicht: eine Rechtspflege steht vor ihrem Bankerot, wenn der Gesetzgeber Aufgaben des Richters übernehmen muß; wenn dem Richter die Fähigkeit verloren ging, kraft seines Verstandes und aus seiner Kenntniß der sozialen Lebensbedingungen heraus die Gesetze sinngemäß anzuwenden. Und der Anlaß, so gering er an sich sein mag, ist von symptomatischer Wichtigkeit. Schließlich werden ja nicht, noch so viel Vetternwirthschaft und Protektion in Rechnung gestellt, die mindestbegabten Juristen zu Kammergerichtsräthen gemacht. Sicherlich sind die schwächsten noch besserer Durchschnitt; bester Durchschnitt in Preußen. Und wo das trockene Kernholz morsch zusammenbricht: was soll man da von der Tragfähigkeit der grünen Schößlinge erwarten?

Johannes W. Harnisch.

Google

Hungrige Augen.

Vor dem Hausthor hatte sich eine Menschenmenge angesammelt, versperrte den Weg und wartete mit der unerschütterlichen Geduld der Wiener auf das Erscheinen des Trauerzuges. Der feierliche schwarze Thürsteher und der vierspännige Leichenwagen verhießen ein Begräbniß Erster Klasse.

„Wer is denn g'storb'n? Die Hausfrau?“

„Ka Red'. Die Gubernant vom Herrn von Professor.“

„A gengan's weiter! Für die Gubernant' macht Aner solchene G'schichten?“

„No ja. S' Kind hat's pflegt und hat sich ang'steckt und is g'storb'n. Er is a Witwer.“

„A so!“ Ein vieldeutiges, verstehendes Lächeln zeigte sich plötzlich auf allen Gesichtern der Müßigen, die neugierig Fragen und Antworten verfolgten.

„Dann wird er scho' wiss'n, warum. Hat sie si' um'bracht?“

„Glaub' nit. Aber vielleicht er sie. A so a Dokter hats leicht. Nix G'wisses weiß ma' nit. Pst, da kommens!“

Die jetzt aus dem Hause Tretenden wurden gemustert, die Kränze gezählt und besprochen, die Widmungsschleifen abbuchstabirt und die Summe berechnet, die sichs die Geber hatten kosten lassen.

Der Theilnehmer an dem Zuge waren nicht viele. Als Einer der Letzten kam ein elegant gekleideter Mann; eine auffallend schöne Erscheinung. Da ging wieder ein Stoßen und Raunen durch die Menge.

„Pst! Da is er!“ „Der Professor!“ „A so a schener Herr!“ „Da glaub' i's, daß er die Frau'n im Leb'n nit los g'worden is.“ Ein unterdrücktes Lachen folgte dem wohlverstandenen Witz.

Der Professor schritt hastig und unwillig durch die Reihen. Sein Gesicht sah mehr geärgert und gereizt aus als traurig. Vielleicht dachte er daran, daß dieses Spießruthenlaufen sich noch zweimal wiederholen mußte. Vor der Kirche und auf dem Friedhof.

Endlich war auch das vorüber. Bei den Wenigen, die noch das Grab umstanden, schien die Gestalt des Professors nicht die Bewunderung zu finden, die ihm die müßigen Zuschauer gezollt hatten. Steif, fremd, kühl machte man ihm Platz. Er fühlte das Feindliche. Die Worte, die er an die Mutter der Verstorbenen richten wollte, erstarben in ein undeutlichen Gemurmel. Sie verabschiedete ihn mit einem eisigen Kopfnicken. Er küßte ihr die Hand und zog nach einer stummen Verbeugung gegen die Uebrigen, den Freund, der ihn begleitet hatte, mit sich fort.

Vor dem Wagen blieb er aufathmend stehen. „Nach Haus“, sagte er zum Kutscher. „Und Sie kommen mit mir nicht wahr? Ich habe gerade noch Zeit für eine Schachpartie.“ Die an den Freund gerichtete Aufforderung hatte einen Ton, der jeden Widerspruch auszuschließen schien. Der Andere versuchte ihn auch nicht.

Im Wagen zog der Professor sein Notizbuch heraus und vertiefte sich so darin, daß kein Wort gewechselt wurde. Auch in seiner Wohnung blieb er stumm

Google

und ging mit großen Schritten auf und ab. Der Freund suchte endlich ein Gespräch zu beginnen.

„Was macht Ihre Kleine?“

„Danke; sie ist schon wieder ganz hergestellt. Es war nicht nöthig, daß Anna sich für sie opferte. Das Kind wäre vernünftig genug gewesen, die Nothwendigkeit einer anderen Pflegerin einzusehen. Aber nein: sie mußte es thun. Ich mochte sagen, was ich wollte. Belogen hat sie mich noch. Mit ihrer Unempfänglichkeit und Gesundheit geprahlt. Nur um ihren Willen durchzusetzen und mir das ‚Opfer‘ bringen zu können. Und für solche Unvernunft sollte ich in Dankbarkeit zerfließen und jetzt in Leid. Haben Sie bemerkt, wie mich Annas Mutter heute ansah? Ueberhaupt: das Schicksal verfolgt mich geradezu!“

„Sie? Ein Mann, der eine solche Stellung hat, so viel Glück im Leben hatte und dazu noch so aussieht wie Sie, hat doch kein Recht zu solchen Reden.“

Der Professor fuhr sich in die Haare. „Bitte, kommen Sie mir nur nicht mit meinem Aussehen! Das ist ja mein Unglück. Schon in der Schule fing es an. Und später erst! Glauben Sie, es ist angenehm, immer der ‚schöne Doktor‘ zu heißen?“

„Aber wenn man daneben Verstand hat, ists doch nur eine erfreuliche Zugabe fürs Leben.“

„Nein. Einen Dummkopf mag es vielleicht freuen, wenn er überall auffällt, wo er eintritt. Mir ists entsetzlich. Mußte mich auch der Teufel reiten, gerade noch Frauenarzt zu werden. Das hat mein Unglück voll gemacht. Haben Sie nicht oft schon gehört, daß ich die Hälfte meiner Praxis meiner Erscheinung verdanke?“

Der Freund schwieg. Er hatte es nicht nur gehört, sondern auch selbst gesagt.

„Wissen Sie, was für mich schrecklich ist?“ fuhr der Professor erregt fort; „ich kann den Blick aus den Frauenaugen nicht mehr vertragen Immer ists das Selbe. Immer lese ich das Selbe darin: einen Hunger nach Etwas, das ich nicht geben kann. Frauen sind unersättlich. Daß der Arzt, wie jeder denkende Mann, oft und oft einzig für seinen Beruf lebt, alles Andere ihm zur Episode ohne Bedeutung wird: Das verstehen sie nicht. Wollen es nicht verstehen. Und es ist merkwürdig: gewisse Eigenschaften oder Eigenheiten in uns scheinen auch immer wieder die selbe Wirkung auf Andere zu üben. Es gab auch Frauen, die mich nicht mochten, unter denen, die ich kennen lernte. Die waren eigentlich Erholung. Aber bei den Uebrigen war es, mit einigen Varianten, einem kleinen Gewitter hier und da, zum Schluß doch immer das Selbe. Immer der selbe Hunger in den Augen; sogar, wenn sie in Zorn geriethen oder vorgaben, mich zu hassen.“

„Vielleicht mißdeuten Sie die Blicke manchmal, lieber Professor, wenn Sie erregt und überreizt sind. Oft genug mag auch Bewunderung und Dankbarkeit für den Arzt gesprochen haben.“

„Ach, die Patientinnendankbarkeit, die mit der kostbaren Cigarettentasche anfängt und am Ende . . . Nein, ein Ende findet sie überhaupt nicht. Und wenn ich es fand, wars schrecklich. Sehen Sie: meine Frau habe ich wirklich lieb gehabt, als wir heiratheten. Sie war jung, hübsch, schüchtern und so stolz auf mich. Damals war ich noch nicht berühmt und konnte ihr mehr Zeit widmen. Als dann mein Beruf den ganzen Mann brauchte und fand, wurde sie die Duldende, Resignirte. Gesagt hat sie nicht viel. Aber die Augen! Später wurde sie, wahrschein-

Google

lich aufgestachelt durch die Mutter, die Märtyrerin mit Bewußtsein ihrer Tugenden. Sie war ja ein Muster an Aufopferung. ‚Wie geschaffen zur Frau eines Arztes', sagten Alle. Wie oft hat sie auf mich gewartet, wenn ich spät nach Haus kam. Dann saß sie sanft lächelnd da. ‚Ich habe schon solchen Hunger, Männi, aber ohne Dich konnte ich nicht essen.' Einmal wurde ich bei solcher Gelegenheit grob. Ich hatte gerade einen schwierigen Fall gehabt. Und dann zu Haus dieses blasse Vorwurfsgesicht, Worte, die in Nachsicht getränkt waren, daß sie mir übel machten. Ich warf die Serviette hin und schrie: Zum Donnerwetter, ich wäre ja so froh, wenn Du nicht immer auf mich warten wolltest! Darauf natürlich Thränen und Klagen. Frauen tauchen ihre Vorwürfe immer in Salzwasser. Wie die Ruthen, mit denen Gefangene gepeitscht werden. Das soll man aushalten! Aber dann hatte sie mir Etwas zu verzeihen. Das that ihr wohl. Und sie lenkte ein und war wieder ganz Demuth und Hingebung. Wenn Sie Jahre lang sanfte Duldung um sich haben, werden Sie dagegen unduldsam, geradezu wüthend, sage ich Ihnen."

„Das mag sein," meinte der Andere zögernd.

„Ich danke Ihnen."

„Wofür?"

„Daß Sie jetzt nicht sagten: ‚Ein edler Mensch nicht.' Das ist so eine der beliebten Antworten auf solche Sätze. Aber seien Sie nur mit einem Menschen zusammengesperrt, der Ihnen Tag vor Tag süße Speisen nachträgt und, wenn Sie kein Verlangen danach haben, immer wieder lächelnd dasteht und die süße Schüssel entgegenhält. Und dann bleiben Sie gut und rücksichtvoll, wenn Sie können. Merkwürdig ist, daß Alle in solchen Fällen die Schuld beim Mann suchen, nie dafür Verständniß haben, wie viel Zwang und Beherrschungskraft auch ein solcher Engel erfordert. Immer ist die Frau die Leidende."

„Als der schwächere Theil", murmelte der Andere.

„Ist ja gar nicht wahr!" schrie der Professor. „Was wollen Sie in unseren Kreisen einer Frau gegenüber thun? Sich scheiden lassen? Ja, lassen Sie sich scheiden, wenn sie nicht will! Aus Liebe zu den Kindern nicht fortgeht, aus Pflichtgefühl, Güte, — was weiß ich. Gegen Güte, Liebe und all die schön benannten Gefühle läßt sich nicht kämpfen. Es ist manchmal, als sollte Einer zu Tode gestreichelt werden und müßte noch dafür danken. Als meine Frau gestorben war, sagte meine Schwiegermutter: ‚Wie wird unsere Emma Dir fehlen! Aber jetzt kommt die Reue zu spät.' Dabei sah sie mich an, als sei ich ein Mörder. Die Reue kam nicht zu spät; sie ließ sich überhaupt nicht sehen. Aber dann kam Anna. Und da war's wieder das Selbe. Ich kann Ihnen sagen: Reue wäre dagegen nichts gewesen; so hat sie mich gequält. Heute fluchen mir wieder etliche Angehörige und prophezeien mir ‚Reue', die nicht kommt. Und ich war von Haus aus wirklich kein schlechter Mensch."

„Aber Anna war eine ungewöhnliche Frau. Unbezahlbar in ihren Leistungen."

„Ja. Doch eben das ‚Unbezahlbare' nach allen Richtungen hin machte die Sache peinlich. Ich habe selten ein so vielseitig begabtes Wesen gesehen. Sie konnte Alles und machte Alles. Ihr Vater hatte sie mir ins Haus gebracht. Ich war in meiner schwierigen Lage mit den Kindern froh darüber. Sie hatte ihre Lehrerinnenprüfung gemacht und wollte die Stelle gern haben. Sie erzog und unterrichtete die Kinder. Bald führte sie auch meine Wirthschaft, kochte, putzte die

Google

Instrumente, wußte um jeden Krankheitfall, von dem sie einmal gehört hatte, führte meine Bücher und Rechnungen. Kurz: sie ‚opferte sich geradezu auf', nach Aller Urtheil. Das war nicht angenehm für mich. Wenn ich ihr Vorstellungen machte, beschwor sie mich, sie gewähren zu lassen; ihre größte Freude, ihr Glück sei, für mich und meine Kinder zu sorgen. Dazu wieder diese Augen, denen ich überall begegne. Was sollte ich thun? Und nun, mit klarem Blick übersehen: was war das wirkliche Resultat dieses ‚geopferten' Lebens? Mein Haus war musterhaft geführt und sie ersparte mir mit ihrer Thätigkeit zwei bis drei bezahlte Kräfte. Eine Ersparniß, auf die ich keinen Werth lege. Mit ihrem Vater, der mein Freund war, hat sie mich durch ihren Uebereifer auseinandergebracht. Ich glaube, er haßt mich. Wie einen Verbrecher. Und ich bin wirklich unschuldig. Vor der Welt hat sie mich als tyrannischen Egoisten erscheinen lassen, der seine Frau unglücklich gemacht hat und jetzt die Erzieherin seiner Kinder eben so ausnützt und in den Tod hetzt. Und wie oft habe ich mich gescheut, nach Haus zu gehen, aus Angst vor der ständigen Beobachtung, den immer auf mich gerichteten Blicken! Meine kleinen Mädchen machte sie mir zu weich und sentimental fürs Leben. Eines Tages bemerke ich, wie meine Aelteste heimlich den Pelz küßt, den sie mir zum Anziehen bringt. Sie wird roth, wenn ich sie anrede, und verfolgt meine Bewegungen mit dem selben Blick wie Anna. Da habe ich mit Der geredet. ‚Lilly liebt Sie so sehr, Herr Professor', sagt sie; ‚freuen Sie sich doch der Zuneigung dieses Kindes.' Aber so solls nicht sein, schreie ich. Das ist unnatürlich. Ungesund. Mir unerträglich. Machen Sie diesem Ueberschwang ein Ende! Was sagt sie mir darauf? ‚Wie kann die Liebe enden? Die wars nicht, ders geschah' Ich liebe solche Citate nicht. Und am Allerwenigsten, wenn sie falsch sind. Doch war ich wieder wehrlos gemacht. Ganz wehrlos . . . Nun werde ich meine Töchter in ein Institut geben. Ich kann außer einer unsichtbaren Köchin jetzt nichts Weibliches um mich vertragen . . . Das Alles klingt so häßlich, so undankbar, nicht wahr? Sie werden mich für einen herzlosen Barbaren halten. Und Der bin ich, weiß Gott, nicht. Lassen Sie uns lieber an unsere Schachpartie denken."

„Sie hätten Anna vielleicht heirathen sollen."

Der Professor sah den Freund etwas spöttisch an, „Sagen Sie mal, empört es Sie nicht eigentlich, im Gedanken an Ihre Tochter, wenn die Heirath von des Mannes Seite so als der höchste, Alles bezahlende Lohn betrachtet wird?"

Der Andere lachte etwas gezwungen. „Ach, wenn Ihre Töchter erst erwachsen sind, werden Sie auch anders darüber denken. Doch ich glaube, unsere Irene hat Recht, wenn sie meint, daß Sie nur deshalb der Welt eine so rauhe Außenseite zeigen, weil Ihr Inneres so schutzlos weich und empfindlich ist."

Er sah den Professor von der Seite an, um nach der Wirkung dieses Wortes zu forschen, und dachte beim Aufstellen der Schachfiguren: „Jetzt kann ich unserer Irene doch einige Winke geben."

Wien. Helene Migerka.

Go gle

Prinzessin.

Prinzessin. Venezianisches Herbstidyll.

Torcello.

An einem Tage ließ der Küstenwind
uns an dem Saum der Fieberinseln landen,
am Saum der Inseln, die vergessen sind.

Und weil die Seelen sich allmählich fanden,
erzitterten wir nicht, daß wir allein,
daß wir allein am Saum der Insel standen.

Wir traten still ins tote Land hinein.
Von einem Glockenthurme fiel die Stunde.
Auf einem Platze lag ein Thron von Stein.

Und wir begriffen, während in die Runde
das Auge ging, daß hier ein Gott gewesen:
noch stand ein Gotteshaus im Hintergrunde.

„Du sollst die Steine nicht vom Boden lesen;
und wenn die Steine wirklich sterben wollen,
so laß die Steine sterben und verwesen.

Es scheint, daß Tote nicht mehr leben sollen:
Das ist, wenn Du sie liegen läßt, der Dank,
Das ist das Lob, das wir den Toten zollen.

Die Hand des Fiebers, durchsichtig und krank,
schloß uns die Thür des Heiligthumes auf;
wir saßen betend auf der Büßerbank.

Und ein Gemurmel stieg von Knauf zu Knauf
um die Glasur der Säulen und Altäre
zum Gold der müden Heiligen herauf.

Wie heilig leuchtete die müde Märe!
Da war es uns, als wenn auf einem Grunde
von Gold der Herbst in allen Herzen wäre.

Und wieder klirrte mit dem Schlüsselbunde
die Hand. Wir gingen rasch, als wenn wir frören.
Von einem Glockenthurme fiel die Stunde.

Wir gingen sacht, um nicht den Tod zu stören.

Benno Geiger.

Google

Variété.

Die Revolution des Theaters. Ergebnisse aus dem münchener Künstler-Theater. Georg Müller in München. (Ein Kapitel als Probe)

Das Drama in seiner einfachsten Gestalt ist rhythmische Bewegung des Körpers im Raum. Das „Variété" ist die Stätte, wo das Drama in dieser seiner einfachsten Form heute noch gepflegt wird: als Tanz, Akrobatik, Jonglirtechnik, Seiltänzerei, Taschenspielerei, Ring- und Faustkampf, Spiel mit dressirten Thieren, Singspiel (Chanson), Maskenreigen und was sonst Alles. Die dramatische Wirkung dieser Vorführungen ist eben so wenig zu leugnen wie die Möglichkeit ihrer höchst künstlerischen Veredelung. Wir brauchen nur an Tänzerinnen wie Ruth St. Denis, die Saharet und die Barrison, an gewisse „Excentrics", Kunstreiter, japanische Akrobaten zu denken, um sofort überzeugt zu sein, daß die „Artisten" ihren Namen mit Berechtigung führen, sobald sie künstlerisch erzogen sind.

Das ist nun heute bei ihnen eben so selten der Fall wie beim übrigen Theater und bei allen anderen für breiteste Oeffentlichkeit berechneten Funktionen im Durchschnitt auch. Deshalb auch hier im literarischen Zeitalter ein Absondern der Kreise „höherer Bildung", der „ästhetisch Verfeinerten". Man überließ das Variété sich selbst und Denen, die ihren Erwerb darin suchten, fast immer Kinder der unteren Volksschichten, die nun selbstverständlich den Leistungen ihrer angeborenen oder angedrillten Geschicklichkeit die Geschmacksqualität aufprägten, die man in ihren Kreisen für die „feinste" hielt. Jedermann kennt diesen prachtvollen, hochedlen Geschmack der Schausteller, der so grotesk geschmacklos ist, daß er fast wieder anfängt, reizvoll zu sein. Ja, es hat etwas Rührendes, dieses harmlose Schwelgen im armseligsten Simili, in Tand, Flitter, Buntheit und Trödel, diese kindliche Ahnungslosigkeit, daß all dieser Glanz, all diese Herrlichkeit in Wahrheit das tiefste ästhetische Elend ist. Was jedoch dabei imponiren muß, ist der unfehlbare, ungebrochene, rassige Instinkt, der die ganz im Leiblichen, im Animalischen und Sinnlichen wurzelnde Dramatik der Artisten festbannt in eine Sphäre voll Lust erregender Eindrücke, gesteigerter Vitalität, traumhaft gelöster Unwirklichkeit und Phantastik. Diese „animalischen Dramatiker" wissen im Grunde noch am Meisten von der lebendigen Zweckbestimmung des Dramas, von der „Lust", die es im Menschen entzünden soll, „daß er sein Haupt stolz und froh" emporrichtet. Daher auch in ihnen die Sorgfalt für sichere, saubere „Arbeit", für „schlagende", unmittelbar überzeugende Ausführung im Durchschnitt viel mehr zu finden ist als beim Schauspiel. Goethe wußte sehr wohl, warum er den Schauspielern die Seiltänzer als Muster vorrückte und ihnen eine Bühne wünschte, so schmal wie deren Seil, damit sich kein Ungeschickter darauf halten könne. Nicht umsonst stellt er in den „Lehrjahren" eine Artistin, die Mignon, mit ihrem vollendeten, allbeglückenden Eiertanz den noch unorganisirten, unerzogenen, halbdilettantisch im Unklaren herumtappenden Schauspielern gegenüber, die sich am „Hamlet" versuchen, ohne auch nur die mindeste ihrer Handwerks-Fertigkeiten so zu beherrschen wie die kindliche Mignon ihren Tanz.

Begreiflich, wie es kommen konnte, daß selbst die Höchstgebildeten in Deutschland, vornehmlich die Künstler, dem feineren Variété immer hold geblieben sind, ja, es sogar dem Schauspiel manchmal vorziehen. Um so lebhafter beklagte man seine Rückständigkeit in Dingen des Geschmackes. Man beschloß, es zu „reformiren":

Google

man wollte es eben so „literarisch" machen wie das Theater selbst. Literarisch war schon das Schlagwort, unter dem man zu Felde zog: „Ueberbrettl". Nietzsche, der schauderhaft mißverstandene, im Grunde seines Herzens nach Entliteralisirung der deutschen Kultur dürstende Abgott des Literatenthumes, stand unfreiwillig Gevatter. Man begann also, auch das Variété in eine Bude für Literatur-Verschleiß zu „läutern". All die zahllosen ungelesenen, unhonorirten Lyriker hofften sich goldene Tage davon und kultivirten die „groteske Note", um auf dem „Ueberbrettl" die Tantiemen spendende Popularität zu haschen, gegen die sie vorher so verächtlich gethan hatten. Man schloß ein Bündniß mit den tüchtigen Idealisten, die „das Volk zur Kunst erziehen" wollen, und „reformirte" frisch drauf los. Sogar der Tanz wurde reformirt und dem Publikum gepredigt, wie „reiner" doch die Freude sei, zu der gewisse Tanz-Diakonissinnen es erziehen wollten, als die arg erotischen Reize der gewönlichen Brettl-Diva. Das Reform-Brettl wurde so literarisch, daß es bald nur noch Literaten als Publikum hatte. Das Variété selbst, dem allabendlich Tausende und Tausende zuströmen, profitirte nicht davon. Das große Publikum, mit ihm die Höchstgebildeten und Künstler, verriethen nicht die mindeste Neigung, sich durch Brettl und Cabaret „erziehen" zu lassen. Sie wollten sich nach wie vor nur amusiren und fanden nichts weniger amusant als die Literatur.

Trotzdem war es inzwischen einer anderen Macht gelungen, wenigstens in Einzelnem auf das Variété formend einzuwirken. Diese Macht war abermals die künstlerische Kultur Münchens. Sie organisirte sich in der Richtung auf das Variété zuerst in den „Elf Scharfrichtern". Zwar war auch hier noch viel Literatur beigemengt. Aber Frank Wedekind als Bänkelsänger, Robert Kothe als Chansonnier, gewisse Grotesk-Nummern der Delvard, die mimo-dramatische Akrobatik, mit der man Szenen wie Gumppenbergs „Tragoedie in einem Satz" exekutirte, die rassige Geste mancher Liedersängerin: Das war echtes Variété, echt im Material und in der Technik und dabei durchaus künstlerisch empfunden, aus der verbrauchten Schablone heraus gelöst. Die enge Zusammengehörigkeit mit der „hohen" Kunst zeigte sich schon in der Person mancher dieser „Scharfrichter": Ernst Stern trat hier als Schnellmaler auf, Kothe wurde der Erneuerer des Gesanges zur Laute und schenkte uns damit eine edelste Hauskunst wieder, die allzu lange von der offiziellen Konzertseuche und Klavierpest zurückgedrängt gewesen war. Im Kostüm wie in der szenischen Behandlung folgte man unter Falckenbergs und Greiners Regie in Vielem schon dem vereinfachendem Impressionismus, der später im Künstlertheater neben der architektonischen Monumentalität auch wieder zur Geltung gelangte. Das sind Zusammenhänge, die beweisen, daß das Variété der „hohen" Theaterkunst gegenüber nicht als eine „mindere" Sorte zu gelten braucht, so wenig wie die Angewandte Kunst gegenüber der Malerei und Plastik. Es kommt nur auf das „Wie" an. Andere Variétéformen, die sich unter der Einwirkung der münchener künstlerischen Kultur bereits wieder zu hoher Stufe emporgerungen haben, sind die Marionettentheater und die Schattenspiele.

Aus den hier aufgezählten Anfängen ergiebt sich jedenfalls, daß ein Durchdringen des Variété mit dem formenden Schöpfergeist der in München entstandenen künstlerischen Kultur bald ans Ziel führen wird. Wir werden da vielleicht noch schneller vorankommen als im „großen" Theater, denn Münchens Künstlerschaft steckt voll Variété-Talent, wie man auf jedem Künstler- oder Atelierfest wahr-

Google

nehmen kann. Es giebt kaum eine Variété-Nummer, die in der münchener Künstlerschaft nicht virtuose Amateure hätte.

Wenn wir nun aber daran gehen, die Organisation auszubilden, durch welche Variété und Kunst zur Einheit im Großen verschmolzen werden, so müssen wir vor Allem festhalten, daß das Variété von seinem Charakter, von seiner technischen, zweckentsprechenden und materialgerechten Wesenheit nicht nur nichts einbüßen darf, sondern durch Aufnahme des künstlerischen Schöpfergeistes in seinen Schoß noch gestärkt werden soll in der Ausprägung seines eigensten Wesens, seiner Geste. Das Variété, wie es ist, freilich nur in seinen technischen Höchstleistungen, soll eben so die Fassung erhalten, die unserer allgemeinen kulturellen Lage entspricht, wie sie das Theater nun besitzen kann. Technische Höchstleistungen des Variété sind ja immer an sich schon künstlerisch und es liegt lediglich an der geschmackswidrigen „Aufmachung", an der üblen Kostümirung und der trödelbudenhaften, glitzerigen Umgebung und Ausschmückung, wenn sie in den gegenwärtigen Variétés nicht auch so wirken. Keine „Veredelung" oder „Erziehung" brauchts da: vielmehr geschmackvoll durchgebildete Fassung bis zur künstlerischen Beeinflussung der Eleganz des Restaurationbetriebes, — und was sonst Alles zu einem „richtig gehenden" Variété gehört.

Doch nicht nur wegen des Variété um seiner selbst willen: auch um des „hohen", des „höchsten" Dramas, um der Theaterkunst willen ist es unausbleiblich, daß wir uns den Artisten kameradschaftlich zur Verfügung stellen. Im Nachwuchs der Artistenschaft werden wir die tauglichsten Rekruten für eine unseren gesteigerten Ansprüchen besser als bisher genügende Schauspielerschaft werben: dort eher als irgendwo anders. Denn die meisten Artisten Produktionen verlangen als erste, unerläßlichste Voraussetzung einen vollkommen gesunden, schön entwickelten Körper. Ein angeborenes Talent, den eigenen Körper als Ausdrucksmittel zu beherrschen, zu pflegen, geschmeidig und dem Temperament gehorsam zu machen, Alles, was man „gymnische Erziehung" heißt, finden wir bei den jungen Artisten gewisser Gattungen mehr entwickelt als bei dem Nachwuchs des Schauspieles. Man wird Solche auswählen, die dazu auch noch die zu einer „musischen Erziehung" nothwendigen Begabungen, Verstandes- und Bildungqualitäten besitzen oder erwerben können, und dann wird man eher hoffen dürfen, dem steinerweichenden Jammer abzuhelfen, den heute alle „besseren" Theaterleiter über den „Mangel an Nachwuchs" im Schauspiel erheben. Es sieht jetzt wirklich traurig aus. Die Literatur, welche die führenden Schauspielhäuser knechtet, hat keinen oder nur wenig Bedarf an elementar begabten Menschen, die aus der Fülle einer von rassigen Impulsen zur rhythmischen Entladung getriebenen Animalität heraus schöpferisch wären. Ihr ist der Schauspieler Mittel zum Zweck, Literatur-Kolporteur. Mit diesem Herabdrücken des ganzen Standes durch die Literatur sank auch die Qualität des Nachwuchses. Natürlich. Denn die Aussicht, wirklich große, echt schauspielerische Aufgaben lösen zu dürfen, wurde für das Anfängertalent immer geringer. Was die Literatur verlangte, waren mehr Imitatorentricks; und selbst wo die Literatur große Formschöpfung forderte, trat der noch literarischere Regisseur oder Direktor dazwischen und sorgte für „Differenzirung" der großen, einheitlich geschauten Form. Anspruchsvollere Talente verzichteten daher gern auf die Theaterlaufbahn, wenn sie nicht gerade auch „Stimme" hatten und Wagnersänger werden konnten. Kein

Google

Wunder, wenn der Schauspielerersatz von Jahr zu Jahr kläglicher wird. Von vereinzelten glücklichen Ausnahmen abgesehen, hat der Schauspielnachwuchs im literarischen Zeitalter einen entschieden proletarischen Charakter angenommen: rachitische, in Folge von Unterernährung irgendwie zurückgebliebene, kleine, schwächliche Typen überwiegen, bei Männlein wie bei Weiblein. Gute Chargenspieler sind am Leichtesten zu haben, Edeltypen verschwinden; wogegen man auf den besten Bühnen Schauspielerinnen sehen kann, deren miserabler „Akt" jedem an der Bildenden Kunst geschulten Auge durch alle Kostümirung hindurch auf den ersten Blick auffällt, Helden, die watscheln, Heroinen mit vom Schnüren entstellten Hüften, Liebhaber mit Bauchansatz und fast überall, namentlich bei den jungen und jüngsten Darstellern und Darstellerinnen, eine erstaunliche Vernachlässigung der körperlichen Erziehung. Kaum irgendwo auf der Bühne merkt man Etwas von der besseren Kinderstube, von der Belebung des Sportes in Deutschland. Wozu auch? Die Literatur wählt ihre „Helden" ja aus den „Adelsmenschen" der Geistigkeit: Neurasthenikern, Hysterischen und sonstigen Stammgästen gewisser Spezialärzte. Da soll es schöne, hochgewachsene, feingegliederte, temperamentvolle Menschenkinder noch verlocken, an das Schauspiel zu gehen, in dieses zum psychologischen Laboratorium gewordene Institut, wo Der am Höchsten gilt, der sich am Besten als Versuchskaninchen für Nervenvivisektion eignet? Wie kann man sich wundern über die geringe Qualität des Nachwuchses im Schauspiel, wenn die Schauspielkunst als solche von der herrschenden Literatur so tief im Kurs herabgedrückt wird?

Im Variété: „da ist der Mann noch was werth!" Und das Weib erst recht. Da hats Jeder, der Etwas kann, noch in der Hand, sein Talent unbekümmert und unverkümmert zu entfalten. Drum hat das Variété so viel Verlockendes für starke, animalische Temperamente bis in die höchsten Gesellschaftschichten hinauf, wo man sich durch den Sport schon als Amateur des Variété fühlt. Ganz abgesehen von den schönen Weibern. Aber hat nicht Goethe die animalische Schönheit der Frau und des Mannes ausdrücklich als ein nothwendiges Mittel der dramatischen Kunstwirkung in Anspruch genommen? Während die Literatur-Dramatik, die sich ihrer Art nach vorwiegend an den kritischen Verstand wendet, die Leiblichkeit auf der Bühne verkümmern läßt, öffnet das Variété der blühenden Sinnlichkeit unbegrenzte Bahn und lockt daher sogar aus der Hefe des Proletariates noch die reizendsten Gestalten, allerlei buntes, gleißendes Gezieser und überraschende Wunder hervor. All die frischen, verwegenen Buben und Mädel, die gar nicht das Geld hätten, um die kostspielige Ausbildung für das „höhere" Bühnenfach sich leisten zu können, heimst das Variété ein. Wie viele sind darunter, die, wenn sie mit künstlerischen Einflüssen in Kontakt gesetzt würden, selbst vollkommen Künstlerisches leisten könnten! Fast in jeder Variété-Vorstellung, selbst in ganz untergeordneten, sieht man den Einen oder die Andere, von denen man Das glauben möchte, und bedauert, daß so viel rassiges Talent aus dem Volksthum verkommt.

Der noch zu findende Typ eines Variété-Zuschauerraumes wird die Vorzüge eines eleganten Restaurants mit denen eines Logenhauses zu vereinigen haben. Wir werden jedenfalls an die Lösung des Kulturproblems, das uns das Variété stellt, mit dem Bewußtsein herantreten, keine geringere Aufgabe zu erfüllen, als die ist, die uns das Drama und die Oper auferlegten.

München. Georg Fuchs.

Google

Hinzpeter.

Als am Morgen des neunten März 1888 auf dem Palais des ersten Kaisers die Purpurstandarte des Preußenkönigs auf Halbmast sank, trat die Sonne hinter die Fittiche des Todesengels und tiefe Schatten fielen auf das deutsche Land.

Im einfachen Berlin der achtziger Jahre, das gewohnt war, mittags, um die Zeit der Wachtparade, vor dem Eckfenster des Kaiserhauses auf das Erscheinen des treuen Gesichtes seines alten Herrn zu warten, wars, als ob im Haus der Vater gestorben wäre; kein vordringlicher Prunk störte die Stimmung der in ihrem Gefühl einigen Volksgenossen. Und wie wortlosen Händedruck, der zum Gegendruck zwang, empfand das Volk die erste Botschaft seines neuen Kaisers: „Hinsichtlich der bisher üblichen Landestrauer wollen Wir keine Bestimmung treffen, vielmehr einem jeden Deutschen überlassen, wie er angesichts des Heimganges eines solchen Monarchen seiner Betrübniß Ausdruck geben, auch die Dauer der Einschränkung öffentlicher Unterhaltungen für sachgemäß erachten will."

Neunundneunzig Tage sah Deutschland seinen zweiten Kaiser hinsterben ...

In dem Augenblick aber, da in der Mittagsgluth des fünfzehnten Juni Schloß Friedrichskron die Zeichen neuer Trauer hißte, stürmte auch schon bereitgehaltenes Aufgebot im Laufschritt vor, um Schloß, Park und alle Zugänge zu besetzen. Schloß Friedrichskron, das die Hülle Kaiser Friedrichs barg, war im Belagerungzustand. Und ein genau ausgearbeitetes Programm regelte die Trauerfeier für „unseren Fritz".

Die ersten Erlasse des dritten Kaisers, datirt vom Todestage seines Vaters, richteten sich an Heer und Marine, wurden im Ausland, besonders in Frankreich, als Vorboten nahen Krieges gedeutet, erregten aber auch in frei gesinnten Kreisen des Inlands Bedenken ob der bis dahin ungewohnten allzu häufigen Anrufung des allerhöchsten Herrn, worin man ein Residuum der Waldersee-Konventikel des Herbstes 1887 erblickte.

Und noch hatte die Gruft der Friedenskirche sich nicht geschlossen: da hob schon der heute fast vergessene Streit der Aerzte an, drangen Gerüchte über Zwist in den kaiserlichen Familien in die Menge, begann die lange Reihe Streit- und Gegenschriften für, um und wider Kaiser Friedrich.

Das Bild des jungen Kaisers in Gefahr, verzeichnet und verzerrt zu werden.

Da trat ein Mann, der bisher die Oeffentlichkeit kaum beschäftigt hatte, Dr. Hinzpeter, mit einer Werthung Kaiser Wilhelms auf den Plan, die er selbst als „eine Skizze, nach der Natur gezeichnet" signirte. „Die preußische Dynastie hat durch unvergleichliche Leistungen den gerechten Anspruch auf das Vertrauen des ganzen deutschen Volkes; und dieses bringt solches auch dem jungen Kaiser bereitwilligst entgegen. Sehr fern liegt dem Schreiber der folgenden Seiten die Prätension, es erst schaffen zu wollen. Aber da er mehr als zwanzig Jahre hindurch die Entwickelung dieser Individualität zu verfolgen im Stande und während mehr als der Hälfte dieser Zeit ihr Wesen zum Gegenstand eifrigsten Studiums zu machen berufen war, so glaubt er, ein Bild zeichnen zu können, welches realistischer gehalten sein kann als die unzähligen Phantasieprodukte, die verbreitet werden, und welches darum vielleicht eher Glauben und Sympathie zu erwecken vermag."

Google

Die Brochure, die trotz ihrem gequälten Stil im Laufe eines Jahres neun Auflagen erlebte, ist heute nur noch bei Sammlern und in Bibliotheken zu finden. Es verlohnt sich daher, einige Stellen hier wiederzugeben, die erneutes Interesse beanspruchen dürften.

„Aus der Verbindung von welfischem, leicht in Energie umgesetztem Starrsinn und hohenzollernschem, mit Idealismus gepaartem Eigenwillen wurde am siebenundzwanzigsten Januar 1859 ein menschliches Wesen geboren mit eigenthümlich stark ausgeprägter Individualität, welche, durch nichts wirklich verändert, selbst den mächtigsten äußeren Einflüssen widerstehend, in ihrer Eigenart sich konsequent entwickelt hat; ein Wesen von eigenthümlich kristallinischem Gefüge, welches durch alle Phasen der Entwickelung sich erhalten, in allen natürlichen Metamorphosen stets seinen Charakter bewahrt hat . . . Aber je leichter alle diese Aeußerlichkeiten (der höfischen Etikette) mit dem nöthigen Eifer sich besorgen und erreichen ließen, desto schwerer war es, das innere Wesen zu fassen und die Entwickelung desselben in eine bestimmte Richtung zu schieben. Schon der Zucht des Denkens widerstrebte die spröde Natur auf das Aeußerste . . . . Nur die äußerste Strenge und das energische Zusammenwirken aller konkurrirenden Autoritäten vermochte das Widerstreben zu überwältigen, bis das erwachte Bewußtsein den eigenen Willen zum Beistand heranführte, womit dann jede Schwierigkeit bald gehoben war. Selbst diesem zeitweise gewaltigen Druck der methodisch vorgehenden moralischen Mächte entzog sich aber stets das innere Wesen des heranwachsenden Prinzen; es entwickelte sich seiner eigenen Natur gemäß stetig fort, von den äußeren Einflüssen berührt, modifizirt, dirigirt, aber niemals wesentlich verändert oder verschoben.“

Als die Brochure Hinzpeters erschien, wußte man von ihrem damals einundsechzigjährigen Verfasser nicht viel mehr, als daß er 1866 zum Erzieher der kronprinzlichen Söhne ernannt worden war, die Prinzen Wilhelm und Heinrich auch nach Kassel begleitet und 1883 eine Festschrift zur Silbernen Hochzeit des Kronprinzenpaares verfaßt hatte; ein kurz vorher veröffentlichter Dankbrief des Kronprinzen aus San Remo bewies, daß Dr. Georg Ernst Hinzpeter auch nach Beendigung des ihm übertragenen Erziehungwerkes Beziehungen zum Kronprinzen aufrecht zu erhalten gewußt hatte.

Daß übrigens Hinzpeter schon lange vor 1866 dem Kronprinzenpaare attachirt gewesen war, bezeugt eine Erinnerung Bismarcks aus dem Jahr 1863 (Gedanken und Erinnerungen, I, 315): „Während die polnische Frage die Oeffentliche Meinung bei uns beschäftigte und die alvenslebensche Konvention die unverständige Entrüstung der Liberalen im Landtage erregte, wurde mir in einer Gesellschaft bei dem Kronprinzen Herr Hinzpeter vorgestellt. Da er im täglichen Verkehr mit den Herrschaften war und sich mir als ein Mann von konservativer Gesinnung zu erkennen gab, ließ ich mich auf ein Gespräch mit ihm ein, in dem ich ihm meine Auffassung der polnischen Frage auseinandersetzte, in der Erwartung, daß er hin und wieder Gelegenheit finden werde, im Sinn derselben zu sprechen. Einige Tage darauf schrieb er mir, die Frau Kronprinzessin habe ihn gefragt, was ich so lange mit ihm gesprochen hätte. Er habe ihr Alles erzählt und dann eine Aufzeichnung seiner Erzählung gemacht, die er mir mit der Bitte um Prüfung und Berichtigung überschickte. Ich antwortete ihm, daß ich diese Bitte ablehnen müsse; wenn ich sie erfüllte, so würde ich nach Dem, was er selbst meldete, nicht zu ihm.

Google

sondern zu der Frau Kronprinzessin mich schriftlich über die Frage äußern, was ich nur mündlich zu thun bereit sei."

Hatte der Mann, der fast sechs Lustren lang im Vertrauen des Kronprinzenpaares gewesen war, im Neuen Kurs seine Rolle ausgespielt oder war ihm bestimmt, dem unerwartet jung und rasch zur Herrschergewalt gelangten Kronprinzensohn auch weiterhin als Mentor zu dienen?

In dem im Spätsommer dieses Jahres herausgegebenen „Zweiundzwanzigsten Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg zu Bielefeld" fand ich, von der Hand Dr. Karl Möllers, des Ministerbruders, und Pater Borsters eine Studie über „Hinzpeters Stellung in politischer, sozialer, pädagogischer und religiöser Hinsicht", von der bei der Loyalität des Verfassers und der Jahresberichtsredaktion unbedenklich anzunehmen ist, daß sie das kaiserliche imprimatur erhalten hatte. In dieser Studie heißt es:

„Die historische Bedeutung Hinzpeters beruht zweifellos in erster Linie nicht darauf, daß er den Kaiser Wilhelm den Zweiten in seiner Jugend unterrichtet und seine Ausbildung auf dem Gymnasium in Kassel überwacht hat, sondern darauf, daß er später als Rathgeber des Kaisers bei vielen wichtigen Angelegenheiten eine hervorragende Rolle gespielt hat. Hinzpeters politische Bedeutung liegt in seiner Einwirkung auf Staatsangelegenheiten. Er konnte dadurch auf Staatsangelegenheiten Einfluß ausüben, daß Wilhelm der Zweite ihn bei vielen der wichtigsten Entscheidungen um seinen Rath fragte. Das geschah bis zum Regirungantritt als Prinz und etwa während der ersten Hälfte seiner Regirung. Später hat der Kaiser mit seinem früheren Lehrer auch viele wichtige Staatsangelegenheiten besprochen, aber wohl ohne ihn direkt um seinen Rath zu fragen. Im Folgenden gebe ich eine Anzahl von charakteristischen Beispielen, wo Hinzpeter während dieser ersten Periode auf die Staatsangelegenheiten mit Erfolg Einfluß geübt hat. Manche andere Fälle eignen sich zur Zeit nicht zur Veröffentlichung."

Anmerkung: „Derartige Ergänzungen zu diesem Aufsatz sollen im bielefelder Städtischen Archiv niedergelegt werden."

Ich habe wörtlich citirt; nichts verschwiegen und nichts hinzugesetzt.

Eingehend beschäftigt sich Möller dann mit Hinzpeters Thätigkeit während des Bergarbeiterstrikes vom Jahr 1899, mit seiner (politischen) Stellung zum Katholizismus und verräth uns auch, daß Hinzpeter der Vater des später im Reichstag kläglich gescheiterten Trunksuchtgesetzentwurfes gewesen war. Mindestens so interessant wie die Darbietung dieser Details wäre es jedoch gewesen, aus der intimen Kenntniß der in Betracht kommenden Persönlichkeiten und Verhältnisse heraus die Stellung zu beleuchten, die Hinzpeter kurz nach der Jahreswende 1889/90 im Kampf Bismarcks gegen die Konservativen eingenommen hat, insbesondere nach Aufstellung der Kandidatur Hammerstein in Bielefeld und dem damit in Zusammenhang stehenden Ausschluß der Kreuzzeitung aus den königlichen Schlössern. Denn damals diente Hinzpeter als Mittler zwischen den Konservativen und der Person des Kaisers und verpflichtete sich sogar, nachdem der Kaiser sich über die Kandidatur Hammersteins mißfällig ausgesprochen hatte, „die für die Konservativen in Bielefeld bei Aufstellung des Freiherrn von Hammerstein maßgebend gewesenen, durchaus loyalen Gründe bei Gelegenheit seiner in kürzester Frist anzutretenden Reise nach Berlin

Google

zur Kenntniß Sr. Majestät zu bringen." (Leuß: Wilhelm Freiherr v. Hammerstein 1905).

Noch am Neujahrstag 1890 hatte der Kaiser am Schluß seines Glückwunschbriefes an Bismarck geschrieben: „Ich weiß sehr wohl, welch reicher Antheil an diesen Erfolgen Ihrer aufopfernden und schaffensfreudigen Thatkraft gebührt, und bitte Gott, er möge mir in meinem schweren und verantwortungvollen Herrscherberuf Ihren treuen und erprobten Rath noch viele Jahre erhalten." Aber schon wenige Wochen darauf hatte die Stimmung des Kaisers umgeschlagen und vom sechsundzwanzigsten Januar 1890 ab konnte man von einem Tag zum anderen verfolgen, wie die Kluft zwischen Kaiser und Kanzler sich dehnte, wie sie künstlich erweitert wurde. „Dem Kanzler", las man später in den Hamburger Nachrichten, „wurde das Aushalten wesentlich erschwert durch die Bestrebungen Anderer, sich zwischen ihn und den Kaiser zu schieben und dem Kaiser näher zu treten, als ihm der Kanzler stand, der nach der Verfassung der alleinige Rathgeber des Kaisers und der dem preußischen Staat für die Gesammtpolitik verantwortliche Ministerpräsident war. Diese Zwischenschiebungen waren es zunächst welche die Haltbarkeit der verfassungmäßigen Stellung des Reichskanzlers beeinträchtigten: sie fanden von mannichfachen Seiten her statt: von militärischer Seite, von Privatleuten, die das Ohr des Kaisers suchten, von Kollegen des Kanzlers, von konservativen Fraktionsführern und auch von höheren Stellen aus."

Das Gebiet, wo die an sich heterogenen und nur in ihrem Gegensatz zu Bismarck homogenen Elemente sich zusammenfanden, wo sie nach Stoeckers Rath versuchten, dem Kaiser indirekt den Gegensatz zu Bismarck zu zeigen, war das der Sozialpolitik. Moller erzählt uns: „In sozialen Fragen hat Hinzpeter den Kaiser schon zu beeinflussen gesucht, als Dieser noch Prinz Wilhelm war, und damals wohl hauptsächlich. Hinzpeter war der richtigen Ansicht, daß die politischen Kämpfe in Deutschland für die nächste Zeit im Wesentlichen abgeschlossen seien. Die Lösung der sozialen Fragen dagegen hielt Hinzpeter für eine der wichtigsten Aufgaben des Herrschers, von deren Erfolg der innere Friede und die Zukunft Deutschlands abhinge. Wenn auch in sozialen Fragen ein Monarch noch weniger als in politischen Fragen allein entscheiden könne, so wäre es nach Hinzpeters Meinung zu einer Zeit, wie der jetzigen, doch unbedingt nöthig, daß der Herrscher volles und klares Verständniß für diese wichtigen Angelegenheiten hätte, und Hinzpeter äußerte deshalb oft, daß er es für seine Pflicht halte, seinen früheren Zögling darüber zu informiren."

Tout dépend de la manière, dont on fait envisager les choses au roi, läßt Lessing seinen Riccaut sagen. Die Art, wie man den König die sozialpolitischen Dinge sehen lehrte, war nicht die Art Bismarcks, dessen erfahrene und in der Praxis des Lebens und der Politik gestählte Weisheit wußte, daß zwar „eng bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen," sondern die Art Hinzpeters und anderer Dilettanten und Schwärmer, die in bewußtem Gegensatz zu Bismarck, doch wohl ohne die Tendenz, am Sturz des Kanzlers mitzuarbeiten, das Bestreben hatten, das in der Studirstube Ersonnene in die Wirklichkeit des Lebens zu übertragen, dem Kaiser in seinem Bemühen, das Volk glücklich zu machen, zur Seite zu stehen und ihn in seinem von Mystizismus nicht freien Glauben an die Macht der von Gottes Gnaden empor- und herausgehobenen Persönlichkeit zu stützen.

Google

In den Februartagen des Jahres 1890 war es vielleicht das erste Mal, daß der Kaiser sich vor Ministern und Staatsräthen auf die sieghafte Kraft seiner Persönlichkeit berief, um seinen Willen dem Rath seines treuen deutschen Dieners entgegenzusetzen. Mit bitterer Ironie hat Bismarck später von einer Verhinzpeterung des Hofes gesprochen und die Gruppe um den einstigen Lehrer des Kaisers als das Kuratorium bezeichnet, das zur Lieferung von Ideen Herrn von Boetticher zur Seite gesetzt sei.

Am sechsundzwanzigsten Januar 1890 war Bismarck nach längerer Abwesenheit aus Friedrichsruh nach Berlin zurückgekehrt. Nachdem er dem Kaiser das Portefeuille des Handelsministeriums zu Gunsten des Freiherrn von Berlepsch zur Verfügung gestellt hatte, war am selben Tag unter dem Vorsitz des Kaisers Kronrath, in dem auf kaiserlichen Befehl Staatssekretär von Boetticher zur Ueberraschung Bismarcks zwei kaiserliche Erlasse verlas, die, nach dem Entwurf Hinzpeters, den Willen des Monarchen aussprachen, neben dem weiteren Ausbau der Arbeiterversicherungsgesetzgebung auch die bestehenden Vorschriften der Gewerbeordnung über die Verhältnisse der Fabrikarbeiter einer Prüfung zu unterziehen. Bismarck nahm sofort in längerer Rede Stellung gegen die Erlasse und erklärte, daß sie weit über das Maß und den Umfang der mit der Kaiserlichen Botschaft vom siebenzehnten November 1881 eingeleiteten und mit der Alters- und Invaliditätversicherung vorläufig abgeschlossenen Sozialpolitik des Reiches hinausgingen und nur geeignet seien, die Arbeiterschaft erst recht der sozialdemokratischen Agitation zu überantworten.

Kaiser und Kronrath theilten die Bedenken des Kanzlers nicht; das Einzige, was Bismarck erreichen konnte, war, daß ihm die Umformung der Erlasse übertragen wurde, auf deren Publikation der Kaiser, trotzdem Bismarck abrieth, beharrte. So kam es, daß die zwei Erlasse vom vierten Februar 1890 zwar das Gepräge bismärckischer Redaktion tragen, jedoch nicht die Gegenzeichnung des Reichskanzlers, der vor dem Urtheil der Geschichte die Verantwortung für die beiden Enunziationen nicht übernehmen zu können geglaubt hatte.

An den Sitzungen des Staatsrathes, der das Programm für die Berathungen der durch Bismarck in die Erlasse hineingebrachten und auf Grund der Erlasse einberufenen Internationalen Konferenz aufzustellen hatte, nahm Fürst Bismarck nur passiv Theil; um so eifriger betheiligte sich der Kaiser an den Verhandlungen. Nach damaligen offiziösen Berichten hat der Kaiser die Mitglieder des Staatsrathes, denen nun auch Hinzpeter zugesellt war, beauftragt, überall der Meinung entgegenzutreten, daß zwischen der Aufnahme der Arbeiterschutzgesetzgebung und der Arbeiterbewegung irgendein innrer Zusammenhang bestehe, und hat mit erhobener Stimme hinzugefügt, mit der Sozialdemokratie werde er schon selbst fertig zu werden wissen . . .

Der Wunsch des Kaisers, seine sozialen Ideen durchzusetzen, der Glaube, dieses Ziel durch die bezwingende Macht seiner Persönlichkeit erreichen zu können, und die Abneigung Bismarcks, dem neuen Herrn auf diesem neuen Wege zu folgen, schufen eine breite Gasse für den Zustrom unbeamteter und unverantwortlicher Rathgeber der Krone. An ihrer Spitze schritt 1890 Hinzpeter. Dabei hatte dieser Pädagoge (ich schöpfe hier wiederum aus Möllers confessions), als er den Plan faßte, seinen ehemaligen Zögling in einem den Intentionen des leitenden und verantwortlichen Staatsmannes entgegengesetzten Sinn über die sozialen Fragen zu informiren, sich

Google

erst wenig noch mit Volkswirthschaft und Sozialpolitik beschäftigt: der sich zudrängende Rathgeber war selbst noch des Rathes bedürftig und holte sich diesen Rath und volkswirthschaftliche und soziale Weisheit bei seinem Freund Dr. Karl Möller. Hie Bismarck, hie Möller! Welch ein Wagemuth, angesichts dieses (wenn auch postumen) Zugeständnisses des Dilettantismus, den Kaiser gegen seinen das Menschenmaß weit überragenden Kanzler zu berathen!

Dadurch, daß ers that, ward Hinzpeter, bewußt oder unbewußt, einer der Totengräber Bismarcks und half, parallel mit Eulenburg und Genossen (Hohenlohe II, 497) marschirend, dem Schädling des Dilettantismus Eingang in unsere gesammte Politik verschaffen, die verantwortlichen Königsräthe in den Schatten der unverantwortlichen stellen und damit die Fundamente der Reichs- und Staatsverfassung lockern.

Wie fremd und verständnißlos Hinzpeter Bismarcks Wesen, Bismarcks Psyche, Bismarcks historischer Größe gegenüberstand, wie wenig er die realen Faktoren unseres politischen Lebens begriff, dafür zeugt sein Versuch, auch den entamteten Bismarck unter die Unverantwortlichen einzureihen. Nach Möllers Bericht hat Hinzpeter sich längere Zeit eifrig bemüht, eine Versöhnung zwischen Kaiser und Bismarck auf der Grundlage herbeizuführen, daß der Kaiser in allen wichtigen Staatsangelegenheiten Bismarck um seine Ansicht befragte, ohne daß Bismarck eine amtliche Stellung einnähme. „Leider" (so schließt Möller seine Mittheilung) „sind diese Versuche gescheitert, durch die Bismarcks staatsmännisches Genie dem Reich erhalten werden sollte; jedoch sind sie nicht durch Hinzpeters oder des Kaisers Schuld mißlungen."

. . . „Alles, was Sie bei dieser Gelegenheit über die Schwierigkeit des Ingangehaltens der konstitutionellen Staatsmaschine sagen, unterschreibe ich durchaus, nur kann ich die Ansicht nicht gelten lassen, daß mein so nöthiges Vertrauen zu Ihnen und den anderen Räthen der Krone mangele . . . Ja, kann ein Monarch seinem Premier ein größeres Vertrauen beweisen als ich, der Ihnen zu so verschiedenen Malen und nun auch jetzt zuletzt noch private Briefe zusendet, die über momentan schwebende Fragen sprechen, damit Sie sich überzeugen, daß ich nichts der Art hinter Ihrem Rücken betreibe? Wenn ich Ihnen den Brief des Generals von Manteuffel in der memeler Angelegenheit sendete, weil er mir ein Novum (Tolleben) zu enthalten schien und ich deshalb Ihre Ansicht hören wollte, wenn ich Ihnen des Generals von Boyen Brief mittheilte, eben so einige Zeitungausschnitte, bemerkend, daß diese Pièces genau Das wiedergäben, was ich unverändert seit Jahr und Tag überall und offiziell ausgesprochen hätte — so sollte ich glauben, daß ich mein Vertrauen kaum steigern könnte. Daß ich aber überhaupt mein Ohr den Stimmen verschließen sollte, die in gewissen wichtigen Augenblicken sich vertrauensvoll an mich wenden, — Das werden Sie selbst nicht verlangen." (König Wilhelm an Bismarck am sechsundzwanzigsten Februar 1869.)

München. Dr. Eduard Bloch.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 20. Februar 1909.

Liquidation.

Vor siebenzig Jahren, als der Emir Abd el Kader, trotzdem er von den Franzosen geschlagen und zu zwei Friedensschlüssen gezwungen worden war, den Heiligen Krieg predigte und von Marokko her immer wieder Hilfe erhielt, sagte Louis Philippe, Frankreich werde in Algerien erst ungefährdet sein, wenn es auch im Scherifenreich herrsche. Sechs Jahre danach waren die Truppen des Sultans Abd ur Rahman vom General Bugeaud am Isly geschlagen, die Hafenstädte Tanger und Mogador vom Prinzen Joinville bombardirt; im Vertrag von Tanger mußte Marokko den neuen Herren Algeriens die selbe Grenze und das selbe Lebensrecht zuerkennen wie einst den Türken. Das geschah 1844. Britanien wird unruhig, streckt die Polypenarme nach dem marokkanischen Handel aus und erzwingt 1856 einen Handelsvertrag. In dem selben Jahr versucht der Preußenprinz Adalbert eine Landung an der Rifküste; die Mannschaft seiner Korvette „Danzig" wird von den Piraten mit Flintenkugeln verjagt. Sieben Tote und achtzehn Verwundete: mit dieser Bilanz schließt der erste deutsche Versuch, im Maghreb el Aksa als Freund und Kulturbringer Fuß zu fassen. Auch Frankreich ist noch weit vom Ziel seiner Wünsche. England erlaubt ihm nicht, über die Grenze zu greifen. Schon Nelson hatte gesagt, Tanger müsse marokkanisch bleiben oder englisch werden; „an den Südküsten Europas sind Flottenerfolge für uns nur möglich, wenn wir in Tanger sitzen oder mindestens auf die Ergebenheit des Sultans von Marokko zählen können." Alle Minister und Botschafter des Britenreiches dachten so. Als Louis Napoleon vorschlägt, Nordafrika unter die Westmächte zu vertheilen, Egypten den Briten, Marokko den Franzosen, Tunis den Italienern zu geben, erinnert Palmerston an den Plan des Bourgeoiskönigs und lehnt, im

Google

Ton sittsamer Unschuld, die ein unzüchtiger Antrag gekränkt hat, den Vorschlag ab. „Wir wollen Egypten ja gar nicht; wollen nur, daß es türkisch bleibt und nicht einer Europäermacht zufällt. Handeln und wandeln wollen wir in Egypten, nicht die Last der Regirung auf uns nehmen. Und die Herrschaft über Egypten wäre keine Kompensation für eine französische Eroberung Marokkos. Wir müssen beiden Ländern mit unserem Handelseinfluß zu neuer Blüthe zu helfen versuchen, uns aber vor Kreuzzügen und Eroberkriegen hüten, die uns vor dem Richterstuhl aller anderen civilisirten Völker verurtheilen würden." Marokko muß zur britischen Machtsphäre gehören: Das bleibt die Losung. Vor fünfzig Jahren schrieb Palmerston an John Russell, den Staatssekretär im Auswärtigen Amt: „Ein französischer Minister hat neulich gesagt, Frankreich könne sich in Algerien erst sicher fühlen, wenn es an der atlantischen Küste Afrikas einen Hafen habe. Gegen wen soll dieser Hafen den algerischen Besitzstand schützen? Offenbar nur gegen England. Frankreich sucht die Möglichkeit, uns die Einfahrt ins Mittelländische Meer zu sperren." Das Recht, in diesem Meer nach seinem Bedürfniß zu schalten, läßt England sich aber um keinen Preis abkaufen. Marokko liegt als ein Zankapfel zwischen den Westmächten. Gut für uns, denkt Bismarck, in dessen cauchemar des coalitions der Bund dieser Mächte als der lästigste Alb wirkt; regt sich drum nicht auf, als 1886 der von England, Frankreich und Deutschland vorgeschlagene Handelsvertragsplan in Fez abgelehnt wird, und bleibt auf dem Standpunkt, den er in den Tagen der Madrider Konferenz gewählt hat. Da ließ er Frankreichs marokkanische Wünsche so stark unterstützen, daß der Botschafter Graf Saint-Vallier ihm den Dank der Republik abstatten mußte. Chlodwig Hohenlohe soll den Franzosen „offen sagen, daß wir uns freuen, wenn sie in Tunis, Westafrika oder im Orient ihre Interessen wahrnehmen und dadurch abgehalten werden, ihre Blicke nach der Rheingrenze zu richten. Wir wollen Frankreich aber nicht etwa in Verwickelungen hineinhetzen; wir sind ruhige Zuschauer, werden Frankreich nicht inkommodiren und verlangen von ihm nichts Anderes als Ruhe und Frieden." General Pittié (der von Petersburg, wo er, als Militärkabinetschef, bei der Bestattung Alexanders des Zweiten den Präsidenten der Republik vertrat, nach Berlin kommt) hört aus dem Munde des Kanzlers den Rath, in Tunis ohne Rücksicht auf Italien vorzugehen. Je mehr Arbeit die Franzosen in Afrika haben, desto weniger Zeit bleibt ihnen, an die Vogesen zu denken; und je näher sie der Meerenge von Gibraltar sind, desto schwerer wird ihnen die Verständigung mit England.

Als Bismarck weggeschickt ist, setzt das Deutsche Reich in Fez den Abschluß eines Handelsvertrages durch. Salisbury wüthet, muß es aber leiden.

Google

Englands Einfluß scheint im Scherifenreich zu versickern. Wächst aber wieder, als Abd ul Aziz den Thron bestiegen und dem schottischen Kaid Mac Lean seine Reiterei anvertraut hat. Frankreich hineinlassen? Niemals. Im Jahr des Faschodastreites will die englische Admiralität die Küste Marokkos als Stützpunkt gegen die algerischen Häfen benutzen; wenn aus dem Maghreb dann die Rebellenfahne ins französische Kolonialreich getragen wird, werden die Pariser nachgeben. Das geschieht schon vorher. Oberst Marchand muß abziehen. Seit den Tagen des Mädchens von Orleans haben Briten und Franzosen einander nicht hitziger gehaßt. Der Bur wird verherrlicht, die alte Königin beschimpft, die Weltausstellung von den Engländern boykottirt. Marokko? Lieber als den Franzosen gönnen wirs noch den Deutschen, sagt Chamberlain ziemlich laut. Ein anglo-deutsches Bündniß dünkt ihn mit solchem Preis nicht zu theuer bezahlt. Warum? In Birmingham spricht ers allzu offen aus: „In China, in Afghanisten, in Indien haben wir mit Rußland zu rechnen; und ohne einen Verbündeten können wir den Russen nicht ernstlich schaden.“ Deutschland soll also wieder Britaniens Degen sein. Doch dieser Bündnißplan findet nicht einmal in Chamberlains Heimath ungetheilten Beifall. Das Deutsche Reich, heißts da, ist uns als Konkurrent viel gefährlicher als Rußland; wird sich übrigens hüten, so weit von der bismärckischen Tradition abzuweichen, daß es offen für uns gegen Rußland optirt. Hat sich gehütet; und verdient gerade dafür nicht Tadel. Ein paar Monate danach ist der Deutsche Kaiser in Konstantinopel, Jerusalem, Damaskus; preist den großen Saladin, verspricht den Muslmanen seinen Schutz und scheint entschlossen, den Glanz des Britennamens im Gebiete des Islam zu überstrahlen. Eine gewaltige Flotte und einen mächtigen Nimbus in der Osmanenwelt? Das ertrüge England nicht. Chamberlain empfiehlt einstweilen nicht mehr ein Bündniß, nur noch (in Wakefield) eine Verständigung mit Deutschland; und als er, unter Eduard, den alten Plan wieder aufnimmt, ist ihm auf beiden Seiten des Kanals die Stimmung noch weniger günstig. Wenn wir unser Prestige schmälern lassen, sagt Rosebery im Oberhaus, sind wir auf unseren Inseln nicht mehr sicher. Und wer bedroht dieses Prestige in China und in den muslimischen Ländern? Deutschlands Schiffahrt und Handel dehnt sich von Tag zu Tag weiter aus; fast kaufen wir den Deutschen schon eben so viel ab wie sie uns und fühlen (merkens auch an dem Geschrei der Arbeitlosen), wie unser Gewerbe unter der Konkurrenz leidet; wir müssen uns gegen das Deutsche Reich schützen, nicht uns ihm verbünden. Wilhelm hat gefährliche Weltherrschaftpläne, Graf Bülow, der so schroff gegen Chamberlain gesprochen und auf Persien und Marokko als auf zwei Brennpunkte hingewiesen hat, ist auch nicht unser Freund

Google

und das deutsche Volk hat mit einer ihm sonst fremden Leidenschaft für die Buren Partei ergriffen. So spricht man drüben. Bei uns haben nur die fanatischen Russenfeinde Lust zu einem Bündniß, dessen Hauptzweck wäre, Deutschlands Militärmacht in den Dienst der antirussischen Politik Großbritaniens zu stellen. Chamberlain ist der in Deutschland verhaßteste Mann (Spucknäpfe mit seinem Bildniß werden verkauft); was Der räth, kann dem Deutschen Reich nur schaden. Und als Marquis Ito in London Geld und einen Schutzvertrag erlangt hat, braucht England nicht mehr in Europa ein Schwert gegen Rußland zu suchen. Eduards klügster Wunsch ist erfüllt: Japan wird die Russen schwächen, Indiens Grenzen schützen, die Yankees den Werth britischer Freundschaft richtig schätzen lehren und die Franzosen in Indochina einschüchtern.

Mit der um ihren indochinesischen Besitzstand besorgten Republik kann England sich verständigen; muß sogar, wenn es noch von gescheiten Männern regirt wird. Herr Delcassé geht nach London, King Edward nach Paris, Lord Lansdowne und der Botschafter Paul Cambon verhandeln eifrig: und am achten April 1904 wird der Vertrag unterzeichnet, der, wie Louis Napoleon 1857 gewollt hat, den Briten Egypten, den Franzosen Marokko giebt. Die in Deutschland Regirenden bleiben ruhig. Im Reichstag sagt der Kanzler: „Wir sind, wie im Mittelmeere überhaupt, in Marokko im Wesentlichen wirthschaftlich interessirt. Wir haben keinen Grund, zu befürchten, daß unsere merkantilen Interessen in Marokko von irgendeiner Macht mißachtet oder verletzt werden könnten. Wir haben auch keine Ursache, anzunehmen, das englisch-französische Kolonialabkommen enthalte eine Spitze gegen irgendeine andere Macht. Ein gespanntes Verhältniß zwischen Frankreich und England brauchen wir schon deshalb nicht zu wünschen, weil ein solches Verhältniß eine Gefährdung des Weltfriedens wäre, dessen Aufrechterhaltung wir aufrichtig erstreben." Zwölfter April 1904. Drei Wochen vorher hat Delcassé den Fürsten Radolin versichert, die Handelsfreiheit werde streng und in weitestem Umfange (rigoureusement et entièrement) gewahrt werden. Wilhelm hofft noch, Frankreich rasch versöhnen, mit dem Präsidenten der Republik sich persönlich verständigen zu können. Daß die Enttäuschung ihn arg verstimmt hat, zeigt die Tonart seiner Reden; zeigt der Eifer, mit dem der Kanzler seit dem Frühjahr 1905 sich der marokkanischen Sache annimmt. Am letzten Märztag landet der Kaiser in Tanger. Der Besuch der Küstenstadt ist als ein symbolischer Akt gedacht: Wilhelm soll als Repräsentant deutscher Macht sichtbar werden, den Vertretern des Sultans im Privatgespräch unverbindliche Höflichkeit spenden und wieder verschwinden. Doch er spricht laut zu dem braunen Volk. Bleibt nur zwei Stunden; hält aber eine Rede, die am Quai d'Orsay nicht mehr als in der Wilhelm-

Google

straße überraſcht. „In dem Sultan, dem mein Beſuch gilt, ſehe ich den abſolut unabhängigen Herrn dieſes Landes, das unantaſtbar iſt und bleiben muß. Nur mit dem ſouverainen Sultan wird Deutſchland über ſeine marokkaniſchen Intereſſen verhandeln.“ Er hat geſchwankt; vor der Landung den Kapitän des Du Chayla gefragt, ob nicht zu viel See ſein werde, und noch auf dem Landungſteg dem franzöſiſchen Geſchäftsträger Grafen Chérisey die Frage entgegengerufen, ob auch ſicher nichts aus Paris angelangt ſei. Jetzt hat er geſprochen und die Reichspolitik feſtgelegt. Daß man zehn Wochen nach der kaiſerlichen Verkündung, Deutſchland werde nur mit dem Sultan verhandeln, ſich in Berlin nicht, wie Rouvier wünſchte, zu direkter Verhandlung mit Frankreich entſchloß, ſollten Deutſche nicht tadeln. Der Kaiſer, ſagte Fürſt Bülow zum Botſchafter Bihourd, „kann den Sultan, dem er ſich verpflichtet hat, nicht im Stich laſſen; doch die Zukunft gehört Dem, der zu warten verſteht. Die Unabhängigkeit des Sultans muß betont und eine Organiſation von den Mächten verſucht werden. Wenn der Verſuch mißlingt (was ſehr möglich iſt), kann Frankreich die Rolle, die es erſehnt, übernehmen.“ Delcaſſé, der im Wandelgang des Abgeordnetenhauſes über den coup de théâtre von Tanger geſpottet, an die dem alten Krüger verheißene Hilfe, an die zum Kampf gegen die gelbe Raſſe gepanzerte Fauſt erinnert und höhniſch geſagt haben ſollte, auch diesmal werde dem dröhnenden Wort nicht die That folgen, war fort und des Kaiſers Zorn verraucht. Zu dem General de Lacroix ſprach er: „Jetzt werde ich Sie nicht mehr geniren.“ Zu dem Militärbevollmächtigten Marquis de La Guiche: „Ich werde Ihnen keine Schwierigkeiten mehr machen und habe dem Grafen Tattenbach die verſöhnlichſten Inſtruktionen gegeben.“ Noch in der Zeit des Deſerteurſtreites konnte Graf Khevenhueller, der Botſchafter Oeſterreich-Ungarns, dem Miniſter Pichon melden, der Kaiſer ſei für die freundſchaftliche Schlichtung des Haders. Trotzdem ſagt Herr Tardieu in ſeinem Buch „La conférence d'Algésiras“: „Wilhelm der Zweite erklärt Jedem, mit dem er darüber ſpricht, er ſei der marokkaniſchen Widrigkeiten ſatt. Sein Wunſch war aber, man ſolle das Recht haben, von einem Triumph Deutſchlands zu reden; und gekränkter Stolz macht ihn vom erſten Konferenztag an zum wüthenden Gegner unſerer Diplomatie. Er entſcheidet. Er telegraphirt an die fremden Staatshäupter. Daß unſere Feſtigkeit in Algeſiras den ehrenvollen Ausgleich erreichte, wurde nur möglich, weil auf den Kaiſer eingewirkt worden war.“ In ſchmerzlicher Scham lieſt der Deutſche ſolche Sätze. Braucht er wirklich noch im Auswärtigen Amt (das Baron Schoen neulich ſo zaghaft und unzulänglich vertheidigt hat) und draußen Sündenböcke zu ſuchen? Kann er zweifeln, warum Alles ſo kommen mußte, wie es gekommen iſt?

Google

Vier Jahre lang haben wir um Marokko gehadert; mußte auch der wohlwollende Beurtheiler glauben, Deutschland wolle den Franzosen das Scherifenreich sperren. Zweimal stellte dieser Streit uns vor die ernsteste Kriegsgefahr, die das Reich erlebt hat. Nun ist, am neunten Februar, von dem Freiherrn von Schoen und dem Botschafter Jules Cambon ein Vertrag unterzeichnet worden, der alle französischen Wünsche erfüllt, feststellt, daß Deutschland in Marokko „ausschließlich" Wirthschaftinteressen habe, und die Franzosen nur verpflichtet, dem deutschen Handel und Gewerbe das selbe Recht zu gewähren wie dem jeder anderen Nation. Der Schlußsatz lautet: „Beide Regirungen erklären, daß sie keine Maßregel ergreifen noch ermuthigen werden, die geeignet wäre, zu ihren eigenen Gunsten oder zu Gunsten irgendeiner anderen Macht wirthschaftliche Vorrechte zu schaffen, und daß sie trachten werden, ihre Staatsangehörigen an den Geschäften gemeinsam zu betheiligen, deren Ausführung ihnen übertragen werden soll." Der Gedanke, den der (schlecht übersetzte) Text ausdrücken will, bleibt im Bereich der Hoffnung. Frankreich ist Herr in Marokko: Von hundert Aufträgen werden den Franzosen fortan wohl mindestens achtzig zufallen; aber sie werden „trachten" (ils chercheront), die deutschen Mitwerber daran zu betheiligen. Ob dieses Trachten immer von ernstem Eifer unterstützt werden und wie oft es zum Erfolg führen wird, wollen wir ohne Illusion abwarten. Und bedenken, daß England auch noch da ist und gewiß nicht Lust hat, sich die Möglichkeit zu profitlichen Geschäften in Marokko von den lieben pariser Freunden nehmen zu lassen. Einen Vertrag dieses Inhaltes konnten wir jeden Tag haben. Auch von Delcassé, der seinen Botschafter immer wieder anwies, zu fragen, was man in Berlin denn eigentlich wolle. Daß man sich ins Unvermeidliche gefügt und dem ertraglosen Vergnügen, die Franzosen zu ärgern, entsagt hat, ist verständig. (Seit Algesiras wurde hier empfohlen, den Kampf aufzugeben, in dem doch kein Sieg mehr zu erstreiten sei, und den Gegner nicht mit Nadelstichen zu ärgern.) Der Rückblick lehrt aber, wie bei uns regirt worden ist. Darum Räuber und Mörder! Darum die Westmächte aneinandergeschmiedet, die anglo-russische Freundschaft ermöglicht, Italien zur uns unbequemsten Option gezwungen, im Bereich des Islam das Ansehen geschmälert, demüthigende Zumuthungen hingenommen, Rückzüge beschlossen, werthvolle Kräfte verbraucht, unsere ganze Weltstellung verschlechtert. Um einen Vertrag, den wir ohne die allergeringste Anstrengung stets haben konnten und der uns sacht auf den bismärckischen Standpunkt von 1880 zurückführt. Wars nöthig, ihn zu verlassen, den Franzosen zuzurufen, daß „wir hinter Marokko stehen", in den Landsleuten am Atlas erst Hoffnungen zu wecken, die so bitterlich nun enttäuscht werden? Vorbei. Wer schlecht gewirthschaftet hat, muß

Google

sich zu einem Arrangement mit den ihm im Augenblick Ueberlegenen entschließen. Das ist zu ertragen. Nur darf man sich nicht darüber täuschen, daß dieser Vertrag das dunkle Denkmal einer Politik ist, die Bankerot gemacht hat.

Und deshalb im deutschen Land nie wieder möglich werden darf. Im Gaulois hat Herr D'Aral erzählt: „Ein deutscher Diplomat von hohem Rang sagte mir gestern, er könne bezeugen, daß die glückliche Beendung des deutsch-französischen Mißverständnisses dem Kaiser zu danken sei, der in seinen letzten Gesprächen mit dem Fürsten Bülow immer wieder diese Lösung empfohlen und dem Kanzler gerathen habe, im Verkehr mit Frankreich seine politische Haltung zu ändern. Und wissen Sie, fügte der Deutsche hinzu, welcher Grund den Kaiser mitbestimmt hat, hinter den Coulissen für Sie zu wirken? So unwahrscheinlich es klingt: die Freude darüber, daß in den Tagen der Auseinandersetzung mit seinem Kanzler die Oeffentliche Meinung Frankreichs für ihn war und den vom Fürsten Bülow zuerst gewählten Standpunkt tadelte." Solche Legende schleicht nicht zum ersten Mal durchs Nachbarland. Daß sie noch jetzt vorwärts kommt, nach dem Novembersturm noch Glauben findet, beweist, wie der Dualismus und die Unstetheit deutscher Politik die Geister verwirrt hat. Herr D'Aral sollte sich sammt seinem deutschen Diplomaten von hohem Rang vor trügerischer Hoffnung hüten. Die Zeit, in der es neben der offiziell amtlichen eine kaiserliche Politik gab, liegt hinter uns; muß hinter uns liegen. Der Kaiser kann nicht Anderes wollen als sein Kanzler; müßte, nach dem Sinn der Reichsverfassung, ins höchste Amt einen neuen Mann rufen, wenn er das Handeln des alten nicht mehr zu billigen vermöchte. Wilhelm hat in furchtbar ernster Stunde verheißen, die von der Verfassung vorgeschriebene Verantwortlichkeit fortan zu wahren und auf seinem hohen Sitz für die Einheitlichkeit deutscher Politik zu sorgen. Hätte er an der Nothwendigkeit der Novemberdebatte noch gezweifelt, dann wäre er jetzt gewiß überzeugt. So beschämend schlechte Geschäfte wie im Marokkohandel konnte das Deutsche Reich nur in Tagen zwiespältigen und drum kraftlosen Wollens machen. Und einen Zustand, den die Franzosen zurücksehnen, muß der ungetrübte Blick eines Deutschen Kaisers als dem Reich (und damit auch dessen höchstem Repräsentanten) schädlich erkennen. Wir haben das langwierige Spiel verloren. Wissen nun wenigstens aber, warum es, trotz allen Trümpfen, nicht zu gewinnen war.

Während in der Wilhelmstraße der Vertrag unterzeichnet wurde, zog König Eduard mit seiner Frau in Berlin ein. Vielleicht hat er Herrn Cambon, als er ihn am nächsten Abend im Opernhause sah, gefragt, ob nun nicht Alles genau so gekommen sei, wie ers vorausgesagt habe. Der Gesandte Regnault wird in Fez als Bringer des Heils gefeiert, Muley Hafid hat der Republik Herz und

Google

Hand geöffnet und von Deutschland, dessen Nimbus in Ost und West den Islam nur noch Blendwerk dünkt, ist nichts mehr zu fürchten. „Alles haben wir, trotz Clemenceaus Galliertemperament, ohne Krieg erreicht; wie ichs dem kleinen Delcassé beim pariser Frühstück prophezeit habe.“ Kein Wunder, daß der King vergnügt war. Leicht ists ihm nicht geworden, seine Landsleute von der Politik Nelsons und Palmerstons abzubringen; jetzt sahen sie doch, daß der Verzicht auf Marokko kein ertragloses Opfer war. „Den deutschen Flottenbau können wir nicht hindern, nur überbieten; in der Welt Mohammeds aber, ohne deren Freundschaft unser indischer Besitz unhaltbar ist, überstrahlt uns fürs Erste auch die stärkste Kontinentalmacht nicht. Dieses Deutschland bleibt Unsereinem übrigens immer ein Räthselreich. Jahre lang haben sie mich hier als Hans Lüderlich gehöhnt, geschimpft, als den Vater aller deutschen Leiden verwünscht: und nun, dicht am Ziel meiner Wünsche, werde ich mit Jubelrufen von den Bürgern empfangen, lese ich, der ihnen in Europa die Hegemonie entriß, die Möglichkeit der Expansion in andere Erdtheile ihnen schmälerte, Artikel, in denen mir wie dem treusten Freund und nützlichsten Helfer des Reiches gehuldigt wird. Für so eigennutzlose Feierstimmung wäre der Brite nicht zu haben. Der will wissen, was bei dem Gejauchz herauskommt. Wenn William uns angethan hätte, was ich den Deutschen that, müßte ich ihn bitten, nicht an der englischen Küste zu landen, und kein Lord-Mayor dürfte wagen, ihm hymnischen Gruß zu bieten.“ So mochte Eduard denken. Immerhin blieb der Ueberschwang vereinzelt, der Kaiser sprach an der Prunktafel ohne allzu heftige Emphase und die Volksfeststimmung, die sich hier und da zeigte, erwuchs aus dem Gefühl, daß ein neues Kapitel deutscher Geschichte begonnen habe und das alte uns nicht länger schaden könne. Eine verunglückte Einholung (der Hofzug hält vor der Bahnhofshalle, der ganze Hof muß sich in Trab setzen, um die hohen Gäste nicht zu lange ohne Willkommensgruß zu lassen, Galakutschenpferde scheuen und bäumen sich, die Königin und die Kaiserin müssen auf offener Straße in einen anderen Wagen umsteigen, dessen Lenker dann nicht weiß, vor welches Schloßportal er fahren soll); aber die Gewißheit, daß des ärgsten Mißvergnügens Winter überstanden ist. Eduard giebt sich artig, klug, taktvoll und einfach; wünscht der deutschen Kunst und Wissenschaft (nicht dem Gewerbe, der politischen und militärischen Macht) noch reichere Blüthe und sagt so ruhig, als könne kein Mensch an der Aufrichtigkeit solchen Wollens zweifeln, er strebe nach einem guten, herzlichen Verhältniß zu Deutschland. Ist wohl auch aufrichtig. Denn einstweilen (oft wars hier zu lesen) hat er genug erreicht, zur gefährlichsten Probe entschließt England sich schwer und ein so erfahrener Geschäftsmann

Google

weiß, daß er das erwachte Deutschland nicht behandeln darf wie das schlummernde, das stumm einen Willen im weiten Reich schalten ließ.

Dieses Bewußtsein kann uns trösten. Seit im November die Nation gesprochen und laut den Entschluß verkündet hat, ihr Schicksal selbst zu gestalten, werden wir besser behandelt. In Südosteuropa ist, da wir still und ernst thaten, was Reichsinteresse und Bundesgenossenpflicht befahlen, die Intimität unserer Gegner ein Bischen rostig geworden; und diese Gegner wissen jetzt, daß sie mit dreiundsechzig Millionen deutscher Menschen zu rechnen haben, nicht nur mit Einem, auf dessen Nerven sie Jahrzehnte lang durch Schmeichlerlist oder Einschüchterung wirken zu können hofften. Zwei Erfolge. Die nicht funkeln und Hochgefühle erregen, die wir, nach langer Entbehrung, aber hüten müssen wie des Reiches Hort. Keine Reden mehr, die werben oder drohen, die Reichspolitik binden oder die Freiheit der Wahl hemmen. Weder pomphafte Feste noch schwachgemuthe Betheuerungen friedfertiger Geduld. Die nirgends anzuweifelnde Entschlossenheit zu einem von der nationalen Ehre geforderten Krieg sichert heutzutage den Frieden am Besten. Wir wollen Keinem Etwas nehmen, Keinen grundlos kränken, doch von Keinem auch demüthigende Zumuthung dulden. Neue Bündnisse brauchen wir nicht, könnten bis übermorgen auch keine erlangen; und der Versuch, die den Briten, Russen, Italienern, Japanern und Mohammedanern verbündete Französische Republik für ein Generalabkommen zu gewinnen, brächte, wenn er gelänge, rebus sic stantibus nur den Westmächten Vortheil und müßte in jedem Fall die Hoffnung auf eine nahe Revision des frankfurter Friedensvertrages nähren. Wir wollen dem Reich auf anständige und verständige Art Geld schaffen, dafür sorgen, daß nicht Riesensummen ohne Noth ausgegeben werden (auch nicht für unzeitgemäße Schlachtschiffe eines noch niemals erprobten Typs), zur Sicherung der Einheit nationalen und kaiserlichen Wollens alles würdig Mögliche thun und in furchtloser Ruhe warten, bis die Anderen sich wieder bemühen, Geschäfte mit uns zu machen. Frankreich ist nicht „versöhnt" und England vergißt auch in illuminirten und mit buntem Papier geputzten Straßen niemals, was sein Lebensinteresse heischt. Nur ein blinder Tropf kann sich dem Wahn hingeben, seit dem neunten Februartag sei Alles wieder in schönster Ordnung. Bis dahin ists noch weit; brauchts Geduld und Tapferkeit. Doch die drückendste Last ist von Germaniens Schultern genommen. Hastig geknüpfte Bünde lockern sich leicht. Auch die Umarmung kann lästig werden. Und Deutschland ist unüberwindlich, wenn es weiß, was es will, wollen muß, und die gesammelte Kraft nur da muthig einsetzt, wo die großen Zeichen der Zeit ihm den Weg in die Zukunft weisen.

Google

Sophistenthum.

Das Sophistenthum der niedergehenden hellenischen Kulturwelt war eine Erscheinung, die sich mit dem Pharisäismus in Palästina und dem Jesuitismus der späteren abendländischen Kulturwelt in Parallele bringen läßt. Absterbende Völker pflegen oft mit einer gewissen Gewaltsamkeit einen Typus herauszubilden, der sich ihres Lebensinhaltes, ihrer Glaubens- und Denkweise zu bemächtigen sucht, um sie auf feste, unverbrüchliche Formeln und Lebensregeln zu bringen, wie im Judaea der nachexilischen und im katholischen Abendland der nachreformatorischen Zeit; oder der durch Auflösung der alten Glaubens- und Sittengesetze in allgemeiner Skepsis mit blendender Dialektik die Geister zu bannen versteht, wie in Griechenland, wo die scheinbare intellektuelle Ueberlegenheit, die Für und Wider mit gleicher Kunst zu beweisen wußte, der Eitelkeit des Volksgenius schmeichelte und ihn in nicht minder starke Fesseln schlug als die Gesetzes- und Glaubensformeln die Völker im frühen Osten und späten Westen. Ob diese Erscheinung nun in positiven Niederschlägen oder in negirender Gestalt zum Ausdruck kommt: sie muß als ein Versuch angesehen werden, aus einer drohenden Verherung gewissermaßen zu retten, was zu retten ist, und den jeweiligen Völkern den wankenden inneren Halt zu ersetzen, indem ihnen ein Netz über den Kopf geworfen wird, an das sie sich klammern können und an dem sie zugleich von den jeweiligen Pharisäern, Sophisten und Jesuiten gehalten und beherrscht werden.

Das Sophistenthum rettete das Griechenvolk aus seinem politischen Bankerot und bewahrte es vor dem Untergang in dem Völkerbrei, der sich von Kleinasien und der Levante westwärts ergoß. Der dialektische Jesuitismus sicherte ihm eine neue Machtstellung in der antiken Kulturwelt. Die blendenden großen Redner, wie Protagoras, der bedeutendste der Sophisten, machten glänzende Geschäfte, denn sie arbeiteten nur für schweres Geld; auch die kleineren Geister waren von den Bürgern gesucht, weil sie verstanden, die Jünglinge in allerlei Künsten, Geschicklichkeiten und Fertigkeiten zu unterrichten, die Ruhm und Gold zu erringen geeignet waren. So wurden die Sophisten die brauchbaren Lehrer und Bildner des verarmenden Griechenvolkes, das vor der Auflösung seiner sozialen und seiner politischen Einrichtungen stand und sich, wie die Glieder einer heruntergekommenen Adelsfamilie, gewissermaßen nach einem „Erwerb" umsehen mußte. Die Sophisten haben aus dem dekadenten Hellenen den „Graeculus" geschaffen, den in allen Sätteln gerechten, vielgewandten Virtuosen der Antike, der als Baumeister, Bildhauer, Pädagoge, Schauspieler, Tänzer, Kochkünstler das spätere römische Reich durchwallte, ein Typus, auf den der Römer verächtlich herabsah, der ihm aber zu seinem Herrendienst sehr

Google

brauchbar erschien. Die Volkserbitterung, die den großen Bekämpfer der Sophisten in den Tod brachte, dürfte damit eine weitere Motivirung erhalten. Nicht nur ideelle und religiöse Interessen standen auf dem Spiel. Denn schließlich war es Sokrates nicht allein, der die Existenz der alten Götterwelt in Frage stellte (Das thaten die Sophisten auch); vielmehr handelte es sich noch um soziale und materielle Interessen, in denen die Sophisten sich gefährdet sahen. Sokrates nahm kein Geld für seine Unterweisung in der Tugend und mit dieser war nichts zu verdienen.

Das Sophistenthum siegte auf der ganzen Linie. Wie Walter Pater*) bemerkt, lag es den Griechen längst im Blut und brach elementar hervor, sobald sich dir rechte Brut- und Nährstätte dafür aufgethan hatte: der Demos von Athen. Von hier ging es dann wie ein Bazillenschwarm über die hellenische und die übrige antike Welt. „Der wahre, der dynamische Sophist", sagt Pater, „war also das athenische Alltagspublikum und die offenkundigen, die professionellen Sophisten spielten weniger die Rolle seiner geistigen Führer als die seiner Schüler und Jünger. Sie sorgten nur dafür, daß ihm sein Glaube dauernd genügte (abonder dans son sens nennen es die Franzosen), wie der Wärter ein wildes Thier (Dies ist Platos eigenes Bild) dadurch im Zaum hält, daß er sich mit klugem Vorbedacht allen seinen Launen fügt. Die Sophisten waren nicht so sehr die Urheber wie das Erzeugniß ihrer sozialen Umgebung. Sie hatten mit großer Klugheit das treibende Element der Gesellschaft, die sie unterhielt, erkannt und bestimmt und wollten es nur regeln und dadurch selbst erhalten. Der Führer der Sophisten, Protagoras, hat die Physik oder Metaphysik des Heraklit auf die Ethik angewandt; und nun war es, als ob das scheidende heraklitische Feuer auch das Leben, die Gedanken, die Gefühle und den Willen der Menschen ergriffen hätte." Heraklit, den dunklen Philosophen der Antike, hier als Vater der Sophisten bezeichnet zu finden, dürfte auf den ersten Blick überraschen. An anderer Stelle spricht Pater von der Gegnerschaft Platos gegen die erfolgreichen Sophisten der Zeit, „in denen die alte skeptische Bewegungphilosophie als Moraltheologie wieder auferstanden zu sein schien." Plato hatte von seinem Meister Sokrates die Vorliebe für die „angreifende Gedankenstrenge" der eleatischen Schule übernommen und auf dieser Grundlage errichtete er seine Philophie, entwarf er schließlich das Bild der „idealen Stadt", indem er die Strahlen griechischen Lebens, zu wahrer Harmonie vereint, dem zerfahrenen Leben seiner Zeit vor Augen stellte. Das Urbild dieser idealen Stadt aber war für Plato Sparta. Der Athener richtete aus dem Wirrwar seiner Vaterstadt die verzweifelten Blicke suchend nach dem Eurotasthal. Immer war dem Griechen dorische Philosophie und

*) Plato und der Platonismus. Vorlesungen. Eugen Diederichs in Jena.

Google

Lebensweise als die eigentliche, echt hellenische erschienen; und wie er auch in guten Tagen mit dem glänzenden und lebenslustigen Athen sympathisirte: er empfand dessen Kultur doch überall in gewissem Grade als fremdartig und in Zeiten der politischen wie der sozialen Gefahr suchte er seinen Rückhalt an Sparta. Als die größte soziale Gefahr für das echte Griechenthum im dorischen Sinn hatten Sokrates und Plato das Sophistenthum erkannt. Dieses war aber, wie wir sahen, nur die letzte Konsequenz und der praktische Niederschlag der jonischen Philosophie, die sich auf Heraklit gründete. Dieser große Einsame hatte bei seiner Lehre vom ewigen Fluß aller Dinge wohl nicht daran gedacht, eine Moraltheologie, eine Nutzanwendung für das wirkliche Leben daraus zu gewinnen; doch seine Schüler und Nachfolger mußten sich dieser dankbaren und einträglichen Aufgabe eben so sicher unterziehen, wie der Jesuismus einmal als Jesuitismus ausgeschlachtet werden mußte. Die Sophistik, die Schwarz als Weiß und Weiß als Schwarz beweisen konnte, die Recht in Unrecht und Unrecht in Recht verkehrte und schließlich sagte: Im letzten Grund ists gleichgiltig, wie ich handle, denn Alles ist in einander verschlungen, Bös in Gut und Gut in Bös, diese Sophistik kann man einen natürlichen Jesuitismus nennen, der sich auf eben den Satz gründet: „Der Zweck heiligt die Mittel". Durch ein ungeheuerliches Verbrechen, das die Welt entsetzt, durch eine despotische Vergewaltigung, die die Völker aufrüttelt, wird dem Fortschritt und der Entwickelung oft eben so gedient wie durch eine heilsame Einrichtung, die überall auch Indolenz und Mißbräuche mit heranzieht. Das sind freilich Wahrheiten, deren Nutzanwendung wir dem natürlichen Verlauf der Dinge und der geschichtlichen Fügung zu überlassen haben, die aber der sophistische Geist im eigenen Interesse fruchtbar zu machen sucht, wie der jesuitische sich im Interesse des Reiches Gottes und seiner irdischen Vertretung, der Katholischen Kirche, jenseits von Gut und Böse in diesem Sinn stellt. Was Sokrates und Plato also im Sophistizismus bekämpften, war ein jesuitisch-schillerndes Prinzip, das auf Grund des πρωτον ψεῦδος die Gewissen entlastete; und der jonische Geist erscheint katholisirend gegenüber dem dorischen, in dem wir das protestantische Prinzip innerhalb der hellenischen Kulturwelt zu erkennen haben.

Die Spartaner sind von den übrigen Griechen wohl mehr verehrt und gefürchtet als geliebt worden; die Athener aber wurden wegen ihrer dialektischen Ueberlegenheit gehaßt. In der Geschichte hat sich dies Verhältniß umgekehrt. Der Freistaat Athen will uns als die Vollendung griechischen Wesens erscheinen und in Sparta erkennen wir nur eine finstere Kaserne und Zwingburg, in der das Menschenwesen in einseitiger Zuchtwahl verstümmelt wurde. In dieser Beleuchtung wird der Jugend die griechische Geschichte und Kultur gezeigt; und auch Schiller hat in seiner Vorlesung über die „Gesetzgebung des Lykurg und Solon" zu einer solchen Auffassung der Verhältnisse beigetragen. Diese

Go gle

Auffassung aber ist eine höchst oberflächliche, so weit sie Sparta und die dorische Kultur betrifft. Sparta war von einer Art Geheimniß umwoben und selbst die zeitgenössischen Griechen haben niemals völlig klaren Einblick in die inneren Verhältnisse und den wahren Lebensgeist der Herrengeschlechter gewinnen können, die im Eurotasthal herrschten. Die meisten kannten nur die äußerliche Erscheinung des spartanischen Wesens: das militärische Auftreten, die lakonische Redeweise, die schlichte Tracht und karge Lebensweise, die allein von der Uebung und Ausbildung des Körpers ausgefüllt schien. Und die Spartaner selbst wollten so und nur so gesehen werden; es war eine verschlagene Politik dieses staatsklügsten Volkes der Erde, sich als roh und unwissend verschreien zu lassen, um aus dieser Täuschung der Welt Vortheile zu ziehen. Die Spartaner wollten von ihren Gegnern geistig unterschätzt werden, um deren sorglose Haltung besser überraschen zu können; und sie begünstigten bei ihren Anhängern die Auffassung, das ganze spartanische Wesen bestehe in der straffen Manneszucht, dem täglichen Drill, der kargen Lebensweise und der schweren dorischen Gürtung. Insgeheim aber erlustigten sie sich über die Getäuschten und spotteten ihrer Anhänger wie ihrer Gegner, besonders der Athener, die dem schwerzüngigen und ungelenken Spartaner durch den blendenden Schwall ihrer Dialektik zu imponiren glaubten, bis er, in schlagfertiger Geistesgegenwart von Jugend auf geübt, den Gegner mit einem treffenden epigrammatischen Wort unerwartet ad absurdum führte. Und insgeheim trieben sie ihre Philosophie und übten sich in einem Wissen nach der pythagoräischen Schule, wovon die übrige Griechenwelt kaum eine Ahnung hatte. Nur Einzelne, wie Plato, kamen dahinter, daß es in Lakedämon mehr Philosophie gebe als irgendwo sonst in der Welt. Keinem Fremden wurde je ein Einblick in ihre Schulen gestattet, und so lange Fremde in der Stadt weilten, ruhten die Studien und Uebungen. Sollten sie wieder beginnen, dann wurden die Fremden aus der Stadt gewiesen. Diese bekamen nur die unerfreuliche, harte Lebensweise zu sehen. Sobald die Spartaner aber unter sich waren, kam ihre Lernbegier, die in der Erziehung zu strenger Einfalt und verhaltener Kraft gipfelte, zum Ausdruck. Die Kulturgeschichte kennt kein anderes Beispiel dafür, daß Dürftigkeit der ganzen Lebenshaltung, Beschränkung auf die nothwendigsten Bedürfnisse, Verachtung jeglichen sinnlichen Genusses, bei Abwesenheit aller transszendentalen Anwandlungen also eine gewisse mönchische Art und Lebensweise, als die Kennzeichen wahren Adels- und Herrenmenschenthumes gewerthet wurden. Heloten durften sich in prunkvolle Gewänder stecken und die köstlichsten Speisen genießen: sich so zu vergnügen, ist Sklavenart. Der Spartiate blieb nüchtern, ging im groben Hemd einher und begnügte sich mit der schwarzen Suppe. Zu seiner Erlustigung wurden dann Heloten betrunken gemacht, um ihm durch den abschreckenden Anblick zugleich das Trinken zu verleiden. Und daraus erwuchs sein tiefes

Google

Lebensgefühl und seine Lebensfreude, daß er alles Maßlose und nur genießende Leben verachten konnte und über die Mitlebenden, die dieser Daseinsart ergeben waren, wie die gesammte Griechenwelt der Zeit, nicht nur politisch, sondern auch geistig die Oberhand behielt. Die unerschütterliche, nicht nur militärisch geschlossene, sondern zugleich musisch gestimmte und durchgeistigte Lebensgemeinschaft im Eurotasthal, die wie eine einsame Hochburg in einem brandenden Volksmeer stand, war es, die es dem Griechenvolk, bis auf die Athener Sokrates und Plato, immer wieder angethan hat und vor der Athen mit all seiner hohen und raffinirten Marmor- und Lebenskunst, mit all seinen Reizen und Lockungen verbleichen mußte. Und es war ein Zeichen des im Grunde noch gesunden Sinnes der Griechen bis in ihre späten sophistischen Tage, daß sie von Athen immer wieder nach Sparta blickten und über der blendenden Stadt des Perikles und Phidias die verhaltene Frohkraft schlichter Harmonie nicht verachten lernten, sondern nur immer mehr ehren, die in ihrer apollinischen. männlich-musischen Geschlossenheit nur einmal verwirklicht worden ist und nur mit den Geschlechtern aussterben konnte, die ihre Glieder waren.

Die Nachwelt hat sich nicht für den dorischen, sondern für den jonischen Geist des Griechenthumes entschieden. Sie hat, wie die zeitgenössischen Griechen selbst, nur die Außenseite der lakedämonischen Kultur gesehen, den verborgenen hohen musischen Geist aber nicht erkannt, der die Gemeinschaft beseelt und in dem sie ihren einzigen dauerbaren Zusammenhalt gefunden hat. Wer zum Vergleich auf Rom verweisen wollte, müßte bedenken, daß dort eine zusammengewürfelte Kriegerbande sich innerhalb einer Welt von Feinden zu behaupten suchte. Die gefährdete Lage erhob ihren Muth und steigerte ihre Kraft und Intelligenz. Sie mußte ein instinktives Zusammenwachsen, einen unerschütterlichen staatlichen Zusammenhalt bewirken, der eines musischen Elementes entbehren konnte, zu dem die Zeit wie die Kraft gebrach. Dem Römer stand der Sinn allein nach dem Ausbau seines Staatswesens, das er mit immer neuen und stärkeren Fortifikationen zu umgeben wie zu durchsetzen strebte, gleich einer ungeheuren Feste, um den inneren wie den äußeren Stürmen zu trotzen. Der Mensch war um des Staates willen da; aber der Römer, so weit ihn der Dienst für den Staat nicht in Anspruch nahm, blieb sich selbst überlassen. Da war keine Behörde, die seine weitere Menschenbildung, die seine gymnastische und musische Erziehung in die Hand genommen hätte. Die Römer waren ein durchaus amusisches Volk, das seine Muße nur mit rohem Sinnengenuß auszufüllen wußte. In Sparta hingegen stand eine Kriegerkaste innerhalb einer stammverwandten Welt, aus der sie sich herausheben konnte nicht allein durch Kriegstüchtigkeit (denn die eignete auch dem Barbaren), sondern nur durch eine höhere Lebensweise. Sie mußten eine neue Weise, zu leben, erfinden, die sie von der übrigen Griechenwelt abhob; und diese Lebens-

Google

weise forderte die geistige und körperliche Durchbildung des lakedämonischen Menschen zu harmonisch-geschlossener Einheit. „Wozu dies unabläßige Fronen Tag vor Tag? Wozu diese mühevolle, endlose Erziehung, die nicht einmal zu etwas besonders Nützlichem und Erfreulichem verhilft?“ Auf diese Frage eines Platoschülers hätte ein intelligenter junger Spartaner erwidern können: „Auf daß ich selbst ein vollkommenes Kunstwerk werde und mich so vor den Augen von ganz Hellas zeigen könne“ (Pater). So war hier der Mensch nicht nur um des Staates willen, sondern zugleich der Staat um des Menschen willen da. Wie der Mensch den Staat nicht verließ, so ließ der Staat den Menschen nicht los; er überließ ihn keinen Augenblick sich selbst, sondern hielt ihn stets im Schwung und Bewußtsein seiner menschenbildnerischen Aufgabe an sich selbst wie an seinen Mitgenossen. Von Zion hat die abendländische Menschheit ihre religiöse Kultur, von Rom hat sie ihre staatswissenschaftliche und juridische Bildung übernommen. Das dorische Ideal, die lakedämonische Weise, die Religion und Staat, Gottesdienst und Gemeinschaftleben, unlösbar in einander verschlungen und durchdrungen, in dem recht arischen Einklang als den Dienst am Menschen zum Ausdruck brachte, ist ihr verloren. Nur in Sparta war verwirklicht, wonach die abendländische Kulturwelt, insbesondere die deutsche, wie nach einem fernen, unerreichbaren Ideal tastet: der Einklang zwischen Religion und Leben, zwischen Glauben und Wissen. Unsere Erziehung und Bildung ist ein Mischprodukt aus jonischem Sophistizismus, semitischem Ethizismus und römischem Juristizismus; sie wird von drei Kultursphären in die Arbeit genommen, denen das musische Element völlig fehlt. Wäre Sparta an die Stelle von Rom getreten, wäre das Abendland dorisch, statt römisch-zionistisch gestimmt worden, dann hätten wir das Ziel schon erreicht, nach dem unsere Kulturentwickelung jetzt langsam erst hinstrebt.

Nietzsche behauptet, Goethe habe die Griechen nicht verstanden, weil er nur die apollinische Außenseite ihrer Kultur gesehen, nicht aber zugleich ihren wahren und tieferen dionysischen Lebensgrund erkannt habe. Eine Ausartung dieser apollinischen Kultur war die Sophistik, eine andere der Alexandrinismus; jene eine kulturpolitisch-dialektische Verirrung, dieser eine intellektuelle. Beide Erscheinungen aber waren bedingt und nur möglich durch die Lösung des griechischen Geistes von dem dionysischen Lebensgrunde, den wie einen heiligen Hort und die letzte Reserve des Hellenismus wiederum die lakedämonischen Dorer wahrten. Der Jonismus, der in den Sophistizismus und später in den Alexandrinismus überging, war wie eine abschnurrende Uhr, der man den Perpendikel ausgehängt hat. So arbeitete der griechische Intellekt mit gleichsam „ausgehängtem Willen“ nach dem politischen Bankerot Griechenlands weiter, unter Preisgebung des dorischen Ideals vom „großen Einklang“. Mit dem jonischen Auge haben wir Abendländer das Griechenthum sehen und abschätzen

Google

gelernt; auch für Goethe blieb es nur ein ästhetisches Problem und wurde zu keiner dionysischen Aufgabe. Die platonische Philosophie, in der die eleatische Lehre von dem τὸ ὄν, dem ewig Seienden, für die die wirkliche Welt nur als eine Art Vision bestand, mit der heraklitischen Lehre vom ewigen Fluß der Dinge, dem παντα ῥεῖ, als dem wechselnden Niederschlag des wirklichen Lebens aus der Welt der Ideen, zu harmonischer Ergänzung in einem großartigen System zusammengeflossen war, wurde dem Abendland zunächst durch die alexandrinische Schule in Gestalt des Neuplatonismus vermittelt, in dem sich auf Grund der Emanationtheorie vom absteigenden Ursprung aller Lebensentwickelung aus dem göttlichen Urwesen die platonische Ideenlehre mit der christlichen Erlösungtheorie verschmolz. Auf diesem Weg vollzog sich die erste Berührung mit dem hellenischen Geist. Die nächste und unmittelbare Verbindung mit den Werken der Antike brachte die Renaissance. Die Wiedergeburt antiken Geistes in Italien, die man unter diesem Namen versteht, trug aber entschieden dorischen Charakter. Das erscheint begreiflich, wenn man bedenkt, daß Großgriechenland ursprünglich vorwiegend dorisch kolonisirt war. Auch die Nachkommen der germanischen Elemente, die Italien in der Völkerwanderungzeit durchsetzt hatten, mußten in ihrer noch ungebrochenen Kraft mit der starksinnigen dorischen Lebensauffassung mehr sympathisiren als mit dem greisenhaften Jonismus. Die Wiederbelebung der Philosophie Platos am Hof der Medicäer trug nur dazu bei, die wilden Lebenswellen der Renaissancemenschen zu sänftigen, ohne ihre Kraft zu brechen. Das übrige Italien lebte sich „dorisch" aus, indem es den Einklang zwischen Kunst und Leben zwar auf etwas gewaltsame Weise suchte, aber doch verwirklichte, wie ihn danach keine andere Zeit wieder gesehen hat. Den alexandrinischen Betrieb der Antike hatten die Gelehrten nach Italien gebracht, die nach dem Fall von Byzanz dorthin geflüchtet waren; aber er konnte auf diesem Boden nicht Wurzel fassen, er hat seinen eigentlichen Nährboden erst später weiter im Norden gefunden: in dem humanistischen Deutschland.

In Italien war die Renaissance neben dem Papstthum erwachsen und die studia humaniora der neuen platonischen Akademie am Hofe der Medicäer hatten keine kirchenfeindliche Tendenz. Diese trat in Deutschland sofort hervor und wurde später unterstützt und verschärft von der reformatorischen Bewegung der religiösen Renaissance, die aber zugleich eine Spaltung in den deutschen Humanismus gebracht und eine noch heute fortwährende Scheidung der Geister bewirkt hat. Die reformatorischen Humanisten, Melanchthon und Hutten, traten unter Luthers Führung den philologischen Humanisten unter Erasmus schroff gegenüber. Beide Parteien waren kirchenkritisch, aber sie stellten sich fast feindlicher gegen einander als gegen Rom. Und diese Stellungnahme bleibt bezeichnend für deutsches Wesen wie für die Qualität des deutschen Hu-

Google

manismus. Luthers Eifern gegen Erasmus war tiefer begründet als in bloßen Meinungverschiedenheiten über religiöse Dinge, über kirchliche Einrichtungen und die Vorstellung vom göttlichen Wesen. „Erasmus ist nicht ein Grăcus", sagte er, „sondern ein Grăculus". Damit hat Luther ihn als einen geistigen Nachfolger der jonisch alexandrinischen Schule erkannt, die ich die soph·stisch-dialektische nannte und die sich in Deutschland als philosophische aufthat, um in öder Wort- und Buchstabenkrämerei Geist und Wesen der Antike aus ihren hinterlassenen Werken auszutreiben. „Zu beißen und zu stochern hat er (Erasmus) ein Geist und Muth und die Wort sind sehr geschwind und glatt. Im Lehren ist er gar kalt, taug nichts; er kann wohl waschen, aber die Wort sind gemacht, nicht gewachsen. Darumb sagt Cicero: Kein bessere Art, den Leuten das Herz zu rühren und sie zu bewegen ist, denn wenn Dirs zuvor selbs zu Herzen gehet. Wir sind itzt in der Morgenröthe des künftigen Lebens, denn wir fahen an wiederumb zu erlangen das Erkenntniß der Kreaturen. Erasmus aber fraget nichts danach, bekümmert sich wenig, wie die Frucht im Mutterleibe formiret, zugericht und gemacht wird. Wir aber beginnen, von Gottes Gnaden seine herrlichen Werk und Wunder auch aus den Blümlein zu erkennen. Da er sagte, er sprach, da stund er da, auch in eine Pfirsichkern; derselbige, obwohl seine Schale sehr hart ist, doch muß sie sich zu einer Zeit aufthun durch den sehr weichen Kern, so drinnen ist. Dies übergeht Erasmus fein und achtets nicht, sichet die Kreaturen an wie die Kuhe ein neu Thor." Der Humanismus war eine Reaktion gegen die mittelalterliche Scholastik. Aber den kaum von der scholastischen Begriffsspalterei befreiten deutschen Geist sehen wir dem anderen Formalismus pedantisch-philologischer Wortspalterei überantwortet. Der frische Geist Luthers, der dem dürren Erasmus die lebendige Gott-Natur vor Augen führt, hat in den folgenden reformatorischen Humanisten nicht nachgehalten. Sie sind bibel- und buchstabengläubig erstarrt, wie ihre Kollegen von der anderen humanistischen Fakultät philologisch. Eine neue Renaissance mußte einsetzen, um dem wahren Humanismus Bahn zu schaffen, der sein Ziel nicht im Studium des klassischen Alterthumes erschöpft sieht. Vorbereitet wurde diese zweite Renaissance von so verschiedenartigen Geistern wie Michael Montaigne, Baco von Verulam und Amos Comenius. Sie wandten sich von entgegengesetzten Wegen aus gegen den einseitigen Betrieb der humaniora. In Deutschland trat die pietistische Partei auf diese Seite und schuf zunächst die Erziehunganstalten von A. H. Francke und seinen Nachfolgern, wo die reale Bildung gegenüber der rein philologisch-formalen zum ersten Mal ihre Pflegestätten fand. Im achtzehnten Jahrhundert folgten die Philanthropen diesen Vorgängern; und durch ihre Erziehung- und Unterrichtsweise auf humaner Grundlage ist der Gegensatz zwischen realistischer und humanistischer Bildung erst recht scharf in die Erscheinung gerufen und zu einem

Go gle

Kampfruf für zwei verschiedene Weltanschauungen und Lebensauffassungen geworden, die bis in die Gegenwart hinein vergeblich nach einem Ausgleich gerungen haben.

Der humanistische Wissensbetrieb im alexandrinischen Sinn hat durch unsere Gymnasien und Hochschulen die Herrschaft in deutschen Landen behalten und die wahren Humanisten im Geist Platos, unsere großen Dichter-Denker, Herder, Lessing, Schiller, Goethe, konnten eben darum im deutschen Volk nicht durchdringen und lebendig werden. Sie waren Gegner des Akademismus, der auf die Akademie Platos zurückgeht als auf sein Urbild, wie diese wohl schon unter den Nachfolgern des Plato dogmatisch-formalistisch zu erstarren begann, bis die Lehre des Meisters endlich im Neuplatonismus doktrinär festgelegt blieb. Unsere Dichterdenker unterschieden mit Schiller zwischen dem Brotgelehrten und dem philosophischen Kopf, wie wir mit Schopenhauer zwischen dem geborenen und dem Kathederphilosophen unterscheiden. Und Plato hat diese Platoniker auf unseren Kathedern zum Theil selbst auf dem Gewissen. Auch seine Philosophie war nicht frei von einem sophistischen Moment; selbst ein Sokrates konnte sich ja nicht ganz dem Geist seiner Zeit entziehen, der überall sophistisch durchwittert war. Wir haben den Demos von Athen als den eigentlichen und ursprünglichen Sophisten erkannt, dessen Wortführer die sogenannten Sophisten waren. „Man fühlt sich manchmal zu seinem Unbehagen versucht", sagt Pater, „auf den platonischen Sokrates ein Wort anzuwenden, mit dem Sokrates im Euthydemus den Sophismus oder vielleicht en caricature sich selbst bezeichnet. Seine Gewandtheit im Wortstreit ist so groß, daß er jede beliebige Behauptung, ob richtig oder unrichtig, widerlegen kann." Und Pater meint, daß eine gefährliche Leichtigkeit, alles Mögliche gleich gut zu beweisen, auch den Sokrates nicht weniger heimgesucht habe als Andere, — wonach er eigentlich „sein Schicksal verdient" habe. Platos Sophisterei aber kommt bei der Schilderung seiner „idealen Stadt" zum Vorschein. Diese soll die höchste Schönheit und menschliche Vollendung in harmonischem Zusammenwirken in sich vereinigen; aber die großen Dichter und Denker sollen darin keine bleibende Stätte haben. „Und wenn nun ein so göttlicher, Freude bringender Mensch", heißt es da, „mit seinen Werken unsere Stadt besuchte, in der Absicht, sie uns vorzuführen, dann würden wir ihm als einem heiligen, wunderbaren, Freude bringenden Wesen gewiß mit der größten Ehrerbietung begegnen; aber bleiben dürfte er nicht. Wir würden ihm bedeuten, daß Seinesgleichen nicht in unserer Mitte ist noch auch sein darf, und würden ihn weiterziehen heißen nach einer anderen Stadt, sein Haupt gesalbt mit Myrrhen und umflochten mit einer wollenen Krone, weil er an sich etwas halb Göttliches ist. Wir selbst aber würden uns der Nützlichkeit halber mit einem strengeren und weniger anmuthigen Poeten begnügen." Und warum geschieht Dies? Da-

Google

mit die Harmonie der Idealstadt nicht gestört werde. Diese gründet sich aber auf die „Gemüthsruhe" der Bürger, die nicht unnöthig beunruhigt werden sollen von Einem, der alle Anderen überragt und dessen elementare Natur alle Grenzsteine umstürzt; denn in der idealen Stadt soll „das größte Glück der größten Zahl" verwirklicht werden. Wir vermuthen, Plato selbst würde nicht da hinein gehört haben und bald aus seiner eigenen Schöpfung, „das Haupt gesalbt mit Myrrhen und umflochten mit einer wollenen Krone", vertrieben worden sein. Die ideale Stadt ist auch bis heute nicht verwirklicht worden, so Viele sich inzwischen nach Plato in Utopien darum bemüht haben. Aber auch im modernen Staat sind die wahren Denker und Dichter nur geduldet. Sie werden mit dem Lorberkranz geschmückt, aber zugleich wird ihnen, recht sophistisch, bedeutet, daß sie keine Existenzberechtigung hier haben. Darum konnten und können die wahren Humanisten auch heute noch nirgends in ihrem Volk lebendig werden und die Herrschaft bleibt den Alexandrinern in den beamteten Berufen und den Sophisten in den freien.

Sollen wir moderne Bezeichnungen für diese Pseudohumanisten wählen, dann könnten wir die Einen als die Professoren im weitesten Sinne, nämlich alle Professionellen, die Anderen mit dem burschikosen Ausdruck der Wilden oder Freischärler bezeichnen. Unter die zweite Bezeichnung würde die gesammte Boheme fallen, die politische wie die künstlerische. Der moderne wissenschaftliche Betrieb ist im Spezialismus erstarrt; die Kunst hat wieder den Weg zur Natur gesucht. Das scheinen auf den ersten Blick Dinge, die gar nichts mit einander zu thun haben. Und doch zeigen sie die Anwendung der selben Methode auf verschiedenen Lebensgebieten. Hier wie dort ist es die Manie, unter Verachtung oder doch Nichtachtung der Materie und des Stofflichen seine Kunst zu zeigen. Diese wird bei einem heroischen Vorwurf, wo die Sprache des Gegenstandes gleichsam für den Autor selber dichtet und denkt, weniger in die Erscheinung treten und bemerkbar werden als bei einer unscheinbaren Materie. Ein historisches Gemälde, eine Alpenlandschaft, ein Schlachtenbild, ein römisches Bacchanal wirken schon durch das Thema auf den Beschauer und es braucht keine Meisterhand, um ihn zu fesseln. Nicht anders bei der Behandlung großer geschichtlicher Ereignisse oder wunderbarer, romantischer Geschehnisse. Goethes Kunst würde nur um so heller strahlen, wenn er sich an alltäglichen und gewöhnlichen Stoffen versucht hätte, statt an antiken, historischen und romantischen; und sie erscheint größer und höher in „Hermann und Dorothea" als in „Iphigenie". So sprechen und denken diese modernen Sophisten: denn es ist der selbe Sophistizismus im wissenschaftlich-spezialistischen wie im künstlerisch-naturalistischen Betrieb. Die Einen wollen an historischem und philologischem Kleinkram, der für keinen Menschen Interesse hat, ihre wissenschaftliche Methode vorführen, um zu zeigen, was sie können, und zugleich zu zeigen,

Google

daß es im Grunde ganz gleichgiltig ist, an welcher Materie man sich bethätigt; die Anderen malen uns irgendeinen Dreck mit raffinirter Technik, denn auf die allein kommt es an. So hat man sich allmählich gewöhnt, das Schöne und Heroische zu meiden und eher das Häßliche und Alltägliche zu suchen, das Aschgraue, weil man sich daran besser produziren kann. Für die Chemie giebt es keinen Dreck, der sich nicht in bekannte Stoffe auflösen, an dem sich nicht wenigstens eine Analyse versuchen ließe. Und so soll es auch für die Wissenschaft und für die Kunst keinen Dreck mehr geben, der nicht um und umgewendet und in die wechsel- und reizvollste Beleuchtung gesetzt werden dürfte. So habens auch die alten Sophisten in ihrer Weise geübt: es ist die Anwendung der dialektischen Methode auf Kunst und Wissenschaft, die aus Dreck Gold herauslügt und Gold in Dreck umbeweist.

Alles ist erlaubt: diese Parole der Moderne hat man auf verschiedenartige Weise zu erhärten, historisch zu begründen, wissenschaftlich zu rechtfertigen und sozialpsychologisch zu stützen versucht. Die oberen Zehntausend beriefen sich dabei auf Nietzsches Herrenmoral; die unteren, sozialistisch empfindenden Schichten auf die Fragwürdigkeit des Eigenthumsbegriffes und, so weit sie das Bedürfniß fühlten, ihrer „neuen Ethik" die philosophische Weihe zu geben, auf die uralte Lehre vom ewigen Fluß, von der Verwandlungfähigkeit und Wechselseitigkeit (Relativität) aller Dinge. Wer unter ihnen nur den Versuch machte, sich eine sogenannte Existenz zu gründen, ein Leben aufzubauen, ein Heim zu schaffen, wurde als Philister, Banause, Verräther an der heiligen Sache der freien Persönlichkeit gebrandmarkt. Schillers Lied von der Glocke wurde als das „Hohe Lied des Philisteriums" bezeichnet. Und schon hört man die Ehe ein „legalisirtes Konkubinat" nennen. So ward durch die modernen und modernsten Ideen, die wir als uralten Ursprunges erkannt haben, oben wie unten viel Leben verwüstet. Die Skandalprozesse der jüngsten Zeit ließen uns in ein Treiben blicken, das jedes Gelüsten erprobt, nur die eine hohe Lust nicht zu kennen scheint, am Ausbau unserer deutschen Kultur, an der Steigerung und Veredelung deutschen Wesens mitzuwirken. Diese Boheme der Oberschicht blickt so verächtlich auf diese Aufgabe wie die sozialistische und anarchistische. Und Beide sind einander werth, als die Sophisten unserer Tage, die der heilig schaffenden Gewalt wahren Lebensdranges den Weg sperren und nur einer sichtenden Kulturbewegung in strengeren Formen und strafferer Fassung weichen werden, wenn sie nach dem Ideal strebt, das wir bei den Griechen als das dorische erkannt haben und als letzte eherne Forderung deutschen Wesens uns sichern müssen.

Heinrich Driesmans.

Google

Otavi & Co.

Die Börse hungert nach neuen Spielpapieren. Die Aktie der Donnersmarckhütte genügte ihr nicht. Otavi und Alles, was dazu gehört, konnte schon eher den Appetit stillen. Der kleinste Budiker weiß seit ein paar Wochen, was Kolonialwerthe sind. Für den Nothfall tröstet er sich mit der Gewißheit, daß es eine nationale Pflicht sei, gerade in diesen Papieren sein Geld zu verlieren; und man konnte ja ziemlich billig in den Besitz dieser neusten Gutscheine auf die irdische Seligkeit gelangen. Der Bürger nehme sich ein Beispiel an dem Kolonialsekretär. Der hat die göttliche Ruhe, die ihn auf das Gehudel da unten pfeifen läßt. Besonders auf die Presse. „Mögen die Tintenkulis sich künstlich aufregen; mir ists schnuppe!" Peinlicher war schon, daß Herr Erzberger im Reichstag von „Prospektrede" und „Kurstreiberei" sprach. Das erweckte unangenehme Erinnerungen an schwüle Stunden im Schinkelplatzpalais. Was hatte Herr Bernhard Dernburg gesagt? Am einundzwanzigsten Januar sprach er, als Gast der Deutschen Kolonialgesellschaft, im Sitzungsaal des Wallothauses über seine „südwestafrikanischen Reiseeindrücke". Ohne Pose (wenn die Nichtachtung jeglicher Form nicht auch Pose ist) schilderte er, was er gesehen habe. Und vielleicht noch mehr. So erzählte er von einer Besichtigung der Otavimine, rühmte die Aufschlüsse und plauderte dann über die Gesellschaft und ihre Aussichten. „Die Gesellschaft hat im Jahr 1907 15 000 Tonnen 40prozentigen Kupferstein ausgeführt. Im ersten Semester ihres neuen Geschäftsjahres hat sie bereits das selbe Gewicht exportirt, so daß man in diesem Jahr auf eine Ausfuhr von über 30 000 Tonnen Kupfererz kommen kann. Das ist schon ein nicht unbedeutender Prozentsatz des deutschen Konsums. Die Entwickelung der Mine hat unter Arbeiterschwierigkeiten und unter dem Wechsel des Personals gelitten und bei ihrer Aufschließung mögen mancherlei Versehen nicht vermieden worden sein. Doch zeigt der finanzielle Abschluß (allerdings unterstützt noch zum Theil durch hohe Kupferpreise), daß nicht nur die Mine, sondern auch die Bahn gut prosperirt und daß aus diesem einen Unternehmen im letzten Jahr über 2 Millionen Mark erzielt worden sind." Gehörte das Urtheil über den finanziellen Abschluß und die Aussichten der Otavigesellschaft auch zu den Reiseeindrücken Seiner Excellenz? Fast klang es, als habe aus dem Munde des Staatssekretärs diesmal der Bankdirektor gesprochen. Dem mag vor der andächtig lauschenden Zuhörerschaft im Reichstagssaal die Erinnerung an die „gemüthlichen Aussprachen" mit den Vertretern der Handelsredaktionen, nach den Bilanzgeburten der Darmstädter Bank, aufgetaucht sein. Da fielen oft ganz witzige Bemerkungen über Deutsch-Lux und Heldburg; die Rezensenten durften ja nicht auf Irrwege gerathen. Dem Abgeordneten Erzberger antwortete der Staatssekretär gemächlich, daß er sich in seiner Rede nur auf den Geschäftsbericht der Gesellschaft gestützt habe. Da handelte sichs also nicht um „Reiseeindrücke". Zwar habe er erklärt, daß die „Aussichten" des Unternehmens gut seien; von der „Zukunft" der Gesellschaft habe er aber nicht gesprochen. Eine feine Unterscheidung, mit der die Philosophie sich auf ihre Art abfinden muß. Daß zwischen der Hausse in Otaviantheilen und den Worten Dernburgs ein ursächlicher Zusammenhang bestand, wird natürlich nicht leicht zu erweisen sein. Nicht zu bestreiten ist aber, daß die Börse sich von den „südwestafrikanischen Eindrücken" zu ungewöhnlicher Geschäftigkeit stimmen ließ. Daß Herr Dern-

Google

burg bei der Abwehr der Angriffe Erzbergers in Bezug auf die Bewegung des Kupferpreises arg geirrt hat, wurde nicht ohne eine leise Schadenfreude konstatirt. Die Steigerung des Otavikurses paßt ganz und gar nicht zu der Gestaltung der Kupfernotizen. Kupfer ist in letzter Zeit stets zurückgegangen. Bis auf 58½ Pfund Sterling. Im Jahr 1908 war der niedrigste Kurs 56¼; so niedrig war er seit Jahren nicht gewesen. Otaviantheile 208, Kupfer 58½; Otaviantheile 96, Kupfer 61⅛: diese Kuriosität läßt sich nicht aus der Welt reden. Als Otavi die Mitte ihres Hochstieges erreicht hatten, war Kupfer 2⅝ Pfund höher als heute. Darüber half sich der Staatssekretär mit der Behauptung hinweg, der Kupferpreis sei zur Zeit der niedrigsten Bewerthung der Otaviantheile bis auf 40 Pfund zurückgegangen, habe sich also, seit diese Aktien stiegen, auch gehoben. Eine Kupfernotiz von 40 Pfund gab es aber seit fünfzehn Jahren nicht; und in der letzten Zeit sah es auf dem Kupfermarkt nie gut aus. Sieger ist Herr Dernburg im Otavistreit also nicht geblieben.

Die Börse hält gern fest, was sie einmal gepackt hat. Das Finanzkonsortium, das von der Diskontogesellschaft geleitet wurde, hat seine Bestände ausverkauft. Das war das eine Haussemotiv. Wahrscheinlich geht hinter den Coulissen Etwas vor und eine Ueberraschung (natürlich eine angenehme) ist zu erwarten. Das war das zweite Motiv. Dazu kam die Hoffnung auf eine gute Dividende. Die Verwaltung hat in dem Prospekt, der im Januar die Otavi-Antheile an die berliner Börse geleitete, eine höhere Dividende verheißen, als für 1907/08 (9 Prozent) gezahlt worden ist. Trotzdem hat der Otavirummel im Besonderen, hat die Aufkitzelung der kleinen Spekulanten zum Kauf von „Kolonialwaaren" im Allgemeinen manches Bedenkliche. Am dreizehnten Januar wurden die Otaviantheile zum ersten Mal, zu 179 Prozent, in Berlin notirt; und schon zwei Wochen später waren sie auf 210 angelangt; also um 30 Prozent höher als vor drei Wochen. Was hatte sich inzwischen ereignet? Herr Dernburg hatte geredet. Das war Alles. Denn das Dividendenversprechen gab ja schon der Prospekt. Man spekulirte eben in der Hoffnung auf eine geheimnißvolle Ueberraschung. Vielleicht übernimmt das Reich die Otavibahn? Die Vermuthung ist auch ohne triftige Gründe erlaubt; man kann ja nicht wissen, ob das Interesse des Kolonialsekretärs für die Otavigesellschaft nicht mit irgendwelchen Bahnplänen zusammenhängt. Ergo ... Bei einem Kurs von mehr als 210 müßte die Dividende mindestens 12 Prozent betragen. Am letzten Märztag geht das Geschäftsjahr zu Ende. Wird der reichliche Absatz von Kupfererz anhalten und wird die gesteigerte Dividendenhoffnung nicht trügen? Selbst wenn Alles gut geht, wird man sich wohl überlegen, ob man die Dividende um 3 Prozent erhöhen soll. Wo die Spekulation so laut mitredet, sind große Abschreibungen und Rückstellungen besonders nöthig. Erst wenn da nichts mehr fehlt, darf an die Erhöhung der Dividende gedacht werden. Die Otavigesellschaft hat eine Bahn (von Swakopmund nach Jsumeb und Karibib), die gut rentirt. Ihr Erträgniß war im Geschäftsjahr 1907/08 ums Doppelte größer als der Ueberschuß des zweiten werbenden Faktors der Gesellschaft, des Kupferbergbaues. Das Glück dieses Besitzes hängt eben so von der Ergiebigkeit der Kupferminen wie von dem Zustand des Kupfermarktes ab. Da siehts aber, wie schon erwähnt wurde, nicht gut aus. Die amerikanischen Produzenten und Spekulanten (Begriffe, die drüben ja nahezu identisch sind) beherrschen den Weltmarkt; und unzuverlässige Statistiken besorgen das Uebrige. Von den Yankees hängt Alles ab. Denn London geht natürlich fast

Google

immer mit New York. Noch ist auf dem Kupfermarkt die Nachfrage gering; die Produktion aber wächst. Für das Jahr 1909 wird eine Rekordziffer erwartet. Dieses Verhältniß ist der Preisgestaltung natürlich nicht günstig. Daß der Absatz der Otavigesellschaft auf die Dauer nicht unberührt von den Vorgängen auf dem Weltmarkt bleiben kann, weiß jeder Sachkenner. Da nun die Rentabilität der Otavibahn bis jetzt zum großen Theil von den Erztransporten abhängt, lassen sich die beiden Gewinnquellen der Gesellschaft nicht von einander trennen. Und deshalb ist eine Periode sinkender Kupferpreise nicht gerade der richtige Zeitpunkt für eine Otaviorgie. Die Eisenbahn allein steht mit mehr als 18 Millionen Mark zu Buch und das Stammkapital der Gesellschaft beträgt nur 20 Millionen; die Bahn repräsentirt also einen so beträchtlichen Theil des Gesammtvermögens, daß ihre Rentabilität die Lebensbedingung ist. Wird das Reich diese Bahn übernehmen? Und wie wird sich das Verhältniß der South West Africa Company zur Otavigesellschaft künftig gestalten? Das sind wichtige Fragen. Die Company erhielt für die Abtretung ihrer Rechte im Otavigebiet von der Gesellschaft etwa 80 000 Stück der Antheile. Außerdem ist sie Besitzerin von 100 000 Genußscheinen, der Hälfte der Gesammtsumme. Diese englische Company ist an der Otavigesellschaft also stark betheiligt und man muß abwarten, ob sie von der Erlaubniß Gebrauch machen wird, vom Mai 1909 an ihre Antheile verkaufen. Käme dieser Posten auf den Markt, so würde er den Kurs drücken. Mit dieser Möglichkeit muß man heute schon rechnen. Ob der begreifliche Wunsch, die Otavigesellschaft von englischem Einfluß zu befreien, in absehbarer Zeit erfüllt werden kann? Das Vorgehen der South West Africa Co. wird sich vermuthlich nach dem Ausfall der Dividende richten; und über die weiß man noch nichts Bestimmtes. Ohne Kursdruck wird die Befreiung von britischen Mitbestimmungrechten aber kaum zu haben sein. Denken die Antheilkäufer daran? Nationale und spekulative Wünsche streben hier wieder mal nach verschiedenen Seiten.

Die Otaviwerthe sind das einzige Kolonialpapier, das an der berliner Börse notirt wird. Vor etwa zwei Jahren waren sie mit einem Kurs von 159 in Hamburg eingezogen. Die Thatsache, daß die Antheile an der größten deutschen Börse einen Markt haben, hebt sie über alle anderen Kolonialpapiere hinaus. Für diese Papiere geben die Kommissionfirmen Brief- und Geldkurse an; aber ohne jede Verbindlichkeit. Schon der Mangel offizieller Kursnotirung macht solche Werthpapiere (oft genug sind sies nicht) für den kleinen Kapitalisten ungeeignet. Sollen deshalb nun möglichst viele Kolonialwerthe an die berliner Börse gebracht und den Volkserspariissen die Pforten des Kolonialparadieses geöffnet werden? Vor diesem Entschluß möge man sich hüten. Die Entwickelung giebt schon heute zu ernsten Bedenken Anlaß. Die Aktie der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, die nach dem privaten Kursbericht eines bekannten Bankhauses für Kolonialpapiere im November 1908 zu 230 Prozent angeboten war, ist im „neu entfachten" (nicht erwachten) Kolonialparoxysmus auf über 500 Prozent gestiegen. Da die Deutsche Kolonialgesellschaft zuletzt 20 Prozent Dividende gezahlt hat, brächte die Aktie bei dem jetzigen Kurs nur noch 4 Prozent. Den Boom haben die Diamantenfunde und deren Verherrlichung bewirkt. Mancher mag dadurch getäuscht worden sein, daß über die Umsätze und Kursveränderungen der Kolonialwerthe in den Börsenberichten gesprochen wurde. Aber bei den Shares der South West Africa Co., South African Territories und ähnlicher Gesellschaften handelt sichs um Privatvergnügungen, die

Google

wohl den Berichterstatter, nicht aber den amtlichen Kurszettel interessiren. Die „Förderer kolonialer Bestrebungen“, wie es so schön heißt, möchten nun gern so schnell wie möglich das Gebiet der „offiziellen“ berliner Börse für die verschiedenen Kolonialpapiere gewinnen. Herr Karl von der Heydt empfiehlt in der Deutschen Kolonialzeitung eine „möglichst weitgehende Zulassung“ der Kolonialwerthe, weil diese Papiere „für den kleinen Kapitalanleger bestimmt“ seien. Ich weiß nicht, ob diese Meinung sich mit dem Grundsatz vereinen läßt, die kleinen Leute von allen spekulativen Geschäften fernzuhalten. Einstweilen kann man die Antheile deutscher Kolonialgesellschaften doch nicht mit Preußenkonsols auf eine Stufe stellen. Was ist wichtiger: die deutschen Kolonien mit dem Gelde des Volkes zu finanziren oder dafür zu sorgen, daß das Vermögen der kleinen Leute im Lande bleibt? Der Großkapitalist will sich die Finger nicht verbrennen. Ihm paßts, wenn die Börse als Mittlerin zwischen den Kolonialgründungen und dem Publikum waltet. Nur immer Alles abwälzen! Für den Verkauf der Otaviantheile hat die Diskontogesellschaft ½ Prozent als Extravergütung bewilligt. Jetzt kann sie aufathmen. Etwas Beklemmendes hats ja doch, ein Papier im Portefeuille zu halten, dessen Börsenwerth noch vor einem Jahr um die Hälfte niedriger war. Ende Januar 1908 waren Otaviantheile an der hamburger Börse zu 98 angeboten. Und schließlich kann die Otavigesellschaft kein stärkeres Reizmittel bieten als eine Dividende von 9 Prozent (für 1907/08). Im Jahr 1906/07 hatte sie nichts gezahlt. Dabei ein Kurs, der den Preis vieler Aktien unserer besten Banken und Industriegesellschaften übersteigt. Und diese heimischen Unternehmungen haben ihre Rentabilität Jahre lang bewiesen.

Und nun soll die durch Extraprämien und Ministerreden entfachte Kauflust für Kolonialpapiere gar noch legitimirt werden. „Zulassung einer möglichst großen Anzahl von Kolonialwerthen an die berliner Börse.“ Damit der Herr Registrator, der Herr Budiker und die sparsame Vertreterin des horizontalen Gewerbes künftig ihre Nothgroschen nicht mehr in Konsols oder Reichsanleihe anzulegen brauchen, sondern die Wahl zwischen Togo, Samoa, Kamerun, Neu-Guinea, Usambara haben. Es giebt ja genug Kolonialgesellschaften. Der Kurszettel des Kolonialkontors Von der Heydt zählt 38 verschiedene Namen auf. Da hat man die Wahl. Doch später vielleicht auch die Qual. Jedenfalls sollte man auf die Dividendenspalten achten. Da giebts eine Menge Nullen. Ceterum censeo: Mögen die Großen ihr Geld in Kautschuk und Sisalhanf anlegen; die Kleinen verschone man mit solchen Geschäften. Ein unfreundlicher Beurtheiler könnte in Deutschland den Mangel an Kolonialtalent schon dadurch bewiesen finden, daß die Förderung der Kolonialarbeit nicht anders als durch sinnlose Kurstreibereien zum Ausdruck gebracht werden kann.

Auf die neulich hier veröffentlichte Erklärung des Stahlwerkverbandes brauche ich nicht viel zu erwidern. Der amerikanische Stahltrust hat zum Ankauf der Carnegie Steel Company im Jahr 1901 rund 300 Millionen Dollars aufgewendet, die in Aktien und Obligationen bezahlt wurden. Das ist ungefähr der vierte Theil des Gesammtkapitals. Carnegie, der Besitzer dieser Papiere des Stahltrusts, ist also ein Hauptinteressent des Trusts. Und die Schlüsse, die ich aus dieser Thatsache zog, sind richtig. Die Auseinandersetzungen zwischen Rockefeller-Morgan und Carnegie sind ja bekannt genug; und daß der Stahlwerkverband die Vorgänge anders auffaßt, braucht mich nicht zu beirren. Weshalb der Stahlwerkverband sich zu Schleuderpreisen entschließt? Um sich im Ausland einen möglichst großen Markt

Google

zu schaffen. Was sind Schleuderpreise? Notirungen, die sich vom Durchschnittspreis beträchtlich entfernen. Ich behaupte also noch einmal, daß der Stahlwerkverband nach dem Ausland zu wesentlich niedrigeren Preisen verkauft als im Inland. Von sachkundigen Männern ist mir gesagt worden: „Vierzig Prozent der Produktion des Stahlwerkverbandes gehen ins Ausland und erzielen nur in seltenen Ausnahmefällen die üblichen Preise. Meistens ist die Preisdifferenz recht wesentlich; manche Tonne wird bis zu 20 Mark unter dem Inlandpreis verkauft.“ In einzelnen Fällen hat der Stahlwerkverband franko Ausland billiger geliefert als im Inland ab Werk; er hat die ganze Fracht also „dazu gegeben“. Sind Das nicht Schleuderpreise, Herr Generaldirektor Schaltenbrand? Ich sagte: „Auf Kosten des Inlandes“. Das muß für die Auslandpreise aufkommen. Eine unserer ersten Elektrizitätfirmen sah sich genöthigt, eine große Schienenlieferung nach Belgien zu vergeben, weil die Preise des Stahlwerkverbandes nicht zu bezahlen waren. Im preußischen Abgeordnetenhaus ist der Regirung der Vorwurf gemacht worden, sie habe sich bei dem „viel kritisirten“ (ipsissima verba des Stahlwerkverbandes) Abschluß mit dem düsseldorfer Verband übers Ohr hauen lassen; denn sie hätte die Tonne um 10 Mark billiger haben können. Man vergleiche damit, was der Stahlwerkverband hier erklärt hat. Seltsam ist auch der Grundsatz, nur Dem Auskunft zu geben, der die so gewonnene Kenntniß für sich behält. Ich möchte annehmen, daß ein Verband von solcher Macht auch der Oeffentlichkeit nicht allzu viel zu verbergen hat.

Ladon.

Justizminister Alberti.

Dienstag, am achten September 1908, wanderte der ehemalige Justizminister Geheime Konferenzrath Adler Alberti über den Nytorr, stieg langsam die Treppe zum Gerichtsgebäude hinan und verschwand zwischen den Säulen des Portals. Nichts Ungewöhnliches war an ihm zu bemerken. Die Haltung war aufrecht und er begrüßte die Leute mit dem ihm eigenen mürrischen Lächeln. Er betrat das Polizeibureau. Die Schutzleute fuhren in die Höhe und begrüßten ehrerbietig ihren alten Vorgesetzten. Seine Excellenz wünschte, mit dem Herrn Polizeidirektor zu reden. Man antwortete, der Herr Direktor sei nicht anwesend.

„Dann kann ich ja mit seinem Vertreter reden.“

Er wurde in das kleine Bureau des Oberschutzmannes Jakobsen geführt. Die Thür schloß sich; aber noch ehe Seine Excellenz sich auf den Stuhl gesetzt hatte, der ihm ehrebietig zur Verfügung gestellt wurde, sagte er: „Ich komme wegen einer Anmeldung. Ich habe mich der Fälschung und des Betruges schuldig gemacht. Wollen Sie die Güte haben und ein Protokol über mich aufnehmen.“

Google

Er überreichte dem Oberschutzmann ein Dokument, das aus einem Haufen zusammengehefteter Papiere bestand. Darauf waren die Nummern von Kreditvereinsobligationen (ungefähr neun Millionen Kronen) genannt. Es war ein Depositenbeweis, von den beiden Privatbankdirektoren Larsen und With ausgestellt. Und ohne ein Zucken in dem leblos scheinenden Gesicht sagte Seine Excellenz: „Dieser Beweis ist gefälscht. Ich habe die Namen der Direktoren nachgeschrieben."

... Bei den Fuchsvorlesungen im Jahr 1868 fiel mir unter den Kameraden ein ganz junger Student auf, dessen Aeußeres die Aufmerksamkeit auf sich lenken mußte. Er war ein Hüne von Gestalt und kräftig, ein Bischen schwerfällig gebaut. Auf dem kurzen Hals saß ein verhältnißmäßig kleiner Kopf. Auf den Wangen lag frische Röthe und in dem fast maskenartig stillstehenden Gesicht blitzte ein Paar kleiner, kalter und bauernschlauer Augen. Der Bursche hatte es offenbar faustdick hinter den Ohren; darüber waren wir Alle einig. Wenn wir ihn schon damals als Justizminister der Linken bezeichneten, so hatte Das seinen Grund darin, daß er der Sohn des hochangesehenen Bauernführers und Rechtsanwalts, des Stifters und Direktors der seelandischen Bauernstand-Sparkasse, Karl Alberti, war. Nicht, weil er sich irgendwelchen juristischen Ansehens unter seinen Zeitgenossen erfreute. Im Gegentheil! Studiosus juris Adler Alberti war ein ausgeprägter Cyniker. Sein alter Repetitor, der spätere Konseilpräsident und Minister des Aeußeren Professor Deuntzer, hat im Folketing mitgetheilt, der junge Alberti habe oft gesagt, daß es für ihn kein anderes Moralgesetz gebe als das Strafgesetz. Obgleich er der Sohn eines hervorragenden Politikers war, zeigte er keinerlei Interesse für politische oder soziale Fragen; noch weniger für Literatur und Journalistik.

Die siebenziger Jahre waren in Dänemark eben so wie in Deutschland eine Zeit des Durchbruchs. Das gewaltsame Vordringen des Sozialismus brachte selbst der konservativen Jugend ein Verständniß dafür bei, daß es eine Soziale Frage gebe, die unter den herrschenden Staatsbürgerformen schwer zu beantworten sei. Aber stud. jur. Alberti hatte, eben so wie später der Justizminister, keinen Begriff von der kulturellen Bedeutung des Sozialismus. Hierzu kamen in Dänemark noch die bahnbrechenden Vorlesungen von Georg Brandes. Da fing es in den Gehirnen der reaktionären Jugend zu dämmern an. Die Meisten von uns wurden in literarischer wie in religiöser Beziehung radikal, wenn wir auch noch weit davon entfernt waren, politisch auf der Linken zu stehen, geschweige denn Bauernfreunde zu sein. Aber Adler Alberti war damals, wie jetzt, auf religiösem wie auf literarischem Gebiet ganz indifferent.

Alberti ist von italienischer oder südfranzösischer Abstammung (was in Wirklichkeit das Selbe bedeutet). Gallier und Germanen sind im Wesen unterschieden. Im modernen Europa ist der Deutsche der Mann der Organisation, des Gesetzes, der Disziplin, der Ordnung. Er bleibt sich überall gleich, mag er nun Bismarck oder Wilhelm, August Bebel oder Eugen Richter heißen, einerlei, ob von Sozialismus, Liberalismus oder Militarismus die Rede ist. Des Deutschen diametraler Gegensatz ist der Italiener, der moderne Italiener. Ihm fehlt jeder Respekt für Ordnung, Gesetz, Disziplin, Militarismus, Sozialismus. Er besitzt nicht des Franzosen kleinlichen Sinn für das Ansammeln von Mammon, nicht des Engländers, des Russen oder des Japaners Ehrgeiz, der Herr der Welt zu werden. Er ist Anarchist, mit des Anarchisten und des Kindes rein elementarem Mangel an

Google

Begriffen von Mein und Dein. So ist er, mag er hoch stehen wie Crispi und Nasi oder tief unten wie Lucheni, Besci oder Caserio Caselli. Dabei sind freilich diese Italiener gute Brüder, gute Kameraden, gute Freunde den Frauen gegenüber, denen, die sie aushalten, wie denen, von denen sie ausgehalten werden. Und dann sind sie unheilbare Hazardspieler.

So war auch Adler Alberti.

Er machte ein glänzendes juristisches Examen und seine Kenntnisse waren solide. Doch hatte er keine Spur von wissenschaftlicher Begabung. Auf diesem wie auf allen anderen Gebieten lachte er über jede Art von Idealismus. Ihm kam es nur darauf an, seine Fähigkeiten und sein Wissen auszunutzen, um sich Geld und dadurch Macht zu verschaffen. Eigentlich geldgierig ist er niemals gewesen. Schon als Bureauvorsteher eines Rechtsanwalts fing er an, Geschäfte und Spekulationen an der Börse zu betreiben. Er hatte Unglück als Spekulant; und dieses Unglück hat ihn weiter verfolgt. Um den Verlust zu decken, gerieth er auf die Verbrecherbahn und eignete sich auf betrügerischem Wege eine Pfandobligation an, die einem nahen Verwandten gehörte. Mit Hilfe eines Freundes kam er glücklich darüber hinweg. Er wurde Advokat, aber seine Advokatenthätigkeit war nicht sehr angesehen unter seinen Kollegen und wegen eines schmutzigen Grundstücksverkaufes wurde er Ende der siebenziger Jahre in dem damaligen Hauptorgan der Bourgeoisie („Dagbladet") heftig angegriffen. Er fuhr fort, an der Börse zu spielen, verlor in den ersten Jahren an zwanzigtausend Kronen und gerieth in die Hände von Wucherern.

Die achtziger Jahre waren eine unglückliche Zeit für Dänemark. Ein Gutsbesitzer-Ministerium, das sich auf eine geringe Minorität im Volk stützte, hatte die Verfassung gesprengt und die Preßfreiheit eingeschränkt. Für das Geld des Volkes, aber ohne die Zustimmung des Folketings erbaute man eine halbfertige Festung um Kopenhagen. Alte Anhänger der Rechten gingen zur Opposition über. Jeder ehrliche Anhänger der Linken ward vom Zorn ergriffen. Nur ein „Mann der Linken" verhielt sich passiv. Nur wenn man davon munkelte, daß er (des alten Bauernführers Sohn und Erbe) doch Sympathie mit der Linken hege, kam Leben in ihn hinein; und er strengte einen Prozeß gegen die vermeintlichen Beleidiger an.

Da, im Jahr 1887, wurde der alte Alberti krank und sah sich außer Stande, die seelandische Bauernstand-Sparkasse zu leiten. Die seelandischen Bauern, die dem alten Mann so viel verdankten, wünschten, er möge bis an seinen Tod wenigstens den Direktortitel behalten. Deshalb wählte man den Sohn zum interimistischen Direktor; in eine Stellung, die er bis zu des Vaters Tode (1890) bekleidete. Die Sparkasse war auf einem politischen und persönlichen Vertrauensverhältniß zwischen dem alten Alberti und den Bauern aufgebaut; und da sich der junge Alberti klar darüber war, daß sich dieses Verhältniß nicht ohne Weiteres auf ihn übertragen ließ, suchte er die Bauern zu gewinnen, indem er an ihren Geldbeutel appellirte. Im Laufe eines Jahres startete er zwei Geschäfte, die den Bauern scheinbar großen pekuniären Vortheil brachten: „Die Feuerversicherung der Inselstifte" und „The Farmers of Denmark", ein Butterexportgeschäft, das auf dem Genossenschaftprinzip aufgebaut war und etwa fünfzig Molkereigenossenschaften umfaßte. Alberti ließ sich zum alleinherrschenden Direktor des Butterexportvereins ernennen. Und um die Fälschungen und Betrügereien zu verbergen, die zu begehen er von Anfang an entschlossen war, richtete er eine Buchführung ein, die eine Entdeckung der Unterschla-

Google

gungen erschwerte. Auch hatte nur er Zutritt zu der Kasse und zu dem Kassenbuch: und so war denn Alles für die Millionen-Betrügereien vorbereitet, die er später begehen sollte. Dann reiste er nach London und schloß einen Kontrakt mit einer jungen englischen Butterfirma, Willer & Biley, ab. In diesem Kontrakt wird „The Farmers of Denmark“ mit Alberti identisch gemacht. Alle Geldbeträge sollen auf Albertis Privatkonto in der London Joint & Stock Bank ausbezahlt werden. „The Farmers“ hatten kein selbständiges Konto.

Während er nun das Geld des Exportgeschäftes zu wilden Terminspekulationen benutzte, gewann er das Vertrauen der Bauern, indem er die Butter der Meiereien mit einem unverhältnißmäßig hohen Preis bezahlte. Bei der Lieferung von Butter aus den Meiereien an den Exportverein wurde sofort ein vorläufiger Preis ausbezahlt. Nun war oft aber dieser vorläufige Preis zu hoch im Verhältniß zu dem, den man in England erzielte. Alberti ließ trotzdem die Meiereien den Preis einsäckeln, den sie empfangen hatten, um den Verein zusammenzuhalten, und fälschte die Bücher, damit es aussehe, als ob er wirklich solche Preise in England erzielt habe. Willer & Bileys Kontokorrente, auf denen die wirklichen Beträge standen, verbarg er sorgfältig vor dem Kontorpersonal des Vereins.

Gegen Schluß des Rechnungjahres, wenn die Kontokorrente zur Revision vorgelegt werden sollten und es sich also darum handelte, die Papiere in Ordnung zu haben, reiste er mit einem Theil davon nach England. Er erklärte Herrn Willer ruhig, daß er, um die Meiereien festzuhalten, höhere Beträge bescheinigt haben müsse. Willer erhielt dann die echten Kontokorrente von Alberti und lieferte ihm darauf andere mit höheren Ziffern aus. Alberti ließ diese falschen Aufstellungen nicht nur machen, um zu verdecken, daß er den Meiereien zu viel ausbezahlt, sondern auch, um zu verbergen, daß er von dem Gelde des Vereins gestohlen habe. So hat Alberti die Sache im Verhör erklärt; und Allerlei spricht dafür, daß es richtig ist. Auf alle Fälle besteht zwischen Willer & Bileys Büchern und denen des dänischen Exportvereins eine Differenz von nicht weniger als 264,702 Pfund Sterling. Nachgewiesen ist auch, daß 60,000 Pfund im Jahr 1901 an Albertis Privatkonto in der London Joint & Stock Bank ausbezahlt worden sind. Das, sagt Alberti, sei eine Extragebühr gewesen, die er sich von Willer & Biley ausbedungen habe, weil er der Firma so gute Geschäfte verschafft hatte.

Während Alberti im Lauf der Jahre durch Fälschungen und Betrügereien „The Farmers of Denmark“ 6 Millionen schuldig wurde, machte er sich gleichzeitig „Den själlandske Bondestands Sparkasse“ gegenüber eines ähnlichen Verbrechens schuldig. Nachdem er das Vertrauen der Bauern dadurch gewonnen hatte, daß er sie zum Schein Geld verdienen ließ, wurde er bei des Vaters Tod, trotz dem Protest der radikalen Linken, zum Direktor der Sparkasse gewählt. Auf Grund des persönlichen Vertrauensverhältnisses, das zwischen dem Stifter der Sparkasse und den Bauern geherrscht hatte, war nicht viel darüber geredet worden, daß die Buchführung primitiv eingerichtet und die Kontrole, die durch die Revisoren und die Direktoren ausgeübt wurde, gänzlich illusorisch war. Auf der Generalversammlung, die den jungen Alberti zum Direktor wählte, machte ein Hofbesitzer, Ole Hansen, den Vorschlag, den neuen Mann schärfer zu kontroliren. Die Annahme dieses Vorschlages, die Albertis Betrügereien verhindert hätte, wußte er zu hindern.

Damals war Ole Hansen Albertis politischer Gegner. Ein paar Jahre später

Google

war er Albertis intimster politischer Genosse und mit Albertis Hilfe wurde dieser einfache Bauer, der nicht das geringste Verständniß für Buchhalterei und Abrechnungwesen hatte, im Lauf der Jahre Mitglied der Sparkassendirektion, Revisor des Butterexportvereins, Minister für Landwirthschaft und schließlich, als er in Folge von „Kränklichkeit" seinen Abschied mit voller Ministerpension nahm, „landwirthschaftkundiger Direktor der Nationalbank". Ole Hansen hat seitdem nie wieder den Vorschlag gemacht, die Kontrole zu verschärfen.

Wahrscheinlich schon während der Vater todkrank war, hat Alberti angefangen, die Sparkasse zu betrügen; jedenfalls gleich nach dem Antritt der Direktorstellung. Aus den Rechnungen geht hervor, daß für neun bis zehn Millionen Kronen Kreditvereinsobligationen verkauft worden sind, von denen drei bis vier Millionen fingirt waren. Am Schluß des Rechnungjahres deckte er sich den Revisoren gegenüber, indem er Depositenbeweise fälschte, die sich schließlich auf neun Millionen Kronen beliefen. Dann ließ Alberti von Zeit zu Zeit den Buchhalter der Sparkasse große Beträge auf die Kreditseite des Butterexports in den Büchern der Sparkasse aufführen, obwohl er diese Beträge nicht einzahlte. Damit bekam die Sparkasse pro forma etwa sechs Millionen Kronen Guthaben bei „The Farmers of Denmark". Im Ganzen hat Alberti Sparkasse und Exportverein um zwanzig Millionen Kronen geprellt. Ein Theil dieser großen Summe ist in Folge von wahnsinnigen und unglücklichen Terminspekulationen verloren worden.

Das Geld, das von der londoner Bank an Thompson & Co. eingezahlt wurde, war das Geld des Butterexportvereins. In London hatte man allmählich die Auffassung bekommen, daß Alberti und der Butterexportverein identisch seien. Und selbst wenn man fand, daß dieser dänische Buttergroßhändler etwas wild disponire, so war es ja nicht die Sache der Engländer, sich mit dieser Seite des Geschäftes zu beschäftigen. Recht interessant ists, Albertis Spekulationen zu verfolgen. Als er im ersten Jahr Alles verloren hat, was er eingesetzt hatte, wird er vorsichtig. Als er aber im nächsten Jahr die paar Tausend verliert, die er gewagt hatte, gewinnt seine Spielernatur wieder Macht über ihn. Obwohl er in Wirklichkeit nichts besitzt, wirft er 700 000 Kronen auf den Markt. Er verliert die ganze Summe. Dann riskirt er eine Million. Und als er davon ein Viertel verliert, noch eine zweite. Er gewinnt 50 000 Kronen mehr, als er im vorigen Jahr verloren hatte. Noch eine Million. Er gewinnt 70 000 Kronen. Dann läßt er anderthalb Millionen draufgehen. Und von diesem Augenblick an wird seine durch alljährliche Millionenverluste aufgestachelte Spielleidenschaft zum Wahnsinn aufgewirbelt. Er verliert alle Herrschaft über sich und endet als einer der größten Betrüger, die Europa jemals gekannt hat.

Am siebenten September erhielt Alberti von Mr. Willer einen Brief, in dem stand: „Sie können keine Wechsel mehr bekommen." Da begriff Alberti, daß es mit ihm aus sei. In den Butterexportbüchern hatte er Willer & Biley als Debitor für einen Vorschußbelauf von 93 000 Pfund führen lassen (eine Summe, die er verspielt hatte). Als er den Wechselkredit, um den er sich bemühte, nicht erhalten konnte, stellte er sich der Behörde.

... Ehe ich die Entwickelung des Politikers Alberti schildre, möchte ich noch bemerken, daß er nicht nur Sparkassendirektor, Butterexporteur und Rechtsanwalt

Google

war, sondern auch Ziegeleibesitzer, Grund- und Bauspekulant. Auch da hatte er Unglück und verlor große Summen.

Wie als Geschäftsmann, war er auch als Politiker ein Verbrecher und Verderber. Unter Denen, die er in erster Linie Albertis Wahl als Sparkassendirektor entgegenarbeiteten, war der Gründer und Redakteur von „Politiken", der Folketingabgeordnete V. Hörup. Er war der Führer der radikalen Linken. Ein höchst begabter Mann, „ein Späher in das Land der Zukunft". Ein guter Redner, der in jedem Parlament einen ersten Platz eingenommen hätte. Als Schriftsteller ein Künstler, der sich mit den Besten der Weltpresse messen konnte. Ein Idealist, der uneigennützige Freund des Bauern, des Häuslers, des Arbeiters. Ein freisinniger Bürger, aber ein Hasser der kopenhagener Bourgeoisie mit der niedrigen Stirn. Sechzehn Jahre lang hatte Hörup den köger Kreis im Folketing ruhmvoll vertreten. Am zwanzigsten April 1892 mußte er Alberti weichen, der sich als gemäßigter Vertreter der Linken (mit Unterstützung der Rechten) aufstellen ließ. Anfangs wirkte er im Saal des Folketing nicht stark. Ein langweiliger Redner, den Niemand anhören mochte. Erst allmählich gelang es ihm, einen gemüthlichen Pferdehändlerton zu finden, der den Bauern zusagte. In den ersten Jahren war er recht einsam und einflußlos. Man hielt ihn für politisch unzuverlässig und fühlte sich abgestoßen von seinem brutalen Auftreten. Dann gewann er Anhang. Zu allerlei Zwecken hatte er sich den seelandischen Bauern verbündet. Millionen rollten durch seine fetten Hände, er war der gute Freund aller Hofbesitzer und ließ sie Geld verdienen, viel Geld. Er war kein feiner Kopenhagener, sondern ein solider Agrarier, ein gerissener Advokat, in größerem Stil als der Vater. Und dann war er ein Feind der Sozialdemokraten, was den dänischen Bauern auch zusagt.

Unbeweglich stand Alberti viele Stunden hinter einander auf seinem Platz. Er gehörte nicht zu den Mitgliedern, die sich mit Vorliebe plaudernd im Folketingsaal hin und her bewegen. Kerzengerade stand er da und hörte selbst die schärfsten Angriffe kaltblütig an. Kein Mensch konnte ihm ansehen, was in seinem Inneren vorging. Nur manchmal fuhr er sich über die schwitzende Stirn. Er hielt lange Reden, wohl die längsten, die überhaupt im dänischen Folketing gehalten worden sind. Selbst wenn er ununterbrochen und schnell drei Stunden lang geredet hatte, war keine Müdigkeit an ihm zu spüren. Er sprach wie ein Advokat, der vor der Schranke steht und den Richtern eine Sache auseinandersetzt. Da seine Richter Bauern waren, würzte er den Vortrag mit derben Pferdehändlerwitzen.

Im Jahr 1895 schlossen sich die Radikalen und die gemäßigten Anhänger der Linken zu einer Partei zusammen, zu der nun mehr als die Hälfte der Mitglieder des Folketings gehörte. Und als diese Partei 1901 ans Ruder gelangte, wurde Alberti Justizminister. Er machte seinen Eintritt ins Ministerium davon abhängig, daß er Sparkassendirektor blieb; denn ohne diese Einnahme könne er nicht auskommen. So ereignete sich das in der parlamentarischen Geschichte noch nie Dagewesene, daß ein Justizminister zugleich Sparkassendirektor, Butterhändler, Ziegeleibesitzer und Grundspekulant war.

Als Minister hat Alberti nicht nur das Programm der Linken gefälscht, sondern auch im Amt verbrecherisch gehandelt. Er hat sich in vielen Fällen eines schamlosen Nepotismus schuldig gemacht. Er hat Bauherren, bei deren Unternehmungen er als Ziegeleibesitzer interessirt war, gesetzwidrige Dispense ertheilt,

Google

unter einem nichtssagenden Vorwand einem Mann die Konzession zu einem Kinematographentheater entzogen, das ihm eine jährliche Einnahme von 40 000 Kronen sicherte, und sie ein paar Freunden geschenkt. Er hat ohne Submission einem Freund große Staatsarbeiten zugeschanzt und dadurch der Staatskasse beträchtliche Verluste bereitet. Er hat sich also vieler Verbrechen schuldig gemacht, die nach dänischem Gesetz mit Gefängniß und Amtsverlust bestraft werden.

In der vorigen Session wurden diese Schandthaten im Landsting, dann auch im Folketing unwiderleglich bewiesen. Alberti wurde von den Wortführern aller Parteien angegriffen, nur nicht von der Regirungpartei, von der zu dieser Zeit die radikale Linke geschieden war. Während dieser Debatte war Albertis Frechheit und Dickfelligkeit grenzenlos; und sie wirkte auf unsere Bauern. Sie fanden, Alberti sei ein höllischer Kerl, dem Niemand was anhaben könne. Und je frecher er war, um so größeres Vertrauen schenkten sie ihm. Mit einer Brutalität, die in unserem konstitutionellen Leben ihresgleichen sucht, wies die Regirungpartei den Antrag ab, die Verwaltungthätigkeit Albertis durch eine Kommission untersuchen zu lassen. Als Sieger ging Alberti aus den Debatten hervor; aber schon damals war sein Fall von seinem nächsten politischen Freund, dem Ministerpräsidenten und Vertheidigungminister J. C. Christensen, beschlossen. Alberti war zu arg kompromittirt; nur durfte es nicht aussehen, als habe die Opposition den Koloß gestürzt. Im Juli nahm Alberti seinen Abschied, weil er (ein wahrer Hüne an Kraft) krank und müde sei; er wurde zum Geheimen Konferenzrath ernannt.

Am achten September stellte Seine Excellenz sich der Polizei.

Das Ministerium, das sich noch immer des Vertrauens der Mehrheit erfreute, dachte nicht daran, abzudanken; aber die Oeffentliche Meinung erhob sich mit nie gekannter Wucht und die drei am Meisten kompromittirten Kollegen Albertis wurden ihm nachgestoßen. Der ehemalige Landwirthschaftminister Ole Hansen mußte den Direktorposten an der Nationalbank aufgeben; der Konseilpräsident J. C. Christensen und der Minister des Innern Sigurd Berg wurden gezwungen, ihren Abschied zu nehmen. Von Ole Hansen habe ich schon geredet. Herr J. C. Christensen, ein Bauernsohn, westjütischer Kantor und Dorfschullehrer, ist ein vorzüglicher politischer Taktiker; aber ein zweideutiger und unzuverläßiger Politiker. In voller Uebereinstimmung mit Alberti hat er als Minister die Grundsätze der Linken gefälscht, der Herrsucht der Bauern geschmeichelt und dadurch die Mehrheit in eine fanatische Bauernpartei umgewandelt. Herr Sigurd Berg ist ein Dutzendmann, der auf den Ministersessel gehoben wurde, weil er von seinem Vater (einem der Großen in den Reihen der Linken) die Gewalt über zwölf verbreitete Provinzialzeitungen geerbt hatte.

Ueber sechs Monate sitzt der ehemalige Justizminister schon in Untersuchungshaft. Die Gefängnißluft hat seine Wangen gebleicht und ein graugesprenkelter Vollbart hat ihn fast unkenntlich gemacht. Aber er tritt bei den Verhören mit einer unerschütterlichen Ruhe auf, diktirt endlose Schriftsätze und sucht durch allerlei Ausflüchte die Sache in die Länge zu ziehen. Tausende sind durch Albertis Betrügereien ruinirt worden. Doch Reue kennt dieser freche Bauernfänger nicht.

Frederiksberg. Thomas Graae.

Go gle

Selbstanzeigen.

In den Mauern. Julius Bard, Berlin.

In alten wiener Häusern sieht man zuweilen an den Wänden zart getönte, mehr typisch gehaltene als individuell betonte Miniaturportraits längst verstorbener Verwandten freundlich, feierlich oder gleichgiltig auf den Hausrath hinabschauen, den sie selbst einst geschafft, bewohnt, betreut und in dessen Mitte sie ihr stilles, enges Dasein gelebt haben. Wer diese kleinen Bildnisse aufbewahrt, weiß auch von ihnen zu erzählen; und wer in der zärtlich eingeschränkten Welt dieser Stuben ein unwillkürliches Symbol des alten Oesterreich auf sich wirken läßt, lauscht unversehens einer Sprache, die ihm gleichnißhaft selbst die gegenwärtige, durch den Verlauf mannichfacher, trübender oder klärender politischer und gesellschaftlicher Umbildungen veränderte Heimath deutet. Aus dem letzten Vorrath von Andenken und Erinnerungen steigen erst unbestimmt, bald immer deutlicher die Linien dieses Staates auf, einer nur mehr nachhallenden Geschichte und allmählich aufgelösten Einheit, die vor eben einem Jahrhundert vielleicht ihre vollste Eigenart zur Blüthe gebracht hatte. Dieser Blüthe leises Nachwehen, der seltsame Duft, den dieses Einst noch heute aushaucht, diese scheinbar sich verlierenden Umrisse sind wesenhafter und bleibender, als man gemeinhin glaubt. Die heutige Gesellschaft erscheint freilich vielfältiger, willkürlicher und beweglicher; aber in ihren bestimmenden Charakteren, die sich gemessen und besonnen mehr im Mittel- als im Vordergrunde halten, waltet doch noch immer gerade das Typische vor, das aus den alten Miniaturen mit einem geheimnißvollen, gleichartigen und räthselhaften Reiz spricht. Hält man solche Geschichten fest, die von den Männern und Frauen der kleinen Bildnisse berichten, so ergeben sich einfache, doch deutsame Erlebnisse und eine eigenthümliche Gemeinschaft der Geschicke. Menschen stehen in einem bevormundeten und eingeschränkten Bereich ererbter Zusammengehörigkeit und wandeln einen vorgezeichneten Weg, nicht ohne daß ihre willentlichen Handlungen, ihre Impulse und Gedanken eine merkwürdige Tragik mit abgedämpften Lauten darthun, indem die greise Macht des Absolutismus, in die sie hineingeboren wurden, und die Macht der überkommenen Sitten ihr innerstes Wesen im Widerstreite geformt haben. Die wunderliche Harmonie, die ihre kleinen und großen Kämpfe im Rückblick von unserem Heute aus so zusammenfaßt, daß sich selbst die Gegenwart an dieses Einst schließt, rechtfertigt die Liebe, womit der Oesterreicher selbst an der fragwürdigen Vergangenheit seiner Heimath hängt. Und die Geschichte eines früh verblichenen österreichischen Bürgers, der, in das Leben seiner Zeit wie ein Kind hinausgestellt, hilflos und doch heiter sich treiben ließ, von Napoleons aufleuchtendem Genius, von dem Geist eines freisten, mit der Naturgewalt menschlicher Dämonie wirkenden Mannes das eigene Flämmchen der Begeisterung, des inbrünstigen und hinfälligen Pathos entfacht sah, dessen Seele wie ein Falter an das blendende Licht dieser Elementarerscheinung gerieth und versengt zu Boden fiel, dieses arme Lebensläuschen verdient am Ende, dargestellt und nicht ohne Theilnahme betrachtet zu werden, da es, weniger individuell betont als typisch, mit dem Schicksal des Staates sinnbildlich zugleich und nothwendig verwachsen ist. Ließ doch dieser Staat selbst, inmitten der bewußten und treibenden Mächte der wirkenden Geschichte, gleichsam geduldig und scheinbar thatenlos sein eigenes Bild formen, ohne aus Eigenem zu gestalten. In engen Mauern vollzog

Google

sich ein enges Geschick, die Menschen wurden von einer Macht, deren Staatskunst und Technik vielleicht noch heute unter anderen Geberden fortlebt, nach außen eingeschränkt und bevormundet, während sich nach innen eine Vertiefung, Bescheidung und Verzärtelung vollziehen mußte, die sie untüchtig machte und doch zugleich verfeinerte. Vielleicht liegt darin das Geheimniß des bleibenden Zaubers, den Wien in der deutschen Welt auf jeden Betrachter noch heute übt. Und vielleicht leben die Menschen noch heute, die aus diesen Miniaturen mit mehr typisch gehaltenen als individuell ausgeformten Zügen grüßen ... So möchte diese bescheidene Lebensgeschichte einen typischen Charakter, ein wesentlich österreichisches Schicksal mit Worten erzählen, aus denen die innewohnende Musik dieser Heimath vielleicht dem unverwirrten Gehör des aufmerksamen Lauschers erklingt.

Wien. Otto Stoessl.

Moderne Philosophie. Ein Lesebuch zur Einführung in ihre Standpunkte und Probleme. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Das Buch möchte in der Form einer Sammlung von Auszügen aus zeitgenössischen Autoren eine Einleitung in die Philosophie der Gegenwart geben. So unterscheidet es sich von den bekannten Werken, die eine ähnliche Einführung in systematischer Darstellung erstreben, durch die Objektivität in der Wiedergabe der verschiedenen Theorien und Anschauungen, von den philosophischen Lesebüchern durch die enge Bezogenheit auf das Denken unserer Zeit. Aber da es eine Einleitung in die Philosophie in ihrer ganzen Lebendigkeit, nicht in eine bestimmte Denkweise oder ein besonderes System sein will, soll dem Leser die Freiheit der eigenen Stellungnahme nicht vorenthalten sein. Vielmehr will es gerade durch ein eigenthümliches Arrangement die Entscheidung dem Leser ermöglichen. So sind die ausgewählten Abschnitte nicht nach den Autoren zusammengestellt, nicht nach ihrem geschichtlichen, sondern lediglich nach ihrem sachlichen Zusammenhang. Die einzelnen Abschnitte sind so ausgewählt, daß sie irgendeine bestimmte Frage oder Theorie, die im Vordergrund der Diskussion steht, erhellen, und zwar sind, zum Zweck möglichst vollständiger Orientirung, immer mehrere von einander abweichende Lösungversuche gegeben. Nicht das Gemeingut der Forschung, sondern, was Problem ist, soll dargestellt werden, nicht eine fertige Lösung oder eine einseitige Auffassung, sondern die ganze Vielseitigkeit eines Problemes, die einander bekämpfenden Richtungen des modernen Denkens soll der Leser kennen lernen. Ich habe mich bemüht, möglichst aus allen Gebieten der Philosophie die hervorragendsten Vertreter zu Wort kommen zu lassen.

Max Frischeisen-Köhler.

Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Erster Band: Kultur und Denken der alten Egypter. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Die Schilderung der altegyptischen Kultur soll in eine geschichtphilosophische Darstellung der Menschentwickelung einleiten. Das ganze Werk soll höchstens zehn Bände gleichen Umfanges umfassen und sich in drei Haupttheile gliedern. Der erste Theil soll Egypter, Babylonier und Juden, Griechen und Römer behandeln, ein zweiter die semitischen Kulturen des Islam, Perser und Inder, Chinesen und Japaner, ein dritter die Völker Europas und die europäischen Elemente seiner Kolonien; ein Anhang hätte schließlich die Naturvölker zu bearbeiten, an die sich

Google

Kulturen wie die der Inka und Maja zwanglos anschließen. Den ersten Theil hoffe ich binnen drei Jahren abzuschließen. Als Geschichtphilosophie schließt sich mein Werk den Arbeiten an, die von Herder und Hegel über Comte und Spencer zu Lamprecht, Breysig und Anderen führen. Als Philosoph möchte ich den spekulativen Charakter aller vergleichenden und psychologischen Studien im Gebiete der Universalgeschichte besonders betonen. Ich glaube, daß die Gewinnung philosophischer Gesichtspunkte große Vortheile bietet; sie hilft wesentlich zu besserer und tieferer Ausnützung des Stoffes, klärt im Ganzen wie im Einzelnen und erweitert den Horizont der Forschung. Der Philosoph steht dem Stoff freier gegenüber als der Fachhistoriker; ihm ist gestattet, zum Zweck der intensiven Ausnutzung des Materials methodisch einseitig und selbst schrullenhaft zu sein; nur muß er sich der Wirklichkeit gegenüber klar bleiben, daß er einseitig ist. Der Historiker spricht einfach von einem tieferen Eindringen in die Quellen; der Philosoph muß versuchen, das tiefere Eindringen seinem Wesen nach klar zu bestimmen, die Methode so weit bewußt zu machen, daß sie bewußt und schulmäßig geübt werden kann. Er muß sie ins Extrem treiben, damit sie Alles ergiebt, was der Stoff mit ihrer Hilfe geben kann. Der Historiker kann sich genügen lassen, das Gemeinsame aller Entwickelungen in den Einzelentwickelungen sichtbar und fühlbar werden zu lassen; der Geschichtphilosoph muß versuchen, alle Differenzen der Einzelentwickelungen auf das Gemeinsame mit allen Mitteln der Logik so vollkommen wie möglich zu reduziren: der unlösbare Rest, der seiner Methode widerstrebt, wird erst dann vollständig hervortreten und die Ergänzung des bewußt einseitigen Bildes, die geläuterte Herstellung der vorläufig ausgeschalteten Begriffe fordern. Der Historiker darf mit den aus der deutschen Entwickelung gewonnenen, zwiespältigen und zerfließenden, rein völkerpsychologischen Stufen-Begriffen zufrieden sein; der Geschichtphilosoph muß über sie wegschreiten. Ersetzt werden sollen sie durch Maßstäbe, gebildet aus zeitlich geordneten Reihen fester, klar aufweisbarer und vergleichbarer Punkte in den einzelnen Gebieten der Kultur, die zu diesem Zweck zu trennen sind. Dahinter wird dann vielleicht ein neues Element sichtbar werden, das das Gemeinsame aller Entwickelungen darstellt und, psychologischen oder mathematischen Charakters, im Gebiete der Kinder- und der Völkerpsychologie verwerthbar ist. Der Historiker muß endlich seine Arbeit als Selbstzweck ansehen; der Philosoph muß sie als Mittel zu höheren, praktischen Zwecken fassen; eine Völker- und Kinderpsychologie, eine Völker- und Kinderpädagogik, eine Logik und Ethik sollen das Gebäude krönen; die Weltgeschichte muß der Gegenwart dienen. Natürlich darf der Philosoph nirgends den Boden der Wirklichkeit verlieren; er darf im Hinblick auf das Ganze und auf den heuristischen Charakter seiner Arbeit kühn vorangehen, wo den Fachmann berechtigte Bedenken fesseln; die Thatsachen, die ihm die Fachwissenschaft bieten kann, muß er aber möglichst vollkommen und exakt festhalten. Ich habe mich bemüht, den Stoff künstlerisch zu gestalten, das trocken Wissenschaftliche und Methodische zurücktreten zu lassen hinter die Aufgabe, Werden und Vergehen eines ganzen Volkes aus seiner Seele zu begreifen und in Beziehung zum Ganzen der Menschheit zu setzen. Die Masse des Stoffes, die Mängel unserer Ueberlieferung, die Neuheit solcher Untersuchungen haben die gute Absicht wohl vielfach gehindert. Dem Laien bietet das Buch in seinen sechs Kapiteln eine erste Darstellung der gesammten egyptischen Kultur nicht in Stücken, sondern als einer einheitlichen Entwickelung.

Leipzig. Dr. Hermann Schneider.

Google

Stoecker.

Im Frühjahr 1875 ging durch die Reihen der Andächtigen, die im alten Dom an der Spree sich festtägliche Erbauung suchten, ein unruhiges Staunen. Sie waren an eine feierliche Kanzelberedsamkeit gewöhnt, an den strengen Pomp und die getragene Würde eines kunstvollen Theologenpathos, in dessen schwingenden Orgelton kein profaner Laut schrill hineinklingen durfte; sie hatten, wenn hinter ihnen die gepolsterten Thüren sich schlossen, den Lärm und das Hasten des Alltages vergessen und bis zum Ende des Gottesdienstes nur in dem reinen Reich gelebt, das nicht von dieser Welt ist. Nun erklang eine fremde Weise; nun wurde mit derbem Griff die Schranke weggerückt, die so lange die Weihesphäre der Gottesverkündung von der gemeinen Wirklichkeit geschieden hatte. Der neue Hofprediger, dessen untersetzte Gestalt im Talar straffer und höher erschien, sprach nicht nur von der Heiligen Schrift, von der Paradiesesseligkeit und der rechten göttlichen Hilfe: er sprach auch von den Freuden und Leiden des täglichen Lebens, den kleinen und kleinsten, sprach davon wie ein geprüfter Mann, der sie selbst erlebt und erlitten hat, mit einer volksthümlichen Kraft und Eindringlichkeit, die rasch und sicher den Weg in enge Intelligenzen fand. Wichern und Ahlfeld schienen in der Hofkirche wieder lebendig geworden zu sein; aber ein besonderer Reiz ging noch von dem Redner aus: die Macht eines starken Temperamentes. Wenn dieser ausdrucksvolle Kopf, den leider kein gutes Auge freundlich erhellte, in heftiger Erregung zuckte, dann zündeten die Blitze gleich auch in den Hörermassen und ein inbrünstiger Fanatismus wirbelte auf, daß man sich nicht mehr in der nüchternen Nicolaitenstadt glaubte, sondern bei den fränkischen Kreuzfahrern, die einst zu der heldischen Heilsthat der Ruf entflammte: Gott will es! Und einen Kreuzzug schien der neue Hofprediger wirklich zu sinnen, den Kreuzzug gegen die sündige Hauptstadt, die sein flackernder Blick wohl wie das babylonische Weib aus der Offenbarung Johannis sah. Herr Christian Adolf Stoecker war kein weltfremder Diener am Wort; er hatte von Europa ein stattliches Stück kennen gelernt, hatte die Schweiz und Italien bereist, den Norden und den Süden des deutschen Landes durchstreift, war in Kurland Hauslehrer und in Metz Soldatenpfarrer gewesen und mit neununddreißig Jahren als Hofprediger nach Berlin berufen worden. Die Hauptstadt des neuen Reiches mochte er sich anders vorgestellt haben, als er sie fand, und der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit, der die Dichter weckt, hat hier vielleicht aus der Gelassenheit des Geistlichen den Agitator aufgerüttelt. Es war die Zeit des Krachs. Ein schwärzliches Gewimmel von Bankdieben bedeckte weithin die Strecke, den überlebenden Spekulanten war der Schrecken ins schlotternde Gebein gefahren und die Allgemeinstimmung, wie es so hübsch immer in den Börsenberichten heißt, war recht katzenjämmerlich. Aber die Kapitalistenmoral, die den Darwin sich ins bequeme Bankenvolapük übersetzt hat, lebte noch munter fort, Freihandel, Frei-

Go gle

zügigkeit und Gewerbefreiheit schienen das letzte Wort wirthschaftlicher Weisheit und die Goldwährung sollte den internationalen Schlittenpartien des mobilen Kapitals leise die Wege ebnen. In der Politik gab Herr Bamberger den Ton an, in der Literatur Herr Lindau, die Presse lenkte sacht in die Bahnen des Börsencouriers ein. Jeder Gebildete, der auf sich hielt, war ein stolzer Materialist, höhnte die Pfaffen und Mucker, ließ Gott einen guten Mann sein und fürchtete sich weder vor Hölle noch Teufel. Die Ehrfurcht, die Goethe als den letzten Zweck aller sittlichen Erziehung preist, war diesem Händlervolk längst verloren gegangen oder grüßte huldigend doch nur noch den baren, blanken Besitz, ohne nach seiner Herkunft ängstlich zu fragen, und es galt fast schon als ein Zeichen rückständiger Gesinnung, deutsch zu empfinden oder gar fromm zu sein. In dieses neue Berlin, dessen öffentlichstes Leben, ehe seit der Begründung des Deutschen Reiches noch ein Lustrum verstrichen war, sich beinahe völlig entdeutscht hatte, trat nun Stoecker. Ists ein Wunder, daß es ihm nicht gefiel, daß er es zu hassen begann, mit dem heißen Zorn eines protestantischen und borussischen Jeremias? Und da er den bösen Geist besonders häufig in Leuten verkörpert sah, die sehr schwarzes Haar und sehr gebogene Nasen hatten: ists ein Wunder, daß diese Leute ihm ganz besonders gefährlich erschienen? Er verstand nicht, daß in dem ältesten Händlervolk die typischen Merkmale des Zwischenhändlergeistes sich früher und deutlicher zeigen mußten als in dem Wirthsvolk, dem Seßhaftigkeit und Grundeigenthum, kriegerische und feudale Gewohnheiten das Gewissen stärkten, und er sah die nahe Zeit nicht voraus, wo zwischen jüdischen und christlichen Mobilkapitalisten der Unterschied kaum noch zu merken sein würde. Von den Juden schien alles Unheil zu stammen, der beherrschende Einfluß der Juden mußte vernichtet werden. Ohne Erbarmen. Vernichtet mit Stumpf und Stiel. Der neue Hofprediger wurde Antisemit.

Das war ein Beweis von Kurzsichtigkeit, ganz sicher aber auch ein Beweis von Muth Denn die liberale Presse, die einzige, die damals mächtig war, hatte rechtzeitig eingesehen, daß der Geist, der unter dem Namen der Judenheit bekämpft wurde, der Geist des Liberalismus der zweiten Epoche war, des Liberalismus, der nicht mehr für politische Freiheiten und Volksrechte focht, sondern für Sankt Manchester und für die Herrlichkeiten des Händlerparadieses, und sie waffnete sich eilig deshalb, auch wo sie von arischen Christen geleitet war, gegen den hitzig vorwärts drängenden Feind. Das Preßgewerbe war längst ein großkapitalistisches Unternehmen geworden, eine politische Zeitung war der Vorwand zu einträglichen Annoncengeschäften und von Großkapitalisten, die, als die im Kampf ums bourgeoise Dasein Tauglichsten, fast immer klüger als ihre Gegner sind, war nicht zu erwarten, daß sie in einem Krieg, dessen letztes Ziel der mammonistische Geist war, ihre Kultheere neutralisiren würden. Wer sich offen als Antisemiten bekannte, Der mußte (und muß noch heute) darauf gefaßt sein, für vogelfrei erklärt zu werden; er mag noch so große Verdienste haben, in seinem Fach noch so

Google

bedeutend ſein: er wird geächtet, wird zum Auswurf der Menſchheit gerechnet; Lagarde und Dühring, Treitſchke und Wagner können davon erzählen. Man ſollte meinen, der Kampf gegen den Semitismus wäre, wenn er aus Ueberzeugung geführt wird, an und für ſich nicht verächtlicher als der Kampf gegen Katholizismus, Kapitalismus, Junkerthum und Sozialismus; aber die liberale Preſſe will von ſolcher Unbefangenheit nichts hören, ſie ſchleudert Jeden, der ſich gegen Iſrael erhebt, in den Pfuhl ſcheuſäliger Sünder und iſt dann in ihrer Thorheit noch zum Frohlocken bereit, wenn die Führung in dieſem Kampf mehr und mehr unſauberen Perſönlichkeiten zufällt, die nichts zu verlieren haben und denen kein Bannſtrahl deshalb ſchaden kann. Dieſe Taktik darf man thöricht nennen; es iſt begreiflich, daß rechtſchaffene und reinliche Juden, deren Zahl ja nicht gering iſt, ſich leidenſchaftlich gegen den Kollektivhaß auflehnen, der ihnen ein geliebtes Vaterland beſtreiten will; aber man leiſtet ihnen einen ſchlechten Dienſt, wenn man dieſen Haß, ſtatt ihn als unbegründet und kurzſichtig zu erweiſen, von vorn herein wie die erbärmlichſte Ruchloſigkeit mit dem Schandmahl verſieht. Warum ſoll man nicht ruhig darüber reden, wie über andere ſoziale Erſcheinungen? Dieſe Taktik hat zu den Triumphen des Herrn Ahlwardt und zur Vergötterung des Herrn Lueger geführt; ſie hat auch Stoecker vielleicht weiter getrieben, als er eigentlich gehen wollte. Er hatte zuerſt nur die Auswüchſe des jüdiſchen Geiſtes bekämpft, in ziemlich ruhiger Tonart; das große Keſſeltreiben, daß gegen ihn begann, hetzte ihn in immer wilderen Haß hinein: er wurde ungerecht, vergaß die gewaltigen Anregungen, die das Volk des Buches der Menſchheit gegeben hat, und bedachte nicht, daß er die ſtärkſten Waffen von dem Juden Laſſalle und von Stahl entlehnt hatte, der bis in ſein achtzehntes Lebensjahr auch ein Jude geweſen war. Er wurde ungerecht, — und war und blieb doch ein Prediger, der vor allen Anderen gerecht und wahrhaftig ſein ſollte. Das war ſein erſter Fehler; und in dieſe ſterbliche Stelle bohrte die Wuth der Gekränkten ſeitdem ohne Ermatten den Dolch.

Wer Zeitungen lieſt, könnte glauben, Stoecker habe ſein Leben lang ſich nur mit grauſamer Judenhetze beſchäftigt und ſei ein unbeträchtlicher Kneipendemagoge. Das iſt eine läppiſche Fälſchung, iſt eine von hundert Fälſchungen, die zwei Jahrzehnte lang dieſen außerordentlich begabten Mann verfolgt und zu immer ſkrupelloſeren Kampfarten gezwungen haben. Stoecker hat die evangeliſch-ſoziale Bewegung möglich gemacht: Das iſt ſein unvergängliches Verdienſt; und dieſes Verdienſt bleibt groß und geſchichtlich bedeutſam, obwohl der chriſtlich-ſoziale Gedanke nicht dem Hirn des berliner Hofpredigers entſprungen war. Es war ein katholiſcher Gedanke. Boſſuet, der nicht nur der in Demuth erſterbende Bewunderer des Sonnenkönigs, ſondern auch ein Mann von ſehr ſtarkem ſozialen Empfinden war, hatte ihm in ſeinen Predigten beredte Worte geliehen, Saint-Simon hatte laut vom Papſt Hilfe und Schutz für die Armen und Elenden erfleht, La Mennais, der ſtürmende Bretone, hatte einen demokratiſch-ſozialen Katholizismus erträumt und

Google

seit dieser Zeit, von Lacordaire und Veuillot bis zum Herrn de Mun, hat es nie an Versuchen gefehlt, Roms gewaltige Macht für eine christliche Sozialreform zu gewinnen. Auch die katholische Wissenschaft war nicht müßig gewesen. Um die Mitte unseres Jahrhunderts erschien das berühmte Buch des Philosophen François Huet über das soziale Reich des Christenthums, zehn Jahre später rief Döllinger die katholischen Vereine zur Beschäftigung mit der sozialen Frage auf, der Bischof Ketteler veröffentlichte sein Buch über die Arbeiterfrage, das die lassallischen Produktivgenossenschaften empfahl, christlich-soziale Vereine und Zeitungen wurden ringsum gegründet und der Domkapitular Moufang entwarf, unter Kettelers Einfluß, ein vollständiges katholisch-soziales Programm. Alle diese Männer erkannten, daß auf dem Wege mitleidlosen Gewährenlassens ein Fortschreiten unmöglich war, daß die Selbsthilfe und das freie Spiel der Kräfte versagten und daß wirthschaftliche Fährlichkeiten heraufkamen, neben denen die formalpolitischen Fragen winzig und ernster Betrachtung unwerth erscheinen mußten. Gegen die liberale Weltanschauung hat selbst Bismarck niemals besser als Ketteler gesprochen und aus dem Buch des Bischofs von Mainz konnte der Freiherr von Stumm dem Deutschen Reichstag die fürchterlichsten Stellen vorlesen. In diese Stimmung der katholischen Geistlichen schlugen prasselnd die Maigesetze ein: und nun schien es, als sollte Cavours ahnendes Wort Wahrheit werden, das ein Bündniß des Ultramontanismus mit dem Sozialismus vorausgesagt hatte, denn Centrum und Sozialdemokratie marschirten bald darauf vereint in die Wahlschlacht. Und nun wurde es auch unter den protestantischen Geistlichen lebendig. Der Krach hatte die Aermsten noch ärmer gemacht und die Arbeitgelegenheiten verringert, die Sozialdemokratie war rasch erstarkt und hatte am zehnten Januar 1877 fast eine Million Stimmen erhalten, Hödels und Nobilings Attentate auf den alten Kaiser hatten heiße Empörung, aber auch bußfertige Trauer geweckt und die Entscheidung über das Sozialistengesetz stand bevor. Sollte die römische Kirche den deutschen Arbeitern als Hort ihrer Freiheit erscheinen? Sollte der Protestantismus kühl und gleichgiltig den Kämpfen zusehen, die ein eben geeintes Volk zu zerreißen drohten? Nimmermehr! Damals schritt Stoecker furchtlos, fast tollkühn voran. Er ging über Wicherns Wege hinaus, weil er einsah, daß die Innere Mission und die Assoziation der Hilfebedürftigen dem Anspruch einer neuen Zeit nicht mehr genügten, und weil er den Staat selbst, das Königthum und die Regirung, zur Rettung herbeirufen wollte. Er nannte Jesus den Proletarierkönig, hieß die Bibel ein Arbeiterbuch und wagte, unter dem Toben und Heulen der sozialdemokratischen Massen, Den zu bekennen, der den Armen einst das Evangelium, die frohe Botschaft, verkündet hatte.

Das war Stoeckers größte Zeit; doch es war vielleicht auch die Zeit seiner schwersten Kämpfe. In den Versammlungen mußte er sich mit dem wüsten Hans Most und dessen Gesellen herumbalgen, in der liberalen Presse wurde unermüdlich gegen ihn der Feldzug geführt. Ein Prediger, der in den Eiskeller ging und

Google

aufreizende Reden hielt, ein Hofprediger, der nicht seine heiligste Aufgabe darin sah, jede Form des Besitzes zu schützen: Das war nicht zu dulden. Die Sozialisten im Talar, hieß es, sind noch schlimmer als die Sozialisten in der Blouse; und gegen den Muckersozialismus wurde auf der ganzen Linie mobil gemacht. Dabei war das besondere Talent des deutschen Liberalismus thätig, der es immer verstanden hat, sich alle bedeutenden Kräfte der Zeit zu verfeinden; aber es kam noch ein Anderes hinzu, nicht nur die Angst vor einer antikapitalistischen Bewegung, sondern auch die ärgere Furcht vor einer Stärkung der Kirchenmacht. Die Kirche war ja tot, auf ihrem Grabe erhob sich der stolze Prunkpalast des Materialismus und die Pfaffen litt man höchstens noch als unschädliche Trostspender für alte Weiber; und nun wollte ein Pfaffe ins Volk gehen, aus der Berührung mit dem Volk seinem Glauben neue Kraft gewinnen und den berufenen Politikern ins Handwerk pfuschen? Da lauerte eine Gefahr; und deshalb wurde es nöthig, den Schädling, ehe es zu spät war, auszujäten. Alle Vorwürfe, die damals gegen Stoecker erhoben wurden, sind gegenstandlos. Er wollte, wie er im Jahr 1894 schrieb, den christlichen Glauben auf die soziale Welt anwenden und die soziale Welt mit dem christlichen Glauben erfüllen; dieser hohen Aufgabe braucht selbst ein Prediger des Herrn sich nicht zu schämen. Und Stoecker trat nicht wie ein thörichter Knabe an seine Arbeit heran; er wußte genau, was er wollte, was möglich und erreichbar war, und sein christlich-soziales Programm vom Jahr 1878 beweist, wenn es auch von Rodbertus und Rudolf Meyer wichtige Theile entlieh, doch heute noch, wie unendlich er an Einsicht und an Kenntniß der Volksbedürfnisse dem landläufigen Liberalismus überlegen war. Er fand, namentlich unter der Jugend und bei den Handwerkern, die noch an eine Wiedereroberung des goldenen Bodens glaubten, eine begeisterte Anhängerschaar, aber er wurde auch von Mosts und Richters Gemeinde mit unbarmherziger, mit manchmal beinahe wahnwitziger Wuth angefeindet, offen und heimlich, mit jeder Waffe, die für den Augenblick wirksam schien. Das Vollbringen dieses Mannes, der ganz allein (denn der Pastor Todt war kein ausdauernder Kämpfer) das Riesenwerk unternahm, eine Millionenstadt zu bekehren, die Reichen aus trägem Schlummer zu reißen und die gewaltthätige Stimmung der Armen zu mildern, müßte uns heute groß erscheinen, wenn hinter dem starken Willen, der es vermochte, auch ein starkes Herz zu spüren wäre. Ein starkes und gütiges Herz aber war Stoecker nicht. Man thut ihm wohl nicht Unrecht, wenn man sagt, daß ihn nicht die Liebe geleitet hat, die Liebe zu den Geringsten im Volk, sondern der Wille zur Macht. Er sah die Kirche bedroht und verlassen, deren Diener er war, sah den Einfluß des Römerthumes wachsen und fühlte, wie ringsum der Atheismus das Erdreich untergrub; er wollte die Arbeiterklasse dem Glauben zurückgewinnen, mit ihr vereint den Liberalismus ausroden und die Kirchengewalt auf den festen Fels des sozialen Königthumes gründen; deshalb unternahm er den Feldzug für Thron und Altar: der Thron sollte den Altar sichern, aber der Altar sollte um ein paar

Google

Stufen höher sein als der Thron. Wäre der christlich-soziale Gedanke ihm mehr gewesen als Mittel zum Zweck, dann hätte er ihn nicht mit allerlei hierarchischen Forderungen bepackt, nicht so eigensinnig an jedem Punkt und Pünktchen des positiven Bekenntnisses festgehalten. Stoecker war in erster Reihe immer der streitbare Kirchenmann, den weichmüthige Wallungen nicht übermannten; er wollte seiner Kirche in der Zeitlichkeit ihren alten Glanz zurückerobern, — seiner Kirche, die nicht um eine Haaresbreite verändert und im Aussehen modernisirt werden durfte. Alles oder nichts: Das war seine Losung; und jeder Weg war ihm willkommen, auf dem Alles erreicht werden konnte. Deshalb trat, als er vor der zuchtlosen Demokratie das Schaudern zu empfinden begann, der christlich-soziale Gedanke in ihm mehr und mehr zurück; deshalb berauschte er sich an Hubers Hoffnung, es könne gelingen, den vorrevolutionären Staatskörper noch einmal lebendig zu machen, und schwelgte in Stahls Wort von der Solidarität aller konservativen Interessen; deshalb machte der Hofprediger in seinem Leben den zweiten Fehler: er wurde Berufspolitiker und Mitglied der Konservativen Partei.

Dieser Fehler brachte weder der alten Partei noch dem neuen Mitglied Gewinn. Die Konservativen, die eine Partei der Grundbesitzer und Bauern sind, brauchen im Kampf um ihre agrarischen Interessen heute alle Kräfte, sie können außer dem Händlerhaß nicht auch noch die Feindschaft freier Geister gegen die Orthodoxie ertragen und dürfen an den ewig nutzlosen Versuch, Abgestorbenes zu neuem Leben zu wecken, nicht kostbare Zeit verzetteln. Der Hofprediger wurde ihnen ein guter Agitator und ein schlagfertiger Redner; aber seine Persönlichkeit und die Stärkung, die er dem starren Dogmatismus und dem Antisemitismus verlieh, haben den agrarischen Forderungen den leidenschaftlichen Haß zugezogen, der sie so lange umheulte. Die Kunst der Konservativen, alle neuen Strömungen, die ihnen gefährlich werden könnten, geschickt in ihre Kanäle zu leiten, ist nicht zu unterschätzen; aber es ist doch fraglich, ob sie gut daran thaten, um Stoecker zu werben. Er hat ihnen die christlich-soziale und die antisemitische Bewegung für ein paar Jahre unschädlich gemacht, aber er war dann in ihren Reihen der Schwarze Mann, der die Agrarier aus anderen Parteien zurückschreckte; auch solche, die mit den Grafen Kanitz und Mirbach sich leicht verständigen konnten. Noch schlimmer war die Wirkung für Stoecker selbst. Er mußte nun zwei Gesichter zeigen, zwei verschiedene Tonarten in Bereitschaft halten: eine für die Christlich-Sozialen und eine andere für die Konservativen; dort wollte man von sozialen Reformen, und nicht von zimperlichen, hören, hier von Autorität, von Ordnung und strenger Zucht. Der Stoecker der Evangelisch-Sozialen Kongresse sah dem Abgeordneten, der im Namen der Konservativen Partei das Wort führte, gar nicht ähnlich. Stoecker war stark genug, um allein bleiben zu können; nur der Mann, der allein steht, kann immer, gegen Freund und Feind, ehrlich und wahrhaftig sein, ohne sich um taktische Kniffe und Pfiffe zu kümmern. So lange Stoecker allein stand, war er eine einheitliche Erscheinung, der, trotz ihrer Begrenztheit und ihren Mängeln, der unbefangene

Google

Betrachter fast Etwas wie Bewunderung zollen mußte. Als er Berufspolitiker und konservativer Parteimann wurde, mußte er hier vertuschen und da verschweigen, bald Rücksichten nehmen und bald unsaubere Hände drücken; mit der stolzen Losung „Alles oder nichts“ war es nun vorbei und die Zeit schwächlicher Kompromisse brach an. Dahin hatte der Wille zur Macht ihn geführt. Als ob Macht nicht auch aus der Einsamkeit einer stillen Schreibstube zu erwerben wäre; als ob die drei Männer, die durch den Gedanken auf unser Jahrhundert den mächtigsten Einfluß geübt haben, Hegel, Darwin und Marx, bei Parteien Unterschlupf und Hilfe gesucht hätten! Die Parteipolitik verdirbt wirklich, nach Freytags Wort, den Charakter; und sie lähmt auch die Kraft. Der Abgeordnete Stöcker war nicht mehr der starke Mann, der 1878 im Eiskeller zu den berliner Arbeitern gesprochen hatte er war ein pfiffiger Taktiker geworden, — und war doch ein Prediger geblieben, der vor allen Anderen gerecht und wahrhaftig sein sollte.

Man muß sich dieser Entwickelung erinnern, wenn man verstehen will, was im Herbst 1895 ans Licht kam. Den Freiherrn von Hammerstein, dessen Liederlichkeit seit Jahren bekannt war, nannte der Hofprediger seinen Freund; er brauchte den allmächtigen Beherrscher der Kreuzzeitung und die Taktik gebot dem Politiker das Schweigen. Der Freiherr von Hammerstein hat betrogen, unterschlagen, Wechsel gefälscht und zuletzt, um würdig zu vollenden, die Privatbriefe seiner Parteigenossen verschachert. Keine Kolportagephantasie kann einen ärgeren Heuchelwicht ausdenken; und Stoecker, der den Mann ganz kennen mußte, Stoecker, der jedem kleinsten Bankbanditen Schandsäulen errichtete, schwieg und fand auch später noch höchstens leise Töne wehmüthiger Trauer über den schmerzlichen Fall: denn die Parteitaktik verbot ja, daß von der Sache viel geredet werde. Es war dumm und unanständig, wenn so gethan wurde, als stehe Stoecker mit Hammerstein auf einer Stufe; Stoecker hat nichts verbrochen, was ihn als Menschen der Achtung unwürdig machen könnte; er hat genau so gehandelt, wie gut disziplinirte Parteimänner immer handeln. Im Jahr 1888 wünschte er Bismarcks Entlassung; diesen Wunsch barg er, als kluger Mann, in des Busens Tiefe und suchte, mit Hammersteins Hilfe, zwischen dem jungen Monarchen und seinem Kanzler Zwietracht zu säen, ohne daß der Kaiser die Absicht bemerken konnte. Die Epistel, die man den Scheiterhaufenbrief nennt, zeigt ihn als Meister der Taktik, vielleicht auch als Meister der Psychologie, und wenn Jemand ihm gesagt hätte, es wäre doch schöner gewesen, offen damals auszusprechen, daß ihm die Politik Bismarcks unheilvoll und verderblich erscheine, dann hätte er den naiven Narren ausgelacht, der noch in dem Wahn lebte, moralische Bedenken könnten in der Politik, in der hohen und großen, maßgebend sein. Der Politiker hatte Recht und konnte ruhig in der Konservativen Partei bleiben, wenn sie, die angeblich doch auf die bismärckische Allweisheit schwört, ihn noch haben wollte; das Predigtamt aber, das von seinem Verwalter die lauterste Wahrhaftigkeit fordert, und die Aufgabe, in der sozialen Wirklichkeit die christlichen Lebensmächte zur Geltung zu bringen, mußte er dann Anderen über-

Google

lassen, die es noch nicht zu seiner taktischen Meisterschaft gebracht hatten. Stoecker wollte nicht vom Platz weichen. Er war im Dezember 1835 geboren und ein reiches Leben lag hinter ihm, ein Leben, das Kampf war und Sieg und starkes Vollbringen, ein Leben voll guter Thaten und schlimmer Irrungen, nach sterblicher Menschen Art. Er hatte alle Beschwerden gesund überstanden, sein zäher Körper trotzte jedem Ungemach und keine Aufregung focht ihn an: er fuhr die Nacht durch, sprach zweimal an einem Tage, las fünfzig Fälschungen seiner Reden, war dabei kreuzvergnügt, aß und trank und verdaute wie ein robuster Bauer und schlief den Schlaf des Gerechten. Ein Mann, der Das auszuhalten vermag, ist nicht verbraucht und kann dem Vaterlande noch nützen. Denen, die, ohne seine Meinungen zu theilen, doch seine Kraft schätzten, konnte er die Bitte nicht verübeln: er möge wählen, ob er ein politischer Geschäftsmann bleiben oder, nach reuigem Bekenntniß eines Irrthumes, zu dem besten Werk seines Lebens zurückkehren und im sozialen Kampf noch einmal der Künder christlichen Empfindens werden wolle.

... Diesen Sätzen, die vor dreizehn Jahren geschrieben wurden (und deren jugendlich hitzige Tonart ich heute nicht dämpfen mag) ist nun, nach Stoeckers Tod, nichts Wesentliches hinzuzufügen. Der Bauernsohn ist noch lange rüstig geblieben, hat noch manche wirksame Rede gehalten und sich für die Sache, die ihm gut dünkte, agitatorisch bemüht. Mählich aber erblich sein Stern, die Massen entglitten ihm und den adeligen Freunden war er ein Bischen unbequem, seit er die Hofgunst verloren hatte. Der alte Kaiser hatte ihn nicht geliebt; fand ihn für einen Prediger nicht leis und nicht mild genug, meinte aber, „das Spektakel sei nützlich, um die Juden etwas bescheidener zu machen". Der junge Kaiser war zunächst bis zur Schwärmerei von ihm eingenommen, pries ihn sogar einer klugen Jüdin, in deren Haus er gern einkehrte, wurde dann aber von Stumm und Genossen gegen ihn gestimmt und schrieb im Februar 1896 an Hinzpeter: „Stoecker hat geendigt, wie ich es vor Jahren vorausgesagt habe. Politische Pastoren sind ein Unding. Wer Christ ist, Der ist auch ‚sozial'. Christlich-Sozial ist Unsinn und führt zu Selbstüberhebung und Unduldsamkeit, Beides dem Christenthum schnurstracks zuwiderlaufend. Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinde kümmern, die Nächstenliebe pflegen, aber die Politik aus dem Spiele lassen, dieweil sie Das gar nichts angeht." Das sollte fritzisch klingen; klang aber nicht ganz so. Stoecker hatte noch nicht „geendigt"; hatte sich entschlossen, aus dem Elferausschuß der Konservativen, dann auch aus der Partei zu scheiden, war als Organisator und Stadtmissionar aber eine Macht geblieben. Seit er von oben geächtet war, wurde das Wirken ihm schwer. Sein ungütiges Antlitz blickte vergrämt und verbittert drein. Nun ist er tot. Ein liebenswerther Mensch schien er dem Fernen nicht. Aber ein muthiger Mann, der lieber vervehmt durchs Leben schreiten als mit den Bebänderten um die Wette im Staub kriechen wollte.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 27. Februar 1909.

Fasten.

Von der Finanzreform, so sprach beim Festessen des Deutschen Landwirthschaftrathes der Reichskanzler, „hängt die Ehre, die Macht, die Sicherheit des Landes ab“. Einem Mann, der gar so gern kultivirt und modern scheinen möchte, muß solche Phrasenleistung schwer werden. Warum entschließt er sich dazu? Er weiß, daß über die Ehre, die Macht und Sicherhei des Reiches die Beantwortung ganz anderer Fragen entscheidet als der, ob in der Zeit des jejunium quadragesimale, vielleicht auch erst nach den Osterferien dreihundert oder fünfhundert Millionen bewilligt werden. (Vor zwei Jahren warens zweihundert; und wenn so weitergewirthschaftet wird wie seit 1890, wird man von dem neuen Reichstag, was auch der alte bewilligt haben mag, 1912 wieder mehr Geld fordern.) Davon hängt allenfalls die Beantwortung der Frage ab, ob im Lenz die Stellung des Kanzlers bequem oder unbequem sein wird. Ob er sich wieder als den Mann präsentiren kann, der Alles macht; selbst die schwierigsten Sachen; selbst mit einem Parteienpool, dem kein positiver Gedanke gemeinsam ist. Alle, die ihm solches Triümphchen nicht gönnen, arbeiten (besonders in der Beletage des Reichshauses) gegen ihn. Wird aus der Reichsfinanzreform (der aus Miquels Masse stammende Name ist für das jetzt Geplante viel zu pomphaft) nichts Rechtes, dann ist der Kanzler auf seinem Sitz nicht mehr ganz sicher; muß gehen oder wieder mit dem Centrum anbandeln, verliert den Nimbus des Novembermannes und fällt, wenn er sacht ins Rutschen gebracht worden ist, nicht als Opfer konstitutioneller Ueberzeugung, sondern, unbetrauert, als Einer, der sich verrechnet hat. Das ist der Wunsch seiner hohen und höchsten Gegner; die sich deshalb für

Google

die neuen Reichssteuern natürlich nicht ereifern. Ein Starker, ein Mann von politischer Leidenschaft würde in solcher Lage vor der Wahl der Taktik nicht zaudern. Den Dienst, den er im Spätherbst der Nation und dem Reichshaupt geleistet hat, von seinen Leuten betonen lassen und (ohne den Kaiser zu kränken, versteht sich) in seiner Haltung zeigen: Ich stehe und falle mit meiner Novembertat; und wer mir nach dem Leben trachtet, will das Deutsche Reich in die Jammertage des Kryptoabsolutismus zurückführen. Den Bundesrath zur Wehr aufrufen und mit seiner Mehrheit so deutlich reden, daß sie merkt, um welchen Einsatz sie spielt. „Euch Konservativen liegt, trotz allen schönen Worten, nichts an mir. Die Handelsverträge habe ich Euch gemacht; und daß die nächsten anders aussehen werden, wißt Ihr. Möchtet wieder mit dem Centrum regiren und findet mich zu liberal, zu westdeutsch; besonders, seit ich den König für die Erweiterung des preußischen Wahlrechtes engagirt und die Nachlaßsteuer empfohlen habe. In der Wahlrechtsfrage war mein Fehler nur, daß ich zu spät kam; 1907 mußte ichs machen. Mich erinnern, daß die kluge Queen Victoria vor fünfundfünfzig Jahren an den König der Belgier schrieb: ‚Die Ausdehnung des Wahlrechtes war unvermeidlich und man durfte nicht warten, bis der laute Volksruf zur Nachgiebigkeit zwang‘ Die Nachlaßsteuer ist ein Nothbehelf. Wir wollen die ganze Nachlaßmasse, vor der Vertheilung, fassen; auch vor der Entscheidung darüber, was an Ehegatten und Kinder fällt, die von der Erbschaftsteuer ja frei sind. Der Modus hat Mängel und ist dem verschuldeten Landwirth, der Geschwistern den Erbtheil auszahlen muß, recht lästig. Einverstanden. Aber wißt Ihr eine Steuer, die Keinem zur Last wird? Und unsere Sätze sind niedrig, der größte Theil der Kleinbauern bleibt frei, die Steuerpflicht beginnt erst bei zwanzigtausend Mark und von dieser Nachlaßsumme sind hundert Mark, auf Wunsch in Raten, zu zahlen. Darum Räuber und Mordbrenner? Weil der Besitz in der Stunde des Ueberganges aus kalten Händen in warme ein winziges Bruchtheilchen an den Staat abgeben, ein Nachlaß von zweihunderttausend Mark um viertausend geschmälert werden soll, wird die Familie und der christliche Familiensinn zerstört und das Thor in die Kaserne der Kommunistengesellschaft geöffnet? Kindern könnt Ihrs erzählen. Die Entwickelung aber nicht aufhalten, die zwischen ererbtem und erworbenem Besitz schärfer als bisher unterscheiden, das Vermögen am Stadion des Eigenthumswechsels packen und die Gebelaune des Erben für den Staat ausnützen will, dessen Rechtsschutz den ruhigen Erbgang erst sichert. Jetzt könnt Ihr die Steuer ja noch zu Fall bringen; dürft Euch aber nicht wundern, wenn Euch nachgesagt wird, daß Ihr sie im Grunde nur als Kontrole des Vermögens und späterer Selbsteinschätzung haßt. Ist

Google

Euch denn aber verbürgt, daß nicht eines Tages ein Ministerpräsident die Landräthe anweist, die Einschätzung in ländlichen Kreisen mit äußerster Strenge prüfen zu lassen? Glaubt Ihr überhaupt ernstlich, alle Privilegien und Herrenrechte aus vergangener Zeit ewig bewahren und, statt Preußen mehr und mehr zu verdeutschen, das Reich völlig verpreußen zu können? Seht Ihr noch immer nicht, daß Eure Politikſorte jenseits von der Elbe nicht gedeiht und Preußen heute noch, wie die vorhin citirte Vicky anno 48 an Leopold, im Aerger über Stockmar, schrieb, das Land der den anderen Deutschen unsympathischen Leute ist? Wenn Ihr von Bismarck mehr als von Kleist-Retzow, von Rodbertus mehr als von Studt gelernt hättet, stecktet Ihr, ehe es zu spät ist, Euren Pflock um ein paar Löcher zurück, nähmet die englische Gentry zum Vorbild, schicktet Euch in die Zeit und bedächtet, daß Deutschland durch die Industrie reich geworden und daß Industrialismus eine Kulturform ist, die sich am Ende auch politisch durchsetzen muß. Spürt Ihr nicht, daß ich Euch den Uebergang erleichtern, an die kühle Luft der neuen Morgenröthe gewöhnen will? Einen dafür Besseren findet Ihr nicht. Daß der straßburger Wedel oder der breslauer Zedlitz, daß Bethmann oder Marschall mehr für Euch thun könne, träumen nur Esel; wer mehr zu thun versuchte, würde den Fall Eurer Kastenrechte nur beschleunigen. Erwägts; und verständigt Euch mit der linken Blockhälfte schnell über greifbare und ergiebige Steuerobjekte. Und Ihr, Industriekonservative (Nationalliberale) und Handelsschützer (Freisinnige), fragt Euch, ob Ihr die Konjunktur noch einmal versäumen dürft. Wie auch nur fünf Jahre agrarisch-klerikaler Gesetzgebung, selbst vom Zwang des Tages gemäßigter, auf die von Euch vertretenen Interessen wirken müßten. Ich bin der Exponent Eurer Gedankenwelt; kanns aber nur bleiben, wenn Ihr mir das dem Reich nöthige Kleingeld schafft. Zerbrecht Euch, bitte, also ein Bischen rasch die geehrten Köpfe und fordert dann einen Preis, für den ich, als Vertrauensmann des deutschen Bürgerthumes, mich getrost einsetzen kann."

Solche Methode liegt dem Fürsten Bülow nicht. Des Kaisers Mann zu sein, dünkt ihn wichtiger; auch für flottbecker und römische Pensionärtage möchte er sich die Huld Wilhelms sichern, die ihm (er hat sichs mit Erfolg eingebildet und ist schließlich nicht ohne allen Grund von Philipp Eulenburg für Berlin kandidirt worden) Lebensbedürfniß ist. Deshalb läßt er die ihm Ergebenen thun, als habe sichs im November nur um Cirrocumuli gehandelt, um Schäfchengewölk, das für beständig schönes Wetter zeugte, und als sei der deutsche Himmel seitdem dunstlos hell. An den Konflikt, an die Kaiserkrisis soll nicht erinnert, sondern geschrieben und geredet werden, als sei Alles in bester Ordnung. Ein verhängnißvoller Fehler. Die Gegenpartei schweigt nicht;

Google

trägt auf leisen Sohlen die Kunde durchs Land, der kaiserliche Minister habe mit markirten Karten gespielt und versuche drum jetzt, die heikle Episode aus dem Gedächtniß zu tilgen. Die unklare und unmännliche Rede, mit der er sich im Landtagssaal neuer Gnade empfahl, hat dem Fürsten die im Advent gesammelte Summe nationalen Vertrauens schon gemindert. Daß er sich am Tisch des Landwirthschaftrathes als den Urheber des verstärkten Agrarschutzes bekannte, war ein Zeichen wiedererwachenden Muthes. Noch kann er wählen. Als Mandatar der besten deutschen Köpfe stehen und fallen (und nach dem Sturz von anderer Stelle aus für das im Bereich des Möglichen als nothwendig Erkannte weiterkämpfen) oder, trotz der Häufung edler Qualitäten auf seinem Ehrenscheitel, kläglich und unbeseufzt sterben. Wer ihm im November gezürnt hat, vergißts ihm niemals; mag der damals zu aufrechter Tapferkeit Gezwungene sich noch so tief neigen und beugen. Mit blöderem Auge müßte er sehen, wo die starken Wurzeln seiner Kraft sind. Daß er seit dem Dezember 1906 mit einem Gespann fahren will, das nach Rechts und Links auseinanderstrebt und nur zusammenzuhalten ist, wenn mans, ohne eine vorwärts führende Leistung von ihm zu fordern, auf dem selben Fleck vor dem Wagen stampfen und wiehern läßt, beweist, wie kurz sein Augenmaß ist. Doch des Schicksals Gunst hat ihm noch eine Chance geboten. Nützt er sie oder vertrödelt die Zeit auf den Gemeinplätzen, wo nur saftloses Phrasenunkraut aufwuchert? „Umfassende Reorganisation der gesammten Finanzgebahrung“: damit fings an. „Von der Finanzreform hängt die Ehre, die Macht, die Sicherheit des Landes ab“: so weit sind wir nun. Nach Aschermittwoch darf man Nüchternheit heischen. Ehre, Macht, Sicherheit des Reiches hängt davon ab, daß die Geschäftsführung nicht wieder Einem zufällt, der nicht verantwortlich gemacht, nicht aus dem Amt entfernt werden kann und der, bei noch so brillanten Gaben, vom Staatsmann keinen Blutstropfen in sich hat. Nur davon; nichts Anderes kann sie gefährden. Der Rest ist eine Geldfrage, deren Beantwortung in aller Ruhe zu errechnen ist.

Dazu braucht man nicht ganze Jahre zu verschwatzen. In anderen Ländern benutzen die Parteien die Stunde staatlicher Geldnoth, um ihre politischen Machtwünsche durchzudrücken. Ganz einfach: „Die Schicht, die uns abgeordnet hat, ist nur dann bereit, mehr in die Staatskasse zu steuern, wenn auch ihr Mitregirungrecht gemehrt wird.“ Ganz vernünftig: je größere Summen Einer in ein Unternehmen steckt, desto größer wird sein Recht, über die Verwaltung und Verwendung, über den Geschäftsbetrieb mitzureden. Solche Forderung würde unsere braven Fraktionen unsittlich dünken. Deren Führern färbt Zorn oder Scham ja die Stirn, wenn sie gefragt werden, ob sie nicht Staatssekretär werden möchten. Die haben den Willen zur Macht noch nicht gelernt

Google

und wünſchen zaghaft nur, daß ihre Wähler nicht, unter neuer Laſt, allzu laut ächzen. Alſo handelt ſichs wirklich nur um das Geld. Fünfhundert Millionen. Die giebt Deutſchlands Volk ja in ſechs, ſieben Wochen für Bier aus. Rauſchtränke und Tabak könnten den Reichsſchmerz ſchnell ſtillen. Wenn man die Maſſen mit ruhiger Eindringlichkeit vorbereitet, dann Brauer, Brenner, Tabakbauer, Händler, Wirthe zur Intereſſenvertretung berufen und aufgefordert hätte, den ihnen bequemſten Weg zu zeigen, auf dem das unentbehrliche Geld aus ihrem Bezirk in die Reichskaſſe zu ſchaffen iſt, wären wir längſt am Ziel. Das war ohne das Centrum, die einzige Reichspartei, die in Nord und Süd, Oſt und Weſt Maſſenanhang hat, freilich nicht zu erreichen. Und Caeſaren, Demagogen, ſchwache Regirungen aller Sorten ärgern lieber die Wohlhabenden als den Haufen, der im Agiren und Reagiren weniger höflich iſt. (Die Behauptung, der Reiche leiſte bei uns dem Steuerfiskus nicht genug, iſt eine dumme Lüge: er giebt einen Rieſentheil ſeines Einkommens ab und man darf wirklich nicht ſtaunen, wenn ihm nachgerade vor der Ausſicht graut, noch mehr zahlen und dem Beſitzloſen ein erweitertes Beſtimmungrecht gewähren zu müſſen. Dem Reichen gehäufte Pflicht, dem Armen weiter reichendes Recht: dieſe ſozialethiſche Loſung kann nur Einer verfechten, der wähnt, große Einkunft ſei nur dem Glückszufall, nicht dem Fleiß und dem Hirnvermögen zu danken.) Direkte Reichsſteuern wollen die Bundesregirungen nicht; Nothſtandszuſchläge, nach britiſchem Muſter, die der Reichsrechnung den erſehnten „beweglichen Faktor“ liefern könnten, würde der morſche Block nicht tragen. Aus allen Winkeln will mans alſo zuſammenkratzen. Bier und Schnaps, Wein und Tabak, Gas und Elektrizität, Nachlaß und Annoncen. In einer Zeit ſchwacher Induſtriebeſchäftigung und leiſer Kriſis, die entſtehen mußte, weil das mobile Kapital vom wachſenden Gewerbe verſchluckt und eine genügende Neubildung noch nicht gelungen iſt. Ein geiſtlos zuſammengeleſener Strauß; und eine Blamage des Binders, daß von acht Blüthen vier ſchon verwelkt ſind. Der von Kaiſer und Kanzler zu früh und zu laut gelobte Herr Sydow paßt nicht auf den Platz, auf den er aus dem Reichspoſtamt geholt ward; der beſte Bureauregent und Unterſtaatsſekretär, der ſich erdenken läßt, doch kein Vordergrundmann, der den Parteien zu imponiren, mit ihnen Geſchäfte zu konſtruiren und abzuwickeln vermag. Wer, als ein Dutzendſprecher, von einer vierſtündigen Einführungrede (die Keiner anhört, kaum Einer zu Ende lieſt) Etwas hofft, wer den Telephonverkehr, ſtatt die lächerlich hohen Preiſe auf die Hälfte herabzuſetzen und ſo den Abertauſenden des Mittelſtandes erſt erſchwinglich zu machen, vertheuern will, taugt nicht zum Schatzamtsbeherrſcher. Herr Sydow hat für ſeine Pläne im Reichstag nichts gewirkt; und der

Google

Kanzler, von dem er in seiner Angst Hilfe erwartet, sieht den Körper der Wirthschaft nicht so plastisch vor sich, daß er mehr spenden könnte als allgemeine Rednerei, als eine substanzlose Brühe, die (man merkts) gestern erst aus dem Trichter ins Gedächtniß tröpfelte. Lest Bismarcks, lest nur Posadowskys Zoll- und Steuerreden: und meßt dran das Niveau von heute.

Irgendwie, irgendwann wird man sich trotz Alledem verständigen. (Die Freisinnigen, die von dem Brunstplatz an der Regirungsonne nicht leicht in die Kälte kriegerischen Lagerlebens zurückfänden, sind zum Agentendienst in dieser Sache berufen.) Doch welcher Kraftverbrauch; welcher Zeitverlust; und lange würde die Freude nicht währen. Von der „umfassenden Reorganisirung der gesammten Finanzgebahrung" reden Ernsthafte kaum noch. Nur Geld herbei! Den Gestank einer vespasianischen Harnsteuer ertrüge man gern, wenn sie genug brächte. Wird nach solchem Rezept aber die Reichswirthschaft auf die Dauer gesund? Seit der dritte Kaiser regirt, ist die Reichsschuld in ängstigendem Tempo gewachsen; und wird eben so schnell weiterwachsen, wenn wir nicht in den Grundsatz der Privatwirthschaft zurückkehren, daß die Ausgabe der Einnahme angepaßt werden muß. „Das brauche ich, muß es also einnehmen": mit solchem Leichtsinn gehts auch von Staates wegen nicht. Wir haben von „altpreußischer Sparsamkeit" zwar stets gesprochen, dabei aber skrupellos ausgegeben. Das größte Landheer (achthundert) und eine große Flotte (vierhundert Millionen fürs Jahr 1909): die Versicherungsumme wird allmählich zu hoch. Längst ward es hier vorausgesagt. Als im ersten Kanzlerjahr des Grafen Bülow um die Karnevalszeit die Räder des carrus navalis durch Deutschlands verschneite Auen rollten, jauchzte Germaniens Herz. Frauenvereine und Thespiskärrner, Kneipenwirthe und Rabbiner priesen dem deutschen Volk den Schlachtschiffbau als Allheilmittel an. Der gute Haushalter berechnet Kosten, Risiko und Ertrag, ehe er sein Leben oder sein Haus versichert; so müßte auch ein Volk nüchtern und bedächtig errechnen, welche Gefahrenprämien es zahlen will, durch sein Interesse zu zahlen gezwungen ist. Wer hatte dazu Lust, als im Reichstag über das neue Flottengesetz geredet wurde? Jetzt erst, hieß es, naht die große Epoche deutscher Weltmacht; naht ein Glanz, der alles bisher Geschaute überstrahlen wird. Wenn wir durch unsere Rüstung reichere Konkurrenten nöthigen, für neue Schiffe zehnmal zwanzig Millionen auszugeben, so haben wir ihr für den Handel verfügbares Kapital um zweihundert Millionen gemindert; und wenn wir ihnen ein Linienschiff zusammenschießen, so haben wir ihnen empfindlicheren Schaden bereitet, als er auf kontinentalen Schlachtfeldern durch einen Streich möglich wäre. Händlerimperien können einander nur kapitalistisch bekämpfen. Macht Geld,

Google

handelt die billigste Bodenfrucht ein und laßt die besten Maschinen spezialisirte Arbeit leisten. Wenn Alldeutschland aussieht wie Bochum, Birmingham, Charleroi, wenn überall Schornsteine qualmen, alle Latifundien zu Landsitzen reicher Fabrikanten geworden sind und die letzten intensiv bewirthschafteten Bauerngüter in Pommern und Ostpreußen von der Neugier angestaunt werden wie jetzt die als Kuriosität erhaltene letzte Farm in New York, dann muß Britanien stöhnend sich für besiegt erklären und Deutschland ist in der Welt wirklich vornan. Wers geglaubt hat, ist nur für ein schmales Weilchen selig geworden. Seit 1900 hat sich die Schuld des Reiches um anderthalb Milliarden erhöht, die Weltstellung des Reiches beträchtlich verschlechtert; das ohne starke Flotte erworbene Prestige ist in den Lustren grüßten Flottenaufwandes geschwunden und der deutsche Handel wird 1917, wenn drüben alle geplanten Dreadnoughts und Invincibles fertig sind, nicht besseren Marineschutz haben als am ersten Tag des Jahrhunderts. Unterseeboot und Luftschiff, Torpedo und Streumine: da ist billigere Assekuranz; eine, die sich der Meisterschaft deutscher Technik anpaßt und den Nachbar nicht ärgert.

Weil wir eine Schlachtflotte gebaut haben, sind die Reichsfinanzen siech und die Kanalvettern unsere Feinde geworden. (Das wissen heute auch ganz oben die Meisten; sagens aber nicht. Nikolai Pawlowitsch hörte nicht gern, was seinen Wünschen und Neigungen widersprach; und da Jeder wußte, daß er mit unerfreulicher Botschaft keinen Dank ernten werde, verschwieg Jeder dem Gossudar widrige Wahrheit. Eduards Mutter, die davon erfuhr, schrieb an den Koburger, der russischer General und britischer Prinz-Gemahl gewesen war, nach Brüssel, das Hauptziel der Fürstenerziehung müsse sein, den Zögling in Selbstzucht zu gewöhnen. „Wenn sie sich nicht selbst im Zaum halten und kontroliren lernen, wenn sie nach unwillkommenen Meldungen Aerger zeigen, wird ihnen als Königen und Kaisern bald kein Mensch mehr die Wahrheit sagen; und Das wäre doch ein großes Unglück.“) Weil Großbritanien im Flottenbau, in der Werbung um Musulmanen und Yankees die Vorbereitung eines Angriffes witterte, der es einst ein werthvolles Stück seines Kolonialbesitzes kosten könnte, hat es uns überall Feindschaft gestiftet, die Fehler kaiserlicher Politik schlau ausgenützt, dem Deutschen Reich die Schlappe von Algesiras verschafft und die zu dem Vertragsabschluß vom neunten Februar 1909 nöthige Resignation aufgezwungen. Daß ein politisch empfindender Deutscher auf diesen Vertrag, der uns nicht einen Heller mehr giebt, als schon von Delcassé zu haben war, stolz sein werde, durfte man nicht erwarten. Auch nicht, wenn den Deutschen wirklich, wie geflüstert wird, ein Drittel der in Marokko erlangbaren Aufträge zugedacht wäre; mit diesen Aufträgen ist kein Staat

Google

zu machen und das Drittel sähe bei Licht wohl recht dürftig aus. Dennoch haben hohe und höchste Herren um die Paternität dieses Vertrages vor Europens lächelndem Auge gestritten. Am siebenzehnten Februarmorgen wurde im pariser „Matin“ die Depesche veröffentlicht, die Wilhelm an den Fürsten Radolin geschickt hatte. Deutscher Wortlaut: „Empfangen Sie meine Glückwünsche und meinen warmen Dank dafür, daß Sie zum Abschluß des Vertrages mit Ihrer Arbeit beigetragen haben. Dieser Vertragsabschluß hat den an sich schon so gelungenen Besuch des englischen Königpaares noch herzlicher gestaltet. Seine Majestät hat mich dazu lebhaft beglückwünscht. Ich habe Cambon das Großkreuz des Rothen Adlers gegeben. Wilhelm I. R.“ Der Adressat hatte an dem Vertrag, der den Maghreb der Französischen Republik ausliefert, nicht mitgewirkt. Daß die Kunde vom Abschluß dieses Vertrages den Britenkönig gefreut hat, ist begreiflich: denn ihm brachte sie einen Erfolg; die Erfüllung des den pariser Freunden seit 1905 Verheißenen. Sein Glückwunsch mußte wie Hohn klingen; wenn Herr Fürstenberg nach dem Sieg bei Herne dem Konsul Gutmann zum ehrenvollen Ausgang des Kampfes gratulirt hätte, wäre neben der Hedwigskirche schlechtes Wetter gewesen. Die Frage, ob ein Hofbesuch „gelingt“, ist belanglos neben der anderen: ob ein Reich durch eine Liquidation sein Ansehen schädigt. Und der Glückwunsch des eifrigsten Konkurrenten beweist nur, daß dieser Gegner Grund zur Freude zu haben glaubt. Eduard wollte Europa und dem Islam zeigen, daß Deutschland gegen den Angelnconcern nichts durchsetzen kann, und läßt, da ers erreicht hat, lebhafte Genugthuung merken. Ein dramatisches Temperament findet darin den Anlaß zum Lob Dessen, der den Vertrag gemacht hat. Des Botschafters; nicht des Kanzlers. Noch am selben Tag aber sagt Fürst Bülow öffentlich: „Für das Abkommen mit der französischen Regirung haben Herr Cambon und ich die Form gefunden.“ Kein Wörtchen für den Standesgenossen an der Seine. Daß der Kaiser diese Depesche schreiben konnte, muß seine Landsleute betrüben; viel tiefer noch, daß sie veröffentlicht und in der alten Tonart besprochen wurde. Und dafür ist der Kaiserliche Botschafter und Oberstruchseß verantwortlich.

Er hats mit auffälliger Emphase bestritten; in die Wilhelmstraße gerufen, mit der ganzen Geschichte habe er nichts zu thun gehabt. Und das schroffe Dementi, mit dem die Männer des „Matin“ antworteten, hingenommen. Er hat die Veröffentlichung, die er, bei seinen Beziehungen zu Barilla, hindern konnte, gebilligt und einen Kommentar dazu diktirt. Das durfte er nur mit Erlaubniß des Auswärtigen Amtes. Und wie stehts um die Autorität eines Herrn, der in fremdem Land das Deutsche Reich vertreten soll, wenn die größte Zeitung dieses Landes ihn falscher Angabe zeiht und kein Widerspruch hörbar wird?

Google

Fürst Hugo von Radolin-Radolinski hat kein zuverlässiges Gedächtniß; was er im Januar 1891 der H-Trias (Hohenlohe, Holstein, Hatzfeldt) über Bismarcks letzten Verkehr mit der Kaiserin Friedrich erzählte, stimmt mit Dem, was der erste Kanzler darüber gesagt und aufgeschrieben hatte, nicht überein. Dabei handelte sichs um Radolins große Zeit, in der er die vom dritten Kaiser mit Gunst und Vertrauen belohnten Dienste geleistet hat. Ob die Depesche des Kaisers ihm zur Prüfung vorgelegt, ob sie von ihm für Varillas Blatt kommentirt wurde, müßte er schließlich aber wissen. Schwach ist er, doch kein Bösewicht. Hat, nach den neusten Vertrauensbeweisen, für eines Augenblicks Dauer sich vielleicht in noch höherem Glanz gesehen und die Haltbarkeit, die Wehrkraft des Chefs allzu niedrig geschätzt. In der unerhofften Freude an dem Lorberblättlein, das ihm das Ende des langwierigen Marokkostreites eintrug, nicht an die mögliche Fährniß der nächsten Stunde gedacht. Hofmensch, nicht Politiker: sagte schon Bismarck; der ihm eine Botschaft ersten Ranges nicht anvertraut hätte. An der Interview, in der das Wort fiel, „subalterner Ehrgeiz" habe im berliner Auswärtigen Amt den Marokkohader angezettelt, ist der Botschafter sicher unschuldig. (Nicht so sicher ein Botschaftrath, der vom Kaiser geduzt wird, also berechtigt wäre, sich zu den Intimen Wilhelms zu zählen, und der seit Jahren allerlei Scherifisches in die Preßwelt gesetzt hat.) Zweck der Interview: die Franzosen zu überzeugen, daß der Deutsche Kaiser stets für sie gewirkt hat. „Alle entstandenen Schwierigkeiten hat er beseitigt und auch der neue Vertrag ist seiner persönlichen Politik zu danken." So könnte, außer dem erwähnten Günstling, auch der monegassische Ordensgenosse des Fürsten Eulenburg gesprochen haben. Wer dem deutschen Volk sagt, der Ertrag des vierjährigen Diplomatenfeldzuges, dessen Etapenstraße von Berlin über Paris, Tanger, Casablanca, Algesiras ins Ostsultanat führte, sei durch Eingriffe Wilhelms des Zweiten herausgeholt worden, mag es auf seine Gefahr thun; dürfte aber nicht glauben, dem Kaiser damit zu nützen. Die Eingriffe und deren Wirkung sind längst ja bekannt. Doch unbestreitbar ist auch die Thatsache, daß die vom Kaiser nach der Rückkehr aus Italien gewünschte Politik vom Kanzler vertreten und den Untergebenen zur Pflicht gemacht worden ist; daß Fürst Bülow jeden amtlichen Schritt befohlen oder gebilligt, jede Note geprüft und fast jede korrigirt hat; und daß Herr von Holstein, der zuerst gegen jeden Ingerenzversuch, dann für tapfere, nicht herausfordernde Festigkeit war (und noch immer zum Prügelknaben gemacht werden soll), zu selbständigem Handeln, offenem oder heimlichem, eben so wenig gekommen ist wie sein Freund Radolin. Der sich als Objekt aller Blicke gewiß nicht wohl fühlt.

Die Zeit schädlicher und beschämender Wirrniß darf nicht wiederkehren.

Google

Deshalb muß die deutsche Nation, so widrig ihrs ist, auf die Leute achten, die mit alberner oder schlauer Entstellung historischer Thatbestände, mit Heuchelzähren und ruchloser Schmeichelrede den Kaiser aus weise gewählter Zurückhaltung zu locken suchen. Noch ists nicht nöthig, sie aufzuzählen und anzuprangern; nicht, so lange ihr bärmliches Mühen belächelt wird. Vom November bis in den Januar haben wir ruhig gelebt und leidliche Geschäfte gemacht. Der Fall Schlieffen war unbequem; der Fall Radolin ein schreckendes Symptom. Weh dem Reich und seinem höchsten Haus, wenn die alte Noth sich erneute! Deutschland hat von draußen nichts zu fürchten; sein unerschütterlicher Entschluß, Keinen muthwillig zu kränken, von Keinem demüthigende Zumuthung hinzunehmen, bändigt die Feinde. Frankreich hat Grund, den Nachbar zu fürchten; und seine Freundschaft brächte uns nur Gewinn, wenn es sich zu einem Schutzbündniß herbeiließe (das Oesterreich, um gegen Italien noch besser assekurirt zu sein, vermitteln könnte). Solches changement à vue ist einstweilen unwahrscheinlich und eine „Versöhnung", die uns keinen sicheren Bundesgenossen im Westen schafft, könnte uns dort nur lähmen und den Feinden das leise Vorspiel erleichtern. Rußland weiß, daß es im Zustand sehr langsamer Genesung nicht wagen darf, das Reichscentrum von den Kerntruppen zu entblößen, der Anarchie, nach kaukasischem Muster, auszuliefern und seine Wehrmacht von heute mit der deutschen zu messen. Weil diese beiden Reiche keinen Krieg führen wollen und weil Deutschland durch Bluffs nicht mehr einzuschüchtern ist, sänftigt Eduard die Stimme. Ohne Franzosen und Russen ist selbst im nahen Orient nichts Rechtes anzufangen. Gute Unterseeboote und Luftschiffe (Beide fehlen den Briten noch) würden selbst der modernsten Armada gefährlich; die deutsche Flotte würde sich einer Uebermacht nicht zum aussichtlosen Kampf stellen und auf deutschem Boden wäre Tommy Atkins verloren. Von außen droht nichts Schlimmes. Draußen wird Deutschland wieder respektirt, seit die Nation erwacht ist und sich zu dem Gelöbniß erhoben hat, ihres Schicksals Gestaltung nie mehr dem fehlbaren Menschenwillen eines Einzelnen zu überlassen. Sie darf nicht wieder entschlummern. Wers mit dem Reich, dem Ewigen Bund, dem Kaiser gut meint, darf nicht wünschen, daß die Novembersaat keimlos bleibe. Wißt Ihr, was geschähe, wenn die grausam ernste Auseinandersetzung noch einmal unvermeidlich würde? Bei harmlosen Reden und Artikeln bliebe es dann nicht. Statt Sündenböcke zu suchen und einen Lügenhag als Zufluchtstätte des Reichsrepräsentanten zu empfehlen, sollten die Kaiserlichen ihrem Herrn sagen, daß er nie so der Vertrauensmann der Nation war, in zwei Dezennien nicht, wie in den letzten Monaten des vorigen Jahres. Verscherztes Vertrauen wird nie wieder erworben. Noch ists nicht

Google

zu spät. Noch aber auch für Volk und Kaiser die Fastenfrist nicht verstrichen und kein Butterbrief löst, selbst mit römischem Siegel, von der schweren Pflicht zur Entsagung. Feste, Maskenzüge, Hofnarrengelärm will das Volk nicht mehr. Unterschätzt es nicht, weil es still ist, Manches anhört und die pfiffigen Kaiserretter nicht wegjagt. Es hat unterm Nebelmond wollen gelernt.

Von außen ist nichts Schlimmes zu fürchten. Nur jetzt nicht hastige Pilgerfahrten nach England; noch Bettelrundgänge, um von reichen Leuten das zur Gründung einer englischen Wanderbühne nöthige Geld einzusäckeln. Die brauchen wir nicht; auch sonst keine künstliche Förderung anglo-deutschen Empfindungaustausches. Stolze Ruhe. Wenn das Flottengesetz abläuft, wird zu erwägen sein, ob die modernste Technik zum Schutz der deutschen Küste und des deutschen Ueberseebesitzes an Menschen und Gütern nicht wirksamere und billigere Mittel bietet als die bisher angeschafften. Wo vernünftig und ohne Reichsschaden zu sparen ist. Kiotschau, Helgoland, Südwestafrika: für eine Milliarde giebts nützlichere Verwendung. Bis das Reich sich aus Eigenem nährt, sollen die Feierflöten schweigen, die Straßen ohne Putz aus Papier, Flaggentuch, Marmelstein bleiben. Jahre lang kein Fest, kein Einzug, keine Denkmalsenthüllung: dann schmeckts vielleicht wieder. Jahre lang keine Rede, die dem Erdkreis kündet, daß wir die nettsten, artigsten, friedlichsten Leute sind: dann erkennt man das Volk Schillers wieder, das die vor dem Kampf um die Ehre Zagenden nichtswürdig nennt. Tapfere Politik. An Gelegenheit wirds nicht fehlen. Warum ists uns im Ostsultanat besser gegangen als in dem des Westens? Weil die erwachte Nation für die Einheitlichkeit und Stetigkeit deutschen Handelns gesorgt hat. Diplomaten, die sich in Weimar fühlten wie Alexander in Makedonien, schon an der Ilm aber ihr Töpfchen nie auf dem richtigen Feuerloch hatten, konnten zur Abkehr von Oesterreich rathen. Ein Politikerhirn mußte ahnen, daß die internationale Lage gar keine Wahl ließ und ein drängendes Lebensinteresse uns an die Seite des Bundesgenossen trieb. Probatum est. Die abenteuernde Eitelkeit des Herrn Iswolskij hat gegen diesen festen Bund nichts vermocht. Ob er in Aehrenthal den Todfeind sieht, den er um jeden Preis ärgern und pussen möchte: er muß mit dem Bündnißfall rechnen, der zur Abwehr eines russischen Angriffes Deutschland mit Oesterreich-Ungarn vereint. Kleine Kniffe gelingen ihm. Rußland übernimmt Bulgariens Türkenschuld, empfängt Ferdinand in Peters Stadt wie einen anerkannten Zaren und ködert die vom Joch befreite Nation am Ende aus der neuen Intimität mit den wiener Herren; verstimmt aber, außer den edlen serbischen Brüdern, auch die Türken, denen der Vali von Ostrumelien noch nicht lange genug zappelt. Und wenn er die von dem Heldenjüngling Georg, dem Sohn des Rothen Peters, Angeführten in einen

Google

Krieg hetzt, bleiben sie entweder allein und entkräften sich in einer langen Guerilla oder sehen die moskowitischen Slaven herbeieilen und erleben schauernd dann den im Ersten Artikel des deutsch-österreichischen Vertrages vorgesehenen Bündnißfall. Selbst auf Hitzköpfe wirkt solche Vorstellung wie eine eisige Douche. Daß wir uns zu dem Versuch eines Druckes auf Wien nicht hergaben, war gescheit; kein halbwegs Verständiger (also auch Herr Pichon nicht) konnte Anderes erwarten. Oesterreich muß in jeder Stunde wissen, daß Deutschland sich der Pflicht nicht entzieht und die unbequemste Konsequenz nicht scheut. Die Funken mag Der austreten, der sie am Haemus angefacht hat. Tapfere Bündnißtreue genügt aber noch nicht. Wichtigeres ist da unten zu thun. Wie kommt das Deutsche Reich in den von den Osmanen beherrschten Ländern nach der anglorussischen Zettelung wieder ins Vertrauen und (namentlich) ins Geschäft? Der Verzicht auf Marokko ist, nach dem Feldgeschrei in Gallos, keine Empfehlung; und die Ersetzung des Britendieners Kiamil durch Hilmi ein Erfolg, der kaum lange wirken wird. Das Jungtürkenregime kann sich nicht halten; die Führer sind unreif, wurzellos, keine Politiker. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit wollen sie: und haben den Koran gegen sich, der die Mohammedaner hoch über alle anderen Sterblichen stellt, und würden, wenn ihre Konstitution mehr wäre als ein schmieriger Papierfetzen, in Europa den schrumpfenden Türkenstamm in die Ohnmacht einer stets überstimmten Minderheit erniedern. Der Muslman soll den Juden, der ihm nach dem heiligsten Gesetz ein verdammter Hund ist, soll den gehaßten Christen im Besitz der selben Rechte sehen, die ihm, dem bisher Privilegirten, eingeräumt sind? Der Türke soll ruhig warten, bis die anderen Nationen ihn majorisirt und aus der Macht gedrängt haben? Koran und Europäerverfassung: Das giebt keinen Reim. Abd ul Hamid athmet schon wieder freier. Ob er gemordet wird, wie sein Nachfolger heißt, mit welchem Regirungsystem mans dann versucht: das Alles kann uns ziemlich gleich gelten. Wir wollen das Vertrauen und den Handelsweg zurückgewinnen. Von den trägen Türken, die noch kein Drillmeister europäisirt hat, wird nichts zu haben sein. Doch ihr Reich muß rasch zerfallen oder den stärksten Stämmen, unter einer osmanischen Centralgewalt, für ihre Bezirke völlige Autonomie gewähren. Nur dann ist die Reichseinheit haltbar und eine neue Blüthe der verödeten Provinzen möglich. Syrien, einst eine Kornkammer der Alten Welt, ruft laut schon nach dem self government als letzter Hilfe aus tiefster Noth. Wenn Deutschland und Oesterreich sich für diese Forderungen einsetzten, hätten sie im Türkenreich bald mehr Freunde als die Westmächte. Ein anderer Weg führt heute nicht ins Herz des Islam; und je mehr Geld der Reichsschatz verlangt, desto ernster wird die Behördenpflicht, in alle Profitparadiese den Pfad zu bahnen.

Google

Marées in Berlin.

Wie Hans von Marées auf die Münchener gewirkt hat, die einst, ach, so viel Unsinn über ihn geredet haben, wenn sie sich überhaupt mit ihm abgaben, ist mir und vielen Anderen zur freudigen Ueberraschung geworden. Er selbst hätte sich nicht weniger darüber gewundert. Es ging ihm sehr schlecht in München. Die alte brave Wirthin lebt noch, die ihn am Anfang der sechziger Jahre in einem kleinen Hinterstübchen bei sich wohnen hatte. Er mache sich prinzipiell nicht viel aus einer luxuriösen Wohnung, sagte er dem Fräulein, als er statt des geräumigen Vorderzimmers den kleinen dunklen Raum nahm. Sie erzählte mir, er sei manchmal sehr mager gewesen und sie habe ihm oft einen Teller Suppe geben wollen, aber er sei prinzipiell gegen Suppe gewesen. Sie erstarb in Ehrfurcht vor seinen Prinzipien. Der Herr von Marées, so sagt sie noch heute, war halt gar ein zu feiner Herr. Ihr Schwager war der bekannte Maler Bamberger, Schüler Rottmanns. Hinter Den steckte sie sich, um herauszukriegen, wie es mit ihrem Miethherrn stehe. Sie war Lehrerin gewesen und hatte Bildung und viel für ihre Herren übrig. Bamberger wußte schon von Marées. Manche wußten in München von ihm. Ueber das Talent war nicht zu reden; er wollte nur eben nicht. Wenn er ein Bischen besser gezeichnet hätte, zum Beispiel. Und dann trippelte die sorgsame Wirthin zu Herrn von Marées und brachte es ihm auf Umwegen bei. Der aber, sonst galant wie ein Ritter, wurde ungemüthlich, wenn man ihm mit solchen Dingen kam. Seine Bilder seien nicht zum Riechen da, er male so und Herr Bamberger male so. Basta! Es gab manchen Tag, wo er überhaupt nicht malte, sondern im Stübchen blieb, mäuschenstill. Das Fräulein zerbrach sich den Kopf, von was er lebe; er machte sich prinzipiell nicht viel aus dem Essen. Einmal hört sie, wie er einem Bekannten, der zu ihm kam, erzählt, er esse immer zu Haus. Zu ihr aber sagte er, er esse immer im Rheinischen Hof, und sie hatte von so einem feinen Herrn auch gar nichts Anderes erwartet. Einmal kam er zwei Tage und zwei Nächte nicht nach Haus. Das Fräulein bekam es mit der Angst und ging zum ersten Mal in sein Atelier in der Landwehrstraße. Sie wollte da zuerst gar nicht glauben, daß es das Atelier des Herrn von Marées sein sollte. Denn es war eigentlich eine Waschküche. Da saß Herr von Marées vor einem großen Bild, das er gerade dreimal mit dem Messer durchgeschnitten hatte. Die Lappen hingen erbärmlich zwischen den Goldleisten und Herr von Marées hatte den Kopf zwischen den Händen und weinte wie ein kleiner Junge. Freilich hatte er sich gleich wieder zusammen, behauptete, das Alles sei Unsinn, das Bild habe nichts getaugt und hier schenke er dem Fräulein eine Skizze. Jetzt müsse er in den Rheinischen Hof, wo ihn ein Graf oder ein Minister erwarte. Als das

Go gle

Fräulein ihrem Schwager Bamberger die Geschichte erzählte, hob Der nur die Achseln: Das mußte so kommen. „Wenn der seine Herr nur mal von seinem hohen Gaul absteigen wollte, dann brauchte er nicht in der Waschküche zu hungern.“

Das Wort fällt mir jedesmal ein, wenn ich vor dem Heiligen Georg in der Nationalgalerie stehe. Es ist ein starr und groß im Sattel sitzender Ritter, der kühl zu dem Drachen hinabblickt, der sich vor seiner Lanze windet, und er trägt die Züge des Malers.

Des Malers! Es widerstrebt Jedem, der ihn näher kennt, ihn so zu nennen, obwohl kein Einziger in Deutschland, vom Mittelalter an gerechnet, diesen Berufstitel mit höherem Recht trägt. Wenige von den Unseren haben sich in der Jugend so frei von Allem, was nicht zur Sache gehört, zu halten verstanden wie der Maler der „Diana“ und der „Schwemme“, die in der münchener Waschküche entstanden. Keiner ist Dem, was sich ausschließlich dem malenden Genie erschließt, so nah gekommen. Das will in unserer Zeit der aufgeklärten Künstler viel heißen. Nun weiß ja bald jeder Anstreicher, was die wirkliche, reine und wahre Malerei ist. Die Schlagworte erschüttern die Klause weltferner Einsiedler und ich sehe die Zeit kommen, wo sich die Ordenssterne auf den Monarchenportraits in Flecke reiner Farben auflösen. Recht so! Die Zugänglichkeit einer Anschauung hindert Keinen, sich ihrer zum eigenen und zu Anderer Vortheil zu bedienen. Marées aber faßte die Aufgabe anders auf; weniger „aktuell“ und dafür intensiver. Wohl hielt er sich ausschließlich an die Möglichkeiten des Malers. Man bemerkt von den frühesten, zum Theil werthlosen Anfängen an, wie er das reale Objekt durch Uebertragung in Farben und Flecke zu überwinden sucht. Aber unter den vorhandenen Möglichkeiten gab es für ihn keine Entscheidung außer der Frage, was er damit anfangen konnte. So band er sich an keine Zeit, an keine Nationalität, an keine Schule, um die seinem Werden vortheilhaften Anreger zu finden. Er wählte seinem Instinkt gemäß; und eine der vielen Quellen, aus denen uns die Einsicht in seine Größe zufließt, ist der umfassende Reichthum seines Wahlvermögens. Wir begegnen zuerst den Franzosen und Rembrandt, dann den Spaniern und Venezianern, dann den großen Römern des Cinquecento und zuletzt der Antike. Das giebt einen ungeheuren Umfang. Der würde an sich aber nur einen weitzielenden Eklektizismus bedeuten und könnte unter Umständen nur die Widerstandlosigkeit eines Enthusiasten sehen lassen. Seine positive Bedeutung erwächst aus der wundervollen Organisation dieser Anregungen: daß Marées nur den größten Erscheinungen der Kunst Einlaß gewährte und daß er keine, die er aufnahm, ungenutzt von sich ließ. Keine einzige gab er wieder auf. Rembrandt, sein frühester Besitz, ist bis zuletzt sein Eigenthum geblieben. Die Franzosen, von denen er ausging, spielen in der Genesis seiner Kunst eine wechselreiche Rolle. Er wandte sich später, unter dem Zwang mäch-

Google

tigerer Absichten, immer weiter von ihnen ab; aber keins seiner spätesten Bilder verleugnet, was er im Jahr 69 Delacroix verdankt hatte. So war es mit Tizian und Giorgione, mit Raffael und endlich mit der Antike. Wie aus so verschiedenartigen Werthen ein neuer entsteht, so geeint und in sich abgeschlossen, so eigenartig, daß man ihn immer nur mit dem Namen Marées zu bezeichnen vermag: Das ist ein wundervolles Schauspiel, wohl geeignet, jeden Freund des Schönen zu erquicken.

Doch ist es nicht Alles. Die Analyse der Kunst von Marées ergiebt noch ein anderes, nicht mit künstlerischen Begriffen zu erschöpfendes Moment. Man konstatirt Thatsachen, wenn man die universelle Bedeutung dieses Künstlers aus dem Umfang seiner realisirten Absichten gewinnt, trifft nicht die Kraft, die die Thatsachen trieb, die das Gesammtbild seiner Schöpfung nicht nur harmonisch, sondern lebendig erhält. Ein gewaltiger Mensch stand hinter diesem Maler, an Willen von unbezwinglicher Kraft, ein Held, der im Sattel blieb, der bis zum letzten Athemzuge gekämpft hat. Ohne es zu wollen, hat der kleine Maler Bamberger über den Miethherrn seiner Schwägerin das entscheidendste Wort gesagt. Daß Marées sich nie herbeiließ, von seinem hohen Gaul zu steigen, daß er heute so vor uns steht wie der Ritter Georg seines Bildes, ist sein bestes Verdienst. Denn Das will heute und in allen Zeiten so viel sagen wie damals, als er lebte. Und es gehört kein Kunstverstand dazu, um es zu würdigen. Dem Kunstverstand muthet er noch heute zu große Opfer zu. Opfer an dem Autoritätenglauben, Opfer an mancher für allgemein giltig gehaltenen Handwerkerüberzeugung und nicht geringe Anstrengung der Auffassung. Wer von den Kunstgelehrten kann einem Künstler unbeschränkte Anerkennung zollen, der in seinem kurzen Dasein auch nicht ein einziges Mal lange genug stillhielt, um sich die Etiquette seines Wesens und seiner Art aufkleben zu lassen, der stolz seine Werke nicht nur der Oeffentlichkeit, sondern selbst den Intimen vorenthielt, nie, seit er reif war, eine Ausstellung beschickte und als Künstler und Mensch aller Routine des Kunsttreibens gleich unzugänglich war? Wer von den Liebhabern, die gelernt haben, jede Skizze ihrer Lieblinge wie eine Kostbarkeit zu pflegen, die wissen, was der vom gebenedeiten Moment eingegebene Strich auf der Leinewand für das opus bedeutet, kann sich der Darstellungwelt eines Marées anpassen, der seine kostbarsten Zeichnungen wie alte Zeitungen behandelte und Gemälde, an denen er nicht mehr arbeitete, wegwarf oder verbrannte? Mancher bequemt sich schwer, ein Werk zu schätzen, dem der eigene Urheber so wenig Zärtlichkeit erwies.

So wird noch manches Jahr vergehen, bis diese Kunst populär wird. Schneller kann sich der Mensch die Herzen erobern. Zumal der Jugend. Selten hat die Kunst ein gleich vorbildliches Menschenthum hervorgebracht. Ich sage nicht, daß Leute wie Michelangelo, Rembrandt oder Greco weniger adeliger

Google

Art waren. In unserer Zeit aber vermissen wir Erscheinungen, die eine gleich bedingungslose Hingabe an die Sache mit der Schärfe des Urtheiles und der Ungebrochenheit der Ansprüche an das Leben vereinen. Unsere Zeit hat erstens geniale Individuen, die einer angeborenen Gabe das Maximum von Leistung abzwingen. Die Epoche der Impressionisten in Frankreich brachte deren mehrere hervor und Deutschland kann mit Recht darauf stolz sein, zur Anerkennung ihres folgenreichen Künstlerthumes beigetragen zu haben. An Reinheit ihrer Gesinnung, an Tüchtigkeit stehen sie neben den alten Meistern, deren Resultat sie im zeitgenössischen Geist so logisch fortgesetzt haben, daß wir sie zu den Alten rechnen können. Eine uns Heutigen manchmal kaum wahrnehmbare Nuance schmälert ihren Nimbus. Ein Egoismus, der trotz dem rücksichtlosen Einsatz ihrer Gaben (oder vielleicht gerade deshalb) besteht, eine gewisse Enge des Standpunktes, für den sie bis zur Selbstopferung stritten, etwas gar zu Persönliches innerhalb ihres weit sichtbaren Modernismus. Ich möchte es das Artistenthum nennen, ein unmerkliches Zurücktreten des Menschen hinter den Ehrgeiz des Künstlers. Unsere Zeit hat dann Träumer, wandelnde Anachronismen, die sich von der auslaugenden Schärfe unserer Epoche in das Jenseits der wachsenden Formenwelt flüchten, verzagte Wehleidige, die von fremden Zeiten und Zonen erbetteln, was ihnen der einzeborene Geist des Zeitgenössischen versagt. Die Generation von Marées hat in Deutschland die typischsten solcher Erscheinungen, denen wir auch in England und anderen Ländern, fast nie in Frankreich begegnen, hervorgebracht. Von Denen ist Marées noch viel weiter entfernt. Kunst hieß für ihn nicht Traum, sondern Leben. Sie war ihm die größte Realität. Der Begriff des Werdens, das Wachsthumes, des Fortschrittes verband sich so eng mit seiner Anschauung von künstlerischer Schöpfung, daß ihm das Werk selbst, wenn es hinter ihm lag, gering erschien. Seine Bilder waren für ihm verflossene Taze, deren Erlebniß in ihm zurückblieb. Nicht ihretwegen malte er, sondern, um zu erleben, um tiefer in das Reich der Erscheinung zu dringen. Er arbeitete zu seiner Freude und zum Nutzen jenes ganz unpersönlichen Geistes des Fortschrittes, den unsere entgötterte Zeit als letztes Heiligthum verehrt. Sein Auge trübte sich nicht an der ungeheuerlichen Verkennung seines Genius, sein Rücken war von keiner Sucht nach Ehre oder Gewinn gekrümmt. Er betrachtete sich als den Verwalter eines Pfandes der Menschheit. So konnte ihn kein persönliches Mißgeschick bedrohen. 1884 schreibt er an Konrad Fiedler: „Eine reine, klare Idee ganz zu erfassen und zur Anschauung zu bringen, trotz Zeit und Umständen, soll doch immer als letztes Ziel vor Augen stehen. Könnte man sich sagen, Das nur annähernd erreicht zu haben, so ließe sich alles Weh und Ungemach belächeln.“

Es gehört ein Gefühl für solche höchste Aufgaben dazu, um die Bedeutung Hansens von Marées ganz zu ermessen. Als wir im Dezember,

Go gle

einen Tag vor dem einundsiebenzigsten Geburtstag des Meisters, die erste Marées-Ausstellung in München begannen, fragten wir uns: Wie wird es werden? Wird das München der Kaulbach und Lenbach dem Großen die schuldige Ehrfurcht erweisen? Es kam ganz anders, als selbst die Kühnsten gehofft hatten. Die Alten standen verwundert. Wer hätte Das gedacht? War Das der Marées, der 1887 klanglos in Rom gestorben war? War das Werk des damals als verrückt verschrienen Prahlhansen anders geworden? Oder hatte sich die Welt gedreht? Nur das kleine alte Fräulein, die Wirthin des Herrn von Marées, wunderte sich nicht. Das, sagte sie mir, habe sie sich immer gedacht, weil es gar ein so feiner Herr war. Die Jugend hielt sich nicht lange mit Fragen auf. Sie trug Kränze vor die heiligen Gestalten der Hesperiden. Und strahlende Augen blickten zu der Totenmaske mit den Zügen des Ritters Georg hinauf. Ich gestehe, ich habe in diesen Wochen dem verketzerten München Mancherlei abgebeten.

Nun ist die ganze Ausstellung nach Berlin in das Haus der Sezession gekommen und ist noch prächtiger und vollständiger geworden, als sie in der Münchener Sezession war. Der Erfolg in München, der größte, der in unserer Zeit einem Künstler wurde, könnte die Erwartung zuversichtlich stimmen. Doch bleibt abzuwarten, ob Berlin für reine, klare Ideen empfänglich ist.

Julius Meier-Graefe.

... „Herrn von Marées habe ich bleich und abgemagert von angestrengter Arbeit und Hitze gefunden. In seiner durchaus liebenswürdigen Gesellschaft bin ich von Florenz über Siena nach Rom gereist (1865). Fiedler glaubt, einen Größeren als mich in Hans von Marées gefunden zu haben. Warten wirs ab! .. Da ich im Umgang abends nur auf Marées angewiesen bin (der, nebenbei gesagt, die schopenhauerische Philosophie zu seinem eigenen Vortheil benutzt hat, wie vorauszusehen war), so kannst Du Dir denken, daß mein menschliches Leben zu Unmöglichkeiten führt." (Anselm Feuerbach.) „Man hätte allen Grund, es zu begrüßen, wenn die Künstler unserer oder einer Folgezeit an der hohen und lauteren Kunstgesinnung, die aus den Werken von Marées spricht, ein Beispiel nehmen und es stärkend und befruchtend auf ihre eigene Gesinnung überwirken lassen wollten ... Die Gestalten von Marées führen ein hesperidisches, man möchte sagen: ein vegetatives, paradiesisches Dasein ohne Schuld und Schicksal. Eine solche Welt der fiktiven Vorstellung vermag aber nur die höchste Vollendung, nur die vollste künstlerische Beherrschung der Form auf die Dauer vor dem Eindruck einer ermüdenden Monotonie zu bewahren ... Alle, die Marées kannten, bezeugen, daß er ein großes dialektisches Talent und Bedürfniß hatte; er war ein Mann von unbestreitbar ungewöhnlicher geistiger Veranlagung und bestrickender Redegabe." (Julius Allgeyer.)

Google

Die Familie Lowositz.*)

Es giebt große Talente, reiche Begabungen, die einen Vorzugsplatz auf dem Parnaß nicht erringen können, während Anderen, minder Begabten dieses Glück mühelos in den Schoß fällt. Woran liegt es? Fehlt den Ersten vielleicht der Funke, der aus ihren Werken zum Publikum überspringt? Ist dieser Funke die Persönlichkeit des Dichters, die hinter dem Buch steht, die all sein Schaffen, seine Gestalten durchleuchtet?

Auguste Hauschner ist eine Schriftstellerin von hohem Rang. So viel ich weiß, auch von der Kritik voll anerkannt. Einem größeren Publikum ist sie fremd geblieben. Wer ist sie? Wir erfahren es nicht. Ihr innerstes Sein, der Stil ihres Wesens bleibt uns verhüllt. Ihren Romanen fehlt das Persönlichkeitgepräge, die Temperamentsfarbe. Sie schreibt gewissermaßen inkognito.

Auguste Hauschner vertritt ein äußerst seltenes Genre in der weiblichen Literatur der Gegenwart. Niemand, der ihre letzten Romane liest, wird einen weiblichen Autor vermuthen. Es sind männliche Bücher. Bücher von einer unvergleichlichen Objektivität. Jede weibliche Note fehlt. Subjektive Regungen oder Neigungen, das Spiel der Phantasie: sie sind ausgeschaltet. Die Thatsachen reden. Die Dichterin schweigt. Keine Uebertreibungen. Keine Rhetorik, keine Phrasen. Nichts Sensationelles. Kein Schnörkelwerk.

Unbestechlich ist ihr Wahrheit- und Gerechtigkeitsinn. Selbst starken eigenen Sympathien oder Antipathien würde sie nicht die geringste Konzession machen. Feinhörig und luchsäugig ist sie, aber nicht weit ist ihr Blick. An der Ebene haftet er, nicht zu Gipfeln schwingt er sich auf. Unbeflügelt ist sie.

In ihrem vorletzten Roman („Zwischen zwei Welten") wird meines Dafürhaltens die Parteilosigkeit, vom künstlerischen und menschlichen Standpunkt aus, zu einem Fehler. Der Roman behandelt den Konflikt zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in einem böhmischen Fabrikdistrikt. Ungefähr Hauptmanns Thema in „Die Weber". Hier wie dort Spinnereien und Webereien.

Ein Buch von gründlichem Ernst, hellstem Verstand, von vollendeter Sach- und Menschenkenntniß. Der Leser wird außerordentlich interessirt, aber nicht fortgerissen, nicht hineingerissen in die Bewegung. Sehr klug, sehr scharfsinnig wägt Frau Hauschner zwischen den Parteien das Für und das Wider ab. Und siehe: Beide scheinen im Recht oder im Unrecht. Gleichmäßig ist zwischen ihnen Licht und Schatten vertheilt; Das heißt: eigentlich nur der Schatten, denn des Lichts ist wenig.

Hauptmann legt sein Herz, seine Gesinnung, seine Weltanschauung in sein Dichtwerk. Er ist mitten unter den armen Webern. Er glüht, er hungert,

*) Roman von Auguste Hauschner; Egon Fleischel & Co. in Berlin.

Go gle

er schluchzt mit ihnen. Und darum wirkt sein Drama so erschütternd. Auguste Hauschner steht über den Parteien. Sie bleibt kühl. Der Leser auch.

Aehnliches gilt von dem neuen Roman, der „Familie Lowositz", wenn ich ihn mit „Jettchen Gebert" vergleiche. Auf den ersten hundert Seiten wird man sofort an Herrmanns Roman erinnert. Hier wie dort handelt es sich um eine mäßig begüterte, mäßig gebildete jüdische Kaufmannsfamilie mit Onkeln und Tanten, Vettern und Basen. Nur steht die Familie Gebert in Berlin (obwohl der Roman um vierzig Jahre früher spielt als der von Auguste Hauschner) um einen Kulturgrad höher als die Familie Lowositz in Prag, die noch ganz in jüdischen Traditionen lebt.

Jettchen Gebert hat einen sensationellen Erfolg gehabt. Die Familie Lowositz hat ihn nicht. An durchdringender Intelligenz, an Schärfe der Beobachtung, an überlegener Sicherheit des Wissens und Könnens übertrifft der Roman der Hauschner Jettchen Gebert. Aber ihm fehlt die Blutwärme dieses Buches. Dem Verfasser ist sein Jettchen ans Herz gewachsen. Geberts sind seine Familie, er gehört zu ihnen. Er liebt ihre Schwächen, er lächelt über ihre Eigenthümlichkeiten. Auguste Hauschner wahrt die Distanze zwischen sich und Lowositzens. Nicht blutsverwandt, nicht wahlverwandt ist sie ihnen. Fehlt ihr vielleicht die Mutterliebe für ihre Gestalten?

Oder irre ich mich? Und was mir als ein Mangel erscheint, ihre unbeirrbare Objektivität, ist ein Vorzug, ist historischer Geist?

Im Zusammenhang mit dem männlichen Charakter ihrer Bücher ist es verständlich, daß immer nur Männer im Mittelpunkte ihrer Romane stehen. Die Frauen sind eine quantité négligeable.

Den Hintergrund der Familie Lowositz bildet die wunderschöne Stadt Prag.

Drei ineinandergreifende Motive beherrschen den Roman. Einmal ists der Werdegang eines genialisch veranlagten jungen Menschen, des Rudolf Lowositz. Dann die Charakterisirung des prager Judenthums, etwa ums Jahr 1870, veranschaulicht durch die Familie Lowositz. Drittens die Schilderung der Konflikte zwischen Czechen und Deutschen, wobei die Studenten in Aktion treten und der Grabenbummel der deutschen Couleurstudenten Bedeutung hat.

Das Interesse an diesen Kämpfen wird kaum abgeschwächt durch die Vorkommnisse, die jetzt wieder die Spalten der Zeitungen füllten und die fast identisch sind mit dem Bild, das Auguste Hauschner von den Exzessen aus den sechziger Jahren entwirft. Damals wie jetzt finden wir die Czechen immer an der Grenze ausschreitender Roheit. Aber „in ihrer Unreife steckte das Feuer, das impulsive Wagen der Jugend". Ihre kindliche Ruhmredigkeit, die fanatische Liebe für ihre Nationalität, der Glaube an die große Zukunft des Czechenthumes: sie haben beinahe etwas Rührendes.

Der Student Jesch, der tagein, tagaus im Lesezimmer der Bibliothek sitzt,

Google

nicht nur, um es warm zu haben, sondern hauptsächlich, um aus alten Chroniken Prags Geschichte zu studiren, von Glanz und Blüthe czechischer Geschlechter zu erfahren, sich an der ruhmvollen Vergangenheit Prags zu berauschen. Und Hyka, ein anderer Student, der sich wundert, daß in einer czechischen Gesellschaft ein junges Mädchen ein ins Czechische übersetztes Gedicht von Schiller deklamirt. Warum Schiller? Wir Czechen haben größere Dichter.

Mich persönlich hat in dem Roman die Milieuschilderung der jüdischen Familie besonders interessirt. So treu, so charakteristisch ist hier die Wiedergabe der Wirklichkeit, als wären die Gespräche der Familie einem Phonographen entnommen, in den man sie hineingesprochen hat.

Der strenge, despotische Vater, der bei den Mahlzeiten die Zeitung liest und das Schweigen in der Familie für ein Erforderniß der Vaterwürde hält. Er hält es auch für pädagogisch, zu tadeln. Alttestamentarischer Geist. Die Schatten des Ghetto gehen in diesen jüdischen Kreisen noch um. Es wird auch noch ganz ordentlich gemauschelt. Das Wort „Jude" darf vor Andersgläubigen nicht ausgesprochen werden. Ausgeprägtester Geschäftssinn. Herr Lowositz kann schon das Wort „Idealist" nicht hören. Von einem Idealisten ist die Rede, der von einem Schwager erhalten werden muß. „Der Schwager ist ja so reich", wendet man ein. Und Lowositz: „Reich hin, reich her, wenn ein Jude fünftausend Gulden Einkommen hat, hat er für sechstausend arme Verwandte."

Er ist kein strenggläubiger Jude. „Aber er hält darauf, sich an hohen Feiertagen mit Jehovah gut zu stellen und sich durch Befolgung der Gebete seine Gunst zu sichen."

Und die jungen Mädchen in diesen Familien! Traurig! Schaurig für eine gesinnungtüchtige Feministin. Diese lebhaften, beweglichen Jüngferchen lassen sich nicht etwa Arges zu Schulden kommen. Im Gegentheil: dem Leben bleiben sie unendlich viel schuldig Von so unbeschreiblicher Banalität sind sie, von so unglaublicher Armsäligkeit! Nach Liebe aber dürsten sie alle. Ein grüner Flirt mit Gymnasiasten genügt schon ihren bescheidenen Ansprüchen.

Für den Mann: „Verdienen", für das Mädchen: eine „Partie", Das ist hier Zweck des Lebens. Daß die Mutter Lowositz ab und zu in eine Heilanstalt geschickt wird, verheimlicht man den erwachsenen Kindern. Käme es herum, „es würde der Tochter an der Partie schaden".

„Stuß (sagt die ältere, verwitwete Stiefschwester zu der jungen Kamilla, nach einer Gesellschaft), das viele Geld herauszuwerfen! Was hast Du schon davon gehabt? Unter all den Jüngelchen, die sich mit Dir herumgedreht haben, war nicht einer 'ne Partie."

Und all diese jungen Mädchen nehmen nicht nur die Männer, die erstbesten, aus der Hand ihrer Eltern: sie schwimmen auch nach der Verlobung mit ihren murrligen, ordinären Herren in Wonne und glauben, daß der Ihre

Google

fürchterlich in sie verliebt ist. Und es dreht sich doch immer nur um die Mitgift. Ein paar tausend Gulden mehr oder weniger: Das entschied über ihr Schicksal.

Kamilla Lowositz hat zwar schwärmerische Momente. Sie möchte im Grünen leben und schlafen und in Mondnächten auf ihrem Klavier spielen, das auch im Grünen stehen müßte. Sie zögert auch, als man ihr den minderen, dicken Felix Katzler zur Ehe anbietet. Schließlich aber verlobt sie sich doch mit ihm und schwimmt nun eben so in Seligkeit wie ihre Gefährtinnen.

Und alle diese jungen Mädchen haben nichts Eiligeres zu thun, als nach der Verlobung diese plumpen Verdiener, die sie vorher kaum flüchtig einige Male gesehen hatten, aufrichtig und herzhaft zu lieben.

Was ist Liebe? Was man dafür hält. Und sie lieben eigentlich gar nicht den Felix und nicht den Wäschefabrikanten und den Theateragenten. Sie lieben die Liebe. Und diese durch Heirathvermittler ehelich versorgten Fräulein werden treffliche und pflichtgetreue Gattinnen, aller Wahrscheinlichkeit nach auch liebevolle Mütter.

Herzbeklemmend, diese weiblichen Schicksale, diese Mädchen, die sich förmlich freudig in den ewigen Kreislauf ihrer trübsäligen, seit so vielen Generationen vorgezeichneten Existenz einfügen, nachdem sie einen kurzen, kurzen Frühlingstraum geträumt haben.

Nicht eine scheinbar unüberbrückbare Kluft zwischen diesen Mädchen von anno dazumal und den Suffragettes von heute?

Doch wer weiß! Wer weiß! Ich weiß; behalte es aber für mich.

Aus dieser nüchternen, liebeleeren Atmosphäre des Hauses Lowositz wächst der Sohn, der junge Rudolf, auf, ein Schwan im Ententeich. Er ist der in eine neue Zeit, eine neue Weltanschauung Hinüberstrebende. Wie die Juden in Schnitzlers Roman sucht er „den Weg ins Freie". Die Bedingungen seiner Entwickelung sind die denkbar ungünstigsten. Seine Natur fordert ein schnelles Tempo und er sieht sich auf Schritt und Tritt gehemmt.

Zuerst von der Enge und Dumpfheit der Schule. Giebt es noch ein Buch, das die Jugendgeschichte eines begabten Menschen erzählt und in dem nicht der Widerwille gegen die Schule ihren Ausdruck fände! Ganz auf Kampf ist der Knabe gestellt. Die Judenfeindlichkeit verwundet unabläßig seine sensible Seele. Singen doch halbwüchsige czechische Mädchen hinter ihm her: „Mein neuer Karren ist mir lieb, jeder Jude ist ein Dieb."

Und nicht nur gegen den Antisemitismus, auch gegen den Semitismus, die jüdischen Traditionen der eigenen Familie, hat er anzukämpfen. Unerträglich mit ihrem öden Geplärr sind ihm die Uebungstunden der „Exhorte", die der jüdische Ritus fordert. Und ihm fehlt der Balsam für solche Wunden: die Jugend fehlt ihm; nie ist Rudolf jung gewesen. Ein unharmonischer Jüngling. Wie sollte er auch harmonisch sein! Jude und doch herausgewachsen aus

Google

dem Judenthum. Deutscher und doch von den Deutschen über die Achsel angesehen. Und von den Czechen wiederum als Deutscher und als Jude mißachtet. Ein seelisch Obdachloser. „Wer bin ich? Wo bin ich zu Haus?"

Ein unsteter, tappender, grübelnder Geist, der voll Schmerz am Leben herumräthselt. Immer unterwegs auf geistigen Spazirgängen in weite nebelhafte Fernen hinaus. Oft spöttisch, skeptisch, hochfahrend. Kein herzlicher Kamerad. Zerrissen, wund, mit einem Wort: modern.

Und dabei ist er so verliebt, wie es nur je ein Primaner gewesen ist. Südliche Sinne und nordischer Kopf. So ziemlich drauflos ohne feinere Auslese liebt er. Wildwüchsige Frühlingstriebe.

Oft genug werden seine schönsten Vorsätze, sein feuriger Idealismus (so will er eine Gemeinde nach Christi ursprünglichen Lehren gründen) von den dunklen, unbekannten Trieben überfluthet, die wie Feuerwellen in ihm aufstiegen und alle Idealität in ihm versengen.

Mit sich und seiner Umgebung zerfallen, müde des zerrüttenden, fruchtlosen Ankämpfens gegen all diese Widerstände (schließlich kommen noch die Anrempelungen seiner Kommilitionen, die ihn für czechenfreundlich halten, hinzu), schüttelt er den Staub der geliebten Stadt von seinen Füßen, um zu einem idealen Menschenthum zu gelangen. Wo? In Berlin! Ob der angehende junge Kosmopolit auf dieser Jagd nach dem Ideal Sieger geblieben ist, erfahren wir nicht. Mit seiner Abreise von Prag bricht der Roman ab.

Ein Buch, mit einem Stern zu bezeichnen, ist die Familie Lowositz. Und doch: es macht nicht froh, nicht frei. Pessimistisch ist sein Gesicht.

Gewiß: so ist das Leben; gerade so, wie Auguste Hauschner es zeigt. Aber es brauchte doch nicht so zu sein.

Aus welcher Schicksalsnothwendigkeit, aus welchen angeborenen Instinkten oder Ideen heraus hassen sich denn Czechen und Deutsche und verachten Czechen und Deutsche die Juden? Und warum hängen die Juden so zäh an ihren Traditionen und die deutschen Studenten an ihrem Grabenbummel in Couleur? Es giebt in der Chemie Elemente, die einander naturgemäß anziehen oder abstoßen. Auf den Nationalitätenhaß, diesen Spezialitätenrummel auf der Weltbühne, findet solches Naturgesetz keine Anwendung. Der Czeche haßt ja gar nicht den Deutschen. Er haßt die Idee: deutsch. Ein metaphysischer Haß. Eine transszendente Ideenirrung. Oder ists ein Sieg der bête humaine (brüllen thut sie ja wie ein Löwe) über den Intellekt?

Sümpfe sind auszutrocknen, wirkliche und geistige. Und dem entsumpften Erdreich würden blühende Saaten entspriessen.

Friede auf Erden! In aller Ewigkeit eine Utopie?

Gewiß: so ist das Leben; gerade so, wie der Roman es zeigt. Aber aus Dunkel und Dämmerung möchten wir ins Morgenroth. Auguste Hauschner fehlen die Morgenröthen.

Hedwig Dohm.

Google

Stendhal.*)

„Noch eine Maske — eine andere Maske!“
Nietzsche.

Es ist vier Jahre her, daß der feurige und kampflustige Hohepriester der zeitgenössischen Kritik, René Doumic, von der berühmten Kanzel der „Revue des Deux Mondes“, umstrahlt von dem Glanze des Weltblattes, den großen Bann gegen den lächelnden und brillanten Epikuräer Henri Beyle schleuderte und es unternahm, dessen einem blumigen, verspäteten Lenz neu entgegenwachsenden Ruhm unter seinen unerbittlichen Anklagen zu begraben. Nach Doumic war Stendhal eitel, ehrgeizig, sinnlich und (noch schrecklicher für die demokratischen Franzosen und die Nation der „jacquerie“ und der Revolution) plump und pöbelhaft.

Vor nicht langer Zeit hat Jean Carrère in einem großen politischen Blatt in Italien unter Wiederherbetung und Umschreibung einer alten Litanei, die er in der „Revue Hebdomadaire“ unter dem Titel „Mauvais maîtres“ (der modernen französischen Literatur) angestimmt hatte, gegen Beyle-Stendhal die Anklage erhoben, er sei eitel, boshaft, egoistisch gewesen und habe, was noch schlimmer sei, den Samen der Unsittlichkeit und Verderbniß in die Seelen der Jugend gesenkt, die nach den Aufregungen der modernen literarischen Empfindsamkeit trachte.

Ich denke, der witzige und geistvolle Sproß des Dauphiné wird im Jenseits gelächelt und sich dazu beglückwünscht haben, daß die Nachwelt von 1880 und 1900, an die er sich mit seinen Werken wendete, noch so wenig Verständniß für ihn besitzt; denn noch größer als das Gefallen an der Bewunderung seiner Schriften dürfte bei ihm die Genugthuung darüber sein, daß man auch heute noch Das für bare Münzen nimmt, was er bei Lebzeiten über seine Person in Umlauf gebracht hatte.

Es ist wahrhaftig ein seltsames Los, das Stendhal gehabt hat.

Die Beschuldigungen und Verleumdungen seiner Feinde, die zähnefletschende Gehässigkeit, der kleinliche Aerger, die aufgeblasene, schlecht verhehlte Verachtung der Flachköpfe, die in ihrer „pudibonderie“ beleidigt waren, die Verwünschung aus dem tiefsten Herzen Derer, die er geißelte und wohl auch mit seinen Pfeilen verwundete, die aus der Furcht entspringende Abneigung Aller, deren weichliche Behaglichkeit und schwammige Gedankenlosigkeit er mit einem „esprit choquant“ störte, alle Zornausbrüche und Feindschaften, die er erweckte, müssen ihm ungeheures Vergnügen bereitet haben, weil sie ihm den Beweis lieferten, daß er ganz anders war als der große Hause oder doch, daß seine Maskirung gelungen war.

Sollte es mir gelingen (was ich nicht allzu bestimmt in Aussicht stellen will), einiges Licht auf sein wahres und innerstes Wesen zu werfen, so würde ich dem Meister vielleicht einen ganz schlechten Dienst leisten, da sein Hauptvergnügen darin bestand, anders zu erscheinen, als er wirklich war. Doch wird er, der lächelnd

---

*) Einen neuen Italiener stellt der Verlag Oesterheld & Co. deutschen Lesern vor. Er giebt den Band „Auf den Spuren des Lebens“ von Leo G Sera heraus; Studien aus den Gebieten der Natur und der Gesellschaft. Einen Band, der Vieles und viel bringt und der nicht unbemerkt bleiben wird. Wie der neue Mann sieht und empfindet, mag das Bruchstück aus einer größeren Arbeit lehren, das hier, als eine Probe, veröffentlicht wird.

Google

herüberschaut, einen schlechten Scherz nicht allzu übel aufnehmen, da er selbst so gern solche Scherze gemacht hat. Und könnte dabei nicht eine neue Maske für ihn herauskommen? Könnte nicht eine neue „Erscheinung" sein geheimnißvolles und unentzifferbares „Wesen" abermals dem Auge entrücken?

... Vielleicht ist es nie einem Schriftsteller so ergangen wie Stendhal. Er, der seinen Zeitgenossen so gut wie unbekannt geblieben war, der nur einen Augenblick des unrühmlichen Ruhmes erlebt hat, als er „Rouge et Noir" veröffentlichte, sieht mehr als fünfzig Jahre nach seinem Tode eine (allerdings nicht eben ausgedehnte) Gemeinde an seinem Leben, seinen Werken, seiner räthselhaften Persönlichkeit lebhaften Antheil nehmen. Ja, es hat sich in liebevoller Verehrung seines Andenkens eine Gruppe von erlesenen Geistern gebildet (darunter zwei große lebende Romanschriftsteller), die keine Propaganda- und Verbreitungzwecke verfolgt, sondern nur sich ästhetisch erbauen und den Meister bewundern will. Dank den zahlreichen Beyle-Verehrern, namentlich aber Kasimir Stryienski, ist eine wahre Stendhal-Literatur entstanden; seine längst bekannten und die nach und nach bekannt gewordenen hinterlassenen Werke bieten bereits genügendes Material dar, um eine zuverlässigere Deutung der bizarren Persönlichkeit zu unternehmen.

Ein Essai Paul Bourgets über Beyle kommt dem wahren Bilde dieses einzigartigen Geistes am Nächsten, obschon es, wie alle Schöpfungen des Verfassers von „André Cornelis", von Zeit zu Zeit einen unvermutheten Lichtstrahl aufblitzen läßt, um uns dann wie mit Absicht wieder in die Finsterniß zu versenken. Paul Bourget behauptet, daß die sensualistische und ideologische Philosophie Condillacs und De Tracys im Verein mit der Kriegspoesie und der italienischen Dichtung dem Geiste Beyles die erste Form gegeben und zur Entwickelung verholfen haben.

Viele seiner Maximen und Aphorismen über die verschiedenen Charaktere und über die Liebe (so lassen sie sich jedenfalls bezeichnen, da die kurzen, plastischen, wenn schon ganz anspruchlosen Sätze oft die Glätte und Eleganz der hippokratischen oder salernitanischen Maximen haben) und viele seiner glänzenden aperçus über die Ursachen der menschlichen Handlungen und Leidenschaften lassen augenscheinlich den Einfluß der cabanisschen Ideen erkennen. Aber woher hatte er die glückliche Gabe des bis in die Tiefen dringenden Blicks, den unbegrenzten Wahrheitsinn, der wie ein unbestimmbarer Duft seinen knappen Sätzen entströmt, den Aussprüchen, die hell und glänzend sind, wie Edelsteine in einem Schmuck?

Diese Frage führt uns auf unseren Weg und läßt uns bereits vorfühlen, daß nicht in der formellen Verstandesmäßigkeit, nicht in den ernsten und strengen Linien seiner Gedankenwelt die sichere Grundlage seines Geistes zu finden sei.

... Man denke sich einen Charakter, der zur Schwermuth neigt, vielleicht, weil ihm in der Kindheit Gewalt angethan worden ist, vielleicht auch in Folge von Naturanlage, eine Seele, die durch frühzeitige Erfahrung (dank einer noch unverfälschten Natur oder aus anderer Ursache) die ganze ästhetische Kleinlichkeit und Häßlichkeit des Schmerzes, seine ganze Oede und Erbärmlichkeit empfunden hätte; einen Geist von einer verborgenen Gluth, wie das Feuer unter der Asche, der mit unfehlbar sicherem Blick durchschaute, wie der Schmerz der weiblichen Natur zuwider sei und wie die Frau ihn von sich und dem Manne, dessen Trost sie vielleicht deshalb genannt wird, fernhalte, weil sie sich im tiefsten Inneren nicht mit ihm aussöhnen kann; man denke sich ein Herz, das bei Zeiten die Täuschungen

Google

des Mannes über die Frau und die Irrungen des ewigen männlichen Idealismus kennen gelernt hätte, den man anscheinend nur aufgiebt, um in den entgegengesetzten Irrthum, den Pessimismus, zu verfallen, ein Herz, dem die ganze Schwäche und Jämmerlichkeit des „Gutseins", die Unvollkommenheit der Waffen, mit denen das Gute gegen das Böse kämpft, klar wäre: und man hat den jugendlichen Seelenzustand Stendhals.

Unter den selbstverständlichen Schwankungen und äußerlichen Erlebnissen der jungen Jahre hat diese Phase bei ihm ziemlich lange gedauert; bis über seine Liebschaft mit Melanie Guilbert hinaus. Aber sie war, wie bemerkt werden muß, eher intuitiv und unmittelbar als überlegt und tiefgründig.

Sein Leben nahm eine entscheidende Wendung, als er, der nach Paris gekommen war, um in das Polytechnikum einzutreten, nach langem Bedenken darauf verzichtete, obwohl die glänzenden Fortschritte in der Mathematik auf dem Gymnasium zu Grenoble ihm ausgezeichnete Erfolge zu versprechen schienen. Hier liegt, wie mir scheint, der entscheidende Punkt seines Lebens, der Schlußstein seines moralischen Gebäudes. Im geraden Gegensatze zu der Ermahnung, die die Courtisane Julietta in einer verfänglichen Lage an Rousseau richtete: „Laß von den Frauen und geh' der Mathematik nach!" sagte er zu sich selber (wie er oft vor seinen Freunden wiederholt hat): „Laß von der Mathematik und geh' den Frauen nach!" Seine ganze Thätigkeit, alle seine Wünsche und Gewohnheiten richten sich von nun an ganz bewußt auf dieses bestimmte Ziel und er bleibt sein ganzes Leben hindurch der Regel treu: „Thue nie Etwas, das einer Frau, die wahrhaft, also in gefährlicher Weise Frau ist, häßlich und niedrig vorkommt!" Davon geht in Zukunft sein Geschmack aus: seine Liebe zur Kunst, zum Schönen, zum leichten und angenehmen Leben, seine Geringschätzung der deutschen Schwerfälligkeit, der lymphatischen, leblosen Sentimentalität, der Uneleganz und materiellen Sinnesrichtung der Deutschen, endlich auch seine Bewunderung der Italiener.

Aber im Anfang hatte er nur sehr dürftige Selbstkenntniß. Als er zum ersten Mal nach Italien kam (und noch viele Jahre lang), dachte er nur daran, das Leben zu genießen, wie ein junger Mann, der seine idealen Kräfte noch nicht kennt und noch keine Herzenserfahrungen gemacht hat. Vielleicht gab er sich sanften Träumen hin, im unbestimmten Bewußtsein von etwas Weitem und Großem, das seiner harrte. Dann begann er, sich auf sich selbst zurückzuziehen, und machte die ersten schmerzlichen Erfahrungen, vielleicht in den Liebschaften mit Adelaide Rebuffet, Victorine Mounier, besonders und zweifellos aber mit Melanie Guilbert.

Dem Verhältniß zu dieser verdorbenen und geriebenen Schauspielerin verdankte er die ersten Belehrungen über sein Inneres; und hier ist die Quelle seiner großen Beobachtungsgabe. Muß man daran erinnern, daß er sogar Gehilfe bei einem Spezereihändler in Marseille wurde, als er mit der leichtfertigen Louason dahin durchgebrannt war?

Ich glaube, daß es gewöhnlich die Liebe ist, wodurch der Mann sich selber kennen lernt; sie ist, wie gesagt, das beste Reagens und der feinste Prüfstein für die Charaktere. Aber bedarf es wirklich der Feststellung, welche besondere weibliche Persönlichkeit den ersten Anstoß zu der prachtvollen Entfaltung jener wunderbaren Fähigkeit zur Analyse gegeben habe? Nur Bücherwürmer oder Pedanten könnten danach fragen. Eine Frau oder die und die Frau hat nur die Gelegen-

Google

heit für solche herrliche Blüthenentfaltung abgegeben. Bedeutende Männer schwärmen in der Liebe meist nicht für die Frau, sondern für ihre Liebe selber. Und wie oft ist das Weib lediglich der Vorwand für unsere Fähigkeiten, Neigungen, Bedürfnisse nach Freiheit des Daseins?

In dem Maße, wie seine starke Fähigkeit der Innenschau sich erweiterte und ihm alle seine Mängel zeigte, suchte er durch ein thätiges Leben sich dem Ideal der Vollkommenheit und persönlichen Ganzheit anzunähern, das er sich allmählich aufbaute. Er faßte den Entschluß (was besonders betont werden muß), vor Allem sich neu zu schaffen, sich eine neue Seele zu bilden oder die bloßzulegen, die er in sich durch die Erziehung und die moralischen Auflagerungen niedergehalten und gefälscht fühlte; er wollte sich von seiner Krankheit heilen, indem er sich einer Gewaltkur unterwarf: der Kur der sinnlichen Liebe, der Verführung.

Die Gegensätze schienen sich in ihm zu verschmelzen und zweifellos war seine Seele eine Vereinigung des Unvereinbaren, ein Asyl der widersprechendsten Dinge. Hatte er die Geschichte der „Armance“ in seiner Einbildung nicht als wirklich empfunden? Man möchte es für wahrscheinlich halten.

Aber der kühle, klare Zergliederer, der sprach: „Um ein guter Philosoph zu werden, muß man dürr, hell, ohne Illusion sein. Ein Bankier, der reich geworden ist, besitzt Etwas von dem Charakter, der erforderlich ist, um philosophische Entdeckungen zu machen, um klar zu sehen in Allem, was ist“, — er hat auch gesagt (und zwar mit einer unaussprechlichen Anmuth, einer Zartheit, deren geheime und tiefinnerliche Empfindung man theilen müßte, um sie wiederzugeben): „Ich gebe mir alle mögliche Mühe, dürr zu sein. Ich will meinem Herzen Stillschweigen gebieten, während es glaubt, viel zu sagen zu haben. Ich zittere stets vor Furcht, nur einen Seufzer verzeichnet zu haben, wenn ich glaube, ich habe eine Wahrheit niedergeschrieben!“

Man beachte in dem ganzen Buche „De l'amour“, das er mit Recht als sein Hauptwerk ansah, die Sorge, „dürr und klar“ zu sein, und daneben die häufige Wiederholung der Worte „zärtlich“, „Zärtlichkeit“, womit er eine besondere Neigung zu sanften und süßen Erregungen meinte.

Wenn ich in der Folge von gesuchtem Gebahren, von Wechsel der Persönlichkeit und von Maske spreche, so meine ich nicht, daß Stendhal einfach beabsichtigt habe, aus der Traurigkeit und Gedrücktheit zur Fröhlichkeit überzugehen, seiner Schwermuth Herr zu werden und sich zur Freude zu zwingen. Dies ist ziemlich gewöhnlich und könnte nicht ausreichen, seiner Gestalt ein besonderes Aussehen zu geben. Was Stendhal mit Nachdruck anstrebte, war eine vollständige Umwandlung seines Selbst, wie es seiner tiefen Seelenkunde sich darstellen mochte. Es ist deshalb nicht viel damit gesagt, wenn man ihn den Vater der Seelenzergliederung nennt; er ist mehr als ein bloßer Zergliederer.

. . . Diese Periode der Beobachtung und Zergliederung, die für Viele eine ernste Gefahr bildet, weil die Möglichkeit vorliegt, nicht darüber hinauszukommen, wie es bei Amiel und Nietzsche der Fall war, nahm einen anderen Verlauf bei Stendhal, für den die Zergliederung nur ein Werkzeug und eine Waffe des Handelns bildete, ein Vermögen, das seinen Willen stärkte.

Dank der unvergänglichen Sehnsucht seiner Seele nach einem Ideal des Sichlebens, der Losgebundenheit, der Anmuth, that er Alles, um aus seinem Schmerz

Google

eine einzige Freude, aus der düsteren Burg des Selbsterforschers und Selbstkenners ein Haus der Lust und Heiterkeit, ein Asyl für Alle, die beharrlich lächeln, zu machen. Und er verstand diesen Willen so vortrefflich und ungebrochen zu bewahren, daß durch ein Wunder von magischer Kraft diese Verkleidung zu einem wahren Gewande wurde. Man gewahrt an ihm nichts mehr von der Bitterkeit Dessen, der sich verbirgt und anders scheinen will, wie an Nietzsche, sondern die Freude Dessen, der Etwas wiedergefunden hat, das er für immer verloren glaubte; an seinem Himmel rollt kein Echo des Donners ferner Stürme, sondern eine tiefe, leuchtende Bläue spannt sich bis ins Unendliche und eine fruchtbare Lebenswärme zieht durch alle Weiten.

Sein Lächeln hat etwas Dionysisches, Etwas von dem Geheimniß und Zauber des Lächelns des jugendlichen Bacchus oder der Gioconda. Wenn seine Ironie manchmal etwas Aggressives und Herbes hat, das argwöhnen läßt, er wolle sich an den Anderen für einen eigenen inneren Mangel rächen, so muß man doch zugeben, daß es gewöhnlich nicht so ist. Die Aeußerungen der Zeitgenossen zeigen ihre Bewunderung für die Schätze an feinem, scharfem, berauschendem Geiste, die er in der Unterhaltung verschwendete, und man muß gestehen: wenn er wünschte, an der Oberfläche zu bleiben, so verstand er, eine anziehende Oberfläche zu zeigen.

Wie oft hat sein Herz, das Herz, das er zum Schweigen bringen wollte, ihn zum Opfer seiner Fallstricke gemacht! Wie oft ist er, um sich von einer ihm gefahrvoll scheinenden Liebe zu heilen, in eine noch stärkere gerathen! „Ich habe ihn", sagt Mérimée, „nie anders gekannt als verliebt oder doch sich verliebt glaubend." Und er selbst sagte über die Eroberung: „Die Sache gelingt in zehn Fällen einmal, aber dies eine Mal wiegt neun mißglückte Angriffe auf." Aber dieser Mann, der aus der Liebe „l'affaire principale de la vie" machte, gestand, daß vom Jahr 1821, in dem er von Mailand nach Paris zurückkehrte, das Herz voll von Liebe zu Mathilde Dembowski, bis 1824 keine Frau ihn dieser Leidenschaft untreu machen konnte: „Ich bin erst 1824, drei Jahre später, aus Zufall zu einer Maitresse gekommen; erst dann verlor die Erinnerung an Mathilde ihren verwundenden Stachel. Sie ward für mich zu einem sanften, tief traurigen Schattenbilde, das, wenn es erschien, mich mit unwiderstehlicher Macht zärtlich, gut, gerecht, nachsichtig stimmte."

Alle überlegenen Menschen besitzen neben einem mehr oder minder hervorragenden Verstande ein Uebermaß von Feinfühligkeit oder Erregbarkeit. Diese peinliche Empfindlichkeit, vielleicht die geheime Quelle aller moralischen Größe, ist das Pathengeschenk des menschlichen Elends und Unglücks an das Genie. Wenn sie vom Leben und vom Schicksal ausgerodet ist, hat der Genius seine Aufgabe erfüllt und die Energie, die ihn nach oben trieb, ist damit verschwunden.

Die meisten Kunstwerke und zahlreiche stolze und ihrem logischen Gewand nach unangreifbare philosophische Schöpfungen zeigen sich dem eindringenden Blick als Mittel, durch die der höhere Mensch die innere Qual und die Angst zu bewältigen sucht, in die seine proteusartige Erregbarkeit ihn tausendfach versetzt.

Die schmerzvolle Empfindlichkeit, die sich stets fühlbar machte, war ebenfalls ein fortdauerndes Zuchtmittel für Stendhal; der Gegensatz zwischen ihr und seinem Vaterland wird, wie ich zeigen werde, in jedem einzelnen Fall auf besondere Art beseitigt, wie durch eine Art Kompromiß und modus vivendi. Diese Waffenstill-

Google

stände zwischen beiden Seelenkräften vollzogen sich in ihm durch die Ironie, den Geistreichthum, den Kultus der Energie, endlich durch die Verherrlichung des Willens zum Bösen. Bei einem Anderen wird dieser Gegensatz seine Versöhnung im Stolz finden; bei einem Dritten in der asketischen Ergebung und dem Verzicht; bei einem Vierten endlich in der Weltflucht und der Einsamkeit.

Jeder denkende Mensch hat in der Jugend eine Periode prometheischer Auflehnung, Spannung, Anstrengung durchzumachen, um sich von irgendeinem Druck zu befreien, eine Periode der Schwankungen und Beängstigungen, gleichzeitigen Muthlosigkeit und stürmischen Dranges, von Antrieben und Hemmungen, wodurch man sich vorkommt wie der an den Felsen geschmiedete Halbgott: die Periode der Schwermuth und des Ueberschwanges, des „Sturms und Dranges". Der Mann ist nach Ueberwindung dieser Periode mehr oder minder „fertig"; je nach seinem Vermögen steht er vollkommen entwickelt und für seine Aufgabe in der Welt gerüstet oder mit Mängeln behaftet da, die unter Umständen durch Vorzüge aufgewogen werden mögen.

... Stendhal war, so scheint mir, eine unvollständige, aber große Persönlichkeit, die, wenn sie nicht ohne Lücken war, diese aus eigenen Mitteln würdig und edel auszufüllen wußte. Dieses eigene Mittel war ein Schmerz, den er willenskräftig in ein Lachen verwandelt hat, sein Schmerz, der zu der göttlichen Flamme der Kunst und der That, zu einer heiteren, freien, sieghaften Auffassung des Lebens geworden ist. Was eine zweihundertjährige moralische Erfahrung in Frankreich gezeitigt hatte: die vornehme moralische Skepsis La Rochefoucaulds, die Seelenstärke, die unter dem tiefen Kummer Vauvenargues' verborgen ist, die verzehrende Leidenschaft La Bruyères, der lächelnde, gepuderte Cynismus Chamforts: das Alles wird bei Stendhal zu einem neuen Vermögen, das über jedes Schwanken, Zweifeln und die schmerzliche moralische Unsicherheit den Sieg davonträgt.

Er will nicht geradezu das Böse, aber er verlangt nach dessen Schein und waffnet sich mit der Eigenschaft, die in unserer so mild gewordenen Gesellschaft gewissermaßen die antike Grausamkeit fortsetzt: mit der Ironie. Die Ironie und ihr jüngerer Bruder, der Witz, sind für manchen großen Mann die einzigen Tröster in der seelischen Einsamkeit gewesen. „Die Ironie ist das letzte Trankopfer, das die großen Geister den Göttern der Unterwelt darbringen", sagt Carducci. Der Witz hat Vielen als Versteck und Verkleidung gedient: so der bittere, den man gegen sich selbst richtet und der einer neuen Kraft gleicht, die man erprobt; der mild lächelnde Sternes, der wie eine zur Schau getragene jugendliche Keckheit ist, welche die Schamhaftigkeit einer freien Sentimentalität verdecken soll; und der scharfe und herbe, womit Heine sich an den Schwächen des menschlichen Herzens rächt. Stendhals Witz ist oft aggressiv und gewaltthätig; er war mehr Angriffs- als Vertheidigungwaffe, wenigstens in den Jahren seines Salon- und Diplomatendaseins.

Aber diese neue Errungenschaft, die seiner Person einen neuen und besonderen Zug giebt, hat psychologisch einen tiefen Grund, der ihm nicht entgehen konnte.

Die allgemeine Bewunderung der Männer von Geist, das Vergnügen, mit dem man im Gespräch dem wahrhaft Geistreichen zuhört, beruht darauf, daß diese Begabung gewissermaßen den Ersatz für den primitiven menschlichen Charakter darstellt und eine abgeschwächte, gesellschaftsfähig gewordene Form der antiken Grausamkeit ist. Das beweist auch ihr ausschließliches Vorkommen bei Denen, die nicht

Google

durch die drückende Arbeit um die ältesten und besten Kräfte der Rasse gebracht sind; denn der Geist ist ein Luxus, eine dem Vergnügen dienende Aufwendung unseres Verstandes. „Ueberall", sagt Stendhal, „fehlts an Geist; Jeder spart alle seine Kräfte für seinen Beruf auf, der ihn in der Welt vorwärtsbringen soll."

Hören wir, was er in den „Souvenirs d'égotisme" sagt, bei der Beschreibung seiner Rückkehr nach Paris von Mailand, wo er Métilde, den Gegenstand seiner stärksten Liebe, zurückgelassen hatte: „Das Schlimmste wäre, rief ich aus, wenn die trockenen Gesellen, meine Freunde, unter denen ich leben werde, eine Ahnung von meiner Leidenschaft für eine Frau hätten, die ich nie besessen habe! Ich sagte mirs im Juni 1821 und ich sehe jetzt, da ich Dies schreibe, im Juni 1832, zum ersten Mal, daß diese Besorgniß, die ich mir tausendmal wiederholte, thatsächlich das leitende Prinzip meines Lebens zehn Jahre lang gewesen ist ... Sie war die Ursache, daß ich geistreich geworden bin, was 1818 in Mailand, als ich Métilde liebte, mir ganz verächtlich vorgekommen wäre ... Ich betrat Paris mit dem einen Gedanken, mich nicht durchschauen zu lassen." Und noch bezeichnender in einem Brief an einen Freund zwei Jahre früher: „Meine Empfindlichkeit ist zu groß geworden; was Andere kaum berührt, verwundet mich bis aufs Blut. So war ich 1789 und so bin ich 1840. Aber ich habe gelernt, Alles unter der Ironie zu verbergen, die dem großen Haufen unverständlich ist." Eben diese schmerzliche Empfindlichkeit gab ihm, wie er gern wiederholte, das „Gefallen an der Vermummung".

Seine Maske ist anmuthig, schelmisch; sie ist eine Waffe der Verführung und zugleich eine edle Schamhaftigkeit der Seele, die sich nicht dem Erstbesten hingeben will; sie entspringt dem Entschluß, sich nicht von sich und den Anderen an der Nase herumführen zu lassen, und ist eine Kriegslist, die dazu dienen soll, eine Art seltsamer und dreister Herzensneugier zu befriedigen, die es liebt, den Mechanismus des fremden Gefühlslebens zu beobachten, ohne selbst beobachtet zu werden; sie ist ein Versteck, aus dem sich, ohne Verdacht zu erregen, das naive Zutrauen beobachten läßt, das die Welt zur Aufrichtigkeit des Mienenspieles, eines ganz oberflächlichen Mechanismus, hegt, dessen eitle und trügerische Erscheinung uns in Bewegung und Erregung bringt, dem Beobachter aber ein Lächeln entlockt; sie ist schließlich ein Schild gegen die Gemeinheit und die kleinliche und niedrige Bosheit.

... Die moderne Seele hat den traurigen Ruhm, unversöhnliche, widerstreitende Elemente zu bergen; darauf beruht das moralische Problem. Die Alten waren frei von solchen Zweifeln, solchen Aengsten, solchen ermüdenden und quälenden Fragen; auf festen Füßen stehend, kannten sie nur eins der beiden Prinzipien oder hielten sich auf der Mittelstraße, ohne erst zu schwanken und Probleme aufzuwerfen. Carducci sagt: „Die Antithese, diese rhetorische Figur, von der die zeitgenössische Literatur voll ist, während wir sie in der griechischen, in derjenigen der guten römischen Zeit und von Dante nur spärlich gebraucht finden, ist der echte Ausdruck des Zwiespaltes unserer Zeit, der Zeit nach 1789. Robespierre liebt die Blumen, die Vöglein und die zarten Verse und Saint-Just schreibt sinnliche Gedichte; Byron geht vom ‚Childe Harold' zum ‚Don Juan', Leopardi von den Gesängen ‚An Italien' und ‚An das Denkmal Dantes' zu den ‚Nachträgen zur Batrachomyomachia' über." Der große Dichter und Kritiker gestatte mir die Bemerkung, daß seine „Antithese" zu unbestimmt und formal ist und nicht tief genug ins Innere

Google

bringt. Nein! Die großen Dichter weisen jene Gegensätze nicht auf aus einer Art von Neuerungsucht oder als eine moderne Erfindung oder einen literarischen Griff noch auch, um zu posiren; sondern der schmerzliche Widerstreit wohnt tief in allen modernen Menschen und ist am Stärksten in den Auserwählten, weshalb auch die großen Dichter und hervorragenden Geister ihn empfinden und zum Ausdruck bringen.

Auch Heine ist ein Beispiel dieses psychologischen Kontrastes. Doch ist es nicht so beredt wie das Stendhals oder gar Nietzsches. In Beiden zeigt sich der sentimentale Typus noch deutlicher, ich möchte sagen: stilisirt, der Mechanismus der Wirkungen und Gegenwirkungen noch klarer; denn sie gehen absichtvoller auf moralische Darlegung aus und ihre Werke sind zum großen Theil auf Selbstbetrachtung und Seelenkunde begründet. Bei Heine überwiegt das künstlerische Objekt; und die Fülle von Motiven und Rhythmen, der Reichthum und Reiz der Bilder, die schillernde, lachende, bunte und flüchtige Folge von Eindrücken vermindert die Bedeutung des moralischen Kontrastes, der selbst als Kunstmittel dienen muß. Immerhin ist er vorhanden und leicht wahrzunehmen. Bei Stendhal aber, wenigstens in seinen letzten Werken, ist der Kontrast überwunden und beigelegt und nur der wachsame und aufmerksam gemachte Leser wird vielleicht hier und da, etwa in „Rouge et Noir", eine Spur des Kampfes wahrnehmen, der im tiefsten Innern stattgefunden hat. Nichts, auch gar nichts ist mehr von solchen Stürmen in „La Chartreuse" zu gewahren, wo eine gleichmäßige, sieghafte Gelassenheit, die Heiterkeit eines attischen Himmels sich über alle seine Gestalten breitet, die uns wie Kinder der Selbstverständlichkeit und der Anmuth erscheinen. Fabricius, Mosca, Sanseverina sind stolze, geschmeidige, schlanke, ideal schöne Geschöpfe von natürlicher Freiheit und einfacher, instinktiver Eleganz der Bewegungen; das Menschenwesen zeigt sich wieder in seiner ganzen schrecklichen und schönen Naturwüchsigkeit.

... Meine Bewunderung für Beyle hindert mich nicht, zu bemerken, daß die Gestalt Julien Sorels in „Rouge et Noir" einen Fehler hat. Deshalb ist sie im Allgemeinen namentlich von Denen, die nicht gern nachdenken und über das Geschriebene hinausblicken und aus Indolenz oder anderen Ursachen die tiefen Hintergedanken nicht erfassen und die wollüstigen Schauder des Blickes in den Abgrund nicht lieben, nicht recht verstanden worden.

Die Perversität Juliens wäre mit seiner Sensibilität nur in Einklang zu bringen, wenn eine lange Reihe von Erfahrungen ihn mit Nothwendigkeit und gleichsam wie in den einzigen rettenden Hafen zu der Lehre des Bösen um des Bösen willen geführt hätte. Stendhal hat in Julien Sorels Seele gelegt, was in seiner eigenen in der Kindheit gelegen hatte und was im reifen Alter allmählich hinzugekommen war. Man erwäge, daß er den Roman 1830 schrieb, nachdem er in vielen anderen Werken gleichsam seine Waffe geschliffen hatte und seine Seelenzustände viel verwickelter geworden waren.

Dem Geschmack am „Mephistopheltiren" huldigte er auch auf seine eigenen Kosten, wie es die „Vie de Henri Brulard" zeigt, wo er sich ein ganz besonderes Vergnügen daraus macht, die fürchterlichsten Dinge über sich vorzubringen, die durch viele andere Umstände widerlegt werden. Der unkundige und naive Leser (und so sind die meisten) ist natürlich verblüfft und sieht in Julien Sorel nur ein Ungeheuer von Niedertracht und Verworfenheit. Doch ist daran zu erinnern, daß Taine, der berühmte, orthodoxe Taine, der große offizielle Kritiker Frankreichs in

Google

der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, bekennt, Stendhals Meisterwerk nicht weniger als achtzigmal gelesen zu haben, und daß dessen ganze Produktion außerordentlichen Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Es wäre sehr interessant, die wahren Gründe kennen zu lernen, aus denen das berühmte Essai „Rouge et Noir“ von der zweiten Auflage der Gesammtwerke an unterdrückt worden und erst neuerdings in der posthumen und endgiltigen Ausgabe der „Nouveaux Essais“ wiedererschienen ist. Man erinnere sich an Das, was Sainte-Beuve über Duvergier de Hauranne und Victor Jacquemont gesagt hat: „Sie hatten von Beyle einen Geißelhieb erhalten; und Jeder, den Beyle geißelte, behielt die Striemen.“ Ob Taine Striemen verbergen wollte? Das ließe auf einen scharfen Hieb schließen.

Bourget behauptet, das Hauptverdienst von „Rouge et Noir“ bestehe in den tiefen Wahrheiten über das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts. Er will außerdem beweisen, daß die sozialen Zustände Frankreichs im Beginn des Jahrhunderts den Anstoß zu der seelischen Entwickelung und Haltung Julien Sorels gegeben haben. Mir scheint, diese Ursachen sind nur die äußerlicheren und näherliegenden, nebensächlichen und vorübergehenden, wenn sie dem Charakter auch die besondere zeitliche und örtliche Färbung geben; aber hinter ihnen liegt noch etwas Anderes, das in stärkerem Maße bestimmend gewirkt hat.

Um deutlicher zu sein: Zweifellos bestehen höchst bemerkenswerthe Unterschiede zwischen Chateaubriand, Constant, Beyle, Bourget, Barrès, sowohl in der Art wie in der Stärke ihrer Talente; dennoch scheint mir zwischen ihren Hauptwerken: „René“, „Adolphe“, „Rouge et Noir“, „Le Disciple“ und der Ideen-Trilogie von Barrès eine Familienähnlichkeit zu bestehen, so daß man die Entwickelung der selben Seele, des selben Keimes der Gefühls- und Begehrungweise verfolgen kann. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß, wenn zwei Punkte dieser idealen Aufeinanderfolge ganz hervorstechende und unleugbare Aehnlichkeiten darbieten, die Ausläufer sehr beträchtliche Unterschiede aufweisen.

Die eingebildete oder wirkliche Ungeeignetheit für das Leben und die Thätigkeit, die unüberwindliche Unfähigkeit zur Mittheilung mit ihrer unsagbaren inneren Qual, die Passion für die Einsamkeit und Selbstbeobachtung, das von Unfähigkeit begleitete Verlangen, die Liebe zu genießen wie alle Anderen, die tiefe und aufrichtige Güte und die Veranlagung zur Traurigkeit, lauter seelische Eigenschaften Renés, finden wir auch auf dem tiefsten Seelengrunde der übrigen genannten Romanhelden. Sie haben in jungen Jahren an der selben Krankheit gelitten wie René, und wenn später bei ihnen andere Seelenzustände und Seelenkonflikte auftreten, so geschieht es, weil ihr Blut sich durch neue Energien bereichert hat; doch bleibt René ihr Ahnherr, von dem sie ein Stück ihrer Seele empfangen haben.

René leidet an seiner Veranlagung; aber er giebt sich unvollkommene Rechenschaft von den Ursachen seiner Leiden; er schöpft aus ihnen ein krankhaftes Behagen und findet einen Anlaß zu Vergnügen und Stolz in der Uebertreibung ihrer Natur und in der Betrachtung ihrer Besonderheit: deshalb denkt er auch nicht an ihre Bekämpfung.

Adolphe besitzt eine weitgehende Kenntniß der Ursachen seines Schmerzzustandes; aber er weiß sie nicht zu benutzen; ja, seine Kenntniß gereicht ihm nur zum Nachtheil; seine Willenskraft hat noch gar keine Waffe gegen die Schwächen und Lücken seines Charakters und seine Haltung leidet schwer darunter; er handelt

Google

stoß- und sprungweise, je nachdem der augenblickliche, von seiner Hellsichtigkeit ausgehende Anstoß oder die Forderungen des Herzens die Oberhand haben; daher sein unzusammenhängendes Vorgehen, seine widerspruchvolle Haltung, die äußerst schmerzlichen Schwankungen in seinen Gefühlen, ein ewiges Aufbauen und Zerstören, eine fortwährende Ungewißheit, die nur dazu führt, ihn zu Grunde zu richten und die engelgute Ellénore in den Tod zu treiben.

Dagegen hat Julien Sorel, obwohl auch von außerordentlicher Sensibilität, die gegen seinen Willen und zu seinem lebhaften Mißvergnügen ihn oft verräth, beim Eintritt in das Weltleben sein Herz mit Härte und Bosheit gewappnet. Hier beginnt die Fälschung der Persönlichkeit und die Entgleisung des sittlichen Wesens; aber wer möchte behaupten, daß Dies nicht durchaus und streng natürlich sei, wo es sich darum handelt, einer übermäßigen und zu weit gehenden Erregbarkeit Herr zu werden oder wenigstens ihre Wirkungen zu neutralisiren und zu verbergen? Diese Sensibilität einmal angenommen und zugleich einen Willen zum Leben vorausgesetzt, der unter den tausend Unsicherheiten und den Nebeln des Jünglingsalters sich geltend macht und die Hülle der werdenden Mannesseele durchbricht: muß sie nicht nothwendig sich dem entgegengesetzten Extrem zuneigen?

Diese Gleichgewichtsstörung entging Stendhal nicht; da ihm die allzu künstlich und gewaltsam konstruirte Macht des Bösen unmenschlich und daseinsunfähig erscheinen mußte, ließ er sie auf dem Blutgerüst das Ende finden. Und doch: wie viel Mitgefühl, Erhabenheit und Poesie in diesem vernichtenden Schicksal!

In Robert Greslou ist der Hang zum Bösen um seiner selbst willen, die Verstellung, die Umwandlung des Charakters, die Reaktion und die absichtliche Aenderung der von der Natur empfangenen Tendenzen vollständiger; ihm gelingt das böse Treiben besser; sein Ende erfolgt beinahe unvermuthet. Vielleicht hat es der Autor aus besonderen Gründen so herbeigeführt, statt es als nothwendige und verhängnißvolle Konsequenz der Thaten des Helden erscheinen zu lassen.

In der Trilogie von Barrès endlich haben wir einen offenen und unzweifelhaften Sieg über die Naturanlage, aber auch eine weniger hervorstechende antisoziale Tendenz; ja, man kann sagen: der Ichkultus des Helden ist wenig verschieden vom gewöhnlichen Egoismus. Die Abweichung von der normalen Persönlichkeit, die mit René begann, wird hier (wenigstens in den Ergebnissen) fast wieder Null, wenn überhaupt das Mittel, das zu diesen Ergebnissen führt: die sogenannte „Kultur des Ich", noch als etwas von der Regel Abweichendes anzusehen ist.

... Zwischen den praktischen Lebensregeln, die Stendhal für sich und seine Freunde aufstellte, und dem ganzen Moralsystem Nietzsches besteht eine fühlbare Verwandtschaft. Nietzsches System ist auch nur ein System zwingender Regeln für die eigene Bethätigung und insbesondere für die erhabenste und glänzendste Bethätigung: die Herrschaft. Aber Beide täuschen sich in der Annahme, auf dem Verstandesweg aus sich selbst herausgehen zu können; die Regeln Stendhals und (wenn auch nicht in gleichem Maß) das System Nietzsches sind das erste Aufleuchten von etwas Sicherem und Unwiderstehlicherem, weil tiefer Begründetem und mehr Organischem. Oft und in mannichfachen Lagen fühlen wir uns von den Dingen, die uns anziehen, durch eine Voraussetzung oder einen Einwand getrennt, die nur Ausgeburten unserer krankhaft vergrößernden und entstellenden Phantasie sind. Blitzschnell geht es uns dann auf, daß das vorausgesetzte Hemmniß nur eine Selbsttäuschung oder

Google

ein ganz dünner Schleier war, der sich zwischen unseren Drang und die Objekte spannte, und wir suchen mit dem Verstand das Hinderniß zu beseitigen; aber vergebens, denn es rührt aus dem Verstand selbst her.

Die Ursache ist, daß unser Verstand oft unbewußt berufen wird, unseren Mängeln ein Mäntelchen umzuhängen und sie vor uns selbst in einer Weise zu rechtfertigen, die unsere Eigenliebe weniger verletzt, also eine äußere Schwierigkeit und Hemmung zu erfinden, wo eigentlich eine Schwäche unseres Verlangens vorliegt, das nicht lebenskräftig genug ist.

. . . Was Stendhal an sich selbst vollbrachte, war ein Werk der Zerlegung, der Desorganisirung; denn er versuchte, sich den Banden, den idealen und realen Verbindlichkeiten zu entziehen, die die Gesellschaft mit ihrem bürgerlichen und Sittengesetz dem Menschen auferlegt hat, und er suchte all die Hemmungvorrichtungen für die geschlechtliche, die zerstörende und die auf Herrschaft gerichtete Thätigkeit zu beseitigen, die durch eine Jahrhunderte lange Einwirkung aus dem Naturwesen Mensch ein zur Gesellschaft und zur Arbeit geeignetes Geschöpf, oft genug also ein Hausthier und demnach ein häßliches, klägliches und gemeines Wesen gemacht haben. Er wollte (was ihm thatsächlich gelungen ist) die Ketten brechen, die seit Jahrtausenden auf dem Menschen lasten und ihn fast überall (um Nietzsches Wort zu gebrauchen) zu einem Heerdenthier gemacht haben.

Für Alle, die eine Zerlegung der Körpereinheit in Muskeln, Nerven, Knochen lieben, bietet Stendhal den herrlichen „Fall" einer fortschreitenden Umwandlung der Persönlichkeit, eines langsamen Wiederauffindens des wahren und ursprünglichen „Ich". In dem anregendsten und gedankenreichsten seiner Bücher sagt er: „Wie man sich kein Temperament, keine Seele wählen kann, so kann man sich keine hervorragende Rolle zuweisen. Rousseau und der Herzog von Richelieu hätten sich auf den Kopf stellen können: trotz all ihrem Geist hätten sie ihre Rolle bei den Frauen nicht zu tauschen vermocht." Wenn Stendhals Leben zu zeigen scheint, daß Dies möglich ist, so müssen wir eine Temperamentsänderung voraussetzen. Aber auch wenn wir uns streng auf dem Boden der Psychologie halten und auf physiologische Thesen verzichten, bleibt die Persönlichkeit Stendahls hochinteressant; denn sie bietet uns in ihrer mit der Schärfe und Genauigkeit einer mathematischen Demonstration vorgenommenen Analysirung und Prüfung durch seine eigene Hand ein glänzendes Beispiel einer Umwandlung der Persönlichkeit. Für die liebenswürdigen Freunde der „Oberfläche", für die „Unwissenden und Leichtlebigen" für Alle, die „das Leben hinnehmen", ist Stendhal eine Gestalt, die viele Schicksale in sich vereinigte, der Mann, der die erhabenen und reinen Entzückungen des Denkers und Betrachters und den zarten und leichten Rausch des Verführers kannte, der Leonardos Verlangen nach dem vollen und ganzen Leben verwirklichte und die schweifende und wissensdurstige Seele Fausts verkörperte.

Er hat die Grenzen der menschlichen Seele hinausgerückt, gefühlt, daß in ihm der ganze „Mensch" sich regte nnd bewegte und in seinem ganzen Umfang, einer Vollständigkeit und Schönheit lebte.

Leo G. Sera.

Google

Der Schutzengel des Königs.

Als am vierzehnten Juli 1789 (ein Tag mit wolkenlosem Himmel und strahlender Sonne wars) in Paris das unglaublichste Wunder geschah und die ungeheuren Mauern und Thürme der Bastille dem anstürmenden Volkshaufen zum Opfer fielen, beherbergte diese symbolische Zwingburg des königlichen Absolutismus kaum noch ein halbes Dutzend Gefangene (darunter den Grafen Delorges, dessen Kerkerhaft gerade vierzig Jahre gedauert hatte); denn wie das Königthum erst, nachdem es schwach und wankend geworden, gestürzt werden konnte, so fiel auch die Bastille zu einer Zeit, da sie längst schon kaum noch benutzt wurde. Und wie einige Wochen darauf am Geburtstag der vielbeschrienen Menschenrechte die hohe Aristokratie die besten Köpfe einer Bewegung zur Verfügung stellte, in deren Verlauf unzählige Aristokratenköpfe, gute und schlechte, mit grauenhafter Hast abgeschnitten wurden, so hat an diesem vierzehnten Juli das gemeine Volk, ohne viel zu denken, seinen Arm der verhaßten Sache des Adels geliehen; in die Bastille eingekerkert zu werden, gehörte ja eben zu den Privilegien der Aristokratie, die des Geistes mit eingerechnet. Der gemeine Mann verirrte sich nur selten einmal in dieses Gefängniß der Mächtigen und Bevorzugten; nur in außerordentlichen Fällen, wie der einer war, wovon diese kleine Geschichte zu berichten hat.

Kaum ein halbes Dutzend Gefangene, wurde gesagt, fanden die jubelnden Erstürmer in den dreimal vermauerten Gelassen der erschrecklichen Thürme. Sie begnügten sich damit, die furchtbaren Riegel und Schlösser zu erbrechen; im Uebrigen hatte Niemand Zeit und Muße, sich um die Befreiten weiter zu kümmern. Ein interessanterer Gegenstand war dem Volk, das sich vom ersten Rausch der aufdämmernden Freiheit auch gleich bis zur sinnlosen Tollheit fortreißen ließ, der unbeugsam strenge Graf von Launay, der Gouverneur und Vertheidiger der Festung, den die rasende Menge, einer wilden Bestie gleich, trotz zugestandenem freien Abzug, auf der Stelle zu zerfleischen drohte.

Den militärischen Anführern des Unternehmens, zwei braven Soldaten der Gardes Françaises (Hulin hieß der eine, der andere Hélie) gelang es nur mit Gefahr des eigenen Lebens, den Unglücklichen eine Strecke weit durch den tobenden Pöbel hindurchzubringen, bis er ihnen auf dem Greveplatz entrissen und in schauerlicher Weise hingeschlachtet wurde. Ein Schlächtermeister, namens Bourtas, spießte den zerhackten gräßlichen Kopf auf die Bayonnettespitze eines geraubten Gewehrs, gleich einer Trophäe, und hinter ihm her wälzte sich die Hefe der pariser Bevölkerung, die Fischweiber der Markthallen voran, in grauenhaftem Jubel durch die Straßen der inneren Stadt. Andere Haufen, nicht so sehr lüstern nach Blut als nach weniger symbolischen Dingen, waren in der erstürmten Bastille zurückgeblieben, um zu rauben und zu plündern, wobei besonders das Archiv ausgeraubt wurde (was wieder beweist, daß es auch in den aufgeregtesten Momenten Leute giebt, die für weit hinaus den Werth und Nutzen der Dinge zu berechnen wissen).

Inzwischen hatten sich die Gefangenen längst unbeachtet verloren. Nur ein zitternder Greis in schwarzem Tuchrock, mit ergrautem Haar und wirrem Bart saß noch auf einem Prellstein des inneren Thors und rührte sich nicht von der Stelle. Um ihn versammelte sich bald ein Häufchen Neugieriger von der gemüth-

Google

licheren Sorte; doch blieben all ihre Fragen nach Namen und Herkommen vergeblich. Der Alte stierte die Umstehenden verständnißlos an und legte nur manchmal geheimnißvoll den Finger auf die Lippen. Zwei- oder dreimal murmelte er Etwas in den Bart und blickte dabei ängstlich und scheu um sich her. „Was sagt er?“ fragten die Hintersten und drängten sich näher. Er sagt: „Der König ist in Gefahr“, erklärte ein hübsches junges Weib. Darüber brachen Einige in rohes Lachen aus; und man gewann allmählich die Gewißheit, daß man es mit einem Verrückten oder wenigstens ganz in Stumpfsinn Versunkenen zu thun habe. „Kinder und Narren sagen die Wahrheit“, meinte ein buckliger Schneider; „der gute Trottel scheint mir kein schlechter Prophet.“

Dennoch handelte es sich nicht um eine Prophezeiung, sondern um eine Erinnerung. Dieser Unglückliche, der in der Bastille blödsinnig wurde, war einst ein wohlhabender lyoner Kaufmann mit Namen Marcel Larousse. Im Winter 1756, kurz vor Neujahr, ging Herr Larousse mit Zurücklassung einer hübschen Frau und zweier Töchterchen von sieben und neun Jahren in Geschäften nach Paris, wo gerade der Streit zwischen König und Parlament eine Verschärfung erfahren hatte, die ernstliche Konflikte befürchten ließ. Herr Larousse kam just an dem Tage in Paris an, da auch der König in seiner lieben und getreuen Stadt erschienen war, um im Justizpalast ein feierliches Lit de justice abzuhalten, das bekanntlich einen recht bedenklichen Ausgang nahm. Der gute Kaufmann aus der Provinz konnte sich vor Erstaunen nicht erholen, als er sah, wie der König mit besonders pomphaftem Gefolge und in offenem Wagen an einer kalt gaffenden Menge vorüber, die den Quai der Goldschmiede und die Sankt Annenstraße füllte, seinen Einzug ins Parlament hielt, ohne daß auch nur der schüchternste Ruf „Es lebe der König“ laut wurde. So erkaltet war in diesem Augenblick die Stimmung des Volkes gegen diesen König, den man nicht ohne Arg den Vielgeliebten nennen durfte und der nun schon einen Mordanfall brauchte, um die alte Liebe der Pariser für ihn noch einmal auflodern zu sehen. Und dieses Attentat (Könige haben manchmal ein unglaubliches Glück) stellte sich wahrhaftig, wie auf Bestellung, ganz zur rechten Zeit ein. Als Herr Larousse, den seine Geschäfte über Neujahr hinaus in der Hauptstadt festgehalten hatten, am vierten Januar von einer Einladung bei seinem Geschäftsfreund in später Nacht nach seiner Herberge kam und in Folge ungewöhnlichen Weingenusses und seiner lebhaften Gedanken an das freudige Wiedersehen mit Frau und Kindern Stunden lang nicht einschlief (er mußte sich immer wieder vorstellen, wie sich seine Frau über den Federnhut und den Spitzenfächer freuen werde, die er am Nachmittag eingekauft hatte), da hörte er plötzlich hart an seinem Ohr deutliches Stimmengeflüster; und als er aufhorchte, verstand er auch bald einige abgerissene Wörter und Sätze, die aber lange ohne Sinn und Zusammenhang für ihn blieben, so daß er sehr ärgerlich wurde, weil er noch weiter an dem nöthigen Schlaf gehindert sein sollte. Dennoch konnte er sich nicht enthalten, das Ohr zu spitzen und zu horchen.

„Du wirst im letzten Augenblick den Muth verlieren“, sagte jetzt drüben eine Stimme.

„Das Bild der Allerheiligsten Jungfrau, das ich auf der Brust trage“, antwortete die andere Stimme, „wird mir die Kraft geben.“

„Wie willst Du ihm aber so nah kommen?“

Google

„Er besucht jetzt fast täglich spät am Nachmittag seine Tochter, die krank sein soll, und kehrt erst in der Dunkelheit zurück."

„Bei der jetzigen Kälte wird er gut eingemummt sein und Du wirst Dein Leben umsonst wagen."

„Mein Dolch ist lang und scharf."

„Und wenn er nun auf Wochen hinaus das Trianon nicht verläßt?"

Wie ein greller Blitz schlug das letzte Wort in das Bewußtsein des Kaufmanns. Also ein Mordanschlag auf die geheiligte Person des Königs!

Und ihn also hatte Gott zum Schutzengel des Königs bestellt. Darum hatte er ihn so lange den Schlaf nicht finden lassen. Nun suchte er ihn schon nicht mehr, obwohl es drüben still geworden war. Die ganze Nacht hindurch überlegte der gute Kaufmann, was er thun könne, um das Komplot unschädlich zu machen. Plan um Plan durchdachte er: und einen nach dem anderen verwarf er als unpraktisch oder gar gefährlich. Erst gegen Morgen kam er zu einem Entschluß, fest überzeugt nun, daß dieser Schritt der sicherste sei. Er hatte beschlossen, sich in aller Frühe zu Herrn von Berryer zu begeben, der als Lieutenant des Königs der pariser Kriminalpolizei vorstand. Schon kurz nach Sieben meldete sich der Kaufmann an der Wohnung des Polizeilieutenats. Seine Gnaden, sagte man ihm, sei vor elf Uhr nicht zu sprechen. Aber der Kaufmann ließ sich so leicht nicht abweisen. Er komme in einer dringlichen Sache, die Herrn von Berryer persönlich angehe. Da fragte ihn der Lakai nach Stand und Namen und hieß ihn warten.

Ob dieser Lakai nun seinen Herrn von dem Begehren des Fremden wirklich benachrichtigt oder ob er dem Kaufmann nur eine kleine Komoedie vorgespielt hat: er kam nach einigen Minuten zurück mit dem Bescheid: Der Herr Polizeilieutenant lasse Herrn Larousse bitten, ihm, wenn es möglich sei, um elf Uhr die Ehre zu geben. Larousse begab sich nun in das benachbarte Café Procope, dessen literarische und sonstige Stammgäste zu dieser Stunde noch schliefen. Dort ließ er sich eine Chokolade und dazu Tinte und Feder geben und verfaßte mit großer Sorgfalt einen Brief an Herrn von Berryer, da ihm schwante, daß er auch um elf Uhr nicht vorgelassen werden könnte. „Euer Gnaden, der König ist in Gefahr", so begann der Brief und erzählte darauf Wort für Wort das erlauschte Gespräch.

Herr Larousse hatte richtig geahnt; als er wenige Minuten nach Elf im Vorzimmer Seiner Gnaden erschien, hieß es, der Statthalter des Königs sei augenblicklich von wichtigen Geschäften in Anspruch genommen; den Brief des Kaufmannes aber wollte der Lakai gern abgeben. Umsonst wartete Herr Larousse danach, zur näheren Auskunft vorgerufen zu werden. Eine Stunde verging, es vergingen zwei, es vergingen drei Stunden, worauf man dem Kaufmann bedeutete, Herr von Berryer sei plötzlich in einer dringlichen Angelegenheit ausgefahren und heute nicht mehr zu sprechen. Ob Seine Gnaden den Brief gelesen hätten, wußte der Lakai nicht zu sagen; der Kaufmann aber zweifelte nicht daran, denn sicher bestand zwischen der Lecture des Briefes und der plötzlichen Ausfahrt des allgewaltigen Polizeilieutenants ein kausaler Zusammenhang. Dabei beruhigte sich Herr Larousse, und da etwas vor fünf die lyoner Post abging, wofür er sich bereits am Vorabend einen Platz gekauft hatte, nahm er in aller Eile einen Fiaker und fuhr (sein Felleisen hatte er in der Frühe schon hin befördert) nach der Posthalterei von Saint-Severin nah beim Justizpalast, wo er gerade ankam, als der Postillon das

Google

letzte Signal zur Abfahrt blies, während in der Kutsche die Reisenden in dicken Mänteln sich zurechtrückten und der Stallbursche mit krummen Knien im Schnee stand und heftig die Arme übereinanderschlug, um sich gegen die Kälte zu wehren.

In der Vorstadt von Saint-Antoine schlug die Uhr das erste Viertel nach Fünf, als der wackelige Postkarren, an der Bastille vorbei, über den knirschenden Schnee rollte, dem Thor von Vincennes zu. Trotz der beißenden Kälte ließ es sich der junge Postillon nicht nehmen, das finstere Staatsgefängniß drüben, das bei der hereinbrechenden Nacht sich nur unbestimmt vom schwarzen Himmel abhob, auf seinem Horn mit einer lustigen Weise, wie er immer pflegte, neckisch zu begrüßen, während im Innern der Kutsche Herr Larousse, gehoben von dem stolzen Gefühl, den König gerettet und dem Vaterland still und bescheiden einen außerordentlichen Dienst erwiesen zu haben, sich aufs Neue dem beglückenden Vorgenuß eines zärtlichen Wiedersehens hingab. In der selben Viertelstunde geschah draußen in Versailles die That, die trotz aller Verstimmung gegen den König so entsetzlich schien, daß zuerst Niemand daran glauben wollte.

Der König, der zu dieser Zeit das Trianon bewohnte, war um vier Uhr nachmittags nach dem Schloß gefahren, um seinen Töchtern (Mesdames de France), deren eine etwas kränkelte, einen Besuch abzustatten, wie er fast täglich zu thun pflegte. Genau ein Viertel nach Fünf verabschiedete er sich von den Prinzessinnen, Er nahm beim Herabsteigen die kleine Treppe, da er fast ohne Gefolge war. Zwei Fackeln wurden ihm vorgetragen. Als er, unten angelangt, schon den Fuß erhoben hatte, um in den Wagen zu steigen, sah sich der nächststehende Oberst der Leibwache plötzlich mit einem Ruck auf die Seite geschoben und der König fühlte Etwas wie einen Faustschlag auf der linken Brust. Er fuhr nach der Stelle und griff in Blut. „Ich bin ermordet", rief er, „haltet den Thäter!" Der war schon ergriffen; ein großer, starker Mann in schwarzem Anzug mit einer Beutelperücke auf dem Kopf.

Dies war der Vorgang bei dem bekannten Attentat des Hausknechts Damiens auf Ludwig den Fünfzehnten; und wenn man auch heute weiß, daß der König dabei nur ganz leicht verwundet wurde, so war doch zunächst Alles zu befürchten und der Schrecken und die Verwirrung ungeheuer.

Die erste amtliche Nachricht, die nach Paris abging, war an Herrn von Berryer gerichtet. Der reitende Courier fand den hohen Polizeibeamten bei der Baronin von Breteuil, seiner anerkannten Geliebten, wo er in großer Gesellschaft bei Tisch saß. Gerade wurde der sechste Gang, ein getrüffelter Pfau, aufgetragen, als sich die Staffette meldete. Man kann sich den Schrecken der illustren Gesellschaft denken. In eiliger Hast verabschiedete sich der Königslieutenant, um seines Amtes zu walten. Das heißt: um im weitesten Umfang und mit äußerster Strenge alle die Maßregeln zu treffen, die eine hohe Polizei mit Sicherheit immer anzuordnen pflegt, wenn ein Unglück geschehen ist. Herr von Berryer war um so verwirrter, als der Brief, im Namen des Königs geschrieben, einen Zusatz enthielt, der sich wie eine erste Andeutung höchster Ungnade ausnahm. „Auf daß es Euch nicht etwa einfallen mag", hieß es da, „zu uns nach Versailles zu kommen, verbieten wir Euch ausdrücklich, unsere Stadt Paris für die nächste Zeit auch nur auf einen Augenblick zu verlassen." Das war mehr als genug, um den Königslieutenant in höchsten Alarm zu versetzen. Während nun sein schwergebauter

Google

Wagen über das holprige Pflaster in heftigen Schwankungen dahinfuhr und seine Seele in tausend Aengsten und Befürchtungen schwebte, fiel ihm plötzlich der Brief des fremden Kaufmanns ein, den er am Vormittag zu sich gesteckt, aber zu lesen vergessen hatte. Er zog das Schreiben hervor und überflog es. Und so erschrak er, daß die zitternde Hand das Blatt zu Boden fallen ließ. „Ich bin ein verlorener Mann", rief er aus. „Der Mensch wird plaudern; ich bin unrettbar verloren." Ein paar Sekunden saß er wie erstarrt. Dann kam ihm ein rettender Gedanke; er klopfte heftig an den Wagenschlag. Der Wagen hielt und schon war auch der Jäger vom Bock gesprungen und stand, des Befehles gewärtig, den Federhut in der Hand, vor dem Schlag. „Kaserne Saint-Eustache, eilig!" befahl Seine Gnaden; und der Wagen setzte sich wieder in Trab.

Die lyoner Postkutsche hatte in dem Städtchen Pansou zum vierten Mal die Pferde gewechselt und wollte eben mit ihren drei Insassen sich langsam wieder in Bewegung setzen, als plötzlich ein Trupp galopirender Reiter die Straße herunter gegen sie heransprengte. Im Nu war der Wagen von den berittenen Gardisten umstellt. „Der Kaufmann Larousse aus Lyon!" rief der Gefreite. Ein eigenthümlicher Glücksschauder durchrann in diesem Augenblick die Seele des lyoner Kaufmannes, der aus seinen Gedanken an die zu Haus harrende junge Frau und an die schönen Kinder wie aus einem lieblichen Traum emporfuhr. Aber nur, um in einen noch zauberhafteren einzutreten. Wie eine blendende Phantasmagorie tauchte es ihm vor den Augen auf. Kristallene Kronleuchter mit Tausenden von Kerzen flammten und vervielfältigten sich in Spiegeln bis ins Unabsehbare, auf goldgestickten Westen blitzten diamantene Sterne, nackte Frauenschultern leuchteten über Sträußen von Blumen, seidene Kleidfalten knisterten, Atlasschleppen rauschten; plötzlich ein allgemeines Knixen und Verbeugen: Der König! Denn der gute Kaufmann dachte, daß die Boten des Königs ihn einholten und daß ihm eine großartige Belohnung bevorstehe. Aber nur ein Wimperzucken lang stand ihm die beglückende Fata Morgana vor dem Blick. Denn schon fühlte er sich einen Knebel in den Mund gestoßen und eiserne Schließen an die Gelenke gelegt. Wie in einem Räuberroman wars. Kein Wort wurde laut, und ehe Herr Larousse sichs versah, saß er im Pferdesattel eng zwischen zwei Dragonern, die mit ihren Armen unter die seinen faßten. Und fort gings in gestrecktem Galop auf der winterlichen Landstraße, zwischen verschneiten Hügeln mit den Flecken dunkler Gehölze, vorüber an Gehöften, wo die Hunde ängstlich knurrten, über Brücken und durch verschlafene Dörfer, in gestrecktem Galop immer fort. Der arme Kaufmann verfiel zuletzt in eine todähnliche Betäubung, aus der er erst . . . im Grabe wieder erwachte. Denn ganz an eine Gruft erinnerte das Gelaß, in dem er, ahnunglos, wie lange seine geistige Lähmung gedauert hatte, zur Besinnung kam. Nackte Mauern, zwei plumpe, mit Ketten befestigte Stühle, ein rohgezimmerter Tisch und eine hölzerne Lagerstatt: Das waren die Gegenstände, die er in dem schwachen Licht erkannte, das durch eine schmale Luke aus der Höhe herab spärlich in den trostlosen Raum hereinsickerte. Er mußte sich besinnen, was mit ihm vorgegangen war. Aber umsonst suchte er nach einer Erklärung der furchtbaren und räthselhaften Ereignisse. Sein Kopf war düster wie die Gruft, die ihn umschloß. So versank er in ein rathloses, dumpfes Brüten. Und Stunden mochten so hingehen. Stunden oder Ewigkeiten: er hätte es nicht zu sagen gewußt. Ein Geräusch ermunterte ihn.

Google

Er hörte Schlüssel drehen und Riegel sich verschieben und eine schwere Thür in ihren Angeln knarren. Dreimal wiederholte sich Das. Denn drei schwere Thüren führten in seinen unterirdischen Kerker. Nach Oeffnung der letzten Thür wurde wirklich ein lebendiger Mensch sichtbar. Er trug am Gürtel ein Gehäng mit gewaltigen Schlüsseln. Ein Gehilfe, der ihm auf dem Fuß folgte, setzte ein Brett mit einem vollständigen Mittagsmahl auf den Tisch.

Von dem Schließer erfuhr der Kaufmann, daß er in der Bastille sei.

So hatte Herr von Berryer die ihm drohende Gefahr beseitigt. Auch in anderer Richtung wußte er der Ungnade des Hofes energisch vorzubeugen. Seine strengen Maßnahmen in der nächsten Zeit nach dem Attentat des Damiens fanden ganz die Billigung des Königs, der seinem Polizeichef dafür so dankbar war, daß er ihn bereits ein Jahr darauf, obwohl Herr von Berryer in seinem Leben noch nie ein Schiff gesehen hatte, zum Minister der Marine ernannte, wie in jedem Kompendium der französischen Geschichte zu lesen ist. Herr Larousse aber war in der Bastille und blieb darin. Erst der berühmte vierzehnte Juli 1789 gab ihm die Freiheit; gab ihm aber weder seinen Verstand wieder, den er verloren hatte, noch sein geliebtes Weib und seine schönen Kinder, auf die sich sein braves Herz so unsäglich freute, als er vor zweiunddreißig Jahren, am Vorabend der Heiligen Drei Könige, an der Bastille vorüber durch das Thor von Vincennes in die frühe Winternacht hinausgefahren war, nicht nur vom Vorgefühl des Ersehnten, sondern auch von dem Gedanken beglückt, den König gerettet und dem Vaterland still und bescheiden einen außerordentlichen Dienst erwiesen zu haben.

München. Benno Rüttenauer.

Paragraph 252.

Ist die Aktie wirklich, wie man so gern sagt, ein Mittel zur Demokratisirung? Mir scheint: auch im Aktienreich herrscht der Wille Einzelner. Mit den Begriffen Majorität und Minorität wird jonglirt; aber nicht auf Geheiß der Masse, die dahinter steht, sondern nach dem Belieben der wenigen Starken, die das Geschick der Aktiengesellschaft lenken. Und dieser Individualwille ist so kräftig, daß er aller Anstengungen, ihn zu bändigen, spottet. Die Literatur über den Fall Hibernia füllt ganze Bände. Jahre lang wurde argumentirt, dekretirt, haranguirt, lamentirt: nur nicht reformirt. In den Niederungen des Aktienrechtes wallen dicke Nebel, die kein Sonnenstrahl durchdringt. Und die laute Stimme starker Rufer verklingt im Dunst. Die „Hibernia" hat Schule gemacht. Noch ists kein Jahr her, seit die Richter in Leipzig das letzte Wort sprachen: und schon haben wir neue „Fälle" zu verzeichnen. Wider alle Logik wäre es, der Minderheit den Sieg über die Mehrheit zu verbürgen. Das Reichsgericht hat einmal gesagt, daß die „in Angelegenheiten der

Go gle

Gesellschaft mit der erforderlichen Stimmenzahl gefaßten Beschlüsse der Mehrheit für die Minderheit auch dann maßgebend sind, wenn sie ihr als verkehrt, wirthschaftlich nachtheilig und die Bestrebungen der Minderheit schädigend erscheinen". Das sei eine unabwendbare Folge des im Gesetz anerkannten Grundsatzes, daß die Mehrheit des Aktienbesitzes über die Verwaltung der Gesellschaft und darüber entscheidet, was im Interesse der Gesellschaft und ihrer Aktionäre zu thun und zu lassen ist; mit dieser Thatsache müsse sich Jeder abgefunden haben, der Aktien erwirbt. Die Majorität hat zu entscheiden; aber es giebt Ausnahmen, die der Minderheit einigen Trost gewähren. Paragraph 252 des Handelsgesetzbuches erlaubt, einer von mehreren Aktiengattungen ein höheres Stimmrecht zu geben als der oder den anderen. Neben Stammaktien sind also Vorzugsaktien mit doppeltem Stimmrecht möglich. Der Besitz jeder Vorzugsaktie verleiht zwei Stimmen. Sind 4 Millionen Stammaktien und 3 Millionen Prioritätaktien mit doppeltem Stimmrecht vorhanden, so können die 4 durch die 3 Millionen „majorisirt" werden. Zweck der Bestimmung ist, einer besonders wichtigen Aktionärgruppe auch ohne Zwang zur Verwässerung des Kapitals die Uebermacht zu verleihen. Der Gesetzgeber hat, um die Bewegungfreiheit nicht allzu sehr zu hemmen, einzelne Maschen seines Gewebes gelockert; dicht und eng genug bleibt es freilich noch immer. Paragraph 252 sagt im dritten Absatz auch noch, wer an den Beschlüssen der Generalversammlung ein besonderes Interesse habe, dürfe nicht mitstimmen. Das gilt für die Direktion und den Aufsichtrath bei der Ertheilung der Decharge und für jeden Aktionär, der mit der Gesellschaft ein Rechtsgeschäft machen will. Davon war im Fall Hibernia oft genug die Rede. Jetzt haben wir einen Fall, der ein noch klareres Bild als der westfälische bietet.

Die kieler Werft Howaldtwerke hat ein Stammkapital von 5 Millionen. Nun hat die Generalversammlung beschlossen, das Kapital um 3 Millionen Mark fünfprozentiger Vorzugsaktien mit doppeltem Stimmrecht zu erhöhen. Das ist erlaubt. Auch gegen die Ausschließung des Bezugsrechtes der Stammaktionäre läßt sich, nach den geltenden gesetzlichen Bestimmungen, nichts machen. Siehe Hibernia. Die neuen Vorzugsaktien sind von zwei Gesellschaften übernommen worden, die besondere Gründe zur finanziellen Unterstützung der Howaldtwerke haben. Alle großen Werften, die Kriegsschiffe bauen, haben sich irgendeinen Turbinentyp gesichert. Die Howaldtwerke hatten sich noch nicht für ein bestimmtes System entschieden; jetzt haben sie mit der Turbinia-Aktiengesellschaft und deren Mutterfirma Brown, Boweri & Co. vereinbart, daß diese Gesellschaften die 3 Millionen Mark Vorzugsaktien übernehmen. Umsonst ist der Tod. Brown-Boweri gewähren den Howaldtwerken finanzielle Hilfe und die Werft wird Abnehmerin der Parsons-Turbine. Gegen dieses taktische Manöver läßt sich nicht viel sagen. Die für die Uebernahme der Aktien geforderte Prämie von 500 000 Mark fünfprozentiger Genußscheine ist allerdings ein Bischen auffällig und läßt den Glauben an Uneigennützigkeit nicht aufkommen. Aber wer denkt in der Welt großer Geschäfte denn je an sentimentale Erwägungen? Die neuen Besitzer der Howaldt-Vorzugsaktien haben sich nicht gescheut, ihre auf die Erlangung eines Lieferungmonopols gerichtete Absicht mit kühner Offenheit Aller Blicken zu enthüllen. Mir scheint nun, daß hier ein Schulfall für die Anwendung des Paragraphen 252 (Absatz 3) vorliegt. Turbinia und Brown-Boweri sind Lieferanten der Howaldtwerke; ihre höchsteigenen Interessen sind mit denen der Gesellschaft verknüpft; deshalb übernehmen sie die Vorzugsaktien mit

Google

doppeltem Stimmrecht; deshalb sind in den Aufsichtrath der Howaldtwerke Herren aus der Verwaltung der beiden Turbinenfirmen gewählt worden. In den Händen der Vorzugsaktionäre, die nur drei Fünftel des Stammaktienkapitals repräsentiren, liegt künftig das Schicksal der Gesellschaft. Die freien Aktionäre werden durch „Interessenten" (ich muß das dumme Wort hier einmal anwenden) an die Wand gedrückt. Und diesmal geschieht es nicht im Geist, sondern wider den Geist des Gesetzes. Vielleicht ist den Urhebern des bedenklichen Beschlusses doch bang geworden; wenigstens erzählte man von Verhandlungen, die auch die Stammaktionäre an der Uebernahme der Vorzugsaktien betheiligen sollten. Kommts dazu, dann ist die Hauptfrage, wie viele Stammaktionäre die Möglichkeit erhalten, Vorzugsaktien zu kaufen. Da die Turbinenbauer mit ihrer finanziellen Hilfe sich einen guten Abnehmer sichern wollen, werden sie kaum dulden, daß ihr Einfluß verringert werde. Deshalb wäre die Betheiligung der Stammaktionäre nur als ein äußerliches Zugeständniß an die Oeffentliche Meinung, nicht als ernsthafte Konzession zu betrachten.

Nach dem Gesetz dürfen die Aktien, die im Besitz der Firma Brown-Boveri und der „Turbinia" sind, in der Generalversammlung an keinem Beschluß mitwirken, bei dem es sich um ein mit ihnen zu vereinbarendes Rechtsgeschäft handelt. Nehmen wir an, eine Stammaktionärgruppe wolle in einer Generalversammlung den Erwerb eines anderen Turbinenpatents beschließen lassen. Die bisher begünstigten beiden Turbinengesellschaften sind an dem Gegenstande der Berathung wesentlich interessirt; dennoch werden sie mitstimmen und sich dabei auf den Wortlaut des Gesetzes stützen. Der Beschluß mag der Gesellschaft schaden: das Gesetz erlaubt ihn. Bei der exponirten Stellung der Turbinenfirmen im Fall Howaldt ist aber wahrscheinlich, daß irgendein Beschluß doch einmal an der Klippe des Gesetzes scheitert. Die Gesellschaft darf die Vorzugsaktien nach drei Jahren in Stammaktien umwandeln. Darüber hätten nur die Stammaktionäre abzustimmen; denn hier handelt sichs um ein „Rechtsgeschäft" mit der anderen Aktionärgruppe. Wird die sich aber ruhig verhalten? Generalversammlungbeschlüsse sind ja nicht schwer zu umgehen; man kann ziemlich lange ohne Generalversammlung auskommen. Um Bankgeld aufzunehmen oder Obligationen auszugeben, braucht man die Zustimmung der Aktionäre nicht. Und im Aktienparadies sind Schlupfwinkel genug, in denen sichs behaglich leben läßt. Das Schicksal der Howaldtwerke ruht auf dem dritten Absatz des Paragraphen 252. Daß dieses Postament nicht breit genug ist, haben Männer des Rechts schon erkannt. Einer der Parteivertreter im Hiberniaprozeß, Justizrath Felix Bondi in Dresden, empfahl vor ein paar Monaten in der Deutschen Juristen-Zeitung, bei einer Revision des Handelsgesetzbuches die Stimmenthaltungpflicht auch für solche Beschlüsse vorzuschreiben, die zwar nicht direkt die Vornahme eines Rechtsgeschäfts mit Aktionären betreffen, aber (unmittelbar oder mittelbar) ein solches Geschäft vorbereiten oder der Verwaltung das Rechtsgeschäft ermöglichen sollen. Solche Aenderung des Paragraphen ist zu wünschen; aber sie genügt nicht. Der von Bondi vorgeschlagene Zusatz würde, zum Beispiel, nicht alle bei den Howaldtwerken möglichen Situationen decken. Da handelt es sich auch jetzt ja nicht um die Vorbereitung eines Rechtsgeschäftes mit dem daran interessirten Aktionär, sondern um einen Beschluß, der nur mittelbar in die Interessensphäre des Aktionärs eingreift, für ihn aber doch ungemein wichtig ist. Auch in solchen Fällen dürfte der Interessirte nicht mitstimmen. Dabei mag man der

Google

Auslegung einen breiten Spielraum lassen. Ein brauchbares Handelsgesetzbuch kann nur aus der Erfahrung hervorwachsen; und Erfahrung ist nur da zu sammeln, wo das Gesetz nicht ängstlich von vorn herein alles unbekannte Gebiet abgesperrt hat.

Die Rechte der Mehrheit dürfen nicht wesentlich geschmälert werden. Gegen Zufallsmehrheiten kann man sich schützen. Meist ist die Abstimmung ja sorgsam vorbereitet. Die Gruppen gehen geschlossen in den Kampf und haben sich so formirt, daß die Betheiligung oder das Fehlen von Outsiders in der Generalversammlung nicht mehr viel ausmacht. Der Zufall wirkt gewöhnlich nur da mit, wo sichs nicht gelohnt hat, ihn auszuschließen. Man kann sich im weiten Bereich der Aktie gegen jede Möglichkeit sichern. Das beweist die Existenz der Herne G. m. b. H., die das feste Bollwerk gegen die Verstaatlichung der Hibernia schuf. Einen ähnlichen Schutzwall (nicht gegen den Fiskus, sondern gegen andere unerwünschte Gäste) hat jüngst die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika aufgeworfen. Sie hat ein Stammkapital von 2 Millionen Mark. Um zu verhindern, daß „fremde Einflüsse" Macht über die Gesellschaft gewinnen, ist beschlossen worden, noch für 2 Millionen Mark Antheile auszugeben, die von einem Syndikat übernommen werden. Die neuen Antheile erhalten die Eigenschaft von Vorzugsaktien mit einer sechsprozentigen Verzinsung. Einziger Zweck der Emission: Sicherung der Mehrheit. Da die Gesellschaft, wie in der Generalversammlung erklärt wurde, noch mehr als eine Million Mark an Barmitteln hat, braucht sie neues Geld nicht. Zunächst werden auch nur 25 Prozent auf die neuen Antheile eingezahlt. Das Bezugsrecht der Aktionäre wurde ausgeschlossen, den Antheilbesitzern aber gestattet, dem Uebernahmesyndikat unter gewissen Bedingungen beizutreten. Das Konsortium hat also das Recht, Leuten, die ihm nicht genehm sind, den Antrag auf Betheiligung an dem Syndikat der neuen Antheile abzulehnen. Die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika will sich gegen das Eindringen englischen Einflusses in ihren Bereich schützen. Ein Theil der alten Aktien ist schon in Britenhänden; drum muß rasch dafür gesorgt werden, daß die Deutschen die Mehrheit behalten. Mit einigem Recht darf man sagen, daß auch hier einer Aktionärgruppe von der anderen Gewalt angethan wird. Die nur mit 25 Prozent eingezahlten Vorzugsantheile haben das selbe Stimmrecht wie die vollgezahlten Stammaktien. Das ist auf dem Boden des Gesetzes möglich. Kolonialgesellschaften müssen freilich nationale Politik treiben; zweifelhaft ist nur, ob den Leuten, die ihr Geld in solche Unternehmungen gesteckt haben, „Majoritätbindungen" der angedeuteten Art nützen. Die Großaktionäre, die dem Konsortium für die Uebernahme der neuen Antheile angehören, haben Gelegenheit, ihren Stammbesitz vortheilhaft zu verkaufen. Die Antheile der Deutschen Kolonialgesellschaft sind, im Verlauf eines Jahres, um etwa 300 Prozent gestiegen. Gegen die heute zu ungefähr 500 notirten alten Antheile kann man die neuen Vorzugsaktien eintauschen, die zu 100 (oder etwas höher) begeben werden sollen. Das ist kein schlechtes Geschäft; und die Gefahr einer Schädigung der deutschen Majorität ist durch die 2 Millionen Mark neuer Aktien beseitigt. Das Gefühl, der hohe Preis der Stammaktien könne zu einem Extrageschäftchen ausgenutzt werden, ist nicht gerade angenehm. Wer sich aber nicht blenden läßt, weiß längst, daß auch im „demokratischen" Aktienstaat der Wille des Einzelnen herrscht, der die Kraft hat, ihn durchzusetzen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 6. März 1909.

Disputation.

Ueberall waren Solche, die den Greis gebeten hatten, für seinen achtzigsten Geburtstag ihnen etwas Geschriebenes zu liefern. Kurz oder lang: wenn an diesem Weltfeiertag Etwas von ihm in der Zeitung steht, sind sie zufrieden. Denn ihre Berufspflicht ist, zu zeigen, daß sie Beziehungen haben und ihr Wink den Berühmtesten zum Reden bringt. Lew Nikolajewitsch sitzt und sucht. Einem könnte er, Zweien vielleicht Neues sagen; die Schaar muß sich mit der Wiederholung des Alten begnügen, das in Hirn und Herz ja noch nicht Wurzel schlug. Drum sitzt er und sucht seines Lebens Motti. Sätze, die lehren, wie er in seinem Werk des Lebens Sinn und die Bestimmung der Menschheit zu erdeuten getrachtet hat. „Fünfunddreißig Jahre lang habe ich als Nihilist gelebt. Nicht (nach dem entstellten Sinn, den der Sprachgebrauch dem Wort Nihilist gegeben hat) als Sozialist und Revolutionär; nein: als Einer, in dem nichts ist, nicht ein Fünkchen Glaubens. Den Glauben verlor ich früh und lebte dann, wie die Meisten, in den Eitelkeiten unserer Welt. Ich schrieb Bücher und wollte, wie die Anderen, lehren, was ich nicht wußte. Doch mit unerbittlicher Wuth verfolgte mich die Sphinx und rief mir zu: ‚Löse meine Räthsel oder ich verschlinge Dich!' Die von den Menschen gerühmte Wissenschaft erklärte mir nichts. Auf die immer wiederholte, mir allein wichtige Frage nach dem Zweck des Lebens antwortete die Wissenschaft mit der Lehre ganz anderer Dinge, die mich nicht bekümmern. Wer auf diese ‚wissenschaftliche' Lehre horcht, mußte in den Säkularchor der Weisen, der Salomo, Sokrates, Sakya-Muni, Schopenhauer, einstimmen und, wie die großen Vorgänger, das Leben ein sinnloses Uebel nennen. Ich wollte mich töten. Endlich

Google

erleuchtete mich der Gedanke, die ungeheure Mehrheit der Menschen leben zu sehen. Alle, die sich nicht, wie wir den ‚höheren Klassen' Angehörige, fruchtloser Hirnspekulation hingeben, sondern arbeiten, leiden und dennoch ruhig und ihres Lebenszweckes sicher sind. Ich begriff, daß man wie diese Menge leben, in die Einfalt ihres Glaubens zurückkehren müsse. Aber mein Verstand konnte sich der befleckten Lehre nicht anpassen, die den im Geist Armen von der Kirche gespendet wird. So beschloß ich denn, den Lehrstoff genau zu durchforschen, auf daß ich erkenne, was daran echt, was vom Aberglauben gesponnen sei. Die Kirche bietet uns Nahrung, die nicht nährt; bei der schon das Neugeborene nicht gedeihen kann. Statt des Geistes der Evangelien giebt sie uns Riten, statt des Glaubens inhaltlose Formeln. Ihr Katechismus erlaubt, zu richten, zu töten sogar, wenns nur im Dienst des Staates geschieht; erlaubt, eines Anderen Gut zu nehmen und dem Uebel zu widerstreben. Seit Konstantins Zeit verfällt die Kirche; hört sie nicht mehr auf Gottes Stimme, sondern auf den Ruf des Jahrhunderts. Heute ist sie heidnisch geworden. Wer hat Euch gerathen und gestattet, ums Dasein zu kämpfen? Euer Dasein den Anderen zu widmen, hat Euch Jesus befohlen. Widerstrebet nicht dem Uebel. Richtet nicht. Tötet nicht. Das steht geschrieben. Ihr aber habt Gerichtshöfe, Heere, Gefängnisse und wendet, als Einzelne und als Gemeinschaft, täglich Gewalt an. Weil Ihr müßt? So lange die irdische Macht der göttlichen Wahrheit so fern ist, dürfen ihre Befehle und Verbote für Euch nicht gelten. Wie aber denkt und handelt Ihr? Einst schritt ich in Moskau durch das Borowitzkijthor. Unter der Wölbung saß ein zerlumpter alter Bettler mit verbundenem Kopf. Ich griff nach meiner Börse, um ihm ein paar Kopeken zu geben. Da sah ich vom Kremlin her einen Grenadier auf uns zulaufen; einen kräftigen jungen Mann, dem in der Uniform wohl zu sein schien. Als er den Soldaten sah, erschrak der Bettler, stand auf und floh hinkend in den Alexandergarten am Fuß des Hügels. Er hatte vergessen, daß man unter dem Thor nicht sitzen darf. Der Grenadier lief ihm nach und schimpfte laut. Ich wartete, bis er dicht vor mir war, und fragte dann, ob er lesen könne. ‚Natürlich; warum denn?' Hast Du das Evangelium gelesen? ‚Ja.' Auch die Stelle, die empfiehlt, den Hungernden zu speisen? Ich sprach ihm die Worte vor. Er kannte sie, hörte aber aufmerksam zu und ich fühlte, daß er unruhig wurde. Zwei Männer blieben bei uns stehen und horchten. Dem Grenadier war nicht gut zu Muth. Er hatte gethan, was die Dienstpflicht befahl, und doch schlecht gehandelt. Dieser Widerspruch quälte ihn. Er war unsicher und suchte eine Antwort. Plötzlich leuchtete sein kluges Auge auf; er sah mich scharf an und fragte: ‚Hast Du die

Google

Armeedienstvorschrift gelesen?' Ich mußte gestehen, daß sie mir unbekannt sei. ‚Na, dann halte den Mund!' rief der Grenadier; hob mit Siegermiene das Haupt und marschirte bedächtigen Schrittes weiter. So tappt die Menschheit heute in die Irre. Was ich empfinde und sehe: Alles bestätigt mir, daß ich den richtigen Sinn der christlichen Lehre gefunden habe. Nur konnte ich mich lange nicht in den seltsamen Gedanken eingewöhnen, daß nach neunzehnhundert Jahren, in deren Verlauf Milliarden die Lehre des Heilands bekannt und Tausende ihr Leben der Glaubensforschung gewidmet haben, mir beschieden sein sollte, das Sittengesetz des Christus wie ein Neues zu finden. So aber ists geschehen; wie seltsam mirs auch scheinen mochte." Das wieder zu lesen, wird ihnen frommen. Noch Einiges. „Alles Uebel kommt von der dummen, der schurkisch gemeinen Vernunft. So lange ich nicht weiß, was ich bin und wofür ich hier bin, ist das Leben unerträglich. In der Unendlichkeit der Materie, der Zeit und des Raumes entsteht eine organische Zelle, lebt eine Minute und stirbt dann wieder. Diese Zelle bin ich. Das also ist das letzte, das einzige Ergebniß der Gedankenarbeit, die sich Jahrhunderte lang mit diesem Thema beschäftigt hat? Nein. Nicht für sich soll man leben, sondern für Gott. Sonst lebt man eben wie ein Hund. Karatajews Hündchen ist selig, als es ringsum Fleischstücke wittert; Fleisch von Thieren aller Art, auch von Menschen, in verschiedenen Graden der Zersetzung. Die Soldaten ließen die Wölfe nicht heran: und so konnte das Hündchen sich nach Belieben vollstopfen. Sieht unser Glück, unseres Lebens Ziel nicht anders aus? Wenn ich mich des Geisteszustandes erinnere, in dem ich meine Jugend verlebte, begreife ich die schlimmsten Verbrechen; auch solche, die ohne Zweck, ohne die Sucht, Schaden zu stiften, nur aus Neugier und unbewußtem Thatendrang ausgeführt wurden. Manche Minute zeigt uns die Zukunft in so düsteren Farben, daß der Blick sie flieht und der Geist sich selbst zu überreden sucht, er habe weder Zukunft noch Vergangenheit. In solchen Minuten, wenn der Gedanke nicht mehr jede Willensregung kontrolirt und nur die Instinkte des Körpers noch walten, begreife ich, warum das unerfahrene Kind, ohne Zögern, ohne Furcht, mit einem neugierigen Lächeln auf den Lippen, das eigene Haus ansteckt, in dem Eltern und Geschwister schlafen, das alle von ihm zärtlich Geliebten herbergt. Ich will die Kinder des Volkes denken und schreiben lehren. Müßte nicht ich in ihrer Schule denken und schreiben lernen? Die Entwickelung des Menschen bringt ihn dem Ideal der Harmonie, das er als Bild in sich trägt, nicht so nah, daß ers Wirklichkeit werden fühlt; sie hindert eher die Verwirklichung dieses Ideals. Ein gesunder Säugling verkörpert das Ideal der Wahrheit, der Schönheit und Güte; dieses Kind

Google

ist den nicht denkenden Geschöpfen, dem Thier, der Pflanze, dem ganzen Naturbereich nah und jeder Lebenstag entfernt es nur davon. Wir suchen unser Ideal vor uns: und ahnen, blinde Thoren, nicht, daß es längst weit hinter uns liegt." Das muß den Menschen gesagt werden. Auch heute. Immer wieder. Nichts Anderes. Keine Städte, keine Massenansammlung, keine Fabriken mehr. Auf dem Land bleiben; da mag Jeder mit seiner Hände Arbeit das dem Bedürfniß Unentbehrliche schaffen. Das Unentbehrliche: nicht dummer Einbildung nöthig Scheinendes. Seinem Bedürfniß: nicht dem Anderer. Weh Einem, der Andere für sich arbeiten läßt! Mit sich soll Jeder sich beschäftigen; in sein Innerstes schauen und das Licht suchen, aus dem Göttliches zu ihm spricht. Mit dem Anderen soll er nur leiden und ihm willig geben, was er entbehren kann. Geben, ohne sich zu brüsten und Belohnung zu heischen. Als mein Herz sich noch freute, weil man mich einem Armen drei Rubel geben sah, war ich noch weit vom Heil. Almosen thuns nicht; was wir brauchen, ist Theilung des Besitzes. Müßiggang und Luxus, Lohnsklaverei und Schuldknechtschaft sind aller Laster Anfang. Widerstrebet nicht dem Uebel; richtet nicht; tötet nicht; hütet die Zunge, daß sie nicht gegen den Stachel lecke. Wir sind winzige Theilchen der Weltseele und haben nur für unsere Reinheit zu sorgen. Wozu brauchen wir eine Obrigkeit, Waffen, Heere, Gerichte, Urtheilssprüche, Gefängnisse, wozu gar Kriege? Das Alles hat Gott nicht gewollt. Auch nicht, daß wir die Lügen einer sich spreizenden Wissenschaft für wahr nehmen und der Niedertracht der Vernunft glauben, die allen Zweifel und Hochmuth, alles Unheil auf die Erde gebracht und nichts Nützliches gewirkt hat. Sondern, daß wir Christen seien, brüderlich im Licht neben einander wandeln und dem Nächsten, dem Fernsten, dem Bösen sogar keinen Grund zu Groll und Angriff geben.

„Und mit dem Bekenntniß solcher Auffassung des Lebenszweckes sind Sie der Held zweier Erdtheile, ihr verehrter, beinahe angebeteter Liebling geworden und bis heute noch, Jahrzehnte lang, geblieben? Seltsam."

Lew Nikolajewitsch hebt das Mushikhaupt mit den großen, unter mächtige Stirnknochen gebetteten, matt glänzenden Greisenaugen. Hat er wieder laut gedacht? Schlich der Kömmling auf leisen Zehen in die Kammer? Da steht er. Alt, doch sehnig; zerfurcht und ernst. Greift ungebeten schon nach einem Strohstuhl. Fragen, wie er hineinkam? Dem Weisen ziemt nicht, um so Kleines sich zu kümmern. Auch klänge es, als wolle der Angesprochene ausweichen. „Seltsam? Daß die Menschen Einen nicht hassen, der sich müht, sie die Liebe zu lehren? Daß es noch Christen giebt, die der Irrsinn modernen Daseins nicht für den wahren Lebenszweck geblendet hat und deren Seele sich

Google

freut, wenn ein Menschenbruder, um den Brüdern in Demuth zu dienen, ihnen die Richtung weist, in der sie wieder ein friedliches Glück finden könnten?"

„Seltsam: so dünkt michs. Denn bisher haben die Menschen solche Wegweiser, Warner, Propheten, Bußprediger nicht gerade freundlich behandelt. Manchen gesteinigt, ans Kreuz genagelt oder, statt auf den Thron, auf den Scheiterhaufen gesetzt. Und Christen sind sie nun doch bald zweitausend Jahre lang. Bleibt also die Frage, ob sie seit der Zeit Savonarolas edler geworden sind oder ob sie heute die Männer, die zur Läuterung rufen, nicht mehr gefährlich finden, die Mahnung zu höherer Sittlichkeit nicht mehr so recht ernst nehmen; andächtig scheinen, doch ihren Weg, den getadelten, weiter gehen."

„Zweierlei Menschenart giebts; heute wie einst. Solche, die thierisch leben und des Fleisches Begierden nicht zügeln, und Solche, die im Licht wandeln wollen. Eine Zunahme an Edelsinn und Güte sehe ich nicht; eher einen Machtzuwachs der gottfeindlichen Thierheit. Sie aber reden, als werde mir nur Dank und Liebe entgegengetragen und als hätten sich nicht alle irdischen Gewalten vereint, den Lichtbringer zu ächten und ihm die Hand zu knebeln."

„Ist es so arg? Von Savonarola sagte Alexander der Sechste: ‚Dieser Mensch müßte sterben, auch wenn in ihm ein neuer Johannes, ein zweiter Täufer getötet würde.' Alexander der Dritte aber sprach, als er gebeten worden war, Sie der Rache des Heiligen Synod auszuliefern, das beinahe weltlich kluge Wort: ‚Dieser Mensch ist ein Apostel; ich will keinen Märtyrer aus ihm machen.' Und Ihre Gemeinde, die dem Land Kinder, Wehrdienst, Steuer weigert, ist an sich doch nicht unschädlicher als der Haufe der Piangioni, der Jammerthalleute, die hinter dem bologneser Dominikaner dreinheulten. Dem Haus Holstein-Gottorp ists ja noch nicht so schlecht gegangen wie damals den Medici. Das verdankt es aber nicht Ihnen. Savonarola wollte die Herrschaft frommer Bürger, die alles Schöne, alles den Sinnen Labung Bietende wie giftiges Unkraut ausjäten sollten. Immerhin: Herrschaft; also Ordnung und Unterordnung. Sie? Regirung, Kirche, Heer, Gerichtsbarkeit, Steuerpflicht, Volksvermehrung: alles dem Staat Unentbehrliche bekämpfen Sie. Den Staat selbst als das schlimmste aller Uebel. Sie wollen keine Herrschaft irgendwelcher Art; keinen Zwang, keine Abhängigkeit, Zucht, Wehrmöglichkeit. Den Kaiser und seine Beamten, die Kirche und ihre Priester, den Grund- und Fabrikherrn, alle Mächtigen und Reichen treffen Sie mit dem härtesten Rügewort; möchten die staatliche Gemeinschaft auflösen, das Eigenthum abschaffen, dem Lande die Schlagkraft nehmen und deren wichtigstes Werkzeug, die Menschenzahl, verkleinern. Und man krümmt auf Ihrem Haupt kein Haar. Exkommunizirt

Google

sind Sie freilich, wie der Reformator von Florenz. Aber hats Ihnen geschadet? Waren Sie nicht längst vorher aus der Gemeinschaft geschieden, die Sie nun ausstieß? Hat der Bannstrahl Anderes gewirkt als eine weithin lodernde Beleuchtung Ihrer unangreifbaren Größe? Unangreifbar sind Sie, weil der Ruhm des Dichters, des genialen Schöpferintellekts Sie heiligt. Nur in diesem Land wunderlichster Widersprüche; nur hier konnten Sie ungefährdet Ihr letztes, schroffstes Wort sprechen. Nicht in der freisten Republik. Achtzig Jahre alt und kein Tag davon hinter Mauern und Eisenstäben verlebt! Als der Feind Ihre aus hundert Wunden blutende Heimath bedrängte und sie der Vertrauensreste bedurfte wie ein Ackersmann nährenden Brotes, spie Ihr Zorn der Verschmachtenden Geifer ins Antlitz; wollten Sie die Mutter wehrlos machen. Und diese Mutter liebt Sie, blickt stolz auf Sie, als auf ihren besten Sohn. Und wie für ein Volksfest bereitet die Heimath sich für Ihren achtzigsten Geburtstag. Ins Martyrologium paßt solcher Lebenslauf doch wohl nicht."

Zwei Blicke kreuzen sich. Als träfe Eiswasser glühenden Stahl: so knisterts. Sahet Ihr im Altmännerhaus unter dem Schädelschnee einen Funken auflohen und zischend wieder verglimmen?

„Jesus Christus sei mit Ihnen auf allen Wegen! Wer Anderen die Wahrheit sagt, muß bereitet sein, sie auch selbst zu hören. Der Absicht, mir diese Wahrheit ins Gewissen zu prägen, danke ich Ihren Besuch?"

„Erzieherabsicht? Subjekt und Objekt sind dazu doch wohl schon zu lange in Umlauf. Nein: eigentlich trieb mich nur Neugier her. Nehmen Sie das Geständniß nicht übel auf! Ich hatte mich auf den Weg gemacht, um mit eigenem Auge zu prüfen, wie es in und bei Baku aussieht. In Cernij Gorod, meine ich, und in der Nachbarregion des Ewigen Feuers. Nicht viel Neues. Tankschiffe und Cisternenwagons haben sich nicht verändert und über die Ziffern konnte man mir nichts vorlügen. Aber das Land! Hält man bei Ihnen denn Kaukasien noch für russisches Gebiet? Das ists kaum mehr. Der Steuereintreiber bemüht sich vergebens und der Fremde lernt das Wesen der Anarchie kennen. Ob Ihr Zar weiß, daß er dieses Land fast schon verloren hat, geht mich nicht an; auch nicht, ob die Nobel und Rothschild, denen die Naphthaquelle fließt, ruhig schlafen können. In Apscheron kamen mir aber allerlei Müßiggängergedanken. Hier, auf dem Felsgrund der vierzig Meter langen Grube, brennt das Große Ewige Feuer, das weder raucht noch riecht und dem die Parsen einen Tempel gebaut hatten. Fromme Leute. In ihrer Art, versteht sich. Ob man die Leichen auf den Dakhmas von Geiern oder in der Erde von Würmern fressen läßt, zur Läuterung nach Priestergebot Weihwasser oder Rinderurin

Google

benutzt, ist schließlich nur eine Modefrage. Leute, die sich, trotz dem Avesta, den Gezeiten der Weltstimmung behend angepaßt haben und, während andere Orientalen noch weiterträumen, längst Eisenbahnen und Schiffe bauen, Agentur- und Bankgeschäfte machen. Wir haben mit Manchem von der Sorte zu thun gehabt. Mit dem Kohlenwasserstoffgas aber, das auf der Halbinsel Apscheron das Feuer nährt, haben sie nichts Rechtes anzufangen vermocht. Ein Tempel und ein Kloster sind schätzbare Dinge. Bringen aber nichts ein, sorgen nicht für die Düngung des Erdreiches; und von der Anbetung kann Keiner leben. Jetzt zerfällt das Kloster, und wo einst der Tempel ragte, pocht es und stampft in Fabriken; wird der unterirdisch austretende Gasstrom zur Heizung der Retorten genützt. Der Paktolos hat den Lydern nicht so leicht münzbaren Segen gebracht wie der Erdathem den Kaukasiern, seit starker Unternehmergeist sich der Wissenschaft gegattet und die für den neuen Zweck taugliche Technik gezeugt hat. Unternehmergeist, Wissenschaft, Technik: schon beim Hören der Worte schütteln Sie sich. Dachte mirs. Schön. Herrschaftlos ist das Land; Zucht und Gehorsam kaum noch zu merken. Währt es so fort, dann werden am Ende die Fabrikmauern niedergerissen und auf ihren Fundamenten wieder Tempel gebaut. Christliche oder parsische: der Unterschied ist nicht sehr gewichtig. Den Mann, der diese Rückbildung (Rebarbarisirung: sagen seine Gegner) wünscht, wollte ich sehen. Ganz nah. Deshalb, Mr. Tolstoi, bin ich hier."

„Als Feind. Als Einer, der noch an das Heil ‚moderner Entwickelung' glaubt und nicht begreift, warum die Menschen des Kaukasus das Band lösen wollen, das sie an den Gewaltstaat knüpft, und dem es Verbrechen schiene, wenn sie dem Fabrikbrodem entliefen und in die Reinheit des Naturzustandes zurückkehrten. Feinde kommen selten her. Sind aber, als Brüder, willkommen."

„Danke. Aber ein Feind bin ich nicht. Anna Karenina, Peter Bezuchow und Andreas Bolkonskij zählen mich zu ihren andächtigsten Verehrern. Den Kaukasus hat erst der Dichter der Kosakengeschichten mich lieben gelehrt. Und ich verstehe, daß der Gram über eine Vermögenseinbuße das Saitenspiel zu einer Kreutzersonate stimmt. Wer könnte sich der Zauberkraft des Poeten entziehen, der aus Worten, schlechtem, zerfaserndem Stoff, haltbare, den Witterungwechsel überdauernde Welten schafft? Auch nicht des Philosophen oder Messias Feind. Was Der sagt, ist ja (verzeihen Sie!) nicht so neu, daß es Greisenblut ins Sieden bringen müßte; von Lollharden, Wiedertäufern, frommen Kommunisten bis auf Rousseau und seine Erben ists so oft gesagt worden, daß sich das Ohr der Menschheit dran gewöhnt hat. Die Reinheit des Naturzustandes: Das war immer die Formel. Die Natur als

Google

zuverlässigste, als allein von Gott gewollte Freundin des Menschen. Ist sies denn aber wirklich? Nicht, in ihrer Größe und Herrlichkeit, auch eine Feindin, deren zähen Versuch, ihn wieder in die Thierheit zurückzuzwingen, der aufrechte Vierfüßler mit seinem ganzen Kraftaufgebot abwehren muß? Von Allem, was ihm seit Jahrhunderten unentbehrlich scheint, bietet sie ihm fast nichts. Dem Thier Alles: Bäume und Buschwerk, Höhlen und Klüfte, Kleid und Waffe, Speise und Trank. Der Mensch muß ihr alles Nöthige mühsam abringen: Werkzeug, Wehrmittel, Wohnung, Gewand, Nahrung. Er kann nicht unter einem Blätterdach leben, das in jedem Herbst welkt; Blatt, Halm, Korn, Kraut, Fleisch nicht so genießen, wie es wuchs. Welche Fülle von Phantasie, Arbeit, Talent mußte er aufwenden, um diese Erde wohnlich zu machen! Ists ein Wunder, daß ihn immer wieder der Zweifel beschlich, ob ein Gott, den er für weise und gütig halten soll, diese Erde für ihn geschaffen habe? Doch die göttliche Weisheit bestand eben darin, daß der Kampf zum Lebensprinzip gemacht wurde. Für Alles, was kreucht und fleucht, schwimmt und schreitet. Das Starke verschlingt das Schwächere, saugt seinen Saft ein und mehrt damit die Streitbarkeit, die ihm in neuen Kämpfen den Sieg sichern soll. Die göttliche Güte zeigt sich in der Sorge, das Kind des sechsten Schöpfungtages vor Erschlaffung zu wahren. Der den Hecht und den Hai, Fuchs und Wolf, Hyäne und Tiger schuf und sein All mit Raubzeug jeglicher Art bevölkerte, war kein Gott weichmüthig träger Schwachheit, dem Thränen in den Bart tropfen, wenn das Lamm unter Zahn oder Messer verblutet. Dem Menschen, dessen Bild ihm gleichen soll, gab er die Herrschaft über die Fische im Meer, über die Vögel unter dem Himmel, über Vieh und Gewürm, über die ganze Erde. So lehrt das Buch der Genesis; spricht ausdrücklich von Herrschaftrecht, das nur durch Gewaltanwendung wirksam wird, und läßt uns ahnen, daß weise Güte den Menschen zum Kampf um das von der Nothdurft Geforderte zwingt, weil er, wenn ers mühelos pflücken könnte, die Kraft nicht üben und die Leistungfähigkeit mindern würde, statt sie zu mehren. Auch im Geröll der Mythologie hat, wie Sie sehen, das Gesetz des Kampfes ums Dasein feste Wurzeln. Und göttlicher als der Gott brauchen wir nicht zu sein. Der hat die ‚Reinheit des Naturzustandes' nicht für die Dauer gewollt. Weder Gleichheit (Baum und Pflanze sind seine Zeugen) noch zwangloſe, herrschaftlose Brüderlichkeit. Der kann nicht wollen, daß die Natur, der sein Odem den Meister gab, Siegerin bleibe, der Mensch wieder kriechen lerne, als doppelzinkiges Gabelthier mit Brei und Röstfleisch in Höhlen hause, Kunst und Wissenschaft, Civilisation und Kultur schwinde und die Erde veröde. Kann es nicht wollen, weil er sein eigenes Werk sonst zum Untergang verdammen müßte. Wie sähe Ihre Welt des Lichtes denn aus? Das

Google

Jammerthal Savonarolas wäre daneben ein Ort üppig aufblühender Freuden. Und in dieser Niederung einträchtigen Gewinsels sollen nicht trübsälige Thiere gedeihen, sondern Gottmenschen, deren Haupt in den Himmel ragt?"

„Zwischen uns sind die Grundbegriffe streitig: drum wird die Verständigung über das Einfachste schwer. Für das Lob des Dichters kann ich keinen Dank sagen. Nicht nur, weil der selbe Mund solches Lob auch einem Shakespeare, einem Maupassant und anderen Schädlingen wohl schon gespendet hat. Sondern, weil ich weiß, daß es der Darstellungsgabe gilt, der Kunst des Schilderns und Gestaltens, also etwas ganz Gleichgiltigem, nicht Dem, worauf es allein ankommt: dem sittlichen Verhältniß zum Gegenstand und der sicheren Unterscheidung zwischen Gut und Bös. Einerlei. Bald sind dreißig Jahre verstrichen, seit ich der Eitelkeit des Dichterruhmes entwuchs; und schon vorher hätte mich im Tiefsten der Lobspruch gekränkt, daß ich das Leben meisterlich male, ohne je zu verrathen, was ich davon halte. Ein Maler, der eine Prozession darstellt und nicht zeigt, ob er solchen Kirchenbrauch liebt oder verabscheut! Wie Einer den Sinn des Lebens auffaßt und worin er die Bestimmung des Menschen findet: darauf allein kommt es an. Des Lebens wahren Sinn aber und alles menschlichen Regens wahre Bestimmung hat uns vor neunzehnhundert Jahren die Lehre Christi für alle Zeit erklärt und wir haben die Tafeln, in deren Erz diese Lehre geätzt ward, nur aus dem Schutt zu schaufeln. Daß ichs versuchte, mißfällt Ihnen. Daß Sie Absicht und Ziel des Versuches mit all Ihrer stolzen Vernunft nicht fassen, offenbart jedes Wort, das von Ihrer Lippe fällt. Ja: ich will eine Welt ohne Trüffeln, Gansleberpastete, Automobile, Elektrochemie, Pferderennen, Kirchen, Kriege, legitimirte oder verstohlene Hurerei. Ich will nicht den Staat noch irgendeine Zwangsanstalt, nicht Hierarchie noch Geldsklaverei. Was Jesus Christus wollte, will ich. Und Sie glauben, den Achtzigjährigen bekehren zu können?"

„Nur ein Tropf oder Geck könnte sich mit solchem Wahn mästen. Ich hoffte nicht einmal, auch nur für Sekunden die Selbstgewißheit des Propheten zu stören. Wie ließe ers zu und bliebe doch, der er sein möchte? Zu sehen, kam ich. Einen lebend Heiligen. Den am Lautesten Gepriesenen, vom hellsten Schein der Liebe Umstrahlten. Als der am Lautesten Verwünschte, vom Haß, von neidisch fahler Wuth in die tiefste Finsterniß Gestoßene."

„Wer sind Sie, der so den Zorn der Brüder auf sich zog? Einer, der die männliche Jugend seines Volkes am Strick auf die Schlachtbank schleppte? Wenn der Klang der Rede nicht trügt, ein Sohn britischer Erde ..."

„Amerikaner. John Davison Rockefeller aus Richford im Staat New York. Am achten Juli werde ich Siebenzig. Also kein genußfroher Jüngling

Google

mehr. Der war ich auch mit unverbrauchter Kraft nicht. Leider. In dem Alter, das Ihnen in Kasan die bunteste Lust des Studentenlebens gewährte, mußte ich alle Sinne an den von schärfster Konkurrenz bestrittenen Gelderwerb verwenden. Mit neunzehn Jahren hatten Sie, der Sproß eines alten Adelsgeschlechtes von ansehnlichem Besitz, Orientalia und Jurisprudenz hinter sich und lebten sorgenlos auf Ihrem Gut; war ich schon Leiter eines selbst gegründeten Geschäftes. Die Jahre, die Sie im Rock des Artilleriefähnrichs verbummelten und verschwärmten, versaß ich hinter dem Hauptbuch. Und als Sie das wüste Treiben der petersburger Hofgesellschaft und Kunstzigeuner satt hatten, schuf ich mir schon zum zweiten Mal eine Existenz Und so gings weiter. Lebensläufe von verschiedenerer Kurve sind kaum zu erdenken."

„Gewiß nicht. Industrieherr und Bauer, Gewalthaber und Kind Gottes; Einer, dessen Lebensleistung auf Zwang und Ausbeutung beruht, und ein Christ; der reichste Mann auf dieser entchristlichten Erde und der ärmste."

„Der ärmste? Ach ja: was hier an guten Dingen zu sehen und zu schmecken ist, gehört Ihrer Frau. Sie essen anders, trinken anders, putzen Ihre Kleider selbst (bei uns drüben keine Seltenheit); machten früher auch den Schuster und Pflugscharführer. Ein sehr gesunder Sport und eine Askese, die sich ertragen läßt, weil man sie aufgeben kann, sobald sie unbequem wird oder dem Körper nicht mehr bekommt. Arm nenne ich Einen, der nie geschwelgt hat, gern schwelgen möchte und darben muß; nicht den Uebersättigten, der nur die Hand zu strecken braucht, um die hungrig erwachte Begierde füttern zu können. Doch streiten wir darüber nicht! Ob ich der Reichste bin? Gedruckt hat mans oft genug. ‚Mindestens hundert Millionen Francs im Jahr.' Die, denkt der Leser, steckt der Spitzbube in die Tasche und kauft sich dann Paläste und Juwelen, Leckereien und Mädchenfleisch. Was, nebenbei gesagt, auch kein Verbrechen an der Menschheit wäre; über den sozialen Nutzen großartiger Verschwendung könnte ein kluger Nationalökonom Mancherlei lehren. Im Grunde lebe ich ungefähr wie Sie; wie jeder Alte, der nicht durch Völlerei und Lüdrianthum seinen Tod beschleunigen will. Nicht ganz wie Sie; weil Art und Intensität unserer Arbeit verschieden ist. Sie schreiben und lesen, müssen nach langem Sitzen also durch starke Bewegung für ausreichende Blutcirkulation sorgen; Holz spalten, sich in Schweiß laufen oder den Acker pflügen. Meine Arbeit ist nicht so seßhaft und nimmt viel mehr Zeit; ich wäre ein Esel, wenn ich ihr nicht Alles nutzbar machte, was zu kaufen ist. Da ich in zehn Minuten vielleicht Werthe schaffen kann, die, wenn just diese Minuten ungenützt blieben, nie entstünden, muß ich für die Stundenpartikel den höchsten Preis zahlen. Pullmanwagen, Automobil, eigene Drähte zum Schreiben, Sprechen,

Google

Drucken sind spottbillig, wenn sie mir Zeit sparen. Mein Geld? Das arbeitet auch; kommt auch nie zu Ruhe. Rinnt durch abertausend Röhren und ist nach der Ernte gleich wieder Düngmittel und Saatgut. Wer das Gras wachsen hört, mag auch feststellen, wie viel ich als sicheren Gewinn rechnen darf. Aber der Zwang und die Ausbeutung! Muß die Menschheit Den nicht hassen, der so ruchlos mit ihren Söhnen verfährt? Nicken Sie nur! Als Fünfundzwanzigjähriger habe ich mit dem Petroleum angefangen, das damals erst knappe fünf Jahre als Beleuchtungstoff ersten Ranges galt, und bis heute nicht nur für mich Einiges erreicht. Aus den Standard Oil Works in Cleveland ist die Standard Oil Company, dann der Trust geworden, gegen den so laut gezetert wird. Als zwischen Ontario und Kanawha der Ausfluß schmaler, der Pumpertrag dürftiger wurde, bin ich nach Kansas und Kentucky, Florida und Kolorado vorgegangen; bis an den Stillen Ozean und in die Südstaaten. Mit Liebe und Güte war da nichts zu machen. Ein von drei Erdtheilen beschickter Markt. Ihre Heimath mit dem ungeheuren Reichthum von Apscheron und Tscheleken der gefährlichste Konkurrent. Ich mußte eine Macht zusammenballen, die dagegen kampffähig war, durch bessere Reinigungmethoden den Prozentsatz des als Leuchtstoff brauchbaren Erdöls erhöhen, durch Transportverträge und die Beherrschung des Röhrennetzes, das den Rohstoff in die Raffinerien und die Marktwaare an die Küste leitet, etwas auf unserem Kontinent wenigstens einem Monopol Aehnliches erstreben und dann mit vorsichtiger Kühnheit das Gebiet zu erweitern suchen. Ob ein durch Unterbietung ins Wanken gebrachtes Importhaus einstürzt, ob die Leute der Pipe Line stöhnen: daran liegt nicht viel. Gott, der Herr, selbst konnte den Großen nicht Raum schaffen, ohne ihn den Kleinen zu verengen. Wie vermöchten wirs? Wo ein Knubben zurechtgehobelt wird, fallen Spähne. Wer nichts thut und die Hände faltet, kann das Kleid vor dem kleinsten Fleck schützen. Nichts von Vertheidigung oder von Bitte um wohlwollende Nachsicht hier! Allzumal sind wir Sünder, wenn man uns den heilig Reinen vergleicht. Wie es auf dem Markt aussähe, wenn der böse John nicht für Einheit und Organisation gesorgt hätte: daran wird nicht gedacht. Jeder Demagog, mag er Roosevelt oder Bryan heißen, schimpft ihn und bespuckt seine Ehre. Daß ich Schwache, damit sie mir nicht zwischen die Beine laufen, aus dem Weg stoße: Verbrechen. Daß ich den höchsten Preis fordere, der zu erzielen ist, und nur abgebe, was man erzwingt. . .“

„Verbrechen und Sünde wider den Heiligen Geist. So nenne auch ichs. Und sehe in Einem, der so lebt und Andere unter das Joch solchen Lebens duckt, den leibhaftigen Satansknecht. Auch wenn er zu der von Pfaffen vorgeschriebenen Stunde in die Kirche geht und gehorsam, wie seines Arztes Mixturen,

Google

Dogmen ſchluckt, in denen der Sinn des Urchriſtenthums Unſinn wurde. Wie? Menſchen zuſammenpferchen, in ſtinkenden Gruben und verpeſteten Fabriken zu Arbeit zwingen, die der Seele nicht frommt und deren Ertrag dem ‚Herrn‘ zufließt, alſo Einem, der ſich über die Brüder Gewalt anmaßt und mit den Machtmitteln des ſtaatlich organiſirten Räuberweſens dieſe Gewaltanwendung durchzuſetzen vermag? Und Der ſo thut, kommt hierher und will ...“

„... Einen ſehen, den die Menſchheit als Heiligen ehrt. Warum? Weil er, der die einzige fruchtbare Leiſtung ſeines Lebens verleugnet, mit der ſtolzen Wichtigkeit des Finders wiederholt, was vor ihm hundertmal geſagt ward, und einen Glauben bekennt, deſſen Unbrauchbarkeit für den Menſchenalltag längſt erwieſen iſt. Mit der Lippe bekennt; nicht etwa in ſeinem Leben Ereigniß werden läßt. Hier wäre ja Platz für eine Urchriſtengemeinſchaft. Iſt das Land, wie von Einem, der ſpät in die Schule unſeres guten Henry George kam und ihr nie mehr entwuchs, zu erwarten wäre, unter die Bauern vertheilt? Nein. Der Frau Gräfin gehört es. Die hat Vermögen, Diener, Komfort; Alles, was der Herr Graf als unchriſtlich, des Menſchen unwürdig verdammt. Die wird ihre Habe, unbewegliche und bewegliche, vererben, auf daß Kindern und Kindeskindern der Kampf ums Daſein erſpart ſei. Und womit beſchenkt das Vermächtniß des heiligen Mannes das Volk breitſtirniger Gottesleute, das ſeine Wunderlichkeit wie Heilandsthat anſtaunen ſollte? Ob der pechſchwarze John Daviſon ſeinen Volksgenoſſen ſechzig oder achtzig Millionen Francs geſpendet hat, wollen wir nicht pedantiſch nachrechnen; über dreißig warens allein für die chicagoer Univerſität. Wer umfragt, wird von mancher nützlichen Stiftung hören. Das iſt noch nicht der Hauptpunkt. Was hat der Erzſchelm in dreiundvierzig Jahren, ſeit er in Cleveland mit Petroleum zu handeln anfing, in die Staatskaſſen gezahlt? Um wie viel die Länder, die er ſeitdem umkrallte (ſo nennt Ihrs ja wohl?) bereichert? Das wäre in Ziffern zu zeigen; und dann zu prüfen, wie die Menſchheit, die er geknechtet haben ſoll, vorher lebte, in den Wonnen ländlicher Freiheit, und heute lebt. Der Vergleich würde lehren...“

„Wie aus Freien Sklaven werden, aus Frommen Gottloſe, aus zärtlichen Brüdern hinterliſtige Feinde; und wie der Wille, die Gier mit Triebſchmutz das Gewand der Seele beſudelt. Das würde der Vergleich lehren. Das weiß Jeder, der aus offenem Auge die Erdkruſte und das Himmelsgewölb ſchaut, auch ohne Vergleich. Lebten dieſe Menſchen denn nicht, bevor Ihr ſie glücklich machtet? Vom Glauben an das Evangelium Chriſti lebten ſie. Als Landleute von ſchlichtem Wandel und ſtrengen Sitten. In ſelbſt genähtem Kittel von ſelbſt gebackenem Brot. Und brauchten ſich nicht, weil es Moloch, Leviathan oder anderer Höllenmacht ſo gefiel, in Kriegen gegen Spanier, Ta-

Google

galen, morgen vielleicht gegen Japaner als Kanonenfutter auf den Strand oder in den Gischt streuen zu lassen. Daß Einer sich mit dem von gestohlenem Gut gezahlten Tribut brüstet, ist schlimm genug. Er hüte sich wenigstens, mit dem elenden Glück, das er schuf, vor dem Ohr Gottes zu prahlen!"

„Wer von uns Beiden der Prahlsucht näher ist, entscheide der höhere Richter. Nie vermaß ich mich, ihm zu gleichen, oder wagte nur, zu seinem Thron mich aufzurecken. Niemals habe ich mich als Heiland etablirt und der Menschheit mit Schwatz zu verekeln gesucht, was die Weisheit zweier Jahrtausende ihr als Schmerz stillendes, als betäubendes oder belebendes Mittel bot. Sie, heiliger Mann, wähnen, vor Ihnen habe Keiner die Mängel des Staates, der Kirche, jeglicher Zwangsanstalt erkannt und empfunden. Dutzende wären leicht aufzuzählen. Da sie aber nichts Besseres wußten und kein Rezept schreiben konnten, dessen Arzenei Brest und Jammer schneller und sicherer heilt, ließen sie das Ueberlieferte fortwirken und stellten Gott anheim, wann er den Kindern die Binde mehr lockern und endlich ganz vom Auge nehmen wolle. Die nenne ich wahrhaft fromm und demüthig; weil sie den Gott, der sie schuf, nicht überklügeln wollten. Schuf er nicht auch mich? Ließ oder hieß mich Den werden, der ich bin? Und konnte den Thon doch ganz anders kneten. Er wollte meine Wesenheit also, wie sie ward, und fand sie für seine Schöpfung brauchbar. Zur Unheilszeugung? Dann wäre er böse; ein Gott der Tücke. Nein: um einen zum Kampf gegen feindliche Mächte Tauglichen vor die Front stellen zu können; auch zum Kampf gegen die Natur, der Menschenkraft und Menschenwitz Stück vor Stück vom Erdreich abringen, abrauben muß. Ich lasse Ihnen den Landmann von schlichtem Wandel und strengen Sitten; wenn Sie nicht sehen wollen, wie der altgläubige Muschik lebt und welche besondere Laster dieses Leben, nicht der Pope oder der Feldwebel, ihm anzüchtet, so bleiben Sie blind. Ich gönne Ihnen auch den Ruhm, zwischen Unterröcken den Krieg verschrien zu haben; den billigsten Lorber, der den Lautesten jetzt ja sogar vergoldet wird (mit Edelmetall, das die Naphthaquellen ans Licht trugen). An dem Tag, der die unkriegerisch Erzogenen, an Entmannung Gewöhnten zur Wehr zwingt, wird Ihnen gerechte Strafe für die gefährlichste, dem Volksgeist schädlichste Agitation, die seit dem Verschneidungwahnsinn erdacht ward; und die Skopzen verstopften sich wenigstens selbst den Lustborn, opferten also ihrem Wahn, während die Leichtfertigkeit der Friedensglückner auf den bequemsten Wegen Lob und Lohn erntet. Die Gewißheit aber, daß ich Glück gezeugt und das meinem Willen erreichbare Häuflein vorwärts geführt habe, kann Ihr Säulenhochmuth mir nicht verstümmeln. Das vermag nur ein Geblendeter zu bestreiten, der leugnet, daß wir seit den Tagen des Höhlenmenschen tüchtig weiter gekommen sind.

Google

Kunſt, Wiſſenſchaft, Kultur wäre nur Trug? Das Schöne und Starke, dem die Sinne zujauchzen, Sünde und die Welt als das Reich blöder Schwächlinge geſchaffen? Darum hätte ein Gott ſich in ſechs Tagewerken gemüht? Der Teufel, an den Sie glauben müſſen, freue ſich des ſelbſt genähten Kittels und ſelbſt gebackenen Brotes. Wir reiften zu anderer Freude. Daß die Seuchengeſchwader nicht mehr ſo leicht wie einſt über die Grenze dringen, daß im Kindbett die Sterblichkeit kaum noch ein Hundertſtel des früheren Durchſchnittsſatzes erreicht, daß wir uns ins All einzuordnen vermögen, des Vogels Fittich nicht mehr zu beneiden brauchen, mit dem von Menſchenwillen gewirkten und auf ein fernes Ziel gelenkten Funken Hilfe herbeiwinken und eines ſcheiternden Schiffes Mannſchaft und Gäſteſchaar retten können: unendlich ſcheint die Zahl ſolcher Wunder, die Vernunft uns gebar. Wie leben Ihre Menſchen? In einer unfrohen Welt bleicher Geſchöpfe, die der Thierheit ähneln (was den Menſchen macht, iſt ihnen, das Feinſte wie das Stärkſte, verwehrt), über das zur Daſeinsfriſtung Nöthigſte nicht hinausſtreben dürfen und leiſer ſtöhnen, wenn ſie ein Gebälk über dem Kopf, einen Roggenteig und Gerſtenſud im Ofen haben. Brüder? Auch an dieſer Hürde lauert der Wolf auf das Lamm, liſtet der Fuchs der Schafsdummheit Zottelzins ab. Vor hundert Jahren, zweihundert lebten ſie ſo; unter dem Tatarenjoch kaum anders. Was haben ſie davon, daß der heilige Mann ſich nicht beſſer als ſie bettet, ißt und trinkt, bäueriſch mit ihnen redet, Waſſer ins Haus ſchleppt, den Ackergaul antreibt, das Feld mäht, zwiſchen Stoppeln den Leib füllt und leert, am offenen Fenſter flickt und ſchuſtert? Das könnte der einfältigſte Knecht. Von dem Herrn hofften ſie Anderes. Nützt ihnen, daß er das Gelernte und Erlebte zu vergeſſen trachtet? Daß er wunderlich iſt und das Sehenswertheſte im Gouvernement? Ja, wenn die Ehrfurcht und Neugier, die ſich herandrängt, Geld ins Land brächte! Aber die Wallfahrer laſſen höchſtens mal einen Fuhrmann verdienen; und der Herr meint, wer über das Exiſtenzminimum hinauskomme, ſei ſogleich in Gewiſſensnoth und Seelengefahr. Auch dürfe in Friſko und Tula, Paris und Mukden, Sizilien und Alaska keine andere Satzung gelten als am See Tiberias auf der Tenne des Täufers. Denn was damals verkündet ward, iſt für alle Ewigkeit unwandelbar und für jeden Tag, jede Zone verpflichtendes Geſetz."

„Iſt von Gott, lieber Herr Flinkzunge. Der gab ſeine Geſetze nicht, wie Ihr einen Wechſel, auf drei Monate. Und war ſo frei, auf Diebe, Räuber, Menſchenſchlächter und Sklavenhändler nicht Rückſicht zu nehmen."

„Hat auch ihnen aber ſeine Welt nicht verriegelt; Solche, die Sie dafür halten, ſogar in recht großer Zahl hineingeſetzt. Wie den Hecht in den Karpfenteich? Sein allumfaſſendes Auge ſah, daß der Tropenmenſch, dem das Nothwendige zuwächſt, nicht vorwärts kommt und von Kains Affenweib-

Google

chen, der geilen, schlecht riechenden Ahnfrau, zu viele Züge bewahrt. Vorwärts aber sollte die Brut seines sechsten Tages; weder aussterben noch wieder verthieren. Drum mußte sie mehr ersehnen, als ihr ins Maul hing und flog, und mit Sporn und Peitsche zu der höchsten Leistung gestachelt werden. Mit der Peitsche des Machtverlangens und dem Sporn des Bedürfnisses. Das Buddhalächeln schreckt mich nicht. Art und Zahl der Bedürfnisse steigern: auch dieses Unterfangen, das Sie so lästerlich dünkt, kann von der Vorsehung Gottes befohlen sein. In diesem Glauben leben und wirken wir Diebe, Räuber, Menschenschlächter und Sklavenhändler. Beschnüffeln nicht das Verhältniß des Einzelnen zum Himmelsherrn, das Der oben, wenns ihm der Mühe werth scheint, schon selbst regeln wird. Treiben lieber mit der Hoffnung auf erhöhten Genuß die Leute zu erhöhter Leistung. ‚Von deren Ertrag Ihr dann den Löwentheil nehmt.‘ Richtig. Aber nicht, als spottschlechte Kerle, nur für uns, sondern zu festerer Sicherung und breiterer Dehnung der Produktion. Mit Ihrem gläubig stammelnden Rationalismus, dem Bastard, der seiner Mutter Vernunft flucht, halten wir uns nicht länger auf als mit unklaren Chiliasten- und Kommunistentraumbildern. Wir glauben an einen Gott, der die Natur dem Menschen unterthan wollte und aus Menschenmuskeln und Menschenhirn deshalb hervorpressen heißt, was die widerwillige Substanz irgend hergeben kann. Sanft und sauber gehts dabei nicht immer zu. Doch die Intelligenzsumme wächst und vertheilt sich von selbst in die Fassungräume. Wo wir gewirthschaftet, organisirt, Gewinn eingesackt haben, sieht die Menschenwelt anders aus als vorher. In meinen Leuten lebt heute mehr als in der Zeit animalischen Hirten- und Pflügerbehagens. Mehr Geistigkeit und mehr Sinnenfreude. Gehorchen müssen sie: sonst hätten wir, statt der Einheit des Werkzeuges, das Allen dient, einen Haufen von unnützlichen Splittern. Aber Sklaven? Jeder im Kleinen ein Herr. Frei, Verträge zu schließen und zu lösen, und fern von der brutalen Dumpfheit, die Ihre Leute an einem Tag des Taumels oder Weltkurpfuscherwahnes die Grube anzünden läßt. Und weil ichs dahingebracht, mein Land bereichert, Millionen Verdienst geschafft, ganzen Geschlechtern ans Licht geholfen und Tausenden den Weg zu den Gipfelquellen der Kultur gebahnt habe, darum schätze ich sündiger, mit allen Makeln mühsamer Schöpferarbeit behafteter Mensch meine Lebensleistung höher ein als die eines fruchtlos heiligen Mannes. Der Gassenlärm wünscht mich an den Schandpfahl und Sie in die Glorie. Sie haben sichs, in Bauernhemd und Pelzstiefeln, bequem gemacht. Die Menschheit will weiter; will ohne Rockefellers erreichen, was diese schwieligen Gesellen sie erstreben lehrten. Nieder mit ihnen! Der kirchenfeindliche Kalenderheilige unter der Glasglocke hemmt den Marsch sicher nicht.“

Google

Ein deutsches Laster.

Am Fastelabend geht der Rüpel um. Wer glaubt, Das sei in Norddeutschland nicht der Brauch, horche auf den Lärm, der aus dem Festsaal des Künstlerhauses herausschallt. Was giebts da? Beschwor ein grotesker Witz neu lebendig gewordene Erinnerung und mimt man eine sozialdemokratische Versammlung, in der Adolf Stoecker ausgejohlt wurde? Nein. Den stattlichen Herren im Saal gehts nicht um Mummenschanz und Fastelspaß. Die Vereinigung der Steuer- und Wirthschaftreformer tagt. Wer ein Auge fürs Charakteristische hat, braucht keine Belehrung darüber, wie sich die Versammlung gliedert. Die Meisten sind Rittergutsbesitzer; unter ihnen wieder wohl Träger deutscher Edelmannsnamen, preußischer zumal, in der Mehrheit. Die Brillenträger dazwischen deutsche Gelehrte. Bei noch nicht einem Zehntheil magst Du über Stand und Geschäft im Zweifel sein. Und randaliren, wie mans bei den Strikeversammlungen polnischer Bergarbeiter, unter denen fleißig die Flasche kreist, kaum mehr hört? Sie thuns. Am Rednerplatz steht ein Alter. Sein Name hat allerbesten Klang rings bei den Gelehrten seines Faches und guten Klang in der Politik. Seine schärfsten Gegner in der Wissenschaft vergessen nie, ein Wort der Achtung voranzusetzen, ehe sie ihn bekämpfen. Wenn es galt, die Volksgenossen zu patriotischem Thun zu mahnen, scholl stets seine Stimme vernehmlich durchs Land. Adolf Wagner. Die ihn niederjohlenden Herren da vor ihm sind ihm außer dem allgemeinen patriotischen noch besonderen Dank schuldig. Sein Fleiß sammelte unentbehrliches Material, sein Geist schmiedete scharfe Waffen, die Papierburg des Manchesterthumes zu vernichten. Und er ist ein Greis, der vor Jüngeren spricht. Faselte er, kein Wohlerzogener dürfte durch lauten Zwischenruf die Achtung vor dem Alter verletzen. Herr Gott, wie lange dauert denn schließlich solch ein wissenschaftlicher Vortrag? Eine Stunde vielleicht. Das kann man noch ertragen. Ans letzte Hillerdiner mag man inzwischen denken oder an irgendein juponrauschendes Großstadterlebniß. Und am süßen Heuduft von Houbigans „Idéal“ mag der Gedanke zurückflattern zur heimischen Flur und die geringen Aussichten wägen, das Winterkorn gut durchzubringen. Für ein Stündlein des beschaulichen Dämmerns langts schließlich schon; auch für Einen, der außer dem Stammbaum und dem Erbanspruch keinen Anspruch auf hohe Werthung ins Leben mitbrachte, keinen dazu gewann. Könnte man nicht mit Anstand das Unvermeidliche über sich ergehen lassen? Sie johlen. (Das Unvermeidliche? Das leicht Vermeidliche. Jeder wußte, daß Adolf Wagner für die Nachlaßsteuer sprechen würde. Warum bat man ihn nicht vorher, das fruchtlose Thun

Google

zu lassen? Der alte Herr ist kein Raufbold. Wo er keine Möglichkeit des Wirkens gesehen hätte, hätte er wohl sicher geschwiegen.)

Ein unerquickliches Bild. Das die volle Schärfe der Linien aber erst erhält, wenn man das Kontrastbild daneben hält. Im überfüllten Cirkus Busch hält Freiherr von Wangenheim, vom Beifall umtost, seine „königtreue" Rede. Alles, was seit Jahren das Bündlerorgan, was es auch im Novemberkampf noch verfocht, Alles, was die Führer der Versammelten seit Jahren leise und lauter grollten, was der männliche Liebermann von Sonnenburg, ein in ihrer Mitte stets laut Bejubelter, in ehrlichem Zorn im Reichstag laut bekannte, Alles, was sie jetzt noch unter vier Augen zugeben: hier wurde es als falsch und schlecht getadelt. Auf dem anmuthleeren Felde des demagogischen Byzantinismus, der neuerdings der Herren emsig bestellte Domäne ist, tummelte der schlaue Freiherr sein Rößlein. Die Rechnung ist durchsichtig. Zwei mächtigen Faktoren, hier der Krone, im Reichsredehaus dem Centrum, wieder in die Sonne verholfen. Beide den Agrariern verpflichtet. Möchte sehen, wie der lästige Anspruch ans Portemonnaie des reichen Erben, wie die lästige Reform des preußischen Wahlrechtes noch verwirklicht werden sollen. Was beiden Bildern das Typische, das typisch Deutsche giebt, ist: die mangelnde Achtung vor den geistigen Werthen auf der einen, das willige Bediententhum vor den äußeren Werthen, denen des Ranges, des Blutes, auf der anderen Seite.

Wir heißen uns das Volk der Dichter und Denker und sprechen in hohem Ton vom deutschen Idealismus. Glauben wohl gar noch daran. Und außer den zuchtlosen Griechen der Spätzeit giebt es kein Volk, das so wenig Achtung vor seinen Dichtern und Denkern, vor allen idealen Leistungen zeigte. Blickt doch umher! Wollt Ihr von Dichtern hören? Entsinnt Euch des Xenienkampfes! Gewiß: Goethe und Schiller hatten angegriffen. Und daß die Getroffenen zurückschlugen, wird Niemand tadeln; auch, daß der kleinere Geist eine plumpere Waffe schwingt, ist natürlich. Aber lest die Streitschriften der Manso, Nicolai und Genossen. Lest nur die Titel. „An die Sudellöche in Weimar und Jena." „Die Ochsiade." „Der Mückenalmanach." „Der Furienalmanach." Nirgends findet man die Spur der Ehrfurcht, die man großer Lebensleistung schuldet. Und damals schon war das deutsche Volk reich geworden durch die Geschenke Goethes: die schönsten seiner Gedichte, den Götz, den Werther, Iphigenie, Egmont, Tasso, Wilhelm Meister. Schillers Gaben waren wenig kleiner, ihr Werth noch sichtbarer: Die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, Don Carlos, die Balladen.

Wollt Ihr von Denkern hören? Haeckel schlug in den „Welträthseln" mit der Axt drein. Abwehr war zu erwarten, war sogar unentbehrlich. Immerhin: er war, als das Kampfbuch erschien, ein Siebenziger. War längst Einer von Denen, an die rings in der Welt gedacht wird, wenn man mit Achtung

Google

von der deutschen Wissenschaft, dem deutschen Geist spricht. Das Große, was er (neben Manchem, das irrthümlich sein mag) für unser Heimischwerden auf der Erde geleistet hat, war schon gethan. Und nun blickt in die Schriften des schalen Paulsen, des Loofs und ihrer Genossen. Wie ein gewissenloser, unsauberer Halunke wird der zornige Wahrheitsucher geschmäht. Wer diese Schriften liest und nichts weiter von Haeckel weiß, kann nicht ahnen, daß der Bekämpfte ein weit übers Dutzendmaß Ragender ist. Für Aehnliches gäbe es noch mehr Exempla aus unseren Tagen; findet Euch das drastischste selbst!

Ists nicht seltsam, daß wir in den Liedern unserer Besten immer wieder die Mahnung finden, den Mann und seine Leistung zu ehren? Wenn die Menge der Deutschen dazu bereit wäre, brauchte man sie nicht immer wieder zur Achtung zu mahnen. Wir Idealisten? „Und willst Du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich Dir den Schädel ein." Das Wort ist vernehmt. Und doch giebt es Dem, der sein Auge nicht vom gefälligen Putz blenden läßt, ein gutes Bild von der deutschen Volksseele. Und gleichgiltig, ganz gleichgiltig ist, wie der Schädel beschaffen ist, der uns zu opponiren wagt. Aufs ehrwürdige Haupt des Greises fällt der freche Streich wie auf das zornige des Patrioten. Auf den sinnenden Kopf des Gelehrten wie auf den begeisterten des Dichters. Er wagt, uns in Einem zu widersprechen? Er wagt, uns unliebe Wahrheit zu sagen? Knüttelt ihn nieder, werft ihn mit Unrath! Den Schwätzer, den Narren, den Gauch! Wenns zum Schimpfen kommt, stellen wir schon unseren Mann. Und in der Meute kläfft sichs herrlich ... Auch die Hunde, ließ ich mir sagen, kläffen mit besonderer Lust, besonderer Wuth und besonderem Muth in der Meute. Wer ihnen gar an den Freßnapf rührt, mag sich wahren. Ich weiß nicht, ob auch die Hunde es in ihrer Sprache ideal und tolerant heißen.

Wir tolerant? Ja, dem Toten gegenüber, der sich nicht mehr wehren kann, wenn wir in seinem gestohlenen Namen Paniere aufpflanzen. Wenn wir uns in beweglichen Klagen über die Gemeinheit und Niedrigkeit seiner Mitlebenden, die wir in anderer Stunde unsere theuren Altvordern heißen, ergehen und sänftiglich berauschen können. Dann verzeihen wir selbst einem Großen die Fehler seiner Tugenden. Nur tot muß er sein. Oder abgetakelt. Daß uns sein Riesenfuß nicht eines Tages unsanft auf die Hühneraugen treten kann. Wir ideal? Als in Dresden im Jahr 1891 am achtzehnten Januar die zwanzigste Wiederkehr des Reichsgründungtages gefeiert wurde, kam in der Festrede Bismarcks Name nicht vor. Kein Wunder: der Mann war vom Kaiser ja in Ungnade fortgeschickt worden. Ich zweifle nicht, daß die Festrede trotzdem höchst ideal war, von deutscher Treue und welscher Tücke, von Mannesmuth und Frauenkeuschheit und Fürstenruhm Hochpreisliches zu sagen wußte. Wir ideal? Ja, wenn es gilt, für irgendein Unglück in der Fremde den Beutel aufzuthun, dann sind wirs. Oder wenn uns ein Hochgeborener eine erstaun-

Google

liche technische Leistung mit dem nöthigen Applomb vorgemacht hat. Vor Allem aber, wenn hübsch klangvolle Namen obenan auf der Liste stehen. Die von Geistesgrößen? Nein. Aber die einer Hoheit, einer Durchlaucht, die von Grafen und Excellenzen. Ich möchte wissen, wie viel zusammen käme, wenn ein deutscher Dichter oder Denker für einen idealen Zweck sammelte. Und wie viel davon aus den Taschen arischer Menschen geflossen wäre. (Ich hatte geschrieben: „Aus arischen Taschen." Ist die Redeblume nicht zu billigen? Ich schriebs mit Bewußtsein. Die Leute, meine lieben alldeutschen Freunde, sind so arisch, daß auch ihre Hosentasche aufs Stammesprädikat berechtigten Anspruch hat.)

Wir berauschen uns in Phrasen. Als wir klein waren, hörten wir auf der Schulbank, welches überaus herrliche Volk wir seien. Hörten von unserem Idealismus. Von der deutschen Treue. Von der deutschen Innerlichkeit. Von dem deutschen Männerstolz vor Fürstenthronen. Von dem wissenschaftlichen und ernsten Geist der Deutschen. Von der deutschen Gewissenhaftigkeit. Damit wurden wir aufgepäppelt. Und nun, da wir erwuchsen, glauben wir bereitwillig der schmeichelhaften Versicherung. Jeden Tag stehen wir aufrecht und rufen: Was für ein großes, herrliches, wunderbares Volk! Und der letzte Kreisblattartiller und Vereinsfestredner nimmt skrupellos Luther und Goethe und Kant und Fichte und Lessing und Helmholtz und natürlich auch Bismarck für sich in Anspruch. Wir sind ihre Söhne: Das ist der Text. Groteskere Selbstlügen sind kaum ausdenkbar. Gewiß: dem deutschen Blut sind viele große Männer entsprossen; prozentual vielleicht mehr als anderen Völkern. Als Volk aber sind wir kümmerlich. Und werden es immer mehr, weil wir uns täglich das Gegentheil vorerzählen. Sagt uns aber einmal Jemand die Wahrheit oder will er unserem Idealismus Opfer (nicht freiwillige Spenden, die wir im stolzen Gefühl unseres Idealismus leisten, nein: wirkliche Opfer) zumuthen, dann mag er sich in Acht nehmen. Und weil wir so sind, können wir uns nicht wundern, daß nur so wenig Mannhaftigkeit unter uns zu finden ist. Eins bedingt das Andere. Allmählich wirds aber Zeit, daß wir die Ehrfurcht vor unseren geradezu verblüffend vortrefflichen Eigenschaften verlernen und Ehrfurcht vor dem Mann lernen, vor dem Mannesmuth und der Mannesleistung.

. . . Manches, was ich schrieb, hat immer wieder hervorbrechender Zorn diktirt. Wäre es Pflicht, eine ruhigere Stunde abzuwarten und in ihr gewissenhaft den Ausdruck zu wägen? Damit die Darstellung hübsch objektiv werde? Nein. So scheint mir. Wer ruhiger denkt, mag ruhiger schreiben Ich werde nicht mit ihm rechten.

Johannes W. Harnisch.

Google

Mittag.

Es sollte Mittag sein auf meines Bruders Gute Frörup.

Jensen, das Wirthschaftfräulein, war in ihrem Element gewesen. Der Mund hatte bei ihr nicht stillgestanden. Und mein Bruder Niels hatte bei der Gelegenheit ein paar kleine Anfälle von seinem Weiberhaß gehabt. Aber als die Gäste während der Mahlzeit jeden Augenblick erklärten, daß sie niemals delikateres Essen gekostet hätten, nickte Niels mir verstohlen zu und wir tranken ein Glas zusammen. Und ich konnte sehen: es war Jensen, auf die wir tranken.

Das Mittagsmahl war auch, den Umständen nach, aller Ehre werth.

Suppe.	Rothwein.
Lachsforelle.	Sauterne.
Junges Huhn	
Artischocken.	
Rinderbraten.	Champagner.
Eis.	Portwein.
Dessert.	Madeira.

Als Niels mit seinem allerverzehrendsten Blick zu Jensen gesagt hatte, daß wir Mittag mit elf Personen haben sollten und ob sie so gut sein wolle, ihre Maßregeln zu treffen, hatte ihre ganze kleine Person vor Entzücken gebebt. Und indem sie sich zu mir wandte, sagte sie: „Hi! Da muß man dann rein und Front vor den lieben Mannsleuten machen!“ Dabei kicherte sie wie eine Stute und verschwand trällernd durch die Thür.

„Ich kündige ihr, hol mich der Deibel, zum nächsten Ziehtag“, schwor Niels. „Du sollst sehen, Johannes, sie macht uns einen Skandal!“

Aber bei Tisch wurde er, wie gesagt, versöhnt. Allerdings sah ich ihn unruhig auf seinem Stuhle wippen, als Jensen mehrmals, während sie herumreichte, den Baron von Wintersborg mit dem Ellbogen anstieß und mit ihrem allerhinreißendsten Lächeln sagte: „Nehmen Sie nur etwas mehr, Herr Baron!“ Aber als der Baron wirklich von jedem Gang etwas mehr nahm, kam Niels sofort wieder zur Ruhe.

Alle thaten übrigens, was in ihren Kräften stand. Aber ein besonderes Vergnügen war es doch, den alten Pächter Engelund Artischocken essen zu sehen.

Nach dem Essen servirte Jensen den Kaffee im Kontor.

Nachdem sich das Gespräch eine Weile um recht gewöhnliche Dinge gedreht hatte: um den neuen Gemeindevorsteher, um die Ernte und das Regenwetter, um den Prämienbullen Arctus und Inspektor Nörregaards glasäugige Knabstrupper, nahm man sein Glas und die Cognacflasche und ging in die Billardstube. Nur der Baron von Wintersborg und ich blieben im Kontor zurück.

Die Sonne spielte durch das Lindenlaub vor den Fenstern und hüpfte zwischen den Büchsen und Jagdrequisiten an der Wand umher. Die Chartreuseflasche schimmerte grünlich auf dem Tisch vor uns. Und der Cigarrenrauch oben unter der Decke sank und stieg in großen weichen Kissen. Wir saßen in vertraulichem Gespräch auf dem hochlehnigen Sofa mit Phantasiebezug.

Der Baron war ein kleiner, bleichfetter Mann mit kurzen Beinen und einem aufgeblähten Bauche, der machte, daß er an eine Kropftaube erinnerte.

Google

Besonders wenn er saß, war ihm sein Bauch gewiß zur Last. Er sah wenigstens recht beschwert aus da an meiner Seite, das Genick gegen die Sofalehne gedrückt und die Augen starr auf die Gipsrosette oben über der Lampe geheftet.

„Sie wollen nicht Billard spielen, Herr Baron?“ fragte mein Bruder aus dem Wohnzimmer.

„Nee, danke“, sagte der Baron; „nee, danke!“

„Haben Sie Cigarren?“

„Ja, danke“, sagte er; „ja, danke! Nee, wie ich Ihnen sage: Diana sucht ihresgleichen! Jetzt komme ich hier im vorigen Jahr den zwanzigsten September mit ihr über meine Weizenstoppeln gegangen. Und plötzlich steht sie! Ich habe keine Büchse, aber sie steht! Was soll ich thun? Ich nach Haus! Gut anderthalb Viertelmeile . . . Nee, wirklich . . . Gut anderthalb Viertelmeile! Und wie ich zurückkomme, steht sie noch da. Und ich doublire zehn Hühner!“

„Das war verteufelt.“

„Ja. Ich doublire zehn Hühner! Den dreiundzwanzigsten Februar komme ich runter in mein Moor, mit Büchse, aber ohne Hund. Da liegen doch zwei Enten im Rohr. Ich schieße sie. Geh nach Haus und hole Diana und sie findet sie.“

„Nee!“

„Sie findet sie! Ich verkaufte den Hund nicht für tausend Kronen!“

„Woher bekamen Sie das Thier, Herr Baron?“

„Eine Tochtertochter von meiner Rosebery, die ich in Von Achens Zeit an Pächter Engelund verkaufte.“

„So! Die!“ rief ich aus.

„Kannten Sie sie, Kandidat?“ fragte der Baron freudig bewegt und rollte sein Gesicht mir zu.

„Nee, aber Egelund hat ja seine Haushälterin nach ihr getauft.“

„Ja, der Egelund!“ lachte der Baron und sein Bauch wackelte; „er ist ein großer Filou! Ach, Kandidat, wollen Sie mir nicht die Chartreuse reichen?“

„Darf ich einschänken?“ fragte ich galant.

„Danke, danke, danke!“ sagte er und legte seine Hand liebkosend auf meine. Seine Finger waren weich und feucht wie die eines Wassermannes. „Wissen Sie, wozu er den Hund brauchte?“ fragte er dann und grinste wie ein Zugwind, der sich durch eine Thürspalte preßt. „Hirr, hirr, hir—r—r!“

„Nein.“

„Zu seinem privaten Vergnügen! Was? hirr, hirr, hir—r—r.“ Und er stieß mich mit dem Ellbogen in die Seite.

Ich antwortete nicht. Und kurz darauf fragte er: „Haben Sie den Kammerherrn gekannt, Kandidat? Nee?“

„Ne—e,“ sagte ich.

„Ein vortrefflicher Mann, ganz vortrefflicher Mann! Aber eifersüchtig.“

„So—o?“

„Ja. Er verbot seiner Frau, mit mir zu sprechen; mit mir! Hirr, hirr, hirr! Können Sie verstehen?“

„Nee!“ sagte ich.

„Traurig, daß das Gut zerrissen werden sollte! Kannten Sie den alten Etatsrath, Kandidat?“

Google

„Den Vater des Kammerherrn?“ fragte ich.

„Nee, nee, natürlich! Er hatte ja das ungeheure Vermögen verdient im Anfang des Jahrhunderts. Andere verloren; er verstand es! Kaufte Frörup hier und Elmelunde und Knäkholte auf Fünen. Schade, daß keine Kinder kamen! Wissen Sie, was man sagt?“ fragte er plötzlich und drehte den Kopf mir zu.

„Nein!“

„Man sagt als ganz gewiß, daß die alte Etatsräthin den Kammerherrn und auch seinen Bruder, den Kammerjunker, verschneiden ließ . . . Hirr, hirr!“

„Das habe ich noch nicht gehört.“

„Ja. Denn sie war ja schlimm. Der Diener und der Kutscher; wer da wollte! Und so hatte sie wohl Angst davor, daß die Kinder ihre bezaubernden Eigenschaften erben könnten.“

„Wollen Sie nicht eine neue Cigarre, Baron?“

„Danke! Und sie solls selbst gemacht haben, während der Wagen den Arzt holte. Tüchtige Frau, was? Haben Sie ein Messer?“ fragte er dann und legte seine Hand auf mein Bein.

„Bitte schön“, sagte ich.

Er nahm das Messer. „Das ist warm“, sagte er, „von den jungen Gliedern — hirr, hirr, hir—r—r!“

Ich rückte von ihm ab. Er saß und sah mich von der Seite an, während er die Spitze von der Cigarre abschnitt.

„Sie reisen bald?“ fragte er dann.

„Ja, in diesen Tagen.“

„Kommen Sie nicht erst nach Wintersborg?“

„Ja, danke, wenn mein Bruder Pferde hat.“

„Würden Sie nicht Lust haben, eine acht Tage bei mir zu bleiben?“

„Danke. Das kann ich wirklich nicht.“

„Ueberlegen Sie sichs. Sie sind willkommen.“

„Danke.“

Pause.

Der Baron lag immer noch auf dem Genick und stierte gegen die Decke. Die Cigarre hatte er in ein mächtiges Meerschaumrohr mit Bernsteinspitze gesteckt. Alle seine Finger waren mit Ringen verziert.

„Wollen wir nicht hineingehen und Billard spielen, Herr Baron?“ fragte ich.

„Nein, junger Mann! Wir befinden uns hier ja ausgezeichnet. Gießen Sie sich eine Chartreuse ein!“ sagte er und legte die Hand auf meine Schulter, so daß ein paar Fingerspitzen auf meinen Hals zu liegen kamen. Es fuhr mir kalt über den Rücken.

„Ich glaube, ich möchte lieber Cognac“, sagte ich und stand auf. Nahm mein Glas und ging durch die Wohnstube in das Billardzimmer.

. . . „Wie groß ist Förup eigentlich?“ hörte ich den Jägermeister von Gottesgave sagen, als ich in der Thür stand.

„Heute ist Das noch gut seine dreitausend Tonnen Land!“ gluckste Pächter Egelund; „denn 's ist unmanierlich flaches Wasser!“

Thierarzt Hansen saß in einer Ecke mit einer Cigarre im Munde und hatte ein Glas Cognac im Fensterrahmen stehen.

„Na, Thierarzt“, sagte ich, „worüber denken Sie denn hier nach?“

Google

„Ich verdaue“, sagte er.

Der Thierarzt war Junggeselle. In den elf Jahren, die er in Kamstrup ansässig war, hatte er regelmäßig in jedem Frühjahr bei einer der wohlhabenderen Hofbesitzertöchter angehalten, aber eben so regelmäßig einen Korb bekommen. Dieses aufreibende Leben hatte einen stillen, wehmuthvollen Zug über sein Gesicht und sein ganzes Auftreten gebracht. Wenn man in Gesellschaft auf ihn stieß, stand er gewöhnlich an einem Thürpfosten und lächelte in sich hinein. Oder er saß in einer Ecke und dachte. Uebrigens liebte er, sich einen ganz stillen Rausch zu holen, sagte man. Ich setzte mich neben ihn. Wir saßen eine Weile schweigend und sahen den Spielern zu. Dann sagte der Thierarzt ganz in der Tiefe hinter seinem Bart: „Das war ein sehr gutes Mittagsessen.“

„Ja“, sagte ich. „Die Wirthschafterin hat Ehre damit eingelegt.“

Der Thierarzt leerte sein Cognacglas und ich füllte es wieder. „Danke!“ sagte er. Eine Weile danach: „Denkt Ihr Bruder nicht daran, sich zu verheirathen?“

„Ist ja nicht so leicht, eine Lebensgefährtin zu finden.“

„Nein“, sagte er, von meinen Worten getroffen. „Aber meiner Meinung nach muß man doch suchen, bis sich die Rechte zeigt.“

„Ja—a, gewiß. Aber woran soll man erkennen, daß es die Rechte ist?“

„Das fühlt man“, sagte der Thierarzt brütend und nippte an seinem Cognac. „Und wenn sie Ja sagt, dann . . .“

„Ja—a, darauf kommts eben an!“

„Ich für mein Theil“, fuhr er fort, „schätze die Frauenzimmer ungemein hoch.“

„Ich auch; es ist ein Duft über ihnen . . .“

„Kannten Sie Sören Henriksens Tochter Christine, die sich jetzt hier im Juni mit Rasmus Nielsen in Tjörneby verheirathete?“

„Nein.“

„Ein Mädchen ohnegleichen“, sagte der Thierarzt und stierte vor sich hin. „Aber nun ist sie verheirathet.“

„Hat sie nicht eine Schwester?“

„Ja“, sagte er mit dem selben stieren Blick; „aber die ist fett und sie riecht.“

„Was thut sie?“

„Ja. Das thun meiner Wahrehmung nach alle fetten Frauenzimmer. Sie reagiren sauer wie alte Ziegenböcke.“

„Na—a“, sagte ich, „Das weiß ich doch nicht!“

„Kannten Sie Jörgen Andersens Mathilde? Die sich mit Fredrik Larsens Sohn in Kastbjerg verheirathete?“

„Nein.“

„Das war auch ein Mädchen! So schlank, daß man sie mit den Händen umfassen konnte. Aber diese größeren Bauern haben eine gewisse Neigung, unter einander zu heirathen“, schloß er schwermüthig und leerte das Cognacglas.

„Ja, jeder Stand hat so seine Vorurtheile. Ein Glas Cognac?“

„Danke!“

Ich nahm die Flasche und schänkte ein. Und der Thierarzt versank kurz darauf wieder in Grübeleien.

. . . „Was hast Du mit dem Baron gemacht?“ fragte mein Bruder mich.

„Er sitzt im Kontor.“

Go gle

„Allein?“

„Ja, ich glaube.“

„Bist Du verrückt, Mann!“ rief er aus und eilte hinein, um dem Baron Gesellschaft zu leisten.

Einen Augenblick später kam er zurück.

„Er schläft!“

Nun schlichen Alle hinein, um den Baron schlafen zu sehen. Und der satirische Rechtsanwalt Ingerslev ging an das Sofa und streckte segnend seine Hand über ihn aus und citirte mit Gefühl: „Hier liege ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“

. . . „Hier ging ich im Vorjahr einmal“, begann Verwalter Fredriksen und lächelte. „Ich wollte runter zu der Eindämmung und nach dem Raps sehen.“

Der Verwalter war ein breitschulteriger, starkgliedriger Pächterssohn von vier- oder fünfundzwanzig Jahren mit einem großen, bartlosen Jungengesicht. Er und ich gingen durch die lange Allee, die von zwei gestutzten Buchenhecken gebildet wird und sich von dem hintersten Rasenplatz gerade bis dahin erstreckt, wo der Wald beginnt. Diese Hecke ist Frörups Stolz. Sie ist über drei Ellen hoch und vollständig blattdicht bis auf die Erde. Auf der einen Seite ist Fruchtgarten, auf der anderen giebts Kartoffeln und Küchenkräuter.

Als man vom Billardspiel genug hatte, war man in den Garten gegangen. Nur der alte Egelund, der Baron von Wintersborg und der Meiereipächter Drejer von Nöjsomhed blieben oben im Kontor sitzen.

„Wir zwei gehören zur Fettrasse!“ sagte Egelund, als er sich auf das Sofa neben dem Baron niedersinken ließ. „Und wir eignen uns nicht dazu, Kaprifolien im Grünen zu machen.“

Der kleine wortknappe Meiereipächter mit den Schweinsaugen hatte sich respektvoll auf einen Stuhl etwas entfernt von den beiden Anderen gesetzt. Er war stets daran, vor verhaltenem Lachen zu bersten, wenn Egelund den Mund öffnete. Der Meiereipächter wollte auch nicht in den Garten. Der Verwalter und ich waren, wie gesagt, mit einander gegangen.

„Und gehe hier und schwenke meinen Stock“, fuhr er fort, „und schlage nach Steinen und Löwenzahn und Schierling und was mir so in den Weg kommt. Und da sehe ich auch in einer Lichtung der Hecke einen von den großen weißgelben Pilzen, Sie wissen schon, wie so viele da unten im Schilf unter den Sumpfweiden wachsen. Das war ja Alles so in Gedanken“, sagt er dann. „Sonst hätte ich ja begreifen müssen, daß so was nicht hier oben wächst, wo es so trocken ist! Und ich schwinge meinen Stock und gebe dem Pilz einen ordentlichen, derben Hieb.“ Er lachte los und stieß mit dem Fuß nach einem Stein, so daß er durch die Blätter zwanzig Ellen fortraschelte. „Aber es dauerte auch nicht lange und ich erschrak ein Bischen“, fuhr er fort; „denn wie ich auf den Pilz loshaue, giebt der ein Gebrüll von sich und ist sofort weg.“

„Wie?“

„Und da wars, hol mich der Deibel, eins von den Jäteweibern, das auf der anderen Seite unter der Hecke saß und ein Geschäft machte!“

„Arme Frau!“ sagte ich.

„Aber ich bekam ja nie zu wissen, wer von ihnen 's war“, lachte der Ver-

Google

walter, „denn sie glaubte natürlich, daß ich Das mit Willen machte. Oder sie meinte vielleicht, es war der Besitzer selber, denn man kann ja nicht durch die Hecke sehen. Na, die Bauernbande ist übrigens 'n Pack und es ist ihnen ganz gut, wenn sie von Zeit zu Zeit 'nen Hieb bekommen!"

„Sie sind wohl nicht schlimmer als andere Menschen."

„Ja, bei Gott, sie sind schlimmer! Ihnen fehlt ja alle Bildung."

„Woher sollten sie Bildung haben?"

„Auch sind sie faul, daß es nur so raucht!"

„So—o? Ich habe einen ganz anderen Eindruck erhalten."

„Ja, Sie verstehen sich natürlich darauf! Aber Sie sollten nur eine acht Tage Verwalter sein! Das ist ein Hundeleben! Von einem Feld zum anderen muß man laufen! Hier ausschimpfen und da Einem eine Maulschelle runterlangen! Nee! Und wenn man wenigstens Aussicht hat, sein eigener Herr zu werden! Aber damit stehts ja schwach. Und das Bischen Gelehrsamkeit, das man sich auf der Hochschule eintrichterte, geht zum Deibel. Auf muß man morgens um Drei, Vier und rum auf den Feldern. Und dann sitzt man und schläft beim Abendbrot. Und dann ins Bett und wieder auf! Pfui Deibel, so'n Leben!"

„Aber, Fredriksen! Was ist Das mit Ihnen? Sie pflegen doch sonst nicht die Dinge so schwarz zu sehen."

„Das thu' ich auch gar nicht!"

„Na, was ist denn da los?"

Fredriksen blieb stehen und sah mich an und die Muskeln in seinem großen Gesicht bebten. „Sie wissen ja, Herr Kandidat, daß ich mit meiner Cousine verlobt bin. Das ist ihr Bild, das in der Kammer auf der Kommode steht."

„Ja; bei Der möchte ich Sie ausstechen."

Er lächelte durch Thränen. „Und nu hatte ja Onkel, der Malzer drüben auf Falster, versprochen, Fünfzehntausend in 'ne Pachtung zu stecken. Und Alles war klar und wie es sein sollte. Ich sollte die Pacht im Januar übernehmen und wir sollten im Frühjahr Hochzeit halten."

„Aber von Alledem haben Sie mir ja vorher kein Wort erzählt!"

„Nein, denn es sollte erst vollständig abgemacht sein."

„Is es denn nicht?"

„Ne—e", sagte er und sah trist aus, „denn Dinstag bekam ich 'nen Brief vom Onkel. Un jetzt will er haben, daß ich sein Compagnon in der Mälzerei werden soll. Das ist viel sicherer als das Landwesen, sagt er."

„Na, aber dann brauchen Sie sich ja auch nicht mehr mit den Bauern rumzuschlagen, Fredriksen."

„Hmm!" sagte er und fuhr durch die Luft, so daß ihm die Manchette bis über die Finger rutschte. „Das war ja blos Gerede von mir vorhin! Was Anderes auf der Erde taugt ja doch nichts als das Landwesen. Ich kann doch nicht Malz machen."

„Ach, Das lernen Sie bald."

„Ja, aber ich will nicht," sagte er energisch. „Dann lieber sich rumdrücken und Verwalter sein Lebtag bleiben!"

„Können Sie den Mann denn nicht zur Vernunft bringen?"

„Das ists ja eben! Könnte ich blos rüberreisen zu Onkel und mit ihm

Google

reden! Ich kann Das nicht so richtig schreiben, was ich meine. So würde Das schon Alles ins Reine kommen, denn er ist sonst ein prächtiger Mann. Und Tante hälts mit mir; und Mathilde! Aber wie soll ich fortreisen mitten in der Ernte?"

„Haben Sie mit meinem Bruder davon gesprochen?"

„Ne-e!" sagte er erschrocken.

„Das sollten Sie aber thun, Fredrikssen!"

„Ich darf Das doch nicht!" sagte er und wand seinen schweren Körper. „Was Deibel sollte der Proprietär sagen, wenn ich komme und um Urlaub bitte gerade in der Zeit, wo am Meisten zu thun ist!"

„Soll ich erst mit ihm reden?"

„Wollen Sie?" fragte Fredrikssen und seine Augen leuchteten.

„Ja."

„Ja, aber möchten Sies auch?"

„Ja."

„Denn wir sollen Weizen einfahren."

„Ich machs schon."

„Sie müssen, hol mich der Deibel, mich besuchen, wenn wir verheirathet sind!" rief er aus und machte ein paar Tanzschritte, daß die Erde bebte.

„Danke. Aber wenn ich Sie dann bei Ihrer Frau aussteche?"

„Ach was!" sagte er und warf einen Blick auf meine schlanke Gestalt. „Sie sind wohl nicht so gefährlich!"

... Unten am Ende der Allee fanden wir Rechtsanwalt Ingerslev und Förster Petersen. Sie saßen auf der Aussichtbank und sahen träumerisch über die Landschaft hin. „Hier ists wirklich schön!" sagte der Rechtsanwalt. „Und solch Kleefeld! Ich bekomme zu Zeiten eine ganz rasende Lust, Kuh zu sein!"

„Sie könntens doch niemals weiter als bis zum Bullen bringen!" brummte der Förster.

„Kusch, altes Pulverhorn!" sagte Ingerslev und klopfte dem Förster auf den Bauch.

Plötzlich zeigte sich Fräulein Jensen in mausgrauem Seidenkleid und mi italienischem Strohhut.

„Ich wollte die Herren bitten, gefälligst zum Abendessen zu kommen", sagte sie und spielte verschämt mit der Fußspitze im Kies des Spazirweges.

„Danke, mein Lamm!" Der Förster nickte und warf ihr eine Kußhand zu. Jensen stieß ein schamhaftes Wiehern aus und verschwand in einem Seitengangt.

„Haben Sie die Volkszeitung heute morgen gelesen?" fragte mich der Rechtsanwalt, als wir mit einander durch die Allee gingen.

„Ja; ein spaßiges Referat!"

„Ist Das nun nicht des Satans mit dem alten Finsteraarhorn?" fluchte Ingerslev. „Er macht uns zum Gelächter im ganzen Land! Na, aber es ist ja wohl seine Art, das von den Vätern Geerbte zu bewahren!"

„Er fand den Antrag anmaßend", sagte ich. „Was irritirt ihn denn eigentlich an den unglücklichen Fahrrädern?"

„Sie kommen so ‚lautlos'; und der Mann ist etwas schwerhörig."

„Und nervös muß er sein."

„Ja. Aber als Skibsted sagte, daß der Fahrer sich ja bemerkbar machen

Google

könne, schrie er: ‚Ja, ja, ja! Aber auf welche Weise? Auf welche Weise?‘ Sie sollten ihn gesehen haben! Ich erwartete bei meiner Seligkeit, der Mann würde einen Schlaganfall bekommen! Und als ich dann sagte: sie können ja klingeln, es sei doch ein Glocke am Rad, da kreischte der Alte in der allerhöchsten Fistel: Wenn das Klingeln kommt, weiß ich nicht, wo ich hin soll!“

„Der arme Esel!“

„Und da hätten Sie den Blick sehen sollen, den er mir zuwarf! Mittwoch, als ich meine Maschine durch die Langgade führe, geht er und Thusnelda vor mir her. Und als ich gerade an sie ’ran gekommen war, klingle ich. Und der Deibel se=pa=rirt das Paar. Sie galopiren im Bogengang jedes über seinen Rinnstein! Da stand er nun und quasselte Etwas von ‚unseren Kindern‘. Dabei hat seine Frau, bei Gott, nur einmal eine Fehlgeburt gehabt! Können Sie sich Das denken! Neulich kommt ein fremder Radler, der nichts von dem Verbot wußte, durch die Langgade gefahren. Der Alte steht zufällig am Fenster: ‚Wissen Sie nicht, daß Sie hier auf dem Boden der Stadt nicht fahren dürfen?‘ brüllt er. Nein, sagt der Andere. ‚Wollen Sie sofort aufhören? Hier regire ich!‘ So brüllt der Alte und schickt das Mädchen ’raus ins Entree nach der Dienstmütze.“

„Der Mann muß ja ein Bischen ....“

„Ach, er ist sicher nicht schlimmer als die meisten alten ‚Institutionen‘!“ sagte Ingerslev und riß ein Blatt aus der Hecke. „Dahinter steckt seine Thusnelda, Sie hat sich wahrscheinlich auf ihren Inspektiontouren gestört gefühlt. Kennen Sie die Frau?“

„Nein.“

„Dann können Sie sich glücklich preisen, mein Lieber! Das ist eine kleine, dunkel gekleidete, gebrechliche Erscheinung mit einem Paar boshafter Augen unter einer Art schwarzen Ampferblatts von Hut. Sie läuft immer mitten über die Straße und spürt wie ein Marder auf Alles, was sie in die Klauen bekommen kann. Ein angenehmes Frauenzimmer!“

„Kommen Sie in das Haus?“

„Nein, Gott schütze und bewahre mich davor! Ich kam einmal hin und da stießen wir zusammen. Seit der Zeit kann weder er noch sie mich ausstehen!“

...Drin in der „Galerie“, wie Pächter Egelund das lange, mit Fliesen belegte Vestibul nennt, das von der Wohnstube und dem Kontor hinüber zum Rittersaal, zur Eßstube und zu den Gastzimmern führt, trafen wir die Gesellschaft beisammen. Alte Bilder hängen an den Wänden. Königsportraits und Jagdstücke und biblische Bilder; Moses, der Wasser aus dem Felsen schlägt, und Josef, der sein Gewand bei Potiphars Frau läßt. Und die Decke ist mit Stuckarbeiten versehen, die die Rahmen um drei große Malereien bilden, nackte Waldnymphen und bocksfüßige Faunen in allerlei Situationen.

Ich war zufällig auf Vorsteher Jochumsen von der taageruper Hochschule zugegangen. Er stand in der Fensternische neben der Thür zum Rittersaal und sah hinaus in den Schloßgarten.

„Diese alten Burgen!“ sagte er, als er mich sah und streckte zärtlich beide Arme mir entgegen.

Ich lächelte und ergriff seine Hände.

„Dieses ist auch herrlich!“ sagte Jochumsen und zeigte auf die Deckengemälde.

Google

„Aber ich würde doch lieber biblische Motive genommen haben; die Erschaffung des Weibes, den ersten Brudermord . . .“

„Und Jonas im Walfisch!“ ergänzte ich. „Haben Sie die Gemälde an den Wänden gesehen, Herr Vorsteher?“

„Ja; hochinteressant! Christian der Vierte da . . .“

„Der ist sehr spaßig“, sagte ich.

„Vermuthlich vor der Schlacht auf der kolberger Haide?“

„Vermuthlich.“

„Wie alt sind diese Bilder?“

„Das weiß ich nicht; das Schloß wurde ungefähr 1673 gebaut.“

„Diese alten Familien!“ sagte Jochumsen und legte mild lächelnd den Kopf auf die Seite. „Also kurz vor dem schonenschen Krieg.“

„Wie meinen?“

„Also kurz vor dem schonenschen Krieg!“ wiederholte er und lächelte weiter.

„Ja=a, kurz vor dem schonenschen Krieg;“

„Ist es erlaubt, in den Oberbodensaal zu sehen?“ fragte der Vorsteher.

„Ja, bitte schön . . .“

Jochumsen öffnete pietätvoll die Thür. „Kornboden!“ rief er mit tiefer Entrüstung.

„Tja=a“, sagte ich mit einem verlegenen Schulterzucken.

„Das ist auch vollkommen korrekt!“ hieß es plötzlich neben mir.

Es war Besitzer Haslund von Minkalyst. „Hübsches Lokal!“ sagte er. „Darf ich mal reingehen? Das ist des Satans!“ fuhr er fort und kratzte sich hinter den Ohren. „Wer so 'nen Boden hätte! Meiner zu Haus ist ja nicht annähernd so groß, Herr Jochumsen! Wissen Sie (damit wandte er sich direkt an mich), daß Minkalyst aus Steinen von dem östlichen Flügel hier gebaut ist?“

„Nein.“

„Und Hans Peter Henningsons Hof und Mikkel Kjäldbergs aus dem westlichen Flügel und die meisten Häuser in Uddy aus dem Thorflügel.“

„Ja“, sagte ich, „Dies hier war ja 'mal ein gewaltiger Kasten.“

„Der ist noch groß genug“, sagte der Besitzer. „Was Deibel sollen die Kasernen? Wir sind doch Alle Menschen! Ihr Bruder sollte ihn ruhig als Armenhaus verkaufen!“

Bei dieser Replik verzog sich Vorsteher Jochumsen aus der „Galerie“.

„Wo sind alle die alten Väter geblieben?“ fragte Haslund und deutete rings auf die Wände.

„Die sollten an die Familie Rosenhjelm übergehen, als der alte Kammerherr starb. Sie wissen ja, Haslund, die Frau war eine geborene Rosenhjelm.“

„Nee, Das weiß ich nu nicht. Na, aber so geht eine Zeit nach der anderen. Nu hat die Sorte Leute bald weiter nichts als die Portraits übrig. Aber hols der Deibel, wenn wir blos die Höfe bekommen! Doch Das wäre in aller Liebe geredet, wie Jochumsen zu sagen pflegt! Wo Deibel ist Der geblieben?“

„Er ging 'raus zu den Anderen“, sagte ich.

„Wozu braucht Ihr Bruder Den?“ fragte Haslund und zeigte auf einen großen Kronleuchter mit Glasprismen, der an der Decke hing.

„Der wird angesteckt, wenn hier Erntefest ist.“

Go gle

„Ich kann wirklich nicht verstehen, daß er das alte Gerümpel nicht verkauft! Wie die Krone da und die Malereien und die alten Vasen im Kontor!“

„Aber es ist doch ganz nett, solche Sachen zu haben.“

„Ja, wenn mans dazu hat. Aber Geld bleibt doch immer Geld!“

. . . „Proprietär Haslund, darf ich die Ehre haben?“ sagte mein Bruder, der nun in die Thür trat.

„Essen?“ fragte Haslund.

„Ja.“

„Das mache ich mit!“

„Willst Du Vorsteher Jochumsen nehmen, Johannes?“

Und ich ging hin und nahm Vorsteher Jochumsen.

„Glauben Sie nicht, Herr Kandidat“, begann er vertraulich, als wir Arm in Arm über den Fliesengang nach der Eßstube gingen, „daß Proprietär Haslund (ein prächtiger Mann übrigens) in allzu hohem Grade geneigt ist, auf das Praktische zu sehen, das Ae . . .“

„Ja, Das glaube ich auch.“

„Man muß doch bedenken“, fuhr der Vorsteher fort, „wenn ein Landwirth beginnt, seine Vorzeiterinnerungen verhöhnen zu lassen, seine historischen Ueberbleibsel, wenn ich so sagen darf, dann sieht es wahrlich schlimm aus! Das ist in aller Liebe gesagt“, fügte Jochumsen hinzu und legte mild seine Hand auf meinen Arm.

„Gewiß!“ sagte ich.

Und damit gingen wir zum Abendbrot hinein.

Kopenhagen. Gustav Wied.

Godwins Ethik.*)

Godwins Idee über die Beziehungen der Geschlechter, wie sie in der „Politischen Gerechtigkeit“ sich darstellen, bilden einen Theil seines anarchistischen Systems. Nach seinem eigenen Zugeständniß lassen sie sich innerhalb der bestehenden Gesellschaftordnung nicht verwirklichen.

Die Persönlichkeitrechte, kraft deren Mary Wollstonecraft sich jenseits dieser Gesellschaftordnung stellte, vermochten sie vor der Verzweiflung nicht zu schützen. Fäden knüpfen sich von diesen Lehren und Geschicken zu einer Bewegung der Gegenwart für Mutterschutz, die ihre werthvolle praktische Thätigkeit ausübt unter der Flagge: Neue Ethik.

Sie will, gleich Godwin in seinem anarchistischen System, den geschlechtlichen Verkehr veredeln. Innerhalb und außerhalb der Ehe. Nicht etwa Beseitigung dauernder Lebensgemeinschaft ist das Ziel. Nur soll diese Dauer zu einer frei

*) „William Godwin und Mary Wollstonecraft“ nennt Fräulein Helene Simon die soziologische Studie, die sie bei C. H. Beck in München erscheinen läßt und in der sie von den Ahnen der anarchistischen Theorie und der Frauenbewegung höchst Lesenswerthes berichtet. Ein paar Absätze aus dem Schlußkapitel sollen dem ernsten Buch Freunde werben.

Go gle

gewollten, nicht äußerlich erzwungenen, sich gestalten. Zwar: Gatten, deren Ehe vor den inneren Gesetzen nicht mehr besteht, sollen sich trennen. Sollen ungehemmt ein neues Bündniß schließen können. Aber die letzten Ideale der Bewegung sind monogamischer Natur. Ihr Kampf wendet sich nicht gegen die Einehe, sondern gegen die nur scheinbare Monogamie, die sich öffentlich als Einehe geberdet, in der That jedoch ein Nebeneinander von Ehe und Ehebruch, Vermögensgemeinschaft und Freier Liebe mit allen Ausartungen der Polygamie bis zur Prostitution, ein Nebeneinander von inhaltlos gewordener Form und Inhalt ohne Form darstellt.

Das Wesen der Ehe, die Liebe, lehrt die neue Ethik, irrt heimathlos, muß in Nacht und Dunkel ein mit Schmach beladenes Dasein fristen. Und die Ehelüge beherrscht hart und erbarmunglos das urbare Land, blickt kalt auf die Gefallenen und treibt sie der Prostitution in die gierigen Arme.

Ein ehrliches Heimathrecht der Liebe will die neue Ethik schaffen. Die alte bürgerliche Moral und ihre Gesetze haben nicht vermocht, tausendjähriger Unsittlichkeit, tausendjährigem Unrecht und Unglück zu steuern. Deshalb fordert die neue Ethik äußere Freiheit der geschlechtlichen Beziehungen, bürgerliche Gleichberechtigung der Verirrten und Gesunkenen. Räumt den Zwang und die Aechtung hinweg: und der Seelenadel wird seine Schwingen heben! Dann wird das Chaos die innere Gesetzmäßigkeit, die freigewollte, dauernde Lebensgemeinschaft von Vater, Mutter und Kind gebären. Die Erotik spielt bei der neuen Ethik eine etwas unangenehm vordringliche Rolle. Das ist wohl nur eine Uebergangserscheinung, die sich aus der Reaktion gegen die allzu laut betonten Glücksmöglichkeiten des coelibatären weiblichen Berufslebens erklärt.

Aber die neue Ethik hat auch ernste Gefahren gezeitigt. Sie löst die Hemmungvorstellungen überkommener Moral. Freiheit und Persönlichkeitrechte werden nicht scharf geschieden von dem mangelnden Verantwortungsgefühl und von rücksichtlosem Egoismus, von Unbeherrschtheit und allzu leichtem Jasagen zu dem eigenen Begehren. So fallen unter den Nachläufern „Opfer ohne Zahl". Doch daraus kann man der neuen Ethik eben so wenig einen Vorwurf machen wie etwa Goethe aus der Selbstmordepidemie der Wertherinfektion; wie Schopenhauer und Nietzsche aus der Schaar unreifer Nachbeter der Weltverneinung oder Weltbejahung. Auch Das sind Kinderkrankheiten, die sich überwinden lassen. Und den Gefahren stehen größere Gewinne gegenüber. Selbst dann noch, wenn man absieht von der ausgezeichneten praktischen Arbeit der Bewegung für Mutterschutz, absieht von den hilfreichen Händen, die sie den Aermsten der Armen, verlassenen Müttern und ihren Kindern entgegenstreckt. Hier liegen wichtige Werthe, die von den Gegnern leider nicht immer nach ihrer Bedeutung und der darin enthaltenen Summe von Energieentfaltung eingeschätzt werden.

Diese praktische Arbeit ist untrennbar von der Verbreitung größter Duldsamkeit und Gerechtigkeit, von jener inneren, wissenden Sittlichkeit, die bestimmt ist, die unvermeidlichen Härten der Gesetze zu mildern und das Wesen von seiner zeitlich nothwendigen Hülle zu trennen. Sie dient zugleich der Verschärfung des elterlichen Pflichtgefühles, indem sie die Haftbarmachung der Väter für ihre Sprößlinge anstrebt und den Säuglingen die mütterliche Nahrung und Obsorge zu erhalten sucht. Sie rechnet in jedem Sinn mit der bürgerlichen Gesellschaft und ihren Bedingungen. Ist soziale Reform auf dem wichtigen Gebiet des Mutter- und

Google

Jugendschutzes. Als solche ist sie grundsätzlich verschieden von den Theorien der neuen Ethik. Aber auch rein theoretisch kommt der neuen Ethik ein Verdienst zu: die Erweiterung der Erkenntniß auf sexuellem Gebiet.

Freilich macht man der Bewegung zum Vorwurf, daß unter ihren Anhängern zu viele seien, die jenseits der Familienbande und ihrer Erfahrungen stehen und deshalb nicht befugt sind, Theorien über die Familie aufzustellen. Dagegen muß man fragen, ob die innerhalb der Gesetzlichkeit und der Familienbande sich behauptenden Gegner nicht aus der Enge persönlichen Daseins heraus urtheilen und verurtheilen. Haben die Frauen, die in jungen Jahren Gattinnen, in jungen Jahren Mütter werden, haben selbst die tiefsten, mit dem weitesten Blick begabten unter ihnen eine gerechte Würdigung für das Kampfleben Derer jenseits des Hafens? Es kann auch im Hafen stürmen; und das Schiff mag hart anprallen an die engen, reglosen Uferwände, die ihm den Weg in die Freiheit versperren. Doch es ist ein anderer Kampf als der auf offenem Meer. Und wenn jetzt die große Minderheit Derer zu Worte kommt, deren Lieben verkümmerte oder Schiffbruch litt, so hat auch Dies Werth und weist sozialen Erkenntnissen und Reformen, weist der Weiterbildung der Gesetze neue Bahnen.

Nicht der Subjektivismus dieser Bewegung bewirkt den Kurzschluß; die Ursache ist, daß ihre Vorkämpfer nicht zu Ende denken. Sich und uns nicht eingestehen, daß ihre Lehre folgerichtig in die Weltanschauung entweder des Sozialismus oder des Anarchismus münden müßte. Dem Rahmen der individualistisch-bürgerlichen Gesellschaft, die sich aufbaut auf der Einzelfamilie, deren volkswirthschaftliche Grundlage der Einzelhaushalt bildet, läßt sie sich nicht eingliedern.

Mag man dem Sozialismus, mag man dem Anarchismus zustimmend oder ablehnend gegenüberstehen: in jedem Fall muß man sich mit ihrem Ideengang als dem zweier geschlossenen Denksysteme auseinandersetzen. Es ist jedoch unmöglich, eine Sonderethik jenseits der gesammten Weltanschauung für das sexuelle Gebiet zu schaffen. Unmöglich, die geschlechtliche Beziehung außerhalb ihres Zusammenhanges mit dem Gesellschaftkörper zu betrachten.

Die natürliche Folge der geschlechtlichen Verbindung ist das Kind, für das n der bürgerlichen Gesellschaft die Eltern die wirthschaftliche und sittliche Verantwortung tragen.

So groß der Einfluß des Neomalthusianismus sein und werden mag: ihm wird wohl, von den untersten Bevölkerungschichten abgesehen, auch da nie das letzte Wort verbleiben, wo zwei Menschen sich in wirklich junger, reiner Leidenschaft finden. Und die bürgerliche Moral, die sich aus der Einzelwirthschaft ergiebt und in ihrer Art und unter bevölkerungproblematischen Beweggründen eine soziale Einschränkung des Individualismus darstellt, fordert und fordert mit Recht: Enthaltsamkeit oder Verantwortlichkeit für die Folgen des geschlechtlichen Verkehrs. Die ständige Umgehung dieser Forderung ändert eben so wenig an ihrer Berechtigung wie etwa der ständige Diebstahl an der gesetzlichen Berechtigung des Privateigenthumes, so lange man sich auf den Boden der bürgerlichen Gesellschaft stellt. Deren Ordnung wäre ohne Ehegesetz so undenkbar wie ohne Eigenthumsgesetz.

Falsch ist deshalb, zu sagen, die Ehegesetze seien ohnmächtig oder ohnmächtig geworden. Ohne sie wäre unsere Kultur undenkbar, wären wir nie aus dem Stadium zügelloser Gewaltherrschaft, thierischer Sinnlichkeit herausgewachsen. Und

Google

mit den bestehenden Gesetzen würde auch unsere ganze Kultur wieder zusammenstürzen und aus dem Chaos die Gewaltherrschaft erstehen, wenn unsere alte Gesellschaftordnung nicht durch ein neues soziales System, mit neuen öffentlich-rechtlichen Bedingungen, abgelöst würde. Gesetze und Gesetzeszwang sind nothwendige Kompromisse zwischen unseren Kulturzielen und unserer menschlichen Unvollkommenheit. Sie werden Quelle neuer Uebel, wo ihre Wandlung mit dem raschen Lauf der Dinge nicht Schritt hält. So leiden Enkel unter den Kulturerrungenschaften der Väter. Immer aber, ob schnell, ob langsam, folgen die Gesetze der jeweiligen Entwickelung, sind sie in ständigem Fluß. Und aus diesem Fließen und sich Wandeln mag sich allmählich eine neue Gesellschaftordnung gestalten, die mit der heutigen nicht viel Aehnlichkeit mehr hat. Auf der Grundlage der bestehenden Gesellschaftordnung aber ist keine soziale Ethik denkbar, die nicht in der strengen gesetzlichen Gebundenheit der Einzelfamilie die Grundlage des Staatswesens sieht, ist keine soziale Ethik denkbar, die nicht die Beziehung der Geschlechter im Lichte dieser Bindung werthet.

Mag eine außereheliche Beziehung vor dem Forum reiner Sittlichkeit noch so hoch stehen: sie muß das Odium der Gesellschaft hinnehmen, da sie gegen deren Gesetze verstößt. Und hinnehmen all das Widrige und Häßliche, das sich an gesellschaftliche Verstöße knüpft, wo vielleicht von Mensch zu Mensch das adeligste Band besteht. Wer den Ikarusflug wagt, muß jeden Augenblick des Sturzes in die Tiefe gewärtig sein. Muß gewärtig sein, Unschuldige mit herabzuziehen. Denn auf dem Boden der bestehenden Gesellschaft schuldet, unter sozialethischen Rücksichten, jede Frau ihrem Kind einen gesetzlich anerkannten Vater, jeder Mann seinem Kind eine gesetzlich als seine Gattin anerkannte Mutter.

Hebt man die wirthschaftlich-sittliche Gebundenheit der Eltern durch das Kind auf, dann bleibt folgerichtig nur der sozialistische Ausweg der staatlichen Kindererziehung oder das anarchistische Glaubensbekenntniß von der Entbehrlichkeit aller äußeren Bindung. Nur wenn an die Stelle der Einzelfamilienerziehung die völlige Uebernahme dieser Aufgabe durch den Staat oder die Gesellschaft tritt, wird das Ehegesetz, das heute Eltern im Interesse der Kinder an einander fesselt, hinfällig, kann das Zusammenbleiben der freien Wahl anheimgestellt werden, können Väter oder Mütter ihre wirthschaftliche Verpflichtung ablösen, indem sie ihren Beitrag in der einen oder anderen Gestalt an die öffentliche Erziehungskasse leisten. Der Erzeuger und die Erzeugerin werden nicht als pater oder mater familias, aber als Staatsbürger von einem strengen Pflichtennetz umsponnen werden.

Ob die Auflösung der Einzelfamilie einen Kulturfortschritt bedeuten würde, ob sie mit unseren Menschheitidealen und Persönlichkeitbestrebungen sich vereinbaren läßt: Das sind Streitfragen, die wir an dieser Stelle nicht auszutragen haben. Hier gilt es, zum Bewußtsein zu bringen, daß angesichts der menschlichen Unvollkommenheit, sofern man nicht als Anarchist die Ursache dieser Unvollkommenheit in den Gesetzen sieht, Sicherstellung der Kinder bei Aufhebung der Ehegesetze nur dann denkbar erscheint, wenn der Staat an die Stelle der Eltern tritt.

Die Neu-Ethiker lehnen aber Sozialismus und staatliche Kindererziehung ab. Sie glauben mit Godwin an eine Zeit, in der die Freiheit alle Leidenschaft zur Schönheit adeln wird, alle Väter und Mütter freiwillig zu einander und zu ihren Kindern stehen werden. Und glauben sogar, im Gegensatz zu Godwin, ihren

Google

erotischen Anarchismus in der bürgerlichen Gesellschaft unterbringen zu können. Die neue Ethik ist also eigentlich weder neu noch (bürgerlich-sozial gesprochen) ethisch. Innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft erscheinen ihre Ziele als unsittlich, weil unvereinbar mit deren sozialen Erfordernissen. Und als Ethik des Anarchismus ist sie nicht neu, ist sie in ihrer Entgliederung widerspruchsvoll und verwirrend. Vielleicht auf keinem Gebiet treten die Gefahren des Anarchismus deutlicher hervor als gerade in seiner Anwendung auf das sexuelle Problem. Hier, wo Impulse, Begierden, Leidenschaften sich tummeln, hier, wo immer die Triebherrschaft lauert, liegt zugleich das Geheimniß der Menschwerdung. So ist das Ehegesetz Symbol eines Ideals, das den Massen nicht anders veranschaulicht werden kann als durch die Heiligsprechung äußerer Bande.

Kehren wir zu Godwin und Mary Wollstonecraft zurück. Als Theoretiker des Anarchismus erhoffte Godwin von der Auflösung aller Regirung Läuterung der Leidenschaften bis zur vollkommensten Selbstbeherrschung; hoffte, daß die Zahl der Geburten sich freiwillig den jeweilig vorhandenen, Allen gleich zustehenden Unterhaltsmitteln anpassen und daß die Kinder wachsen und gedeihen würden wie die Blumen auf dem Felde. Als Theoretiker des Anarchismus rüttelte er an den Eheschranken, bis sie sich ihm bei der ersten Berührung mit dem wirklichen Leben als unüberwindlich zeigten.

Mary Wollstonecraft setzt sich über diese Schranke hinweg. Nicht, weil sie ihre allgemeine Nothwendigkeit nicht anerkannte, sondern, weil sie solche Schranken nicht zu brauchen glaubte. Gewiß wären wenige Frauen im Seelischen und Wirthschaftlichen der elterlichen Obsorge in gleichem Maß gewachsen gewesen wie sie, hätte sie im Vollbesitz ihrer Kräfte ein normales Lebensalter erreicht. Da sie früh starb, mußte Mary Wollstonecrafts und Imlays Kind die Persönlichkeitrechte der Mutter bitter büßen.

Und so lange wir nicht Herr sind über Leben und Sterben, über Geistes- und Körperkräfte, über Welt und Schicksale, so lange giebt es dem Kinde gegenüber kein Bauen auf die eigene Stärke. Giebt es kein Recht der Hingabe, wo nicht ihren Folgen Rechnung getragen wird. Das haben Godwin und Mary Wollstonecraft vor der Geburt ihres gemeinsamen Kindes durch die That zugestanden; die bürgerliche Eheschließung hat in praxi ihre Bekenntnisse widerlegt.

Es ist richtig, daß der Kern von Godwins und Mary Wollstonecrafts Lehren nie gegen die Ehe sich richtete, daß ihr ganzes Streben einer Veredelung der Beziehung der Geschlechter galt. Doch an diese schwersten Fragen, auf deren gewordener Gestalt sich unser ganzes Familien- und Staatsleben aufbaut, haben sie mit irrender Hand gerührt. Nicht in jugendlichem Leichtsinn und aus Selbstvergessenheit, sondern aus tiefer, ehrlicher Ueberzeugung, aus der Fülle der Gesinnungreinheit. Noch in ihrem Irren waren Godwin und Mary Wollstonecraft groß. Dieser Größe entquillt die Anregung, die Raum und Zeit überdauert, entströmt das Licht, das ihr Wesen und Wirken auf die sozialen Fragen des zwanzigsten Jahrhunderts wirft.

Helene Simon.

Google

Anzeigen.

Les origines naturelles de la propiété. Mish & Théon, Bruxelles.

Man hat bisher versucht, den Ursprung des Eigenthumsbegriffes aus der begrenzten Sphäre des Rechtes heraus zu konstruiren. Einzelne Forscher, mit einem weitreichenden Sinn für diese Erscheinung begabt, wollten sie aus den ethnographischen Feststellungen herleiten, die sich bei der Beobachtung wilder Völkerstämme ergaben. In dem Bestreben, den Eigenthumsbegriff in seinen Uranfängen zu erfassen, habe ich das Pflanzenreich, Thierreich und Menschenreich durchforscht. Diese Untersuchungen, die ich in einer besonderen Arbeit über diesen Gegenstand niedergelegt habe, führen zu neuen Darlegungen und unerwarteten Schlüssen. Vor Allem muß man feststellen, daß der Eigenthumsbegriff als Thatsache eine Folge der ersten Lebensbethätigungen ist. Sobald das Lebewesen der Außenwelt entlehnte Stoffe verändert, um sie seiner eigenen Thätigkeit anzupassen, sich ihrer zu bedienen und sie zu vertheidigen, verleiht es ihnen eine dauernde Produktivität in seinem Interesse und stellt so den Eigenthumsbegriff als Thatsache dar. Diese Bedingungen treffen zu bei den untergeordnetsten Organismen, bei den einzelligen Thieren, wo man, je nachdem sie vereinzelt oder zusammen vorkommen, die individuelle oder die Kollektivform des Eigenthumsbegriffes in die Erscheinung treten sieht. Es mag anfangs sonderbar scheinen, das Eigenthumsgefühl bei den Pflanzen zu untersuchen. Will man sich aber auf einen objektiven Standpunkt stellen, so muß man in der Thätigkeit des pflanzlichen Individuums ein Erobern, Erwerben des Bodens konstatiren, auf dem es sich entwickelt und den es in seinem Interesse ausnutzt. Es verleiht diesem Boden, auf dessen Kosten es lebt, eine dauernde Produktivität und vertheidigt ihn sogar mit dem Widerstande, den seine Eigenart ihm zu offenbaren gestattet. Alle Botaniker kennen die Konflikte um den Vorrang, die sich zwischen den Pflanzen entwickeln, wenn sie sich den selben Boden streitig machen; diese Konflikte sind nichts Anderes als ein heftiger Kampf um das Leben, der sich jedoch unseren Sinnen erst nach tiefer Aufmerksamkeit und langem Studium der begleitenden Umstände offenbart. Merkwürdig ist, zu beobachten, daß es auch bei den Pflanzen einsame und gesellige Arten giebt.

Brüssel. Professor Rafael Petrucci.

Meeresstille und glückliche Fahrt. Im Selbstverlag des Verfassers. Enzisweiler bei Lindau i. B.

Zwei Gedichte:

Gesang des Liebenden.

Meine Liebe hüllt mich
wie die Flamme ein
und die Gluth erfüllt mich
wie mit neuem Sein.

In die hellen Fernen
aus dem kleinen Haus
zu den Flammensternen
stürzt mein Herz hinaus.

Google

Und auf Flammenſchwingen
trägt es reinſte Luſt
hin durch Sternenſingen
der Liebe an die Bruſt.

Notturno.

Laß die müden Worte ungeſprochen ſein.
Sieh: ſchon wiegt Dich dieſe Ruhe ein.

Lös die Hände, wende ſie von mir.
Ich bin gut und wache über Dir.

Es klingen die Geigen. Willſt Du fort, mein Kind?
Ich folge Dir fern durch Nacht und Wind.

Ich bin gut. Dein Herz iſt noch ſo klein.
Laß dieſe Ruhe in Dein Herz hinein.

München. Maximilian Brantl.

„The Mask“. A Monthly Journal of the Art of the Theatre. European Agents. London, Berlin, Amſterdam, Florenz, Moskau, Budapeſt.

Von England geht eine Bewegung aus, die den Zweck hat, das Theater zu reformiren, und die Wiederherſtellung einer antiken Kunſt in ihrer urſprünglichen Würde ſich zur Aufgabe ſetzt. Das Haupt dieſer Bewegung iſt der bekannte Künſtler Gordon Craig. Ueber Pläne und Ziele des Theaters der Zukunft unterrichtet das erſte Heft einer ſoeben von Gordon Craig herausgegebenen Theaterzeitung „The Mask“. Drei Künſte, ſo wird geſagt, Muſik, Architektur und Bewegung, formen zuſammen die große vollendete Einheit, in der wir alle Offenbarungen der Wahrheit zu ſehen und zu hören vermögen. Ein Verhängniß hat dieſe Künſte getrennt, und wenn ſie wieder einmal ihre Vereinigung finden, wird die herrlichſte Renaiſſance erſtehen. Craig wendet ſich in einem feſſelnden Artikel an die Künſtler des Zukunftstheaters. Dem Schauſpielhaus mit ſeiner jetzigen Ausdrucksart wird der völlige Verfall vorausgeſagt und die intereſſante Behauptung aufgeſtellt, daß es heute keinen ſtrebſamen Schauſpieler gebe, der eine volle Befriedigung in dem Beruf finde, den er voll leidenſchaftlicher Sehnſucht ſich, oft gegen den Willen ſeiner Familie, erkämpft habe. Edward Hutton ſchreibt über die alte Theaterkunſt in Spanien, die ſich noch in einzelnen Vorträgen erhalten hat, und über die ausdrucksvollen ſpaniſchen Tänze. Von den Aufführungen der Alten in Pantomimen, Masken, Marionetten und Tanz, die heute völlig entartet ſind, erzählt John Balance. Ferner bringt das Heft ein Kapitel über Architektur aus einem berühmten italieniſchen Werk und mehrere Bühnenbilder in vorzüglicher Wiedergabe. Nach einer intereſſanten Bücherſchau folgen Notizen über moderne Theater. Ein paar Schlußgloſſen erwähnen die Kammerſpiele in Berlin, die in einem intimen Raum ſtattfinden, der nur zwei- bis dreihundert behagliche Lederfauteuils faßt (für wohlhabende Zuhörer). „The Mask“ behauptet, daß ſich das Publikum in klaſſiſchen Dramen unſagbar langweilt, verurtheilt darum dieſe Dramen und weiſt ſie in das Buch zurück. Das Blatt hat ſeine Wirkung nicht auf ein Land begrenzt, ſondern zählt auf die ganze Kulturwelt. Es erſcheint in Florenz in

Google

englischer Sprache und nennt unter seinen Mitarbeitern die ersten Männer aller Nationen. Durch seine Billigkeit (der Bezug kostet jährlich 4 Mark) hofft es in die breitesten Schichten dringen zu können.

Strzebowitz. Maria Stoner.

❦

Die Gurgel von Berlin. Vom Dr. Magnus Hirschfeld. Großstadt-Dokumente, Band 41, Verlag H. Seemann N., Berlin. 1 Mark.

Ueber den Alkoholismus und seine Folgen ist ja schon oft und viel geschrieben worden. Aber ein Buch, das mit Gründlichkeit und mit solcher innerlichen Antheilnahme am Geschick der Menschen die Trinkfrage und Alles, was mit ihr zusammenhängt, darbietet und zergliedert, ist mir noch nicht in die Hände gekommen. Vor Allem vermeidet es die allzu kühle theoretisirende Weise. Der Verfasser sucht die Wege auf, die von uns Allen begangen werden, die uns Allen vertraut sind. Und er weiß sie mit seltsamen Lichtern zu erhellen. Unsere neuen großen Weinpaläste, die Animirkneipen, die Baukantinen, die Riesenbrauereien, die Schnapsdestillen, Aschinger, Kempinski: Alles weiß er in besondere Beziehungen zu uns und unserem Leben zu bringen. Eine ungeheure Fülle von Material hat er. Aus kalten Zahlen wächst ihm oft das Menschlichste hervor. Und er hat ausgerechnet, daß Berlin jährlich für ungefähr eine Viertelmilliarde Mark alkoholischer Getränke konsumirt. Das giebt doch wohl zu denken.

Neubabelsberg. Hans Ostwald.

❦

Kaiser Tiberius auf Capri. Historischer Roman. Schulze & Co., Leipzig. 1908.

Der Nachfolger des Augustus, Tiberius, bietet uns ein charakteristisches Beispiel dafür, in eine wie prekäre Lage die Geschichtforschung geräth, sobald es sich darum handelt, historische Probleme zu lösen. Sie, die Wissenschaft der Begebenheiten und Thatsachen, ist oft am Wenigsten befähigt, die Thatsächlichkeit einer Begebenheit festzustellen oder zu widerlegen. So giebt es eine große Zahl von historischen Persönlichkeiten (ich erinnere nur an Maria Stuart, Don Carlos, Moritz von Sachsen), deren wahrer Charakter, obgleich Bibliotheken über sie geschrieben worden sind, mit Sicherheit nicht bestimmt werden konnte. Mit Recht prägte Schiller darum, als er von solchen geschichtlich problematischen Naturen sprach, das scharfe Wort von dem Schwanken ihres Charakterbildes in der Geschichte. Wieder andere historische Charaktere giebt es, die, einmal durch das maßgebende Urtheil eines berühmten Historiographen entweder über Verdienst erhoben oder ungerecht gebrandmarkt, in Folge des üblichen kritiklosen Nachbetens für ewige Zeiten der Nachwelt in einem falschen Licht erscheinen. In einem solchen Fall ist Tiberius, der auf die Autorität des Tacitus hin noch immer als ein Monstrum von Grausamkeit und Perfidie gilt, das, einer giftigen, mordgierigen Kreuzspinne vergleichbar, sich von Capri aus auf seine Opfer stürzte; obgleich die moderne historische Kritik das entstellte Bild, das Tacitus in den Annalen von diesem selbständigsten, hochherzigsten und geistvollsten Caesar Roms entworfen hat, längst als verzeichnet und gefälscht erkannt hat. Ich habe versucht, auf Grund eingehender Studien den wahrhaft großen Charakter dieses bedeutendsten der römischen Kaiser wieder aufzubauen, wie er sich uns heute darstellt.

Leipzig. Heinrich von Schoeler.

❦

Go gle

Geld und Kapital.

Die Reichsbank hat ihren Wechselzinsfuß auf 3½ Prozent ermäßigt. Acht Monate waren seit der letzten Diskontveränderung vergangen; und wenn auch die Rate von 4 Prozent nicht allzu schwer auf Industrie, Handel und Landwirthschaft gelastet hatte, so freuten sich doch Alle, die Kredit brauchen. Daß die verantwortlichen Minister im Reich des Zinsfußes sich entschlossen, den Diskont auf ein Niveau zu setzen, das seit vier Jahren nicht mehr gesehen wurde, war, zum Theil, eine Konzession an die Oeffentliche Meinung. Zwischen dem amtlichen Wechselzinsfuß und den Verhältnissen des offenen Geldmarktes hatte sich die Kluft erweitert. Und selbst die „Opferung" von Schatzwechseln konnte den Spalt nicht ausfüllen. Da mußte man dem allgemeinen Drängen nachgeben. Trotz dem oft verkündeten Grundsatz, daß die Diskontpolitik der Reichsbank nicht von den Wünschen der heimischen Wirthschaft abhänge und es nicht auf die Höhe, sondern auf die Art der an das Institut gestellten Ansprüche ankomme. Das soll heißen: großer Notenumlauf und kleiner Barbestand sind zu ertragen; Gefahr droht erst, wenn den Vorräthen der Bank Gold entzogen wird. So kanns vorkommen, daß der Diskont hoch bleiben muß, trotzdem der Gesammtstatus dagegen spricht. Jetzt fließt Gold aus den Kellern der Reichsbank; nach Argentinien, Oesterreich, Holland und Frankreich. Zum Theil hängt der Rückstrom des Goldes ins Ausland mit der augenblicklichen Gestaltung der Zahlungbilanz zusamen; zum Verkauf des Goldes reizen aber auch hohe Bonifikationen. Daß die Direktoren der Reichsbank die Goldexporte nicht leicht genommen haben, beweist die Ermäßigung der Rate um nur ½ Prozent. Ob nicht auch damit schon ein Opfer des Intellekts gebracht wurde? Eine strenge Diskontpolitik hätte den Beschluß vom sechzehnten Februar kaum erlaubt. Man gab dem Drängen nach und dachte, im schlimmsten Fall sei der Weg von 3½ zu 4 Prozent nicht weit. Nur wäre es dann eben eine Diskonterhöhung, die stets Unruhe schafft. Ohne Konzessionen läßt sich nicht mehr wirthschaften. Leider. In der Novelle zum Bankgesetz wird das steuerfreie Notenkontingent erhöht. Bis dieses Gesetz in Kraft tritt, hats noch gute Weile. Am ersten Januar 1911 erst. Aber schon in der nächsten Zeit wird sich der Reichstag mit dem Gesetzentwurf beschäftigen; und da wirds wieder ein heißes Streiten geben. Um Dividende und Verstaatlichung; nicht um die neue Kontingentirung, die ja das Arkanum gegen das üble Pflänzlein „Hochdiskont" liefern soll. Und dabei wird stets versichert, die Diskontpolitik sei unabhängig von Notenkontingent und regulärem Geldbedarf. Weshalb ist dann für die wichtigsten Termine des Jahres die Grenze der steuerfreien Notenreserve bis auf 750 Millionen hinausgerückt worden? Das sind 270 Millionen mehr, als die Steuergrenze jetzt umfaßt. Man hatte die Leute eben anders über die Ursachen der Diskontbewegung urtheilen gelehrt, als die Thatsachen fordern, und muß aus der so geschaffenen Meinung nun die Konsequenzen ziehen.

Die Bedürfnisse des Geldmarktes sind mit den Ansprüchen des Kapitals nicht zu verwechseln. Das Geld paßt sich rasch jeder neuen Laune des Schicksals an. Das Kapital ist hart und läßt sich nicht leicht aus bequem gewordenen Heimstätten vertreiben. Diesem Umstand ist zuzuschreiben, daß die deutschen Staaten an dem vierprozentigen Typus für ihre Anleihen festhalten. Mit einem nassen und einem heiteren Auge; denn die Preise, die von den Uebernahmekonsortien gezahlt

Google

werden, steigen. Bayern hat seine 60 Millionen zu 101,80 angebracht, erhält also rund 1 Million Mark über den Nominalbetrag hinaus. Das ist beinahe die Hälfte der zu zahlenden Zinsen eines Jahres. In Kreisen, die ein Interesse an den Finanzgeschäften des Reiches und Preußens haben, scheint die Rückkehr zu dreieinhalbprozentigen Anleihen erwogen worden zu sein. Aber das Kapital fordert seine vier Prozent und der Sparer kauft lieber ein vierprozentiges Papier zu 103 als ein dreieinhalbprozentiges zu 96. Die Leute fragen nicht nach dem Kurs, sondern nach der Verzinsung. Das mag ein Vorurtheil sein; aber gegen diese Auffassung läßt sich nicht ankämpfen. Die Franzosen wissen neuerdings die Vortheile der deutschen Renten wieder zu schätzen. Jahre lang haben sie sich um deutsche Anleihen nicht gekümmert. Zweifelten sie wirklich an der Sicherheit dieser Papiere? Dann sind sie inzwischen klüger geworden; in letzter Zeit ist viel deutsches Rentenmaterial nach Frankreich gewandert. Dort steht die dreiprozentige Staatsrente auf 98. Wir haben vierprozentige Fonds zu 102. Das reizt zum Erwerb. Fragt sich nur, ob wir wünschen sollen, daß der Franzose sich ins deutsche Rentennest setzt. Die Betheiligung ausländischen Kapitals an deutschen Anleihen hätte den Vortheil, daß ein Theil der disponiblen Mittel, die bei uns in festverzinslichen Werthen angelegt werden, für andere Zwecke frei würde. Ich meine, daß wir das Ausland für unsere Anleihen nicht brauchen. Wozu sollen wir den Grenznachbarn eine Waffe in die Hand geben, mit der sie uns, im Fall politischen Konflikts, verwunden können? Wir haben nicht so viel französische Rente und englische Konsols, daß wir wirksame Vergeltung üben könnten. Man hört selten, daß in Deutschland englische oder französische Anleihen gekauft werden. Wozu auch? Kürzlich wurde aus Frankfurt gemeldet, daß von dort für die Zwecke einer Stiftung mehrere Millionen englischer Konsols erworben worden seien. Wenn keine besonderen Gründe vorlagen, muß man fragen: Warum nicht deutsche Staatspapiere? Dreiprozentige Reichsanleihe kostet 87½, englische Konsols (zu 2½ Prozent) 84½. Auf englischer Seite wäre höchstens noch die Kurschance in Ansatz zu bringen; aber sobald der Preis steigt, hört die günstige Rentabilität auf. Stücke fehlen in Deutschland nur von vierprozentiger Anleihe; von den niedriger verzinsten Papieren giebts genug Material. (Noch einmal also: daß die Kapitalisten der großen Westreiche unsere Anleihen kaufen, scheint mir nicht sehr wichtig; kaum wünschenswerth. Ganz anders wäre es, wenn wir von den ungeheuren Summen, die in Frankreich erspart werden, recht viel zur Mitarbeit an unseren gewerblichen Unternehmungen heranziehen könnten; dazu scheint die jetzt so viel gerühmte „Freundschaft" aber noch nicht zu reichen.)

Reichsbankdiskont 3½, Rentenzinsfuß 4 Prozent: der Unterschied ist charakteristisch. Besonders fühlbar ist er den Hypothekenbanken. Sie sollen dem Grundstückmarkt neues Leben schenken. So lange sie aber ihre Beleihungen ausschließlich mit vierprozentigen Obligationen vornehmen müssen, kann die Verzinsung Erster Hypotheken nicht unter 4¼ Prozent zurückgehen. Das ist die äußerste Grenze, bei der schon die Pari-Emission der vierprozentigen Schuldverschreibungen Voraussetzung ist. Das größte deutsche Hypothekeninstitut, dessen Darlehenbestand am Ende des vorigen Jahres die erste Milliarde überschritten hat, die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank, sagt im Geschäftsbericht: „Ob schon in nächster Zeit wieder zum 3½ prozentigen Pfandbriefstypus übergegangen werden kann, ist eine noch offene Frage, für deren Beantwortung der Zinsfuß der nächsten Anleihen des Reiches und Preußens

Google

schwer ins Gewicht fallen wird." Damit sollte den beiden Hauptpumpern im Reich, dem Schatzamt und Preußens Finanzminister, die Verantwortlichkeit für die nächste Gestaltung des Bodenkredites zugeschoben werden. Der Zusammenhang der Zinstypen deutscher Anleihen und Hypothekenpfandbriefe ist nicht zu leugnen. Beide Arten von Schuldverschreibungen wurzeln im selben Boden. Wenn die Obligationen der Staaten mit vier Prozent Zinsen ausgestattet werden, können die Obligationen der Banken kein Vorrecht fordern; oder doch nur auf die Gefahr hin, mit ihren dreieinhalbprozentigen Papieren sitzen zu bleiben. Für die Zukunft des Immobiliarkredits ist es also von großer Bedeutung, wie die Verhältnisse auf dem Rentenmarkt sich gestalten werden. So weit die Hypothekenbanken in Frage kommen, handelt es sich um ein Kapital von 19½ Milliarden, das an der Ausnutzung des Bodenwerthes betheiligt ist. Das ist aber nur der kleinere Theil der im Grundstückbesitz festgelegten Quote des Volksvermögens. Und von der Höhe des Zinsfußes hängt es ab, wie weit die Pfandbriefinstitute durch die übrigen Grundstückbeleiher noch zurückgedrängt werden. Sparkassen und Versicherungsgesellschaften sind nicht an die Verzinsung gebunden, wie die Hypothekenbanken, die sich nach den Eigenschaften ihrer Pfandbriefe richten müssen. Deshalb können die freien Geldbarleiher von den niedrigen Sätzen auf dem offenen Geldmarkt profitiren, während die Hypothekeninstitute sich der Tyrannei des Kapitals beugen müssen. Eine Folge dieses Gegensatzes ist die Zunahme der Millionenbeleihungen. Da haben die Banken mit einem Mal eine große Summe festgelegt und sich rascher von der Sorge um die Entwickelung der Zinsfußverhältnisse befreit, als wenn sie auf geeignetes Hypothekenmaterial in der Mittellage warten. Hamburg liefert, als Gegenstück zu der Insolvenzepidemie des Jahres 1907, das Bild eines nicht zu stillenden Hypothekenhungers. In wenigen Wochen sind dort mehrere Millionendarlehen gegeben worden: die Deutsche Grundkreditbank in Gotha belieh das Semperhaus mit 3¾ und, gemeinsam mit der Preußischen Hypothekenbank, das Europahaus mit 3 Millionen; die Hamburger Hypothekenbank ließ auf das „Bieberhaus" 2,70 Millionen eintragen. Außerdem belieh sie einen von Kerkau geplanten Billardpalast in der berliner Behrenstraße mit 2,40 Millionen. Da handelt sichs um das Grundstück, das früher Warschauers gehörte und dann von der Darmstädter Bank für den Betrag, der heute als Hypothek darauf gegeben worden ist, verkauft wurde. Bei der gesetzlich vorgeschriebenen Beleihungsgrenze von 60 Prozent hat das Grundstück einen Werth von 4 Millionen. In ungefähr fünf Jahren ein unverdienter Werthzuwachs von 1,60 Millionen oder 66⅔ Prozent. (Oder hat die Darmstädter Bank mit dem Verkauf damals etwa ein schlechtes Geschäft gemacht?) Die Hamburger Hypothekenbank hat ziemlich viele Millionendarlehen gegeben; das größte (9½ Millionen) an das Waarenhaus A. Wertheim in Berlin. Zu den neuen Millionenabschlüssen gehört ferner die von der Preußischen Hypothekenbank gewährte Beleihung eines Geschäftshauses in der Taubenstraße mit 1,20 Millionen und die Hypothek von 1,80 Millionen auf den Eispalast in Berlin, für die Berliner Hypothekenbank und Deutsche Hypothekenbank in Berlin verantwortlich zeichnen. Oft werden die Pfandbriefbesitzer ja durch die Bürgschaft einer großen Kreditbank von jeder Sorge bei Millionenbeleihungen befreit. Ob die Konzentration des Hypothekengeschäftes heute aber der Entwickelung des Grundstückverkehrs und des Baumarktes nützlich wäre, ist eine andere Frage. Wenn das Bauen von Kaufpalästen dadurch erleichtert würde, könnten sich bald üble

Google

Folgen einstellen. Man kann Geschäftshäuser im Format von Straßenquadraten nicht einfach so hinsetzen, als ob der Werth des bebauten Bodens allein die ausreichende Garantie für die Hypotheken böte. Die Hauptsache ist der Ertrag des Hauses; und die Rentabilität eines Waarenhauses hängt von allerlei Konjunkturfaktoren ab. Auf ungeeignetem Boden gefährden solche Riesenbauten den Grundstückmarkt. Die Möglichkeit, eine hypothekarische Beleihung zu erlangen, darf nicht die Voraussetzung für den Bau von Prunkhäusern sein. Bald muß sich zeigen, ob die vier Prozent, an denen das Kapital festhält, bis in den Bereich des Immobiliarkredites hinein wirken: dieser Einfluß könnte die Kluft zwischen der Sphäre der Pfandbriefe und dem Rayon der Hypotheken erweitern. Berlin ist heute das Dorado für alle Hypothekenbanken. Aus dem Süden und Westen fließen die Leihkapitalien dem Boden der Reichshauptstadt zu. Aber die Pfandbriefe, denen die berliner Hypotheken zum Theil als Deckung dienen, sind in der Heimath untergebracht. Der bayerische Bauer weiß nichts davon, daß sein Geld mit zur Beleihung von berliner Geschäftspalästen dient; er hält seinen Pfandbrief für so gut wie eine Reichsbanknote und kümmert sich nicht um das Hypothekengeschäft der Bank. Daß die Hypothekeninstitute mit ihren Beleihungen nach Berlin gravitiren, ist natürlich und wurde nur erwähnt, um zu zeigen, wie das Beharren des Kapitals beim vierprozentigen Typus weiterwirkt. Die Erwähnung sollte kein Tadel sein. Das flache Land wird immer mehr für den Geldbedarf des städtischen Bodens aufzukommen haben; denn der Hypothekenpfandbrief ist das Anlagepapier der ländlichen Bevölkerung. Der Verlauf des Jahres 1909 wird erkennen lehren, wie weit die Grenzen der Pfandbrief- und Hypothekengebiete von einander entfernt sind. Denkbar wäre, daß dieses Verhältniß eine Erschwerung des Obligationenabsatzes bewirkt. Der Prozeß der Zinsfußveränderung dauert eben länger als eine Wandlung im Geldstatus. Ladon.

Vom Stahlwerkverband erhielt ich den folgenden Brief:

Ladons Antwort (im Heft vom zwanzigsten Februar) zwingt uns noch zu einer kurzen Erwiderung. Wir haben nicht gefragt: „Was sind Schleuderpreise?“ Wir haben gefragt: Weshalb soll der Stahlwerkverband, der sich nach Ladons Auffassung der Konkurrenz der amerikanischen Werke nur mit Mühe erwehren kann, sich zu Schleuderpreisen entschließen, wenn diese Konkurrenz die Preise hochhält? Darauf ist uns Ladon die Antwort schuldig geblieben. Auch der Hinweis darauf, daß vor Jahren einmal eine deutsche Elektrizität-Gesellschaft einen Schienenauftrag zur Lieferung nach Südamerika an ein belgisches Werk vergeben hat, weil der Stahlwerkverband einen höheren Preis gefordert hatte als das belgische Werk, spricht nicht dafür, daß wir Schleuderpreise stellen. Bedauerlich war es sicher, daß dieser Auftrag einem ausländischen Werk zufiel, ohne daß dem Stahlwerkverband Gelegenheit geboten wurde, weiter zu konkurriren, und obwohl die Elektrizität-Gesellschaft, um die es sich handelte, ihre Haupteinnahmequelle in der deutschen Industrie hat. Uns wird bei ausländischen Bestellern die Konkurrenz mit den Werken dieser fremden Länder nicht so leicht gemacht. Der Vorgang ist wohl nur aus der leider in Deutschland immer noch vielfach zu findenden Vorliebe für alles Ausländische zu erklären.

Stahlwerkverband
Aktiengesellschaft.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. -- Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 13. März 1909.

Für Oesterreich?

1805.

Napoleon Bonaparte, der das Diadem der Römerkaiser, der Caesaren und Karlinger, auf das vom Papst gesegnete Haupt gestülpt hat, besinnt die Landung in England, die „sechs Jahrhunderte voll Schmach und Schimpf rächen soll", und reist, um Europens Auge von der Kanalküste, dem Ziel seines Planens, abzulenken, durch Italiens sommerlich prangende Flur. Kann der Plan gelingen? Alle Nüchternen zweifeln und William Pitt sitzt furchtlos in seiner Inselfestung. Ein geheimes Abkommen verbündet ihm Rußland, dessen junger Zar Alexander nach der Glanzrolle des Völkerbefreiers langt. Und seit Napoleon den Scheitel mit der Krone von Italien geschmückt und Ligurien dem Kaiserreich einverleibt hat, ist auch der casus foederis gegeben, den der austro-russische Vertrag vom Dezember 1804 voraussah. England, Oesterreich, Rußland: des Usurpators Sterbestunde muß nahen. Ein Kongreß wird ihn entkrönen oder ihm mindestens die Herrschaft über Italien, in Deutschland, Holland, der Schweiz das Mitbestimmungrecht nehmen und seinem Frankreich wieder den Rhein und die Mosel als Grenzen geben. Alexander war ein Schwärmer, den Adam Czartoryski für die Polensache gewonnen und zu hochmüthiger Geringschätzung Preußens beredet hatte. Pitt vermochte, wie die meisten Staatsmänner Britaniens, die festländischen Machtverhältnisse nicht richtig einzuschätzen. Und in der Hofburg herrschte Kaiser Franz, „das Skelett, dem das Verdienst seiner Vorfahren auf den Thron geholfen hat" (Bonaparte). Diese Trias wähnt, ohne Zusammenballung aller erreichbaren Machtmittel den Riesen bezwingen zu können. Zwar mahnt Erzherzog Johann, mahnt der Protestantenfeind Gentz selbst zur Verständigung

Google

mit Preußen, ohne das nichts auszurichten sei. Sie überreden schließlich den Kaiser auch zu dem Vorschlag eines austro-preußischen Bündnisses, das den fremden Eroberer niederwerfen und Oesterreich im Süden, Preußen im Norden Deutschlands die Oberhoheit sichern solle. Doch die Unterhändler kommen über lauen Eifer nicht hinaus; und, in Berlin hofft man noch immer, in behaglicher Ruhe den Welthändeln zuschauen zu können. Europa braucht Frieden, spricht der schwachgemuthe König, und Preußens Platz kann nur neben Denen sein, die auch unter Opfern den Frieden erhalten wollen. Selbst im Kriegsfall, schreibt Hardenberg, kann Norddeutschland neutral bleiben; und warum soll es sich nicht dem Franzosenkaiser verbünden, wenn er u Preußen einen ansehnlichen Machtzuwachs, etwa durch die Annexion Hannovers, erreichen hilft? Der König und der Minister des Auswärtigen empfinden nicht, daß es sich um eine Lebensfrage deutscher Zukunft handelt; daß dem Vormarsch des Korsen nur Halt zu gebieten ist, wenn Nord und Süd des deutschen Sprachbereiches zusammenwirken. Napoleon fühlt das Dämmern einer Schicksalsstunde. Rußland und Oesterreich rüsten? Gut; ihr Tempo, die Schranke ihres Kraftaufwandes kennt er. Die Absicht, Nelsons Flotte nach Westindien zu locken und im Kanal dann den Ueberfall vorzubereiten, hat die Wachsamkeit des großen Admirals vereitelt. Also muß die Entscheidung auf dem Festland fallen. Die Armee wird von Boulogne an den Rhein geschickt, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen werden ins bonapartische Lager hineingeschmeichelt, die Heerstraßen an der oberen Donau erspäht. Der Krieg kann beginnen. Preußen weist zwar den Bündnißantrag zurück, den der Gesandte Laforest im Auftrag des Kaisers ins Schloß bringt; will aber neutral bleiben. Und Napoleon höhnt: „Preußen mag thun und lassen, was ihm beliebt; es ist heute schon in die Reihe der Mächte zweiten Ranges hinabgesunken."

In Preußen wird um Zölle, Steuern, Verwaltungreformen gestritten. Salzmonopol, neuer Tarif für Ost- und Westpreußen, Fabrikkommissare, Bankpolitik: mit solchen Aufgaben ist das Generaldirektorium beschäftigt. Jede internationate Vereinbarung scheint eine Fessel. Napoleon bietet Hannover und ließe wohl, wenn Hardenberg ungehemmt weiter verhandeln dürfte, auch über Sachsen und Böhmen noch mit sich reden. Die Koalirten, England, Rußland, Oesterreich, Schweden, verheißen die Stärkung der Position, die Preußen bis zum Baseler Frieden auf dem linken Rheinufer gehabt hat. Von beiden Seiten winkt Gewinn; wer mit Fritzenmuth das Schwert zieht, kann ihn einheimsen. Doch Friedrich Wilhelm der Dritte ist nicht der Mann tapferen Entschlusses. Er möchte neutral bleiben und nichts riskiren; ist schon um den Preis der Neutralität Hannover zu haben: um so besser. Nur wollen die

Google

Großmächte nicht wieder, wie in den Tagen der Zweiten Koalition gegen Frankreich, durch preußische Zaudertaktik gehindert sein; wer ihnen Schwierigkeiten bereitet, gilt als gemeinsamer Feind. Alexander schreibt nach Berlin, ein Theil seines Heeres werde durch Südpreußen und Schlesien marschiren: und zwingt durch diesen Drohbrief den König zur Mobilmachung. Den Krieg hofft er noch zu vermeiden. Aber auch der Zustand, den die Staatsrechtssprache bewaffnete Neutralität nennt, kostet Geld. Stein soll helfen; dringt mit seinen Finanzreformvorschlägen aber noch nicht durch. Ihn dünkt der Krieg gegen Frankreich unvermeidlich, er möchte ihn in der für Preußen günstigsten Stunde wagen und scheut, unter Säuslern ein Mann, nicht den unpopulären Ruf des Kriegsparteiführers. Neutralität? Der Korse hat sie ja schon verletzt; hat, um die Oesterreicher bei Ulm zu fassen, ein Corps durch das preußische Franken geschickt. Den dadurch in der Brust Friedrich Wilhelms entstandenen Groll muß man nützen. Preußens ganzes Heer wird mobilisirt, der diplomatische Verkehr mit Frankreich abgebrochen, den Russen der Marsch durch Schlesien erlaubt. Alexander kommt nach Berlin und erobert, wie überall, rasch die Herzen. Auch Steins. Mit einem solchen Bundesgenossen, schreibt er, können wir den Kampf gegen den „gefürchtetsten Mann in Europa" getrost wagen. Der Uebermuth des Imperators ist nicht länger zu dulden; die Selbsterhaltungpflicht zwingt uns, an der Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichtes mitzuwirken. Der Friede ist ein gutes Ding; der Mann mit den zwei Kronen auf dem Plebejerhaupte träumt jetzt aber von neuen Siegen und ist humanen Friedenswünschen nicht erreichbar. Die Oeffentliche Meinung, die den inneren Zwang zu kriegerischer Wehr noch nicht empfindet, muß aufgeklärt und zur Erkenntniß der Lage geleitet werden. „Durch eine in der Stille zu veranlassende und zu autorisirende Schrift sind die Begriffe des Publikums von der Nothwendigkeit der Maßregeln, die zur Eröffnung außerordentlicher Quellen des öffentlichen Einkommens ergriffen werden, und von der Güte der Absichten und Aussichten zu bestimmen und zu befestigen." Johannes Müller erhält den Auftrag, ein Manifest zu verfassen, das den Titel tragen soll: „Von dem Krieg an die Preußen." Und Stein schreibt an Hardenberg: „Gott gebe, daß man in diesem Moment der Krisis kraftvoll handle!" Gottes Ohr verschließt sich dem Wunsch des preußischen Patrioten. Friedrich Wilhelm kann von der Hoffnung auf friedliche Verständigung nicht lassen. Der Eindruck des französischen Neutralitätbruches ist bald aus seiner Bourgeoisseele verwischt. Auch Hardenberg fühlt nicht, daß jetzt nur ein rascher Entschluß zum Aeußersten zu retten vermag, und räth zu dem Versuch bewaffneter Vermittlung (der durch jeden Sieg des Imperators doch überholt würde). Und selbst diesem

Google

Rath folgt der König nur, weil ihn der Zar darum bittet (uniquement par amitié pour moi, schreibt Alexander). Im Potsdamer Vertrag übernimmt Preußen die Pflicht, Napoleon zur Anerkennung des Besitzstandes von Luneville zu bringen oder der Koalition beizutreten; für den zweiten Fall wird ihm eine stattliche Gebietserweiterung zugesagt. Als der Zar auf die Wiederherstellung des Polenreiches (dessen Krone er schon auf seinem jungen Haupt schimmern sah) verzichtet und am Sarg Friedrichs des Großen den König umarmt hat, scheint das Bündniß besiegelt und stark genug, allen Stürmen zu trotzen. Daß es gar nicht erst erprobt wurde, ist Alexanders Schuld. Der wollte die Welt durch einen schnell entscheidenden Sieg überraschen, ging, ohne Preußens Intervention und Kriegsbereitschaft abzuwarten, gegen die klug gewählte Stellung der Franzosen vor und schuf dem Imperator die Möglichkeit, bei Austerlitz den Jahrestag seiner Krönung zu feiern. Oesterreich erbittet einen Waffenstillstand. Rußland stellt die in Schlesien und Niedersachsen versammelten Truppen unter preußischen Befehl. Friedrich Wilhelm gebietet über dreihunderttausend Mann und kann nicht nur Norddeutschlands Freiheit wahren, sondern auch Oesterreich zu einem anständigen Frieden helfen. Findet er im Drang nun wenigstens die Kraft zu dem nothwendigen Entschluß? Graf Christian Haugwitz ist ins französische Lager geschickt worden, um mit Napoleon zu verhandeln. Er muß, wenn seine Mission Erfolg haben soll, das Ultimatum so rasch vorlegen, daß ein Sieg des Gegners es nicht unwirksam machen kann. Erwähnt es in dem einzigen Gespräch, das er mit Napoleon vor dem Tag von Austerlitz hat, aber gar nicht und verpflichtet Preußen, während der diplomatischen Verhandlung mit Frankreich den Truppen der Koalition die hannoversche Grenze zu sperren und damit die Möglichkeit eines Marsches nach Holland zu nehmen. Er droht nicht, spricht nicht von bewaffneter Intervention, deutet nicht einmal an, daß Preußen den Oesterreichern beistehen wolle, läßt sich mit schlauen Worten abspeisen und übergiebt in Wien, während bei Austerlitz die Sonne sinkt, leichten Herzens dem Courier seinen Bericht. Als Stein den Inhalt kennt, schreibt er an Hardenberg: „Das Benehmen des Grafen Haugwitz ist feig, doppelzüngig, strafbar und bestärkt mich nur in der tiefen Verachtung, die mir dieser verächtliche Sykophant stets eingeflößt hat. Seine Feigheit hat sich darin gezeigt, daß er nicht einmal gewagt hat, den Friedensvorschlag auszusprechen, dessen Ueberbringer er war, und daß er die Bedingung annahm, durch die ein verbündetes Heer im Norden lahmgelegt wurde. Seine Perfidie hat er dadurch bekundet, daß er nichts that, um mit den Verbündeten Rücksprache zu nehmen, daß er sich weder mit Stadion (dem österreichischen Minister) zu besprechen

Google

gesucht noch mit den beiden Kaiserhöfen von Rußland und Oesterreich in Verbindung gesetzt hat. Man muß diese eben so verächtliche wie perfide Kreatur zurückrufen, auf ihre Güter schicken und den Krieg beginnen, indem man in Böhmen einrückt und auf die Donau marschirt." Auch Hardenberg tadelt den Grafen hart, Beyme nennt ihn einen verächtlichen Schurken und noch in Treitschkes (dem König allzu günstiger) Darstellung ist er ein „charakterloser Mann" und „pflichtvergessener Unterhändler". Heute wissen wir, daß Haugwitz nur den Befehl Friedrich Wilhelms ausgeführt hat. Der eingeschüchterte Monarch wollte um jeden Preis den Krieg gegen Frankreich vermeiden (zu dem der von Alexander Ueberrumpelte sich doch bereit erklärt hatte) und gab dem Bevollmächtigten heimlich den Auftrag, sich im Lager des Korsen nachgiebig zu zeigen. Die koalirten Mächte und die preußischen Minister mußten glauben, Haugwitz sei der Ueberbringer einer Drohnote. Friedrich Wilhelm hatte ihm befohlen, das Ultimatum zu verschweigen. Amtliche und königliche Politik.

Noch ists nicht zu spät. Oesterreich hat sich im Waffenstillstandspakt verpflichtet, seine Grenze keinem fremden Heer zu öffnen. Rußland hat Preußen von der Fessel des Potsdamer Vertrages entbunden, will ihm aber mit seiner ganzen Macht beistehen, wenn es den Krieg friedlicher Verständigung vorzieht. Einstweilen sind die Corps Tolstoi und Bennigsen leicht heranzuziehen; mit den Preußen, Sachsen, Hessen über zweihunderttausend Mann. Hat Preußen noch die Kraft zum Wollen, so kann es mit solcher Truppenzahl seine Unabhängigkeit wahren und einen leidlichen Vergleich erwirken. Unsere Mittel, schreibt Stein, finanzielle und militärische, erlauben uns, eine ehrenvolle Unabhängigkeit zu erstreben und durchzusetzen. Doch wieder versagt der König. Zwar sträubt er sich, den von Haugwitz aus Schönbrunn nach Berlin gebrachten Vertrag zu ratifiziren, der dem Staat Fritzens Ansbach und Kleve nimmt, ihn zur Anerkennung aller den Oesterreichern im künftigen Frieden aufzuerlegenden Bedingungen, in einem anderen Artikel zur Anerkennung des unantastbaren türkischen Besitzstandes verpflichtet und ihm als Entgelt das Kurfürstenthum Hannover zuspricht. Dieser Vertrag, der Preußen zu Schutz und Trutz an Frankreich bindet, scheint selbst den friedseligen Berlinern gar zu schimpflich; er würde den Briten, von denen Preußen eben Subsidien annehmen wollte, Hannover rauben, auf das Frankreich nicht das geringste Recht hat, und die Höfe von London, Wien, Petersburg in Todfeindschaft gegen die treulosen Preußen hetzen. Aber Friedrich Wilhelm zaudert so lange, vertrödelt in seiner Angst so viel Zeit an den Versuch, das Benefizium des Bündnisses ohne dessen Nachtheile einzustreichen, daß dem Sieger von Austerlitz Muße bleibt, seine Heersäulen näher an die preußischen Grenzen zu rücken. Als er so weit ist und

Google

erfährt, daß der König, um Geld zu sparen und den Titanen nicht zu reizen, die Kriegsrüstung abgelegt, die Armee auf den Friedensfuß zurückgebracht hat, sagt er lächelnd zu Haugwitz, auch ihm passe nun der Schönbrunner Vertrag nicht mehr; für Ansbach könne er keine Entschädigung geben und Preußen müsse seine Häfen und Flußmündungen an der Nordsee und den lübecker Hafen der Schiffahrt und dem Handel Englands sperren. Auch diesen demüthigenden Zusatz hat Haugwitz hingenommen; und der König hat den Pariser Vertrag, der doch wesentlich ungünstiger war als der in Schönbrunn entworfene, in seiner Kriegscheu hastig ratifizirt. Wie diese muthlose Opferung preußischer Lebensinteressen auf starke Herzen wirkte, spürt man in Steins Worten: „Hätte eine große moralische und intellektuelle Kraft unseren Staat geleitet, so würde sie die Koalition, ehe sie den Stoß, der sie bei Austerlitz traf, erlitten, zu dem großen Zweck der Befreiung Europas von der französischen Uebermacht geleitet und nach ihm wieder aufgerichtet haben. Diese Kraft fehlte. Ich kann Dem, dem sie die Natur versagte, so wenig Vorwürfe machen, wie Sie mich anklagen können, nicht Newton zu sein. Ich erkenne hierin den Willen der Vorsehung und es bleibt nichts übrig als Glaube und Ergebung."

Die Gelegenheit war versäumt. Zu spät sah man, in den Tagen von Jena, ein, welcher Fehler es war, Oesterreich im Stich zu lassen. Das hatte Bonaparte früh erkannt. Schon in Schönbrunn rief er: „Wenn ich Preußens sicher bin, muß Oesterreich thun, was ich will!" Erzwang mit dem ersten Vertrag (dem er in Paris dann noch die Spitze gegen England gab) vom wiener Hof die Abtretung des venetischen, tirolischen und schwäbischen Besitzes. Und lernte Preußen, dessen thörichte Furchtsamkeit ihm den Weg gekürzt hat, nie wieder respektiren. Am zwölften September 1806 schreibt er aus Saint-Cloud an Talleyrand: „Der Gedanke, Preußen könne allein Etwas gegen mich unternehmen, ist so lächerlich, daß er mir der Erörterung nicht werth scheint. Mein Bündniß mit Preußen beruht auf der Furcht. In Berlin ist das Kabinet so verächtlich, der König so charakterlos, der Hof so völlig von der Abenteuersucht junger Offiziere beherrscht, daß mit dieser Macht nicht ernsthaft zu rechnen ist. Was sie jetzt gethan hat, wird sie wieder thun: rüsten, zaudern, während draußen gekämpft wird, abrüsten und sich mit dem Sieger verständigen. Wir dürfen sie nicht durch direkte Drohung allzu sehr erschrecken; es genügt, wenn wir in Berlin sagen: Legt Eure Rüstung ab oder ich muß meine verstärken. Das mindert die Furcht und läßt sie doch nicht einschlafen. Auf solchem Mittelweg wächst das Heilkraut, mit dem man Preußen behandeln muß." Zu dieser Schätzung hatte die unkönigliche Politik des Königs dem Staat Friedrichs verholfen. Ihn machte Stein, machte jeder aus wachem Auge dem Gang der Dinge

Google

Zuschauende für das Geschehen und Unterlassen verantwortlich. Und von ihm und seinen Kreaturen Haugwitz und Köckritz gilt, was der Steinbiograph Max Lehmann von den preußischen Staatsmännern sagt: „Sie wollten ernten, ohne gesät, gewinnen, ohne gesetzt, siegen, ohne gekämpft zu haben." Sie fühlten nicht, daß Oesterreich diesmal für die alldeutsche Sache focht.

1909.

Daß Oesterreich für die alldeutsche Sache ficht, scheint auch heute wieder von Vielen nicht klar erkannt zu werden. „Wozu setzen wir uns für österreichische Interessen einer Kriegsgefahr aus?" Das hört man jetzt täglich; von verständigen, auf ihre Art patriotischen Leuten. Täglich die Erinnerung an Bismarcks Rath, die Option zwischen Rußland und Oesterreich zu meiden und Balkanfragen, wenn der Wahl nicht auszuweichen ist, lieber im russischen als im österreichischen Sinn zu beantworten. „Der Kaiser Franz Joseph ist eine ehrliche Natur, aber das österreichisch-ungarische Staatsschiff ist von so eigenthümlicher Zusammensetzung, daß seine Schwankungen, denen der Monarch seine Haltung an Bord anbequemen muß, sich kaum im Voraus berechnen lassen. Die centrifugalen Einflüsse der einzelnen Nationalitäten, das Ineinandergreifen der vitalen Interessen, die Oesterreich nach der deutschen, der italienischen, der orientalischen und der polnischen Seite hin gleichzeitig zu vertreten hat, die Unlenksamkeit des ungarischen Nationalgeistes und vor Allem die Unberechenbarkeit, mit der beichtväterliche Einflüsse die politischen Entschließungen kreuzen, legen jedem Bundesgenossen Oesterreichs die Pflicht auf, vorsichtig zu sein und die Interessen der eigenen Unterthanen nicht ausschließlich von der österreichischen Politik abhängig zu machen... Kann sich nicht die Politik für Pflicht gehaltener Undankbarkeit, deren Schwarzenberg sich Rußland gegenüber rühmte, in anderer Richtung wiederholen, die Politik, die uns von 1792 bis 1795, während wir mit Oesterreich im Feld standen, Verlegenheiten bereitete und im Stich ließ, um uns gegenüber in den polnischen Händeln stark genug zu bleiben, die bis dicht an den Erfolg bestrebt war, uns einen russischen Krieg auf den Hals zu ziehen, während wir als nominelle Verbündete für das Deutsche Reich gegen Frankreich fochten, die sich auf dem Wiener Kongreß bis nah zum Krieg zwischen Rußland und Preußen geltend machte? Die Anwandlungen, ähnliche Wege einzuschlagen, werden für jetzt durch die persönliche Ehrlichkeit und Treue des Kaisers Franz Joseph niedergehalten und dieser Monarch ist nicht mehr so jung und ohne Erfahrung wie zu der Zeit, da er sich von der persönlichen Rancune des Grafen Buol gegen den Kaiser Nikolaus zum politischen Druck auf Rußland bestimmen ließ, wenige Jahre nach

Google

Vilagos; aber seine Garantie ist eine rein persönliche, fällt mit dem Personenwechsel hinweg und die Elemente, die die Träger einer rivalisirenden Politik in verschiedenen Epochen gewesen sind, können zu neuem Einfluß gelangen... Die Eindrücke und Kräfte, unter denen die Zukunft der wiener Politik sich zu gestalten haben wird, sind komplizirter als bei uns, wegen der Mannichfaltigkeit der Nationalitäten, der Divergenz ihrer Bestrebungen, der klerikalen Einflüsse und der in den Breiten des Balkan und des Schwarzen Meeres für die Donauländer liegenden Versuchungen. Wir dürfen Oesterreich nicht verlassen, aber auch die Möglichkeit, daß wir von Oesterreich freiwillig oder unfreiwillig verlassen werden, nicht aus den Augen verlieren. Die Möglichkeiten, die uns in solchen Fällen offen bleiben, muß die Leitung der deutschen Politik, wenn sie ihre Pflicht thun will, sich klar machen und gewärtig halten, bevor sie eintreten, und sie dürfen nicht von Vorliebe und Verstimmung abhängen, sondern nur von objektiver Erwägung der nationalen Interessen." („Gedanken und Erinnerungen.") Also muß Jeder, der an Bismarck glaubt, die entschiedene Unterstützung der österreichischen Balkanpolitik jetzt tadeln? Nein. Erstens gilt hier Molières Wort: „Quand sur une personne on prétend se régler, c'est par les beaux côtés qu'il lui faut ressembler"; und zu den objektiv schönen, in alle Ewigkeit als Muster brauchbaren Seiten bismärckischen Wesens gehört die mißtrauische Antipathie nicht, die der größte Preuße gegen Oesterreich hegte, seit er Schwarzenbergs Depesche vom siebenten Dezember 1850 gelesen hatte, „in welcher der Fürst die olmützer Ergebnisse so darstellt, als ob es von ihm abgehangen habe, Preußen zu demüthigen oder großmüthig zu pardonniren". Zweitens ist die Zeit, von der und für die Bismarck sprach, unwiederbringlich dahin und die Furcht, Rußland könne sich, wenn wir ihm Hilfe oder wohlwollende Neutralität weigern, einer uns feindsäligen Koalition anschließen, unzeitgemäß, seit dieser Anschluß Ereigniß geworden ist. Bismärckische Politik treibt Der aber nicht, der unter veränderten Umständen handelt, wie Bismarck in einer bestimmten Stunde gehandelt oder gerathen hat, sondern nur der geistig autonome Staatsmann, der aus der Summe des Möglichen das im Augenblick Nothwendige so klug, so tapfer, so nüchtern zu errechnen vermag wie Bismarck unter dem Druck der Verantwortlichkeit. Drittens hätte der Mann, der vom Winter des Jahres 1805 als von einer versäumten Gelegenheit sprach, die Wiederholung des damals gemachten Fehlers niemals gebilligt. Und viertens handelt sichs für uns da unten nicht um österreichische Interessen, sondern um deutsche. Merken wir Das wieder zu spät, dann treiben wir Oesterreich ins Lager des Feindes und erneuen die kaunitzische Koalition, deren Schreckbild, nach dem Wort Peters Schumalow, den ersten Kanzler den Schlummer störte.

Warum wird Oesterreich bedroht, gescholten, mit immer neuer Schwierigkeit umdrängt? Weil es in der Aera des jungtürkischen Parlamentarismus, der Bosniaken und Herzegowzen an die Wahlurne rufen konnte, sein Hoheitrecht dem Bereich des Zweifels entrückt, das Ansehen des alten Kaisers zur Erledigung eines dem Nachfolger unbequemeren Staatsgeschäftes benutzt und die seit dreißig Jahren okkupirten Balkanprovinzen annektirt hat? Nein: weil es dem Deutschen Reich verbündet und noch nicht entschlossen ist, diese Bundesgenossenschaft gegen einen anglo-russisch-französischen Assekuranzvertrag zu tauschen. Keine Großmacht hat geglaubt, Oesterreich werde die ihm in Reichstadt, auf dem Berliner Kongreß und durch ein geheimes Separatabkommen zugesprochenen Provinzen je wieder räumen. Keiner kann die Beantwortung der Frage, ob Oesterreichs Souverainetätrecht in diesen Provinzen beschränkt bleiben solle, wichtiger sein als der Türkei, die sich, nachdem ihr ein anständiges Trinkgeld gewährt war, mit der Annexion abgefunden hat. Keine würde sich für Serbiens Sehnsucht nach einem Weg an die Meeresküste erhitzen. Was seit dem siegreichen Jungtürkenputsch geschah, hat aber bewiesen, daß die Einkreisung ziemlich unwirksam bleiben muß, so lange Oesterreich an Deutschlands Seite ausharrt. Frankreich will nicht, Rußland kann noch nicht losschlagen. Die Heere der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche wären vereint so stark, daß selbst der skrupellose Herr Iswolskij nicht wagen würde, die Reste russischer Wehrmacht diesem Anprall auszusetzen. Deshalb soll Oesterreich eingeschüchtert und aus dem Bund geängstet werden. Ist dieses Ziel erreicht, dann ist Deutschland in unbequemer Lage und, da Oesterreich sich dem feindlichen Concern anschließen müßte, gezwungen, gegen die kaunitzische Koalition (Frankreich, Rußland, Oesterreich unter britischem Patronat) zu kämpfen oder von ihr demüthigende Zumuthung hinzunehmen. Was die Gegner hindern kann, an dieses Ziel ihrer Wünsche zu kommen, muß versucht werden. Und der Staatsmann, der dazu mitwirkt, dient nicht den Habsburg-Lothringern, sondern dem Deutschen Reich. Für dessen Lebensinteresse der höchste Preis nicht zu hoch sein darf; auch der mit dem Blut deutscher Menschen zu zahlende nicht. Und die Erkenntniß der Zahlungbereitschaft würde genügen.

Vielleicht wäre die Erneuung des Dreikaiserbündnisses möglich geworden, wenn Deutschland sich für das russische Verlangen der Meerengenöffnung eingesetzt hätte. Frankreich konnte dem Wunsch der nalion amie et alliée kaum widersprechen, Oesterreich hatte ihm zugestimmt, und gelang es den Briten, die neuen Tyrannen der Türkei zu ernstlicher Abwehr zu waffnen, so konnten die Botschafter der Kaiserreiche in Petersburg sagen: Jetzt seht Ihr, wo Eure Feinde zu suchen, Eure zuverlässigen Freunde zu finden sind. Im-

Go gle

merhin sprach manches Bedenken gegen den Versuch, den Osmanen auch dieses Opfer noch in der Stunde nationaler Erregtheit aufzuzwingen. Da er nicht unternommen ward, blieb keine Wahl. Wir mußten mit Oesterreich gehen. Früher gemachte Fehler tilgt auch der beste Wille nicht binnen kurzer Frist. Jetzt mußten wir. Diese Nothwendigkeit hat der Kanzler erkannt und oft ausgesprochen, daß unser Platz an Oesterreichs Seite sei. Nicht so unzweideutig sprach leider die offiziöse Presse. Als in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gesagt worden war, Oesterreich handle, wie es müsse, und dürfe auch für den Fall schärferen Konfliktes mit Serbien und dessen Protektoren zuversichtlich auf die deutsche Hilfe zählen, erschien in der fast eben so offiziösen Kölnischen Zeitung ein im Ton einer Bußpredigt gehaltener Artikel, der Herrn von Aehrenthal rieth, „dem kleinen Nachbarstaat aus freier Entschließung Zugeständnisse zu machen", und der austro-ungarischen Presse eine mildere Behandlung Serbiens empfahl. Dieser Artikel, den Wolffs Telegraphen-Bureau (auf wessen Weisung?) verbreitete, blieb nicht vereinzelt. Die Folgen? In Paris hieß es, Deutschland werde mit sich reden lassen; in Wien wurde gedruckt, von Deutschland sei nicht viel mehr zu erwarten als, von Zeit zu Zeit, ein Artikel der Norddeutschen, dessen Werth durch lästige Rathschläge der Kölnischen noch gemindert werde; in den Times las man, Deutschland lasse die Kanonen krachen, um das Rückzugsgeräusch zu übertönen, und in der Daily Mail, Deutschland wolle keinen Krieg und wage ein kräftiges Wort nur, wenn nichts Gefährliches mehr zu fürchten sei. So gehts nicht weiter. Wohin wir mit einer zwiespältigen Politik, einer offiziellen und einer offiziösen, kommen, hat der Marokkostreit gelehrt. Wenn die Preßmannschaft des Auswärtigen Amtes damals nicht, statt der amtlichen, die kaiserliche Politik („des impulsiven Entgegenkommens") unterstützt hätte, wären die Zumuthungen, denen wir uns dann, dem Reich zum Unheil, fügten, nie an uns gelangt. Dieses Doppelspiel darf sich nicht wiederholen. Um keinen Preis der Glaube entstehen, das Deutsche Reich betheure zwar täglich seine Bundestreue, wolle sich den äußersten Konsequenzen aber entziehen und lasse, um Oesterreich zu Nachgiebigkeit zu stimmen, von bieder blickenden Konsorten deshalb Schonung des serbischen Nationalstolzes empfehlen. Daran mögen die Erben Lombards und die Ueberlebenden der Troisième Allemagne unseligen Angedenkens ihre Freude haben, denen jede in Paris fabrizirte Meinung höchster Bewunderung werth scheint. Wer deutsche Politik machen will, muß zunächst wissen, was Deutschlands Interesse heischt.

Das ist nur gewahrt, wenn Oesterreich-Ungarn den Handel mit allen Ehren und mit greifbarem Vortheil abschließt. Dann wäre dem Islam und den christlichen Balkanvölkern, Europen und ihren Geschwistern bewiesen,

Google

daß Eduards Concern nicht Alles, was ihm beliebt, durchzusetzen vermag und daß die zwischen Nordsee und Adria herrschenden Kaisermächte Kraft und Ausdauer genug haben, um auch auf einem umlauerten und umdrohten Weg ans Ziel ihres Wollens zu gelangen. Noch ist dieser Erfolg nicht sicher. Die wiener Polik ist recht matt und zahm geworden; sie hat von Serbien Frechheiten hingenommen, die mit Würde und Rang einer Großmacht kaum noch vereinbar sind, und immer wieder betheuert, sie sei zur Verständigung mit den belgrader Schreihälsen bereit. Der Starke kann dem Schwächeren mehr erlauben als einem an Macht ihm Gleichen; weicht er aber zurück, so verhallt der Hinweis auf seine Stärke. Daß eine Großmacht sich Monate lang von einem Knirps schimpfen, als Straßenräuber denunziren, zu kostspieliger Rüstung und Grenzbewachung zwingen läßt und das Lümmelchen stets noch mit sanfter Höflichkeit behandelt, ist ohne Beispiel in der Geschichte. Die Rechtsfrage ist rasch beantwortet. Wie Oesterreich seine Provinzen verwaltet und sein Verhältniß zur Türkei ordnet, geht Serbien nicht an; dieser Staat hat nicht das allergeringste Recht, dabei mitzureden und Entschädigung zu fordern, weil Franz Joseph fortan in Bosnien und der Herzegowina der einzig souveraine Herr sein wird. Bleibt die (wichtigere) Machtfrage. Serbien wird von England, Rußland, Italien, seit Eduards pariser Reise auch wieder von Frankreich mit offener Entschlossenheit unterstützt. Wozu sind die vier Mächte entschlossen? Für Serbien, das einen Ausgang nach der Küste braucht, Krieg zu führen? Dann sollen sies thun. Heute lieber als morgen. Dann soll man ihnen nicht erst Zeit zu gemächlicher Vorbereitung lassen, sondern die Stunde wählen, die in Berlin und Wien den Generalstäben die für den Kampf günstigste scheint.

Die Vier werden sich hüten. In der Reichsduma ist festgestellt worden, daß Rußland kaum das zur Landesvertheidigung Nothwendige zu leisten vermöchte; wenn der Kerntruppenrest als chair à canon an die Grenzen spedirt wird, sinkt das Reich in Anarchie zurück und das Haus Holstein-Gottorp mag um sein Kaiserrecht zittern. Frankreichs Wehrmacht wird von Allen, die noch in der Vorstellungwelt der siebenziger Jahre leben, phantastisch überschätzt. Nicht von nüchternen Franzosen. Die wissen, was sie von einem Kriege gegen Deutschland zu erwarten hätten, und werden ihn meiden, so lange es irgend möglich ist. Mit der Britenflotte wäre in solchem Krieg nicht viel anzufangen, wenn unsere Schiffe sich nicht zur Schlacht stellten und die deutsche Ueberlegenheit in der Luftschiffahrt und Unterseebootstechnik klug ausgenützt würde. Italien wird die erste Entscheidungschlacht abwarten und dem Sieger dann enthusiastisch erklären, daß es mit seinen heißesten Wünschen immer bei ihm

Google

war. Was wollen die Vier also? In Südosteuropa probiren, was in Nordwestafrika so guten Ertrag gebracht hat. Sie haben gesehen, daß vor und in Algesiras das Deutsche Reich jedem Druck nachgegeben hat, und hoffen, dieses angenehme Schauspiel noch einmal zu erleben. Dann wird Oesterreich (dem man die Verständigung mit Rußland, sogar mit Italien bequem machen würde) von Deutschland abgedrängt oder das Ansehen beider Reiche (nicht nur im islamischen Gebiet) doch so geschmälert, daß von dem Loch im Südosten des Isolirungskreises keine ernstliche Gefährdung mehr zu fürchten ist.

Das darf nicht geschehen. Das wird nicht geschehen, wenn in Wien kein Zweifel darüber bleibt, daß Deutschland diesmal bis ans Ende durchhalten und kein Wille mächtig genug sein wird, die deutsche Politik von dem bedachtsam gewählten Weg je abzubringen. Von dem gewählten Weg? Blieb denn eine Wahl? Dem nur, der auch Oesterreich noch verlieren, das Land Fritzens und Bismarcks zum Kinderspott erniedern und dann vielleicht über Vereinsamung und Mißachtung jammern wollte. Das muß der Nation gesagt und als Oeffentliche Meinung proklamirt werden. Hat der Meister des Umganges mit Preßmenschen denn ganz vergessen, daß auch ein mündiges Volk auf eine Konfliktsmöglichkeit vorbereitet werden muß? Noch ist nicht versucht worden, die Deutschen zu überzeugen, daß von Ost ein Krieg kommen kann, dem nur ein Tropf zaghaft ausbiegen würde und der nicht, wie die Kurzsicht wähnt, für Oesterreichs, sondern für Deutschlands Lebensinteresse zu führen wäre. Reichte 1805 der Blick des Freiherrn vom Stein weiter als 1909 der des Fürsten Bülow? Soll die Nation wieder, wie 1905, in dem Irrglauben gelassen werden, man wolle sie wegen eines Pappenstieles ins Feuer bringen? Sobald sie erkannt hat, welcher Preis auf dem Kampfspiel steht, wird sie ihren Willen zu wuchtiger Geltung bringen und Denen Schweigen gebieten, die Oesterreich zu feiger Nachgiebigkeit rathen und dem Deutschen Kanzler empfehlen, sich den Wünschen der Westmächte anzupassen, die es so gut mit uns meinen und sich so emsig für den Frieden bemühen. Für einen Frieden, versteht sich, der dem Erdkreis zeigt: „Den Berlinern gelingt nichts mehr, und wer sich mit ihnen einläßt, ist schon halb verloren.“ Stolz und hart wollen wir Oesterreich. Eine Registrirkonferenz allenfalls; keine, von der Franz Joseph den Rechtsspruch zu erwarten hätte. Kollektivnoten können in Belgrad nützen, sind in Wien aber, wenn sie die serbische Anmaßung direkt oder indirekt fördern, als Makulatur zu behandeln. Hat denn Niemand mehr den Muth, zu wollen? Des Gezerrs und Gezeters wäre rasch ein Ende und die Lautesten würden stumm, wenn man draußen erst wieder wüßte: Deutschland ist zur Kraftprobe bereit.

Google

Weshalb ein Lehrer sein Amt verliert.

Am achtzehnten November stellte sich mir in meiner Wohnung der junge Lehrer vor, der wegen einer Kaiser-Geburtstagsrede, die er 1903 in Josefowo, Kreis Mogilno, bei Gnesen im Kriegerverein gehalten hat, aus dem Lehrdienst entlassen worden ist. Die Entlassung ist mit den folgenden Worten begründet: „Sie haben durch Ihr außerdienstliches Verhalten in gröblichster Weise Ihre Pflichten verletzt und sich der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, die Ihr Beruf erfordern, unwürdig gezeigt.“ Paul Gläsmer (so heißt der Uebelthäter) ist zweiundzwanzig Jahre alt und war erst seit zwei Jahren als Volksschullehrer angestellt Nichts lag gegen ihn vor: seine Zeugnisse lauten günstig. Er macht einen ernsten, sicheren und freundlichen Eindruck. So sieht kein Umstürzler aus, wohl aber ein jugendlicher Idealist edlen Strebens. Der Kriegerverein hatte ihn mit in den Vorstand gewählt und zum Schriftführer ernannt. Alle Schuld liegt also in dem Wortlaut seiner Kaiserrede, die ich mir vorlegen ließ, um einen rechten Einblick in den jetzt herrschenden Geist der preußischen Schulbureaukratie zu gewinnen.

Ich muß gestehen, daß ich mit wachsendem Staunen und mit Beschämung las. Mit Beschämung darüber, daß solche Worte einer ehrlich patriotischen, mannhaften und durchaus wahrhaftigen Gesinnung in Preußen einen Beamten um Brot und Stellung bringen können. Die Rede verdiente als Denkmal reaktionärer Unduldsamkeit, als ein Zeugniß gegen den Geist des Herrn Ministers Holle eine Weiterverbreitung. Es würde dann selbst den Kurzsichtigen klar werden, wie leicht sich unsere Regirung über die wichtigsten Grundlagen unserer Verfassung hinwegsetzen zu dürfen glaubt, wenn es gilt, liberale Anschauungen zu bekämpfen, die unser Bürgerthum in seiner Blüthezeit beseelten und die bei nationalsozialen und liberaldemokratischen Parteien auch heute noch in Ehren stehen. Die Rede beginnt mit einem wahren Hymnus auf das Kaiserhaus:

„Unser Kaiser an der Spitze eines auserwählten Volkes Wie hat er sich würdig erwiesen, Herrscher zu sein über die Nachkommen des alten stolzen Germanengeschlechtes! Wilhelm II. ist bis jetzt der glänzendste Vertreter des neugegründeten Deutschen Reiches; sein Stern wird einst noch heller strahlen. Wir dürfen wohl mit Stolz uns rühmen, daß kein anderes Volk der Erde einen solchen Herrscher aufzuweisen hat . . . Alle Welt richtet die Augen auf ihn. Ueberall hat er glühende Verehrer und Bewunderer . . . Wilhelm II. ist eine Persönlichkeit, eine faszinirende Persönlichkeit.“

In diesem Festton ist die ganze Rede gehalten; geht dann freilich auch zu kritischen Betrachtungen über. Heute kenne man kein Fürstenthum, das auf steiler Höh' über dem Volk stehe, sondern eins, das im Volk stehe und fest wurzele. Von der Sozialdemokratie rückt Gläsmer ab:

„Ich will keineswegs für die Sozialdemokratie werben. Unser Vaterland

Google

würde erst vollen Nutzen von ihr haben, wenn aus Sozialdemokraten mehr soziale Demokraten werden, die über ihrem Parteiinteresse nicht das Wohl des gesammten Volkes aus dem Auge verlieren. Doch gilt diese Forderung eben so, wenn nicht in höherem Maße, den angeblich staatserhaltenden Parteien, die als solche mit besserem Beispiel vorangehen müssen."

Damit kommen wir schon in den Bereich der sechs Stellen der Rede, an denen die Schulbehörde Anstoß genommen hat. Ich lasse sie hier folgen:

1. „Man wird den Krieg als eine Verirrung des Menschengeistes erkennen, die des Menschen im zwanzigsten Jahrhundert nicht mehr würdig ist". Eine Meinung, im Kriegerverein nicht gut am Platz, aber doch nicht frevelhaft. Selbst Kant schrieb bekanntlich über den ewigen Frieden und Heinrich von Treitschke hielt es für nöthig, mit der ganzen Wucht seiner Beredsamkeit gegen „diese Einseitigkeit einer allzu bürgerlichen Gesinnung" aufzutreten, in der sich nach seiner Meinung die allerbedenklichsten Gebrechen unseres Liberalismus, der ganze Unsegen des kleinstaatlichen Bildungsganges offenbarten. Aber täglich werde von hundert Zeitungen jene alte Irrlehre vom ewigen Frieden von quäkerischen Schwärmern, weiblichen Naturen und den Vertretern einer staatfeindlichen Lehre alten Naturrechtes als allerneuste politische Weisheit vorgeführt. Und zu diesem Bodensatze längst überwundener Doktrinen gesellen sich der Materialismus unseres erwerbenden Jahrhunderts, das Mammonspriesterthum der Manchesterschule, dem natürlich eine entsprechende nationalökonomische Theorie Berechtigung erkämpfen müsse. Wenn nach seinem Zeugniß von zehn deutschen Lehrbüchern der Staatswissenschaft neun das Heer in einen bescheidenen Winkel ihres Systems bringen und nur als ein Werkzeug der auswärtigen Politik behandeln, so darf man doch einem jungen Lehrer von zweiundzwanzig Jahren nicht übelnehmen, daß auch er der Hoffnung Ausdruck gab, der Krieg werde ganz aus der Welt scheiden und die Riesenheere entbehrlich machen. Und wenn jetzt alle Staaten den haager Friedenskongreß beschicken, so darf auch diesem jungen Lehrer eine Gemüthsanwandlung im Geiste der Bertha von Suttner doch gewiß nicht zum Verbrechen angerechnet werden. Die humane Lehre der Friedensapostel findet Anhänger in allen Ländern und unter allen Parteien. Sie mag utopistisch sein. Zugegeben. Aber unser junger Lehrer hat eben so gut wie unser Kaiser und unsere Minister das Recht, von dem so reichlich Gebrauch gemacht wird, Fehlerhaftes zu behaupten. Ich hätte ihm Luthers Schriftchen „Ob Kriegsleute auch in seligem Stand sein können" und Treitschkes Aufsatz über „Das konstitutionelle Königthum" („Historische und politische Aufsätze") zur Lecture empfohlen; da fände er eine wahre Apologie und Verherrlichung des Krieges: ohne den Idealismus des Krieges sei ein echter politischer Idealismus gar nicht möglich.

2. „Unsere Demokratie wäre nicht so radikal, wenn es keine preußischen Junker gäbe." Wieder nur eine Meinung, die als solche weder falsch noch

Google

irgend strafbar ist. Indem er selbst tadelnd die Demokratie als radikal bezeichnet, bekennt er sich als ihren Gegner, mindestens nicht als ihren Anhänger. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß das Junkersystem in Preußen an dem raschen Wachsthum der demokratischen Parteien die meiste Schuld trägt; diese Parteien nennen bekanntlich das preußische Abgeordnetenhaus ein Junkerparlament, die preußische Schule eine Junkerschule. Weshalb soll dem Paul Gläßmer zu sagen verboten sein, was eine historische Thatsache und in Aller Munde ist? Etwa, weil er Beamter war? Ist der preußische Beamte zum Schweigen, ist er zum Konservativismus verpflichtet? Genießt nicht auch er das in der Verfassung garantirte Recht, das dem Staatsbürger durch die Artikel 27 und 28 Freiheit der Meinungäußerung durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung sichert? Mehr und mehr gewinnt es freilich den Anschein, als sollten die preußischen Lehrer als Bürger zweiten Grades behandelt werden. Ein Schrei der Entrüstung ging durch die deutsche Beamtenschaft, als der Welfenkönig einst seinen Beamten das cynische Sprichwort einschärfen ließ: „Weß Brot ich esse, Deß Lied ich singe.“ Die Meinung, daß der Beamte nur innerhalb der Schranken des Gesetzes zum Gehorsam verpflichtet sei, stand noch nach Treitschkes in dem großen Kriegsjahr niedergeschriebener Ueberzeugung in Deutschland unerschütterlich fest. Steht sie auch heute noch unerschütterlich fest?

3. „Es würde mit unserem Kaiser ein solcher Kult nicht getrieben werden, wenn Jeder seinen Stolz darein setzte, selbst eine Persönlichkeit zu sein.“ Wenige Wochen, nachdem diese Worte im Kriegerverein des dadurch bekannt gewordenen posener Dorfes Josefowo gesprochen wurden, ging durch ganz Deutschland die laute Klage über das persönliche Regiment, über den verheerenden Einfluß byzantinischer Hofbeamten, über die Streberei im Beamtenstand und über das ganze unmännliche Treiben der Hurrapatrioten, die durch einen falschen Personenkultus dem Kaiser die richtige Bewerthung der Volksstimmung sehr zum Schaden für Kaiser und Reich erschwert haben. Was auch im Reichstag von den berufenen Vertretern der Volksstimmung offen bekannt wurde: soll Das strafbar sein, wenn es ein Lehrer im engen Kreise bekennt? Seine Klage ist durchaus berechtigt. Wir haben seit Jahrzehnten den Anblick eines aufrechten Mannesstolzes mehr und mehr entbehren müssen, eines Stolzes, der zwar dem Kaiser giebt, was des Kaisers ist, dabei aber sich selbst nicht aufgiebt.

4. „Eine elende Unterthanengesinnung macht sich breit, die nur das Gehorchen kennt, Kriecherei und Heuchelei im Gefolge hat.“ Sollte diese wahre Darstellung etwa als Majestätbeleidigung bewerthet werden? Dann waren sämmtliche Kaiser-Interpellationen im Reichstag Majestätbeleidigungen. Haben wir es nicht Alle als eine Erlösung empfunden, daß sich endlich die wahre Volksstimmung hervorwagte und daß öffentlich dabei hervorbrach, was seit Jahren wie ein schleichendes Feuer in der Volksseele glühte und schwälte?

Google

Sollen wirklich die wenigen Männer als unwürdig ausgestoßen werden, deren Wahrheitliebe und Mannesmuth eine gefährliche Aufrichtigkeit der bequemen Heuchelei vorzogen? Waren wir wirklich schon — gliscente adulatione — von Staates wegen bei der Seneca Praxis angelangt, dem ein unter tyrannischen Kaisern geführtes Leben die Einsicht brachte: „Der Weise wird nie den Zorn der Mächtigen erregen, wird ihm lieber ausweichen, genau wie dem Sturm bei der Seefahrt", wozu er als noch gesteigerte Lebensklugheit empfiehlt, vor Allem den Schein zu meiden, als weiche man vor der Verderben drohenden Macht zurück. Denn ein Theil der Sicherheit bestehe gerade darin, vor der Macht nicht zu fliehen, weil ja verurtheile, wer fliehe.

Wir hatten es allerdings schon weit gebracht in der Stimmung- und Gesinnungfälschung. Schon hatten bei uns Viele sich beschieden, Dinge und Menschen zu nehmen, wie sie sind, bonos imperatores voto expetere, wie Tacitus empfiehlt, qualescunque tolerare und durch schwierige Verhältnisse sich so klüglich hindurchzuwinden, daß man weder seine Ehre offen schädigte noch sich Gefahren aussetzte, also einen Mittelweg einzuschlagen zwischen abruptam contumaciam et deforme obsequium (jähem Trotz und schimpflichem Gehorsam: Tacitus), auch utilia honestis miscere, Das heißt: Gesinnungtüchtigkeit zu markiren. Man ließ es auch schweigend geschehen, daß deutsche Fürsten noch immer von ihren Unterthanen sprachen, obgleich es im Deutschen Reich nicht mehr Unterthanen giebt, sondern nur freie Bürger, die mit ihren Fürsten in einem staatsrechtlichen Vertrage leben, der beide Theile bindet. Wenn dabei eine „elende Unterthanengesinnung" gedieh, so verdienen all die Männer Dank, die rechtzeitig vor der Gefahr einer solchen unwürdigen Selbstentäußerung warnten. Bekanntlich ließ Fichte es nicht ungerügt hingehen, daß man während des ruhmvollen Freiheitkrieges noch „gotteslästerlich von Unterthanen rede", und klagte, daß die Formel „Mit Gott für König und Vaterland" den Fürsten gleichsam des Vaterlandes beraube. Die einzigen Majestätverbrecher sah er in jenen Leuten, die den Fürsten empfahlen, ihre Völker in der Blindheit und Unwissenheit zu lassen.

6. „Bei uns darf kaum Jemand, der vom Staat irgendwie abhängig ist, seine Meinung frei äußern, ohne für seine Stellung fürchten zu müssen." Nach den vielfachen Maßregelungen preußischer Prediger und Lehrer wegen mangelnder Rechtgläubigkeit erkenne auch ich in dieser Angabe nur die scheue Bestätigung von Thatsachen. Man hätte von Gläsmer den Beweis der Wahrheit fordern und ihn dann als einen Bekenner der Wahrheit unbehelligt lassen sollen. Aber noch fehlt sein letztes Delikt.

7. „Unser vielgepriesenes deutsches Heer ist mit seiner Erziehung zum blinden Gehorsam keine Schule zur Entfaltung freier Persönlichkeiten."

Seine vorgesetzte Behörde und das preußische Ministerium sind anderer

Google

Meinung; sonst würden sie dieses Wort nicht mit unter ihre Disziplinargewalt gestellt haben. Nur ist fraglich, ob unsere Armee eine solche Erziehung zur freien Persönlichkeit überhaupt anstrebt. Und wenn sie Das nicht thut, so will und braucht sie es auch nicht zu erreichen. Die Soldaten, die vor Gericht, allem ermuthigenden Zuspruch zum Trotz, statt ehrlich die Wahrheit zu bekennen, auf alle Fragen nur die stereotype Antwort wußten „Zu Befehl!", machten nicht den Eindruck freier Persönlichkeiten. Auch was uns Eduard Goldbeck aus eigener Beobachtung über den „Henker Drill" im deutschen Heer soeben erst berichtet hat, bestätigt Gläsmers Behauptung. Die häufigen Soldatenmißhandlungen mit ihren Folgen, den Soldatenselbstmorden, thun es auch.

Damit ist das ganze Beschwerdematerial wörtlich, urkundlich vorgelegt. Man erklärte den Gläsmer für einen Sozialdemokraten und denunzirte ihn als Solchen bei der Behörde. Wir wollen uns die Männer merken, die sich auf solche Weise um ihr Vaterland verdient machen. Nach Angabe des Kreisschulinspektors Lösche in Mogilno sollen es sein: der Vorsitzende des Kriegervereins, ein pensionirter Lehrer, der sich durch Gründung und Leitung von Kriegervereinen angenehm bemerklich macht, und ein zufällig anwesender Herr, der Sekretär war bei einem Herrn Karst, ehemaligen Bürgermeister in Bomst.

Wie verlief nun das Verfahren? Auch Das ist beachtenswerth.

Zunächst forderte der Kreisschulinspektor den Vortrag ein. Das ist gesetzwidrig und unbillig; denn es ist ein allgemeiner Rechtsgrundsatz, daß Der, gegen den ein Verfahren anhängig gemacht werden soll, zwar berechtigt ist, Erklärungen zu seiner Rechtfertigung abzugeben, dazu aber nicht gezwungen werden kann. Dieser Grundsatz muß auch für ein Disziplinarverfahren Anwendung finden. Gläsmer hätte sein Manuskript nicht ausliefern und die Behörde veranlassen sollen, ihm nur die Redewendungen und Behauptungen, die beanstandet wurden, zur Aeußerung vorzulegen. Nach Einsendung des Manuskriptes vernahm den Angeklagten im Auftrag des Regirungpräsidenten aus Bromberg der Regirungschulrath Bock. Darüber berichtet Gläsmer: „Zunächst suchte man mir zu beweisen, daß ich den Zweck und die Bedeutung einer Festrede gar nicht kenne. Zweitens sollte ich einsehen, daß ich alle meine Behauptungen nur blind nachgesprochen, nachdem ich sie irgendwo gelesen hätte." Hier sei mir ein Zwischenwort gestattet. Wo soll denn der junge Lehrer seine Kenntnisse hernehmen, wenn nicht aus Büchern oder durch blindgläubige Hinnahme des ihm im Seminar gebotenen Trockenfutters? Verlangt man von ihnen nicht, daß sie kritiklos annehmen, was ihnen in ihren Lehrbüchern vorgelegt wird? Oft das wunderlichste, abstruseste Zeug, ein Wust von altem Dogmenplunder. Gläsmer bekannte, daß er meiner Schrift „Erziehung zur Mannhaftigkeit" Anregung verdanke. Ich gestatte mir, meine Arbeiten für eben so werthvoll zu halten wie Das, was Königliche Kreisschulinspektoren in ihren Lehrbüchern,

Google

zumal an Gesinnung und Glauben, liefern. Doch zurück zu dem Berichte des Lehrers Gläsmer: „Ich gab zu Protokol, daß ich bedaure, gerade im Kriegerverein so gesprochen zu haben, und versprach, daß ich solche Anschauungen bei solchen Gelegenheiten öffentlich nicht mehr vertreten werde. Dann richtete der Regirungskommissar an mich die Frage, ob ich persönlich diese Behauptungen noch aufrecht erhalte. Ich antwortete ‚Ja‘ und rief dadurch einen Sturm sittlicher Entrüstung hervor. Da ich aber um meine Stellung fürchtete, so ließ ich mich zu der Erklärung herbei, daß ich die in der Rede vertretenen Anschauungen nicht in vollem Umfang aufrecht erhalte. Trotzdem erfolgte auf dieses Verhör hin meine Entlassung.“ Unglaublich! Erst bricht man dem armen Menschen das Rückgrat und dann setzt man ihn trotzdem vor die Thür. Gläsmer erklärte darauf der Regirung, daß er nach so traurigen Erfahrungen seine Behauptungen aufrecht erhalte, und bat, ihm den wahren Grund seiner Entlassung anzugeben. Darauf folgte ein ablehnender Bescheid. Nun meldete Gläsmer den Vorfall dem Herrn Minister Dr. Holle und bat, der Minister möge selbst prüfen, ob aus der Rede eine Gesinnung spreche, die eine so herbe Strafe verdiene. Und das Ergebniß? Seine Entlassung ist bestätigt worden.

Ein anderer Lehrer, Johannes Kling, der zur Zeit in Thorn als Einjähriger dient, hatte der Rede seines Freundes durch lautes „Bravo“ Beifall gespendet. Auch er sollte seinen Widerruf zu Protokol geben. Da er Das mannhaft ablehnte, erhielt er von der Regirung ein scharf mißbilligendes Urtheil und ihm wurde eröffnet, daß er von der Zweiten Prüfung, zu der er bereits zugelassen war, „wegen mangelnder sittlicher Reife“ zurückgestellt werden müsse. Das bedeutet für ihn einen Verlust von mindestens einem Jahr Zeit und auch ein Fünftel seines Gehaltes geht ihm damit bis auf Weiteres verloren.

Leider findet dieses Vorgehen der Regirung im Parlament den Beifall der Rechten, die doch recht eigentlich berufen wäre, für Recht und Gesetz einzutreten. Als der Sozialist Ströbel im Abgeordnetenhaus auf die Maßregelung der zwei Lehrer zu sprechen kam, wurde er durch den Präsidenten Herrn von Kröcher unterbrochen und durch den Lärm der Rechten niedergeschrien. Gewalt geht vor Recht. Ich verstehe nicht, wie sich das preußische und deutsche Volk eine solche Tyrannis bieten lassen kann, durch die der Werth unserer Parlamente als einer Vertretung des Volkswillens rein illusorisch wird. Ich bilde mir ein, in England wäre Dergleichen unmöglich, würde als eine Verhöhnung der Volksrechte empfunden werden und einen Sturm der Entrüstung im ganzen Volk erregen. Bei uns ist Jeder froh, wenns nur nicht die eigene Partei trifft; es fehlt gar schmerzlich an einem gesunden öffentlichen Rechtsbewußtsein und an politischer Reife. Auch fühlen sich nur wenige Schriftsteller berufen, wie Vittorio Alfieri di far con penna ai falsi imperj offesa. Aber die stille Erbitterung wächst: während der letzten Interpellationen im Reichstag bekam man ein Stück davon zu sehen.

Google

Nachdem uns der Kaiser versprochen hat, unter Wahrung der verfassungmäßigen Verantwortlichkeiten zu regiren, dürfen wir fordern, daß unsere Behörden das Selbe thun. Es ist reinste Willkür, wenn die Regirung behauptet, der Lehrer Gläsmer habe in „gröblichster Weise seine Pflichten verletzt und sich der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, die sein Beruf erfordern, unwürdig gezeigt.“ Mit diesem Kautschukparagraphen eines völlig veralteten Disziplinargesetzes kann die Reaktion jede Regung freiheitlichen Geistes, jeden Versuch einer Kritik niederschlagen — und thut es leider auch. „Pflichten verletzt!“ Welche Pflichten? Außerhalb des Dienstes darf der Beamte seine staatsbürgerlichen Rechte frei ausüben. Das garantirt ihm die von allen Beamten beschworene Verfassung. Achtung, Ansehen und Vertrauen hat Gläsmer auch nur bei den Vertretern eines krankhaften und, wie der Erfolg uns belehrt hat, dem Staat höchst gefährlichen Hyperbyzantinismus verloren. Was er behauptet hat, Das könnte man zum Theil auch bei dem streng konservativen Paul de Lagarde, dort aber in einer viel rücksichtloseren Sprache finden. Weshalb hat man denn meine Schriften nicht unter Anklage gestellt, die auch viel schärfer gegen bestehende Mißstände in Staat und Schule vorgingen als dieser jugendliche Festredner? Glaubt man, nur den Volksschullehrern Alles bieten zu können? Bei mir (und ich bin auch ein Preuße) haben Gläsmer und Kling an Achtung, Ansehen und Vertrauen gewonnen. Eben so bei einem preußischen Lieutenant, der an Gläsmer eine Karte schrieb: „Dem Mann in des Wortes edelster Bedeutung sendet hochachtungvolle Grüße Lieutenant (folgt Name), konservativ bis in die Knochen; bitte, werden Sie nicht Sozialdemokrat!“ Eben so bei „vielen freien kölner Bürgern“, die ihm schrieben: „Bravo! Versichern Sie unserer aufrichtigsten Hochachtung! Kopf hoch! In bürgerlichen Kreisen, als Literat, Redakteur, Kaufmann, verdienen Sie das Doppelte des Hungergehaltes eines preußischen Schulmeisters, der doch nur Büttel und Hausknecht seines Pastors und Landraths ist. Jetzt erst recht breiten Sie unter den dortigen Bürgern freie Gedanken aus! Nieder mit den preußischen Junkern!“

Ungeheuerlich finde ich vor Allem, daß man gegen einen so jungen Lehrer, statt ihn mit dem üblichen „Wohlwollen“ auf die gewünschte Bahn zu bringen, sofort mit der härtesten Strafe vorgeht. Weshalb denn sofort verzweifeln, wenn der junge Most auch etwas wild schäumt? Wo bleibt da die zu oft betonte Christenliebe und wo die väterliche Fürsorge für die junge Beamtenschaft? Durch solche Härte kann die Beamtenschaft nur erbittert und so verschüchtert werden, daß sie schließlich dem politischen Leben ganz fern bleibt.

Wie lange will sich unser Volk eine solche Mißhandlung der Volkserzieher, eine solche Versklavung der Lehrer noch gefallen lassen, denen sie die hohe Aufgabe anvertrauen muß, aus Kindern aufrechte deutsche Männer und Frauen heranzubilden? Ich meine, das Schuldmaß des Herrn Holle wäre voll.

Google

Viel Widerstandskraft traue ich ihm an sich nicht zu, obgleich er Alles für sich hat, was dem Fortschritt fremd ist; und Das ist in Preußen die Uebermacht.

Fürst Bülow hat am neunzehnten Januar im Abgeordnetenhaus gesagt, daß mit seiner Einwilligung kein Beamter wegen der Bethätigung liberaler, freisinniger Gesinnung zur Verantwortung gezogen werde. Er lasse den Beamten ihre politische Ueberzeugung, greife in ihre außerdienstliche politische Thätigkeit nicht ein, lasse einen Beamten nicht als suspekt behandeln, weil er freisinnig wählt oder zur Freisinnigen Partei gehört. Im Fall Gläsmer ist offenbar von den dem Kanzler unterstellten Beamten gegen diese Grundsätze gefehlt worden. Fürst Bülow hatte freilich gesagt, ein Beamter dürfe sich nicht zur Sozialdemokratie bekennen. Das hat aber Gläsmer nicht gethan, sondern durch Mitarbeit am Kriegerverein „königtreue" Gesinnung bewiesen.

Ueber die Beamten hat nach erneuter Versicherung des Fürsten Bülow nur der Vorgesetzte, aber „unter Wahrung der Rechtsgarantien", zu entscheiden. Ich glaube, gezeigt zu haben, daß in diesem Fall die Rechtsgarantien keinen Schutz gewährt haben. Das würde sich übrigens mit meinen eigenen Erlebnissen decken. Auch von mir forderte das Königliche Provinzial-Schul-Kollegium in Berlin gegen Recht und Billigkeit schriftlich den Wortlaut meiner etwa drei Wochen vorher in einer öffentlichen politischen Versammlung während der Debatte extemporirten Rede ein und mußte erst von meinem Rechtsbeistand sich sagen lassen, daß sie dazu nicht berechtigt sei. Ich mußte eine Wahrung der Rechtsgarantien ferner schmerzlich vermissen, als mein an den Herrn Kultusminister Dr. Studt gerichtetes Gesuch, gegen mich ein Disziplinarverfahren einzuleiten und mir dadurch die Möglichkeit zu geben, allerlei falsche Anschuldigungen und üble Nachrede zu widerlegen, unbeantwortet blieb. Ich war nach Eingabe des Gesuches noch ein Jahr lang Beamter, hatte also Rechtsanspruch auf den Schutz meiner vorgesetzten Behörden; aber mein Gesuch ist nie irgendwie amtlich erledigt worden. Ich habe darüber schon öffentlich in meiner Brochure „Mein Kampf um die Wahrheit" Beschwerde geführt. Die mir vorgesetzte Behörde hat die darin ausgesprochenen Beschwerden schweigend entgegengenommen, damit also doch wohl das Sachliche seines Inhaltes als zutreffend anerkannt. Diese Brochure schrieb Einer, der sich für einen echten Patrioten hält, der zu Bismarcks Tagen noch freikonservativ war und des ersten Kanzlers glühender Verehrer bis heute ist; Einer, den die gesammte politische Entwickelung immer weiter nach links gedrückt und bureaukratisches Ungeschick aus dem Amt hinausgedrückt hat; Einer, der zum Rechtssinn des Fürsten Bülow Vertrauen hat und ihn deshalb bittet, sich auch der unbillig behandelten preußischen Lehrer anzunehmen.

Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Google

Weimar.

So schön sah ich Weimar nie wie diesmal im Rauhreif. Der Himmel wie blaßblaue Seide, die hohen Bäume des Parkes und der Gärten blinkend wie Silberstickerei. Die Zweige hingen dick und schwer. Weimar ein Wintermärchen. Keine Fremden mit rothen Büchern und langstieligen Augen; nichts stört die Beschaulichkeit und die Stadt geht ihren kaum merklichen, schläfrigen Gang. Die Bürgerhäuser, mit farbiger Tünche leicht getönt, stehen in gedrängten Zeilen mit schlichten Wänden, verbogen und gekrümmt, als wären sie aus Pappe. Altväterische Bauart, spießbürgerlich, aber nicht unfreundlich. Was sind hundert Jahre hier? Hier träumt Alles zurück in die Vergangenheit. Die Bastille, ein kleiner, trotziger Rest alter Historie, spielt den Wauwau; man lächelt über den Schäker. Ein einsamer Wachtposten friert vor dem Schloß; er fühlt sich als Dekoration, wie die Bastille. Alter Gewohnheit gemäß mache ich Besuch bei Goethe, schelle in seinem Gartenhaus die Wächterin heraus, schlendere dann durch den Park, der heute märchenhaft ist, zurück und klopfe bei seinem Stadthaus an. Beim neuen Hoftheater gehe ich vorüber, das ein Wenig hart und sperrig dasteht, trotzdem es sich an die alte klassizistische Bauform anlehnt. Ein Zeichen, das doch huudert Jahre was bedeuten. Es geht nicht so ganz mit der Anlehnung; trotz Schultze-Naumburg. Aber sonst winkt überall an ehrwürdigen Stufen das Marmorbild der klassisch nachempfindenden Zeit und grünt der ewige Dichterlorber. So sehen wir Weimar. Rein mechanisch gehe ich durch alle Thore und alle Thüren, durch die Flucht von Gedächtnißzimmern und empfinde schauend das imaginäre Leben, das hinter diesen toten Dingen steht. Genieße es auf meine Weise. Hier wird Alles Traum in unseren Augen, von hohen und lieblichen Schattenbildern erfüllt. Man kennt natürlich diese verehrungwürdigen Schatten, und wenn man Weimar sagt, denkt die ganze Menschheit ungefähr das Selbe, ob sie nun hier ist oder nicht. Trotzdem läßt man sich gern, wie in der Kinderstube, immer wieder die selben altbekannten, liebgewordenen Dinge erzählen. Besonders, wenn sie geschickt und kurzweilig vorgebracht sind. So habe ich ein neues Buch bei mir, „Weimar" von Paul Kühn, verlegt bei Klinkhardt & Biermann in Leipzig, einen lieben, unterhaltsamen Führer, der das Schattenspiel meisterlich dirigirt, mit seinem Stäbchen die Figuren erklärt wie in einem Puppenkasten und das Leben, Wohnen und Dichten in einer bunten Bilderreihe trefflich vorführt. Durch ihn wird man, so zu sagen, Intimus des weimaraner Musenhofes, macht einen Diebesblick in alle Fenster, lernt all die hohen Herrschaften ein Bischen im Negligé kennen und freut sich, all die längst in die Literatur gebrachten zarten Geheimnisse aufs Neue zu lüften, freut sich vorzüglich deshalb, weil es mit graziöser Geberde geschieht.

Go gle

Aber eigentlich wollte ich diesmal in Weimar nicht die Vergangenheit aufsuchen, sondern die Gegenwart. Daß ein neuer Lorber in Weimar blüht, weiß ja die Masse der Touristen nicht. Ich darf ihnen deshalb davon erzählen, daß ich auf einem Umweg über Goethes Gartenhaus und über das Borkenhäuschen im großherzoglichen Park nach der Kunstschulstraße ging, wo Van de Velde das Atelierhaus seines kunstgewerblichen Seminars gebaut hat und schafft. Ein lang hingestrecktes Gebäude von guter Silhouette, im rechten Winkel um einen großen Vorgarten gelegt, darin Plastiken stehen, im Ganzen puritanisch einfach, besonders im Inneren, schön nur durch die räumliche Proportion. Van de Velde hat ein Schulprogramm auf praktischer kunstgewerblicher Werkstättenarbeit verwirklicht, das in diesem Umfang in Deutschland einzig dasteht. In den Werkstätten, die alle Disziplinen umfassen, herrscht rühriges Leben. Natürlich interessirt mich hier nicht so sehr das bekannte technische Element, sondern das künstlerische, vor Allem das Schaffen des Künstlers selbst. Pläne, Entwürfe, Modelle neuer eigenartiger Architekturschöpfungen. Einen großen Landsitz für einen bekannten deutschen Kunstfreund, ein weitläufiges, harmonisches Auf und Ab von Herrenhaus, langen Nebengebäuden, abgestuften Gärten, Mauern und Terrassen, ein Wohllaut von Linien und Konturen, ein feierlicher Aufzug von Flächen und Wandungen, durch starke architektonische Accente rhythmisch geordnet. Das Modell eines Theaters, mit einem idealen Zuschauerraum, ganz auf die elegante Kurve des modernen Flachbogens gestellt, ein prachtvoller Liniendreiklang, darin die Kurve des Parketts, der horizontalen Umfassung und der parabolisch darüber hinspringenden Decke zusammenklingen. Des Künstlers Linie, zuerst Ornament, ist schließlich, aus innerem Zwang, Architektur geworden. Denn diese Linie beschreibt die Wesenheit seines Empfindens, seines Raumideales, seiner Formanschauung und ist untrüglicher Maßstab und die elementare Einheit, daran die Harmonie seiner Werke und ihr Zusammenhang mit dem noch wenig erkannten Zeitstil zu messen ist.

Ein Modell ist da, von dem man mehr sagen muß, weil es in kürzester Zeit das Tagesinteresse beschäftigen wird. Hoffentlich rückt es von da hinaus in das Sein dauernder Kunstgüter, für das es berufen erscheint. Das Denkmal für Ernst Abbe, den vor einigen Jahren verstorbenen Begründer der berühmten Zeiß-Stiftung in Jena. Die deutschen Künstler haben sich mit der Aufgabe schon eine Weile beschäftigt, aber die Resultate befriedigten nicht. Zuletzt hat Van de Velde einen Entwurf gemacht; und dem stimmte die Arbeiterkommission einmüthig zu. Dagegen erhob eine Künstlergenossenschaft Protest und berief sich auf den nationalen Standpunkt. Einem im Ausland geborenen Künstler dürfe die Aufgabe nicht zufallen. Künstlerisch, nicht wahr? Was hat die Sache Abbes mit dem nationalen Standpunkt zu thun? Was hat die Kunst damit zu thun? Und vor Allem: Lebt dieser Künstler nicht in Deutschland? Hat er seine

Google

Kraft nicht unserer Sache gewidmet? Beruht ein guter Theil neuer deutscher Kunst nicht auf fremdem Import? Wir dürfen uns gratuliren, ein Werk wie das von Van de Velde unser zu nennen. Die Arbeiterschaft hat diesmal einen feinen Instinkt gehabt. Möchte er doch auch die erweiterte Kommission (ach, diese Kommissionen!), die in höherer Instanz zu entscheiden haben wird, leiten! Man denke sich einen kleinen Rundtempel, einen Sakralraum, eine Architektur über einem etwa achteckigen Grundriß, grob genommen; imposante Pfeilerstellungen, von vier Seiten Zugänge durch halbhohe Gitterthore über Stufen, einen Dachhelm aus Bronze, steil ansteigend, im Flachbogenstil etwa (dunkle Bronze ist schön zu denken im Kontrast zu dem gelben jenaer Sandstein), lange, schmale Fensterschlitze in den Wandtheilen, Schlitze, die oben spitzbogig zusammenschließen, gleichsam den Helm auf den Fingerspitzen tragend, der optischen Logik wegen, oder weil es dem Künstler so gefiel, oder weil er es schön findet und weil es Leben giebt, ganz abgesehen von den wuchtigen Lagern über den Hauptpfeilern, die das Metalldach wirklich tragen. Alles ist Spannung, Energie, Nerven in diesem Gebilde, das Van de Veldes Gesicht zeigt, den rhythmischen Schwung seiner Linie. Diese Linie, durchbebt von heimlicher Musik, springt aus und ein in kühnen, sicheren Kurven, in melodischem Fluß, sich selbst Ursache und Vollendung und das ganze Gebäude zu einer symphonischen Einheit verbindend, nach allen Seiten und Richtungen, wie immer man auch die Silhouette wählen mag. Diese künstlerische Ruhe und Einheit, zugleich von starkem rhythmischen Leben durchfluthet, würde ich klassisch nennen. So verstehe ich Klassizität. So verstehe ich Antike, griechische Antike. Als reinen Adel einer in sich vollendeten, ausgeglichenen Harmonie. Dieser Adel kann nicht aus dem bloßen materiellen Bruchstück klassischer Formen geschöpft werden. Er kann nicht aus einer Klitterung solcher Bruchstücke überlieferter Formen entstehen. Er muß in der Empfindung einer künstlerischen Individualität neu gegeben sein. Das will ich betonen, damit nicht Jemand denke, Van de Velde habe griechische Stilmotive herbeizerren wollen. Nein: der Wurf ist so zwanzigstes Jahrhundert wie der Rock, den wir tragen, und ist obendrein ganz Van de Velde, ganz individuell. Und ist doch klassisch. Das heißt: er hat nicht die Form, sondern den Formgeist, wie ihn auf ihre Art die Antike gehabt hat.

Nun das Innere des Weiheraumes. Natürlich stehen die inneren Züge in geistiger Wechselbeziehung zu den äußeren; sie sind der Ausklang der selben geheimnißvoll webenden Gesetzmäßigkeit. Die nervöse Energie des Flachbogens hat die Führung; er gleitet in die Wölbung über, die eine Art Zierdecke bildet, mit einem runden Ausschnitt für das Licht von oben her, und giebt uns das sichere Bewußtsein erfüllter künstlerischer Nothwendigkeiten. Wie immer, wenn das Werk aus einem Guß ist. Die vier Wände, zwischen den vier Thoren, im Quadrat einander gegenüber, nehmen überhöht die Reliefs aus Meuniers

Google

Denkmal der Arbeit auf. In der Mitte des Raumes wird das Standbild Abbes stehen.

Man spürt die elementare Gewalt, die hier ist, wie in jedem echten Kunstwerk, spürt die wundervollen Proportionen, die abstrakte Musik der Linien und fühlt sich in Gegenwart sinnvoller Gedanken, die Form geworden sind, Anschauung, Körper, sinnliches Leben, Schönheit. Alles andere Wissen um diese Sache der Kunst ist nüchterne Klügelei, ist nichts, wenn dieser Anhauch fehlt. Nun, Gott sei Dank, die Arbeiter haben diesen Anhauch auch gespürt. Er geht nicht den Weg über die Gelehrsamkeit. Und man darf hoffen, daß auch die anderen Mächte, die über Sein oder Nichtsein dieser edlen Sache zu entscheiden haben, die Elementarkraft spüren werden.

Damit sind unsere Gedanken schon nach Jena gewandert. Weimar ist das eine Idyll, Jena ist das andere. In Weimar residirt die Dichtung und die Kunst; in Jena die Wissenschaft und die moderne Arbeit. Hier haben die beiden Lebensmächte sich brüderlich verbunden und den nie verwelkenden Kranz der Vergangenheit auf die Stirn gedrückt. Mit heimlichem Leuchten verkünden die schlichten Tafeln an den Häusern den alten Ruhm, während drüben die Fabrikarbeit geht, im Volkshaus die Bildung gepflegt wird und die Universität, als lebendige Kraft, in dem Ganzen wirkt. Nur der Neubau der Universität will mir nicht gefallen. Er ist nicht alter Ruhm, auch nicht neuer Ruhm, ist nicht Alterthum, sondern Alterthümelei, klösterlicher Konvikt, nicht moderne Universität. Es hätte das Opfer eines ganzen Lebens gelohnt, der Universität den kongenialen Bau zu geben. Möge die hohe Schwester Kunst aus Weimar herüberkommen und dieses Abbe-Denkmal schaffen dürfen, das nicht nur ein Denkmal für diesen einzelnen Mann ist, sondern das künstlerische Symbol unserer modernen Arbeit!

Dresden. Joseph August Lux.

In Weimar ist noch viel Gutes beisammen und Sie werden nach und nach in den höheren Kreisen eine Gesellschaft finden, die den besten aller großen Städte gleichkommt. Wo finden Sie auf einem so engen Fleck noch so viel Gutes? Wir besitzen auch eine ausgesuchte Bibliothek und ein Theater, das den besten anderer deutschen Städte in den Hauptsachen keineswegs nachsteht. Wo bin ich nicht überall gewesen! Aber ich bin immer gern nach Weimar zurückgekehrt. (Goethe.) Er sprach viel über Jena und über die Einrichtungen und Verbesserungen, die er in den verschiedenen Branchen der Universität zu Stande gebracht habe. Für Chemie, Botanik und Mineralogie, die früher nur behandelt wurden, so weit sie zur Pharmazie gehörten, habe er besondere Lehrstühle eingeführt. Vor Allem sei für das Naturwissenschaftliche Museum und die Bibliothek von ihm manches Gute bewirkt worden. (Eckermann.)

Google

Der Weg ins Freie.

„Bis Du erkennst, wie eitel all Dein Thun,
Und zagend Dich dem irren Walten neigst:
Die Stunde kommt, da Du in greisem Ruhn
Verwelkend schweigst.“

In Deutschland herrscht, seit Wilhelm der Zweite den Thron bestiegen hat, der Superlativ. Nur eine Minderheit wehrt sich schon seit Jahren gegen die großen Worte und will sie für wahrhaft große Gegenstände aufgespart wissen. Die Unsitte aber, stilistisch übers Ziel hinauszuschießen, ist auch in die Kritik (besonders in die Kritik epischer Werke) eingedrungen. Die Kritiker der dramatischen Literatur hüten sich, seit Hauptmanns débâcle, etwas sorglicher davor, enthusiastisch zu sein. Qui trop embrasse, mal étreint: Wer zu viel sagen will, sagt zu wenig. Ich möchte also von einem Buch, das in die Kategorie der „stillen Bücher“ gehört, ohne marktschreierisches Pathos sprechen. Nichts wäre stilwidriger, als gerade dieses Buch mit Charlatangeberden anzupreisen.

„Der Weg ins Freie“ von Arthur Schnitzler (S. Fischers Verlag). Der Roman könnte eben so gut „Das Leben ein Traum“ heißen; und mit diesem Titel wäre Das ausgesprochen, was für mich den feinsten Reiz des Buches ausmacht. Die Menschen, die Häuser, die Landschaften sind mit einem duftigen Schleier übersponnen, Nebel liegt um sie und über ihnen, aber kein nordisch feuchter, sondern südlich strahlender: Sonnennebel, Märchennebel. Alle „Figuren“, die auftreten . . . doch nein, Das klingt zu mechanisch, also: alle „Menschen“, die auftreten, sind doch nur Schatten, nur Silhouetten. Dem Buch fehlt jede Plastik. Und nun ist es sonderbar, wie dieser Mangel allmählich, ganz allmählich zu einem hohen Vorzug wird. Eine wundervolle Einheitlichkeit ist die Folge dieser lediglich zeichnerischen Darstellungweise. Das Buch athmet nur; leise hebt und senkt es sich in ihm. Und die Menschen wandeln umher, bewußt und doch traumhaft und wieder ihres Traumes bewußt. Gipfel erklimmen wir nicht; starke, leidenschaftliche Theilnahme löst der Dichter nicht aus, aber er beschwichtigt uns mit holder Innigkeit und zieht uns mit leiser Lockung, mit unwiderstehlich stiller Kraft so hinein in dies wirklich-unwirkliche Spiel, daß wir uns vor dem Augenblick fürchten, in dem wir diese Welt verlassen und wieder den Weg ins Freie finden müssen.

Erstaunlich ists, daß dabei dies Buch ein ganz „aktuelles“ Thema behandelt: die Judenfrage. Ich kann über diese Frage nichts Erlebtes sagen, da ich nicht Jude bin. Es hat mich nur befremdet und betrübt, daß ein Mann wie Arthur Schnitzler an seiner jüdischen Abstammung so schwer leidet, daß er einer poetischen Befreiung überhaupt bedarf. Die „Frage“ ist mit sehr viel Geist, mit Gerechtigkeitsinn und psychologischem Flair behandelt; mir aber scheint besonders verdienstlich, daß diese „Aktualitäten“ und diese Aphorismen die vornehme Tönung des Buches nicht grell befleckt, seine noble Haltung nicht zerstört haben.

Nicht selten wird geplauscht, wienerisch geplauscht, aber auch dies Getändel zerreißt nicht mit „Geistesblitzen“ die Atmosphäre. Eine sanfte, liebenswürdige, fatalistische Schwermuth umhüllt uns ganz. Und Das ist an dieser literarischen Leistung das Bedeutende, daß sie in so eminentem Grade Stil und Stimmung

Go gle

hat. Monoton, ja; aber dieſe Monotonie (die natürlich ſehr nuancirt iſt) nimmt uns völlig gefangen.

Nebenbei: ſo viele kluge Worte fallen, daß man am Liebſten philologiſch, den Bleiſtift in der Hand, leſen möchte.

Noch Einiges Techniſch-Kritiſche zu ſagen, wäre nicht ſchwer. Etwa: daß die Charakteriſtik doch ſehr blaß, die Kompoſition doch ſehr ungegliedert ſei; und Aehnliches. Aber darauf möchte ich verzichten, denn all Das iſt nebenſächlich. Wenn das Buch ein ſo wunderliches Weben ſein ſollte, wie es das Leben iſt, ſo durften eben die Menſchen nicht als Kondottieri geſchildert werden, die mit feſtem Schenkelſchluß das Roß ihres Schickſals meiſtern; wenn das Buch eine unendliche Melodie ſein ſollte, wie es das Leben iſt, ſo durfte es nicht „komponirt“ ſein. Für mich iſt der tiefſte Eindruck: Traumreiz, Traumſchönheit. Freilich könnte Schnitzler mit vollem Recht ſagen, ihm ſei Dies Realismus.

Eduard Goldbeck.

Der Schutzwall.

Ein Märchen aus neuer Zeit.

Weit draußen, am Ende der Stadt, wo die äußerſte Armuth und das Laſter hinausſchleichen, lag der „Schutzwall“. Das Quartier hatte dieſen Namen, weil hier einſt die Mauern, Wälle und Gräben waren. Aber das Volk nannte es anders. Wenn ein Fremder die bleichen Kinder, die herumlungerten, nach dem Schutzwall fragte, dann lachten ſie und riefen einander zu: „Den Schmutzberg meint er. Der iſt hier. Das ſieht doch Jeder. Und die Blinden müſſen es riechen.“

Die Straßen wahrten hier das Gedächtniß eines Unwetters getreulich, bis ein zweites kam. Und ſie waren ſo eng, daß die Bewohner der gegenüberliegenden Häuſer einander die Hände reichen konnten; doch waren ſie zu mürriſch und mißtrauiſch, um es zu thun. Kein Baum, kein grünes Blatt belebte dieſe ſteinerne Oede und nur ſelten drang die Sonne durch das Gewirr von Rauchfängen und Mauern. Frühling und Herbſt, Keimen und Sterben: hier glich ſich Alles auf ein Haar. Aber die Häuſer ſelbſt, formloſe Ungeheuer, waren das Erbärmlichſte von Allem. Sie drängten ſich dicht an einander, damit nicht eine Spanne Raumes verloren werde, die Menſchen beherbergen könnte. Schmucklos ſtrebten ſie in die Höhe; zeigten dem Auge kahle Flächen, die klaffende Riſſe oder erblindete Fenſter unterbrachen. In dieſem Elend wuchſen greiſenhafte, waſſerköpfige Kinder auf und die Weiber wurden vor der Zeit alte und widerliche Vetteln. Was eine Stadt an Widerwärtigem, an Schändlichem ausſpeit, Das zog ſich auf den Schutzwall zurück. Bettler hauſten hier, Diebe, Hehler, Dirnen mit ihren Beſchützern, Geſindel aller Art preßte ſich in den ungenügenden Räumen, ſchlief beiſammen, ſtritt, keifte, handelte. Abends konnte man ſie Alle ſehen, das Laſter, das zu grell geputzt in die Stadt

Google

zog, die Bettler, die Blinden, die sich heimtappten, Krüppel, Verstümmelte, Zwerge mit umgehängten, saitenlosen Harfen, ausgemergelte Greise, zahnlose Weiber; das ganze verdammte Geschlecht, das mit segnenden Lippen und Flüchen im Herzen die Gnade anrief, wenn es nicht lockte oder drohte.

Alle Häuser dieses Bezirkes gehörten dem selben Herrn. Der hatte außerdem ergiebige Minen, Armeelieferungen und trieb noch allerlei Spekulation. Der Schutzwall war nicht sein bestes Geschäft (wenn es ihm auch mehr einbrachte, als Andere je erhoffen). Nur eine gewisse Sentimentalität hielt ihn ab, das ganze Quartier zu verkaufen, wie er es manchmal wollte. Denn von hier aus führte die erste Spur seines Reichthumes. Und so bestimmte er den Schutzwall seinen Töchtern als Geschenk. Die beiden ältesten waren „Intellektuelle"; denn sie waren sehr häßlich. Eine war die Seele des Vereins für Thierschutz und gegen die Vivisektion. Sie hielt flammende Reden, die gedruckt und unters Volk vertheilt wurden. Um die selbstlose Bewegung zu ermöglichen, gab ihr der Vater den Ertrag einer ganzen Straße. Das waren die Häuser, die am Fluß lagen, ganz tiefunten, und sie waren so feucht, daß von hundert Kindern, die darin lebten, neunzig elend verstarben. Und den Erwachsenen gings nicht besser. Die zweite Tochter schrieb Bücher über den Madonnentypus und verstand wirklich, mit überaus zarten, mit rührenden Worten alle Absichten wiederzugeben, die die Meister in diese Züge gelegt hatten. Ihr war der beste Theil des Schutzwalles zugedacht, der den Kasernen am Nächsten lag, dort, wo die Soldatendirnen wohnten und es an jedem Sonntag für die leicht gewährte Gunst Händel und Totschlag gab. Nur die dritte Tochter, der Liebling, war schön; eine holde Schönheit mit innigen Augen, die Alles versprachen, und einem unschuldvollen, süßen Lächeln, das die Augen Lügen strafte.

Um für die Launen des lieblichen Kindes, die weiten Reisen nach Madonnenbildern und für die Propaganda gegen die gelehrte Verrohung das Geld aus dem Schutzwall herauszuschlagen, bedurfte es eines energischen Mannes. Das war der Verwalter. Am Ersten des Monats, wenn es galt, die Miethe einzuholen, ließ er Gendarmen und Militär anrücken. Da gab es Verwundete und manchmal Tote. Die Bewohner schrien, daß es nun genug sei. Man biete ihnen für ihr gutes Geld Höhlen, in denen sie dahinsiechten, und dann setze man sie auf die Straße und morde sie, wenn sie nicht bereit seien, beim ersten Zeichen zu zahlen. Aber im nächsten Monat waren sie noch da; auch im zweitnächsten. Denn wie eine Spinne hielt sie der Schutzwall mit hundert Armen fest, mit einer Dirne, mit einer Schänke oder dadurch, daß er ihren Willen eben so entkräftet hatte wie ihre Körper. Die Leute blieben auf dem Schutzwall, murrten, weinten, verkamen in der Feuchtigkeit und im Schmutz und sahen ihre Kinder verkommen, zankten und schlugen sich mit den Agenten des Verwalters und ließen sich dann wie wilde Thiere zurück in ihre Käfige treiben.

Aber einmal wurde es doch anders. Der Sommer war heißer gewesen als je. Das spürte man doppelt auf dem Schutzwall, wo auf jedem Fleck Menschen schliefen. Die Leute mußten auf die Straße gehen, um in ihren engen Zimmern nicht zu ersticken. Sie verdursteten, weil sie kein Wasser oder nur ekles, grünliches aus ihren Brunnen schöpften. Sie litten unmenschlich. Aber nicht der dürre Sommer und diese Leiden hatten sie geweckt. Ein junger Arbeiter thats.

Google

An einem sanften Abend (es ging dem Herbst zu) kehrte der Arbeiter auf den Schutzwall heim. In einer breiten Allee sah er eine vornehme Karosse; daneben lag, in einer Straßenrinne schon halb versteckt, ein goldenes Täschchen. Er hob es auf und sah erst jetzt, wer in dem Wagen saß: ein rührend schönes Mädchen, das lachend und mit großen, räthselreichen Augen in die Welt sah. Das Mädchen mußte auch das Täschchen verloren haben; und der Arbeiter überreichte es mit artiger Geberde. War es nun der Abendwind, der um jede Bewegung einen Schleier von Liebe wob, oder hatte die kräftige Gestalt des jungen Mannes dem schönen Kind wirklich gefallen: es dankte mit graziösem Nicken, mit dem süßesten Blick und warf ihm den Strauß aus seinem Gürtel zu. Niemand auf der Straße hatte Das bemerkt; so rasch wars geschehen. Aber der Inhalt dieses einen Augenblickes erfüllte fortan die Tage und Nächte des Arbeiters. Ihm war, als habe er zum ersten Mal ins Weite gesehen, und wie träumend ging er an seine Arbeit und dann auf den Schutzwall. Er fühlte seine Kraft gewachsen; manchmal hob er den schwersten Hammer in der Werkstätte und ließ ihn auf den Ambos dröhnend niederfallen. Endlich wandelte sich dieser Zustand. Er glitt wieder in seine Welt, die Welt des Schutzwalles, der beim Volk der Schmutzberg hieß. Ihm war, als sehe er erst jetzt das Elend, das ihn umgab. Unbegreiflich schien ihm, daß er hier seine Jahre verlebt hatte. Er wollte fliehen. Aber sein Herz, das der Liebe voll war, berieth ihn anders. Er blieb, um auch die Anderen zu befreien.

Das hatte ein Blick bewirkt, den die Lieblingtochter des reichen Mannes ihm gespendet hatte.

Es war nicht leicht, die Verdrießlichkeit und das Mißtrauen der Nachbarn zu überwinden. Was er sich herausnehme, fragten sie, als er zu ihnen sprechen wollte. Er sei Ihresgleichen und seine Schwester biete gerade so wie die Anderen ihren Leib feil. Schließlich gelang es Thomas dennoch, viele von den Leuten auf einem freien Platz zu versammeln. Sie kamen, weil die Abendluft hier mild war; aus Neugier. Einige auch, um ihren Witz glänzen zu lassen. Thomas stieg auf eine Bank. Eine Welle von Gelächter und Schimpfreden stürzte auf ihn ein. Obendrein hatte er das Unglück, mit dem Fuß einen Buben zu streifen, der nun jämmerlich zu heulen anfing. Und dessen Vater fluchte noch lauter als die Anderen. Glaube so ein Kerl wirklich, daß er die Kinder braver Leute treten dürfe? Ein tüchtiger Hieb: und mit seinem Hochmuth ists aus!

Das Geschrei dauerte noch eine Weile. Dann ging die Versammlung auseinander. Aber Thomas versuchte es ein zweites Mal. Und da (das Lärmen war gerade im besten Gang) rief eine Dirne, der dieser stämmige Junge mit den seltsamen Augen gefiel, den Anderen zu: „Laßt ihn doch reden!“ Die Leute sahen sich nach der Rufenden um und das Gelächter verstummte.

Thomas hatte in der Menge gesucht, ob die Schöne von damals nicht unter den Zuhörern sei. Er dachte nicht daran, daß die vornehme Dame nichts unter den Bettlern und Dirnen zu suchen habe. Er sprach für sie. Das gab seiner Rede die Färbung. Das Leben hatte ihn praktisch gemacht. Er hielt keine Moralpredigt, wie es Gebildetere wohl gethan hätten. Er sprach von Dem, was er sah: von dem Elend auf dem Schutzwall, von den Leuten, die aus Ekel vor all dem Schmutz und Unglück in die Schänke gingen, von den Kindern, die in Schaaren dahinstarben. Er sprach einfach, mit Worten, die aus schmerzlichen Erinnerungen emporstiegen.

Google

Die Leuten waren gepackt. Meinten dann aber, Das sei nun einmal so und nicht zu ändern. Doch sei es hundsföttisch, Einen daran zu erinnern.

Thomas sprach noch an einem dritten, an einem vierten Abend. Nicht mehr die Befreiung von den Leiden des Schutzwalles predigte er, sondern sprach von allen Leiden, die sie bedrückten. Wären sie nur einmal in der Sonne, einmal los vom Schutzwall, der wie ein Ungethüm seine Krallen in die Bewohner schlage und sie verzehre! Dann wäre ihnen für immer geholfen, ihre Kräfte wären dann nicht gebunden und ihre Seelen freier. Nach Prophetenart übertrieb Thomas die Schilderung der zu hoffenden Herrlichkeit. Die Mittel, die er vorschlug, waren nicht sehr verlockend. Die Leute sollten sich vereinen und Abgeordnete zu dem Besitzer des Schutzwalles senden. Die hätten ihm zu künden, daß Alle den Schutzwall verlassen würden, wenn nicht noch in diesem Monat begonnen würde, die Straßen zu reguliren, die Häuser niederzureißen und neue zu erbauen, die tötlichen Quartiere am Flußufer gesünder zu machen. Wenn Alle, ohne Ausnahme, wegzuziehen drohen, dann möge der Besitzer sehen, wo er neue Miether für seine Höhlen finde.

„Der Kerl will Etwas", rief ein trotziger Bursche; „und darum sollen wir uns hinaussagen lassen!"

Thomas fragte, welche Belohnung er denn erwarten könne. Der Bursche wiederholte den Satz. Andere sprachen ihn nach. Allmählich gewann Thomas aber doch die Mehrheit der Leute, die ihm zuhörten, für seine Meinung. Einer war überzeugt worden, daß Etwas gethan werden müsse; einen Anderen hatte sein Mädel überredet. Denn Thomas gefiel den Frauen; sie hörten ihn mit flammenden Wangen zu, und als er die Hilfe der Anderen anrief, ging Jede mit dem Entschluß weg, ihren Mann herumzukriegen. Ohne seine Augen, ohne diese sehnigen Arme hätte ers nicht erreicht. Nun führte er die Deputation zum Besitzer des Schutzwalles. Er wurde zwar nicht vorgelassen, aber dem Verwalter konnte er seine Drohungen vortragen. Und als Der sich weigerte, Etwas zu versprechen, kündigte Thomas im Namen fast aller Genossen die Wohnungen.

Am Abend war großer Empfang beim Besitzer des Schutzwalles. Er begrüßte seine Gäste mit verdrießlicher Miene. Der Verwalter hatte ihm das Vorgefallene mitgetheilt und er liebte solche Dinge nicht. Seit er sehr viel Geld hatte, mied er jeden Skandal. Und wenn auch an eine kostspielige Neugestaltung nicht zu denken war: leicht würde es nicht sein, den Schutzwall so wie früher zu vermiethen, wenn das ganze Gesindel ihn plötzlich verließ. Er war nicht der Mann, seinen Aerger lange zu verbergen, und erzählte, was ihn aufgebracht habe. Die älteste Tochter, die die Vivisektion bekämpfte, war empört, weil ihre edlen Bestrebungen jetzt am Ende gefährdet sein konnten. Ihr stimmte ein schielender Bureaumensch zu, dessen eines Auge sie immer verliebt ansah. „Man müßte das Gesindel einfach zusammenschießen lassen," rief er. „Wenn ich nur die Macht hätte!"

„Unser Hausherr braucht keine Lehren", sagte eine schöne Gräfin, die sich seit einem Jahr mit jedem Wort, mit jeder Geste dem reichen Manne hingab, um so ihre Schulden zu zahlen.

„Meine Soldaten sind die Ihren, lieber Freund", rief der Kriegsminister, der sich auf Wechselpapier von Zeit zu Zeit überzeugte, daß er noch schreiben könne.

Google

„Ein legaler Grund kann doch nicht schwer zu finden sein“, rief ein Staatsanwalt.

Das andere Auge des Bureaumenschen blickte stolz auf die Gesellschaft, weil sie seine Idee besprach. Aber der reiche Mann runzelte die Stirn.

„Das Mittel habe ich schon versucht; aber ich fühle: hier wird es versagen. Das ist nicht mehr die selbe Bande, die früher wild durcheinander schrie. Sie haben sich zu Gruppen gegliedert und einen Burschen an ihrer Spitze, der sie anfeuert.“

„Der Führer des Schmutzberges muß ein netter Junge sein“, unterbrach ihn kichernd seine jüngste Tochter und schob ihr Knie dem ihres Nachbars, des Lieutenants, entgegen. Und Alle lachten mit.

„Man erzählt mir sonderbare Dinge von ihm. Er soll die Kraft haben, die Leute seinen Gedanken dienstbar zu machen. Er geht nach einem Plan vor. Jetzt verlangt er noch wenig. Aber wenn ers einmal erreicht hat . . .“

„Dann sei Gott uns gnädig“, rief der Bureaumensch. „Da giebts eben nur Eins: Gewalt.“

Jetzt nahm der Professor, der bis dahin geschwiegen hatte, das Wort: „Sie müßten doch einsehen, daß die Gewalt heutzutage nicht mehr gilt. Wenn sich das Milieu geändert hat, dann müssen sich auch die Grundsätze, nach denen man dieses Milieu regirt, ändern. Braucht deshalb die gereifte Einsicht der Herrschenden auf die Leitung des Volkes zu verzichten? Nein. Aber Volksbewegungen können nicht mehr zurückgedrängt, sondern nur noch regulirt werden. Die Gewalt ist abgethan. Was bleibt? Die wissenschaftliche Erkenntniß.“

Der Lieutenant stieß mit seinem Fuß den Minister an, den er mit seiner Nachbarin verwechselt hatte. Die Excellenz schnarrte: „Sehr interessant!“

Alle hörten nun dem Professor zu, obgleich er sie gründlich langweilte. Er gerieth wieder auf seinen Weg, auf dem er seit Jahrzehnten trabte: das Milieu, Anpassung, äußere Merkmale. Aus der Schädelbildung und der Form des Ohres schöpfte er seine Urtheile, aus Rassenangehörigkeit und Volksverwandtschaft. Er zog seine Wissenschaft zu Rath, wie ein altes Weib seinen Aberglauben. Jetzt nahm er an, daß die Leute sich den Verhältnissen des Schutzwalles schon angepaßt haben. Die besonders, die dort geboren seien. Er wußte im Voraus alle Einwände wissenschaftlich zu entkräften und kam zu dem Schluß: Der Schmutz des Schutzwalles, mit Respekt zu sagen, ist heute eine Tradition. Aber die Tradition ist eben die Linie einer Reihe von Milieus, die sich einander anpassen. Diese Linie zu unterbrechen, ist ein Frevel und noch dazu unnütz. Denn das Milieu wirkt immer in uns fort, und wenn wir uns ihm gewaltsam entreißen, reißen wir auch ein Stück unseres Wesens mit. Auch wenn diese Linie durch den Schmutz führt: die Tradition ist das Gesunde.

In der nächsten Versammlung, die Thomas abhielt, stand gegen ihn zum ersten Mal Einer auf, um ihm in wohlgeordneter Rede zu entgegnen. Das war ein Priester. Denn es gab Priester auf dem Schutzwall. Die Kinder und trotzigen jungen Leute verspotteten sie. Aber die Alten, die der Kampf ermüdet hatte, liebten den Trost der frommen Männer. Und auch manche Dirne war froh, mit ihnen einmal über Höheres sprechen zu dürfen. Die Priester gewöhnten sich bald an den

Google

Schutzwall. Sünde und Verbrechen blaßten für sie ab und empörten sie nicht. Sie lehrten mit stumpfer Geberde Resignation und waren bemüht, auf diesem kargen Boden noch Etwas zu ernten. Ein Priester erhob sich also gegen Thomas. Er wiederholte, was ihm der Professor vorgetragen hatte, in seiner Art, die diese Leute verstanden. Diesmal sprach er nicht von Resignation; er sagte, daß die Leute jetzt mit Recht stolz seien: denn für die Demuth gebe es eine Zeit und auch für den Stolz. Und nun packte er sie bei ihrem Stolz und sagte ihnen, daß sie ein starkes Geschlecht seien, weil die Schwachen ja auf dem Schutzwall nicht lange dauern. Schon wollte er fortfahren: „Und darum gebühret sich Demuth und Buße“: da erinnerte er sich noch seines Auftrages und schloß mit den Worten: „Darum gehet nicht von dannen, Ihr Lieben, bleibet vielmehr auf dem Schutzwall und wahret seine Traditionen. Es ist noch immer das Beste, was Ihr habt.“

Erst flogen dem Pfaffen einige höhnische Worte zu. Aber er gab nicht nach. Er fing bei der nächsten Gelegenheit wieder an und ein Amtsbruder half ihm. Einigen bigotten Weibern ging Das, was er sagte, doch ein; und ein paar Dirnen, die sogar diesen Ort des Jammers nicht ohne Thränen verlassen hätten, sagten nun gerade heraus, daß es doch besser wäre, zu bleiben. Erst setzte es Püffe; dann mußte der eine oder andere Bursche sich der neuen Sinnesänderung seiner Liebsten anbequemen. Nun traten noch etliche Schmierfinken auf, die erst aus der Stadt gekommen waren und sich auf dem Schutzwall niedergelassen hatten. Diese Kerle schrien am Lautesten das Couplet, das man ihnen vorgesagt hatte, und waren am Meisten mit der Tradition zufrieden. Einige gingen zu den Kohlenarbeitern hinaus, die jenseits vom Berg wohnten und bisher mit den Anderen hielten. Denen sagten sie, daß sie Männer der Arbeit seien und mit Zuhältern und Bettlern nicht gemeinsame Sache machen dürften. Sie sollten das Selbe fordern, aber allein, ohne sich mit ihnen zu berathen. So geschah es. Und am nächsten Sonntag kams zu einer Prügelei, bei der die Fäuste der einen, die Messer der anderen Partei keinen Sieg zuließen.

Wie ein Sturmwind fegte es durch die Reihen Derer, die mit Thomas waren. Da fiel Einer ab, weil seine Liebste ihm vor Augen hielt, daß sie verloren wären, wenn der reiche Mann sie vertriebe. Ein Anderer, weil ihn das Geschrei solches fremden Kerls überzeugt hatte. Und nun bemerkte Einer, daß sein Mädel dem Thomas nachlaufe und ward zornig. Und ein Anderer wurde ihm neidisch.

An dem Tage, der für den Auszug bestimmt war, waren nur Wenige mit Thomas eines Sinnes. Der Verwalter kam und sagte mit ernster Miene, sie möchten nur wegziehen, wenn sie wollten. Da fingen die Weiber zu heulen an und die Männer fluchten. Dann rief Einer, an Allem sei Thomas schuld. Nun gings gegen ihn. Der Verwalter meinte, wenn sie wollten, könnten sie auch bleiben; er werde froh sein, ein so stolzes Völkchen, das seine Tradition ehre, auf dem Schutzwall zu behalten. Aber von einer Regulirung könne nicht die Rede sein. Auch damit waren die Leute zufrieden und krochen wieder in ihre Höhlen.

Thomas sagte kein Wort. Er dachte an das Mädchen, das ihm einst zugelächelt hatte.

Paris. Schiller Marmorek.

Google

Laforgue.

Pierrot, der Spaßvogel. Von Jules Laforgue. Eine Auswahl von Franz Blei und Max Brod. Axel Juncker in Stuttgart.

Jules Laforgue wurde im südlichen Amerika geboren. Als Siebenundzwanzigjähriger ist er 1887 in Paris gestorben.

Dazwischen liegt die Metamorphose seiner Seele, vom Buddha zum Pierrot. Der unselbständige Pessimist, der die Gedanken Schopenhauers und Hartmanns in Verse von Baudelaire goß, gleitet tiefer ins Unbewußte, zu sich selbst, in Träume eigenster Faktur. Ihm vergeht die Lust, erhabene Schreie vor den Ohren seiner Zeitgenossen auf den Boulevards und in der Umgebung der Börse auszustoßen, und er beschränkt sich darauf, sein Herz auszuwinden, um es in merkwürdig geschnittenen Perlen vertröpfeln zu lassen. Dilettant, Virtuose, Guitarist: diese Namen giebt er sich; raucht auf Golgatha blonde Cigaretten und betrachtetet dabei irgendeinen Sonnenaufgang in noch nie dagewesenen Farben. Die Clowns scheinen ihm bei der wahren Weisheit angelangt. Wie ein Pascha der Seltsamkeiten thront er in seiner Privatwelt, weit jenseits von der typischen Seele, und nur als eine witzige Illusion zeigen sich ganz fern die Jämmerlichkeiten des Realen.

Dennoch war dieser Jüngling von tiefstem Mitleid erfüllt. Ehe er alles Menschliche so gründlich wirkunglos und fast nur zu einem feinen Jongleurspiel machen durfte, mußte es ihn tief durchströmen. Er hat viel gelitten. Von seinem Heim in Tarbes losgerissen, wandelt er einsam und in Trauer durch die Straßen des befremdenden Paris. Die zärtlichen Briefe an die Schwester wollen nicht enden. Um eine Verbindung mit dem Vaterhaus herzustellen, schneidet er ein Stückchen Tapete von seiner Zimmerwand ab und schickt es der Schwester. Sonntags erfüllt es ihn mit sentimentalem Neid, wenn er die Ausflügler in Schaaren zurückkehren und die Tramways stürmen sieht. Er vergräbt sich in den Bibliotheken, in den Gärten der Armida Metaphysik; wie ein Taucher, der durch die beweglichen Gebüsche unterseeischer Savanen rollt, bleibt er allein und spricht drei Tage lang kein Wort. Damals kam es in seinen Plänen vor, ein Prophet zu werden, Savonarola im Kerker zu besuchen, eine neue Bibel zu schreiben, die die Städte veröden wird. In einem Buche will er „das ganze Elend konzentriren, den Kehricht des Planeten in der Unschuld der Himmel, die Bacchanale der Geschichte, Asiens Prächte, die Drehorgeln von Paris, den Karneval der Olympe, die Leichenschauhalle, das Museum Dupuy, das Hospital, die Liebe, den Alkohol, den Spleen, die Massacres, die Thebaiden, den Wahnsinn, die Salpetrière.“ Es soll das Tagebuch eines Pariserś werden, der leidet, zweifelt und zum Nichts gelangt, und geschrieben in einer künstlichen Sprache, ohne Sorge um den Kodex des „guten Geschmacks“, zerwühlt und modern, ohne Furcht vor Graßheit, vor Raserei, vor grotesken und kosmologischen Schamlosigkeiten. Und er träumt von der Wirkung dieses Werkes: „Man wird die Städte verlassen, die Menschen werden einander umarmen, man wird sich einrichten, auf den Vorgebirgen zu leben, in Asche, ganz hingegeben der Betrachtung unendlicher Himmel, ganz entsagend. Man wird endlose Konzerte veranstalten, auf Riesenorgeln, die Gebirgen gleichen und die aus ihren thurmhohen Röhren Orkane von Wehklagen in die Wolken blasen, in die Wolken, die dahin-

Google

eilen, von diesen Wehklagen in Verwirrung gebracht. Und der ganze Planet in Trauer wird Etwas wie eine weinende Spur im Azur hinter sich lassen."

Dieses Buch hat er später nicht veröffentlichen wollen, den „Sanglot de la terre." Es war zu gravitätisch, zu sehr „pesant" für den späteren Laforgue, der den großen Ton glücklich überwunden hatte. Dennoch ist es ein Reichthum überaus schöner Gedichte, mit vielen neuen Einfällen hier und dort. Aber diese Einfälle sind zählbar und in fremdes Gestein wie Kristalle eingesprengt, während das folgende Werk Laforgues vom ersten bis zum letzten Wort neu ist, durchaus Kristall, eine ungeahnte Gesinnung mit frischgeschaffener Sprache.

Die Tage in Paris sind unglücklich. Laforgue ist arm, Laforgue ist schwindsüchtig. Nachts peinigen ihn Angstanfälle und während er sich früh um zwei Uhr erhebt, um über die Brücken zu gehen und in die Seine zu weinen, beneidet er Alle, die in ihres Bettes Frische den lahmen Körper vergessen dürfen. Er fühlt, daß diese Krankheit, der sein Vater erliegt, auch ihn bald wegnehmen wird, und verzweifelt schreit er: Sterne, ich will nicht sterben! Ich bin ein Genie . . . Die Nachtschwärmer mit bleichen schweren Augenlidern drehen sich nach ihm um . . . Er will Gott sehen, er findet die Welt leer und für die ewige Siesta reif. Seine Tröster sind die Sommernächte, die große Fensterrosette der Notre-Dame-Kathedrale, der bange Ton der Waldhörner, der herbstlich hinter den Hügeln schwindet . . . So schüchtern ist er, daß er kaum wagt, in ein Geschäft hineinzugehen und Etwas zu kaufen. Er sieht, wie drinnen zwei junge Verkäuferinnen mit rosigen glänzenden Wangen und makellosen weißen Aermeln lachend sich unterhalten. Wozu sie stören? sagt er sich und geht weiter . . .

Ich weiß kaum etwas so Rührendes wie die Evolution dieser bedrängten Seele zu einer Betrachtungweise, in der die Welt schon als etwas ganz Entferntes und Wirkungloses erscheint. Das Gehässige ist in seinem großen lyrischen Buch der „Beklagungen" schon überwunden. Was früher heiliger Ernst war, wird zum heiligeren Spiel. Immer noch erklingt der trostlose Ruf „Alles ist eitel!", aber aus einem melancholischen Theorem hat er beinahe in einen Couplet-Refrain sich gewandelt. „Ach, warum ist nicht Alles operettenhaft! Warum spielt sich nicht Alles im Takt des englischen Walzers Myosotis ab!" In diesen Worten des „Rosenwunders" spricht der ganze Laforgue. Wir treten in sein Werk ein wie auf eine merkwürdige Bühne, umgeben von den unwahrscheinlichsten Theaterdekorationen, wir wandeln zwischen ironischen Coulissen, guten Effekten, unmöglichen Menschen, in einer Posse, die Keinem Weh thut. Alles ist ins Wesenslose verflüchtigt, Sylphiden und Feen schweben nieder. Aber es sind nicht die runden, bestrahlten Gebilde, die ein Kind im Zuschauerraum bestürzt und glücklich in der Illusion machen. Vielmehr locken sie uns mit den Beleuchtungwechseln, die Degas so entzückend seinen Ballerinen gab, sie sagen selbst, daß sie nur als Feen auftreten, in Wahrheit aber verrückte Menschen sind wie wir, sie deuten mit dem Finger auf die Schminkzonen ihrer Wangen, auf die falschen trockenen Haare. Und wir sind doppelt lustig, erstens darüber, daß Feen um uns tanzen, zweitens auch darüber, daß diese Feen Menschenleiber sind und daß sie sich die Mühe nehmen, für uns Feen zu sein. Ein ähnlich beseligendes Gefühl empfinde ich nur noch bei manchen Lustspielen Shakespeares, bei diesen unbekümmerten Fabeln ohne Milieu, die in einem Gewirr von Farben, Nächten und Elfen an uns vorbeihuschen, außerhalb der Zeit und des

Google

Raumes, in einem von englischen Lords bewohnten Italien unter griechischen Himmeln. Man spricht, man verkleidet sich und betrügt, man ist verliebt; schließlich war Alles nur ein Scherz. Man fühlt immer: die Welt und das Leben und die großen Errungenschaften der Menschheit: Das sind liebe Dinge, aber wer wird sie denn gar so ernst nehmen! Verlassen wir den Stil der großen Oper . . . Und zu dem Tanz, der nun anhebt, leichter und fröhlicher, als selbst Nietzsche ihn für sich gedacht hat, erklingen die olympischen Cancans Offenbachs.

So geht es in den „Moralités légendaires", dem Prosahauptwerk Laforgues, ohne Tragik zu, sorglos travestirend, manchmal spitzbübisch, in einem seltsamen Klima und in Helligkeiten, die keine irdische Lichtquelle erzeugen kann, ganz leicht und entrückt. „Ein familiär intimes Duzen mit den Mythen der Antike, Wagners und Shakespeares" nennt Gustave Kahn diese Novellen. Sie handeln von Hamlet, Lohengrin, Pan und Syrinx, Salome und anderen beglaubigten Persönlichkeiten; aber all Dies ist unwiderruflich transponirt in die Tonart der „Weißen Esoterischen Inseln", die so traurig und heiter zugleich ihren operettenhaften Leuchtthurm aus dem Meer heben.

Als „Sagenhafte Sinnspiele" (Verlag Axel Junker) liegen diese Wunderwerke nun in einer über alle Maßen schönen Uebertragung vor. Da sie Paul Wiegler so zauberhaft nachgeschaffen hat, muß man sie jetzt nicht nur französisch, sondern auch deutsch auswendig lernen.

Diese Erzählungen leben nun schon mehr als ein Jahr lang immer mit mir. Sie gehören zu meinen Existenzbedingungen, so daß ich mir mein Dasein ohne sie gar nicht mehr vorstellen kann. Ich habe sie am Meer einsam der untergehenden Sonne ins Gesicht deklamirt, ich habe zwischen ihren Zeilen geweint, heiße Eisenbahncoupés und Dorfwirthshäuser auf verliebten Wanderungen haben dieses Buch gesehen. Hier ist Alles: die ausgespannte Seele, das große Herz, der Tod und die Bäume im Licht. In vibrirenden Schällen rücken die mächtigen Herzoge an, die Mondnacht wirft tausend Schatten und Blendungen, der einsame Prinz im Thurm kämpft gegen seine Zerrüttung. In ewigen Dialogen zwischen Mann und Weib offenbart sich die ewig gespaltene Seele der zwei Geschlechter. Die strahlende Keuschheit wehrt sich gegen glühendes, dickes, dummes Fleisch. Es sind Visionen der Unendlichkeit, Einflüsterungen des Bewußtlosen, halbdunkle Verknüpfungen und Wortspiele, verschwimmende Gefühle, die man nur selten und undeutlich bemerkt hat, wie manchmal eine Szene aus Kinderjahren blitzschnell, unangemeldet durch unser Gedächtniß zuckt und im nächsten Augenblick nicht mehr erinnerlich ist. Ein Schöpfungtag von Assoziationen thut sich auf, eine neue Syntax, neue Worte, die wundersam strenge Zucht der Adjektiva, die unwegsamste Art des Ausdruckes . . . Als Lohengrin das Ufer betritt, „herrscht eisiges, ein Wenig kleinstädtisches Schweigen". Und so noch an tausend anderen Stellen erleuchtet ein Wort eine Situation bis in ihre innersten Winkel, an tausend anderen Stellen werden wir mitten in das Ereigniß wie Betheiligte hineingestellt. Laforgue tritt persönlich vor den Vorhang und lädt zur Besichtigung seiner Donnermaschine, seiner Abendröthen aus Pappe. Da ihm der Ernst des Lebens so wenig ist, sprengt er auch den Rahmen seiner Werke . . . Oder er läßt die kleine Salome tanzen und schildert die Nachwirkung ihrer Pantomime: „Die vergiftete Umgebung wischte sich krampfhaft den Schweiß von den Stirnen. Ein Schweigen von unsäglicher Zer-

Google

rüttung zog vorbei. Die nordischen Fürsten wagten nicht, ihre Taschenuhr zu ziehen. Noch weniger, zu fragen: Um wie viel Uhr wird sie zu Bett gebracht?" Durch solche häusliche Details ist die Last eines schmerzlichen Konfliktes gehoben. Wir lächeln wieder. Und wie erlöst fragen wir in dankbarem Staunen: Warum haben wir nicht seit je her und immer gelächelt? Ist die ganze Welt mit ihren Dramen und Erschütterungen mehr werth als ein Lächeln?

Thatsächlich paßt das Alles genau zu Laforgues Philosophie; es geht sogar organisch aus ihr hervor. Dem Schopenhauerianer ist die Welt nichts Objektives, nein, ein Trugbild, das für die vom „Schleier der Maja" getrübten Augen vorgemacht wird. Der große Gaukler ist der Wille, das Unbewußte, das Ding an sich. Er verzaubert sich in Millionen Gestalten, die, ihres gemeinsamen Ursprunges uneingedenk, einander bis aufs Blut quälen und befehden; die ewig unbegreiflichen Kategorien: Zeit, Raum und Kausalität, im menschlichen Gehirn ausgeheckt, befördern sein trauriges Geschäft, das dem armen Adam nur zwischen Langeweile und Unglück die Wahl läßt. Die Welt ist öde und nichtig, täglich bekräftigt der Tod die Vergänglichkeit des Seienden, die gehende Minute läßt an das Ende denken . . . und Niemanden mehr als den tuberkulösen Dichter . . . Da findet seine gequälte Seele den Ausweg. Dieser Weg heißt: Witz, Einfälle, tausend neue Einfälle, die Kunst! Da der Alltag in seiner Ernsthaftigkeit betrübend und doch nur eine Täuschung ist, wohlan: vernichten wir seine Ernhaftigkeit dadurch, daß wir ihn als Täuschung erkennen und denunziren. Nun sind wir beide Uebel mit einem Schlage los. Daß das Leben grausam ist, ängstigt uns nicht mehr; denn es ist ja nichts Reales. Daß es nichts Reales ist, ängstigt uns auch nicht; denn daraus gewinnen wir eben den Muth, unsere Scheinwelten mit Eifer auszubauen, unsere lächelnden, operettenhaften Welten. Auf Grund unserer Einsicht in die Nichtigkeit der Alltagswelt können wir unsere Scheinwelten für gleichberechtigt halten, wir nehmen nur sie ernst, wir lachen und verzieren Alles mit den virtuosen Schnörkeln possenhafter Improvisationen.

Es ist das absolut Neue dieser Improvisationen, was in mir die unauslöschliche Liebe zu meinem Laforgue entflammt hat. Man sehe seine Sonnenuntergänge, seine Personenbeschreibungen, die Reime und Versformen, sein Dampfschiff, seinen Kurort für Neuropathen. Das Alles hat er erschaffen, denn in diesen Farben war es vor ihm nicht da. Den Schöpfer Laforgue bete ich an. Vor ihm hat man den Pierrots viele Epitheta gegeben, aber Niemand noch hatte ihren „air d'hydrocéphale asperge" gesehen. Jetzt sieht man ihn . . . O warum giebt es keine Staatssubventionen für die seltenen Leute, die so mit Realität die Welt bereichern! Man sollte sie reisen lassen, damit sie viele Gegenstände des Daseins sehen und im Feuer ihrer Beschreibungen alle an Eigenschaften reicher, wirklicher, schöner machen. Warum hat Laforgue Afrika, den Ganges, die Südsee nicht gesehen!

So eng an die tiefsten Gedankenketten geschmiedet sind Laforgues Bizarrereien, daß das Unwesentlichste in ihnen wesentlich erscheint. Natürlich! Da dem Autor die Welt, das Wesentlichste, als so unwesentlich sich entpuppte. Hier ist Fasching in alle Ewigkeit: Das könnte im Ostium seines Hauses stehen. Hier ist die Logik verhext und die Kausalität berauscht. Sonnen schaukeln in langem Leichenzug die Erde zu Grabe, Terrassen singen, der Foetus eines Poeten klagt und es schneit seidene Hostien. Ein Quiproquo zur Begleitung endloser Tonleitern. Immer

Google

wieder tauchen die selben Lieblingmasken auf; die Lilie, die Fensterrosette, der Spleen, die Sonntage, die Molluskenbänke des Kleinstadtlebens, der buddhistische Blick der Krokodile, die frische Stille im Aquarium, die Jahreszeiten und der Mond, vor allen anderen der Mond, dessen Christoph Columbus Laforgue mit Stolz sich nannte. Er beschreibt in unfaßbar gehäuften Visionen das ruhige tote Gestirn, seine klimatischen Verhältnisse, Fauna und Flora, er überschüttet ihn mit Zärtlichkeiten und läßt ihn aller weißen Pierrots Freund sein. Und die „Nachahmung Unserer Lieben Frau des Mondes" wird eifervoll gepredigt und schließlich erblühen „die Blumen des guten Willens" aus dem besänftigten Herzen, das die Misanthropie überwunden hat.

Von sich selbst sagt Laforgue aus, was er über seinen Gaspard in den „deux pigeons" berichtet: Er kannte Alles, die Philosophien und die Geschichte, die ethischen Theorien und die Paradoxe, er verstand sich darauf, all Dies in sein Ideal der traulichen Ecke am Kamin zu mischen. Ein weicher, gemüthlicher Ton klingt durch sein Werk, bei aller Schärfe der Ausdrucksweise: die Liebe zum kleinen Leben, zu Kupferstichen, Schachpartien unter der Lampe. Ein vergessener Weg möchte er sein, den die Brombeersträuche überwuchern, der im kleinen Glück der Blätter lebt, der Ranken, der Ameisen und der Larven. Im Garten der Instinkte sucht er die Heilmittel für seine allzu wache Seele, er sehnt sich nach der Haut des anderen Geschlechtes . . .

Die ganze Mannichfaltigkeit des Erotischen tritt in seinen Szenen und Versen vor. Die Frau erscheint, Agentin des Lebenstriebes, dem Unbewußten näher als wir. Sie ist das verführerische Wesen, die Zofe der Maja, das Räthselhafte in tausend fernen Allegorien. Oder ihre Virginität empört sich gegen den begehrenden Mann. Oder sie wird ersehnt, sie soll befreundete Gefährtin sein. Oder nur kurze Genüsse auslösen. Oder sie rettet Gott . . . In verwirrenden Kadenzen thun sich alle Möglichkeiten auf, mit allen spielt der Dichter, alle schlingen sich in seinen Reigen burlesker Heiterkeit ein . . . Und doch (wer weiß?) tönt ganz unten die schamhaft erröthende Sehnsucht des simplen Burschen Dussardier aus der „Education sentimentale": „Moi, je voudrais aimer la même, toujours."

Laforgue verkehrte mit den Impressionisten, mit Paul Bourget, Theodor de Wyzewa, Gustave Kahn, Ephrussi, dessen Sekretär bei der Gazette des Beaux-Arts er war. Hier und da veröffentlichte er Etwas in Zeitschriften, zwei Gedichtbände bei Leon Vanier, einen Essay über Bourget, Uebersetzungen Whitmans. Man rechnete ihn zu den jungen Symbolisten und verachtete ihn mit ihnen.

Ephrussi verschaffte ihm 1881 die Stellung eines Vorlesers bei der Deutschen Kaiserin. Laforgue reiste über Koblenz nach Berlin, wo er seine Wohnung im „Prinzessinnenpalais" unter den Linden bezog. Er sieht aus seinen Fenstern den Platz am Zeughaus, die Spree, die Gußregen, pseudogriechische Statuen. Seiner Schwester schreibt er, er wage nicht, wie ehemals ein Stückchen Tapete für sie abzureißen, sie sei vergoldet . . .

Die Tageseintheilung: er liest um elf Uhr bei der Kaiserin oder abends bei der Gräfin Hacke, gewissenhaft resumirt er die Zeitungen, überspringt schlüpfrige Stellen, stellt Uebungen über das participe passé an, verbessert orthographische Fehler. Manchmal geht er ins Museum. Zu Haus praeparirt er sich für die Lektionen, schreibt Briefe und Verse, aquarellirt ein Wenig, träumt. Er lernt Deutsch und Englisch. Und verliebt sich in seine Englischlehrerin, Fräulein Lee.

Google

Fünf Jahre lang sehnt er sich nach Paris, nach den Freunden, nach dem gallischen Leben im schnelleren Tempo und mit heftigeren Ermüdungen. Alles Preußische befremdet ihn, die vielen Denkmäler, die Offiziere, die traurigen Fassaden ohne Jalousien, die selbst Blumenschmuck nicht beleben kann, die Pedanterie, die gothische Schrift, die in Haltung und Herz allzu wenig komplizirten Frauen, die jungen, nicht durchgearbeiteten Gesichter der Männer.

Sein Essay über Deutschland, eins der interessantesten Dokumente süd-nördlicher Zusammenstöße, urtheilt sehr schlimm: die Sinnenlust, die optischen Talente, der große Elan fehlen den Deutschen, die vorläufig nur in Musik und Philosophie Etwas leisten. Sie seien zu abstrakt, vor lauter Wäldern sehen sie den Baum nicht. Das ästhetische Prinzip, das „du nouveau, du nouveau et indéfiniment du nouveau" verlangt, müsse sich durchsetzen; dann werde der unlateinische Geist durch einen Aufschwung der Künste verdrängt werden . . . Diese Prognose betrifft die Jahre 1881 bis 1886.

Im fünften Jahr des deutschen Exils kündigte Laforgue seinen Posten auf und heirathete Lea Lee mit den großen erstaunten Augen. Diese Augen sahen seine Streifzüge in London, Belgien, die Heimkehr nach Paris, die vergeblichen Wege zu Verlegern, seine zunehmende Krankheit, das langsame Sterben . . .

Sein Nachlaß kam an Felix Fénéon, der ihn sorgsam revidirte und an Zeitschriften gab. Erst 1902, 1903 veranstaltete Camille Mauclair die definitive Gesammtausgabe im Auftrag des Mercure de France; drei Bände. Ein Band über Deutschland muß leider nach dem Wunsch des Autors unveröffentlicht bleiben. Und Remy de Gourmont schrieb: Obwohl sein unterbrochenes Werk nur eine Vorrede ist, ist es eine von jenen, die ein ganzes Werk aufwiegen.

Es ist nothwendig, daß Werke wie die Laforgues leben, ohne Kompromiß von der erhitztesten Schönheit kündend, extrem schöne Werke, die äußerste Linke der Literatur. Wir wünschen sie herbei, den Radikalismus, das maßlose Neue. Und in Laforgue verehren wir nicht nur den Riesenthurm von Erfindungskraft, nein: auch die Konsequenz, dieses asketische Ausharren in den grellsten Tönen. Mehr als ein Ideal ist er uns: ein Programm. Unbekannt, arm, verliebt, krank, ruhmlos hat er unverzagt seine gewagten unseichten Fanfaren geschmettert, denen der Geschmack der Menge nicht hold sein konnte. Wir bewundern ihn. Und doch wieder gerührt lauschen wir seinem Schluchzen eines guten Jungen, seinen Sanftheiten und Zurückhaltungen; und vielleicht erfinden wir auf gut Glück diese Formel für ihn: Sturm und Drang, aber pianissimo . . .

Nein, er ist auch so nicht zu fassen. Eben so wie ihn das Schlagwort „Heine français" nur gelind skizzirt und wie auch Mauclair, der geistreiche Vergleiche mit Chopin, Rodin und Anderen anstellt, nur seine Unvergleichlichkeit erwiesen hat . . . Auch seine Portraits bringen, fast nur in der Glattrasirtheit des ziemlich dicken Gesichtes einander ähnlich, räthselhafte Züge. Bei Ryfselberghe lächelt er gaminhaft, eine Photographie läßt ihn schwärmen, Skarbina träumen, Valloton sterben, die Karikatur von seinem Bruder zeigt den Philosophen. Und all Dies zugleich und vielleicht noch Einiges mehr lebte in der Seele dieses heldenmüthigen Witzboldes, den ich so liebe und als Genius des Unbanalen verehre.

Prag. Max Brod.

Google

Entente.

Während die Welt in Kriegswehen lag, ließ Roosevelt die Friedensschalmei ertönen und lud die Völker zu einer neuen haager Konferenz, die das Wirthschaftleben vor den Beutezügen des privaten Kapitals schützen soll. Wer noch bezweifelt hätte, daß Roosevelt ein Idealist sei, muß nun überzeugt sein; denn Theodor will die Wälder, Bergwerke, Wasserkräfte schützen. Die Idee, eine allgemeine Inventuraufnahme der natürlichen Reichthümer der Erde zu veranstalten, um dann den kleinen und großen Räubern zu sagen: „Hands off! Was noch da ist, bleibt uns", dieser an sich vernünftige Gedanke müßte in der haager Luft aber zum Phantom werden. Die Vereinigten Staaten brauchen einen wirksamen Schutz ihrer Wälder; drüben wird in einer Weise gewirthschaftet, daß in dreißig Jahren kein Klafter Nutzholz mehr zu schlagen sein wird. Die Bäume werden gefällt, um der Landwirthschaft Raum zu gewinnen; einen großen Theil der Bestände zehren die Waldbrände auf, die Jahr vor Jahr unter den Riesen der Baumwelt wüthen; und im Uebrigen sorgt die Spekulation dafür, daß aus dem grünen Holz nicht eher dürres wird, als bis der Profit kapitalisirt worden ist. Gegen diesen Mißbrauch ist Roosevelt schon früher vorgegangen; er hat das Gebiet der Staatsforsten erweitert, gegen die Spekulation aber nichts vermocht. Die forstet ruhig weiter ab und kümmert sich nicht um das Ende. Wenn der Mann, der am vierten März das Weiße Haus in Washington verlassen hat, die letzten Tage seines Präsidentendaseins zu einem Ruf nach Waldschutz benutzt hätte, wäre ihm ein guter Abgang bescheinigt worden. Die Weltkonferenz nimmt man nicht ganz ernst. Die Staaten werden ihre Vertreter nach dem Haag schicken. Warum denn nicht? Man freut sich der Gelegenheit, alte Bekanntschaften zu erneuern, und braucht keinen bindenden Beschluß zu fassen. Den Vereinigten Staaten sichern die Bodenschätze den Vorrang; wenn sie aufgezehrt sind, muß das Sternenbanner von der höchsten Zinne der Schutzzollmauer niedergeholt werden und mit der Tyrannis auf dem Weltmarkt wäre es aus. Und nun soll Europa zur Erhaltung der Yankeemacht helfen? Muthet man damit den altruistischen Gefühlen der Alten Welt nicht zu viel zu? Sie muß wünschen, der Abhängigkeit von Amerika ledig zu werden. Europas Kräfte würden besser ausgenutzt, wenn man wüßte, daß der Bezug amerikanischer Rohmaterialien eines nicht fernen Tages eingeschränkt werden müsse. Von den „maßgebenden berliner Stellen" wehte es denn auch kühl übers Meer. War das Ganze am Ende wieder nur ein Bluff? Roosevelt ist vom Kongreß schlecht behandelt worden; man hat ihm seine Abgangsszene gründlich verdorben. Das ärgert den Staatsmann wie den Mimen. Der Wunsch, de corriger la fortune, lag nah. Weltkonferenz! Vielleicht wollte Roosevelt sich an den Trustmännern rächen, die ihn ihre Macht fühlen ließen. Der Staat soll auf alle noch freien Bergwerke und Wasserkräfte die Hand legen und der „planlosen Ausbeutung und Verwahrlosung" ein Ende machen. Das geht gegen die Trusts und deren Hintermänner. Obs aber gelingen kann? In den amerikanischen Concerns steckt Kapital aus allen civilisirten Ländern. Jeder Trust umfaßt ein Konglomerat der verschiedenartigsten Effektengattungen. Industriegesellschaften, Eisenbahnen, Versicherunganstalten, Banken führen einander Kapital zu und entziehen es einander dann wieder; diese Zwischenstationen pumpen das Geld aller Völker in die riesigen Reservoirs der

Google

großen Kartelle. Wie viele europäischen Effektenbesitzer würden gegen ihr eigenes Fleisch wüthen, wenn sie die amerikanischen Trusts bekämpften! Nein: die Alte Welt hat keinen Grund, sich in die Wirthschaftangelegenheiten der Union einzumischen; sie wäre nicht klug, wenn sie das Abflußrohr drüben verstopfen und einem Staatsmonopol den Weg öffnen hülfe, und würde ihr eigenes Interesse noch mehr vernachlässigen, wenn sie einem Wüthenden im Kampf gegen die Trusts beistünde.

Das Ende der Trustherrlichkeit wird nicht so schnell kommen, wie mans prophezeit hat, als die Ermäßigung der Preise für Stahlbarren und Schienen gemeldet wurde. Man hat drüben wohl an eine Demonstration gegen die Ermäßigung der Schutzzölle auf Stahl und Eisen gedacht. Und der schlechte Zustand des Marktes bot einen willkommenen Anlaß zu Preisherabsetzungen. Richter Gary, der Präsident der Steel Corporation, scheint sich bekehrt zu haben: vor wenigen Monaten empfahl er den Frieden, jetzt den Krieg. Doch die großen Unternehmer geben ihre Grundsätze nicht auf; sie wollen den Konsum erleichtern und sich gegen die Ermäßigung des Zolltarifes wehren. Ob der Rückgang der amerikanischen Eisenindustrie deren Konkurrenten nützen würde, ist fraglich. Der Wettbewerb im Dollarland würde durch die Zollmauern erschwert und auf dem Weltmarkt könnten die Amerikaner alle Wettbewerber unterbieten. Man soll sichs also überlegen, ehe man den Trusts Unheil wünscht. Sie sperren uns den Weg ins Land; aber sie hindern auch eine Ueberschwemmung der fremden Absatzgebiete mit amerikanischen Eisen- und Stahlerzeugnissen. Und so lange der Stahltrust die Preise hochhält, können wir uns sein Exportgeschäft in Gemüthsruhe gefallen lassen.

Im Lager der französischen Zöllner wird der Ruf Roosevelts noch das freundlichste Echo gefunden haben. Die fordern gerade jetzt ja Schutz der Landesschätze gegen fremde (Das heißt: deutsche) Invasion. Daß deutsche Hochöfen französisches Erz verhütten, ist wackeren Patrioten, wie Herrn Arthur Meyer, ein Gräuel. Die Regirung soll helfen. Diese Weise hört man seit Jahr und Tag; auch aus dem neuen Zolltarif klingt sie uns entgegen. Der „deutsch-französische Wirthschaftverein" in Frankfurt und das Comité Commercial franco-allemand haben nicht zu hindern vermocht, daß der neue Tarif ungemein hohe Sätze bringt; die für Eisen, Stahl und Textilerzeugnisse grenzen an Einfuhrverbote. Die Englische Handelskammer in Paris hat eine Reihe geharnischter Sonette an die Adresse der Belle France gerichtet, die an Deutlichkeit hinter keiner britischen Protestnote zurückbleiben. In einem der Berichte wird gesagt, daß die „vorgeschlagenen Zolländerungen den unheilvollsten Einfluß auf die guten Beziehungen zwischen Frankreich und England haben würden". Wenn man John Bull auf dem Gebiet des Handels kränkt, hört jede Möglichkeit der entente cordiale für ihn auf. Deutschland hat keinen Grund, den Sieg der französischen Hochzöllner zu wünschen; der neue Tarif würde dem Verhältniß der beiden Nationen Schaden bringen, für den es keinen Ausgleich gäbe; auch nicht auf der englischen Seite. Unsere Industrie sollte eben so laut protestiren wie die britische. Frankreich genießt in Deutschland den Vortheil der meistbegünstigsten Länder. Das ist mehr als die Meistbegünstigung, die den Deutschen in Frankreich zugestanden ist. Denn dort herrscht der autonome Tarif, da die Franzosen langfristige Handelsverträge nicht schließen, während Deutschland den Franzosen jede anderen Ländern gewährte Herabsetzung mitgewähren muß. Man darf also nicht sagen, die Revision des Tarifes von 1892 sei ein Pendant zu der deutschen Tarif-

Google

reform des Jahres 1906. Jede Ermäßigung unseres Generaltarifes hat ja auch Frankreich genützt. Die Möglichkeit eines deutsch-französischen Handelsvertrages ist in weite Ferne gerückt. Der „Schutz der nationalen Güter" ist die Hauptsache; ob er der französischen Industrie nützt, ist eine andere Frage. Ein Gewerbe, dem die stählende Kraft scharfen Wettbewerbes fehlt, kann leicht erschlaffen. Und ist die inländische Industrie nicht leistungfähig, so holt sich der Konsument die Waaren, trotz allen Zöllen, von draußen. Gerade die französischen Fabrikanten, denen die Konkurrenz im eigenen Land fast völlig fehlt, müssen sich vor einem Herabgleiten von der Höhe der Technik hüten. Bequemer lebt sichs freilich hinter hohen Zollmauern.

Daß es auch Franzosen giebt, deren Blick über die Grenzpfähle hinausreicht, haben die Erzverträge mit deutschen Montanfirmen gezeigt. Die PLM (die Eisenbahngesellschaft Paris-Lyon-Méditerranée) hat mit unserem Kohlensyndikat die Lieferung von 15 000 Tonnen Fettkohle vereinbart. Deutsche Kohle für französische Lokomotiven. Abominable! Manche Franzosen möchten sogar das „Loch in den Vogesen" zur Herstellung einer neuen Eisenbahnverbindung zwischen Frankreich und Deutschland benutzen. Die erste direkte Linie durch die Vogesen! Zwischen den deutschen und den französischen Eisenbahnleuten soll Alles so ziemlich im Reinen sein. Aber die Eisenbahn kann auch zum Transport von Kanonen und Truppen dienen: und so haben auch in dieser kulturell-wirthschaftlichen Angelegenheit die Kriegsminister das letzte Wort. Sollen wir einstweilen einen deutsch-französischen Zollkrieg erleben? Was der für beide Theile bedeuten würde, lehren die Werthziffern des Handelsverkehrs. Frankreich brachte im Jahr 1907 für 454 Millionen Francs Waare nach Deutschland und bezog von uns für 449 Millionen. Ueber diese Summe (seit 1894 warens um 260 Millionen mehr geworden) entsetzen sich die französischen Patrioten. Sie meinen, daß der Außenhandel nicht auf Gegenseitigkeit zu beruhen brauche. Der Zollkrieg wäre kein schönes Nachspiel zum Marokkostreit. Die Nationalbank für Deutschland hat ihm ein besseres ersonnen. Von der neuen Interessengemeinschaft zwischen der Nationalbank und dem Crédit Mobilier Français vom Stamme Pereire hörten wir bald nach der Veröffentlichung der Nationalbankbilanz. Es traf sich gerade so; und die Bilanz konnte eine kleine Verschönerung brauchen. 4,80 Millionen Mark Dividende und 1,30 Millionen Tantieme! Die Direktoren einer Bank wollen eben auch leben. Mit sechs Prozent Dividende ists aber auf die Dauer nicht zu machen. Vier Prozent geben die feinsten Anlagen und viel mehr wirft die Nationalbankaktie heute auch nicht ab. Also: neue Gelegenheiten. Im Orient war jetzt keine Seide zu spinnen; versuchen wirs in Frankreich. Isaak Pereire wird seinen Segen dazu geben. Der Crédit Mobilier Français wurde auf den Trümmern des alten Crédit Mobilier errichtet. Dessen Ruhm war die Erfindung der Agiotage und die Einführung des Aktienschwindels großen Stils, harmloser ausgedrückt: die Vaterschaft der heutigen Kreditbank. Das erste Muster eines deutschen Crédit Mobilier war die Darmstädter Bank; und ein Menschenalter danach verbündet die Nationalbank sich der Pariserin. Der Crédit Mobilier Français war anfangs eine reine Sparbank. In letzter Zeit hat er sich eifrig mit Emissionen beschäftigt. Zur Unterbringung der in Deutschland im Augenblick schwer verkäuflichen Effekten kann er auf dem französischen Markt gute Dienste leisten. Und natürlich werden dadurch die „deutsch-französischen Beziehungen" gebessert. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Google

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

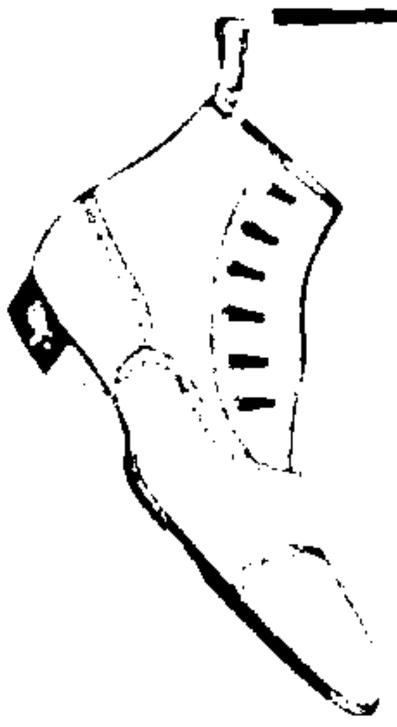
Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulricus.

Reichsbank-Giro-Conto.

Bergwerksunternehmungen.

MURATTI



Der Salamanderstiefel ist in allen Gesellschaftskreisen beliebt. Aus den besten Rohstoffen hergestellt, entsprechen seine Formen der neuesten Mode.

Fordern Sie **neues** Musterbuch H.

Salamander

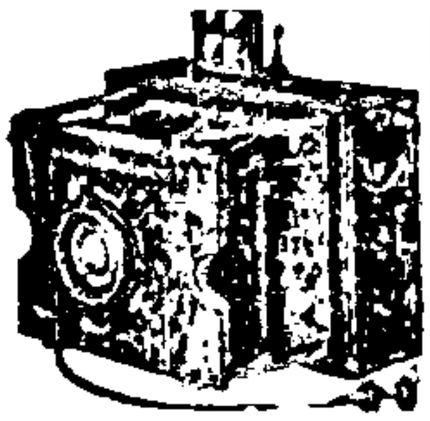
Schuhges. m. b. H.

Berlin W. 8, Friedrichstr. 182

Stuttgart — Wien I — Zürich

Einheitspreis M. 12.50
Luxus-Ausführung M. 16.50

Eigene Geschäfte in den meisten Grossstädten.



„Euryplan" Doppel-Anastigmate

D. R. P. 135742. Wz. 87042.

in den Serien F: 6,8, F: 6,5, F: 6, F: 4,5

Schulze & Billerbeck

— Katalog gratis. — Berlin SO. 36, Reichenberger Strasse 121 E

Nähret die Nerven mit Neocithin aus Apotheken Drogerien.

Verlag von Theod. Thomas Leipzig

Soeben erschien

„Der Kaiser"

1888 — 1909

von Dr. Paul Liman

ca 400 Seiten. Preis brosch. M. 3.50

Eleg. geb. in Künstlerleinenband M 4.50

Dieses in echt historischem Sinne entworfene, glänzend ausgeführte Buch (Komb. Nachr.) sollte von jedem Deutschen gelesen werden

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Donnerwetter – tadellos!

Grosse Jahres-Revue in 1 Vorspiel u. 9 Bild v. Jul. Freund. Musik von Paul Lincke.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Dir. R. Nelson. Tägl. 11—2 Uhr Nachts.

Gastspiel Theodor

Francke

und das neue Programm!

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Größtes Café der Residenz

Sehenswert.

Gebrüder-Herrnfeld-Theater.

Anfang 8 Uhr. Vorverk. 11-2 Uhr.

57 Kommandantenstr. 57

Die beiden Bindelbands

Ferner: „Internationale Künstler-Revue".

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neuerbauten Jägerstr. 63a „Moulin rouge"

Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee. Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Unterhaltungs-Restaurant Wien-Berlin

Berlin W., Jägerstrasse 63a. Leitung: Fritz Dreher.

Elegantes Familien-Restaurant.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. Künstler-Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

Terrains. Baustellen. Parzellierungen.

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Elektrizität als Naturheilmittel.

Jedermann, dem an seiner Gesundheit etwas gelegen ist, ist verpflichtet, sich darüber zu orientieren, was Elektrizität, dieses wirksamste und vielseitigste Naturheilmittel, zu leisten imstande ist. **Sie treibt den stets nach Gesundung strebenden Organismus zur natürlichen Heilung an und verleiht ihm die hierzu nötige Kraft.** Jedermann kann sich ihrer bedienen, denn sie ist billig bequem und leicht zu handhaben. Dieses vorzügliche Buch ist auf der Hand der ersten deutschen Autoritäten allgemein verständlich verfasst und sollte von allen Leidenden gelesen werden. Zusendung erfolgt gratis.

Verlag v. Köster & Co. G. m. b. H., Frankfurt a. Main Nr. 30.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.

(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Neue Anträge in 1908	**79** Millionen M.
Versicherungsbestand	**860** Millionen M.

Unverfallbarkeit **Weltpolice** **Unanfechtbarkeit**

Dividende für die Versicherten nach 3 Arten. Darunter **steigende Dividende nach vollständig neuem System** (Rentensystem). Je nach der Versicherungsdauer **Dividendensteigerung** bis auf **100 % der Prämie und mehr.**

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das **Sexual-Nerven-System des Menschen** und dessen Auffrischung und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,**
Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

• Hetaera-Krema •

(Name ges. gesch.)
Nur für Teint, **à Tube 60 Pfg.**

Hetaera-Hand-Krema

nur für Handpflege (u. Wundsein) **à Dose 20 Pf.**
Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10

M. GERSTEL

Jägerstrasse

verlegt mit dem heutigen Tage
sein Mode-Geschäft nach

9 Königgrätzerstr. 9

vis-à-vis der Voss-Strasse.

Digitized by Google

„Welt-Detektiv“

Preiss Berlin 75, Leipzigerstr. 107 Cl. Ecke Friedrichstrasse. Tel. I. 3571. Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vorkommnissen und Privatsachen. Ueberall! **Auskünfte** üb. Vorleben, Lebensweise, Ruf, Charakter, Vermögen, Einkommen, Gesundheitszustand von Personen an allen Plätzen der Erde. Diskret.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur

Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.

Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 61.

Dr. Möller's Sanatorium
Brösch. fr. Dresden-Loschwitz Prosp. fr.
Diätet. Kuren nach Schroth.

Herz-Stiefel

mit dem Herz auf der Sohle

Dr. Ziegelroth
früher Zehlendorf.
Krummhübel
Riesengebirge
Sanatorium
und **Erholungsheim.**

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen Obb. bei München
Physikalisch-diätetische Behandlung
für Kranke (auch bettlägerige) Rekonvalescenten und Erholungsbedürftige. Beschränkte Krankenzahl.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.
Diät. milde Wasserkur, elektrische und Lichtbehandlung, seelische Beeinflussung, Zanderinstitut, Röntgenbestrahlung, d'Arsonvalisation, heizbare Winterluftbäder, behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung **aller** heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranke.
Illustrierte Prospekte frei. Chefarzt **Dr. Loebell.**

Magdeburger Privat-Bank, Magdeburg-Hamburg.
Gegründet 1856. Aktienkapital u. Reserven ca. 40 000 000 M. Telegr.-Adr: Privatbank.
Filialen: Dessau, Eisenach, Eisleben, Erfurt, Halberstadt, Halle a. S., Langensalza, Mühlhausen i. Thür., Nordhausen, Sangerhausen, Torgau, Weimar, Wernigerode a. H. — **Zweigniederlassungen:** Aken a. E., Bismark i. A., Burg b. M., Calbe a. S., Egeln, Eilenburg, Finsterwalde N.-L., Frankenhausen, Gardelegen, Genthin, Helmstedt, Hettstedt, Merseburg, Neuhaldensleben, Oschersleben, Osterburg, Osterwieck, Perleberg, Quedlinburg, Schönebeck a. E., Sondershausen, Stendal, Tangerhütte, Thale i. H., Wittenberg (Bez. Halle), Wittenberge (Bez. Potsdam).
Kommandite in Aschersleben: Aschersiebener Bank Gerson, Kohen & Co. (Comm.-Ges.).
Ausführung sämtlicher bankgeschäftlichen Transaktionen.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigegeben der Verlagsbuchhandlung **L. Staackmann** in **Leipzig** betreffend

Emil Ertl, Freiheit die ich meine

Roman aus dem Sturmjahr.

Auserdem liegt der heutigen Nummer noch ein Prospekt bei der Firma **Kusche & Martin** in Malaga betreffend

Orangenblüten-Honig garantiert naturreines Bienenprodukt.

Wohnungseinrichtungen.

Künstlerischer Beirat.

Man kann für wenig Geld eine geschmacklose Clichéeinrichtung, man kann dafür aber auch eine geschmackvolle, individuelle Einrichtung haben. Der **gebildete Mittelstand** begnügt sich vielfach noch der Billigkeit halber mit Monstrositäten und gibt für sie oder für Besseres aus Mangel an Sachkenntnis unverhältnismässig viel Geld aus. Das wäre nicht nötig. Erfahrener Rat und gebildeter Geschmack können ihm für wenig Geld etwas nach Form und Material Schönes und Angepasstes verschaffen. Man wende sich, zunächst schriftlich oder telephonisch, an

Johannes W. Harnisch, NW. 87, Tile Wardenbergstr. 11 Telephon Amt 2, 7693.

≡ Harmonium ≡

das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente, kann Jedermann ohne Vorkenntnisse **sofort 4stimmig spielen** mit dem neuen Spielapparat **„Harmonista“,** Preis mit Heft von 320 Stücken 70 Mk.

Illustrierte **Harmonium-Kataloge** und Prospekt über Spielapparat bitte **gratis** zu verlangen von

Aloys Maier, Königl. Hoflieferant, **Fulda.**

Simplizissimus

Jahrgänge 1—11 gebunden. (1 u. 2 unvollständig) **zu verkaufen.** Anfragen unt. **2567** beförd. Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48.

Fünfte Auflage 1906.

Der Goldne Esel

des **Apulejus.** Mit 16 Illustrationen. **Eleg. brosch. 4,50 M. Eleg. geb. 5,50 M.** Humoristisch-satirischer Roman gegen **zügellose Sitten, Maglewahn, Schwärmerei, Aberglaube u. Priestertrug** damal. Zeit. Der bunte Wechsel der oft sehr verfänglichen Episoden, die merkwürd. Situationen u. kulturhistorisch wertvollen Schilderungen antiken Lebens bieten ein getreues Bild d. sittlichen Korruption in d. römischen Kaiserzeit. Eingeflocht ist d. Episode v. **Amor u. Psyche.** Ausführl **Verzeichn.** üb. **kultur-** u. **sittengeschichtl.** Werke gratis franco.

H. Barsdorf, Berlin W 30., Aschaffenburgerstr. 16 I.

REICHES WISSEN VERMITTELT FÜR NUR DREI 3 MARK PRO MONAT

HERDERS Ideal-Konversations-Lexikon

Dieses neue Werk ersetzt mit seinem ungeheuren, präzis gefaßten Wissen in acht prächtigen Bänden für nur Mk. 100.— die doppelt so teuren Lexika. Ich liefere es franko, ohne Aufschlag gegen monatliche Zahlung von nur Mk. 3.—. Prachtbroschüre gratis.

HEINRICH NEUBERGER VERSANDBUCHHANDLUNG FRANKFURT A. M. 69.

Geschäftliche Mitteilungen.

Dr. Ziegelroth, der bekannte Sanatoriumleiter und Verfasser vieler hygienisch-diätetischer Schriften (Diätetische Eukrasie A B C für junge Mütter, Degeneration und Regeneration, Handbuch für phys kalisch-diätetische Therapie etc.) hat in dem klimatisch und landschaftlich gleich bevorzugten **Krummhübel** (im Riesengebirge) ein Kurbad und Sanatorium für physikalische Therapie und Diätkuren eröffnet. Dort finden Erholungsbedürftige jeder Art und Leidende, für welche das Gebirge passt, Aufnahme. Das Sanatorium trägt keinen Krankenhauscharakter. Es ist vielmehr eine Art Heim, in welchem unter stetiger ärztlicher Kontrolle und durch sorgsame individuelle Behandlung Gesundung erstrebt wird.

Unter der Firma **Institut für Finanz und Rechtshülfe** ist in **Berlin, Alvenslebenstrasse 12a,** Ecke Bülowstr. ein Unternehmen ins Leben getreten, welches hauptsächlich die Beratung des Publikums in allen Angelegenheiten bezweckt, welche sich auf den Erwerb von Aktien, Kuxen, Bohranteilen oder dergl. beziehen. Angesichts der grossen Verluste, welche in der letzten Jahren ein grosser Teil des Publikums durch gewissenlose Empfehlungen solcher **„Werte“** erlitten hat, und der Art und Weise, wie die Unerfahrenheit desselben von gewissen Seiten ständig ausgebeutet zu werden pflegt, dürfte dieses Unternehmen ein durchaus zeitgemässes sein, und seine Inanspruchnahme allen auf solche Weise Geschädigten deshalb nur dringend anzuraten werden können.

Google

Bestellungen
auf die
Einbanddecke
zum 66. Bande der „Zukunft“
(Nr. 14—26. II. Quartal des XVII. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergolde'er Pressung etc. zum Preise von Mark **1.50** werden **von jeder Buchhandlung** od. **direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a** entgegengenommen.

Vereinigte Hanfschlauch- und Gummiwaaren-Fabriken zu Gotha, Aktien-Gesellschaft.

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten, bei uns erhältlichen Prospekts sind

Mk. 400,000.— neue Aktien No. 1801—2200

zum Handel an der Berliner Börse zugelassen.

BERLIN, im März 1909. **Arons & Walter.**

Ausflugs-Reisen nach Portugal

Leixões (Oporto) Lissabon

(ungefähr 10 Postdampfer monatlich, aus- u. rückreisend)

veranstaltet durch die

Hamburg-Südamerikanische Dampfschifffahrts-Gesellschaft

und Hamburg-Amerika Linie.

Diese Gesellschaften bieten ihren Passagieren Gelegenheit zu

herrlichen Ausflügen ins Innere Portugals

Kombinierte Eisenbahnbillets I. Klasse

zu bedeutend ermässigten Fahrpreisen.

Nähere Auskunft erteilen

Hamburg-Südamerikanische Dampfschifffahrts-Gesellschaft
Passage-Abteilung
Hamburg, Ferdinandstr. 60

Hamburg-Amerika Linie
Abteilung Personenverkehr
Hamburg, Alsterdamm 25

No. 1

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICH

Die Zukunft.

Berlin, den 20. März 1909.

Heft 24 S. 393-432 Heft

Frauenbildung.

In Indien erweist man dem weißen Elefanten königliche Ehren, wie einst in Egypten dem Stier, in China dem Drachen, dem Hulman bei den Hindus und der Schlange bei den Semiten. Kein Volk giebt es, bei dem nicht Reste dieses Thierdienstes noch vorhanden sind; er herrschte über die ganze Erde. Er war kein Resultat von Furcht und Dummheit, wie die Ueberhebung unserer Geisteskultur anzunehmen liebt, sondern wurde von der Urweisheit des Menschengeschlechtes gefordert: die Heiligung eines bestimmten Thieres (des Landesthieres) erhielt den Charakter eines Stammes konstant: sie züchtete (wie die der römischen Wölfin); und sie bewahrte ferner vor den Entwickelungen, die von der Aufgeschlossenheit und Empfänglichkeit des Menschen drohen. Daß Beides beabsichtigt war, beweist die Verbindung des Thierdienstes mit Heirathvorschriften, wie sie im Totemismus erhalten ist, und mit dem Ahnenkultus Der Urmensch (oder sein Priester) fürchtete nicht die Thiere, sondern die Entartung; also Das, was man heute Entwickelung oder höhere Bildung nennt.

Je höher die Civilisation steigt, desto nöthiger wird ein solcher Kultus. Aber um so schwerer ist er auch zu erhalten. Bei den Griechen ist zu verfolgen, wie der Thierdienst seine Macht verlor. Am Längsten erhielt er sich noch in volksthümlichen Festen als Heiligung des thierischen Prinzips. Man versuchte, mit des Dionysos Hilfe, ein Thier auf eigene Faust zu sein. Aber der apollinische Grieche ging darüber hinaus. „Unmöglich wäre es einem griechischen plastischen Künstler gewesen", sagt Goethe, „eine Göttin säugend vorzustellen . . . Der Sinn und das Bestreben der Griechen ist, den Menschen zu vergöttern, nicht, die Gottheit zu vermenschen. Hier ist ein Theomorphism, kein Anthropomorphism!" Das lief aber nicht gut ab, sondern war der Anfang vom Ende. Und wir sind die Erben. Auf griechischen und jüdischen Theo-

Google

morphismen beruht unsere Religion; und wir haben unseren eigenen hinzugefügt: die Entwickelungtheorie. Nun ist Alles umgekehrt. Statt der Entschiedenheit und Vorbildlichkeit des Thieres herrscht der schrankenlose Geist und Gott, statt der Erhaltung herrscht Entfesselung, statt des Ahnenkultus das verhängnißvolle, das zweischneidige Wort, das verkehrteste Wort, das je gesprochen wurde: das Land Eurer Kinder sollt Ihr lieben!

Das Verkehrteste fällt heute nicht mehr auf; die Wahrheit macht Schmerzen und das Nothwendige wird unmöglich. Unser modernes Bewußtsein erträgt die Heiligung des thierischen Prinzips nicht mehr. Was einst heilig, urernsthaft und jenseits von Freude gestellt war, ist ein mehr oder weniger edles Spiel geworden. Die civilisirte Menschheit (wie sie ist, nicht, wie sie sein soll) hat einen Reiz des Lebens daraus gemacht. Sie hat das Thier hedonisirt. Liebe ist Lebensgenuß: diese fluchwürdige Weisheit ist die verbreitetste Weisheit. Man verarbeitete das Thier, um sich zu delektiren, zu zerstreuen, zu trösten. Aber auch sonst verfahren wir nicht besser mit unserer Physis. Wir haben das Thier rationalisirt. Ist nicht die moderne Art, zu arbeiten, die selbe unverschämte Ausnutzung physiologischer Fähigkeiten? Den Tigersprung des Gedankens haben wir gezähmt und ökonomisirt, aus Muskeln und Nerven ein Repetirwerk gemacht, um unsere Tretmühlen zu treiben und unseren Gewinn zu steigern. Und schließlich: wir haben das Thier reflektirt. Unsere Intelligenz, unser reiches Erbe aus der Menschenthierzeit: auch von ihr wollen wir Genüsse; wir bilden sie aus, um Bildungfreuden zu haben, um uns selbst schmeicheln zu lernen, um uns in falschen Spiegeln zu sehen, um über uns hinauszukommen und zu genießen, was wir nicht besitzen. Liebe, Arbeit, Bildung: die selbe Versündigung, die selbe Profanirung des Thieres. Wir saugen an unserem eigenen Mark, wir treiben Raubbau am eigenen Leibe. Und empfinden es nicht, wie noch die Griechen der besten Zeit, als frevelhafte Herausforderung der Natur, sondern als preiswürdigsten Zustand. Wir bauen dieser Dreieinigkeit Tempel und halten ihr Priester. Sie ist unsere höchste Idee vom Menschenthum.

Diese Civilisation mag dem Mann angemessen sein; er sieht ja die Geschichte anders an. Seine Unbändigkeit hat sie jedenfalls verschuldet. Er hat einen Ueberschuß und ist wesentlich entlastet; er mag diese Civilisation also besser aushalten als wir, ihrer sogar in gewissem Grade bedürfen; und schließlich ist er der Reingewinn im Leben, der verbraucht werden kann zu nutzlosen und gefährlichen Dingen. Auch ist nichts mehr rückgängig zu machen. Aber warum thut man den letzten Schritt? Warum zieht man die Frauen gänzlich in diese Welt hinein? Sie bilden den für die Erhaltung einer Gesellschaft wesentlichen Theil. Deshalb bestanden die Gesetze der alten Kulturgemeinschaften stets mit unerbitterlicher Strenge darauf, daß die Frau von der Civilisation abgeschnitten und ihr ein sicherer Platz gegeben wurde.

Google

Man verfuhr dabei nicht immer glücklich, meist gar zu radikal; der sichere Platz hatte oft verzweifelte Aehnlichkeit mit einem Käfig. Das ist auf die Dauer nicht durchführbar. Man befreite die Frau. Dadurch kam sie aber in die größte Spannung. Ihr natürliches Leben führt sie immer wieder tief in die Thierheit zurück und die Civilisation bot ihr nur die letzten, meist die gefährlichsten Blüthen. Ihre Existenz umspannte jetzt die stärksten Gegensätze. Die Anlage ihres Lebens wurde romantisch. Nun begann für sie das Problem, im vollen Licht einer hohen Civilisation so viel Animalität zu bewahren, wie zum gesunden Bestehen nöthig ist: das Problem der Frauenkultur. Damit das Problem der Bildung überhaupt. Denn Bildung ist im Grunde ein spezifisch weibliches Bedürfniß. (Der Mann war immer mehr auf Ausbildung eines Talentes bedacht und angewiesen. Erst im verfeinerten gesellschaftlichen Verkehr, erst im Umgang mit Frauen wurde für ihn „allgemeine Bildung" eine Nothwendigkeit. Im Beruf ist sie eher hinderlich.) Durch den Widerspruch zwischen der Enge ihrer Existenz und dem weiten Horizont, den ihr der freie Verkehr bot, wurde dieses Bedürfniß hervorgerufen. Die Frau braucht Bildung zu ihrer Beruhigung und zur Gegenwirkung. Sie will nicht das Leben (außer wenn sie es verkennt), sondern nur eine Anschauung des Lebens, und zwar eine möglichst vollständige, aber auch animalisch wohlthuende Anschauung, die das Thier in ihr nicht verletzt, nicht beschwert und nicht beunruhigt, sondern auf sich zurückweist. Daher ihre Neigung für das Theater, für Literatur, daher ihre Neugier und das so viel beklagte heftigere Schwingen ihrer „Phantasie" (die man jetzt durch Vermehrung der Mathematikstunden in der Schule an der Wurzel zu treffen gedenkt). Was man dem Bildungsbedürfniß der befreiten Frau bot, war vielleicht meist zu flach, zu künstlich und süß zubereitet, aber doch nicht gänzlich verfehlt. Rechnet man dazu, was die Frau selbst that, wie die psychische Gebundenheit, die jede Frau von starkem Instinkt unbewußt sucht (um so tiefer, je freier ihre Stellung ist), eine weiter gespannte, feinere und auch strengere Form von Sitte, Schicklichkeit, Geschmack und Pflicht ausbildete, so muß man mindestens zugeben, daß es wundervolle Ansätze zu einer Frauenkultur gab. Aber die wurden bald überwuchert; die Freiheit wuchs zu üppig. Nachdem aus der Frau die Dame geworden war, wurde aus der Dame die Mondaine, aus der Mondaine die Similimondaine, ein sehr unglücklicher Typ, der jetzt die weiteste Verbreitung hat und bei dem eine Gesellschaft nicht bestehen kann. Einen anderen Weg suchte in der Nachahmung des Mannes die Berufsfrau. In beiden Typen ist die Bildung verfehlt. Man wird in der Frage der Frauenbildung jetzt bald wieder am Anfang stehen. Was der Frau nöthig wäre, ist eine besonders gebundene und intime Erziehung mit dem Schwerpunkt im Haus, eine Unzahl bedeutsamer Konventionen, eine primitive Feinheit der Bildung, die von den

Google

Wissenschaften nur das Tiefst-Persönliche, vom Leben nicht einen Theilkatalog, sondern die richtige Idee und einen Grundriß giebt, dazu eine Gefahrenlehre des Lebens, nicht nur eine moralische, sondern auch eine intellektuelle, Alles ausgesucht, erprobt, raffinirt und durch möglichst leibliche Methoden auf die unschädlichste Weise überliefert. Vor Allem aber eine richtige Einschätzung der Schule. Die Natur läßt den Menschen nicht deshalb so langsam reifen, um Gelegenheit zu geben, aus ihm für Lebenszeit ein gebildetes Kind zu machen. Für die erste Hälfte des Lebens ist Frische das Haupterforderniß; Bildungsbedürfniß und Bildungmöglichkeit kommen später. Zuerst wäre also auch Autorität und Unterordnung unerläßlich; aber freilich: nie gehorcht ein Erwachsener einzelnen Menschen, sondern immer nur einer geschlossenen, einigen Kultur.

Man geht andere Wege. Die neue Frauenpolitik in Deutschland sorgt für die beiden anderen Typen. Das Lyzeum ist nur scheinbar eine Antwort auf die Frauenbildungfrage; und ist jetzt kaum noch lebensfähig. Der Inhalt der neuen Mädchenschulordnung ist vielmehr kurz der: die Bedingungen für die Physis werden schlechter; die Möglichkeit einer spezifisch weiblichen Bildung und Kultur wird uns genommen; die Frauenerziehung nähert sich der männlichen Ausbildung. Man muß es genau ansehen. Aus der Erschließung der akademischen Berufe für Frauen folgt die Vermännlichung ihrer Bildung unvermeidlich; und nicht nur für Frauen, die wirklich studiren wollen, sondern für alle. Die höhere Mädchenschule muß jetzt der Studienanstalt nacheifern. Auch wenn Beide nicht den gemeinsamen Unterbau hätten, so würde doch die Vorbereitunganstalt als die strengere und anspruchsvollere die Bildunganstalt beeinflussen. Jede Mutter wird jetzt geneigt sein, für ihre Tochter die Studienanstalt zu wählen, als einen Entoutcas, da bekanntlich für ein Mädchen fast immer zweifelhaftes Wetter ist. Da eine solche Bevorzugung der Studienanstalt nicht erwünscht ist, muß die Höhere Mädchenschule konkurrenzfähig ausgestattet werden, so daß sie von der Studienanstalt abzieht. Geschieht Das nicht, so sinkt sie zu einer Anstalt zweiten Ranges herab. Kommt sie aber in ihren Ansprüchen an Zeit, Kosten und Begabung der Studienanstalt ungefähr gleich, so behält sie immer noch den Nachtheil, daß sie zu nichts berechtigt. Was mit ihr auch geschehen mag: sie bleibt im Schatten der Studienanstalt. Die Bestimmungen wollen, daß sie nicht resignire, sondern den Kampf aufnehme. Die Ausbildungzeit für Mädchen soll auf zwölf Jahre verlängert werden; deshalb bekommt die Mädchenschule einen verführerischen Aufsatz: das Lyzeum. Dieses Lyzeum ist ein Ding ohne entschiedenen Charakter: Frauenschule, wissenschaftliche Fortbildungschule, Bildungsklub. Seine Hauptaufgabe ist die „Einführung in den Pflichtenkreis des häuslichen wie des weiteren Gemeinschaftlebens, in die Elemente der Kindererziehung und Kinderpflege, in Hauswirthschaft, Gesundheitlehre, Wohlfahrtkunde und in die Gebiete der

Google

Barmherzigkeit und Nächstenliebe.“ Darunter sind Fächer, die in die Volksschule gehören, andere, die ins Haus gehören und nirgends schwerer zu behandeln sind als in der Schule, deren Hauswirthschaftunterricht immer nur ein kümmerlicher Nothbehelf sein kann. Manches ließe sich wohl auch ausreichend schon durch ein Abonnement auf die „Woche“ ersetzen. Diese Frauenschulklassen hätten Berechtigung für Mädchen, die nach der Entlassung vom Lyzeum in uncivilisirte Gegenden verschickt werden sollten, wo es keine Groß- und Schwiegermütter, keine Erfahrung und Tradition giebt, keine Literatur, keine Zeitschriften, keine Nachschlagewerke, keine Vereine und Auskunftstellen, keine Aerzte und keine Anwälte und keinen Menschen, der schnell auf richtige Fragen richtige Antworten giebt. Das Lyzeum hat nebenbei noch „wissenschaftliche“ Fortbildungsklassen. Es hat dazu einen Kindergarten, dessen Pflege sogar obligatorisch ist. (Dieses absichtvolle Vorwegnehmen von Dingen, die noch nicht da sind, ist nicht gerade vom besten Geschmack und auch ein Wenig lächerlich.) Das Lyzeum bietet Vorträge von „Dozenten, die nicht dem Lehrkörper angehören“; dabei ist „Gelegenheit zu Referaten und Besprechungen zu geben. Etwaige Referate sind den Schülerinnen nicht aufzugeben, sondern zur Wahl zu stellen.“ Ueberhaupt „wird eine freiere Lehr- und Lernweise Platz greifen können“. Und auf manches Andere noch sollen sich die Lyzeen einrichten, um den jungen Mädchen „Ziele zu stecken, Streben und Kraftübungen bei ihnen anzuspornen“. Aber genug. Dieses Nothprodukt mit der Signatur „Hausbacken und Phantastisch“ soll der Studienanstalt das Gleichgewicht halten. Das wird es nicht leisten; denn dieses ganze Programm, das anziehen soll, enthält doch kein einziges wirkliches Zugstück. Diese Toilette aus Gelegenheitkäufen wird noch genug Ironie und Mitleid auf sich herabziehen. „Nach diesem Erlaß sehe ich den Ansturm auf die Studienanstalten voraus,“ schrieb der Direktor eines Mädchengymnasiums. Den Ansturm auf die Lyzeen wird so leicht Niemand voraussehen. Wie sich das Lyzeum entwickeln wird, ist nicht sehr schwer vorauszusagen. Wie es in den „Bestimmungen“ entworfen ist, kann es nicht lange bleiben; es wird sich enger an die Mädchenschule anschließen, solider werden, sich eine Berechtigung zu bestimmten Studienfächern erkämpfen, bis es sich schließlich von der Studienanstalt nicht mehr allzu sehr unterscheidet. So muß es werden unter dem Druck der Studienanstalt. Dieser Druck setzt sich aber noch weiter fort. Dem schon so schwer von der Studienanstalt bedrängten Lyzeum droht noch von anderer Seite Abbruch. Es soll im Allgemeinen aus praktischen Gründen mit einem Seminar für Höhere Lehrerinnen verbunden werden. Nun würde die Wahl zwischen zwei Jahren Lyzeum und drei Jahren Seminar meist zu Ungunsten des Lyzeums ausfallen. Die Ausbildung zur Lehrerin ist daher erschwert worden; statt drei Jahre dauert sie jetzt vier Jahre, statt eines Examens sind zwei nöthig. (Die

Google

Bestimmungen stellen diese Erschwerung als eine Erleichterung hin: bei gleichem Ziel und Verlängerung von drei auf vier Jahre seien für jedes Jahr jetzt nur drei Viertel des Früheren zu leisten. Das sei nothwendig, weil die bisherige Intensität sich als gesundheitschädigend erwiesen hat. Man könnte wissen, daß Das nur eine reine Rechnung ist. Die Intensität bleibt, weil das Ziel keine mathematische Größe ist, die Dauer wird länger, der Examensdruck verdoppelt.) So wirkt die Studienanstalt auf die Mädchenschule und durch sie auf das Seminar. Nach der Studienanstalt muß sich Alles orientiren: der gemeinsame Unterbau sowohl wie Alles, was neben ihr gebaut wird; sie ist die dominirende Anstalt. Das ist es, was verständige Leute immer befürchtet haben, was die neuen Bestimmungen bestätigen: die Studienanstalt ist zu stark; sie wirft die ganze Frauenbildung über den Haufen. Darauf wurde immer mit Hoffnungen geantwortet oder mit Lachen. Nun ist es so weit. Bisher war die Frauenbildung auf Die berechnet, die sich verheirathen, und die Berufsfrauen trugen den Schaden (der darin bestand, daß sie den männlichen Kollegen nicht ganz gleichberechtigt und einige Berufe ihnen verschlossen waren). Jetzt ist die Frauenbildung nach den Berufsfrauen orientirt und die Mütter und Frauen tragen den Schaden. Das ist die Reform.

Will man beurtheilen, was aus der Studienanstalt wird, so muß man seine männliche Parallele, das Gymnasium, ansehen. Da auch für dieses Reformen bevorstehen, so ists richtig, den Werth der Studienanstalt nicht nach Dem zu beurtheilen, was das Gymnasium jetzt ist, sondern nach dem Charakter, den es in Zukunft haben wird. Das Gymnasium steht schon jetzt unter einem viel stärkeren Druck als die bisherige Höhere Töchterschule. Dieser Druck ist nicht willkürlich, sondern wird ausgeübt durch die Anforderungen des Berufslebens, zu dem das Gymnasium vorbereitet. Ein Beruf ist heute so komplizirt, setzt so viele Kenntnisse, so viel Berufstechnik, so viel Drill, Entsagung und Gehorsam voraus, daß ein Gymnasium unmöglich eine Stätte der Freude sein kann. Die Bestrebungen zur Humanisirung des Gymnasiums scheinen nicht sehr aussichtreich. Unsere Civilisation beruht auf dem Ernst und Nachdruck, mit dem die männliche Jugend in sie hineingepreßt wird. Die Jugend büßt die Fortschritte der Erwachsenen. Davon kann sie Niemand freisprechen. Man wirft dem Gymnasium vor, daß es Sklaven erziehe. Aber unsere Civilisation beruht ja auf Sklavendienst. Staat, Heer, Industrie, Wissenschaft fordern Sklaven, selbständige Sklaven natürlich; selbständig wie ein Pfeil, der zwanzigmal um die Ecke fliegt, selbständig in Bezug auf ein Ziel, nicht auf einen persönlichen Willen. Das trifft im modernen Betrieb nie zusammen; da giebts kein Ziel, das man wollen könnte. Dazu ist Alles zu komplizirt. Wenn in Südwest, mitten im Nahfeuer, plötzlich ein Lieutenant in seiner ganzen Gardeducorpslänge aufspringt, um einem nach Wasser ächzenden Blessirten

Google

eine Erleichterung zu bringen („Armer Kerl, wenn Dir Niemand hilft, will ich Dir helfen!"), und natürlich im nächsten Augenblick fällt, so starb er als Ritter, als Mensch, selbständig nach alter Art, aber er fiel reglementwidrig, unmodern. Das Reglement fordert: im wirksamen feindlichen Feuer haben die Offiziere so weit Deckung zu suchen, wie es mit der erforderlichen Uebersicht vereinbar ist. So ist es überall. Der Zweck, das Ziel, der Erfolg ist der bestimmende Herr, nicht der Mensch, der ein armes, gefügiges Instrument ist. Er soll, was aus dem Blut aufsteigt, abwürgen, die besten Gefühle hinunterschlucken. Die stören. Er soll seine Nerven beherrschen und besonders die große Sünde fürchten: die Fahrlässigkeit. Das ist das System. Sieht man es im Ganzen an, so imponirt es; sieht man die einzelnen Menschen, so ists jämmerlich. In dieses System gehört das Gymnasium. Man komme aus dieser Anstalt mit gebrochenen Knochen heraus, höchst polirt, mit einer Gutmüthigkeit der Einsicht und einer Universalität des Willens, dabei roh von Begriffen, mit verwischter Physiognomie und im Ganzen übel zugerichtet: Das hören wir nun alle Tage und glauben es aufs Wort. Nun möchten wir hören, wie man es ändern kann, da diese Zurichtung doch augenscheinlich nützlich und nothwendig ist, auf ihr die fernere Brauchbarkeit im modernen System beruht und ohne diese Vorschule des Lebens das System krachen würde. Hundert Jahre habe das Erziehungsystem unser Leben verwüstet. Zugegeben; aber in diesen hundert Jahren hat sich auf diesem System das System des modernen Lebens aufgebaut, so daß jetzt Deutschlands Größe und Kraft (ja, vielleicht seine Existenz und Zukunft) auf Dem beruht, was wir am Meisten verachten. Wenn in kleineren Ländern, wo es patriarchalischer und behäbiger zugeht, die Schule humaner ist und sein darf, so kann uns Das nicht helfen. Deutschland ist kein idyllisches Land, sondern ein Hochdruckkessel, ein einziger Groß- und Schnellbetrieb, wo in heftigster Konkurrenz dreiundsechzig Millionen arbeiten, zusammengedrängt und von allen Seiten umdrängt; ist das modernste und ernsteste Land, in dem mit der Intensität des Amerikaners und der Ausdauer des Kuli gearbeitet wird. Diese deutsche Stimmung, die Jeden erfaßt, der Berufsarbeit leistet, die auch allmählich in die entlegensten Provinzen dringt, mag selbst für die Männer nach und nach unerträglich werden. Aber an den Ketten schütteln macht noch nicht frei. Wie sollen wir glauben, daß sich für sie die Verhältnisse bessern, wenn wir sehen, daß die Kräfte der Entwickelung so stark sind, daß sie jetzt auch die Frauen in das System ziehen! Nein: da das öffentliche Leben sich noch unaufhörlich komplizirt, die Betriebe sich differenziren, das Berufsleben also seine Ansprüche steigert und bestimmter stellt, so ist vielmehr zu erwarten, daß die Praxis sich noch mehr Einfluß auf die Schule sichern wird. In Unterricht und Erziehung wird das Gymnasium noch mehr aufhören, Bildunganstalt zu sein, und den Rest seiner Vornehm-

Google

heit verlieren. Die Angreifer werden wohl durchsetzen, daß der Unterrichtsstoff reicher und moderner wird, und die Vertheidiger werden den Erziehungdrill halten. Und wenn sich der Rauch verzogen hat, ist die einzige Partei, die verloren hat, die Jugend: sie wird, statt klassisch und ideal, modern und real gebildet werden; denn siegen muß, was am Besten in das System unserer Lebensart paßt. Solche Revolutionen und Reformen pflegen ja ganz anders zu enden, als sie angefangen und ihre Autoren gedacht haben. Wenn eine Bewegung breiter wird, tritt die berüchtigte Frontverschiebung ein. Man kennt Das aus der Geschichte. Auch in der Frauenbewegung war es so: mit Bildungfreiheit fängt es an, mit Berufszwang hört es auf. Während Alles los ist, ist auch immer der Teufel los, den vorher zu binden man immer vergißt und der die Lockerheit und Verwirrung, die Erschütterung der Tradition dann schon für sich auszunutzen weiß. Das ist ausnahmelose Regel. Deshalb ist mit einigem Recht zu vermuthen, daß der Kampf um die Befreiung des Gymnasiums auf einen neuen Zwang hinauslaufen wird. Non scholae, sed vitae discendum: wirklich eine Vertrauen erweckende Parole.

Bei dieser aussichtreichen Lage giebt man nun also die spezifische Frauenbildung auf und acceptirt die männliche. Man ist des Idylls müde und will ins Getriebe. Das Getriebe wird unbarmherziger. Wir haben dafür gesorgt, daß unsere Töchter hineinkommen. Es ist zu vermuthen, daß sie diese Entwickelung anders beurtheilen werden als die Zukunftfrohen, die schon die Dankbarkeit der kommenden Generation ganz in Beschlag genommen haben. Auch Mädchen, die schließlich nicht ins Getriebe kommmen, sind wenigstens in der Jugend an das moderne Arbeitsystem angeschlossen. Die Liberalität und menschenfreundliche Indulgenz ist aus der Höheren Mädchenschule entfernt. Bildung? Die Schule ist an sich schon wenig geeignet, Bildung zu vermitteln. Man lernt in ihr falsch antworten, bevor man die Fähigkeit hat, richtig zu fragen; mehr als oberflächlich lernen kann man erst, wenn man genau weiß, was man wissen will; und zur Reife kann nur erlebte Bildung beitragen. Wer nach dieser Reform noch meint, es handle sich um Bildung, wenn die Schule um sich frißt, Dem ist nicht zu helfen.

Etwas Echtes für die Einzelne ist nicht gewonnen; eher die Möglichkeit eines solchen Gewinnes verkürzt. Wie aber steht es um die sozialen Wirkungen der neuen Ordnung? Die werden in den „Bestimmungen“ in einigen sehr beachtenswerthen Sätzen gestreift. „Die rasche Entwickelung unserer Kultur und die damit gegebene Verschiebung der Gesellschaft-, Erwerbs- und Bildungverhältnisse der Gegenwart haben es mit sich gebracht, daß gerade in den mittleren und höheren Ständen viele Mädchen unversorgt bleiben und viele für die Gesammtheit werthvolle Frauenkraft brach liegt. Der Ueberschuß der weiblichen über die männliche Bevölkerung und die zunehmende Ehelosigkeit der

Google

Männer in den höheren Ständen zwingen einen größeren Prozentsatz der Mädchen gebildeter Kreise zum Verzicht auf ihren natürlichen Beruf als Gattin und Mutter“ Diese Sätze sind (bis auf eine Ungenauigkeit) richtig. Man hätte vielleicht deutlicher sprechen können und die Kultur mit dem ominösen Symptom „zunehmende Ehelosigkeit“ als Niedergang oder soziale Krankheit bezeichnen sollen. Einerlei: wenn man sie nur heilt. Was will die Regirung also thun, um die Zahl der brachliegenden Frauen zu verringern? „Ihnen sind die Wege zu einem ihrer Erziehung angemessenen Beruf zu bahnen, bei den meisten auch zwecks Erwerbung der nöthigen Mittel zum Lebensunterhalt, nicht allein in der Oberlehrerinnenlaufbahn, sondern auch in anderen auf Universitätstudien begründeten Lebensstellungen, so weit sie für Frauen in Betracht kommen.“ Also Das ist mit der brachliegenden Frauenkraft gemeint! Die wirthschaftlichen, psychologischen und politischen Ursachen der Ehelosigkeit werden gar nicht untersucht, geschweige denn bekämpft. Im Gegentheil: die Ehelosigkeit wird begünstigt; man richtet sich gründlich auf sie ein. In anderen Ländern nennt man diese Tendenz Rassenselbstmord (nennt sie so und scheut die Arzenei). Bei uns denkt man noch gemüthlicher über sie und bemüht sich, sie zu unterstützen. Warum? Sind die „mittleren und höheren Stände“ werth, daß sie aussterben? Weshalb will man vor den Kurzköpfen das Feld räumen? Man wird nicht bestreiten wollen, daß durch die Bildungreform die Ehelosigkeit zunehmen wird, daß zur Abneigung der Männer gegen die Ehe noch die Abneigung der Mädchen treten wird. Solcher Zusammenhang zwischen Bildung, Berufsmöglichkeit und Ehescheu besteht nun einmal. Man wendet ein, nur Wenige würden das Ziel erreichen, nämlich nur die Klügsten, Besten und Gesundesten. Von dieser herrlichen Selektion spricht man wie von dem Natürlichsten und Richtigsten. Die Gesundesten und Klügsten unterrichten, heilen und besorgen die Kinder der Nervösen und Schwachen. Ein gesegneter Zustand. „Unsinn, Du siegst, und ich muß untergehn!“ Wer zwei Töchter hat, läßt die stärkere zum Beruf erziehen, die schwächere zur Ehe verbilden. Und wer das Berufsziel nicht erreicht, wird sich wenigstens bis an die Grenze seiner Leistungfähigkeit strapaziren, bevor er es aufgiebt. Eine mörderische Auslese. Rücksicht auf die weibliche Natur wird theoretisch empfohlen. Ja, man wird Rücksicht nehmen, wenn sich zeigt, daß man eher hätte Rücksicht nehmen sollen. Dieses Phänomen „Rücksicht“ ist jeder Frau bekannt. Vorsicht wäre besser. Wenn neuere Untersuchungen sich bestätigen, daß Begabungen sich in der weiblichen Linie vererben (über die Tochter, wo sie latent bleiben, auf den Enkel, wie es bei krankhaften Anomalien, die besser beobachtet sind, sicher ist), so würden die Töchter der Gebildeten das kulturell werthvollste Material darstellen, das man jetzt nicht nur ungenügend verwerthet, sondern durch falsche Bildung ruinirt, um dann das Beste gewaltsam auszunutzen, als Zins zu ver-

Google

brauchen und nur das an Werth Aermere als Kapital stehen zu lassen. Und Das will man rechtfertigen mit den „Anforderungen der Zeit“? Denen gerecht zu werden, ist freilich leichter und amusanter und plausibler, als für eine gesunde Zukunft zu sorgen. In den akademischen Berufen wachse das Bedürfniß nach Intelligenzen. Ja, weil die Dummköpfe sich leichter und stärker vermehren. Aber dieses Mißverhältniß wird nur noch stärker, wenn die Frauen der befähigten Stände direkt herangezogen werden, dem Bedürfniß abzuhelfen. Je mehr man Das thut, desto mehr sterben die Intelligenzen aus.

Diese ganze Reform lenkt ab vom Nothwendigen; sie verkennt völlig die Richtung zu gesunden Zuständen. Sie geht der schwereren Aufgabe aus dem Wege und ist Regirung nach dem Prinzip vom kleinsten Kraftmaß. Die nüchternen Bedingungen der Frauenberufsfrage sind doch diese: Für Frauenberufe steht nur geringeres Material zur Verfügung, soll nach sozialer Wünschbarkeit nichts Anderes zur Verfügung stehen. Denn daß die besten Frauen nicht für die Generation brachliegen, dafür müssen wir sorgen. Das ist der Hauptsatz der Politik, der religiöse Satz, der feste Punkt, um den sich Alles drehen muß. Danach müssen die Frauenberufe eingerichtet werden und nicht so, daß sie die besten Kräfte dem Hauptzweck entziehen. Für die Frauenberufe sind also ganz andere, ganz entgegengesetzte Bedingungen vorhanden als für die Männerberufe, die auf Auswahl und Förderung der Tüchtigsten beruhen. Deshalb müssen Männer- und Frauenberufe getrennt werden, nach Ausbildung, Verwerthung und Bewerthung. Für Frauen sind solche Berufe zu wählen, in denen es nicht darauf ankommt, in denen nicht mit Hochspannung gearbeitet zu werden braucht, ja, wo sie (wie in der Mädchenerziehung), sogar schädlich ist. Ferner sind solche Berufe erwünscht, die eine Ausbildung „für alle Fälle“ ermöglichen, die nicht anspruchsvoll sind und deren Vorbereitungen sich auch noch von der Mutter verwerthen lassen. So sieht der gesunde Gedankengang aus. Auf ihm müßte gebaut werden; und darauf läßt sich bauen. Aber dieser Gedankengang ist nicht sehr verführerisch, nicht glänzend: deshalb kehrt man ihn gerade um. Man fängt mit einer Forderung an, mit der romantischen, extremen Forderung von gleicher Bildung und beruflicher Gleichberechtigung. Das ist keine solide Wirthschaft, die sich, statt auf dem Gegebenen, auf dem Wünschbaren aufbaut. Das ist wieder romantische Politik. Einer Aspiration wegen wird das Schlicht-Nothwendige, Gesunde vernachlässigt.

Rechnet man zu den unersetzbaren Verlusten der Rasse an Gesundheit und Kulturwerthen noch die Abnahme an Polarität der Geschlechter, die Entwerthung Dessen, was dem modernen Leben noch einen Rest von Behaglichkeit und der unentbehrlichen Ruhe gab, der Familie, dazu die Wahrscheinlichkeit, daß die Ehelosigkeit auch nach unten übergreift, wenn sie oben so kultivirt wird, dann kann man schwer den Muth begreifen, der diese Reform vom

Google

sozialen Gesichtspunkt aus vertheidigen will. Freilich: die Inkubationzeit für soziale Krankheiten erstreckt sich auf Jahrzehnte. Nicht, wie unsere Generation diese Schwächung erträgt, ist für die Beurtheilung maßgebend; sie ist ja noch unter gesunderen Bedingungen erwachsen. Aber wie soll man sich die Fortsetzung denken, wie die Ausgestaltung der Doppelberufsehe, die doch schließlich dann nothwendig wird, die Ehe ohne Herd, die keine Ehe mehr ist, die Verstaatlichung des Kindes, die jetzt schon hübsche Fortschritte macht, und was dann weiter die „rasche Entwickelung unserer Kultur" fordern wird? Wenn Alles schief gestellt ist, ist es dann möglich, zu leben? Dann kommen die Prediger des Todes: „Wozu gebären? Man gebiert nur Unglückliche."

Ein hochherziges Geschenk der Regirung an die Nation hat man die Reform genannt. Mit lautem und mit verhaltenem Jubel ist sie begrüßt worden, von Fachleuten und Frauen: die Frucht einer vierzigjährigen Agitation und einer vierzigtägigen Salonpropaganda.

Fachleute sind nur scheinbar die berufenen Führer auf diesem Gebiet. Sollten die Schulmänner den Satz anerkennen, der für die gesunde Mädchenbildung gilt: Ein Minimum ist zu erstreben, so müßten sie sich erst das Herz im Leibe umkehren. Eine solche Situation kommt auch auf anderen Gebieten vor. Wenn, zum Beispiel, die Lage eines Staates die Vorbereitung eines defensiv zu führenden Krieges verlangte (etwa zur See): würde man da von Fachleuten erwarten dürfen, daß sie plötzlich ihre Gesinnungen umkehrten und vergäßen, daß die Offensive die Seele des Krieges ist? Oder müßte man nicht vielmehr erwarten, daß sie jedes Opfer forderten, um eine zur Offensive genügende Vorbereitung durchzusetzen? Jedenfalls müßte man nach der Ausnahme suchen und würde nicht einmal gern suchen. Eben so geht es den Bildungfachleuten. Die können nicht Prinzipien anerkennen, die ihr Fach zu entwerthen scheinen. Sie leben von dem Glauben an die Wichtigkeit ihrer Arbeit. Sie kämpfen auch für sich; je mehr sie mit den ihnen anvertrauten Kindern leisten dürfen, desto mehr steigt ihr Ansehen. Maßhalten ist für den Fachmann auch sonst das Schwerste. Bei seiner Einseitigkeit vermißt er immer nur und fordert.

Auch von den Berufsfrauen und Rechtlerinnen kann man nicht erwarten, daß sie die Interessen der Allgemeinheit wahrnehmen. Jeder, der weiß, wie schwer und selbst aufreibend es ist, gegen sein eigenes Interesse zu denken, wird es ihnen nicht einmal wünschen. Die Rechtlerinnen müssen so denken, wie sie denken: sie sagen, was sie tröstet. Ihre Stellung fordert, daß sie Schief Senkrecht nennen. Diese Krankheit ist zu ihrer Gesundheit erforderlich. Mit ihr können sie hundert Jahre alt werden. Wie groß würde ihre Traurigkeit sein, wenn sie nicht mehr auf Ernsthaftes mit „Heiterkeit" antworten könnten! Was bliebe ihnen übrig, wenn sie sich nicht mehr als geistige Mütter einer neuen Zeit fühlen würden oder als Rächerinnen ihres Ge-

Google

ſchlechtes! Wenn ſie ſehend würden, könnten ſie nur klagen: „So lang die Rache meinen Geiſt beſaß, empfand ich nicht die Oede meiner Wohnung.“

Aber die Regirung? Warum giebt die Regirung ihren Standpunkt auf? Sie weiß ſehr wohl, daß die Mädchenſchulreform ein bedenklicher Schritt iſt. Sie hat ſich Jahre lang dagegen geſträubt; und mit den beſten Gründen. Sie braucht auch nicht die Lächerlichkeit zu fürchten, wenn ſie das Allgemeinintereſſe wahrnimmt. Sie iſt als berechtigter Racker und nothwendiges Uebel anerkannt, kann niemals hoffen, beliebt zu ſein, und braucht nicht danach zu ſtreben. Jeder weiß, daß ihre Funktion iſt, Spezialwünſche zu kürzen. Von ihr muß Unangenehmes kommen; und es darf ihr nicht angerechnet werden. Trotzdem hatte der Gedanke an die Exiſtenz unter ſolcher Regirung etwas Tröſtendes. Es iſt nicht mehr ſo; es war ſo. Die Regirung iſt nicht mehr das Gewiſſen der Nation, ſondern der zuſammengefaßte Wille des Volkes. Damit iſt ſie etwas ganz Anderes, etwas ganz Neues geworden. Die Organiſation jeder Maſſe hat folgende Konſequenzen: Leidenſchaft, Begier, Gefräßigkeit potenziren ſich ins Ungeheure, das Gehirn bleibt ſo groß wie das eines Einzelnen und vom Gewiſſen bleiben Rudimente. Unter ſolchen Sauriern lebt man. Dieſe Monſtra bringen ihre Repräſentanten in Front: die Herren, die fähig ſind, ein Maſſenbewußtſein bei ſich unterzubringen und wirkſam zu machen. Allmählich wird nun das ganze Volk ein einziger Saurier und die Regirung ſein Repräſentant. Das geht jetzt vor ſich. Man nennt das Demokratiſirung; und es bedeutet: der Wille wird organiſirt, das Gewiſſen aber nicht. Die Politik wird monſtrös, mild ausgedrückt: romantiſch. An die Stelle der leiſen Stimme, die warnend widerräth, an die Stelle der Ehrfurcht vor ewig-geſtrigen und ewig-zukünftigen Realitäten, an die Stelle des Inſtinktes, der dem grenzenloſen Wollen von der Schönheit eines entſchiedenen und wohlbeſchränkten Gebildes ſingt, tritt ein wüſtes Vertrauen auf die Zukunft, eine brutale Bejahung der Entwickelung und ein unbedenkliches Streben nach Wachsthum. Man lehnt die Verantwortung ab. Man hat keine Idee mehr von einem richtig gehenden Menſchen; man hat keine Idee mehr von einem richtig gehenden Deutſchland. Und in anderen Ländern iſt es nicht viel beſſer. Aus dieſer Stimmung iſt die neue Frauenpolitik zu verſtehen. Aber hier, wo ſchließlich über Sein oder Nichtſein entſchieden wird, zeigt ſich erſchreckend das Fehlen des Verantwortungſinnes. Hier auch könnte man zur Beſinnung kommen und einſehen, wohin die Fahrt geht. Selbſt die Pferde am Göpelwerk bleiben ja ſtehen, wenn der Pivot zu tanzen beginnt.

Dieſe Frauenpolitik kann unmöglich mehr als eine Epiſode ſein. Der Geſchmack an Geſundem und die Tugend, ſich herzhaft mit dem Nothwendigen abfinden zu können, kann nicht ſchon abgeſtorben ſein. Wir ſind noch zu jung und zu friſch, um ſo ſchändlich niederzugehen oder ſo glänzend zu ver-

Google

faulen. Auch wir Frauen sind einer besseren Regirung werth. Aber man muß ganz anders denken lernen. Mittel und Wege, wie die Frauen den Anforderungen der Zeit entsprechen können? Das ist durchaus schief gedacht. Nicht, wie wir der Zeit, sondern, wie die Zeit den Forderungen der Frau entsprechen kann (die im Grunde ewig die Selben bleiben): dazu müssen Mittel und Wege gesucht werden. Die Natur will uns eigensinnig und nicht entwickelungsfähig. Darum sind wir der feste Punkt. Um uns dreht sich die Menschengeschichte. Und wenn sie sich nicht mehr um uns dreht, dann hört sie eben auf, sich zu drehen. Nicht die männermordenden Kriege entscheiden auf die Dauer über das Schicksal eines Volkes, sondern seine Frauenpolitik. Eine Politik, die nicht mehr erlaubte, in Frauenfragen konservativ zu sein, ist damit verurtheilt. Und ein Staat, der hierin Fehler macht, gleicht dem Ungeheuer Katablepas, das seine eigenen Füße frißt.

Charlottenburg. Lucia Dora Frost.

In einigen Staaten ist in Folge der erlebten heftigen Bewegungen fast in allen Richtungen eine gewisse Uebertreibung im Unterrichtswesen eingetreten, dessen Schädlichkeit in der Folge allgemeiner wird eingesehen werden, aber jetzt schon von tüchtigen, redlichen Vorstehern vollkommen anerkannt ist. Treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß sie Dasjenige, was sie amt- und vorschriftmäßig lehren und überliefern müssen, für unnütz und schädlich halten. (Goethe.)

Die Häufung der Unterrichtsstunden entfernt allen Frohsinn, allen Schwung der Phantasie, alle Freiheit des Willens, alles Nachdenken über den Gegenstand des Unterrichts selbst. Bald bildet man träge, schlaffe Wesen, ohne geistige Beweglichkeit selbst im praktischen Leben, bald sprengt der zurückgehaltene Freiheitsinn alle Fesseln und auf zu großen Zwang folgt eben so große Ungebundenheit. Jedenfalls hat man den Zustand innerlicher Befriedigung verkümmern lassen, der aus der auf gespannte Aufmerksamkeit folgenden Ruhe entsteht; man hat die liebenswürdigsten Gefühle in ihrer unwillkürlichen, natürlichen Aeußerung gestört. (Madame Necker.)

Wer der Ueberzeugung ist, daß die deutsche Schule die schwerste und dringendste Gefahr unserer Kultur darstellt, wer überzeugt ist, daß diese Schraube, die nun seit drei Generationen den Geist unseres Volkes zwingt, nicht mehr weiter angezogen werden darf, und wer dann sieht, daß alle erfolgreichen Reformbemühungen der Fachleute gerade darauf zielen, die Schraube noch fester, noch unbarmherziger anzuziehen, Der wird nicht warten mögen, bis die Fachleute umkehren ... Jede energische Ablehnung einer größeren Hineinziehung der deutschen Literatur in den Schulplan macht uns eine wilde Freude. Aus dem selben Grunde, aus dem wir keinen brennenderen Wunsch hegen als den, daß man ein Einsehen haben und die Religion aus der Schule nehmen möchte, — heute lieber als morgen. Aus dem selben Grunde, aus dem es uns überläuft, wenn wir ein pädagogisches Buch in die Hand bekommen, in dem die deutschen Märchen nach bester Schulmethode kleingekaut sind. Aus dem selben Grunde, aus dem wir für Alles, was uns lieb und werth ist, flehende Hände aufheben: Thut Alles damit, nur bringt es nicht in die Schule! (Arthur Bonus.)

Google

An das Leben.

Brüder Ihr vom Lebensmahle,
Gästeschwarm im Erdenhaus —
Auf! Gekränzt die goldne Schale!
Quillt der Becher, schwillt ein Braus:

„Ist denn der Frühling nicht unser und Euer,
Der durchs Fenster die Arme streckt?
Blüht denn und brennt nicht in schneeweißem Feuer
Schauernd die Scholle, von Blust bedeckt?
Gott ist erstanden! Und Jedem ein neuer
Osterheiland vom Tode erweckt:
Aufwärts, aus rosenknospendem Stamme
Zittert die ewige Liebesflamme.

Bald, durch der Nacht traumgoldenes Gleißen
Reifet die Frucht Euch der Erde, das Weib.
Wonnig in Wehen fühlt Ihr den weißen,
Dürstend entketteten, blutwarmen Leib.
Pilgert der Ewigkeit — stammelt zum heißen,
Irdischen Augenblick: Bleibe, o bleib!
Die Ihr der Wollust der Erde entstiegen,
Ewig auch Euch wird die Erde besiegen.

Aber gekränzt von Weinlaub und Blüthe,
Freut Euch, Ihr Jünglinge, stolz auf den Tod
Daß mir ein Jeder die Flamme hüte,
Flamme der Liebe durch Nacht und Noth:
Tod ist des Lebens tiefheilige Güte,
Selig besteigt, wer ihn liebte, sein Boot.
Aller Leidenschaft Wirrniß und Segen
War nur ein Stammeln — dem Tode entgegen . . .“

Brüder Ihr vom Lebensmahle,
Gästeschwarm im Erdenhaus —
Auf! Zerbrecht die irdsche Schale!
Hin! Aus sinkendem Pokale
Gießt wie Wein die Seele aus.

Wien. Hans Müller.

Google

Konsum und Kapital.

Die Schlesische Zeitung brachte in ihrer Silvesternummer einen Artikel über eine Brochure des Direktors der Hamburger Hypothekenbank Dr. F. Bendixen: „Die Reichsfinanzreform ein nationalökonomisches Problem.“ Das Wesentliche des Inhalts läßt sich in die Sätze zusammenfassen: Die bisherige Steuergesetzgebung hat den Konsum zum Nachtheil der Kapitalbildung begünstigt („und möglichst freigelassen“ ist eine arge Uebertreibung) und scheut sich vor einer wirksamen Heranziehung des Konsums auf dem Wege der indirekten Steuern aus „sozialen“ Rücksichten, um das individuelle Behagen der minder bemittelten Volksschichten zu schonen. Dagegen muß, als gegen eine Erschwerung der Kapitalbildung, aus volkswirtschaftlichen Gründen protestirt werden. Deutschland bedarf wegen seines starken Bevölkerungwachsthums mehr als andere Länder der Kapitalbildung, um den Volksüberschuß in Wohnungen und in gewerblichen Betrieben unterzubringen und um die zum Theil aus dem Auslande zu beziehenden Nahrungmittel mit den Zinsforderungen gegen das Ausland bezahlen zu können. Daß unsere Kapitalbildung unzulänglich ist, beweist die Geldtheuerung Statt durch eine sentimentale Steuerpolitik die Kapitalbildung zu hemmen, soll man die Steuern vom Konsum nehmen, und zwar von solchen Artikeln des Massenkonsums, deren Verbrauch ohne Schädigung des Volkswohles eingeschränkt werden kann, also von Tabak, Bier und Branntwein. So weit Bendixen. Zu dem im letzten Satze empfohlenen Grundsatz Bismarcks bekennen sich alle vernünftigen Leute. Würde er angenommen, so brauchte man sich nicht mit kleinlichen und schädlichen Projekten wie der Inseraten- und der Elektrizitätsteuer zu kompromittiren Ich empfinde das Gegentheil von Hochachtung vor den Abgeordneten, die, wahrscheinlich mehr aus doktrinärer Verbohrtheit und aus Furcht vor den Wählern als aus Sentimentalität, die drei großen Volksgifte kräftig anzupacken sich sträuben. Ein Gift ist auch das „flüssige Brot“, wie verlogene Agitatoren das Bier genannt haben, nicht des Bischens Alkohols wegen, sondern, weil der Stammtisch und die Studentenkneipe daran gewöhnen, Magen und Nieren mit ungeheuerlichen Flüssigkeitmengen zu überladen. Wenn die Reichsboten ein Herz fürs Volk und einen richtigen Begriff vom Volkswohl hätten, würden sie ihre Sorge einer anderen Flüssigkeit zuwenden. Auf der Milch beruht die Volkskraft. So lange die Bevölkerung Deutschlands zu drei Vierteln, später noch zu zwei Dritteln aus Bauern und landwirthschaftlichen Arbeitern bestand, wurden die gesammte Jugend weit über das Säuglingsalter hinaus und das Frauenvolk reichlich mit Milch genährt. Seit die städtische und industrielle Bevölkerung die Mehrheit bildet, leidet nicht allein dieser Theil an Milchmangel, sondern, was zur Verderblichkeit den Widersinn fügt, in noch höherem

Google

Grade die ärmere ländliche Bevölkerung. Ich habe den Prozeß der „Entmilchung“ des Dorfes schon vor vierzig Jahren zu beobachten Gelegenheit gehabt, also in einer Zeit, wo die Transportvervollkommnung noch weit von ihrer heutigen Höhe entfernt war und noch keine Molkereigenossenschaften als Pumpe wirkten. Doch wurden damals die Hofeleute noch nicht von dem Unheil betroffen, die, wenigstes bei den vernünftigeren Gutsbesitzern, ihr Deputat zum Theil in Milch bekamen. Bei dem tapfersten aller Negerstämme, den Zulus, gehörten, als die Engländer mit ihnen in Berührung kamen, die Milchkühe ausschließlich der männlichen Jugend, den zukünftigen Kriegern, die täglich zwei- oder dreimal in das Gehege gelassen wurden und sich den Kühen an die Euter legten; darin bestand ihre ganze Nahrung.

Also, wenn die Bierbrauer, die Schnapsbrenner, die Kneipwirthe und die Händler mit Stinkkraut gepreßt werden, daß sie quietschen, so werde ich meine herzliche Freude daran haben Aber Bendixens Motivirung ist falsch. Sie beweist, daß trotz aller Aufklärungarbeit der Geldschleier immer noch die volkswirthschaftlichen Vorgänge verbirgt. Nicht „das Kapital“, sondern der Konsum, der Konsum allein, setzt die produzirenden Hände in Bewegung. Laßt die Savonarolas siegen: und alle Industrien, die dem Luxus und dem Komfort dienen, gehen zu Grunde, der ganze kunstvolle Riesenbau unserer Volkswirthschaft bricht zusammen. Es ist zwar verzerrende Uebertreibung, aber Uebertreibung einer Wahrheit, wenn der cynische Mandeville spottet, die häßliche und dumme Mode der Reifröcke habe mehr zur Blüthe der protestantischen Nationen beigetragen als die Reformation, wenigstens habe sie mehr Hände in Bewegung gesetzt. Die Reformation hat den Genuß eingeschränkt und zur Arbeit gezwungen; aber mehr Arbeit zu leisten war nur möglich, wenn mehr konsumirt wurde. So lange die Engländer das einzige Industrievolk waren, konnten sie für den Auslandskonsum arbeiten; seit nun alle Kulturvölker industriell geworden sind, kann einem jeden nur noch der heimische Konsum den Absatz sichern und kann der Handel zwischen ihnen der Hauptmasse nach nicht mehr im Austausch von Industrieprodukten gegen Lebensmittel und Rohstoffe oder gegen Geld, sondern nur noch im Austausch von Industriewaaren verschiedener Qualität gegen einander bestehen. Friedrich List wurde einmal gefragt, woher Bayern das Geld für Eisenbahnen nehmen solle; der große Volkswirth schrieb zurück: „Ich antworte, daß ich noch an keinem der Kanäle und Schienenwege, die ich bis jetzt gesehen habe, Silber oder Gold wahrgenommen habe. Man konsumirt dabei nur Lebensmittel, Eisen, Steine, Holz, Kräfte von Menschen und Thieren. Hat aber Bayern das Alles nicht im Ueberfluß?“ Das Kapital in seiner Geldform ist der Rechtsanspruch auf eine bestimmte Gütermenge; das Geld selbst nur das Mittel, den Anspruch zu verwirklichen: das Rad, das die Güter umtreibt, wie es Adam Smith nennt. Seiner Substanz

Google

nach iſt das Kapital die Geſammtheit der Produktionmittel: des Erdbodens, der Düngmittel, der Nutzthiere und Nutzpflanzen, der Rohſtoffe, der Maſchinen und ſonſtigen Werkzeuge. Der Kapitaliſt als Unternehmer übt nur die Funktion, die in den Deſpotien der Deſpot, in einem naturalwirthſchaftlichen Mittelalter der große Grundherr übt: er bringt die zur Produktion, etwa zu einem Straßen- oder Bahnbau oder zur Erzeugung von Kleiderſtoffen erforderlichen Werkzeuge, Materialien und Menſchen ſammt den Nahrungmitteln für ſie zuſammen. Was der Grundherr kraft ſeines Herrenrechtes mit Zwang thut, Das bewirkt der Kapitaliſt durch das Verſprechen einer Löhnung, ein Verſprechen, das allerdings nur lockt, wenn auch ihm ein Zwang entſpricht. Dieſer beſteht darin, daß die Geſammtheit der Kapitalinhaber den Zugang zum Boden, zu den Werkzeugen, zu den Wohnungen, zu den Lebensmitteln und Kleidern den Vermögenloſen ſo lange ſperrt, bis Dieſe ſich dazu verſtehen, für Jene um einen Lohn zu arbeiten. Deſſen Geldform erſpart dem kapitaliſtiſchen Unternehmer die Mühe, die dem Deſpoten und dem Grundherrn obliegt, für die Behauſung, Ernährung und Kleidung ſeiner Arbeiter zu ſorgen. Im Lohn tritt er ihnen einen Theil ſeines Anſpruchs auf die nationale Gütermaſſe ab und mit ihrem Gelde können ſie ſich ihr Naturaleinkommen in beliebiger Weiſe zuſammenſetzen, wenn auch die Kleinheit ihrer Rechtsanſpruchpartikeln und die Natur der menſchlichen Bedürfniſſe ihrem Belieben enge Schranken ziehen.

Natürlich liegt mir die Thorheit fern, die Rückkehr zur Hörigkeit und zur Naturalwirthſchaft oder den Fortſchritt zum ſozialiſtiſchen Zukunftſtaate empfehlen zu wollen. Die Vorzüge der Geld- und Kapitalwirthſchaft überwiegen ihre Mängel, nicht blos in der Produktion, ſondern auch in der Gütervertheilung. Wie raſch und bequem iſt dieſe heute! Ohne die Vermittelung des Geldes könnten Nordländer gar nicht daran denken, ſich an einer Hilfsaktion für die durchs Erdbeben geſchädigten Süditaliener zu betheiligen. Aber Natur und Weſen der kapitaliſtiſchen und der Geldwirthſchaft (Beide hängen zuſammen, ſind aber nicht identiſch) müſſen erkannt werden, weil Unkenntniß zu falſchen Maßregeln verleitet. Vor Allem muß erkannt werden, daß das Kapital zwar ein bei der heutigen Wirthſchaftorganiſation unentbehrliches Inſtrument, aber nicht die Triebkraft der Produktion iſt; die Triebkraft bleibt in allen Wirthſchaftverfaſſungen einzig und allein das Bedürfniß, die Möglichkeit der Befriedigung vorausgeſetzt, alſo der Konſum. Nach meiner auf die preußiſche Statiſtik gebauten Schätzung (fürs Reich finde ich keine Angaben) beträgt die Zahl der deutſchen Steuerpflichtigen, die weniger als 5000 Mark Einkommen haben, ſieben bis acht Millionen. Wenn deren Einkommen ohne Erhöhung der Waarenpreiſe um durchſchnittlich tauſend Mark erhöht wird, ſo macht Das ſieben bis acht Milliarden aus. Welcher gewaltige Zuwachs an Triebkraft der Produktion, wenn dieſe Milliarden in Waaren umgeſetzt wer-

Google

den! Natürlich müssen, damit die Produktion im Gange bleibe, unter diesen Waaren auch Produktionmittel sein; aber dafür braucht keine Regirung zu sorgen: Das macht sich ganz von selbst. Der thierische Zustand stumpfsinniger Indianer, die es zu keiner Viehheerde bringen, weil sie jedes Nutzthier, das ihnen geschenkt wird, sofort auffressen, kehrt nicht mehr wieder, seit er, falls er überhaupt einmal allgemein gewesen sein sollte, überwunden ist. Vollends in unserer Zeit fehlt es an nichts weniger als an Kapital. Nie und nirgends hat es seit der Ausbildung der kapitalistischen Wirthschaft an Maschinen und Materialien gefehlt. Vielmehr sehen sich die Kapitalisten gezwungen, mit allem Raffinement der Reklame fortwährend neue und vielfach ganz unsinnige, zum Theil schädliche Bedürfnisse zu wecken, damit ihre Fabriken nicht müßig zu stehen brauchen. Ganz richtig hat am dreizehnten Januar im Niederösterreichischen Landtag der Ritter von Lindheim die unbefriedigende Lage des österreichischen Gewerbes auf das dürftige Einkommen, die schwache Konsumkraft der österreichischen Bevölkerung zurückgeführt. Natürlich ist es nicht der Schnaps- und Tabakskonsum, der ein Volk wirthschaftlich hebt, sondern der Konsum guter Nahrung, anständiger Kleidung und Wohnung und reichlicher Bildungmittel; aber auch diese richtige Leitung des Konsums ergiebt sich bei Hebung des Einkommens der Unterschichten von selbst, denn es sind die bettelarmen Arbeiter, die ihre schwächliche Maschine mit Alkohol statt mit Milch, Brot und Fleisch heizen. Also nicht an Kapital fehlts, sondern, hier und da wenigstens, noch an der Kaufkraft für die nützlichsten, der gesunden Ernährung und Erholung, dem Komfort und der Bildung dienende Waaren; zum Theil deshalb, weil der Kapitalüberfluß, der zur Produktion unnützer und schädlicher Waaren zwingt, den Konsum der Massen mißleitet. Ich will nicht nochmals all das überflüssige Zeug aufzählen, womit wir heute überschwemmt werden, sondern nur an den Verkehrsluxus (Bergbahnen, Automobile), großstädtischen Beleuchtungluxus und Kriegsluxus erinnern. Was wäre die heutige Eisenindustrie ohne die Schiffspanzer und Kanonen? Und doch ist das Bedürfniß, das diese fordert, weiter nichts als eine Psychose. „Une maladie nouvelle s'est répandue en Europe; elle a saisi nos princes et leur fait entretenir un nombre desordonné de troupes. Elle a ses redoublements, et elle devient nécessairement contagieuse. Car sitôt qu'un État augmente ce qu'il appelle ses troupes, les autres soudain augmentent les leurs, de façon qu'on ne gagne rien par-là que la ruine commune.“ Als Montesquieu Das schrieb, handelte es sich nur um eine Wahnidee der Fürsten; heute ist es eine Völkerkrankheit. Und zwar ein Wahnsinn, wie er toller nicht gedacht werden kann. Denn er besteht darin, daß jedes unserer Kulturvölker überzeugt ist, wenn es nicht bis an die Zähne gerüstet dastehe, würden es seine Nachbarn mit Mordwaffen und Zerstörungwerkzeugen überfallen. Das war die natür-

Digitized by Google

liche Meinung und Stimmung in Zeiten, wo die Völker noch organisirte Räuberbanden waren. Nec arare terram aut expectare annum tam facile persuareris, quam vocare hostes et vulnera mereri. Pigrum quinimmo et iners videtur, sudore acquirere; quod possis sanguine parare. Aber unsere heutigen Kulturvölker, die aus friedlichen, fleißigen Bauern und Gewerbtreibenden, aus emsigen Kaufleuten, aus Dichtern, Denkern und fein organisirten Künstlern, aus Forschern und Gelehrten bestehen und die auch nicht als willenlose Sklaven von Despoten in den Krieg getrieben werden, können doch nur unter der Einwirkung einer Wahnvorstellung diese Meinung von einander hegen. Also Wahnvorstellungen und ein irregeleiteter Geschmack sind nothwendig, dem Kapital, das wir schon haben, Verwendung zu verschaffen. Daß es nicht vollständig gelingt, beweisen die immer wiederkehrenden Absatzstockungen. Die von heute würde noch schlimmer sein, wenn nicht die Geldtheuerung, die also heilsam gewirkt hat, industrielle Neugründungen erschwert und verhindert hätte.

Vorsicht beweist Bendixen, indem er Zinsforderungen ans Ausland für nothwendig erklärt zum Kauf von Nahrungmitteln. Ganz Oberflächliche lassen die aus dem Ausland bezogenen Nahrungmittel mit Industrieprodukten bezahlt werden. Aber womit immer sie bezahlt werden mögen: unsere Ausfuhr kanns nicht sein, weil ja unsere Handelsbilanz, wie die englische, passiv ist. Die Zinsforderungen werdens schon sein. Doch mag es sich damit verhalten, wie es will: die Hauptsorge einer vernünftigen Politik ist nicht die Beschaffung des Geldes für den Nahrungmitteleinkauf, sondern die Erhaltung des Gleichgewichtes zwischen Nahrungmittelproduktion und Bevölkerung. Mit allen Kräften muß jenem Zustande vorgebeugt werden, der England im Kriegsfall in die Lage einer vom Feinde umschlossenen Stadt versetzen würde. Die Gefahr, ausgehungert zu werden, ist es denn auch, was die Engländer in eine so nervöse Angst versetzt, so oft sie von einer Flottenverstärkung anderer Staaten vernehmen. Das Gleichgewicht nun kann durch Beschränkung der Kinderzeugung, durch Auswanderung und durch Steigerung der landwirthschaftlichen Produktion aufrecht erhalten werden. Das französische Mittel verabscheuen wir Deutschen. Bisher hat das dritte Mittel einigermaßen geholfen, so daß das zweite noch nicht in größerem Umfang angewendet zu werden brauchte; wenn es nicht vollständig genügt, so ist Das als Stachel für die Landwirthschaft zu weiterer Produktionsteigerung eher nützlich als ein Unglück. Daß es in alle Zukunft genügen wird, glaube ich zwar nicht, aber vorläufig kann der Ertrag der deutschen Landwirthschaft noch weiter gesteigert werden. Vielleicht nicht wesentlich im Getreidebau, sicherlich aber in der Vieh- und Geflügelzucht, im Obst-, Wein- und Gemüsebau. An Vieh, Geflügel, Eiern, Obst beziehen wir ungefähr für 600 Millionen Mark aus dem Ausland. Das kann gespart und vielleicht auch

Google

der Getreidebau noch um Einiges ergiebiger gemacht werden, wenn die Landwirthe die erforderliche Zahl von Arbeitern finden und nicht nöthig haben, ausländische ins Land zu ziehen, die doch auch essen wollen und dann noch gesparten Lohn mit fortnehmen. Und damit kommen wir zu einem dritten Rechenfehler Bendixens.

Auch der kleinste Landwirth braucht und besitzt Kapital; aber daran wird doch wohl nicht gedacht, wenn sich die Großkapitalisten über einen Steuerdruck beklagen, der die Kapitalbildung hemme, sondern an die progressive Einkommensteuer und die Kapitalsteuer, die ja nur die reichen Leute trifft, und an die Besteuerung der Aktiengesellschaften. Mit der Hemmung der Kapitalbildung ist also nur die Hemmung der Konzentration des Kapitals, und zwar besonders in der Industrie, gemeint. Nun ist ein gewisser Grad von Konzentration allerdings nothwendig, weil manche moderne Unternehmungen, zum Beispiel: der Schiffsbau, ein Riesenkapital erfordern und weil, mögen sich auch die Einzelunternehmungen mit der Zeit in Aktiengesellschaften verwandeln, gewöhnlich ein genialer Einzelunternehmer dazu gehört, eine neue Produktionart in Gang zu bringen. Aber jeder wohlthätige physikalische wie jeder soziale und volkswirthschaftliche Prozeß hat sein Optimum, über das hinaus er nicht mehr wohlthätig, sondern schädlich wirkt. Es ist kein Vortheil für die Gesammtheit, wenn das Großkapital zu viele mittlere und kleinere Kapitalien aufsaugt und den allergrößten Großbetrieb auch in solchen Produktionzweigen erzwingt, wo der mittlere und der kleinere durchaus leistungfähig sind. In der doch wahrhaftig nicht antikapitalistischen Frankfurter Zeitung hieß es bei einem Rückblick auf das Wirthschaftjahr 1908: „Schwer hat die Uebermacht der kapitalstarken Großbetriebe im letzten Jahr auf den Schwächeren gelastet, noch schwerer die Uebermacht der großen Kartelle auf den von ihnen Abhängigen.“ Und nun die Wirkung dieser Uebermacht auf die Landwirthschaft! Graf Kanitz ist sonst nicht mein Mann, aber in der Sitzung des Abgeordnetenhauses am dreizehnten Januar hatte er Recht mit der Behauptung, daß die zu beklagende Arbeitlosigkeit nicht vom Mangel an Arbeitgelegenheit, sondern von der falschen Vertheilung der Arbeiter herrühre. Kein Agrarier verkennt die Wahrheit, daß die Landwirthschaft nur bei blühender Industrie gedeihen kann. Aber das Optimum dieser Blüthe ist überschritten, wenn die kapitalstarke Industrie durch die Verlockung mit hohen Löhnen der Landwirthschaft die nothwendigen Arbeiter entziehen kann. Und während die Landwirthschaft die Leute dauernd und stetig beschäftigt (denn von Nahrungmitteln wird immer ungefähr dieselbe Quantität gebraucht), zieht die Industrie die Arbeiter, je nach der Konjunktur, bald an, bald stößt sie sie ab. Besonders unstet arbeiten die für den Export und die Kriegsbedarfsartikel liefernden Industrien. Nun halte man die volkswirthschaftliche Bedeutung der Exportindustrie und die der Landwirth-

Google

schaft neben einander! Daß der Auslandhandel, so nützlich und unentbehrlich er sein mag, das Volkseinkommen nicht vergrößert, weil ja seine Bilanz negativ ist, wurde schon bemerkt; aber den Exporteuren wirft er natürlich Gewinn ab. Doch kann dieser Gewinn der durchschnittlichen Dividendenhöhe nach auf höchstens zehn Prozent geschätzt werden, kann also im Jahr allerhöchstens 700 Millionen Mark betragen. (Die deutsche Ausfuhr des Jahres 1907 wird mit 6869 Millionen Mark angegeben.) Dagegen sind die deutsche Getreide- und Kartoffelernte des genannten Jahres und das verkaufte Schlachtvieh $9^1/_3$ Milliarden Mark werth gewesen; und Das ist nicht blos ein Privatgewinn der Unternehmer, sondern es ist substantielles, körperliches Einkommen des ganzen Volkes, ja, der wesentlichste und unentbehrlichste Bestandtheil dieses Einkommens und noch lange nicht die ganze Masse dieses Bestandtheiles; denn da sind noch hinzuzurechnen: das im Haus geschlachtete Vieh, die Milch und die Molkereiprodukte, Geflügel und Eier, Gemüse, Obst und Wein, Rübenzucker, was Alles in Geld zu schätzen (jedenfalls beträgt es mehrere Milliarden) dem Leser überlassen bleiben mag. (Werden noch die übrigen Bestandtheile der Urproduktion: Fische, Holz und Mineralien hinzugerechnet, dann bleibt der Reingewinn, den Privatpersonen im Auslandhandel erzielen, hinter einem Zwanzigstel Dessen, was die Urproduktion dem ganzen Volk liefert, weit zurück.) Nun werden diese Gebrauchs- und Genußgüter zu reichlich drei Fünfteln auf mittleren und kleinen Landwirthschaften erzeugt, die von der geforderten Schonung des Kapitals nichts haben würden. Demnach ist es es durchaus keine falsche Politik, wenn der Massenkonsum mehr geschont wird als die Kapitalskonzentration. Wie diese wirkt, sehen wir am Deutlichsten in den Vereinigten Staaten. Deren Boden fordert noch ein paar hundert Millionen Bearbeiter. Die Staatslenker aber haben durch Hochschutzzoll die Großindustrie und damit die Kapitalskonzentration treibhausartig gezüchtet, eine unverhältnißmäßig große Zahl von Arbeitern in den Städten und Industriebezirken festgehalten und die Folge davon ist, daß in diesem dünn bevölkerten, an unbebautem oder nur extensiv bewirthschaftetem Boden überreichen Land häufige Krisen Massen von Arbeitlosen auf die Straße werfen; zu Zehntausenden sind im Jahr 1907 die Einwanderer in unser dichtbevölkertes Europa zurückgeströmt.

An diese Darlegung ließen sich noch allerlei Betrachtungen allgemeiner Natur anknüpfen; zum Beispiel: daß es nicht eben sehr nobel ausschaut, wenn unsere heutigen Aristokraten, so oft sie etwas stärker zu den Staatslasten herangezogen werden sollen, ein Jammergeschrei erheben. Schon Dickens hat (in Hard Times) über die Fabrikanten gespottet, die nach Erlaß der ersten Arbeiterschutzgesetze drohten, sie würden ihr Geld lieber in den Ozean werfen als unter diesen Umständen weiter fabriziren; sie haben ihr Geld hübsch behalten und sind immer reicher geworden. Die mittelalterlichen Lords sind nichts weniger

Go gle

als Heilige, vielmehr stark raubritterlich geartet gewesen, aber wo es sich um Leistungen fürs Gemeinwesen handelte, fühlten sie nobler als unsere heutige Geldaristokratie. Als im Jahr 1450 die einmaligen Bewilligungen durch eine dauernde Einkommensteuer ersetzt wurden und die Commons vorschlugen: von Einkommen unter 20 Pfund 2½, von denen zwischen 20 und 200 Pfund 5 und von den noch größeren 10 Prozent, nahmen die Lords diesen Vorschlag als reasonable an. Eine andere Erwägung wäre der Frage zu widmen, ob wirklich alle Forderungen der Verbündeten Regirungen berechtigt seien. Gewiß werden bei uns die Staatseinnahmen gewissenhafter verwaltet und nützlicher verwendet als in der Türkei und in Rußland oder im vorrevolutionären Frankreich; aber trotzdem ist es nicht ganz überflüssig, dem Nachdenken einen zweiten Ausspruch Montesquieus zu empfehlen, der durch die Verbindung mit dem ersten seine richtige Beleuchtung empfängt. „Il ne faut pas prendre au peuple sur ses besoins réels pour des besoins de l'État imaginaires. Les besoins imaginaires sont ce que demandent les passions et les faiblesses de ceux qui gouvernent, le charme d'un projet extraordinaire, l'envie malade d'une vaine gloire et une certaine impuissance d'esprit contre les fantaisies. Souvent ceux qui avec un esprit inquiet étaient sous le prince à la tête des affaires, ont pensé que les besoins de l'État étaient les besoins de leur petites âmes.

Neisse. Karl Jentsch.

Lachen.

Vor dem Fenster erstreckten sich weithin Felder. Rothbraune, grüne und schwarze Streifen liefen neben einander hin und flossen in unabsehbarer Ferne in ein zartes, duftiges Spitzenmuster zusammen. Da war viel Licht, Luft und unendliche Weite, so daß Einem in seinem schmalen, kleinen, schweren Körper fast eng wurde.

Der Doktor stand am Fenster, blickte auf das Feld und dachte: „Da sieh Einer!“ ... Blickte auf die schnell und leicht dahinschwebenden Vögel und sagte: „Die fliegen!“ Die Vögel sah er lieber als die Felder. Er beobachtete finster, wie sie immer kleiner wurden, in der blauen Unendlichkeit verschwanden, und tröstete sich: „Ihr entkommt doch nicht ... Wenn nicht hier, dann anderswo — sterben müßt ihr doch! ...

Die fröhlich grünenden Felder stimmten ihn vollends wehmüthig. Er wußte, daß es ewig so bleiben werde. „Uralte Geschichte! ‚Selbst am Grabeseingang leuchtet ewig schön ... die Gottnatur ...‘ Einfach trivial; Blödsinn! Darüber sind wir denn doch hinaus! ... Uebrigens höchst gleichgiltig ... Wirklich ganz egal, ob ich denke oder nicht ...“ Der Doktor verzog krampfhaft das Gesicht,

Verlag v. M Google

bewegte den Kopf hin und her, trat vom Fenster zurück und starrte stumpfsinnig auf die weiße Wand.

In seinem Kopf entstanden Gedanken, stiegen wie Luftblasen in trübem Wasser an die Oberfläche, platzten und zerstreuten sich nach allen Seiten. Das kam in letzter Zeit oft vor, besonders oft, seit er an seinem Geburtstag begriffen hatte, daß er schon fünfundsechzig Jahre alt sei und sicher bald sterben werde. Das Unwohlsein, das ihn vor vierzehn Tagen befiel, mahnte ihn noch dringlicher an die Minute, die er sich früher nicht ohne Herzklopfen hatte vorstellen können. „Sie kommt, kommt ganz sicher, diese Hundertstelsekunde, in der einst der Kollaps eintritt! Diesseits ist das Leben, bin ich; jenseits ist das Nichts. Wirklich das absolute Nichts? Unmöglich. Das giebt es ja gar nicht. Da muß irgendwo ein Fehler stecken. Wäre doch zu schrecklich ...“ Doch begriff er schon ganz deutlich, daß die Rechnung stimmte, daß gerade jetzt jenes Fürchterliche, Entsetzliche seinen Anfang nehme. Und jedesmal, wenn er Kopf-, Brust- oder Magenschmerzen hatte, wenn Arme oder Beine schwächer als gewöhnlich waren, kam ihm der Gedanke, jetzt müsse er sterben. Das war ganz einfach, durchaus wahrscheinlich und eben deshalb entsetzlich ...

Die ärgste Qual begann, als er, der sonst wenig und nur unaufmerksam las, in einem Buch die Stelle fand, daß trotz aller Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit in der Natur doch früher oder später einmal die selbe Konstellation der Dinge eintreten müsse, so daß das selbe Wesen, ja, die selben äußeren Umstände wie früher noch einmal erscheinen würden. Im ersten Augenblick wurde ihm bei diesem Gedanken leichter zu Muth; aber gleich darauf verfiel er fast in Raserei.

„Na ja, die Konstellation ... Nichts Neues unter der Sonne ... Ja ... ich weiß sehr gut, daß hinter mir eben solche Ewigkeit liegt wie vor mir ... Das heißt: Ich selbst bin nichts weiter als die Wiederholung einer früheren Konstellation der Dinge ... Dabei weiß ich nichts von jener Konstellation ... Das heißt: es kommt nicht auf mich, sondern auf die Konstellation an! ... Aber wie ist Das möglich? ... Ich fühle doch, wie ungeheuer wichtig, wie qualvoll und schön mein Leben ist ... Alles, was ich sehe, höre, sogar rieche, existirt doch nur für mich, weil ich sehe, höre, rieche. Weil ich Augen, Ohren, eine Nase habe. Folglich bin ich unendlich, ungeheuer; in meinem Ich hat Alles Platz; und außerdem leide ich noch! Und dann diese Konstellation! Zum Teufel, was geht mich die verfluchte Konstellation an? Einfach unerträglich, entsetzlich, nur eine Wiederholung früherer Dinge zu sein!

Der Doktor haßte grimmig den (nur in seiner Einbildung) existirenden Menschen, der später, in grauer Zukunft, einmal genau so sein würde wie er.

„Das wird ganz sicher kommen. Wiederholen sich doch sogar die Gedanken eines Menschen. Folglich wiederholen sich auch die Menschen ... Dabei sind meine Gedanken, meine Leiden, höchst gleichgiltig und überflüssig, weil genau das Selbe wie ich auch Millionen anderer Wesen durchdenken und fühlen. Recht angenehm! Hols der Teufel! ...“

Der Zustand des Doktors verschlimmerte sich von Tag zu Tag, ging nachts in Halluzinationen über und endete in einen albdruckähnlichen Zustand. Er träumte nur noch von Tod, Begräbniß, Grabinnerem. Zur Abwechselung manchmal auch, er sei lebendig begraben. Den Tag über hatte er nur noch die eine Vorstellung:

Google

„Ich zerfalle . . .“ Er merkte es daran, daß ihm das Treppensteigen im Krankenhaus schwer wurde, daß er beim Aufstehen und Bücken husten mußte. Das stete Nachdenken bewirkte Schlaflosigkeit; die hielt er für den Vorboten des Todes.

Gerade in der letzten Nacht hatte er wieder nicht geschlafen; und nun herrschte in seinem Kopf ein schwerer, dunstähnlicher Rauschzustand. Die Gedanken, die ihm während des zwecklosen Daliegens im warmen, klebrigen Bett, in der Nachbarschaft schreiender und lachender Irrenhausinsassen kamen, waren so fürchterlich, daß er sich verzweifelt hin und her warf, vor sich selbst zu entfliehen und sich einzureden suchte, er wisse von Alledem nichts mehr. Das gelang ihm nicht. Bald tauchte der eine, bald der andere Gedanke an die Oberfläche und hob sich von der weißen Wand deutlich ab. Schließlich mußte er gerade Das denken, was er zu vergessen suchte. Gleichsam mit künstlerischer Deutlichkeit malte seine Phantasie ihm den Verwesungprozeß, den Schleim und die Fäulniß aus, die seinem Leib drohen; er sah die dicken, trägen, weißen Leichenwürmer, die sich von seinem Eiter gemästet halten. Er hatte stets Angst vor Würmern. Die würden ihm dann in den Mund, in die Augen, in die Nase, überall hineinkriechen . . . „Natürlich werde ich dann nichts fühlen!“ schrie der Doktor wüthend durchs ganze Zimmer. Er hatte eine durchdringende Stimme.

Ein Feldscher öffnete die Thür, blickte hinein und schloß sie wieder.

„Ja, so gehts: Die doktern so lange an Einem herum, bis sie selbst einen Klaps weghaben“, dachte er und ging vergnügt, weil ihm selbst entsetzlich trübsinnig zu Muth war, zum Oberfeldscher, um ihm mitzutheilen, daß der „Alte“ anscheinend Einen „weg“ habe.

Als er die Thür schloß, kreischte sie schrill auf. Der Doktor blickte durch seinen Kneifer. „Na? . . . Was ist denn los? . . .“ fragte er böse . . . Weil die Thür schwieg, trat er erregt an sie heran, öffnete sie und ging über den Korridor die Treppe hinab in den Krankensaal, in den gestern abends ein neuer Patient gebracht worden war. Er hätte ihn schon längst aufsuchen müssen, ging aber jetzt durchaus nicht aus Pflichtgefühl zu ihm, sondern, weil ihm das Alleinsein einfach unmöglich wurde.

Der Irrsinnige saß im gelben Kittel und mit gelber Mütze, obgleich er seine eigene Kleidung anbehalten konnte, auf dem Bett und schnaubte sich ganz vernünftig aus. Der Doktor trat sehr vorsichtig und etwas unsicher ein; aber der Irrsinnige blickte ihn vergnügt und freundlich an. „Guten Tag!“ sagte er. „Sie sind wohl der Oberarzt?“

„n' Tag“, antwortete der Doktor. „Der bin ich.“

„Sehr angenehm. Nehmen Sie, bitte, Platz!“

Der Doktor setzte sich auf einen Stuhl, überlegte, blickte auf die kahlen, graugestrichenen Wände, dann auf den Rock des Irrsinnigen und sagte: „Haben Sie gut geschlafen? Wie geht es Ihnen?“

„Gewiß“, erwiderte der Irrsinnige fröhlich. „Warum soll ich nicht schlafen? Das muß man doch. Ich schlafe immer sehr gut.“

Der Doktor überlegte. „Na ja; aber in der neuen Umgebung . . . Und dann wird hier ziemlich viel geschrien.“

„So? Davon habe ich nichts gehört . . . Ich habe zum Glück ein sehr schlechtes Gehör.“ Er lachte laut. „Manchmal ist Das . . . ein Glück.“

Google

Der Doktor erwiderte mechanisch: „Ja, manchmal."

Der Irrsinnige rieb sich den Nasenrücken. „Rauchen Sie, Doktor?" fragte er.

„Nein."

„Schade, ich wollte Sie um eine Cigarette bitten."

„Sie dürfen hier nicht rauchen. Das wissen Sie ja."

„Ach ja. Das vergesse ich immer; bin noch nicht daran gewöhnt." Der Irrsinnige lächelte wieder.

Sie schwiegen einen Augenblick.

Das Fenster war ziemlich dicht vergittert; trotzdem drang viel Licht in das Zimmer, das deshalb durchaus nicht düster, wie die meisten Zimmer in Krankenhäusern, sondern ganz freundlich und gemüthlich war.

„Schönes Zimmer!" meinte der Doktor wohlwollend.

„Ja, n' nettes Stübchen. Hatte ich gar nicht erwartet. Wissen Sie, ich war früher nie im Irrenhaus und stellte mirs viel schlimmer oder sagen wir: ganz anders vor. Hier ist es wirklich angenehm, und wenn ich nur kurze Zeit, . . . möchte ich wohl . . . ah?" Er blickte forschend nach oben in die Augen des Doktors, sah aber nur die undurchdringlichen blauen Brillengläser und fügte hastig hinzu: „Ja, ich weiß, daß solche Fragen Ihnen unbequem sind. Aber soll ich Ihnen Etwas sagen, Doktor?" Er wurde plötzlich lebhaft.

„Nun, was denn? Wenn es interessant ist?" meinte der Doktor mechanisch.

„Sobald ich aus dem Irrenhaus komme, zerschlage ich zunächst sämmtlichen lieben Freunden, die mich hierhergebracht haben, die Knochen", sagte der Irrsinnige fröhlich und doch wüthend und verzog dabei sein häßliches, über und über mit Sommersprossen bedecktes Gesicht.

„Weshalb denn?" fragte der Doktor träg.

„Weil es Schafsköpfe sind. Hols der Teufel! Weshalb mischen sie sich in Dinge, die sie nicht angehen! Schließlich ist mir ja Alles ziemlich schnuppe; aber amusanter ist es doch draußen!"

„Was Sie sich einbilden!" rief der Doktor ärgerlich.

„Schließlich habe ich doch nichts Schlimmes gethan," meinte der Irrsinnige schüchtern.

„Na . . .", begann der Doktor unbestimmt.

„Ich hätte es nicht gethan!" fiel der Irrsinnige ihm schnell ins Wort. „Sagen Sie, bitte, wie käme ich dazu, Jemandem auch nur ein Haar zu krümmen? Wenn ich ein Kanibale oder irgendein Herr Johann Lehmann wäre. Aber so! Nein, mein verehrter Herr Doktor, mein Bildungsgrad hat mir stets Abscheu vor Mord, Diebstahl und Dergleichen eingeflößt."

„Aber Sie sind ein kranker Mann."

Der Irrsinnige wand sich hin und her und schüttelte heftig den Kopf. „Ach Gott, ich krank! Ich werde Ihnen natürlich nicht die Versicherung geben, daß ich gesund bin. Das glauben Sie mir ja doch nicht. Aber wieso bin ich eigentlich krank, zum Teufel?"

„Na, gesund sind Sie doch auch nicht zu nennen", meinte der Doktor vorsichtig, aber mit Nachdruck.

„Warum nicht?" fragte der Irrsinnige kurz. „Mir thut nichts weh, ich bin sogar relativ gutgelaunt, was bei mir selten vorkommt. Ach, Doktor, Doktor,

Go gle

... Hahaha! Gerade als ich das Ding heraus hatte, brachte man mich ins Irrenhaus. Ich sage Ihnen: eine feine Sache, Doktor!

„Das interessirt mich", meinte der Doktor und schob die Brauen in die Höhe; dabei erinnerte sein spitzes Gesicht an eine neugierige Hundeschnauze.

„Wäre doch sonderbar ..." Der Irrsinnige lachte plötzlich, stand auf, trat ans Fenster und blickte lange schweigend in die Sonne. Der Doktor betrachtete seinen Rücken. Der schmutziggelbe Kittel wurde von der Sonne mit einem goldenen Saum umgeben.

„Werds Ihnen sofort sagen", begann der Verrückte wieder, wandte sich um und ging im Zimmer auf und ab. Sein Gesicht war ganz ernst und sogar traurig; dadurch bekam es einen angenehmeren Ausdruck.

„Wissen Sie, das Lachen steht Ihnen gar nicht", sagte der Doktor aus irgendeinem Grunde.

„Ja, ja", meinte der Irrsinnige lebhaft. „Das habe ich auch schon bemerkt; und Andere haben es mir gesagt. Ich mag auch gar nicht lachen." Dabei lachte er wieder; und dieses Lachen klang trocken, klang hölzern. „Dabei lache ich, Doktor, lache sehr oft ... Aber darüber wollte ich nicht sprechen. Sehen Sie, seit ich mich als denkendes Wesen kenne, habe ich stets über den Tod nachgedacht."

„Aha!" meinte der Doktor laut und nahm den Kneifer ab. Seine Augen waren groß und so schön, daß der Irrsinnige unwillkürlich verstummte.

„Wissen Sie, der Kneifer steht Ihnen nicht!" sagte er.

„Das ist ja gleichgiltig. Also Sie haben über den Tod nachgedacht. Viel?" fragte der Doktor. „Das ist äußerst interessant ..."

„Ja. Natürlich kann ich Ihnen nicht Alles mittheilen, was ich gedacht, und erst recht nicht Alles, was ich gefühlt habe. Jedenfalls war es nicht schön. Ich habe nachts manchmal wie ein kleines Kind vor Angst geweint. Malte mir aus, wie es sein würde, wenn ich sterbe, verwese und schließlich gar nicht mehr da bin. Das ist sehr schwer, fast unmöglich zu begreifen. Und doch wird es so kommen."

Der Doktor knüllte seinen Bart in der Hand zusammen und schwieg.

„Aber Das ist noch nicht so schlimm. Das heißt: es ist thatsächlich ekelhaft, traurig, abscheulich. Das Schlimmste aber ist, daß ich sterbe, während alles Andere bleibt. Sogar die Ergebnisse meines Lebens. Denn wie unbedeutend Jemand auch ist: irgendetwas hat er doch stets aufzuweisen. Also nehmen wir an, ich habe entsetzlich gelitten, habe mir eingebildet, es sei von ungeheurer Wichtigkeit, ob ich ehrlich oder ein Schuft ersten Ranges bin. Und das Alles ist sozusagen zinstragend angelegt. Meine Leiden, mein Verstand, meine Ehrenhaftigkeit, Gemeinheit und selbst meine Dummheit dienen der künftigen Generation, wenn zu nichts Anderem, so wenigstens zur Erbauung. Ueberhaupt habe ich zwar gelebt und in großer Todesangst geschwebt, aber Alles nicht für mich, wie ich mir einbilde, sondern, der Teufel mag wissen, für wen, weil meine Nachkommen ja auch nicht für sich leben. Und wissen Sie, Doktor, ich habe da ein Buch gefunden, in dem stand ein Gedanke ausgedrückt, und wenn der vielleicht auch sehr dumm war, hat er mich doch verblüfft, so verblüfft, daß ich ihn mir gemerkt habe."

„Das ist ja interessant!" murmelte der Doktor.

„Er lautet: Die Natur verfährt nach feststehenden Gesetzen; sie übereilt nichts, fordert aber früher oder später ihr Theil. Sie weiß nichts, weder Gutes noch Böses,

Google
v. Küster & Co. G.m.b.H., Frankfurt a. M.

duldet nichts Absolutes, Ewiges, nichts Unveränderliches. Der Mensch ist ihr Kind. Aber sie ist nicht nur Menschenmutter, sie bevorzugt Keinen: Alles, was sie schafft, schafft sie auf Kosten Anderer; zerstört das Eine, um das Andere zu schaffen. Ihr gilt Alles gleich."

„Das stimmt!" meinte der Doktor traurig, besann sich aber sofort, setzte seinen Kneifer auf und fügte streng hinzu: „Nun, was folgt denn daraus?" . . .

Der Irrsinnige lachte, lachte lange, ziemlich ärgerlich, und als er aufhörte, erwiderte er: „Nichts, einfach gar nichts . . . Sie sehen, wie dumm der Gedanke ist, so dumm, daß überhaupt kein Denken mehr darin steckt. Einfach ein Faktum, aber keine Gedanken . . . Und Fakta ohne Gedanken sind barer Unsinn. Den Gedanken habe ich selbst ausgeführt. Habe festgestellt, daß die Sache begrifflich, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz anders zu definiren ist. Die Natur verwirft durchaus nichts absolut Ewiges. Im Gegentheil: bei ihr ist Alles ewig, ewig bis zur Einförmigkeit, bis zur Abfuhr; nur sind bei ihr nicht die Fakta ewig, sondern die Ideen, das Wesentliche der Existenz. Nicht der einzelne Baum, sondern die Landschaft; nicht ein Mensch, sondern die Menschheit; nicht ein Verliebter, sondern die Liebe; nicht ein Genie oder ein Bösewicht, sondern die Genialität und das Verbrechen. . . Verstehen Sie mich?"

„Ja, ich verstehe!" antwortete der Doktor mühsam.

„Da sitzen wir hier und quälen uns mit Todesgedanken . . . Die Natur vor uns interessirt uns nicht im Mindesten. Wir sterben ganz gemächlich, ohne die geringsten Gewissensbisse und sind nicht mehr da. Ganz einfach. Aber unsere Qualen sind ewig; oder wenigstens ihre Idee. Salomo der Erste, der, Gott weiß, wann lebte, quälte sich schrecklich mit Todesgedanken. Salomo der Zweite, der, Gott weiß, wann, einmal leben wird, wird sich mit den selben Gedanken schrecklich herumquälen. Ich küsse zum ersten Mal ein Mädchen mit unbeschreiblichem Genuß; und wenn in meinem Gesicht bereits das ewige, knöcherne Lächeln nistet, durchleben noch Millionen anderer Verliebten die selbe Wonne, genau das selbe Gefühl . . . Aber ich wiederhole mich wohl?"

„Ja . . ."

„Also aus diesem ganz hundsgemeinen Gedanken folgt nur das Eine: Alles, was nicht die Idee, sondern das Faktum betrifft, ist der Natur vollständig Wurst Verstehen Sie? Sie braucht uns nicht; unsere Idee nimmt sie hin, wir selbst sind ihr gleichgiltig. Und Das fühle ich nach all den Qualen, die ich durchlebt habe. Herrgott im Himmel! Sie kümmert sich einfach nicht darum! Und da soll mir nicht Alles gleich sein! Ich pfeife darauf!"

Der Irrsinnige pfiff so laut und durchdringend, daß der Doktor vorwurfsvoll, zugleich aber ganz mechanisch sagte: „Na, sehen Sie wohl. Da merkt man ja ganz deutlich . . ."

„Daß ich verrückt bin? Das fragt sich doch noch. Ja, fragt sich, fragt sich allerdings noch sehr. Gewiß bin ich etwas aufgeregt, habe geschrien und so weiter. Aber Das ist doch kein Wunder. Im Gegentheil: wunderbar ist, daß Menschen, die beständig an den Tod denken und ihn bis zur Besinnungslosigkeit fürchten, die auf Todesfurcht ihre ganze Kultur begründet haben, daß Die sich dieser Frage gegenüber so anständig verhalten, vernünftig reden, sich hübsch grämen, manchmal ins Schnupftuch weinen, dann schweigen und sich mit ihren Angelegenheiten be-

Google

schäftigen, ohne im Mindesten die öffentliche Ruhe zu stören. Ich denke aber, daß Menschen, die solchen Annehmlichkeiten gegenüber noch den Anstand bewahren, einfach verrückt oder Schafsköpfe sind."

Der Doktor erinnerte sich sehr gut, daß er mitunter in plötzlicher Wuth, die seinen Jahren und seiner soliden Lebensweise nicht angemessen war, mit dem Kopf gegen die Wand rennen, in das Kissen beißen oder sich die Haare hatte ausraufen wollen. „Damit erreicht man nichts!" sagte er finster.

Der Irrsinnige schwieg. Dann sprach er: „Gewiß; aber wenn man Schmerzen hat, will man schreien; wenn man schreit, wird Einem leichter . . ."

„So?"

„Ja."

„Hm. . . Nun, meinetwegen."

„Vor sich selbst schämt man sich nicht so; benutzt die vielgerühmte Willensfreiheit dazu, wenigstens gehörig um Hilfe zu rufen. Auf die Art geht man wenigstens nicht wie ein Schaf zur Schlachtbank und betrügt sich nicht selbst mit dem frommen Unsinn, der für solche Fälle bereitgehalten wird . . . Eigentlich wunderbar! Der Mensch ist von Natur ein Sklave . . . Die Natur ist aber thatsächlich ewig; sie hat nicht das Faktum, sondern die Idee im Auge. Der Mensch aber, endlicher als jedes Faktum, sucht sich einzureden, auch er schätze weniger das Faktum als die Idee. Man kann sein ganzes Leben hinbringen, ohne einem Menschen ein freundliches Wort gegeben zu haben, dabei aber die Menschen insgesammt, die Menschheit sehr lieben. Das ist sogar edel und Tugend im besten Sinn des Wortes. Die Leute verstellen sich und kichern vor ihrem allmächtigen Herrn, der sie wie Schafe zur Schlachtbank führt. Im tiefsten Grund seiner Seele hegt aber Jeder diese klägliche, winzige Hoffnung mit dem Spatzennäschen, ja, noch winziger, weil Jeder von uns das ‚Lasciate ogni speranza' sehr gut kennt. Also da hockt diese lakaienmäßige Hoffnung und sagt: Gewiß, gewiß, die Sache hat ihre Richtigkeit; es könnte doch aber sein, wäre vielleicht denkbar . . . Das Wort ‚Gnade' wird nicht ausgesprochen, weil denn doch allzu klar ist . . ."

„Was denn eigentlich?" fragte der Doktor traurig und rieb sich die Hände, als ob ihm kalt werde.

„So bin ich endlich dahin gelangt, die Natur mehr als den Tod zu hassen. Tag und Nacht habe ich gedacht: Auch Du wirst einst Deine Genugthuung finden. Jawohl! Verdammt! Und sehen Sie, Doktor, dabei bin ich noch ziemlich gleichgiltig gegen die Natur außerhalb der Erde; von der verstehe ich schon keine Bohne mehr. Was sagt mir, zum Beispiel, ein Stern? Einfach gar nichts! Er hat seine Existenz, ich habe meine. Der Abstand ist zu groß. Nun aber die Natur auf Erden, die erforderlich ist, um uns wie Nüsse aufzuknacken, um unsere ‚Idee' zu schmecken, Das heißt: in der Idee zugleich uns. Da denke ich immer: Wie ist Das nur möglich? Welches Recht hat ein beliebiges Wesen, mich zu quälen, dann Andere, eine ganze Million und so weiter bis zur Abfuhr? Warum hat gerade mich die Süßigkeit des ersten Kusses zu Boden geworfen? Habe ich doch nur ein einziges, winziges Mal geküßt und da soll gleich . . . Dabei bleibt der erste Kuß mit all seiner Wonne, bleibt ewig, ewig jung und schön. Und alles Andere auch. Das ist doch schändlich! Niederträchtig! Gemein! Gipfelpunkt der Gemeinheit!"

Der Doktor blickte ihn erstaunt an. „Die Konstellation kann sich wiederholen . . ." murmelte er schon ganz dumm.

Google

„Ich pfeife auf Ihre Konstellation!“ schrie der Irrsinnige wüthend. Und dieser Schrei war so laut, daß Beide danach lange schwiegen.

„Was meinen Sie, Doktor?“ begann der Irrsinnige leise und nachdenklich. „Wenn man Ihnen plötzlich bewiese, daß unsere Erde ausstirbt? Mit allem Drum und Dran, nicht in grauer Zukunft, sondern in dreihundert Jahren; ganz und gar. Pfui Teufel! Wir erleben Das natürlich nicht mehr; aber würde es uns nicht trotzdem leidthun?“

Der Doktor hatte noch nicht erfaßt, was der Irrsinnige eigentlich wolle, als Der schon fortfuhr: „Viele, denen die geistige Knechtschaft bereits ins Blut gedrungen ist, die, wie das alte Hofgesinde, ihre Interessen von denen ihrer Herren und Prügelmeister nicht mehr trennen und sich selbst nicht mehr fühlen können, empfinden Das; und haben vielleicht Recht . . . Ich dagegen, Doktor, habe mich riesig gefreut.“ Das sagte der Verrückte in einer Art Freudentaumel. „Hab' mich kanibalisch gefreut! So verreck doch! Dann kannst Du Dich wenigstens nicht ewig über meine Qual und die verfluchte ‚Idee‘ lustig machen! Streng genommen, beweist Das gar nichts. Aber Rache ist doch süß . . . Die Ironie verschwindet . . . Verstehen Sie? Diese Ewigkeit, die mir nicht gehört!“

„Natürlich!“ erwiderte der Doktor etwas verspätet. „Ich verstehe.“

Und dann deklamirte er in einem Zuge:

Laß am Grabeseingang nur
Das junge Leben spielen
Und die gleichgiltige Natur
Sich in ewiger Schönheit fühlen.

Der Irrsinnige blieb plötzlich stehen, hörte schweigend, mit stumpfsinnigen Blicken, zu und brach dann in lautes Gelächter aus. „Tü, tü, tü, tü, tü, tü!“ rief er wie eine Wachtel. „Das giebts nicht, giebts nicht; ewige Schönheit ist Unsinn! Wissen Sie, Doktor, ich bin von Beruf Ingenieur, habe mich aber lange mit Astronomie beschäftigt; ist ja heute modern, sich nicht mit Dem zu beschäftigen, worauf man sich sein ganzes Leben lang vorbereitet hat. Na, als ich mich so richtig krumm und dumm gearbeitet hatte, stieß ich ganz zufällig auf einen Fehler. Wissen Sie, ich beschäftigte mich mit den Sonnenflecken, studirte sie viel eingehender als Andere vor mir und da . . .“

In diesem Augenblick verschwand die Sonne hinter der gegenüberliegenden Hauswand und es wurde mit einem Mal dunkel im Zimmer. Alle Gegenstände erschienen schwerer und klebten am Fußboden. Der Verrückte sah stämmiger und roher aus.

„Also in der bekannten Theorie von der Zunahme der Sonnenflecke, nach der die Sonne in praeter propter vierhundert Millionen Jahren erlöschen muß, habe ich einen Fehler entdeckt . . . Vierhundert Millionen Jahre! Können Sie sich vierhundert Millionen vorstellen, Doktor?

„Nein!“ sagte der Doktor aufstehend.

„Ich auch nicht!“ lachte der Verrückte. „Das kann Niemand, weil vierhundert Millionen Jahre eine Ewigkeit sind. Man sollte statt Dessen einfach sagen: Ewigkeit. Das ist umfassender und deshalb klarer. Mit vierhundert Millionen Jahren bleibt Alles wie in Ewigkeit. Die gleichgiltige Natur und die ewige Schönheit . . . Vier-

Google

hundert Millionen Jahre ist einfach lächerlich . . . Also ich habe entdeckt, daß es gar keine vierhundert Millionen sind."

„Weshalb nicht?" Der Doktor schrie es fast.

„Die Herren haben naiver Weise berechnet, die Sonne müsse in diesem Zeitraum so abkühlen, daß ... Folgt ein einfaches Rechenexempel. Bekanntlich hält sich aber ein abkühlendes Stück Metall oder ein anderer Körper in glühendem Zustand nur bis zum ersten Augenblick der Erkaltung. Denn die Erwärmung ist gegenseitig. Ist aber einmal solcher dunkle Fleck auf der unverschämt blanken Sonnenscheibe vorhanden, so ist eben das Gleichgewicht gestört, der Fleck hält nicht mehr die allgemeine Wärme, sondern strahlt im Gegentheil Kälte aus, Kälte, das liebe Ding! Strahlt Kälte aus und wächst, und je mehr er wächst, um so mehr Kälte strahlt er aus, und zwar in umgekehrt proportionalem Verhältniß. Ich denke, wenn also noch ein Viertel der auf allen Seiten von dunklen Flecken (richtiger: von einem einzigen riesigen dunklen Fleck) umgebenen Sonne übrig ist, daß sie dann schon in einem Jahr, vielleicht schon in zwei Jahren erlischt. Da habe ich mich denn an die Arbeit gemacht und habe Legirungen hergestellt, die in ihrer chemischen Zusammensetzung genau der Sonne gleichen. Und wissen Sie, lieber Doktor, was ich da herausgefunden habe?"

„Nun?" fragte der Doktor.

„Daß die Erde erkaltet. Wie kann bei der Kälte noch von Schönheit die Rede sein? Das tritt freilich nicht bald ein, durchaus nicht, sondern so ungefähr nach fünf- bis sechstausend Jahren.

„Was denn?" rief der Doktor.

„In fünf-, sechstausend Jahren höchstens."

Der Doktor schwieg.

„Als ich Das heraus hatte, erzählte ich es Allen und lachte . . ."

„Lachten?" fragte der Doktor.

„Ja, ich amusirte mich."

„Amusirten sich?"

„Freute mich ganz riesig . . . Ueberhaupt . . ."

„Atschi-schi-schi!" platzte der Doktor plötzlich los. „Hi-hi-hi!"

Der Verrückte schwieg unsicher. Aber der Doktor beachtete ihn schon nicht mehr; er erstickte fast vor Lachen, setzte sich hin, spie aus und schnaubte; der Kneifer fiel ab, die schwarzen Rockschöße flatterten wie im Fieber und das Gesicht bedeckte sich mit Falten, wie bei einem sterbenden Gummiteufel.

„In fünftausend Jahren? Hi-hi-hi! Das ist günstig! Das ist reizend. Atschi-schi-schi!"

Der Verrückte blickte ihn an und fing auch zu lachen an. Anfangs leise, dann lauter und immer lauter . . .

So standen sie einander gegenüber und schüttelten sich vor fröhlich bösartigem Lachen. Bis man Beiden die Zwangsjacke anlegte.

Moskau. M. Artzibaschew.

Google

Meine Jugend.*)

Ich bin geboren am neunten März 1849 in Offenburg. Mein Geschlecht stammt von der Vatersseite aus dem Schwabenland, wahrscheinlich aus Ludwigsburg, von wo aus drei Brüder ausgewandert und in Friesenheim ansässig geworden sein sollen. Schätze scheinen sie nicht erworben zu haben, denn sie lebten dort, so viel ich weiß, als arme Land- und Weinbauern. Von einem von ihnen stammt mein Vater, Sohn eines Bäckers, der älteste mehrerer Geschwister, jedenfalls auch der begabteste; er wurde in Rastatt im Lehrerseminar vorgebildet und war zur Zeit meiner Geburt als Lehrer an der Volksschule in Offenburg thätig. Meine Mutter stammt aus Zell a. H., einem Wallfahrtort und ehemaligen freien Reichsstädtchen. Ich erinnere mich noch mit besonderem Interesse an diesen Ort, der ein eigenthümliches Völkchen beherbergte. Als Reichsstädter schienen sie von aller Welt abgeschlossen, um so mehr, als ja das alte Deutsche Reich längst untergegangen war, so daß sie die Fühlung mit der übrigen Menschheit ziemlich verloren; man sprach hier gleichsam eine eigene Sprache mit eigenem Accent und eigenen Wendungen; auch lebte man ziemlich sorglos in den Tag hinein und genoß die Stunden, die Einem Gott bescherte. Von Zeit zu Zeit zu Zeit kamen Wallfahrer mit Kreuz und Fahnen und in der Marienkirche sah man die zwei Ketten, von denen einst ein Gefangener befreit sein soll, der, ich glaube bei den Türken, schmachtete und inbrünstig zur Mutter Gottes betete. Besonders interessirten mich in der Kirche die Leute aus den verschiedenen Thalgegenden mit ihren Trachten, namentlich aus einer, wo die Weiber mit gelben Cylindern erschienen. Ich dachte schon oft über die Völkermischnng in diesen Gebieten nach; sicher haben sich die Römer hier auch durch ihre Nachkommenschaft verewigt, namentlich aber scheinen mir viele Züge der Bevölkerung auf das Keltenthum zu deuten, so das Lichte, Heitere, Anstellige des Wesens; und so erkläre ichs mir, wie Leute aus dieser Gegend sich so leicht dem französischen Wesen anschmiegen konnten, wie, zum Beispiel, der Bruder meiner Mutter, der in Pruntrut lebte und dort ein ziemlich reges Kaufmannsgeschäft betrieb.

Wenn ich meinen Ursprung näher betrachte, so kommt es mir wahrscheinlich vor, daß hier etwa folgende Mischung vorliegt: ein gewisser mysteriöser Zug meines Wesens, allerdings verbunden mit starker Sensualität, sowie Dasjenige, was man mir etwa an philosophischer Begabung zugestehen mag, rührt von der schwäbischen Seite her; dazu eine gewisse Gründlichkeit und Ausdauer, eine gewisse nervöse Hast in der Ergreifung der Lebensziele, vielleicht auch, was mir an Erwerbssinn anklebt. Von der Mutterseite habe ich sicher den Frohsinn und die Heiterkeit, den Sinn für die Schönheit des Lebens und auch, was ich an Anpassungvermögen und Anschmiegsamkeit besitzen mag.

Ich konnte die Ansicht eines bekannten Philosophen, daß der Intellekt von

---

*) Geheimrath Joseph Kohler, der ins Universelle strebende Jurist und Polyhistor, der auch den Lesern der „Zukunft“ manchen werthvollen Beitrag geschenkt hat, ließ an seinem sechzigsten Geburtstag (bei J. Bensheimer in Mannheim) einen Band erscheinen, der den Titel „Vom Lebenspfad“ trägt, Studien aus verschiedenen Gebieten vereint und aus dem hier eine charakteristische Skizze der Jugenderlebnisse veröffentlicht wird.

Google

der Mutter, der Charakter vom Vater stamme, nie völlig billigen. Auf diese Weise läßt sich Charakter und Intellekt nicht trennen; und jedenfalls zeigt die Natur in der Mischung der Geisteselemente eben so viele Verschiedenheiten wie in der Mischung der Farben. Gerade die Art der Verschmelzung bekundet die ungeheure Weisheit und Mannichfaltigkeit der Schöpfung. Daß die Verbindung solcher Elemente, wie der vorhin bezeichneten, große Widersprüche in sich birgt, muß von selbst einleuchten; und ich muß es als eine große Ungerechtigkeit betonen, wenn man mir solche widersprechende Elemente meines Wesens stets zum Vorwurf machte und sie gar gewaltsam austreiben wollte. Erst das Alter, das auf der einen Seite Alles vertieft und damit neue Verbindungen einleitet und auf der anderen Seite die Schärfen abrundet, kann hier Ebenmaß und Harmonie schaffen.

Ich wurde also in Offenburg geboren, auch einer ehemaligen Reichsstadt mit eigener Gerichtsbarkeit und eigenem Blutbann; aber der Typus war ein ganz anderer als in Zell. Hier herrschte ein ständiger politischer Wirbel, ein immerwährendes Streben nach Neuheit, nach politischer Umgestaltung und ein gewisser Taumel der Weltbeglückung; man betrachtete hier eigentlich nur den Politiker als den wahren Menschen und der politische Geist drang durch alle Interessen hindurch. Man mag ja anerkennen, daß hier sehr viel politischer Dilettantismus herrschte und daß es eine Ueberhebung sein mochte, zu glauben, daß sich ein großes Reich regiren lasse wie eine Landstadt. Doch ist nicht zu leugnen, daß auch ein so starker politischer Zug, wie dieser süddeutsche, zu unserer politischen Reifung beitragen mußte, eben so wie die scharfe politische Geschlossenheit des brandenburgischen Geistes; und es hat mir immer sehr leid gethan, daß mein hochsinniger und edeldenkender Kollege Treitschke in seiner überschießenden Rhetorik diesem süddeutschen Wesen so wenig Gerechtigkeit widerfahren ließ. Uebrigens war die Bevölkerung gutartig; man machte regelmäßig beim Nachmittagskaffee ein Spielchen und ging abends ins Wirthshaus, wo man bei Bier weidlich politisirte oder auch über das Bier raisonnirte: bayerisches hatte man noch nicht und das einheimische schien bald so, bald anders zu munden.

Viel schienen allerdings diese Reichsstädte für die Kultur nicht geleistet zu haben; ich habe nichts von einer Maler- oder Dichterschule gelesen, die sich hier etwa aufgethan hätte, wie in Nürnberg, Augsburg oder auch nur wie in Ulm oder Blaubeuren, und mit den lombardischen Städten lassen sie sich an geistiger Bedeutung und Tüchtigkeit erst recht nicht vergleichen. Noch erinnere ich mich an den steinernen Oelberg auf dem alten Kirchhof, der von einem Meister aus Urach herrührt, ein etwas grobes, stark aufgetragenes Werk; an einen gut durchgeführten Christus, ebenfalls auf dem alten Kirchhof, dann an einige hübsche Gebäude, theils im Schlüter-Stil, theils im Stil der Spätrenaissance. Die katholische Kirche zeigt Etwas von dem Stil, den der geniale Chiaveri in Dresden zur höchsten Vollendung gebracht hat; daß aber in der Kirche kein einziges Bild von Bedeutung hing, war mir stets verwunderlich. Man muß allerdings anerkennen, daß die Gegend unter dem Dreißigjährigen Krieg und den Franzoseneinfällen ganz entsetzlich gelitten hat. Auch die damaligen Juristen haben das Ihrige gethan, um die Bevölkerung zu zerfleischen; denn die Hexenprozesse wütheten hier in grauenvoller Weise und nicht ohne Schauer stand ich oft am Bielerstein, wo die Hinrichtungstätte gewesen sein soll.

Google

Meine Geburt fiel in eine bewegte Zeit und auf sie folgten zehn Jahre der Reaktion. Davon habe ich natürlich wenig verspürt; ich erinnere mich nur, wie die Preußen abzogen, wie die ersten Eisenbahnen fuhren, wobei mir die Stehwagen besonders gefielen, wie man später, statt einem nationalen Helden, dem Franzis Drake ein Denkmal setzte, übrigens ein kindischer Hohn auf jede Kunst, wie man sich in den Tagen der Oede durch rauschende Fastnachtspiele die Zeit vertrieb und wie ferner, nachdem der Bann der Reaktion gebrochen war, die Epoche der Schützenfeste, der Fahnenweihen und der Pompiers anbrach, bis endlich die schleswig-holsteinische Frage die Geister wieder auf die Erde zurückführte und die gewaltige Gestalt Bismarcks sichtbar wurde, über den man allerdings nirgends mehr schimpfte als damals in meiner Vaterstadt.

Mein Vater hatte viel unter Krankheiten und auch unter den Zeitverhältnissen zu leiden, aber er bewahrte sich eine jugendliche Begeisterung für die Musik und unterwies mich im Klavier und in der Violine, zeigte mir auch die Anfangsgründe des Kontrapunktes, was ich ihm sehr danke, wenn auch meine eigentliche musikalische Persönlichkeit erst erwachte, als ich den Riesengeist Wagners kennen lernte. Ich besuchte recht und schlecht in Offenburg die Volksschule, war im Schönschreiben und in der niederen Arithmetik niemals ein großer Meister, glaube aber, schon damals in Geographie und Geschichte einige Kenntnisse erworben zu haben, denn ich erinnere mich, wie sich manchmal Leute über mich wunderten. Im neunten Jahr kam ich in das Gymnasium in den etwas dürftigen Räumen des ehemaligen Kapuzinerklosters, in dem auch einst Oken studirte, der merkwürdige naturphilosophische Schwärmer, den seine Zeit außerordentlich hoch stellte, obgleich er sich gegen Goethe in einer keineswegs vornehmen Weise benahm. Im Gymnasium kam ein neuer Geist über mich und die bestechende Logik der lateinischen Sprache erfüllte mein ganzes Wesen, denn alles Logische ist für mich ein Gegenstand des Entzückens; freilich hatte ich auch schon damals die Kunst, immer den Dingen eine neue Seite abzugewinnen und meine besondere Wege zu gehen, was mir keineswegs immer Lob und Zustimmung eintrug. Meine Aufsätze litten an einer gewissen Schwerfälligkeit, denn ich konnte nicht anders: ich mußte Alles mit logischer Gewissenhaftigkeit unter peinlicher Erwägung aller Gründe und Gegengründe entwickeln; das Feuer des Humors, das die logischen Gebilde verflüchtigt, und die philosophische Auffassung, die Alles tiefer begründet und dadurch den logischen Bau vereinfacht, konnte natürlich erst später kommen und die Männer, an denen ich meinen Stil bildete, Goethe und Schopenhauer, bekam ich damals nicht zu lesen. Merkwürdig ist mir, wie so früh die philosophischen Probleme an mich herantraten; außerdem hatte ich meine Studien weit über das Schulpensum ausgedehnt und naturwissenschaftliche wie sprachwissenschaftliche Fragen beschäftigten mich Tag und Nacht. Die Schule war mir zu eng; und so war ich herzlich froh, ein Jahr abzukürzen. Weil es damals bei uns keine Sexta (Prima) gab, kam ich in die Obersexta (Oberprima) nach Rastatt. Hier erst las ich Goethe und Shakespeare und ein neues dichterisches Leben kam über mich, wenn auch meine damaligen poetischen Erzeugnisse an Schwulst und Geschmacklosigkeit recht viel leisteten. In Rastatt fand ich in Direktor Scherm einen Schulmann, der mich vollständig verstand und auch den richtigen erzieherischen Grundsatz hatte, daß man von dem Objekt der Erziehung nicht lauter Lichtseiten verlangen kann.

Google

Nach der Abiturientenprüfung trug ich eine unklare Welt voll Hoffnungen in der Brust; über die Wahl des Berufes war ich noch sehr unsicher: Naturwissenschaften oder Sprachen, auch Geschichte lockten mich in gleicher Weise. Doch verschmähte ich Alles, was damals mein Herz bewegte, und wandte mich der Jurisprudenz zu. Ich hatte die Wahl niemals zu bereuen, denn ich glaube nicht, daß ich mich in irgendeinem Fach so heimisch gefühlt hätte wie in diesem; und alle meine bisherigen Studien kamen mir bei dieser Wissenschaft zu Statten; ich hätte ohne sie als Jurist viel weniger zu leisten vermocht. Die scharfe Logik der Jurisprudenz, ihre fast dichterische Konstruktion, die Tiefe und Gestaltungskraft der menschlichen Vernunft, ihre Begründung auf der festen Basis menschlicher Verhältnisse: Das sind Dinge, die einen unendlichen Zauber in sich tragen, und ich kann nicht begreifen, wie man diese Wissenschaft, in der eine fast dichterische Intuition waltet, jemals als trocken bezeichnen konnte. Vier Semester studirte ich in Freiburg und drei in Heidelberg mit einer Begeisterung, ich möchte fast sagen, einem Heißhunger ohnegleichen. Allerdings: Das, was ich wollte, konnte ich damals nicht finden; ich fand es erst, als das Deutsche Reich uns eine eigene Gesetzgebung bot; aber Eins lernte ich damals vom Grund aus: das Corpus Juris, diese Wunderquelle menschlicher Weisheit.

Im siebenten Semester wurde ich durch den Ausbruch des Krieges abgerufen, der unsere kühnsten Erwartungen übertreffen und uns das Deutsche Reich bieten sollte, unter dessen Gesetzgebung mich erst das Leben recht lebenswerth dünkte. Am Krieg nahm ich nicht Theil, weil mein schmächtiger Körper damals als zu schwach erschien; man glaubte ja vielfach, mir nur etwa noch fünf Jahre gönnen zu dürfen. Und so versenkte ich mich von Neuem in die Studien zu einer Zeit, wo die unerhörten Siegesnachrichten unser Herz erhoben; und im Jahr 1871 bestand ich mit großem Erfolg die Erste Juristische Prüfung, der dann nach zwei Jahren eine eben so günstige Zweite folgte. Ich hatte in mehrjährigem Studium den Grund zu einem soliden Wissen gelegt und so konnte ich in einer reichen Anwalts- und Richterpraxis in Mannheim nicht nur den schwersten Anforderungen nachkommen, sondern zugleich in literarischen Arbeiten meinem Forschertriebe folgen. In den Jahren 77 und 78 erschien mein Patentrecht und schuf die Grundlage für ein Gebiet der Jurisprudenz, das der deutschen Industrie erst ermöglicht, einen so riesigen Aufschwung zu nehmen, daß wir zur industriellen Weltmacht geworden sind und in Kurzem alle Völker überflügeln werden. Im Jahr 1878 folgte ich einem Ruf als Professor an die Hochschule in Würzburg, 88 einem nach Berlin, wo ich auch als Lehrer einen außerordentlichen Wirkungskreis habe.

Von da an brauche ich nichts mehr zu berichten; denn von dieser Zeit an gehört mein Wirken der Oeffentlichkeit, der Nation, ja, der ganzen Menschheit an. Nur das Eine will ich noch erläutern, was ich eben sagte: daß ich ohne die sonstigen Studien in meiner Wissenschaft nicht Das geleistet hätte, was man mir mit Recht oder Unrecht zuschreiben mag. Ohne die technischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse hätte ich niemals meine patentrechtlichen Schriften geschrieben, ohne meine sprachwissenschaftlichen und theologischen Studien hätte ich niemals den Gedanken fassen können, die Rechte aller Natur- und Kulturvölker zu durchforschen und unsere Kolonialvölker in den Bereich meiner Studien zu ziehen; und was ich in der dogmatischen Wissenschaft für die Vertiefung der deutschen Reichsgesetze und ihre wissenschaftliche Gestaltung that, war bedingt durch die logische Durchbildung und die künstlerische Intuition.

Professor Dr. Joseph Kohler.

Google

Die Banken.

„Meine Herren! Bei der Aufstellung der Bilanz ließen wir uns nicht nur von dem Bestreben leiten, jetzt, wo das industrielle Gebiet mit Kapital gesättigt ist, unsere eigenen Mittel zu kräftigen: wir mußten auch der zunehmenden Begehrlichkeit des Fiskus zu begegnen suchen. Wir dürfen deshalb die erzielten Gewinne, besonders auf Effekten- und Konsortialkonto, nicht voll ausweisen, sondern müssen durch möglichst niedrige Einsetzung der Bestände Stille Reserven schaffen.“ Diese Erklärung war, mutatis mutandis, diesmal der Refrain aller Direktorenreden in den berliner Bankpalästen. Das war das Ergebniß der Erfahrungen des Jahres 1908. Für das Publikum hätte es ihrer nicht bedurft, denn das Urtheil der Menge paßt sich rasch gegebenen Verhältnissen an. Als die Abschlüsse des Jahres 1907 erschienen waren, mußte, mit einem hoffnungvollen Blick in die Zukunft, konstatirt werden, daß fünf von den neun berliner Großbanken ihre Dividenden herabgesetzt hatten. Nur vier, Deutsche Bank, Diskontogesellschaft, Handelsgesellschaft und Mitteldeutsche Kreditbank, blieben bei der Quote vom Jahr 1906. In diesem Jahr hat nur die Dresdener Bank, mehr honoris causa als in Folge vermehrten Gewinnes, die Dividende um ein halbes Prozent erhöht, während die anderen Institute ihre Krisendividenden behielten. Aber was man im vorigen Jahr mit Bedauern und in der Zuversicht auf eine Wendung zum Besseren entgegennahm, Das wurde diesmal als etwas Selbstverständliches begrüßt. Ein Hauptmerkmal der letzten Bankbilanzen ist: der Fortschritt nützt nicht den Aktionären, sondern den Gläubigern. Die Banken haben wie Treuhandinstitute gearbeitet. Sie haben sich das Rückgrat gestärkt und riskante Geschäfte verschmäht. „Wir vermissen Ihren Gewinn aus Spekulationen“. „Ich auch.“ Wer von den berliner Bankmatadoren kann der Steuerbehörde diese niedliche Antwort gegeben haben? Doch nur Einer. Und gerade Der, dem die erwähnte Gewinnspezies niemals Trennungschmerzen verursachte. Ob Wahrheit oder erfundene Anekdote: jedenfalls charakterisirt der kurze Meinungaustausch die letzten Bankbilanzen. Man hat „konsolidirt“. Das Jahr 1907 stellte hohe Anforderungen an die Kreditwilligkeit der Finanzinstitute. Die amerikanische Krisis entzog den Banken Millionen, über die sonst der heimische Bedarf verfügt hatte. Wollten die Institute also die inländische Wirthschaft nicht darben lassen, so mußten sie die Ansprüche aus ihren eigenen Mitteln befriedigen. Daher die Auspowerung der Bilanzen und die Abnahme der Liquidität. Nun brachte das Jahr 1908 stattliche Rückflüsse, die eine Vermehrung der fremden Gelder (Depositen und Kreditoren) bewirkten. Dadurch konnten die „leicht greifbaren Aktiven“ etwas aufgefrischt werden; bei fast allen Banken haben diesmal die Barbestände und Bankguthaben, die Anlagen in Wechseln, in Reports und Lombarddarlehen zugenommen. Erleichtert wurde die Aufpolsterung der oberen Hälfte der Aktivseite durch die geringeren Ansprüche an den Kontokorrentverkehr der Banken. Die Debitoren haben sich entweder nur unwesentlich gegenüber den Ziffern des Vorjahres vermehrt oder sie sind zurückgegangen. Das gilt auch von den Acceptverbindlichkeiten, die 1907, weil so ungewöhnlich viel Bankkredit verlangt wurde, zu beängstigender Höhe angewachsen waren. Im vergangenen Jahr hat die Schwellung nachgelassen; auch von dieser Seite her war also die Liquidität nicht bedroht. Dieser Gesundung mögen sich allenfalls die Depositengläubiger der Banken freuen; der Aktionär hat keinen Grund zur Fröhlichkeit. Mehr

Google

interessirt ihn die Thatsache, daß beim Kursstand von heute die Dividenden der Großbankaktien eine Durchschnittsrente von kaum 5 Prozent bedeuten. Das ist nicht gerade viel. Und wers erreicht hat, braucht nicht entzückt oder begeistert zu sein.

Die großen Banken haben einen sehr kostspieligen Apparat. Die Unkosten nehmen in der Gewinn- und Verlustrechnung einen breiten Raum ein; nicht den schmalsten die Direktorentantiemen, die nur bei der Kommerz- und Diskontobank und der Mitteldeutschen Kreditbank relativ niedrig sind. Der Aufwand darf nicht im Mißverhältniß zu der Leistung stehen; und da muß man doch fragen: „Ist es wirklich so schwer, 6 Prozent Dividende herauszuwirthschaften, daß man einzelnen Direktoren dafür Extrahonorare zahlen muß, wie sie kein Wintergartenstern bezieht?“ Eine Gage von 1000 Mark für den Abend ist schon first rate. Viele berliner Finanzgrößen erhalten aber noch mehr als 1000 Mark Tantieme pro Tag. Und leisten doch nicht Uebermenschliches. Die starken Könner sind an den Fingern beider Hände herzuzählen. Jedenfalls sind 6 bis 7 Prozent Dividende keine Leistung für eine Großbank. Und mehr haben nur drei Institute: die Deutsche Bank, die Diskontogesellschaft und die Handelsgesellschaft. Wie solls nun in Zukunft werden? Den Apparat verkleinern? Das geht schon wegen der Depositenkassen nicht. Je mehr Konten, desto mehr Personal. Das erfordert die Sicherheit. Es ginge also nur mit Hilfe einer Erhöhung der Gebühren. Denn die Tantiemen gehören zum eisernen Bestand. Daran will keine Bank rütteln. Die Steigerung der Provisionsätze wurde früher schon einmal angeregt. Man kam aber nicht zur Einigung, weil eine von den D-Banken die Ansicht vertrat, daß man im Konkurrenzkampf mit niedrigen Provisionen und hohen Zinsen besser führe als mit der Methode, der Kundschaft höhere Gebühren abzufordern und dafür bei der Berechnung der Zinsen mild zu sein. In ihrem letzten Geschäftsbericht hat die Dresdener Bank die Erhöhung der Provisionsätze für eine „unabweisbare Nothwendigkeit“ erklärt. Dieses Geständniß ist wichtig. Freilich konnte die hohe Last der Tantiemen und Gratifikationen (4,59 Millionen) die Dresdener Bank zu einer Spezialbeschwerde treiben. Wie groß bei der Deutschen Bank die „Gewinnbetheiligung“ des Vorstandes ist, erfährt man nicht, da diese Tantiemen mit unter den Handlungunkosten erscheinen. Jedenfalls stehen Deutsche Bank, Dresdener Bank und Nationalbank bei der Entlohnung der Direktoren an der Spitze. Das Verhältniß der Tantieme zur Dividende ist auch da freilich verschieden. Für die anderen Ausgabeposten kommt das Depositenkassenwesen in Betracht. Wenn man sieht, wie, zum Beispiel, jetzt schon der Kurfürstendamm bis nach Halensee hinauf mit Depositenkassen gepflastert ist, ist man versucht, von einem Unwesen zu sprechen und zu fragen, ob der kluge Mann nicht Recht hat, der an der Börse so oft gesagt hat, er sei neugierig, wie lange der Aktionär noch all den Marmor und Stuck bezahlen, das Publikum noch glücklich sein werde, von einem jungen Mann zu hören, wie es sein Geld anlegen solle. Daß in diese Protzenkassen sich die Menge nicht gerade drängt, sieht jeder Vorüberwandelnde. Die Berliner Handelsgesellschaft, die nur im eigenen Haus arbeitet, spart durch solche Enthaltsamkeit einen hübschen Posten Geldes.

Für die ganze Ausgestaltung des Großbankenbetriebes ist es bezeichnend, daß die Ausgaben kaum geringere Bedeutung haben als die Entwickelung der Einnahmen. Kann nur die Verringerung der Unkosten die Dividenden steigern und liegen auf der Gewinnseite gar keine Chancen mehr? Die Dresdener Bank giebt

Google

auch darüber Aufschluß. Mit einer Geste, die auf Resignation deutet, erwähnt sie eine mögliche Aenderung des Verhältnisses von Banken und Großindustrie. Die schweren Industrien seien durch die fortschreitende Konzentration von den Finanzinstituten unabhängiger geworden, die nicht mehr zur Initiative genöthigt sind. Das Bankkapital soll künftig in der Industrie mehr extensiv wirthschaften. Ich sprach hier schon von der Diskontirung von Buchforderungen, die in den geschäftlichen Betrieb der Banken mit aufgenommen werden solle. Die Deutsche Bank hat mit dieser Einrichtung jetzt den Anfang gemacht. Da kann ein Bindeglied zwischen Banken und Gewerbe entstehen. Manchem, der auf den Privatbankier oder das kleine Bankinstitut angewiesen war, öffnen sich dann wohl die Konten der Großbanken. Der Fabrikant oder Geschäftsmann, der seine Einkäufe bar bezahlen kann, vermehrt seine Einnahmen durch die ihm bewilligte Bonifikation bei sofortiger Zahlung. Die Deutsche Bank will nun dem kreditwürdigen Unternehmer die Vortheile des Barkaufes sichern. Die Bedenken, die gegen die neue Einrichtung sprechen, habe ich hier schon erwähnt. Die Deutsche Bank wird trotzdem wahrscheinlich Nachahmung finden. Den Provinzinstituten wird dann das Geschäft noch schwerer gemacht, als es jetzt schon ist (man lese darüber den Bericht des Schlesischen Bankvereins), und die Folgen werden sich in allerlei riskanten Unternehmungen äußern.

Die größte deutsche Kreditbank, mit ihrem Umsatz von 188 Milliarden und einem eigenen Kapital von 303 Millionen, isolirt sich als besonderer wirthschaftlicher Faktor immer mehr. Deshalb sind ihre Einrichtungen anders zu beurtheilen, als sie es an irgendeiner anderen Stelle wären. Die Höhe ihrer Depositengelder (489 Millionen) hat kein anderes Institut bisher erreicht. Am Nächsten kommt der Deutschen die Dresdener Bank (224 Millionen). Die hat sich nun definitiv von dem Schaaffhausenschen Bankverein getrennt und ihm ein Abschiedsgeschenk von 400 000 Mark gespendet. Fünf Jahre hat die Liaison gedauert. Das finanzielle Ergebniß besteht in einem Saldo von ganzen 6000 Mark zu Gunsten der Dresdener Bank. Das sind fürs Jahr 1200 Mark. Der Schaaffhausensche Bankverein ist (von den nicht erkennbaren Einbußen abgesehen) dabei nicht theurer gefahren als der Commis, der sich ein Nähmädel aushält. Schaaffhausen bleibt bei 7 Prozent. Dresdener giebt ½ Prozent mehr als im Jahr 1909, weil weniger verloren wurde. Damals betrugen die Einbußen 3,20 Millionen, diesmal nur 413 000 Mark. 213 000 Mark unterschlug ein Kassirer. Die Summe wurde vom Bruttogewinn abgeschrieben. Die Aktionäre haben also die Kosten der Defraudation zu tragen. Richtiger wäre gewesen, die Tantiemen um diesen Betrag zu kürzen, wie es die Mitteldeutsche Kreditbank mit den von Goltermann veruntreuten 509 000 Mark gethan hat. Von 538 000 Mark Tantiemen, die für 1908 ausgewiesen worden sind, erhalten Vorstand und Aufsichtrath nur 29 000 Mark. Konnte die Dresdener Bank, deren Verwalter mit 3,19 Millionen Mark am Gewinn betheiligt sind, nicht eben so handeln? Vielleicht fürchtet man, daß die Tage der üppigen Tantiemen vorüber sind, und nimmt deshalb mit, was die Kelle bietet. Der Schaaffhausensche Bankverein hat zwar seinen Gesammtumsatz von 12,68 auf 13,09 Milliarden zu steigern vermocht, ist aber im Nettoertrag um 700 000 Mark hinter dem Saldo des Jahres 1907 zurückgeblieben. Daran ist ein Verlust von rund 600 000 Mark aus einer geschäftlichen Verbindung mit der Solinger Bank schuld. Außerdem hat das bekannte Grubenunglück in Radbod den Bankverein zu einer besonderen Rückstellung von 1 Mil-

Google

lion Mark für den Besitz an Kuxen der Gewerkschaft Trier genöthigt. Und dann die Hauptsache: die Internationale Bohrgesellschaft giebt nicht mehr 500, sondern nur noch 100 Prozent Dividende. Das macht einen Unterschied von 3 Millionen im Effektengewinn von Schaaffhausen. Daß man auch allein gute Geschäfte machen kann, lehrt die Erfahrung der Berliner Handelsgesellschaft. Die ist bei ihren 9 Prozent geblieben. Erstens, weil im Jahr 1909 10 Millionen mehr zu verzinsen sind; zweitens wohl wegen des Steuerfiskus. Die Banken habens nicht gern, wenn man von ihren „versteckten" Gewinnen spricht. Aber bei der Handelsgesellschaft wird mit besonderer Vorliebe Verstecken gespielt. Der Effektengewinn zeigt ein so auffallend niedriges Plus, daß man leicht zu der Meinung kommen kann, ein höherer Ertragsausweis sei nicht gewünscht worden. Die Handelsgesellschaft ist das einzige der großen Institute, das, trotz den ermäßigten Leihsätzen für Geld, eine Zunahme des Gewinnes aus Wechseln und Zinsen zeigt. Und damit die Leute sehen, daß Karl Fürstenberg nobel sein kann, wenn er will, hat er die Kosten der letzten Kapitalserhöhung nicht vom Agio, sondern vom Bruttogewinn abgezogen. Sonst hätte vielleicht Einer geglaubt, die 446 000 Mark brächten ½ Prozent mehr Dividende. Ob diese Art der Unkostenverrechnung nicht anfechtbar ist? Paragraph 262 des Handelsgesetzbuches bestimmt im Absatz 2, daß dem Reservefonds, bei Ausgabe der Aktien für einen höheren als den Nennbetrag, die Agiosumme zuzuführen ist, die nach Abzug der durch die Emission entstehenden Kosten noch übrig bleibt. Da wird nichts von anderen Möglichkeiten gesagt. Ob die Berechnung der erwähnten Ausgabe zu Lasten der Aktionäre zulässig ist, bleibt also fraglich. Denn die Mehrzuwendung an den Reservefonds hat doch nur theoretische Bedeutung. Ob der 34 oder 34½ Millionen enthält, ist im Grunde gleichgiltig. 9 Prozent (wie seit 1905) vertheilt auch die Diskontogesellschaft, mit einem normalen Abschluß, der als besonderes Kennzeichen eine stattliche Zunahme des Effektengewinnes (von 215 000 auf 1,81 Millionen) bringt. Es hieß, das Institut wolle sein immer noch (seit 1904) 170 Millionen betragendes Kommanditkapital vermehren. Aber der Bericht sagt nichts von solcher Absicht; man weiß ja nicht, wie sich das Geschäft im Jahr 1909 entwickeln wird. Die Darmstädter Bank bleibt „bemüht", sich immer mehr aus den Fesseln der Aera Dernburg zu befreien. Das ist ihr 1908 leidlich gelungen. Der Abschluß ist anständig; für ewige Zeit darf es aber nicht bei 6 Prozent Dividende bleiben. Vom Ergebniß der Nationalbank sprach ich schon. Auch nichts, was zur Begeisterung Anlaß giebt. Sehr bescheiden sieht die Kommerz- und Diskontobank aus. Geheimrath Hemptenmacher, der in die Direktion des Institutes eingetreten ist, wird Gelegenheit haben, seine an der Börse gesammelten Erfahrungen zu verwerthen. Zu einer zweiten Eberbachiade wird es unter seiner Aegide wohl nicht kommen.

Die Banken haben ihren Aktionären und Kunden schließlich noch ein Extrageschenk gemacht. Sie werden künftig alle zwei Monate summarische Zwischenbilanzen veröffentlichen. Nur die Handelsgesellschaft thut nicht mit. Da sie keine Depositenkassen und Filialen hat, kann man ihr das Recht nicht bestreiten, auch hier ihre eigenen Wege zu gehen. Die Zweimonatbilanzen sind eine Konzession an die Propagandisten eines Depositengesetzes. Praktisch bedeutet das Entgegenkommen sehr wenig. Die Schlußbilanz entscheidet; und die sieht doch oft recht anders aus, als man vorher vermuthet hatte. So wars anno 1908 und so wirds noch manchmal sein. Die Zweimonatkinder wird man deshalb besonders sorgsam frisiren. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 27. März 1909.

Griselda.

Ulrich Markgraf von Saluzzo, der Enkel Bonifacios del Vasto, dessen Haus in diesem Theil Piemonts, am Ostfuß der Cottischen Alpen, Jahrhunderte lang herrschte, ist ein wunderlicher Kauz. Regentenpflicht und Regentenrecht kümmern ihn nicht. Vom Lauf der Welt weiß er weniger als das armsäligste Bäuerlein. Weiß nicht einmal, daß sein Herrnrecht nicht mehr gilt, die Bauern aus der Leibeigenschaft erlöst sind und die Jungfern nicht zu kommen brauchen, wenn der Markgraf sie ins Bett ruft. Nicht einmal dieses ihm Wesentliche. Denn er ist höllisch hinter geschlitzten Röcken her, hat in der Lombardei recht wie ein Wüstling gehaust und manchen Zaun, manche mit Scheuchscherben gespickte Mauer überklettert, um zu einer Magd ins Heu zu kriechen. Das wird, als ein allgemeiner Brauch, nicht so gierig beschwatzt wie des Markgrafen Neigung in Pöbelgewohnheit. Er wohnt in einer Gesindekammer, schläft an den Wildfutterstellen im Laub, in wärmeren Nächten auf dem Moos des Waldbodens, ißt Speck, Kuhkäse oder Kastanien, die er selbst geröstet hat und mit der glühenden Aschenkruste herunterschlingt, und trinkt Wasser oder Leutewein. Wenn Dung geladen wird, hilft er und tritt dann, die Mistgabel über der Schulter, den Duft solcher Arbeit in Hemd und Lederhose, in den Prunksaal des ehrwürdigen Schlosses, wo die Verwandten ängstlich ihre Sorge bebrüten. Ihre Sorge um die Zukunft der Markgrafschaft. Heirathen will der tolle Christ nicht; stirbt er ohne Weib und Kind, so fällt das Erbe den Agnaten zu, die schon die Hände reiben. Denen gönnt auch Ulrich es nicht. Lieber nimmt er eine Frau ins Haus. Nur, Vettern und Basen, eine, die ihm paßt. Eine, die stark ist, die Arme rühren kann, eine tüchtige Tracht

Google

Prügel erträgt und aus ihrem Schoß derbe Bauernbrut gebiert. Nicht Zierpüppchen: vierschrötige Bengel und stramme Mädel, neben deren urwüchsigem Geräkel der Zeuger wie Konditorgebäck aussieht. Eine Kuhmagd oder andere Landpflanze. Die Maschen des Hausgesetzes, das solche Ehe, als dem Anspruch auf Ebenbürtigkeit zuwider, verpönt, kann kaiserlicher Konsens lockern. Eine Frau Gemahlin mit Damenrecht und Prinzessinallure? Ulrich hält sich die Nase zu. Solche kriegte ihn unter; würde nicht ruhen, bis sie den Aufrechten zum Salonkleiderständer gemacht hätte. Die Ehe, denkt er, ähnelt einer Jagd; der Schlaue sorgt dafür, daß er Hund oder Habicht ist, nicht Hase oder Taube. Holt sich eine stämmige Dirne, die in ihm den Herrn fürchten, das sichtbare Werkzeug der Vorsehung anbeten gelernt hat. Helmbrechts Tochter: Die wärs. Der Vater ein unterthäniges, doch durchtriebenes Kerlchen, das früher Nachtwächterdienst that und nun auf ererbtem Waldgütchen knapp auskommt. Die Mutter verrackert, aber im Kern gesund. Und Griselda selbst wie die leuchtende Frucht einer Paarung, die Einen vom Riesenvolk einer reisigen Kriegerin einte. Zwanzig; die Pracht eines blonden Schopfes über der blühenden Brust, die auf stattlichem Gewölb, auf dem Kapitellum fester Säulen ruht, und Arme mit männischen Muskeln. Ulrich kennt sie. Die Kraft ihres Griffes und den Ruch ihres gelbes Haares. Als sie Klee in den Stall trug, hat er ihr, vor dem Ohr der Mutter, mit frecher Rede zugesetzt, bis sie ihn aus der Zaunpforte stieß und, trotzdem der herbeigerufene Vater ihn als den Markgrafen erkannt hat, Seiner Erlaucht, die sich wieder ins Gehöft zu pflanzen wagt, das zum Trunk erbetene Wasser über den Dickschädel goß. Da hat Ulrich sie gepackt, unterm Auge der Eltern in die Hütte und auf den Heuboden geschleppt und ihr gethan wie anderen Mägden in seiner Brunstzeit. Die also kennt er. Die hat ihm geschmeckt. Die solls sein, muß schon eine Markgräfin ins Schloß, weil ohne Ehefrau ein zum Erbantritt berechtigter Sohn nicht zu haben ist. Zwar hat sie ihn einen Schweinhund genannt, mit Fäusten und Zähnen bedroht, schilt ihn noch jetzt einen Schurken und ein Thier, das in ihre Lenden gebrochen sei, und schüttelt sich vor Ekel bei dem Gedanken, von diesem Keiler ein Kind zu tragen. Will sich auch um den Preis eines Vorwerkes nicht zu einem Kuß bequemen und treibt mit dem Kälbermesser Jeden weg, der ihr zärtlich nahen möchte. Doch der Markgraf entwindet ihr die Waffe, die alle seidenen Buben geschreckt hat, küßt sie und kürt sie, die sich ohnmächtig sträubt, zum Weib. Uebermorgen hat Saluzzo eine Markgräfin. Schon übermorgen soll Hochzeit sein.

Hochzeit. Der lombardische Adel bestaunt die schöne Braut, die, im Brokatkleid, die markgräfliche Krone auf dem jung strahlenden Haupt, ihres

Google

Führers, des Fürſten von Bologna, nicht unwürdig ſcheint. Aus der Kapelle in den Bankettſaal; von der Prunktafel in den Schloßpark. Markgraf und Markgräfin ſind ſelig; und ſagens ſehr laut. Feſtlich geputzte Landleute brinden Senſe, Spaten, Getreidekörner. Nur Griſelda kennt die Art und den Namen jedes Fruchtkornes. Nur Griſelda weiß die Senſe zu wetzen, zu brauchen. Während der in Brokat gepreßte Arm emſig mäht, umfängt den Geiſt die Erinnerung an die Welt, in der Helmbrechts Tochter erwuchs, die Lippe raunt uralte Bauernſprüche und die Schwaden fliegen, als ſolle kein Halm auf dem Anger bleiben. Ulrich weckt die ins Traumland Entrückte und führt ſie zur Ruhe ins Grafenhaus. Zur Ruhe? Das Flitterglück dieſer ſeltſamen Ehe hält ſich länger blank, als draußen die Lächler erwartet hatten. Der Herr iſt geſänftigt, lebt wieder, wie ſein Stand es heiſcht, und jubelt, wenn er im zärtlichen Auge der Frau einen Wunſch lieſt. Da wölbt ſich, einem zweiten Leben Obdach zu gewähren, ſacht Griſeldens Leib, die Botenſpur nahender Mutterſchaft wird ſichtbar und Ulrich findet die Liebſte zwiſchen Linnen und Garn. Muß das Kleine nicht Hemdchen und Strümpfchen haben? Dem Markgrafen behagt dieſes geſchäftige Weſen nicht. Der will kein Kind. Das zwingt, noch bevor es ans Licht ſchlüpft, den Mann zu ſchwerer Enthaltſamkeit, ſchiebt ſich zappelnd zwiſchen die vorher ſo eng Gepaarten, ſaugt der Mutter den Nährſaft aus den Brüſten und fordert heulend ſeinen Theil von ihrem Leben. Das nur Einem doch gehören ſollte. Gehören ſoll. Einem, der theilen nie lernte und der ſie ſchon entweiht wähnt, wenn ein anderer Mund ihren Namen ſpricht. Ein Arzt ſoll ihre Wehen bewachen? Auf der blonden Weide ihrer Glieder den Blick ſättigen? Lieber mag das Kind auf dem erſten Weg ſtraucheln; erſticken. Und wenn es im Licht athmet: weg mit dem Balg! Katzen, die ihre Hand geſtreichelt hatte, ließ der Markgraf Gift unters Futter ſtreuen: und ſoll an ihrem Buſen nun ein quarrendes Ding dulden, deſſen Durſt ihn verdrängt? Nein. In dieſem Seelenbereich iſt er Monarch und läßt ſeine Macht nicht kürzen. Die Entſtellung des Seelengehäuſes kann er nicht hindern; will aber den Wurm, der ſolche Zerſtörung wirkte, nicht ſehen. Der gedeiht wohl auch bei der Muhme. Schon ſchaart ſichs zu dicht um die Geliebte. Vater Helmbrecht, der Tauben und Eier, Sternblumenthee und Bruſtbalſam bringt, wird von rauhem Wort aus dem Schloß geſchickt; doch die Pflegefrauen niſten neben der Markgräfin, der Doktor horcht an der Thür und neugierige Freundſchaft guckt in die Fenſter. Trat der Thronerbe die Herrſchaft an? Ihn koſt Griſeldens Lächeln; ihm fließt ihre Thräne. Ungeboren: und ſtark genug, dem Mann die Frau zu entziehen. Wann blinzelt der vom

Google

Vater gehaßte Glücksstörer endlich ins Helle?... Ein Knabe, stark und schön wie die Mutter. Die sieht ihn nicht. Vermißt auch den Gatten drei Wochen lang. Den hat, während die Frau sich in Kindesnöthen wand, die schwangere Phantasie in schlimmere Wehen geworfen. Ans Bett der Wöchnerin schleicht er nur, wenn sie fest schläft. Wo ist das Kind? Sie wagt nicht, zu fragen. Auch ihn nicht, da er nach langer Trennung vor der Wachen steht. Wie trüge sie die Antwort, die ihre Hoffnung tötet? Ulrich nimmt sie in seinen Arm; zum ersten Mal betastet der Hauch seiner Nüstern wieder das weiße Fell und den Mähnenhelm. Sehnendes Keuchen vereint sie in der Seligkeit langen Kusses, wie einst, ehe hinter ihres Paradieses Pforte der Puls des Kindes zu pochen begann. Wo ist das Kind? Der Willensklammer hat sich die Frage entbunden, die im wunden Schoß einer geängsteten Mutter wuchs und so kalt doch nun von der Lippe fällt, als käme sie aus fremder Kehle. Wo ist das Kind? In erster Umschlingung der Genesenen erste Frage. Genug für diesen Mann; zu viel. Stumm wendet er sich, tost aus dem Saal, flieht ins Waldgebirg hinauf und haust dort, wie in lediger Zeit, mit den Thieren. Dem Ohm, der ihn oben aufstöbert, sagt er, ihm sei vom Schicksal beschieden, allein zu sein. Giebt ihm kein Wort an die Frau mit; dankt nicht einmal für ihren Brief. Reißt nun des Wahnes Binde und entwirkt sich den bangen Zweifeln endlich Gewißheit? Der Markgraf von Saluzzo hat, als ihm im Herbst das Brunsthaar auf der Brusthaut lang geworden war, in geiler Laune eine Bauerndirne gefreit. Jetzt ist er satt; ihn widert die Frucht draller Lenden, die im Stall geschwitzt, seine Heustatt gepolstert haben. Und die Verschmähte soll bleiben? Ohne Kind, ohne Mann? Mit der in Leib und Seele brennenden Kränkungschmach müßig in Prunkzimmern hocken, von dem Gesipp sich bedauern lassen und warten, ob sie dem Herrn je noch reizend riecht? Den Ring vom Finger. Rock und Hemd der Magd her. Die schreitet stolz aus dem Schloß.

Zu den Eltern aufs Höfchen. Da fehlts an rüstigen Armen und die Wirthschaft geht zurück, seit ein Miethmädchen auf dem Acker lungert. Dahin ist auch von Griseldens Pein arge Kunde gesickert. Das Kindchen ließ der Markgraf töten, weils doch eben ein Bankert war. Der nimmt nun eine Adelige zur Frau. Hat Helmbrechts Tochter bei Wasser und Brot eingesperrt und nach vier Wochen dann gezwungen, die gräfliche Saufkumpanei nackt zu bedienen und Jedem, der danach schmatzte, zu Willen zu sein. So wirds, wenn Bauernfleisch sich anmaßt, blaues Blut in Rothgluth zu hitzen. Doch das Leben geht weiter und auch unter Kummerslast darf ein Bauernhirn nicht vergessen, das Heu in die Raufe zu thun. Griselda hats schon gethan. Ist unbemerkt heim-

Google

gekehrt und tummelt ſich auf dem Gehöft, als ſei ſie nie weggeweſen. Wer an Arbeit gewöhnt iſt, flieht zu ihr, wenn das Leid ihm die Gurgel ſchnürt. Wer in der Herzkammer das Troſtlicht verlöſchen ſah, hält den Müßiggang nicht lange aus. Bei den Eltern iſt Arbeit; vom Morgengrau bis ins Dämmern der Nacht. Hier iſt ihr Heim; ſind ihre unausjätbaren Wurzeln. Die Hand wird ſich wieder härten. Des Markgrafen Oheim, der ſie ins Schloß zurückführen möchte, ſcheucht ſie mit einem Stein aus ihrer Nähe und trägt ihn, da er ſich gar zur Gewaltandrohung aufrafft, auf ihrem Arm vor die Gartenthür. Ins Schloß? Ja: wenn ſie gerufen wird, die Treppen zu ſcheuern. Sonſt nie; niemals, um das Almoſen adeliger Gunſt zu empfangen. Was ſie ihrem neuen Stand ſchuldet? Die zwei Füße hier: Das iſt ihr alter Stand. Daß ſie von dem wich, nahm ihr die Kraft. Jetzt ſteht ſie wieder auf ſtarken Beinen und iſt nur als Scheuermagd dem Herrn noch zu Dienſt. Dazu ruft er ſie. Iſt wüthend ins leere Haus geſtürmt und langt nach dem Weib, das ihm entlaufen iſt, ſtatt ihn zu ſuchen, ſich wiederzufinden. Seinen Fuß ſoll ſie küſſen; dann mag ſie ihr Leben lang von der Ziegenweide den Melkeimer in den Kuhſtall tragen. Noch iſts der Scheuereimer. Mit dem kommt ſie; mit Bürſte und Wiſchlappen in das Schloß, wo ſie unter zehn Monden als Herrin thronte. Ohne die Lammsgeduld, die ſie damals entkräftet hat. Ein Waſchweib, das ihr über den Mund fahren will, ſpürt ſchnell das rauhe Gewebe des Lappens an der frechen Stirn und dem Schloßpropſt, der ſie zu chriſtlicher Demuth mahnt, knallt ihre Antwort wie ein Peitſchenhieb um die Ohren. Da wird das Kind gebracht und ihr, weil die Amme den Fuß verſtaucht hat, auf den Arm gelegt. Sie will es hinauftragen, wankt, ſtemmt ſich röchelnd gegen das Joch ſo unſäglicher Qual und ſinkt an Ulrichs Bruſt, den der Schrei ihres Herzens herbeigeſchreckt hat und der erwachend beſchließt, in ſeines Weſens wärmſten Bezirk neben die Mutter das Kind zu betten. Weſſen Fluch hieß mich nur, ſtöhnt der Markgraf, Dich mit aller erdenklichen Bosheit martern? Sage mir, wie ich büßen muß! Und lächelnd erwidert die in Lumpen gemummte Markgräfin: Du mußt mich weniger lieben, Geliebter!

Das iſt das Schlußwort der Griſelda, die Herr Gerhart Hauptmann geſchaffen und auf die Bühne des berliner Leſſingtheaters gebracht hat. Ein nettes Luſtſpielwort. Nie hat eine Frau es aus ernſtem Empfinden zu einem Manne geſprochen; nie ſelbſt zu einem, der ihr zum Quälgeiſt und Foltermeiſter ward. Weniger geliebt ſein, um Ruhe zu haben? Aus der Aſche wehts ſo; nicht aus Flammen. Das zierlich zugeſpitzte Schlußwort eines Eheſchwankes. Laßt Euch von Geſtelz und Theaterbrokat der Rede nicht narren, Ihr

Go gle

Mimen. Forsche, Thespis, nicht lange mit frommem Schauder, wie es Dein Dichter gemeint hat. Nimm Dir aus Deiner Bande ein schönes und starkes Paar, befiehl den Beiden, alle kleine Wirklichkeit ihres Lebens für dies eine Mal zu vergessen, und laß, wie auf der Tenne bei altem Stegreifspiel, sie mit Maul und Faust sich zusammenraufen. Denke auch dran, aus dem krausen Geschnörkel Deines Herrn Poeten Alles wegzuschneiden, was nicht in Deinen Kram taugt. Nicht als Literaturhüter bist Du bestellt, sondern als Spielbereiter. Sollst krumme Stücke gerade recken, ihnen den Wortschwall abzapfen und den Buckel mit Chirurgenkunst operiren, ohne das Rückgrat zu verletzen. Schollenmystik und Klassenkämpferallure kannst Du hier nicht brauchen. Just darauf besteht Dein Lieferant? Dann gieb ihm die Waare zurück. Stockernsthaft hat ers gemeint? Dann, brave Kunsthändlerseele, stimmt nichts in dem Exempel. Warum heißt in Piemont ein Bauer Helmbrecht, schleselt und hat seine Einzige doch Griselda getauft? Warum läßt er, der auf seine Födasterfreiheit und Bauernwürde pocht, im Eigenen, ohne die Hand noch die Zunge zu rühren, die Tochter schänden und schwängern und dienert vor Dem, der ihrs anthat? (Als sie dem Markgrafen nicht Wasser reichen will, flucht er: „Kotzscho1schwerenothmillionschwerebrett!“ Als der Markgraf die blonde Beute ins Heu schleppt, sagt er, der gehört hat, daß die Tochter den Räuber würgen und beißen möchte, nur still vor sich hin, Herr Ulrikus habe, wie sein Vater, nie rechten Verstand gehabt.) Warum wählt Ulrich, der sich nur neben ein gehorsam unterthanes Weib bequemen mag, eins, das ihn Schweinhund gescholten, mit Spaten und Messer bedroht hat? Warum galopirt er in eine Ehe, deren Sprossen nur vorher vom Kaiser gewährter Konsens Ebenbürtigkeit und Erbrecht sichern kann, auf so flinkem Gaul, daß der Bote der Majestät mühsam nachhumpeln muß? Warum haßt er, der geheirathet hat, um einen Erben zu zeugen, die Frucht schon im Mutterleib? Bedenkt nicht, daß dem vor der Ehe Gemachten die Agnaten das Thrönchen mit triftigem Grund bestreiten werden? Redet um Zwei wie ein gehärteter Kriegsheld und Waidmann, um Drei wie ein schlechtes Magisterbuch, um Vier wie eine enthäutete Hysterika? Wähnt, seiner Trauten einen Triumph zu schaffen, wenn er beweist, daß die zwischen Kuh und Ziege Erwachsene Weizen, Gerste, Leinsaat besser kennt als ein Hofdämchen? Faß Dir, Thespis, ein Herz und sags dem feinen Kunden keck ins Gesicht. Gesundes Blut bringst Du für diesen Markgrafen nicht in Wallung. Für Griselden? Die trauert ihrer Jungfernschaft nicht inbrünstiger nach als einem Strumpfband, das die Stoppeln ihr vom Knöchel streiften. Schimpft den Ritter, der sie ihr nahm, zwar einen Schurken, ein wildes Thier, dessen Saft sie wie Jauche ausschütten möchte, legt sich, mit dem Ring am Finger,

Google

ſelig dann aber in ſein Bett. Spricht, wie das Kleid ihr befiehlt, nicht, wie ihr der Schnabel gewachſen iſt. Im Magdrock: „Pack' Dich! Du biſt ein Schweinehund!“ Im Brokatkleid: „Wie kann man Blumen verwüſten? Ich würde Scheu tragen, ſie zu betreten, geſchweige ſie mit einem ſtählernen Schneidewind niederzumähen.“ Im reichen Hausgewand: „Sage der Mutter, daß ich meinen Gatten und Herrn von ganzem Herzen, von ganzem Gemüth und mit allen Kräften meiner ſündigen Seele liebe.“ Wieder im Magdrock: „Verwünſchte Krähe, willſt Du wohl Deine Wege gehen? Was? Willſt Du mich wohl in Frieden laſſen? An Deine Arbeit! Und wenn Du noch aufmuckſt, bekommſt Du den Holzeimer an den Kopf.“ Wer die Wunderholde allzu ernſt nähme, wäre mit ſeinem Gefühl bald in arg dunkler Wirrniß. Hochſtiliges Drama? Legendenſpiel? Nichts zu handeln. Ein Schwänklein.

„Man ſpricht jetzt viel von der Griſeldis des Barons Münch, eines allerdings nicht talentloſen jungen Mannes. Nach dieſem erſten Produkt zu urtheilen, glaube ich aber, ihm fehlt, woran es Raupach fehlt: an Richtigkeit der Empfindung, der erſten und nothwendigſten Eigenſchaft eines Dichters. Die Richtigkeit der Empfindung beſteht in der Fähigkeit, ſich durch ſtarke Anſchauung in die Gemüthslage eines wahr Fühlenden zu verſetzen. Verſtand und Phantaſie haben dabei eben ſo viel zu thun wie das Gefühl.“ Das ſchrieb Grillparzer in ſein Tagebuch, als die Griſeldis des Freiherrn von Münch-Bellinghauſen, der ſich als Schreiber Friedrich Halm nannte, die Burgbühne beſchritten hatte. Das Ziel ſeines Tadels iſt kaum noch zu erkennen. Halms Griſeldis geht aus der Ehe, weil ſie von ihrem Herrn enttäuſcht ward. Jede Mißhandlung hätte ſie, Schmach ſogar als ihrer Weibheit Schickſalstheil hingenommen. Beweismittel, Wettpreis, Verſuchsthierchen will ſie nicht ſein; kanns nicht. Da ſie erfährt, daß ſie Weh und Pein nur tragen mußte, weil der Ritter ſeiner Königin die Engelsgeduld des Köhlerskindes, das er gefreit hat, demonſtriren wollte, wendet ihr Herz ſich von ihm. Leibeigene Dienerin ihm zu ſein, Sklavin und Spielzeug, wäre ihr unter Qualen noch Wonne geweſen. Das corpus vile, an dem Einer experimentirt, um die Sicherheit ſeiner Witterung, die Schlauheit ſeiner Wahl zu erweiſen? Daran ſtürbe die Selbſtachtung. „Aber ſie ſchärfer und ſchärfer zu prüfen, wählet der Kenner der Höhen und Tiefen Luſt und Entſetzen und grimmige Pein“: Das darf nur Mahadöh, der Herr der Erde. Ein Sterblicher, der ſein Weib martert, um einer Anderen zu zeigen, was die auf ſeine Höhe Gehobene ſich gefallen läßt, verwirkt auch da, wo „Gehorſam im Gemüth iſt“, das Recht auf Liebe. Baron Münch ſuchte die ſpitzen Problemwinkel und wollte nicht hinter der Mode von 1830 zurückbleiben. Die Legendengriſeldis, mit der Boccaccio und Petrarca, Johann Fiedler und

Google

Hans Sachs ausgekommen waren, paßte ihm nicht. Eine Frau, die sich zwei Kinder aus der Wiege nehmen, sich selbst im Hemd aus dem Schloß jagen läßt, dann, als sie nach Jahren zurückgerufen wird, am Hochzeitstisch aufwartet wie ein dressirter Pudel und in der Gewißheit, daß Alles nur eine von eheherrlicher Willkür über sie verhängte Schulprüfung war, selig wird: das Schauspiel mag beweisen, was dem demüthigen Gehorsam einer gezähmten Eva zuzumuthen ist; taugt aber nicht in die Stimmung des Romantikermorgens. Taugte in die vom Orientalengeist beherrschte Zeit, in der Tertullians Wort nachklang: „Du müßtest, Weib, stets in zerlumptem Trauerkleid einhergehen und Reuezähren vergießen, dieweil Du der Menschheit Verderberin und die Pforte zur Hölle bist!“ Das so betrachtete, so verachtete Weib darf keinen Willen haben und kann sich nur durch sklavischen, hündischen Gehorsam von der Sündenlast lösen. „De obedientia ac fide uxoria“, von der Ehefrau Gehorsam und Anhänglichkeit: so nennt Petrarca die Novelle, deren gefolterte Heldin in die Heiligenglorie wächst. Er fand wohl, wie vor ihm Boccaccio und nach ihm Geoffrey Chaucer, die dem Landkind auferlegte Prüfung allzu schwer; Evas sühnende Läuterung aber nöthig. Dieser Weltauffassung hat Pierre de Changy in seinem Werk „Livre de l'institution de la femme chrestienne, tant en son enfance que mariage et viduité“ den stärksten Ausdruck gegeben. Bis ins neunzehnte Jahrhundert lebt sie selbst in den hellsten Köpfen. Hört Chamissos Liebende stöhnen: „Darfst mich niedre Magd nicht kennen, hoher Stern der Herrlichkeit.“ Hört Bürgers Grafen Walter, der sein Mädchen just wie der Marchese di Saluzzo gepeinigt hat, brünstig ächzen: „O nun, o nun, süßsüße Maid, süßsüße Maid, halt ein! Mein Busen ist ja nicht von Eis und nicht von Marmelstein.“ Seht Kleists Käthchen die Probe des Wassers, des Feuers bestehen. Das heiße Fleisch der alten Ritter wollte nicht warten; sorgte zunächst drum für vergnügliche Abkühlung auf dem Laken und für kräftige Brut und ließ danach erst die Prüfung beginnen. Die neuen Ritter läutern sich langsam das Püppchen heran, das neben ihnen auf dem Pfühl ruhen soll. Die pfiffigen Alten denken: Zum Bettschatz eignet sich ein wildes, zur Hausmutter ein zahmes Weibchen. Die vorsichtigen Neuen: Sitzt Eine erst warm, dann ists, bei unseren Sitten, nicht mehr leicht, sie so willenlos zu machen, wie in Sachsens Komoedie die „gedultig und gehorsam Markgräfin“ war. Auch die Heilbronnerin stammt aus Griseldens Samen und ihr Graf Wetter vom Strahl dünkt uns lange fast so unmenschlich grausam wie Boccaccios Piemontese. „Vergieb mir, wenn mein Wort Dich oft gekränkt, beleidigt, meine roh mißhandelnde Geberde Dir zuweilen Weh gethan. Denk' ich, wie lieblos einst mein Herz geeifert, Dich von mir wegzustoßen, und

Google

ſeh' ich gleichwohl jetzo Dich ſo voll von Huld und Güte vor mir ſtehn, ſieh, ſo kommt Wehmuth, Käthchen, über mich und meine Thränen halt' ich nicht zurück." Er weint; und bereitet, da die Wimper kaum trocken iſt, dem holden Kinde doch die bitterſte Kränkung. Zu ſeiner Hochzeit mit Kunigunde ſoll Käthchen ſich ſtill, aber prächtig putzen. Dann freilich iſts der Proben genug und Theobalds Tochter darf wiſſen, daß ſie ſelbſt zur Braut und Ehegefährtin des Reichsgrafen gekürt ward. Doch vier Jahre vor Käthchens Geburt hat Achim von Arnim die neue Griſeldis gezeigt, deren Liebe der Quälmeiſter mordet. Weib, Knecht, Magd, Kuh: die Orientalenordnung gilt nicht mehr; das Menſchenrecht iſt verkündet und die Frau heiſcht Achtung ihrer Perſönlichkeit. Baron Münch ſchärft die Spitze; läßt die blanke, nur zum Spaß mit Peitſche und Sporn mißhandelte Stute ſich bäumen und den Reiter abwerfen. Und Grillparzer, den vor Kleiſts Werk „ein äußerſt widerliches Gefühl anwandelt", beſtreitet dem Freiherrn die Richtigkeit der Empfindung. Meint wohl, ein Mann, der dem Weib ſeiner Wahl ſolches Examen erſonnen habe und dennoch mit zärtlicher Gattenliebe prunken wolle, ſei nicht von Einem gezeugt, der ſich in die Gemüthslage eines wahr Fühlenden verſetzen kann.

Was hätte der wiener Raunzer über die Griſelda des Herrn Hauptmann geſagt? Sicher nichts Gutes, wenn er ſie im Leſſingtheater geſehen hätte. Nicht nur, weil da die Nothwendigkeit, eine Welt der Märchenphantaſtik zu ſchaffen, gar nicht erkannt worden iſt; auch nicht, weil die Markgräfin einem majeſtätiſch alternden Schießbudenmädchen ähnelt, das in der oſtpreußiſchen Heimath nie reinlich ſprechen lernte, und der Markgraf ein dürrer, heiſerer Pfälzer iſt, der einer Stallbrünnhilde nie die Jungfernzier rauben könnte und, wenns zum Raufen käme, von ihr wie ein frecher Floh geknickt würde. Sondern, weil Alles ſtockernſthaft genommen wird und in der feierlichen Langeweile, die von der Bühne herweht, die ſpärlichen Blüthen des Gedichtes verduften. So gehts nicht. Als ein Drama, das zu ernſtem Menſchengefühl ſprechen will, iſt dieſes Bilderbündel unmöglich. Was hat die eiferſüchtige Wuth auf das Kind (ein Cerebraſthenikergroll, den das Wams eines mittelalterlichen Ritters umſchlottert) mit dem Griſeldisſtoff zu thun? Der Mann, der ſeine Frau ſo heftig liebt, daß er kein Fleckchen ihres Leibes, kein Duentchen ihres Empfindens auch nur ihrem Kind, ſeinem, gönnt, ſtammt aus ganz anderer Seelenzone als einer, dem Pein und Geduldprobe Erziehungmittel ſind. Kann dieſe Markgräfin je vergeſſen, was der Markgraf der Jungfer Helmbrecht that? Herrnlaune hat ſie vereint; Mißverſtand trennt ſie. Er wähnt, ſie liebe nur noch den Schößling, nicht den Befruchter mehr; ſie glaubt, er ſei des Bauernfleiſches ſatt und haſſe den der Nabelſchnur entbundenen Bankert. Als

Google

sie nach langer Entbehrung einander wieder umschlingen, denkt er nur ans Schenken, sie nur ans Küssen. Geschenke und Küsse heilen jede Wunde: Lustspielmoral. Einem Mißverständniß, das die erste Stunde zärtlichen Gestammels nicht überdauern könnte, soll unsere Thräne fließen? Vernunft macht uns störrig. Die Beiden, merken wir, sind gar nicht verheirathet; gehen hinter der bemalten Leinwand verschiedene Wege; waren nie unter vier Augen allein; könnten, auch wenn der Schoß der Frau unfruchtbar bliebe, niemals mit einander hausen. Von einem Geschlechterschwank hätte selbst Grillparzer nicht in jedem Wesenszug „Richtigkeit der Empfindung" verlangt. Das Zerrbild einer Legendenwelt müßten wir schauen. Einer wünscht sich ein frommes Hausthierchen und freit ein Riesenfüllen, das sich vom Halfter reißt. Einer will einen Erben, die Frau nur als Mittel zum Zweck und wird ihrem drallen Eros dann so unterthan, daß er dem Köpfchen, dessen Athem den geliebten Leib bewegt, fluchen möchte und sich als Vater erst fassen lernt, als die Gottheit der Gattung lächelnd das Tempelglöcklein läutet. Dünkeltest Dich zu geilem Vergnügen gepaart? Bists, Eitler, um Dich fortzupflanzen. Bist Werkzeug, nicht Meister des Menschengeschickes. Das konnte recht lustig werden. Besonders, wenn die Marchesa derbstämmige Landpflanze blieb und den stolzen Herrn im Schweiß der Gier und der Angst, in Bett und Flur erkennen ließ, wie weit von urwüchsigem Bauernthum zu kokettem Bauernspiel der Abstand ist.

Auch der Schwank aber müßte fest gefügt, vor Mauerpilz und Schimmel bewahrt sein. Herr Hauptmann ist müde oder macht sichs allzu bequem. „Sie gleicht einem königlichen Engel im Feuer eines göttlichen Spiels auf den Wiesen Edens." „Dann werdet Ihr mir noch minder bestreiten, daß er dem etwa in Aussicht stehenden Thronerben ohne einen Funken natürlichen Vatergefühls entgegensieht; ja, daß sogar Maßnahmen in die Wege geleitet sind, das Neugeborene, ohne Wissen der ahnungslosen Mutter, bei Seite zu schaffen." „Es geht aber jetzt keinesfalls an, daß Graf Ulrich dies an sich harmlose Bauernweib, nachdem er ihren gesunden Willen gebrochen hat, seinen eigenen Wahnwitz büßen läßt." „Ich bin diesen Brutalitäten des Lebens nicht gewachsen." Proben der Sprache. Hörts der wache Poet nicht? Sagt Keiner es ihm? Keiner, daß ohne Arbeit nie und nirgends ein haltbares Drama entstand? Die Deutschen, rief Grillparzer ärgerlich, haben die Kunst des Komponirens verlernt. Sähe er die Bretterprätendenten von heute! Neben ihnen müßten die „Skizzisten", deren Lässigkeit er rügte, ihm emsige Ausarbeiter scheinen. Hat die seit der Lenzzeit hundertmal erwiesene Wahrheit, daß im harten, schattenlosen Bühnenlicht die Skizze nicht wirkt, sich noch immer nicht durchgesetzt? Will auch der feine Poet, der mit dem Ewig-Bretternen längst doch

Google

paktiren gelernt hat, der Mann ſchöner Entwürfe bleiben? Er erfindet nicht mehr; ſucht und findet, was er braucht, in gilbenden Novellenbüchern. Das iſt ſein Recht. Doch das Gefundene muß noch einmal nun, vom neuen Schöpferwillen, gedichtet werden (im baumeiſterlichen Sinn: gedichtet). Seine jüngſte Skizze iſt nicht völlig reizlos. Hübſche Bilder bot ihm die Quelle. Manches gute Wort ſchrieb er drunter (manches allzu „literariſche" leider auch) und drei Stimmungen haften in dankbarem Gedächtniß. Das Bäuerlein, das die Sorge des Vaterherzens ehrerbietig ins Ceremonialkleid wickelt; der Mann, der die Wehen der Frau mitfühlt und in Seelenwirrniß die Geliebte zu haſſen wähnt; die Dürſtende, die verdächtigt war, nur Mutterempfinden noch in der Bruſt zu hegen, und die im erſten Anblick des Kindes doch nur nach der Lippe des Mannes lechzt: Das Triptychon wurde im Hirn eines Dichters. Der die Gäſte aber nicht ſtets im Schlafrock empfangen und mit halb kaum fertiger Speiſe bewirthen dürfte. Sie auch nicht mit tönendem Titel an ſeine Tafel ködern. Eines vornehmen Greiſes Blut erhitzt ſich an der Geilheit eines grazilen Hürchens: warum wird er mit den Kleinodien Karls des Großen geputzt? Warum die ſtramme Magd mit dem Brokatkleid der Sagenherrin von Saluzzo? Hanne Helmbrecht ſoll einem Edelmann ſtarke Erben gebären, drückt die blonde Pracht aber ſo feſt in ſeine verwöhnten Glieder, daß er im Wirbel der Sinne Alles vergißt und am Liebſten die Frucht aus dem üppigen Acker riſſe, um neue Saat in die feuchte Krume zu ſtreuen. Mußte gerade Petrarcas Heilige Miſt karren?

Die neue Griſelda ſähe wohl anders aus. Würde nicht ſchimpfen noch ſchlagen; den Mann nicht übermannen. „La femme ne peut être supérieure que comme femme; mais dès qu'elle veut émuler l'homme, ce n'est qu'un singe": ſo modern war ſchon Joſeph de Maiſtre. Die Zähmung einer Aeffin lockt uns nicht. Eine ſtrotzende Schollenvirago, träumten wir, ſoll mit ihrem Kernſaft das blaſſe Blut alten Adels röthen. Der Mann trachtet, den Hörigeninſtinkt aus der Bruſt zu treiben, an der ein Erbe hängen wird. Mahnung hilft nicht. Mißhandlung, grauſamſte Marter der vereinſamten Seele? Die duldet Alles ohne Klage. Erbebt freilich unter ſeinem Blick nicht mehr in bräutlicher Hoffnung. (Wenn die Nachtigal Junge hat, ruft kein zärtliches Schluchzen den Sproſſer herbei.) Noch grimmiger wüthet der in der Wurzel der Mannheit Verletzte gegen den gekühlten Leib, in dem ſo ſtumpfſinnige Demuth wohnt; und ahnt nicht, daß hinter dem geſenkten Lid das liſtig ſtolze Lächeln freier Perſönlichkeit blinkt. Griſelda hat ihr Kind. Und ſummt, mag der ſchlimme Erzieher noch ſo laut toben: Du wirſt ein Herr ſein, mein Sohn!

Go gle

Bischof Teutsch.

„Woas muß ma asu austemperiren lossen“: mit diesem Weisheitspruch pflegte mein erster Pfarrer pflichteifrige und hilfbereite Freunde abzuwehren, wenn sie die Schäden seines Leibes oder seiner alten Orgel auszubessern wünschten. Nach diesem Grundsatz ungefähr regirt Franz Josef seit sechzig Jahren; und es geht auch so. Es regnet heute, es regnet morgen, es regnet seinen Lauf, und wenn es genug geregnet hat, so hört es wieder auf, soll Goethe einmal einem Besucher ins Stammbuch geschrieben haben, der ihn mit Klagen über das schlechte Wetter gelangweilt hatte. Czechen, Slovenen, Italiener, Magyaren, Klerikale, Antiklerikale, Alldeutsche, „Judenliberale“ toben drei Tage, drei Wochen, manchmal drei Monate; dann sind sie müde und verschnaufen ein Weilchen. Während dieser Zeit pflügt der Bauer, hämmert der Schmied, schnurren die Fabrikräder, spekuliren die Kaufleute, exerziren die Soldaten und wird die Verwaltung schlecht und recht besorgt, manchmal freilich, wenn sich die nationale und die Parteiwuth hineinmischt, mehr schlecht als recht, und es bleibt sogar noch Energie übrig für eine Extraleistung wie die friedliche Eroberung Bosniens, die sich neben unseren überseeischen Kolonialerfolgen schon sehen lassen kann. Aber viel kostbare Energie wird doch auf diese Jämmerlichkeiten vergeudet und man fragt sich unwillkürlich, ob Das unbedingt nothwendig und unabänderlich sei. Seit dem zweiten Ferdinand haben die österreichischen Habsburger nur drei Regenten aufgebracht, die sich durch Geist und Energie auszeichneten: Maria Theresia und die beiden Söhne, die ihr auf dem Thron gefolgt sind. Leopold wurde durch seinen frühen Tod verhindert, mit den Gaben, die er in Toskana entfaltet hatte, dem Reich zu nützen, und Josef konnte nichts Dauerndes schaffen, weil seiner nervösen und ungestümen Energie die Besonnenheit fehlte. Eine Reihe von Männern, denen der Charakter und das Temperament der großen Kaiserin gegeben gewesen wäre, hätte, in deren Sinn fortwirkend, den Einheitstaat und die Vorherrschaft der Deutschen gesichert, ohne die kleineren Nationalitäten zu bedrücken. Denken wir uns diesen Staat bis in unsere Tage fortdauernd, so könnte er zwar nicht mehr rein bureaukratisch regirt werden, aber die Theilnahme des Volkes an Gesetzgebung und Verwaltung müßte sich für das Reich und für die Länder verschieden gestalten. Oder vielmehr für das Reich und die Landschaften. Denn weder Böhmen noch Mähren noch Galizien noch Ungarn noch Tirol könnte je einen gesonderten landständisch verwalteten Bezirk ausmachen, sondern in jedem dieser Länder müßten nach Nationalitäten Bezirke abgegrenzt werden, was freilich heute, wo die Bevölkerung mehr und mehr Flugsandnatur annimmt, keine leichte Aufgabe wäre. In jedem dieser Bezirke könnte die Volksvertretung als gesetzgebender Faktor anerkannt werden, weil die Bevölkerung gleichartig wäre. Ja, es wäre sogar

Google

bei der Kleinheit dieser Bezirke Etwas wie Parlamentarismus möglich. (Eine gründliche Untersuchung dieses nebelhaften Begriffes würde sehr viel Raum erfordern.) Dagegen sieht Jeder, einerlei, welcher Theorie vom Staat er huldigt, auf den ersten Blick, daß Leute, die nicht drei Stunden in einem Saal beisammensitzen, ohne einander zu beschimpfen und wie wilde Thiere anzufallen, keine zum Handeln fähige Körperschaft, darum auch keine gesetzgebende Versammlung bilden können. Ein aus Delegirten der Landtage oder Landschaft-Tage gebildeter Reichsrath könnte also nur die Aufgabe haben, die Centralregirung zu informiren, Beschwerde zu führen, Wünsche auszusprechen, Vorschläge zu machen; die Centralregirung wäre in diesem Fall nur als rein monarchische denkbar. Es ist kein Grund vorhanden, warum bei einer solchen Kombination von Centralismus und Föderalismus die $9^1/_2$ Millionen Magyaren anders behandelt werden sollten als die 6 Millionen Czechen. Daß ihnen fast die ganze östliche Reichshälfte zur Bethätigung ihrer berühmten politischen Begabung eingeräumt worden ist, muß als eine Verirrung schwacher Staatslenker bezeichnet werden. Diese politische Begabung, nicht des ganzen kleinen Reitervolkes (unter den $9^1/_2$ Millionen sollen ein paar Millionen magyarisirte Slaven, Deutsche und Juden stecken), sondern nur seiner Adelskaste, besteht in dem kräftigen Willen, mit dem sie ihre Herrschaft durchsetzt und aufrecht erhält, so weit ihre Machtsphäre reicht. Aber Das, was den Kulturstaat ausmacht: Gewerbfleiß, Wirthschaftlichkeit, eine gute Verwaltung, zum Theil auch die Intelligenz, müssen die anderen im großen Donaubecken wohnenden Nationalitäten liefern, die als Unterworfene behandelt werden. Daß ihnen der finisch-ugrische Dialekt aufgezwungen wird, den die verständigeren Urgroßväter der heutigen Magyaren als ungeeignet für eine moderne Staatssprache erkannt und durch die lateinische Sprache ersetzt hatten, ist ein ganz unerträglicher Zustand. Eher ist noch Polen und Czechen zu verzeihen, wenn sie nicht allein ihre Sprache leidenschaftlich lieben, sondern auch, vom Größenwahn befallen, sie Anderen aufzudrängen versuchen, denn sie gehören einer Rasse an, die 120 Millionen Angehöriger zählt und ein geschlossenes Gebiet von gewaltiger Ausdehnung füllt. Sie können also wohl der Einbildung verfallen, ihnen werde möglich sein, ohne die Kultur und die Sprachen des Westens auszukommen oder sogar den Westen einmal zu beherrschen. Aber ein Völkchen, das nekünk, nektek, nekik konjugirt, sperrt sich selbst vom Lebensborn ab, wenn es sich in seinen barbarischen Dialekt verschanzt; und wenn sich von ihm Andere mit ab- und einsperren lassen, so sind diese Anderen entsetzlich dumm oder bejammernswerth schwach. Seine politische Begabung (Das heißt: seinen starken Willen und sein Herrschertalent) würde der magyarische Adel fruchtbarer als jetzt verwenden, wenn er ihn in den Dienst der Centralregirung stellte und dadurch dem molluskenhaften Deutschösterreicher-

Google

thum zu Rückgrat verhülfe. Denn leider fehlt außer der energischen Dynastie zur Verwirklichung des angedeuteten Programms noch ein Zweites: eine energische und einige deutsche Bevölkerung. Bisher haben die österreichischen Deutschen das Bischen politische Energie, das ihnen zur Verfügung steht, dazu verwendet, sich selbst zu zerfleischen; dem energischen Monarchen würde darum das Deutschthum nur in der Form der Bureaukratie dienen, nicht mit seiner vollen Kraft und Kulturmacht als freiwilliger Bundesgenosse beistehen.

Es gilt im Allgemeinen als thöricht, auszumalen, was geschehen könnte, wenn gewisse Bedingungen erfüllt wären, die eben nicht erfüllt sind. In diesem Fall jedoch ist es vielleicht nicht so ganz thöricht. Denn daß dem Kaiserreich noch einmal ein genialer und energischer Staatsmann beschert wird, läßt sich doch wenigstens denken. Der aber würde es wahrscheinlich auf der eben beschriebenen Bahn versuchen, die schon mehrmals eingeschlagen worden ist. Die siebenbürgischen Sachsen (wenig über 200 000 Seelen) sind nur ein kleines Häuflein, doch als eine ihre Umgebung überragende Kulturmacht nicht zu unterschätzen und ihre Führer haben nach einem Centralismus, der historische Rechte und nationale Eigenthümlichkeiten achtet, sehnsüchtig verlangt, wie man aus der Biographie ihres 1893 im sechsundsiebenzigsten Lebensjahre verstorbenen Bischofs Georg Daniel Teutsch erfährt. (Sein Sohn Friedrich hat sie bei W. Krafft in Hermannstadt herausgegeben.) Im Mai 1848 freilich haben auch die Sachsen im Klausenburger Landtag für die Union mit Ungarn gestimmt. Männer wie Teutsch, weil die Union vom ungarischen Landtag beschlossen, vom Kaiser gebilligt worden war und Widerstreben wahrscheinlich den Bürgerkrieg zur Folge gehabt hätte; die jüngeren Leute sogar mit Begeisterung, weil sich in Ungarn frisches Leben zu regen schien, das ihnen Reform und Erlösung aus mancherlei veralteten Zuständen versprach. Aber die Masse des sächsischen Volkes empfand diesen Beschluß als einen Schlag. Man hatte die Empfindung, man sei nun der Großmuth der Magyaren preisgegeben, und man hatte wenig Vertrauen zu dieser Großmuth. Und als es dann doch zum Bürgerkriege kam, standen die Sachsen treu zum Kaiser. Sie waren auch von Wien nicht immer gut behandelt worden und eine Bureaukratie, die ihnen zumuthete, zu einem Tänzchen im eignen Haus die polizeiliche Erlaubniß nachzusuchen, war ihnen in der Seele zuwider. Dennoch hielten sie ihre Selbständigkeit und ihr Volksthum für besser geborgen unter der Herrschaft und dem Schutz von Wien, und wenn ihre tapfere Bürgerwehr, die begeistert für den Kaiser in den Kampf zog, nicht viel zu leisten Gelegenheit fand, so lag Das nur an der elenden Führung des österreichischen Heeres. Freilich war auch das Verhalten der Revolutionäre nicht geeignet, ihnen Liebe zu Ungarn einzuflößen. Die Szekler plünderten die sächsischen Städte, wütheten besonders gegen die Bibliotheken und wissenschaftlichen Sammlungen der säch-

Google

fischen Gymnasien, machten Sächsisch-Regens dem Erdboden gleich und das Land „entsetzte sich über die grausamen Thaten“ der Horden Kossuths, der aus seinem Haß gegen die Sachsen kein Hehl machte. Nach dem Tage von Vilagos entließ Clam-Gallas die schäßburger Nationalgarden mit einem Tagesbefehl, der ihnen die höchste Anerkennung aussprach; ihr Hauptmann Teutsch wurde durch eine besondere Ansprache geehrt. Er war damals Lehrer (und wurde kurz danach Rektor) am Gymnasium seiner Vaterstadt.

Die Schilderungen des Schullebens der siebenbürgischen Sachsen sind die anziehendsten Theile des Buches. Unter fremde Nationen verschlagene Volkssplitter pflegen alte Traditionen treuer zu bewahren als das Stammland. In Deutschland hatte die eigenthümliche Gelehrtenkultur, die Melanchthon durch die Verschmelzung des lutherischen Glaubens mit dem Humanismus geschaffen, nur kurzen Bestand. Bald trat das humanistische Element hinter die Orthodoxie zurück; diese wich dann im achtzehnten Jahrhundert einem religiös-indifferenten Neuhumanismus, der im neunzehnten von der naturwissenschaftlich-technischen Strömung bedrängt wurde. Durch die Schilderungen Teutschs fühlt man sich in die Schulen Straßburgs und Goldbergs zurückversetzt, in denen Sturmius und Trotzendorf die vornehme Jugend zur erudita atque eloquens pietas erzogen; nur war es dort nicht eine adelig-patrizische, sondern eine bäuerlich-kleinbürgerliche Jugend und der in diesen Schulen waltende Geist war humaner, als es die Härte des sechzehnten Jahrhunderts gestaltet hätte.

Die schäßburger Schule liegt neben der Kirche auf einem bewaldeten Hügel, der von den Resten alter Festungwerke umwallt ist. Gemeinsame Arbeit von Lehrern und Schülern hatte den Eichenwald in einen Park verwandelt und in der Nähe der Gebäude herrliche Gärten geschaffen, in denen edles Obst und gute Trauben reisten. Den Kern der Anstalt bildete das Gymnasium; an dieses schloß sich ein Schullehrerseminar an, dessen Zöglinge in der Anstalt wohnten und in einigen Fächern am Unterricht der Gymnasiasten theilnahmen; in den Gärten lernten sie praktisch den Obst- und Gemüsebau. Für eine Uebungschule standen ihnen die sämmtlichen Abcschützen des Städtchens zur Verfügung, für die es eine eigene Schule nicht gab. Sie wurden von den Seminaristen privatim, in deren Kammern, im Lesen und Schreiben so weit unterrichtet, daß sie, gewöhnlich schon nach zwei Jahren, in die unterste Gymnasialklasse eintreten konten. Der fünfjährige Georg Daniel wanderte morgens mit einigen Aepfeln in der Tasche (Das war sein ganzes Frühstück; der Vater Seifensieder frühstückte gar nicht; nur die Mutter erlaubte sich verstohlen in einer Ecke ein Schälchen Kaffee) auf den Berg. Wurde er an heißen Sommertagen schläfrig, so legte ihn der gute Seminarist auf sein Bett. Beim Erwachen sah dann wohl der Knabe seinen Lehrer vor sich stehen, in der einen

Google

Hand den herzerfreuenden Homer, in der anderen die saure Gurke, mit der er seinen Leib erfrischte. Die siebenbürgischen Gymnasien waren völlig autonom. Die Lehrer eines jeden vereinbarten den Studienplan nach eigenem Ermessen und jeder lehrte nach eigenen Heften. Um aber nicht in der Isolirung auf Irrwege zu geraten, richteten sie „Lustrationen" ein, die darin bestanden, daß jedes Gymnasium von Lehrern der übrigen besucht und nach vollzogener Prüfung sein Zustand in gemeinsamer Berathung begutachtet wurde. Die Disziplin hielten die Schüler in weitgehendem selfgovernment selbst aufrecht durch den „Rex", den jeder Coetus aus seiner Mitte wählte; was der Rex in seinem Wirkungskreis geschlichtet hatte, Das war auch für den Rektor abgethan. Schwerere Fälle wurden natürlich vor den Rektor gebracht, der sie in dem allsonnabendlichen „Judicium" entschied; Teutsch hielt dieses sehr feierlich ab; immer im schwarzen Frack. Jugendlichem Muthwillen wurde sehr weiter Spielraum gegönnt, nur Gemeinheit, Niedertracht und Bosheit hatten auf keine Schonung zu rechnen. Welchen Grades von Souverainetät sich die Lehrerkollegien erfreuten, mag man daraus entnehmen, daß das schäßburger Gymnasium einmal einen ganzen Coetus sitzen bleiben ließ. Pedantisch war man in keiner Beziehung. Lockte an einem Sommertage die Sonne gar zu freundlich, so trat der Primus der Klasse vor den Lehrer und bat in lateinischer Ansprache um Freigabe des Nachmittags. Hatte der Lehrer keinen besonderen Grund zur Unzufriedenheit, so erfüllte er den Wunsch. Unter seiner Führung gings dann hinaus auf den Berg zum Spiel, das wegen der Klüfte, die ihn durchzogen, nicht ganz ungefährlich war, oder auf das Floß, auf dem man sich zum Bad in der Kokel entkleidete. Manchmal, wenn sich die lustige Bande in den Gängen des Gartens tummelte, hörte man aus der Laube, die im Geäst einer großen Esche angebracht war, das amo, amas, amat eines besonders eifrigen Schülerleins herabschallen. Als Rektor wohnte Teutsch in seinem väterlichen Häuschen und stieg oft nachts den Berg hinauf, das Internat zu besuchen. In welchem liberalen Geist und doch wie wirksam er dessen Ordnung so par distance aufrecht erhielt, beleuchten hübsche Anekdoten. In herrlichen Schulfesten, an denen die „Chlamydaten" (so hießen die Schüler der Oberklassen) mit den Bürgertöchtern im Grünen tanzten, ward das Glück dieses Schulparadieses der Außenwelt offenbar. „Ich beneide Sie um dieses schöne Leben", sagte ein k. k. Aktenmensch, der die Anstalt inspizirte, zu den Lehrern.

Die innige Verschmelzung von Volksthum, Religion und klassischer Bildung war die Wurzel, aus der dieses schöne Leben entsprang. Die Schulen waren Kirchenanstalten, die Lehrer Theologen. Die evangelische Kirche des Sachsenvölkchens war autonom und diese kirchliche Autonomie war die Form, in der sich die nationale Autonomie behauptete. Diese Autonomie, in einem Gesetz von 1653 anerkannt, berechtigte die Sachsen zu der Forderung, daß das Auf-

Google

sichtrecht des Staates über ihr Kirchenwesen nur durch Evangelische ausgeübt werde. Zwar wurde ihnen die Autonomie formell durch eine kaiserliche Verordnung im Jahr 1807 genommen, aber thatsächlich behaupteten sie ein reichliches Maß von Selbstverwaltung und strebten (so lange Teutsch wirkte, unter dessen Führung), die volle Autonomie auch formell zurückzuerobern. Nie ist einem ihrer frei gewählten Bischöfe in Wien die Bestätigung versagt worden. Und innerhalb der autonomen Kirche nun behaupteten die Schulen ihre eigene Autonomie. Nach Absolvirung des Gymnasiums besuchte der Student, der Lehrer oder Pfarrer werden wollte, die evangelisch-theologische Fakultät in Wien und vervollständigte dann seine wissenschaftliche Bildung in Tübingen oder in Berlin. Teutsch war nur in Berlin gewesen. Sein Schützling Georg Schuller durfte beide Hochschulen besuchen. Er war als neunzehnjähriger Bauernknecht nach Schäßburg gekommen, um Lehrer zu werden. Teutsch erkannte sein Talent und sein reines Streben, ermuthigte ihn, nach Vorbereitung durch Privatstunden das Gymnasium durchzumachen, und brachte dann die Mittel fürs Auslandsstudium durch Sammlungen auf. Zwanzig lange Briefe des damaligen Rektors an Schuller beurkunden das schöne Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler, das in der reinen Luft dieser Anstalten gedieh.

In den mittleren Lebensjahren pflegte der Lehrer ein Pfarramt zu übernehmen. Teutsch erklärte diese Einrichtung geradezu für nothwendig, weil ohne sie die Gymnasien „Veteranenkolonien“ werden würden. Das erinnert mich an eine Aeußerung Herbarts. Der meinte, der Gymnasiallehrer solle nicht mehr als vierundzwanzig Jahre im Schuldienst zubringen; und zwar solle er drei Jahrgänge von Sexta bis zum Abiturium führen (der Kursus dauerte damals nur acht Jahre); für ein viertes Mal sei er nicht mehr frisch und elastisch genug und fehle ihm die Luft. Die siebenbürgischen Gymnasien hatten, dank jener Einrichtung, immer jugendfrische Lehrer; die Pfarrer aber waren theoretisch und praktisch durchaus befähigt, die Volksschullehrer ihrer Parochien zu beaufsichtigen. Und außerdem war diese kirchliche Schulorganisation das Mittel, den deutschen Geist im Sachsenvölkchen lebendig und dieses selbst lebensfähig zu erhalten. Dauernde Lebensfähigkeit und die Kraft, sich inmitten fremder Nationalitäten zu erhalten, könne, so pflegte Teutsch zu sagen, nur aus höherer Bildung stammen; denn was einem Volk Macht verleihe und was die Welt regire, sei doch zuletzt der Geist. Den Geist aber erneuerte das Sachsenvolk stetig aus der Quelle, aus der ihn seine Theologen schöpften, aus den Hochschulen des Stammlandes, Teutsch für seine Person noch durch die fast alljährliche Theilnahme an den Versammlungen des Gustav-Adolf-Vereins und durch seine historischen Arbeiten; er erforschte und schrieb die Geschichte der siebenbürgischen Sachsen. Historischer Sinn und ein eifriger Reformgeist sind selten in einer Person vereint; Teutsch verband beide Vorzüge; bei seinen Re-

Google

formen und Neuorganisationen leitete ihn die Ueberzeugung, daß nur Dem, was in der Vergangenheit fest und tief wurzele, die Zukunft gehöre. Die Gegenwart aber faßte er mit klarem Blick ins Auge und förderte darum die Realien. Das schöne Verhältniß, das zwischen ihm und seinen Schülern bestand, ist typisch für die damaligen deutschen Gymnasien Siebenbürgens. Die Lehrer waren für ihren Beruf begeistert und widmeten ihren Schülern die liebevollste Fürsorge. Diese schenkten ihren Lehrern volles Vertrauen und bewahrten ihrem Gymnasium eine beinahe leidenschaftliche dankbare Zuneigung.

Und dieses reiche, schöne, fröhliche Geistesleben blühte in einer materiellen Armuth, von der sich ein heutiger Mitteleuropäer kaum noch eine Vorstellung machen kann. Teutsch bezog 1845 als Konrektor 101 Gulden Gehalt (einen ganzen Vierteljahresgehalt verwendete er auf die Anschaffung von Schlossers Weltgeschichte). Die Ernährung wurde den schäßburger Lehrern dadurch erleichtert, daß die Bürgerhäuser die „Coquin", die Mittagmahlzeit, auf den Berg schickten, die von den Lehrern und den Togaten (so hießen die in der Anstalt wohnenden Schüler wegen ihrer Uniformtoga) gemeinsam verzehrt wurde. Eine Nebeneinnahme gewährten die Lebensläufe von Verstorbenen, die den Lehrern fürs Begräbniß anzufertigen oblag. In Agnetheln, wo Teutsch Pfarrer war, bis er 1867 zum Bischof gewählt wurde, standen um die Kirche herum thurmartige Vorrathshäuschen, in denen die Bauern ihren Speck aufbewahrten. Jedem Lehrer war ein „Thurm" zugewiesen. Sonnabends stellte er an die Thurmtreppe einen Schulknaben, der jedem herabkommenden Bauern sagte: „Der Herr Kantor (oder Rektor) läßt bitten um ein Stück Speck", worauf der Angesprochene ein Stückchen abschnitt und auf die Schüssel legte. Die meisten Pfarr- und Schulhäuser waren aus Lehm und Bohlen gebaut und manche fand Teutsch auf seinen bischöflichen Besichtigungreisen in einem jämmerlichen Zustand; so eins, in dessen einzigem ungedielten Wohnraum durch eine Bretterwand ein „Studirzimmer" für den Pfarrer abgetheilt war. Natürlich hat Teutsch nach Kräften für Abhilfe gesorgt, aber so schrecklich wie wahrscheinlich den meisten Lesern sind ihm diese Dinge nicht vorgekommen, denn auch seine Eltern hatten nur eine einzige große Stube gehabt, in der die Familie sammt den Kostschülern wohnte, speiste und schlief und in der zudem noch die Seifensiederei betrieben wurde.

Der Armuth ist ja, seit sich der Staat der Schulen angenommen hat, einigermaßen abgeholfen worden; aber wie es um die Autonomie und um den deutschen Geist steht, seit statt des entfernten und lässigen Wien das nähere und schneidige Budapest regiert, ist ja allgemein bekannt. Teutsch hat trotz der verzweifelten Lage des Sachsenvölkchens die Hoffnung auf dessen Erhaltung und gedeihliche Entwickelung niemals aufgegeben und er war um so mehr im Stande, das Aeußerste zu verhüten, weil er, ganz frei von Fanatis-

Google

mus, für seine Person freundschaftliche Beziehungen zu den budapester Gewaltigen zu unterhalten verstand. Er versicherte immer, daß er die guten Eigenschaften des Magyarenvolkes und den Geist seiner Staatsmänner schätze und daß an den Mißhelligkeiten hauptsächlich die ausführenden untergeordneten Organe schuld seien. Doch charakterisirt er ganz richtig das Magyarenthum, wenn er bei der Beschreibung des Pomps, mit dem 1892 das Krönungjubiläum gefeiert wurde, hervorhebt: nur der Farbenglanz des magyarischen Adels und der katholischen Hierarchie habe den Staat und das Volk repräsentirt; von einem Bürgerthum, von einer Geistesaristokratie sei nichts sichtbar gewesen. Für die Geschichte der nationalen Kämpfe der siebenbürgischen Sachsen bis zum Jahr 1893 findet man in dem Buch eine Menge wichtiger Urkunden.

Neisse. Karl Jentsch.

Skizzen.

Falterliebe.

Es war ein schöner Tag. Die Sonne war im Sinken. Die Blumen hatten ihren Duft gespendet und wollten schlafen gehen.

Ein Nachtfalter war durstig und hungrig. Im Garten flog er zwar üppig und prangend dahin, aber er schleppte sich von Blume zu Blume, Stärkung und Befriedigung suchend.

Eine schöne Rose war noch nicht eingeschlafen; zu der setzte er sich.

O, wie sich die Blicke trafen, sehnsuchtvoll verlangend!

„Du bist es; zu Dir muß ich mich neigen.“

Die Rose war schön.

Der Mond kam langsam von Osten herauf.

Wie sich der Falter zum Kuß neigte, glaubte die Rose, ihn in der Umarmung ganz berauschen zu müssen.

Der Nachtfalter hatte schon Viele berührt; er wurde müde und küßte sie. Taumelnd sank die Rose zurück: „Mehr! Mehr“! Da flog der Falter schweren Flügelschlages von dannen in sein Gehäuse unter dem Dachfirst.

Unbefriedigt seufzte die Rose ihren Duft in den Garten. „Ach! Warum bin ich jetzt allein!“ So gings die halbe Nacht.

Ein großer Trauermantel näherte sich ihr und sog, keck seinen Durst stillend, ihren Duft ein.

Google

Als es zu tagen anfing, schämte sich die Rose und ward dunkelroth, so roth, daß sie die Sonne nicht grüßte. Das konnte sie nicht ertragen. Der Morgenwind schüttelte sie. Da fielen ihre Blätter, eins nach dem anderen, ins thaufeuchte Gras — ihr Grab.

Fieber.

Mir war nicht wohl.

Der unaufhörliche Regen, der sich aus den an den Bergen hängenden Wolken ergoß, hatte die schon schlechte Stimmung noch verschlechtert. Gegen Abend rüttelte mich ein Schüttelfrost und ich mußte schnell ins Bett. Da lag ich nun. Meine Augen heiß und fiebrig, mein Körper eisig. Der Kopf wurde klein, die Arme schrumpften zu mageren Knochen zusammen, die Finger bekamen lange, meterlange Nägel. Der Leib schwoll auf, riesengroß; auf der gedunsenen weißen Masse ein schwarzes Kreuz. Ich rang nach Athem. Bleischwer lag es mir auf der Brust. Die Spinne, zu der ich geworden, hatte einen Faden gesponnen. Hinauf, hastig hinauf an dem Faden aus der beklemmenden Bedrängniß zur Befreiung! Der Faden riß. Ich fiel in eine bodenlose Tiefe, zitternd, ächzend und stöhnend. Kalt ... Es war aus ... Ich war tot!

Man hatte mich in eine Kiste gepackt und auf den Balkon gestellt. Ganz gegen meine Anordnung. Ich wollte im Musikzimmer stehen und dann verbrannt werden.

Fremde Menschen waren in meiner Wohnung und eigneten sich meine Sachen an. Ich wollte ihnen zurufen: „Hier! hier liege ich; ich sehe Alles! Wie kommt Ihr dazu, meinen Schreibtisch zu öffnen, mein Tagebuch zu zerreißen, meine Bilder zu zerstören? Sie gehören ja mir! Ich ... ich will es nicht, ich verbiete Euch, Das zu thun! Macht den Schreibtisch zu! Ich ... schlage ... Euch ... tot!“

Da warf der Wind die Balkonthür zu.

Festgenagelt lag ich draußen in der Kiste.

Schatten tanzten an der Decke meines hellerleuchteten Zimmers.

Grauenvolles Musikgetöse. Fürchterliches Lachen.

Da kein Leidtragender zu meinem Begräbniß gekommen war, ging ich allein hinter meinem Sargkasten einher und weinte bitterlich. Jeder Schritt gab mir einen Stich in Herz. Angstvoll sah ich mich den Berg hinaustragen. Zwischen mir und meiner Leiche wurde der Abstand immer größer. Mit bleischweren Beinen fing ich zu laufen an. Schweißtriefend erreichte ich den Hügel vor dem Kirchhof.

Da ließ man mich gerade ins Grab fallen ... Das erlebe ich nicht wieder!

Wiesbaden. Paul Kalisch.

Google

Die Landung in England.

Die Möglichkeit, eine Armee in England zu landen, wird in neuster Zeit wieder mehr erörtert als jemals seit dem Tage von Trafalgar. Lord Robert of Kandahar, der Höchstkommandirende der britischen Armee im Burenkrieg, glaubt an die Möglichkeit der plötzlichen Landung einer deutschen Armee von zweihunderttausend Mann. Eine sehr hohe militärische Persönlichkeit in Deutschland hat erklärt, daß eine solche Landung nicht unmöglich sei. Anders ist die offizielle Sprache der beiden Regirungen. Der englische Kriegsminister Halbane und die Norddeutsche Allgemeine Zeitung stimmen darin überein, daß solche Landung unmöglich sei.

Pompejus und Crassus mögen sich manchmal in Rom darüber unterhalten haben, ob der kühne Plan ihres Freundes und Rivalen Julius Caesar, mit einer Flotte über den Kanal zu setzen, nicht ein wahnsinniges und aussichtloses Unternehmen sei. Und in der That war von allen großen Kriegsthaten dieses Genies, von dem noch heute die größten Herrscher des Kontinentes den Namen als Titel entlehnen, der zweimalige Uebergang über den Kanal in den Jahren 55 und 54 vor Christus die gewagteste und gefährlichste. Der erste aller Kaiser athmete in beiden Jahren erleichtert auf, als er den Boden des Kontinents wieder unter seinen Füßen hatte. Und fast hundert Jahre hat es gedauert, bis sich die Römer abermals an die Eroberung der britischen Insel wagten. Auch während der Völkerwanderung sprach man von einer Landung in England. Als die Zunahme der Bevölkerung und die Ausbreitung römischer Bildung und Technik die Völker Europas durcheinanderwirbelte, führte der gewaltige Drang nach Land zur Niederlassung im Jahr 449 die Angeln, Sachsen und Jüten über die Nordsee oder vielleicht auch über den Kanal, der Sage nach unter Hengist und Horsa. In der Zeit von 827 bis 1042 landeten die Dänen immer wieder in England. Der Dänenkönig Knuth der Große hat England von 1016 bis 1043 beherrscht. Und die Dänenherrschaft hatte noch nicht geendet, als der Vater Wilhelms des Eroberers schon einen Einfall in England plante. Was die dänischen Normannen vermocht halten, mußte den französischen Normannen viel leichter gelingen. Von den Hügeln bei Boulogne sur mer, auf denen später Napoleon Bonaparte so oft träumend stand, konnten sie bei gutem Wetter mit bloßem Auge die vielbegehrte Insel in der Ferne erkennen. Die Flotte, die dieser König der Normannen gebaut hatte, erlitt aber Schiffbruch, wie später die große Armada Philipps des Zweiten. Als eine Erbschaft vom Vater übernahm Wilhelm der Eroberer den Plan, England dem normannischen Reich einzuverleiben. Dieser Herrscher schuf eine Nation, eine Rasse, eine Sprache, ein Weltreich. Die englische Nation, die er durch seine Landung (am achtundzwanzigsten Sep-

Google

tembermorgen 1066) in der Bucht von Pevensey an der südenglischen Küste und durch seinen Sieg über König Harold bei Hastings am vierzehnten Oktober schuf, ist heute die mächtigste und ihre Sprache die verbreitetste auf dieser Erde.

Aus der Vermischung der kühnen normannischen Seefahrer mit den Angelsachsen ging das mächtige Inselvolk hervor, dessen schnell aufwachsende Seemacht und Kolonialmacht den Spaniern ein Dorn im Auge war. Unter der Aegide des Papstes, ausgerüstet mit der päpstlichen Fahne, hatte Wilhelm der Eroberer mit nur zwölftausend Mann die Briteninsel erobert; warum sollte der Segen des Papstes nicht auch Philipp dem Zweiten von Spanien zur Eroberung dieser Insel verhelfen, die eben der Ketzerei verfallen war? Im Juli 1588 liefen 130 große spanische Schiffe mit 19 290 Soldaten und 2000 Geschützen, von 8350 Matrosen und 2080 Galeerensklaven bedient, unter dem Befehl des Herzogs von Medina Sidonia aus dem Hafen von Koruna in Spanien In Dünkirchen sollte sich die große Armada noch mit der Streitkraft des Herzogs von Parma vereinigen. Dazu kam es nicht. Denn kurz vor der Ausführung dieser Absicht glückte es dem englischen Admiral in der Nacht vor dem achten Augusttag, mit ihm günstigen Wind acht Brander auf die spanische Flotte zu treiben. Die Armada gerieth in Verwirrung, floh, wurde vom Westwind in die Nordsee getrieben und ging an der englischen und schottischen Ostküste im Sturm zu Grunde.

Die großartigste Vorbereitung zu einer Landung in England ist von Napoleon Bonaparte unternommen worden. Im Jahr 1805 hatte er 170 000 Mann für die Landung bereit. Diese Zahl kommt schon nah an die mysteriösen 200 000 Mann deutscher Truppen heran, zu deren Abwehr Lord Roberts und mit ihm die Majorität des englischen Oberhauses die englische Armee auf eine Million Köpfe erhöhen möchte. Schon vor seinem Zuge nach Egypten plante Bonaparte und das Direktorium der Republik (im Jahr 1797) die Landung einer französischen Armee in England. Nachdem am sechzehnten Mai 1803 Großbritanien den Franzosen den Krieg erklärt hatte, sah Napoleon seine Hauptaufgabe in der Vorbereitung der Landung. Am dreiundzwanzigsten August 1805 schrieb er an Talleyrand: „Mein Geschwader ist am vierzehnten August mit 34 Schiffen von Verol abgesegelt; es hatte keinen Feind in Sicht. Wenn es meinen Instruktionen folgt, sich mit dem Brestgeschwader vereinigt und in den Kanal einläuft, so ist es immer noch Zeit; ich bin der Herr von England. Wenn dagegen meine Admirale zaudern, schlecht manövriren und ihr Ziel nicht erreichen, so muß ich den Winter abwarten, um wieder mit der Flotte zu kreuzen.“

Der französische Admiral Villeneuve war seiner Aufgabe nicht gewachsen. Statt nach Brest segelte er nach Cadix. Am einundzwanzigsten Oktober 1805 wurde die französische und spanische Flotte von dem englischen Admiral Nelson bei Trafalgar vernichtet. Seiner Seemacht beraubt, warf sich Napoleon im

Google

Kampf gegen England auf das System der Kontinentalsperre, durch das er bis Moskau getrieben wurde. Mit Recht hat der französische Admiral Reveillere gesagt: „Nicht in den Flammen Moskaus ist das Glück Napoleons verblichen; es ist bei Trafalgar gesunken.“ Tausende von Kilometern haben Napoleons Heere nach der Seeniederlage bei Trafalgar durchmessen, weil es ihnen nicht geglückt war, die dreißig Kilometer der engsten Stelle des Kanals zurückzulegen. In meinem kleinen Buch „Deutschland und England. Ein offenes Wort an den Kaiser“ habe ich daran erinnert, daß Napoleon die einzige Möglichkeit einer Landung in England, die sichere Chancen bot, übersehen hat. Diese Chance bot das von dem Amerikaner Fulton erfundene Dampfschiff, das am neunten August 1803 seine erste Probe auf der Seine mit Erfolg bestand. Im Jahr 1803 saß Fürst Metternich im Vorzimmer Napoleons, als ein Mann mit der Miene eines Verzweifelnden aus dem Kabinet stürzte. Napoleon, der dann den Fürsten Metternich empfing, ging im Kabinet auf und ab und fragte ihn: „Haben Sie den Menschen gesehen, der soeben von mir kam?“ „Gewiß“, antwortete Metternich. „Eh bien! C'est un fou!“ rief Napoleon; „er hat mir vorgeschlagen, die Flotte mit kochendem Wasser nach England hinüber zu treiben!“ Dieser Mann war Fulton. Als Metternich die Geschichte später einem deutschen Staatsmann erzählte, fügte er hinzu: „Oft habe ich mich gefragt, wie die Weltgeschichte aussähe, wenn Napoleon die Vorschläge Fultons angenommen hätte und in England gelandet wäre!“

Diese Geschichte hat den Vorzug, daß sie wahr ist. Der Staatssekretär des Reichspostamts Dr. von Stephan hat sie 1874 in einem Vortrag über „Weltpost und Luftschiffahrt“ erzählt. Er hat aber leider den Namen seines Gewährsmannes nicht genannt. Da er ihn „einen unserer hervorragenden Staatsmänner“ nennt, „der sich vielleicht unter den Zuhörern befindet“, und hinzufügt, daß er mit ihm vor wenigen Tagen gesprochen habe, so ist schwer zu sagen, wen er gemeint hat. Mit Metternich waren näher bekannt wohl nur Bismarck und der Vater des Reichskanzlers, Staatssekretär von Bülow, der wahrscheinlich den Vortrag seines Kollegen vom Postfach angehört hat.

Der amerikanische Kapitän Mahan erklärt in seinem Werk „Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte“ den Landungplan Napoleons für nicht aussichtlos. Er konnte gelingen, er konnte nicht gelingen. „Ein Seemann“, sagt Mahan, „vermag kaum in Abrede zu stellen, daß bei allem Genie Nelsons und trotz der Ausdauer britischer Offiziere irgendein günstiges Zusammentreffen von Umständen möglich war, daß vierzig oder mehr französische Schiffe in den Kanal gebracht und Napoleon für die wenigen Tage, deren er bedurfte, die Herrschaft über die Straße gegeben hätte.“

Im Wesentlichen liegen meines Erachtens die Verhältnisse zwischen Deutschland und England jetzt ziemlich eben so wie damals zwischen Frank-

Google

reich und England; so weit die militärische Möglichkeit einer Landung in Frage kommt. General der Infanterie z. D. W. von Blume, der im „Tag“ über Englands Invasionbesorgniß geschrieben hat, meint, man dürfe nicht jede Möglichkeit einer Truppenlandung auf englischem Boden leugnen; doch sei die Landung nur ausführbar, wenn keine Störung durch die englische Flotte erfolgt. Die Einschiffung von vier mobilen Armeecorps mit je 35 000 Mann, 9000 Pferden und 2000 Fahrzeugen erfordert nach Blume mindestens drei Tage. Die Ausschiffung von Pferden, Fahrzeugen und Munition ohne die Hilfe von Hafeneinrichtungen erfordert auch unter den günstigsten Verhältnissen ein paar Tage. Nach Blumes Ansicht ist nicht wahrscheinlich, daß man an der Küste Großbritaniens ausreichende Gelegenheit zu gleichzeitiger Entladung von 180 Schiffen findet. Wenn aber die Ausschiffung nicht gleichzeitig erfolgen kann, so dauert sie eben länger. Die Engländer hätten also Zeit, ihre See- und ihre Landmacht an dem gefährdeten Punkt der Küste zusammenzuziehen.

Wenn man die Möglichkeit einer militärischen Eroberung Großbritaniens erörtert, so muß zuerst festgestellt werden, wie viele Truppen für die Invasion erforderlich sind. Die zur Beurtheilung dieser Frage kompetenteste Persönlichkeit ist sicherlich der Höchstkommandirende der britischen Armee, Lord Roberts. Er glaubt, 200 000 deutsche Soldaten würden den Widerstand der britischen Armee und Bevölkerung brechen. Vor hundertvier Jahren meinte Napoleon, man müsse mindestens 150 000 Mann, wenn möglich, aber 170 000 hinüberwerfen. Schon Julius Caesar ist bei seiner ersten Landung (55 vor Christus) zu der Erkenntniß gekommen, daß er nicht genug Truppen mitgenommen hatte. Statt zweier Legionen mit zusammen 8000 Mann nahm er bei seinem zweiten Uebergang im Jahr 54 fünf Legionen mit 20 000 Mann und 2000 Reiter mit. Aber auch diesmal hatte Caesar einen schweren Stand gegenüber dem an der Themse herrschenden Fürsten Cassivellaunus und war froh, daß er nach einem glücklichen Angriff auf das Hauptlager des Feindes zu einem Friedensschluß gelangte, der ihm einen ehrenvollen Rückzug (wenn auch ohne dauernden Gewinn) nach Gallien ermöglichte.

Wir können stolz darauf sein, daß Lord Roberts die heimliche Zusammenziehung, Einschiffung und Transportirung von 200 000 Mann deutscher Truppen für möglich hält. Die Landung Caesars und des Normannenherzogs Wilhelm ließ sich nicht mit solcher Heimlichkeit vorbereiten. Als Caesar Ende August 55 von Boulogne sur mer aus über den Kanal ging und an der gegenüberliegenden Küste bei Dover zu landen suchte, fand er das steile Gestade vom Feind besetzt. Die Römer fuhren deshalb nach einer flachen Gegend der Küste, sahen aber, wie die Reiter, Kriegswagen und das Fußvolk der Briten ihnen an der Küste nachzogen, in der Absicht, ihre Landung zu verhindern. Endlich versuchten die Römer, anzulegen. Doch ihre Fahrzeuge waren zu

Google

groß, um in dem seichten Wasser sich dem Gestade zu nähern, und die römischen Soldaten mußten bewaffnet ins Meer springen und unter einem Regen feindlicher Geschosse nach der Küste vordringen. Die feindlichen Reiter warfen sich ihnen entgegen und fügten ihnen großen Schaden zu. Nach wenigen Tagen verließ Caesar wie ein Flüchtling um Mitternacht die britische Küste.

Viele Monate, vom Frühjahr bis in den September 1066, hatte Harold, der König der Angelsachsen, mit einer Flotte und einem Landheer die Küsten des südlichen Englands bewacht, da er über die Landungabsichten Wilhelms von der Normandie genau unterrichtet war. Ein Einfall des Norwegerkönigs in Ostengland nöthigte Harold, nach Norden zu ziehen. Zwei Tage nach dem Sieg Harolds über den Norwegerkönig bei Stamfordbridge erhob sich an der Küste der Normandie der von Wilhelm so lange ersehnte Südwind. Die Einschiffung gelang nun. Nach einer glücklichen Ueberfahrt landete Wilhelm am Morgen des achtundzwanzigsten September in der Bucht von Pevensey, ohne auf englischen Widerstand zu stoßen.

Die Geschichte lehrt also, daß ein Angriff auf die englische Insel an weit auseinanderliegenden Stellen den Inselbewohnern gefährlich werden kann. Der Angriff kann an einer Stelle so gewaltig sein, daß das britische Vertheidigungscorps sich zurückziehen muß. Als Caesar zum zweiten Mal bei Dover landete, flößte seine aus 800 Segelschiffen bestehende Flotte, die sich um die Mittagszeit dem Hafen näherte, der starken Macht des Feindes einen solchen Schrecken ein, daß er sich von der Küste zurückzog und hinter den Anhöhen versteckte. Die Inselbewohner konnten nicht 24 000 geübte Krieger ersten Ranges bei Dover sammeln. Caesar selbst hatte fünfundzwanzig Tage in Calais auf günstigen Wind gewartet und sich erst am Abend zuvor zur Abfahrt entschlossen. Trotz aller Vervollkommnung der Verkehrsmittel würde es auch heute noch den Engländern nicht leicht werden, an jedem in Frage kommenden Landungplatz 22 000 oder gar 100 000 Mann im entscheidenden Moment zur Verfügung zu haben.

General von Blume meint, für die Einschiffung von vier mobilen Armeecorps würden mindestens drei Tage nöthig sein. Napoleon aber hatte seine Armee von rund 159 000 Mann so geschult, daß die Einschiffung nur zwei Stunden dauerte. Wie ist dieser Rückschritt in der Technik des Einschiffens zu erklären? Bei Napoleon sollte die Einschiffung auf 1977 Fahrzeugen erfolgen, bei Blume auf 180 Dampfern. Wie Caesar und Wilhelm der Eroberer, so hatte auch Napoleon in Jahre langem Bemühen die Flotte für den Zweck einer Landung an den schmalsten Stellen des Kanals bauen lassen. Die von Napoleon verwerthete Erfahrung dankte er dem großen Caesar. Der wußte, wie die zur Landung tauglichen Boote beschaffen sein mußten. Im fünften Buch des „Bellum gallicum“ schildert uns dieser größte aller Militärschrift-

Google

steller die Weisungen, die er im Herbst 55 vor seiner Abreise nach Italien den ihn vertretenden Legaten für die Bauart und Gestalt der neu zu bauenden Schiffe gegeben hatte. Sie sollten etwas breiter sein als die gewöhnlichen römischen Schiffe auf dem Mittelmeer, damit man sie geschwinder laden und ans Land ziehen könne; Caesar hatte gesehen, daß die See in diesen Gegenden wegen der häufigen Ebbe und Fluth nicht so hohe Wellen schlage; zur Ueberführung der Ladungen und vielen Pferde aber mußten die Schiffe etwas breiter sein als auf anderen Meeren. Alle diese Fahrzeuge sollten Ruderschiffe werden, wobei der niedrige Bau gute Dienste thut.

In vollkommener Uebereinstimmung mit dieser Anordnung, die Julius Caesar als besonders wichtig seinem Generalstabswerk einverleibt hat, waren auch die auf den Befehl Napoleons gebauten Segelschiffe zugleich zum Rudern eingerichtet, um die Flotte von dem Wind unabhängig zu machen. Die Transportfahrzeuge, die Napoleon allein brauchen konnte, mußten klein und von sehr geringem Tiefgang sein der ihnen gestattete, sich in den flachen französischen Häfen zu bergen und an der englischen Küste auf den Strand zu laufer, so daß die Truppen aus ihnen direkt ans Land steigen konnten. (Mahan: „Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte.") Schon Caesar hatte seine Transportschiffe von besonderen Kriegsschiffen begleiten lassen. Die selbe Absicht hatte Napoleon. Hohe Segelschiffe konnten als Kriegsschiffe verwendet werden, taugten aber nicht zum Transport der Mannschaften und Pferde.

Julius Caesar, Wilhelm der Eroberer und Napoleon Bonaparte waren darüber einig, daß eine erfolgreiche Landung eigentlich nur an den schmalsten Stelle, am Besten zwischen Calais oder wenigstens Boulogne und Dover, durchgeführt werden könne. Von dieser Meinung wich Wilhelm der Eroberer freilich ab, als er von Saint-Valerie an der Mündung der Somme nach der Bucht von Pevensey übersetzte. Eine Landung von Spanien oder von Deutschland aus (oder mit einem ähnlich weiten Anmarsch) wird immer ein sehr gefährliches Experiment sein, schon weil man auf lange Zeit das Wetter nicht vorausberechnen kann.

Die militärische Möglichkeit einer Landung stellt sich für die deutsche Kriegsmacht viel günstiger, sobald sie nicht nur direkt von deutschen Häfen, sondern auch von Rotterdam, Antwerpen, Ostende, Dünkirchen, Calais und Boulogne sur mer aus unternommen wird. Sie wird also erst möglich, wenn die deutsche Armee die belgische und nordfranzösische Küste besetzt hat. Nach der Schlacht von Sedan wäre eine solche Landung nicht unmöglich gewesen, wenn Deutschland schon damals über eine ansehnliche Kriegsflotte verfügt und sich zum Bau von Transportschiffen, wie Caesar und Napoleon, mindestens ein Jahr Zeit gelassen hätte. Sollte die deutsche Kriegsmacht jemals von Calais nach Dover eine Landung versuchen, so würde sie dabei insofern in eine

Google

ähnliche Situation wie Caesar kommen, als auch Der den Labienus mit drei Legionen und zweitausend Reitern in dem ihm feindlichen Gallien zurücklassen mußte, um die Häfen zu decken, für Lebensmittel zu sorgen und auf alle Vorgänge in Gallien aus wachsamem Auge zu blicken.

Wenn wir außer der Land- und Seemacht nicht noch die Luftmacht hätten, bliebe die Landung einer deutschen Armee trotz Alledem noch recht schwierig und die Chancen Deutschlands wären auch nach der Besetzung von Calais kaum größer als die Napoleons vor Trafalgar. Die Motorluftschiffahrt hat aber die Sachlage zu Gunsten Deutschlands geändert. Je mehr die Motorluftschiffahrt sich ausdehnt, desto mehr hört England auf, eine Insel zu sein. Merkwürdig, daß in den Reden der Mitglieder des englischen Oberhauses bei der Berathung des Antrages Roberts die Motorluftschiffahrt überhaupt nicht erwähnt wurde. Auf Verbesserung braucht die Motorluftschiffahrt für die Aufgabe einer Landung in England gar nicht zu warten. Unter allen Motorluftfahrzeugen Deutschlands und Frankreichs ist keins so schlecht, daß es nicht die einunddreißig Kilometer lange Strecke von Calais nach Dover in einer knappen Stunde zurücklegen würde.

Zeppelins Aluminiumluftschiff Nr. 4, das bei Echterdingen verbrannte, hat in 21 Stunden 650 Kilometer zurückgelegt. Der halbstarre Motorballon des Majors Groß hat, wie der unstarre des Majors von Parseval, schon rund 380 Kilometer ohne Unterbrechung in der Luft zurückgelegt. Selbst der nicht von Gas getragene Drachenflieger des Mr. Wright hat mit zwei Personen an Bord rund 90 Kilometer in anderthalb Stunden durchflogen.

Wie Caesar und Wilhelm der Eroberer, so würden auch die Motorluftfahrzeuge gut thun, auf den günstigen Wind zu warten; aber nach alter Erfahrung giebt es fast in jedem Monat mindestens einmal günstigen Südwind, der das Motorluftfahrzeug schnell, vielleicht in weniger als einer halben Stunde, von Calais nach Dover trägt. Caesar, Wilhelm und Napoleon haben Jahre darauf verwandt, die Flotten zu bauen, die ihre Armeen über den engen Kanal tragen würden. Warum soll Deutschland nicht auch Jahre lang Zeit haben, um sich eine ausreichende Motorluftflotte herzustellen? Caesar mußte Jahre lang in Feindesland an seiner Landungflotte zimmern. Wenn Wilhelm der Eroberer den Bau der Landungflotte nicht in langer Arbeit mit dem größten Eifer als seine Hauptthätigkeit betrieben hätte, so wäre ihm wohl niemals geglückt, den Umschlag des Windes schnell auszunutzen und 12 000 Mann auf 1500 Segelbooten über den Kanal zu werfen.

Die nautische Fähigkeit Caesars und des Normannen war der britischen von damals überlegen. Napoleon hatte darunter zu leiden, daß die Engländer ihm zur See gewaltig überlegen waren. Die britischen Seeleute leisteten mehr als die französischen; dazu kam noch die Ueberlegenheit der Zahl. Heute

Go gle

braucht man durchaus nicht anzunehmen, daß die britischen Seeleute und Kriegsschiffe leistungsfähiger sind als die deutschen. Auf dem Gebiet der Aeronautik aber sind wir ihnen überlegen. Und mit Sicherheit kann man heute schon sagen, daß die Engländer auf dem Gebiete der Motorluftschifffahrt uns niemals überflügeln werden.

In meiner Brochure „Deutschland und England" habe ich die Möglichkeit einer solchen Landung erörtert und darauf hingewiesen, daß die Ausdehnung der Motorluftschiffahrt eine Bürgschaft für den Weltfrieden bietet. Mit Recht sagt Professor Dr. von Schulze-Gaevernitz in seiner Schrift „England und Deutschland": „Die deutsch-englische Frage ist dann beseitigt, wenn England im Kriege gegen uns einen zu großen Einsatz wagen müßte. Jedes Panzerschiff, das die deutsche Flagge über die Wellen trägt, ist eine neue Gewähr dafür, daß das englische Volk Deutschland als eine gleichberechtigte Macht anerkennen und sich auf dem Boden friedlichen Wettbewerbs zurückhalten wird." In voller Uebereinstimmung mit diesen Ausführungen des Freiburger Nationalökonomen halte ich es nicht für nützlich, wenn die deutschen offiziösen Blätter zu beweisen suchen, daß wir niemals in England eine Armee landen können. Frankreich und Rußland wären längst über uns hergefallen, wenn im Ausland nicht bekannt wäre, daß Millionen trefflich ausgebildeter deutscher Soldaten blutige Vergeltung üben würden. Die Betonung der eigenen Ohnmacht verstößt gegen den uralten, bewährten Satz: „Si vis pacem, para bellum!" Keiner englischen Dreadnought könnte es angenehm sein, wenn sie im Kanal von den heute in Deutschland vorhandenen sechs Motorluftschiffen verfolgt würde. Wenn diese sechs Motorballons provisorische Ballonhallen in Calais vorfinden, so können sie die Strecke von Calais nach Dover zu einer für Kriegsschiffe sehr unbequemen Passage machen.

Reg.-Rath Rudolf Martin.

Wenn mir möglich gewesen wäre, von Egypten mit einer starken Truppe nach Indien zu gehen, hätte ich die Engländer herausgejagt. Der Orient wartet nur auf einen Mann. Wer Egypten hat, ist Herr des Inderreiches. Die Russen werden es erobern; sie sind auf dem Weg zur Erdherrschaft. Die Engländer sind Esel; an ihrer Stelle hätte ich mir in den neuen Verträgen das Vorrecht ausbedungen, in den chinesischen und indischen Gewässern allein Schiffahrt und Handel treiben zu dürfen. Batavia den Holländern, die Insel Bourbon den Franzosen lassen: lächerlich! Auch den Amerikanern müßte das Chinesische Meer gesperrt sein. Eine lückenlose Küstenblokade würde sie zwingen, jeden Wunsch Englands zu erfüllen: sie sind Kaufleute, nichts weiter, und finden ihren Ruhm nur in der Geldhäufung. Eine dreijährige Blokade würden sie nicht aushalten. Seit es kein Frankreich mehr giebt, kann England der Welt Gesetze aufzwingen; wenn es seine Truppen vom Kontinent zurückzieht und sich auf seine Seemacht beschränkt, kann es thun, was ihm beliebt, so lange es in Indien vor den Russen Ruhe hat. (Napoleon.)

Google

Lagarde als Lyriker.

Ludwig Gurlitt hat in seiner lebhaften Art erzählt, wie spurlos im Grunde der Tod Pauls de Lagarde an der Oeffentlichkeit vorbeiging. Der von allen Autoritäten seiner Zeit bekämpfte, ja, verpehmte Mann hat so wenig Anerkennung seines Wirkens und seiner allgemeinen Schriften außerhalb seines wissenschaftlichen Spezialgebietes gefunden, daß nur siebenzehn deutsche Blätter seiner gedachten Und Gurlitt selbst hatte damals nicht den Muth, unter einen Nachruf seinen Namen zu setzen. Er hatte diese Unterlassung inzwischen längst gutgemacht und auch er ist, wie ich vermuthe, zu Lagarde erst so recht zurückgeführt worden durch den Rembrandtdeutschen, dessen Werk nach vielen Richtungen hin lebendige Anregung verstreut hat. Die „Deutschen Schriften" Pauls de Lagarde gaben ja schon einen Theil der Forderungen, die dann später der Rembrandtdeutsche und nach ihm so viel Andere aufgestellt haben; und Lagarde selbst konnte noch bei der Sammlung seiner „Deutschen Schriften" mit einiger Genugthuung darauf hinweisen, daß Vieles, was er einst als Vorläufer ausgesprochen hatte, inzwischen alltäglich geworden sei. Wenn er freilich wünschte, daß sein Buch durch die erkannte Gemeingiltigkeit seiner „Schroffheiten" bald durch und durch langweilig erscheinen möge, so hat er gründlich geirrt: die „Deutschen Schriften" sind heute so wenig langweilig wie je und selbst da, wo Lagarde auf Abwegen war oder wo man mit diesem ganz persönlichen Denker persönlich nicht einverstanden ist, bleibt er einer der interessantesten, gebildetsten, geistvollsten und echtesten Schriftsteller, die Deutschland jemals gehabt hat. Ohne die lodernde Beredsamkeit Treitschkes und ohne dessen klaren Blick für die politische Kleinarbeit des Tages neben der Richtung aufs Große erinnert Lagarde doch sehr stark an diesen nationalen Meister, theilt mit ihm die starke vaterländische Leidenschaft und die Verachtung des Parteiwesens. Nur gelingts ihm freilich selten, eine einzelne Gestalt so im Ganzen und Großen zu sehen, wie Treitschke es vermochte.

Lagardes Gedichte stehen durchaus organisch innerhalb seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Oder wollte man die lyrische Ader dieses Mannes bezweifeln, wenn man mitten in seinem Aufsatz über die Lage des Deutschen Reiches Sätze liest wie diese: „Ich bin nachts am Meer durch die Dünen gewandert: im Sand knirschte und fraß die harte, kurze, ebbende Fluth: der Seewind schlief im Ried, aus dem der Schrei des aufgeschreckten Seevogels emporfuhr, um sofort jäh in dem weiten Schweigen zu versinken: ich habe im gluthhellen Mittagslicht felsigstes Hochgebirge durchstreift, wo Pans Schlaf die Seele so ängstigte, daß unwillkürlich der Mund liebe Namen rief, um ihr das Gefühl der Verlassenheit zu nehmen: aber was ist solche Einsamkeit des

Go gle

Ozeans und der Alpen gegen die Einsamkeit, die jetzt mitten im Gewühl der Menge Alle umfängt, welche, Söhne alter, versinkender Zeit, Bürger einer künftigen Welt, mühsäligen Trittes und schweigenden Mundes, zu besserer Arbeit ungeschickt und unberufen, Aehren und Aehrchen lesen zum Gebrauch für Gottes Kinder im Winterschnee, zur Aussaat für den — ach, so fernen — neuen Tag, der sich ja freilich mit seinen breiten, goldenen Wogen prächtig Bahn brechen, den aber des jetzt tändelnden und sich anlügenden Geschlechts nicht Einer erblicken wird." Das ist die Sprache eines dichterisch empfindenden Menschen; auch Lagardes große wissenschaftliche Pläne verrathen in ihrem weitsichtigen Aufbau im Grunde immer wieder die Phantasiekraft einer künstlerisch gestimmten Seele. Verse hat er zweimal veröffentlicht, je einen Band 1885 und 1887. Seine Witwe hat dann beide Hefte zusammen nochmals herausgegeben und wir überblicken in einem schmalen Band (erschienen bei Lueder Horstmann in Göttingen) die lyrische Ernte Lagardes, die von 1846 bis 1888 hereingebracht wurde.

Um mich klingt mit tiefem Träumen
Einsamkeit, Dein holdes Weh.

Man wundert sich nicht, diese Verse am Beginn des Buches zu finden. Und dieser Grundton bleibt, bleibt in den armenischen Volksliedern, die der Sprachkundige in deutsche Verse brachte, bleibt auch in einer Vision wie der des Vaterlandes: da geht der Pfad bergan, Schritt vor Schritt, der Wanderer klimmt mit wundem Fuße aufwärts, bis er von der höchsten Klippe Rand das Reich erblickt, „in dem die Sehnsucht schweigt, das wahre ewige Vaterland". Das Bewußtsein der unlösbaren inneren Verbundenheit des eignen Ichs mit der ganzen Welt und ihren Geheimnissen tritt dabei immer wieder hervor. So, wenn mit den Tönen einer Symphonie der Zweifel, die Schwäche des einzelnen Menschen zaghaft emporquellen:

Und aber, wie die Töne mächtger schwellen,
Ergreift mich jäh ein schwindelndes Verzagen,
Wer kann in jenen dunkeln Glanz sich wagen,
Aus dem so urweltgroß die Klänge quellen?

Da heißt es plötzlich: Traue doch den Wogen:
Was einmal ist, geht nimmermehr verloren.
Denn eh die Tiefen unter Dir gegründet,
Eh oben sich gewölbt des Himmels Bogen,
War Deines Ichs Gedanke schon geboren
Und Deine Rettung Engeln schon verkündet.

Die Würde des Menschenthums predigt Lagarde immer wieder, des Menschenthums, das mit mehr als „Hauch und Luft und Licht benedeit ist", das des

Google

inneren Seins Nothwendigkeit zu fühlen fähig ist und bereit sein soll. Liebe und Haß flammen gleichermaßen auf.

Was ich liebe, versteh ich gut:
Was ich hasse, Das giebt mir Muth.

Und Lagardes ganze sittliche Energie drückt sich in einem Stammbuchblatt aus, das er einem goethischen Gedicht angehängt hat. Da sagt Goethe:

Wenn Du Dich selber machst zum Knecht,
Bedauert Dich Niemand, gehts Dir schlecht;
Machst Du Dich aber selbst zum Herrn,
Die Leute sehn es auch nicht gern;
Und bleibst Du endlich, wie Du bist,
So sagen sie, daß nichts an Dir ist.

Dazu Lagarde:

Doch einen Ausweg giebt es noch:
Was in Dir schlecht, Das zwing ins Joch,
Was in Dir gut, setz auf den Thron,
Sei Herr und Knecht in einer Person.
Je stärker der Fürst, desto größer sein Reich,
Du wächst und bleibst immer Dir selber gleich.

Manchmal blitzt Lagardes messerscharfe Ironie gegen den Formalismus der Schule, an den zu seiner Zeit noch kaum Jemand rührte, auf und er erfreut sich einer unverdorbenen deutschen Natur, der die Heckenschere des Lernbetriebes nichts anhaben konnte.

Klotilde, auf fünf Pfennig Wissen eitel,
Von Rothbart, Sophokles und andern Chosen,
Zu jeder Zeit bereit, korrekt zu kosen,
Diminutivelnd, der Benehmge Reitel.

Der Kandidat mit dem Johannisscheitel,
Die Omelette aux confitures in Hosen —
Das spricht in Phrasen, steht, geht, sitzt in Posen,
Des Himmels Fülle schwatzt es schal und eitel:

Dies Ungeziefer wurde Dir erspart,
Du süßes Kind, Du bist nach deutscher Art.

Und er läßt sich dann selbst die gehaßten Verfasser der alten Schulregulative wie Stiehl und Schulze nicht entgehen, die in den Zeitworten „zerstiehlt" und „zerschulzt" bei ihm ein nicht gerade beneidenswerthes Dasein nach dem Tode führen. Aber solche mehr oder minder bittere Scherze und Beobachtungen geben Lagardes Versen nicht den vorherrschenden Charakter; der liegt vielmehr in der immer erneuten Auseinandersetzung zwischen Mensch und Gott, zwischen

Google

dem Einzelnen und dem Ganzen, einer Auseinandersetzung, die ihm besonders am ewig strömenden und ewig wieder ruhenden Meer immer wieder das Herz heiß macht.

Wollt ich geboren sein? Ich wurde nicht gefragt.

Und dennoch beim Rückblick:

Und hättest Du verheißen, was jetzt mein ist,
Zu glauben so viel Glück, Das hätt' ich nie gewagt.

Zwischen Anfang und letzter Erkenntniß aber liegen viele Kämpfe, herbe Erfahrungen, von denen die Wunden des reif gewordenen Mannes Zeugen sind.

Laß ich die Kindheit hell am Anfang stehn
Und denke nach, was ich, als Jüngling erst
Und dann als Mann, erfahren, guter Gott,
Nicht viele Deiner Kinder traf ich an.

Um so lebhafter dann der Jubel über den einen Menschen, den er sich gewann:

Du weißt, daß nur in einem reichren Du
Zerlechzend ich gewinnen mag die Ruh.

In heller Beglückung entzündet Lagarde dann die Flamme, an der er sein Leben wärmt, und in diesen vollen Ton einer schließlich doch in ihrem Eigen befriedeten Seele klingt Lagardes Lyrik aus. Der immer wieder mit sich und seinem Volk streitet, Der sich nie auf das Ruhebett rasch gesättigter Zufriedenheit gelegt hat, schweigt in dem Bewußtsein, viele Fehler gehabt, aber doch einen guten Kampf gekämpft zu haben. Und wenn er einmal dem Menschen, wie er ihn wollte, diese Aufgabe auflegte:

Es glänz' auf Dir ein Widerschein
Des Landes, aus dem Du verbannt,
Des Hauses, das nach Erdenpein
Sein Dach um Deine Ruhe spannt,

so müssen wir gestehen, daß dieser Widerschein auf Lagardes Schaffen und seiner Persönlichkeit ruht. Als Lyriker war er gewiß keiner unserer Großen, aber doch auch mehr als ein Gelehrter, dem gelegentlich ein Vers gelingt. Eine künstlerisch empfindende Persönlichkeit, steht er auch da wieder neben Heinrich von Treitschke, dessen Verse auch keine Meisterstrophen sind, in denen aber eben so wie in denen Lagardes der volle Klang eines groß empfundenen Menschenlebens weht und hallt. Wenn Ludwig Gurlitt in seinem Bekenntniß zu Lagarde sagt: „Nichts von Lagarde ist unbedeutend", so gilt Das auch von den Gedichten dieses deutschen Mannes.

Hamburg. Heinrich Spiero.

Google

Eberbach.

Vor der moabiter Gerichtsschranke stand der ehemalige Direktor der Berliner Hotelgesellschaft (Kaiserhof), Fritz Eberbach, als der Untreue und Bilanzverschleierung Angeschuldigter. Von der Anklage der Bilanzverschleierung wurde er freigesprochen; über die anderen Anklagepunkte soll das Ermittelungverfahren fortgesetzt werden. Zur Psychologie des Gründers liefert der Fall Eberbach interessantes Material; auch zur Naturgeschichte der Kritik. Als im Jahr 1907 das kühne Trustgebäude Adolfs C. Eberbach, des stärkeren der beiden Brüder, zusammenstürzte, hörte man nur eine Stimme der Entrüstung. Der „Millionenschwindler" wurde erbarmunglos gegeißelt. Im Schwurgerichtssaal aber wurde durch Zeugeneid festgestellt, daß Adolf Eberbach seinen „außerordentlich guten" Ruf als „hervorragendes Finanzgenie, als Charakter und als Unternehmer" hatte. Der Gegensatz zwischen der öffentlichen Meinung im Pleinair und den Zeugenaussagen im abgedunkelten Milieu des Gerichtssaales wirkt beinahe erheiternd. Die Wandlung erklärt sich aus dem instinktiven Widerstand gegen den Staatsanwalt. Von dieser Abneigung ist jeder Normalmensch erfüllt; und die Antipathie wird sichtbar, sobald es sich darum handelt, einen Mitmenschen den Klauen des öffentlichen Anklägers zu entreißen. Das ist, so zu sagen, Ehrensache. Auch die Kritik will vom Staatsanwalt in ihrer Auffassung nicht unterstützt werden; zumal, wenn es sich um Fragen handelt, von denen das Gericht nicht viel versteht. Aktienwesen und Bilanzkritik: Das sind dunkle Gebiete für den deutschen Normalrichter. Wozu hätte man sonst nöthig, ein Aufgebot von Sachverständigen zu bestellen, um sich über die Kriterien der Bilanzverschleierung belehren zu lassen? Dem Angeklagten Fritz Eberbach wurde von vier Sachverständigen attestirt, daß er die Bilanz der Berliner Hotelgesellschaft nicht verschleiert habe. Daß eine „gegen alle kaufmännischen Grundsätze und Geflogenheiten" vorgenommene Buchung des Barbestandes unter den Debitoren die Absicht der Bilanzverschleierung nicht beweise. Nur einer der Sachverständigen, der Bücherrevisor Hase, erklärte die Bilanz für falsch und verschleiert. Die Objektivität dieses Zeugen, der von Eberbachs Gegnern vorgeschlagen worden war, wurde angezweifelt und bestritten. Eine Prinzipienfrage taucht auf: Warum soll ein Sachverständiger, den die Gegenpartei benannt hat, weniger glaubwürdig sein als ein von der Partei des Angeklagten vorgeladener? Doch schließlich hat die Welt nicht zunächst danach zu fragen, ob die beiden Eberbach Strafbares gethan haben. „Pitaval oder Glagau: an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen. Und diese Früchte (Das ist auch ohne Sachverständige zu erweisen) waren recht theure. Der Verwalter des Konkurses Adolf Eberbach erzählte, daß insgesammt 23 Millionen Mark angemeldet worden seien. Davon müßten 5 bis 6 Millionen anerkannt werden. Die Admiralsgartenbad-Gesellschaft ist mit einem Herrn Eberbach gewährten Darlehen von 1½ Millionen Mark vertreten. Bei Eröffnung des Konkurses war ein Barbestand von neun Mark und einigen Pfennigen vorhanden. Man sieht, daß Adolf Eberbach den ihm bereitwillig gewährten Kredit gut zu verwerthen wußte.

Der Zauber, den die beiden Unternehmer auf die sonst so nüchternen berliner Finanzleute übten, ging wohl zum Theil von der vornehmen Herkunft der Eberbachs aus. Vornehm im Sinn der an der Wasserkante geltenden Standesunterschiede. Sie gehörten zum bremer Patriziat. Die Besitzer von Hillmanns Hotel

Google

in Bremen waren angesehene Leute. Das genügte aber weder Fritz noch Adolf. Sie begeisterten sich an allerlei Trustplänen. Die Ozeanriesen, die in Bremerhaven vor Anker gingen, brachten ganze Ladungen amerikanischer Ideen nach der alten Hansastadt an der Weser; und im Hirn der Brüder Eberbach fanden sie fruchtbaren Boden. Adolf stand als Zweiundzwanzigjähriger an der Spitze der Maschinenfabrik und Schiffbauanstalt J. Frerichs & Co. in Osterholz bei Bremen. Von dort rief ihn die Militärpflicht nach Berlin. Das war der Anfang vom Ende seiner Laufbahn. Er wurde nun Spekulant und Finanzmann. Das erforderliche Relief verlieh ihm eine ungemein glückliche Transaktion mit den Aktien eines spanischen Kupferbergwerks. Da blieb ein Gewinn von einer Million; und dieses eine Geschäft machte Adolf Eberbach in den Augen mancher berliner Bankmänner sofort zum „Finanzgenie". Er bekam unbeschränkten Kredit und konnte nun an ein großes Hoteltrustunternehmen denken. Die Hafenstädte sollten in direkte Verbindung mit berliner Hotels gebracht werden. Austausch der Passagiere. Vereinigung des Admiralsgartenbades mit den Hotels „Monopol", „Terminus", „Savoy" und „Belvedere" zu einem ausgedehnten Hotelgrundstück; und in den großen Concern sollten auch die der Berliner Hotelgesellschaft gehörigen Häuser (Kaiserhof, Continental und Kurhaus Heringsdorf) aufgenommen werden. Die verschiedenartigen Schiebungen, die das Vorbereitungstadium brachte, sind bekannt. Nutzen davon hatte nur Herr Eberbach, der von den ihm vorgestreckten Summen herrlich und in Freuden lebte. Die Kommerz- und Diskontobank gab 1 Million, die Berliner Hotelgesellschaft 350 000 Mark, das Admiralsgartenbad 1½ Millionen. Fritz Eberbach wurde im Juni 1905 zum Generaldirektor des Kaiserhofs gewählt, nachdem er vorher, gemeinsam mit seinem Bruder, den Plan entworfen hatte, dieses Hotel zu modernisiren und in den Mittelpunkt des neuen Trusts zu stellen. Die Kaiserhofgesellschaft übernahm Hillmanns Hotel in Bremen. Schließlich wurde der Bau des Hotels „Atlantic" in Hamburg begonnen, das in diesen Tagen eröffnet werden soll. Glück und Ende der Gebrüder Eberbach liegen nah bei einander. Sie haben ihre Jugend mit großen Plänen ausgefüllt und treten ins Mannesalter mit einer Last von Erfahrungen, die den Flügelschlag ihrer Phantasie erheblich verlangsamen wird. Und am letzten Ende darf man die Eberbachs als Opfer Berlins bezeichnen. Da liegt das Geld auf der Straße; und der Kredit hängt sich nicht an soliden Fleiß, sondern an prahlerisches Unternehmerthum. Wer dazu noch mit eigenem Automobil und eleganten Weibern aufwarten kann, ist first class. Die Außenseite genügt. Die Nerven müssen unter allen Umständen gekitzelt werden; und der Gedanke an das Risiko wird unter die Schwelle des Bewußtseins verbannt. Wie ließe sich sonst der gefährliche Einfluß erklären, den ein noch ziemlich junger Herr auf gereifte Finanzleute übte? Sie gaben ihm ja fremdes Geld. Eine Aktiengesellschaft arbeitet mit den Einlagen ihrer Aktionäre. Die vorhandenen Mittel gehören nicht dem Direktor und nicht dem Aufsichtrath, sondern den Aktionären. Wohl darf die Verwaltung selbständig disponiren; aber sie ist dabei zu größerer Vorsicht verpflichtet als der Privatmann, der sein eigenes Geld riskirt. Die Aktionäre der Kommerz- und Diskontobank haben die Kosten des Verkehrs ihrer Direktoren mit Adolf Eberbach zu tragen gehabt. Und das Institut wird sich nicht so bald von den Nachwehen dieses Verlustes erholen. Das fremde Kapital war nicht mehr zu retten; deshalb galts, wenigstens den Verdacht zu beseitigen, man habe sich arglistiger Täuschung verkauft. Das Urtheil, das Fritz Eber-

Google

bach von der Anklage der Bilanzverschleierung freispricht, und die Gutachten haben dem Prestige der Kommerz- und Diskontobank genützt. Der Vorwurf leichtsinniger Kreditgewährung, der dem Institut damals gemacht wurde, ist immerhin jetzt entkräftet.

Das richterliche Urtheil ist sakrosankt. Trotzdem bleibt die Frage offen, ob die inkriminirte Art der Buchung des Barbestandes nur als Unfug und nicht als Schlimmeres zu bezeichnen ist. In der Bilanz der Berliner Hotelgesellschaft vom Dezember 1906 steht auf der Aktivseite ein Posten „Debitoren und Kasse" von 505 000 Mark. Die Anklage nahm an, daß diese Buchung nur erfolgt sei, um den Posten eines „buchmäßig vorgetäuschten Barbestandes von 350 000 Mark der Nachprüfung zu entziehen". Festgestellt wurde, daß diese Art der Bilanzirung allen buchtechnischen und geschäftlichen Grundsätzen widerspreche. Die Angeklagten konnten nicht angeben, aus welchen Gründen sie sich zu einer so normwidrigen Handlung entschlossen haben. Mit der auch von den Sachverständigen zugegebenen Thatsache, daß die Aufnahme des baren Geldes unter die Debitoren nicht zu billigen sei, läßt sich die naive Erklärung, man wisse nicht, warum der ungewöhnliche Modus gewählt wurde, nicht in Einklang bringen. Zum Vergnügen versteckt man doch seine Kassenbestände nicht in einem Posten, der bei der Liquiditätberechnung nicht mit herangezogen zu werden pflegt. Debitoren sind keine flüssigen Mittel; und es kam bei der Kaiserhofgesellschaft sehr darauf an, die Höhe der greifbaren Aktiven zu erfahren. Der Barbestand war ja der einzige Vermögenstheil, über den man wirklich verfügen konnte. Der Prozeß hat also keine Aufklärung über die Motive des sonderbaren Bilanzkunststückes gebracht und der Etymologie bleibt die Aufgabe, festzustellen, wie man ein Verfahren nennt, das offenbar dazu dient, Unklarheit zu schaffen. Wenn Jemand einen Schleier über Etwas breitet, um es zu verstecken, so ist Das doch wohl eine Verschleierung. Und so läuft die Beurtheilung der Buchung im Eberbachprozeß schließlich auf ein Spiel mit Worten hinaus. Der Kern der Frage wird davon nicht berührt. Man hat gegen die Anklage eingewendet, eine Inkorrektheit könne schon deshalb nicht vorliegen, weil jeder Aktionär ja über die Höhe des Barbestandes Aufschluß verlangen konnte. Sehr richtig. Warum ließ mans aber auf ein solches Frage- und Antwortspiel ankommen? Doch nicht etwa in der Hoffnung, bei der bekannten Indolenz der Besucher von Generalversammlungen werde sich kein Neugieriger zum Wort melden? Die Freisprechung ist erfolgt, weil das Handelsgesetzbuch nicht die Möglichkeit biete, dem Unfug so kunstvoll konstruirter Buchungen zu steuern. Mit anderen Worten: Das Gesetz erblickt in der Zusammenfassung von Debitoren und Barbestand keine Verschleierung. So hörten wir. Wie stehts nun damit? Das Handelsgesetzbuch verlangt „Bilanzklarheit". Der Grundsatz der „Bilanzwahrheit" ist durchbrochen durch die Vorschrift, Werthpapiere und Waaren, unter gewissen Voraussetzungen, zu einem niedrigeren Werth, als sie ihn am Tag des Bilanzabschlusses haben, einzusetzen. Aber hier soll die Unwahrheit dazu dienen, für die Solidität der Bilanz Gewähr zu leisten. Deshalb hatte man dem entschwundenen Dogma von der „Bilanzwahrheit" keine Thräne nachzuweinen. An der Bilanzklarheit aber ist unter allen Umständen festzuhalten. Das Gesetzbuch geht bei seinen Vorschriften für die Aufstellung der Bilanz nur da ins Detail, wo die wichtigsten Posten der Aktiv- und Passivseite in Frage kommen. Für die Aktiengesellschaften gilt der Paragraph 261, der auf den Bestimmungen der Paragraphen 39 und 40 beruht. Der erste Absatz des Paragraphen 39 lautet: „Jeder Kaufmann hat bei

Google

dem Beginn seines Handelsgewerbes seine Grundstücke, Forderungen und Schulden, den Betrag seines baren Geldrs und seine sonstigen Vermögensgegenstände genau zu verzeichnen und einen das Verhältniß des Vermögens und der Schulden darstellenden Abschluß zu machen. Er hat dann für den Schluß eines jeden Geschäftsjahres eine solche Bilanz aufzustellen." Hier wird also ausdrücklich gefordert, daß der Betrag des baren Geldes gesondert bleiben muß. Natürlich hat die Interpretation das letzte Wort und die Ausleger des Gesetzes können erklären, daß der Paragraph 39 die Aktiengesellschaften nicht angeht. Auch dann aber könnte man den Verstoß gegen die elementarsten Vorschriften der Bilanztechnik und das Fehlen genügender Vergleichsfälle als starkes Argument gegen die eigenartigen Bilanzkünstler ins Feld führen. Debitoren sind Außenstände. Forderungen der Gesellschaft an sich selbst, nicht an Andere. Wenn man also, wie es, zum Beispiel, früher die Diskontogesellschaft that, unter die Debitoren auch die Guthaben bei Banken bucht, so ist Das zwar nicht sehr schön, aber erträglich. Denn hier handelt es sich um eine wirkliche Forderung. Die Banken sind der Diskontogesellschaft einen bestimmten Betrag schuldig. Obwohl diese Art der Buchung technisch möglich ist, hat die Kritik sie doch Jahr vor Jahr getadelt und erreicht, daß die Bankguthaben von den anderen Debitoren getrennt wurden. Homogene Bestandtheile des Vermögens kann man zusammenfassen; ein Zusammenwerfen von heterogenen Posten darf nicht geduldet werden. Der Barbestand ist eine Forderung, welche die Gesellschaft an sich selbst hat. Die gehört natürlich nicht unter die Debitoren; eben so wenig wie Kasse und Bankguthaben in einem Posten erscheinen dürfen, obwohl sich hier viel eher eine Vereinigung denken läßt als gerade bei den Debitoren. Eine Gesellschaft, die über einen ausreichenden Kassenbestand verfügt, wird auch nicht so thöricht sein, dieses Aktivum den Außenständen anzuhängen. Selbst wenn sie Grund hätte, die Höhe der Debitoren im Dunkel zu lassen.

Da das Handelsgesetzbuch sich darauf beschränkt, allgemein gehaltene Strafbestimmungen gegen Verwaltungorgane, die dolos den Interessen der Aktionäre zuwiderhandeln, zu geben, so hat das Gericht von Fall zu Fall zu entscheiden, welche Handlungen unter den Strafparagraphen fallen. Könnten die Richter sich im Labyrinth der Bilanzen allein zurechtfinden, ohne auf die Gutachten Sachverständiger angewiesen zu sein, so wären die Grenzen der erlaubten Modalitäten bei der Aufstellung des Vermögens wohl enger gezogen. Auch „Genies", wie die Herren Eberbach, dürfen sich nicht über die Pflichtmoral des Hauptbuches hinwegsetzen. Sonst könnte der Richter sich lieber gleich auf den Standpunkt des von Wedekind geschilderten Unternehmers stellen, der so hübsch sagt: „Sünde ist eine mythologische Bezeichnung für schlechte Geschäfte." Und richtig ist ja, daß die Konjunktur auch Eberbachs über Wasser halten konnte. Doch jeder Unternehmer, der die Grundregeln von Soll und Haben außer Acht läßt, erleidet schließlich Schiffbruch. Thöricht ist die Behauptung, die wirthschaftliche Entwickelung sei aus dem engen Rahmen der „Krämerbilanz" hinausgewachsen. Leute, die mit dem großen Einmaleins nicht Bescheid wissen, sich aber trotzdem für „geborene Gründer" halten, produziren nur Scheinwerthe, die sich vor einem einfachen Subtraktionexempel in nichts auflösen. So haben die Brüder Eberbach schließlich nichts hinterlassen als einen verderblichen Spaltpilz, der sich im Körper des berliner Hotelgewerbes eingenistet und eine bedenkliche Gährung bewirkt hat. Prunkvolle Riesenkasernen sind gebaut worden; das Wichtigste aber, ob sie rentabel sind, muß erst bewiesen werden. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Google

ie Zukunft

Herausgeber:
Maximilian Harden.
Kechsundsechzigster Vand.
Verlin.
Verlag der Ankunft.
I80V,

^5 /«il,«^
Inhalt.
1S0S s, Oesterreich,
Aktionäre s, Paragraph 252.
«lberti, Juftizminifter 293
A« das Leben 44«
Antwort 225
Aphorismen 218
Banken, Die 467
s. a. 1908,
Virken, die beiden s. Brief 76.
Bischof Teutsch 482
Brief, ein 76
Carnegie f. Eisenzolle.
Chinesische Gemälde 188
Ehronika 201
Coquelin s Chronik«,
Dernburg s. Otavi <K Co.
Diamantenfieber 79
Disputation 353
Duplik 392
Eberbach 503
«duaH VII 227
s. a. Liquidation.
s. a. Praeludium.
Einsiedelei, in der 195
Eisenzolle 161
England f. Chronik».
s. a, Praeludium.
s. a. Landung.
Entente 430
Erdbeben 41
Ethik s. Godwins.
Kasten 311
Kinanzresonn s. Fasten.
Frauenausstellungen IW
Frauenbildung 4SS
Geld und Kapital 3!»
s. a. 1908.
Gedicht, Deutsches Neujahr s.
Chronik«.
Gemälde s. Chinesische.
Gerichtsurtheile s. Sozialjuftij.
Gespräch, ein s. Lehre von den
Geistigen.
Godwins Ethik 3«l
Goldinseln, von den I7S
Goethe s. Minister.
Griseld« 471
Hadji, de« 6l
Herd, vom ewigen 17
Hinzpete« 263
Hungrige Augen 254
Industrie und Kapital 222
s. «. 1908.
Jungfernopfer 167
Kapital f. Geld.
s. a. Industrie.
KaSpar Hauser 56
»ohler, Joseph s. Meine Jugend.
Solonialwerthe s. Otavi K Co,
Konsum und Kapital 447
Kriegsartikel, der 8i
Kugln, Franz s. Herd,
Lachen 454
Laforgue 424
Lagarde als Lyriker 49«
Landung, die, in England 491

Laster, ein deutsches 368
Lehre, die, von den Geistigen und vom «olk S8
Lehrer s. Weshalb.
Lehrjeit s, Pariser.
Liquidation 269
Lomositz, die Familie »28
MaröeS in Berlin 323
Marokko s. Fasten.
s. a. Liqidation,
Meine Jugend 463
Messina s. Erdbeben.
Minister Goethe 152
Mittag 372
Monarchengeburtötag 165
Moritz und Rina 1
Müller.Saboth 186
Musikalische Kultur 180
1903 33
Oesterreich, für? 393
s. a. Fasten.
1909 s. Oesterreich.
Otavi Co 289
Püpftin Johanna 141
Paragraph 252 349
Pariser Lehrzeit 25
Polyandrie 69
Praeludium 125
Prinz, der 149
Prinzessin 258
Radolin, Fürst s. Fasten.
Retter, der IIS
Rockeseller s. Disputation.
Roosevelt s. Entente.
Russische Wirlhschaft 197
Schlieffen, Graf v. s. Kriegs» artikel.
Schule, die s. Retter.
Schülerselbstmorde s. Retter.
Schutzengel, der, des König« ... 344
Schutzwall, der 41«
Selbftanzeigen 113, 300, 336.
Skizzen 489
Sohn, der, einer Magd 107
Sophiftenthum 278
Sozialjustiz 251
Staatsnothwcndigkeiten 212
Stahlmerkverband s. Otavi K Co.
s. a. Eisenzölle.
s, a. Antwort.
Steuern, neue s. Staatsnoth-wendigkeiten.
Stendhal 33»
Stoecker 308
Strindberg s. Sohn einer Magd.
Temperament, das, in der Politik . 2S
Tolstoi s. Disputation.
Bau de Beide s. Weimar.
Barielö 25»
Borurtheillosen, die 2S5
Wagner, Adolf s. Laster,
Wahlspruch der BeaumanoirS, der . 22
Weg, der, ins Freie 417
Weimar 4l«
Weshalb ein Lehre, sein Amt »erlint 4«r,
Wildenbruch s. Chronik«.

Verlin, den 2. Haimar wo:,
Nloritz und Rina
Kressin, Unschuldige Kindlein I W8.
Weiser aus Abendland!

HMroß demKalenderdatum(und trotzdem es wieder Bortheil zu verheißen <ZW scheint) nochnichtkatholisch; auch keinenAppetitdrauf.Stimmungaber □
beinahe herodisch. „Da er nun sähe, daß er von den Weisen betrogen war, ward er sehr zornig und schickte aus und ließ olleKindcr zu Bethlehem toten und an den ganzen Grenzen, die da zweijährig und drunter waren, nach der Zeit, die er mit Fleiß von denWeisen erlernet hatte." Nicht gerade blutgierig und seit Babys erstem (und, einzigem) Besuch noch heißer füre Kind- liche passionirt. Anständiger Zorn eines Christenmenschen aber begreiflich. Denn von dem Weisesten I>>lso,i5:) getäuscht. Cnde November wurde mir „Promemoria" versprochen; „dick wie Adolfens Ladewigportemonnaicnach derQuarlalszinsenpost". Ueber die sogenannteSituation, von der unterGe° schwistern doch wohl mehr zu erzählen, als in derZeiiung steht.Fest versprochen. Halten: ein anderes Kapilel. Keine Sterbenesilbe. Vier Wochen lang in derHoffnung (spare das Armsen, Hartgesottener!); die dann unter der Eis» kruste starb. Hatte die Weihnachtkiste nie mit so fiebriger Ungeduld aufgemacht, Papieischnitzel und Holzwatte nie so hastig durchwühlt. Nickis. Das heißt: an Geschenklichem so viel, daß ich nicht weiß, wo mit dem Dank anfangen, wo aufhören soll. Verwohnst uns enorm. Unter dem Weltwunder von Hut gehts selbst mit dem verwitterten Antlitz nock halbwegs. Und Mieze schreibt heute auch,Euer Christkind sei noch großartigerstaffirt als im letzten Jahr. Bleibst bis in die Puppen ein Verschwender für Ändere. Von Herzen

Die Zukunft.
Dank Dir und der Deinen, die Alles so weislich ausgewählt hat. (Bis auf die lätest novell)- der „Behauptung", die wohl selbst kürtest; Putzmacherinnen immer besonders oft auf dem Repertoire.)Wir, mitPuter,Selbstgebackenem und Kinkerlitzchen, dagegen ärmste Provinz. Dennoch: nichts. Das Glückwunschzettelchen zählt nicht.Brannte auf^iile-mem^r?, von Dem aus Petersburg jetzt so viel die Rede. Mahlzeit. Bist, wie Joseph (nicht der potipharische natürlich -, Neues Testament) in Eghptenland entwichen und fürchtest nun, Archelaus werde Herodem rächen? Oder rodelst et«« irgendwo auf die alten Tage? Schreiberhau oder gar Sankt Moritz? (Moritz und Sankt: PaprikaundHimbeersauce.)Auch wenn nichtnurGeringschStzung Verwandter aus der Vierten Klasse, Grund genug, sich das Fest cklig zu verärgern.
Doch Peisönliches sollte diesmal schweigen. Weihnacht nach alter Gewohnheit. Das hellsteLicht am Baum der Blick desJungen, den ich anderthalb Ewigkeiten nicht gesehen hatte. Mein Einziges, seitMaric zum zweiten Mal auf demFamilienweg.wieDeineEngländerprudesagen, und fürsNSchste deshalb unabkömmlich. Gut, sauber und zärtlich; in ganz Preußenland giebts keinen anständigeren Kerl. Aber sehr verändert. Mußt es, der ihn fast täglich unterm Auge hast, gemerkt haben. Viel ernster und schweigsamer. Die alte Fröhlichkeit ist fort. Auch die rechte Freude am Beruf. Leider? Früher hätte er Einem, der rieth, den buntenRock auszuziehen, in dieZShnc gelacht. Jetzt redet er selbst davon. Leise noch; aber hörbar. Mißstimmung gehe iiefcr, als man drauhen ahne. Trostlos, eine Maschine zu bedienen, die nach der technischen Verbesserung nie erprobt worden sei und für absehbare Zeit nicht auf ernsthafte Verwendung zu rechnen habe. Das Beste im Menschen gebunden. Politik verbotenes Land. Dazu, weil die Tage derGrohenBude bald vorbei, die Angst vor Frontdienst oder Adjutant«. Und so weiter. Drang ins Freie; wennsnichtandersgeht,Afrika;fürDiplomatiefehlen jadieMoneten. Zuerst einBischen erschreckt; roch dahinter schon wasTheständliches, das nicht recht geheuer. Aber er spricht sovernünftig,daßDurchgreifendcskaumzu erwidern ist. Ihn eines Tages in Civil sehen, würde mir immerhin schwer; muh es sein: lieber früh als zu spät. Nur kein verpfuschtesLcben. Noch steht ihm, mit seiner d'onduite, die Welt offen. „Wenn ich wieder zur Truppe komme und mich beim Oberst nicht fleißig schustere, macht er mir einen Klecks herein und ich bin geliefert." Hat was für sich. Und Wille ist Himmelreich, Das predigt auch seinVatcr, Der! Natürlich gegen das Militärische, „Nicht mehr zeitgemäß". (Hast Du Worte?) Wenns so weiter laufe, über vierhundert Millionen jährlich für die Marine, komme das Landheer ins Hintertreffen.

Hübsch abwarten, ehe man den Thee einschänkt. Ousncl mSme: gute Tage. Man hat doch wieder ein Kind. Etwas zu oersorgen. Die Herrlichkeit von Aranjuez dauert leider nur bisNeujahr; dann muß er zurück. Quält sehr, wir sollen mit. Nicht den ganzen Winter in der Einsamkeit frieren. (Seit dem zweiten Christtag eine Hundekälte; wie seit 7V nicht, sagen die Leute und pro» phezeien, nun komme auch wiederKrieg.Uebertreiben.Aber derNordost reiht Einem barbarisch dieHaut auf und istUnsereinem,mitZipperlein,nichthoch- willkommen. Der Anblick freilich ein Labsal fürs Auge. Kein Fleck auf dem Leintuch. Zweige undTelegraphendraht wie aus Marzipan. Unter einem Hirn« mel, der die Farbe von englischem Plattsilber hat, grüne Kiefernmipfel. Und auf dem Fensterbord röthliches Haidekraut, Drin noch der Weihnachtgeruch nach Wachs, Pfefferkuchen und Tannennadeln. DahDich nach Alledem nicht mehr sehnst, ist mir Räthsel. Euer elektrifizirter Baum ist höchst nobel, aber nichtbethlehemitisch.) Ein paar Wochen Berlin könnten nicht schaden. So- bald es finster wird, weih man hier nicht, wohin mit sich; bitter, wenn die Sonne nach Acht auf- und vorVier untergeht. Man könnte wieder mal Oper schwelgen. Kenne kaum noch eine fingendeKreaturdort und lese stetsnuranglo- amerikanische Namen; als seien die deutschen Stimmen ausgestorben. Die Genüsse im Hansaviertel, Unterhaltung, Futter etc. pp,, sind noch stärkerer Magnet. Ob derUnergründliche aber in Bewegung zu bringen ist? ZuToch- ter und Onkel allenfalls; schwer gen Beilin. Elegisch. Mit einem Stich ins Postilleubehagen, Jeder Zoll ein Landmann von altemSchrot. Will auf der ererbtenScholle sterben. Um die er sich, so lange dasTanzbein mobil war, doch nie recht gekümmert hat. Schwerenöther ist sentimental geworden.

Der Kleine hat manches Neue erzählt. Dah man eine Weile wirklich dachte, wegen derBalkangeschichte werde es losgehen. (Mir übrigens unklar, warum man von derösterreichischen Sache, die dochnurEtiquetteänderung,so viel Aufhebens macht; auch, warum den frechen Serben nicht längst dieIacke vollgehauen.) Daß man heute aber glaube, im Frühjahr werde Alles ruhig bleiben. Ruhlandnoch sehrschwachundinFurcht vorneuen Revolten, die sicher seien, wenn die Kcrntruppe nicht mehr im Land. Nur Witte habe aus der Durchreise, ziemlich heftig, von Kriegsmöglichkcit gesprochen; dann würde Dynastie bedroht sein. Der hat ja jetzt aber nichts zu sagen. Nikolaus fried- lich und wieder ohne Ahnung, was in seinem Reich geschieht, Iswolskij das aus den Weihnachtmarkttagen dcrKindheit eriimcrlichcTeufclchcn in dci Flasche, das die Britenhand durch einen Druck auf den Gummipfrovfeii nach oben klettern läßt; doch nicht so gefährlich, wie es aussehen möchte. Das Türken-

Die Zukunft,
yeer überschätzt und fürs Erste nicht kampfbereit. Besondere Aufmerksamkeit fordere Persien, mo sich was vorzubereiten scheine; der Schah solle in Ruß» land großen Grundbesitz erworben haben. Daß der französischeKriegs minist er seine Artillerie für stärker als unsere halte, sei nicht zum Erschrecken; der Mann, einst als Dreyfusschützer in Deutschland gefeiert, wolle sich bei den Patrioten einvettern und verliere aufdiesemWegdasAugenmahunddieinsolchemAmt sonst übliche Vorficht, Auch Lord Roberts wähle für seine Agitation kräftige Mittel, weil der Engländer sich zum Dienst imHeer schwer entschließe. Beides für die Militärvorlage sehr branchbar. HatDirwohlnach dem Käseschon Alles hergebetet. Wiederhole dennoch, weil gewissenhaft bin; und, trotz böfemBei- spiel, bleiben will. Von dem eigentlich Politischen erfährt ernicht viel. Stim- mung unterKameraden ungefähr so zwiespältig wie hier auf dem Land (wohin ja derEinfluh berlinerSippen und Magen reicht).Daß wir auf derRutschbahn, die bis in denOklober befahren wurde, rasch in den Abgrund gerathen wären, giebt jetztJeder zu.Jetzt; vorzwei Monatenriskirte man den Hals, wenn man nicht AUeswundervoll fand. AberdasewigeGerede von Verfassung und Volks- recht, das Buckeln vor dem süßen Pöbel ängstigt selbst ganz Gescheite. Zu demokratisch; und erinnert zu sehr an 48. Straffe Zügelführung sei nöthig; sonst gehe derRest von Autorität vor die Hunde. Bon s.M.sprichtdieSorte nicht gern. Drei Wochen lang fabelhaft ungenirt, selbst Beamte; mit brand- rothen Köpfen. So toll, daß Dein ehrenmerther Herr Schwager einKinderoer- gnügen darin fand, Oel auf die Wellen zugießen und, mit einerKandidaten- miene, hinter deren Heuchelfalten er den Triumph schlecht verbarg, mildernde Umstände anzuführen. Kam aber übel an. Seit Dezemberanfang wird ab- zuwiegeln versucht. Sei gar nicht so schlimm gewesen, wie mans mache, und an dem wirklich Schlimmen dem Kanzler die Hauptschuld zuzuschieben.Jeden- fallö nun genug. Unsere Pflicht, Denen unten ein gutes Beispiel zu geben.
Ob die Monarchie dennzumKindersvott werdensolle.KannstDiisvorstellen.
Hast die Melodie wohl aus dem Munde der Komponisten gehört.
Ich selbst? (Jnteressirt Euer Liebden zwar nicht; hätten sonst längst angeklopft.) Bin von Denen, die nicht wanken und weichen. Seit erstem No- vember unverändert. Vor dem Jungen, versteht sich, so maßvoll wie irgend möglich (während der Soldatenpapa sich schon am ersten Abend die Frage, ob ers nicht immer gesagt habe,nicht verkneifen konnte, s'ei-« terrible). Im Innersten aber unversöhnt. Unversöhnlich; wenn das Gefühl Recht behält.
Nicht so schlimm? Mir genügts. So ziemlich Alles in Frage gestellt und an allen Ecken Feuerschadc. Burcnkriegsplan, Rechnung auf Chinesen und Jan»

s
kees: bei mir hals da laut geschnappt. Will die alte Wunde nicht aufreißen. Wir, die aus denKinderschuhensind,wisfen,daß so was sich nicht in dieKlei» der setzt, die man abends auszieht. Furchtbare Zeit. Möchte sie nicht noch einmal durchleben; könnte auch nicht. Aber verloren darf sie nicht sein. Lieber gleich in den Wurstkessel, Fürs Geschimpf war ich nie; noch weniger für die Unsitte, nach außen Vasallentreue zu markiren und heimlich Kaiserwitze zu schlürfen. Wie schlechte Schüler: auf dem TischKatechismus, unten dieMusketiere oder noch Lüderlicheres. Schon ein Segen, daß diese Würdelofigkeit überstanden ist und man wieder von der Leber weg redet. maint!en<jr»i: meine Losung. Muht mir bezeugen, daß mich höllisch lange gegenEure koalirten Künste gesträubt und die schwarzweihe Stange gehalten habe. Wäre gegen Monarchieauchheutenicht aufzubringen. Satanasüber Jeden, ders will. Wir (wenn Betonung der Gemeinschaft noch erlaubt ist) möchten doch gewiß iein Juwel aus der Krone nehmen; sie gerade blitzblank erhalten.Gerechtigkeit aber mein alter t!c ,I«u!«ureux; kanndeshalbnicht zugeben,daß Autor!» tStschüdigung von unten kam. In Demokratie macht Vaters Kind nicht mal fürBratSpfel; hat aber auch nichtdas Gefühl, daß dieReisedahingeht.S.M. soll nicht geschwächt werden; imGegentheil: so starkwie der alteHerr, dernie an dieRampekam. UeberdiepotsdamerStimmungnichtsganzZuverläsfiges hörbar. „I^Vm,)s'i'c.'Ui' Kc>u>Ie" (sagen dieFremden): wohl sicherfalsch. Natürliches Bedürfnis), das Beispiellose mit sich abzumachen. Können nurLeute ohneGemüth nicht verstehen. (SeltsameFügung übrigens, daß Lucanuö und Hülsen-HSseler, in Olims Zeit mein Tänzer, der nie zu den Bauchkricchern gehörte, kurz vor dem Krach starben. Hatten genug erlebt; wußten aber selbst im Engsten zu schweigen. „Ick bin Jeheimes Kabinet": höre den langen Dietrich noch. Hat den Anfang mitgemacht und sich nicht gefürchtet, offen zu sagen, wie die traurige Sache in den Offiziercorps gewirkt habe. Immerhin noch alter Stil,) So einsam wie im November ists ja nicht mehr. Aber nicht nach Berlin; weder 7<> noch 77 in der Wilhelmstraße. Von Civilministern nur Rheinböllen mehrmals; merkwürdig. Ressortsachen, flüstern die eingeweiht Thuenden, die auf Urlaub in unserem Kreis; Sparsamkeit befohlen, Opernhausbau und Modernisirung von Babelsberg zmeifelhaft, verringerter Hofgebrauch und fünf Schlösser zumKauf ausgeboten. (Was mir, weil mit w)'al l)'schwer vereinbar, gegen den Strich; Stolzenfels übrigens, wenn nicht ine, Geschenk, also nicht nur wegen der Erinnerung an die Franzosengräuel und an Schinkel unverkäuflich.) Alleö in Mein ziemlich befriedigend. Kein Ortswechsel, knappe Hofben'chte, Einfachheit, an Festen nur da: Althcrge-

brachte, sogar, wie hier erzählt wurde, Verzicht auf die gräßliche Kieler Woche; ungefähr wie in «>,i colonial time. Man möchte hoffen. Wie gern!
In die alte Liebe zurückkehren und den Krittlern dieKrallen zeigen. Hat nur immer noch die Empfindung, daß wir nicht am Ende sind. Etwas Unheimliches in der Luft. Beängstigend still. Wie vor einem Schneesturm.
Darüber müssen wir weg. ViriKus umlis, wie Franz Joseph, der trotz Kremfier und Königgraetz geliebt wird, ja wohl vor sechzig Jahren schrieb.
Nur jetzt nichts kleinlich Persönliches! Um das Ganze gehts: und da müssen alle Ouiekflöten schweigen. Was mich in diesen bösen Wochen getröstet hat, war, daß so viel Nationalbewußtsein und Nationalstolz fühlbar. So viel guter Wille zum Vorwärtskommen. Das bleibt, weil im Leben Alles auf zwei Beinen geht, schließlich die Hauptsache. Bismarck hätte seine Freude dran gehabt; und ronaliftischer als Der braucht eine Frau vom Land nicht zu sein.
Darum für die Abwiegelei und Schönpflasterei nicht einzufangen. Ueberlasse sie Denen, die was für sich wollen. Bülom nicht meine Nummer; jetzt aber mindestens so gut wie ein Neuer, der erst einzuheimsen hätte. Die gegen ihn anrennen, erst recht nicht von meiner Couleur. Schleiche Magnalen und Verbündete. Für Personalintriguen ist die Zeit doch zu ernst. Wir müssen wieder Luft kriegen („Kredit", sagt der mir Angetrautem seinem Börsenjargon) und, Alle zusammen, trachten, daß dem xvini^r «sour c>!>contont in ^larious suinmvr folgt. Dann hilft der Herrgott weiter.
So. Willst Du nun: schön; willst nicht: muh es eben leiden und den gehörigen Vers drauf machen. Patzke wartet mit dem Schlitten. Der Junge soll abends tanzen und wir schlittern mit, um ihn nicht gar so lange zu entbehren und wieder mal acte <w presonco zu machen. Nichts Rauschendes, Theurer; orgiastisch höchstens durch die Fülle trinkbaren Stoffes. Prosit Neujahr Euch Beiden! Küsse Lotten unterm Mistelzmeig.schlohmeißerJungtürke <ohne Harem ?), und vergiß nicht, ihr dieKarpfenschuppen ins Geldtäschchen zuschieben. Nach solcher Bescherung! In unerwiderter Treue grüßt
Rina.
Berlin, am Tag von Tauroggen.
Herrin und Schwesterchen!
Beides, Auch das Diminutive noch immer. Das Herrische aber stärker.
Haft nicht nur die Adlernase mit Aoik gemein: auch die Wuth auf die neumodischen Narrheiten derReformer (unter denen kein Scharnhorst, um mio),

und den gestrengen Geist altpreuhischer Manneszucht. „Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, UnabhöngigkeitundGröße wiederzuerlangen. Erkämpfen, erwerben wollen wirunserenationaleFreiheit. Die Selbständigkeitals ein Geschenk annehmen, heißt, die Nation an den Schandpfahl der Erbärmlichkeit stellen. Untergöttlichem Beistand möge dasWerk unserer Befreiung beginnen und sich vollenden." So schrieb der eiserne Mann vor sechsundneunzig Jahren, als er in derMühle bei Tauroggen mit Clausewitz,Diebitsch und Friedrich Dohna verhandelt und, ohnekönieglichen Befehl, die Konuentionunterzeichnet hatte, um den König und die Monarchie zu retten. Paßt, trotzdem tiefster Friede, beinahe wieder; hat wenigstens auf die Zeit gepaßt, in der rathlose Monarchisten ohne Monarchen sich geschäftig um die gute Sache bemühten. Preußen ist nun mal das Land derWiederholungen.Wie schmeckt, zum Beispiel, Deiner verwöhnten Zunge das folgendeStückchen? „Ein Bündniß mit Preußen ist heute unmöglich. Seit dem Negirungwechsel ist die Herrschaft der großen Dinge für das Land vorbei, dem derKönig den Rang unter den Mächten erworben hatte. Im Kronrath Preußens präsidirt nicht mehr der Genius, sondein eine ängstliche, verschlagene, nach kleinem Vortheil gierige Politik. Das Reich möchte wachsen, aber nichts wagen; die Beute eines Sieges sammeln, ohne vorher gekämpft zu haben Für irgendein Unternehmen vonedler Größe wird Preußen in absehbarer Zeit nicht zu gewinnen sein. Da es die Gelegenheit, sich zurGrößezu erheben, nichtzunützen verstanden hat, mags also in seiner Enge bleiben, dieKleinmüthigengebührendeStrafehinnehmen und von künftigem Glück erhoffen, was es seiner Voraussichtuno seinem Muth danken und worauf es dann stolz sein konnte." Von vorgestern? Fehlschuh: aus einer Denkschrift, die Tallenrand im Oktober 1805 aus Straßburg an Napoleon schickte, um ihn zum Bündniß mit Oesterreich zu überreden. Während der Weihnachtmuße entdeckt; schon wegen des Streiflichtes, das auf die Orientfrage fällt, „aktuell". Wer den Türken ein paar Provinzen nimmt, stärkt sie nur, sagt PichonS klügster Vorgänger und will den Oesterreich«« deshalb Moldau, Walachei, Bessarabien und einen ordentlichen Happen von Bulgarien geben.Dann wirdHabsburg der natürliche Feind Rußlands, das nach Centralasien vordrängenund dort mitden Engländern zusammenstoßen muh, und die Gefahr, die entstünde, wenn Britanien in Europa brauchbare Bundesgenossen fände, ist nicht mehr zu fürchten, I^orix .1^0. In gewissem Sinn aber auch wieder tröstlich. Preußen, sagt Talleyrand, gilt der Oeffentlichen Meinung als groß, weil es mit dem großen Mann verwechselt wird, der in ihm Großes wiikte; „ein zerstückles, nach allen Zeiten offenes Land mit fast

überall unergiebigem Boden, nur zehn Millionen Menschen, wenig Jndu> strie undKapital ist in der Wirklichkeit aber nurdieersteMachtzweiten Ran», ges". Das mar einmal. VorJena; doch auch vor BelleAlliance und Sedan. DieJahrhundertleistung kann sich sehen lassen. MehrMenschen, mehrJndu- striealsFrankreich.UndwirmühtenallesMarkausdenKnochen verlorenhaben, wenn wir uns jetzt nicht in kurzerFrist aus der Misere wieder hocharbeiteten. Wenns nicht anders ist, wie u/m« Bork: ohne den König. Noch nicht zu fürchten. Dah die Nation aber auch dazu den festen Willen gezeigt hat, ist zunächst einmal schon als Gewinn zu buchen; wie jede starke und nachhaltige Regung desNationalgefühls, das demDeutschen,nachseinerGeschichte,nicht so im Blut liegt wie Anderen. DasReich ist kein natürlich gewachsener Fels, der dasTrampelnoertrögt, sonderneinMosaikgebild. Denzusammenhalten» den Reif liefert dieEinigkeit derDvnastien mit ihrer nichtnurornamentalen Spitze: dem Kaiserthum. Den Reif darf der Rost nicht fressen; sonst lockern sich nach und nach die Goldnägel, die das Kunstgefüge im Rahmen halten. Erste Vorbedingung der Reichsgesundheit also: zufriedene Bundesfürsten. Wie es da gehapert hat, ward zullenden Kindern gesungen. Ganz ohneLicht mag selbst der Bescheidenste nicht leben; gar nicht, wenn er von seinem Glanz abgegeben hat, um Einem in die Glorie zu helfen, der ihn nunindieDunkel» heit bringt, 's wird besser gehn, singt in Marschners Over (Betz! Auch ein Unersetzter) der Mönch. Hoffen wir, lieber Leser. Die zweite Vorbedingung, die Einheit des nationalen Willens, scheint nicht mehr unerfüllbar. In den Parlamenten ragt ja kaum Etwas übers Mittelmaß hinaus und von dem heute nöthigsten Entschluß, auch unter fraktionellen Opfern eine feste Mehr» heitbildung durchzusetzen und sich im Nothfall, um nicht einsam und schwach zu bleiben, einem pechschwarzen oderfeuerrothenGottseibetunszuverbünden, ist leider noch nicht viel zu spüren. Wenn Michel aber erst merkt, daß dieLe- bensfrage klipp und klar gestellt ist und entscheiden soll, ob er den Weg in die helle Zukunft seiner Kinder sichern oder vermauern lassen will, wird er alles Parteigerümpel über denHaufen werfen und sich neueOrganeschasfen. Daß ihm das Reich ans Herz gewachsen ist, haben diese Wochen bewiesen, ,1ubi- lato! Bereitsein:ist immernoch Alles. UnthätigerNoyalismus (Seroiiismus: wäre das besser treffende Wort) konnte und kann im Dunkel nichts erreichen. Und alleTünche, die zwischen Maß undMemel aufzutreiben ist,nicht verber- gen, daß die ernsthafte Gefahr uns von innen, nicht von außen, drohte. Was ist denndraußen? I^nlm sc»Is. Stimmt; und ist nicht gerade be- haglich. Dem Bundesgenossen inSüdmestcuropaweine ichkeineThränenach;

froh, dah die Zweideutigkeit ein Ende hat. In beiden islamischen Prozessen, Maroklo und Balkan, hatJtalien die Gegenpartei unterstützt. Daß es in der Dreibundschonung bleiben möchte, ist bei seinem Verhältnih zu Oesterreich erklärlich. Ihr verführt mir Keinen mehr, sagte die stattliche Jachmann zu Mariechen Stuart; können wir vor Tittonis Schwatzschweif sagen.Aus; wer die als Hel denk hat bejubelte Rede des Herrn Sortis genossen hat, weih, waö die Glocke schlug (Hindert uns natürlich nicht, die sizillscheKatastrophe mensch» lich mitzufühlen) BleibtOesterreich-Ungarn. Bleibt, wenn die Winterrazzia nicht etwa auf den alten Herrn gewirkt oder Aehrenthal weich gemacht hat. Von haltbarem Grund ging die Hetze nicht aus, JnReichstadt, in Budapest Andrassy Novikow), auf dem Berliner Kongreß und nachher noch in einem sekreten Sonderoertrag haben die Russen dcn Oesterreichern das Recht zur Herrschaft über Bosnien und die Herzegowina eingeräumt. Mehr sozar; in dem vonAndrassyundGortschakow unterzeichnetenAbkommen auch das Recht, denSandschakNooibazar, wenn dessen Verwaltung durch dieTürkei ihnen un- bequem werde, „ebenso wie die übrigenTheileBosniensundderHerzegomina zu besetzen(«^cupci- >iolim>i vv,„<?,,!)," Sonnenklar also. Daß diese Abmachun- gen die Freiheitderrussischen Diplomatie einschränken, hatHerrZswoljkij jetzt zugegeben.Ein Bischenspät. AberderMann.nur i„ >nmcloEitelke!t(Hnpo- thekauf dieEhre, sprach Bismarck) Gortschakowörechtcr Erbe,ist,seiterglaubt, in Buchlau über den Löffel barbirtwordenzu sein, blind vorWuth, wenn er den NamenAehrenihal hört. Und hats, zweitens, nicht leicht, die britischenKom- manditäre und zugleich die Panslavistcn zu befriedigen. Seine Wuth ist un- geiecht. Denn dupirt wurde er nicht in Möhren, wo er die Absicht auf An» nerion,nurohne das nahe Datum,erfuhr, sondern inLondon,womanihm die Meerengen versprach. Nun ober fürs Erste nicht giebt: weil die indischen Un- ruhen (die viel ärger sind, als verrathen wird) dringend warnen, den Islam zu reizen. Ausreichenden Elsatz für Bosporus und Dardanellen könnte der auf- erstandene Rurik selbst den Russen nicht schaffen. Möglich, daß ihr Hunger einstweilen mit einer von Perfiens Rippe geschnittenen Trost Portion gestillt wird undEngland bei derAnleiheHebammcndiciist leistet; die Papiere zwar nicht oder doch nur zum Ucberanntern aufnimmt, Frankreich und dessen Fi- lialen aber das Geschäft erleichtert. Dann ist IswolskijeHand nicht ganz leer und er kann den Tadlern zuzwinkern: Geduldet Euch noch cin Weilchkn,'Jhr Slavenapostel; so lange wir keine Flotte haben, brennt die Mccrengeiifras.e uns nicht auf den Pelz.Was nichts gegen dicThaisachc bcweist.daber von den Engländern, auf derenWoriecrinKopenhagcnschwören lernte.nach palmei- störrischer Kunstregel, wie der naivste Barbar, niedlich lackirt worden ist.

Merkt ers? Noch preist er mit vollen Backen die Britenfreundschaft (dieAnleiheist noch nichtheraus undKokorozem hatauchmitzureden); spricht in der Duma aber schon ganz anders als in der Cirkularnote, die ein paar Tage vorher versandt worden war. Vor der Weihnacht in Erz; jetzt mit dem Oelzweig. Friedlich bis zu dem EingestSndmh, daß Rußland sich auf einen Krieg nicht einlassen darf. Den wüthenden Slaven wird nur Milans Balkanbundplan hingeworfen. Spielt nicht mit demFeuer: so hieß einLustspiel, als es den Artikel noch gab. Wenn je ein Reich Grund hatte, die Empfehlung des Föderalismus zu scheuen,so ists Rußland, dem seit derKinheitdieGefahr droht, in demokratisch kommunistischeSplitterstaaten zu zerfallen. Was sich aufdemBalkan bewährt hätte,würde baldamKaukasus undinGrohruhland probirt. Nett ist fürEinen, der schon ein Streckchen mitlöuft,dieVorstellung, das Zarenreich wolle imErnst, durch solche Bündelei, die Türkei stärken; sich selbst also die Thür ins Mittelmeer sperren. Schäker! Rechter Hand, linker Hand: Alles vertauscht. HerrBuxton, der, als Präsident des Balkankomitees, im Umherziehen dasGewerbe trieb, alle derChristenheit angethane Schmach an Mohammeds Söhnen zu rächen, wird in Konstantinopel als Hort des Osmanenreiches gefeiert und Herr Jswolskij begeistert sich für Sanirung und Machtzuwachs der Türkei. Der Mann ist aus Rand und Band, seit er sich eines Morgens berühmt fand. Irgendwas muß zwischen Note und Rede geschehen sein. Vielleicht hat der vernünftige und gewissenhafte Stolypin eingegriffen; nach langem Zögern jedenfalls, das dem auf Applaus arbeitenden Kollegen die Ausrede nehmen sollte: Du, Peter Arkadjewitsch, hast mir das feineSpiel verdorben.Welleicht hat er selbsteingesehen,daßseinletzterBIuffversuch dem Streich eines Verzweifelnden ähnele, und deshalb mit der Rede die Note weggewischt. Denn daßOesterreich unter dem langen Druck mürbe geworden sei, möchte Unsereins noch nicht für denkbar halten. Aneifrigcn Bemühungen halsfreilichnichtgefehlt, AufdieCirkularnotefolgtesinderNeuen Freien Presse) ein Artikel KesSirCharlesDilke, der den wienerHerren einen fettenKSder hinhielt. Die türkischen Hafenarbeiter setzendenFuhnoch immer nicht auf ein Schiff des Oesterreicherlloyd und derWaarenboykott macht böses Blut, Aehrenthal, der den Sandschak zu früh aufgab und dessen Hand nicht mehr so sicher scheint wie imFrühjahr, hört schon vielTadcl undSvort und muß zugleich mit der sinkenden und mit der aufsteigenden Sonne rechnen. Wenn die Autonomie Bosniens morgen im anglo-russischcn Sinn gedeutet würde.märe der Bissen auch fürrmshart Und so gut wie sicher, daßOesterreich abschwenkt. Das war derHauptzweckdervondrciFronlenausversuchtcnEin-

Moritz und Rina,
1?
schüchterung. Ein dichtes Slavenknöuel, das den deutschen Einfluß nach Süd-
oft nurnoch sickern Iäßt,undOesterreichs halb erzwungener, halb erschmeichelter
Eintritt in Eduards Concern. Dann wäre vor Ultimo die Bilanz schön her-
aus. Noch ungewih.Kommt dieKonferenz überhaupt noch, dann wohl ohne
Geräuschund Harm Senf nach dem Braten, DieVerständigungscheint ja on
m»^ckk>. UndJswolskij kann sich mit dem Vertrauensvotum der Duma, ehe
die Balkanslaoen den Wechsel prösentiren, in die geschützte Bucht einer Bot-
schaft flüchten. Da er plötzlich wieder fast liebevoll von Deutschland redet,
sucht er sein Altentheil wohl in Berlin, wo Osten-Sacken längst fällig ist.
In dem ganzen Handel war und ist unsere Pflicht klar. Wir hatten
Oesterreich-Ungarn kräftige Unterstützung, für denKriegsfall mit der Waffe,
zu verbürgen und der Gefahr vorzubeugen, daß die natürliche Hinneigung
unseres katholischen Südens zu Oesterreich der amtlichen Politik zu wider-
sprechen scheine. Daran wird zu wenig gedacht. Die Schüler Jörgs, der 7>>
Hohenlohe stürzte und Bayerns bewaffnete Neutralität beantragte, 71 mit
aller Wucht gegen den Anschluß an den Norddeutschen Bund sprach, find noch
mächtig und Habsburg und Wittelsbach durch Verwandtschaft und gemein-
same Antipathien einander nah. Schon deshalb ist jede Sache, die mitOester-
reichzusammenhSngt,besonderssubtilanzufassen. Die Wiener sind mit Bülow
sehr zufrieden. Müssen heimlich also mehr gehört haben, als laut gesagt wurde.
Der Rest ist:England.Das alte Lied. Die persönlichen sind da vonden
sachlichen Schwierigkeiten zu scheiden. Machenwir unsdoch nichts vor: die^»-
r^eml, >,.>x (Adolf weiß Alles) Derer, die imGotha vornan stehen, ist der dy-
nastische Gedanke. Kommt bei den Meisten, wieBismarck so oft seufzte, weit
vor dem nationalen. Bertie (so hieß Aloert-Eduard vor der Thronbesteigung
ja in der Familie) hat sich tief insNationale gestürzt, weil der Ruf etwas de-
fekt geworden war; ist aber nicht nur Koburger. sondern auch Gothaer erster
Abtheilung geblieben. Wer mal hineingerochen hat, findet gar nichts so Auf»
ölliges daran, daß Grandy und Bertie auch das Geheimste aus Berlin er-
fuhren: unter Vicky (Morier) wars nicht anders als in der Burenkriegszeit.
Nicht nurdie nahVermandten halten zusammen; Alles, was „ebenbürtig" ist.
(Taxis, Battenberg und Andere aus ähnlichem Stoff logiren schon eine Treppe
niedriger.) Der alte Wilhelm war eins der seltenen Exemplare, die von den
Flecken solchen Vorurtheils fast frei sind; war unterseinen Offizieren stets mehr
zu Haus als unter fremden Kronenträgern. Onkel Berti?, mitall seinen star-
ken Geschäftsqualitnten, darin ganz lllte Zchule;nurnichtfürsPomphafte,das
erHuMbugnennt.Aber inParis sänfll!ch:^<üoittment, va inu v^oilltz?" Und,

mit Ebenbürtigen: „NichtsNeues von der armen AlirRuhland?" So leben sie. Daß jedes Gespräch, wenn ma<.Ie in <üe,marix, statt in Familienplausch oder Herrenvertraulichkeit zu münden, ans Stelzen die Gemeinplätze ewiger Wahrheit umkreisen sollte, hat den King gelangweilt und verdrossen. Auch Anderes, versteht sich am Rande, Alles reparabel. Das Politische nur von der Wasserseite. Wer da nicht heran will, wer entschlossen ist, an den Wettlauf nach Dreadnoughts und Jnvincibles den letzten Athem zu setzen, muh auch bereit sein, übermorgen klar zum Gefecht zu machen. Kennst meineAn» ficht. Wenn von Zweien Jeder in seinem Elcmentstarkist, können sie sich ohne die allergeringste Demüthigung Eines verständigen. Syndikatspolitik; auch imZnternationalenzeitgemäß. Nichtdavonabzubringen,dahunsereStellung durch Zahl und Art des Landheeres bedingt ist, das, um Englands kontinentale Bundesgenossen gehörig zu schrecken, in größtem Stil oermehrt und verbessert werden mag. Erster Grundsatz: Aufdem Wasser überholen wirBritaniennie; zweiter: OhneBundesgenossen.diesichunszuLandwenigstensgewachsenglau» den, fängt esnicht an. Hoffentlich nicht Prediger inderWüste, bis es zu spätist und das berüchtigteKonzert mitderFriedenehymneüberrascht, Hätte derErge» benste mitzureden, dann ginge morgen der beste verfügbare Mann über den Kanal und brächte dieSache in Ordnung, Mit stolzem Anstand und jenseitsvon allerMetternichtigkeit JmNamcn des Reiches, das wederZeitnochGeldzuverzetteln hat.Fragt doch dieLandsleute draußen,ob sie sich mitEngland verzanken, das Produkt ihrer Arbeit dem unbarmherzigsten Boykott aussetzen wollen.

Die Behauptung. derBrite werdeKiieg führen,um dieKonkurrenz vom hals zu bekommen, würden sieauslachen und auf den „Schutz überSee", von dem bisher mehr zu hören alszu sehen mar, gernverzichtcn,wenneinenachderKauf° mannsrechnung stim mende Politik gemacht würde. Warum geben denn so viele DeutscheihrVolksthumauf?Warum höhnt der Chorusaus den englischen Ko» lonialblSttern unterLeitung der CapeTimcs? Nicht, weil das deutscheWesen verhaßt oder gar verachtet ist. Weil das Sy item in seiner Blühe Aergernih gab. Und weil freier Sinn nicht fassen kann, daß sechzig Millionen so lange stramm standen wie die zitternden Baschkiren vor ihrem General Kantschukow.

DaS ist vorbei. Zweiter Gewinn; der noch größere. Wer sich das Ohr nicht verstopft, mußdiegeänderteTonart meikcn.Nach langerPausebequemt man sich miedcrzu voi sichtigerHöflichkeit. Auch dem Knirps, derden Gortscha» low mimcn möchte.istwohl vonLondon gewinkt worden: Bitte, rechtfrcundlich! Sie wissen eben, daß mit dem deutschen Volk zu thun, daö nicht mit sich spaßen läßt und,wodie?hrc aufdem Spiel steht, auch im schlimmsten Sturm

und ohne Geführten sich seinerHaut wehrt. Diese Gewißheit muhte selbst der Zweifelsucht wieder eingehämmert werden. Und wenn weiter nichts erreicht wäre, Hütte das letzte Quartal noch Bilanz und Dividende gerettet
Laß Dir, Edle und Getreue, die Lust an diesem Erlebnis; nicht ver» leiden; es auch nicht verkleinern. 48? Meinetwegen. Mir scheints eine viel ernsthaftere, zulängererundnützlichererNachmirkung bestimmte Revolution; ohnedas kosmopolitijcheTrara und Sie blutrünstigen Dummheitenvon donnemalS. National und vernünftig: mindestens so gut wie die Leistung der Jungtürken, denen selbst Udo Stolberg gratulirt hat Müssen mir uns mit Gerin» gerem begnügen? Blech Wo gehobelt wird, fallen Spähne, und wo neue Grenzen gefurcht werden, wirbelt Staub auf; unvermeidlich und ungefähr» lich. DieAbwieglerthun jetzt, alshabeirgendeinHansCade an PöbelsSpitze das Spektakel aufgeführt. Der Schwindel zieht abernichr. Alle Bundesfürsten, alle Vertreter der Königreiche, Herzog und Fürstenthümer, alle preußischen Staatsminister, selbst die konservativsten, waren einig: Sogehtsnichtweiter. Noch vordemZweitagewerk des Reichstages. Warauch höchsteEisenbahnzeit. Wenn nach mir ginge, würde der siebenzehnte November Feiertag deutscher Nation; als Tag des Erinnerns an die Neuordnung des Verhältnisses zwischen VolkundKaiser, die sich Beide mit achtbarem 'Anstand ins Nothmendige schick» ten. Die Maulwürfe, diejetzt ihreHSufchen machen, und dieWeoler, die mit Schwanz und Pfoten um Gnaden bitten, werden ihre Rechnung nicht finden. „Danke;sch on genug von der Sorte haben", sagte Friedrich Wilhelm der Dritte, derMann ewigerJnfinitioe, als ihm diePolentreue angepriesen wurde.Gilt auch fürdieWasserpolakei, aus der dieSchalmeibesonders lieblichtönt. Feine Sorte! sub, «5ä (wo ihrerZwei oderDreizusammen sind)geben auch sienatür» lich zu, daß die Operation nicht aufzuschieben war; haben Jahre lang, wie Gretchen vor der heißenStunde in MuttersHaus, was sie geschwärzt hatten, noch nicht schwarz genug gefunden. Nun soll« weiß sein; und wers glaubt, als echtSchwarzweißer selig werden. Doch dasVolkgehtnichtaufdenLeim. Das hat (weih Gott!) viele Jahre hindurch gezögeit und sich im Verzeihen geübt. So geduldig, daß Bismarck fast dieHoffnung verlor. Die rauh aus dem Vertrauen Aufgeschreckten sind mit Sentimentalitäten nicht einzulullen.
Der armeKaiserund der boseKanzler: diedümmsteLitanei.KeinVer» ständiger denkt daran, dem Kaiser eins der ihm von derVerfassung zugewiesenen Rechte zu kürzen; jeder freut sich, wenn er dem Großvater ähnlich wird, einKaiser, wieVölker und Fürsten ihnträumten,und niewiedcr einen Schatten auf die Krone fallen läßt. Daß eine Lehre, die man sich selbst zugezogen

hat, wie physischer Schmerz empfunden wird, wissen wir; Habens am eigenen Leib erfahren und können es nicht ändern. Weniger dumm als niederträchtig ist das Gerede, die Gegner wilhelminischer Jndividualpolitik huldigten dem Kanzler als einemTriumphator. Zeigt uns dochEinen, ders that!Einen, der so unverschämt fälscht wie Ihr, die herumschwatzl, S. M. habe Unwürdigen (Bashford.Spender, Hale und demHerrnvonHighcliff?) oertraut und dasganze Unglück sei nur entstanden, weil das Auswärtige Amt oieVertrauensbeweis» stücke ansLichtließ.Erstens hatsichs nicht umVertraulichkeiten, sondern umFn» terviews mitZeitungmenschen gehandelt; zweitens hat nicht der Ausdruck so er» schreckt wie derGedanke.dieVeröffentlichungnichtso wiedie Behandlung mich- tiger Staatsgeheimnisse; drittens wäre das Unglück viel größer geworden, wenn die Herren von Jenisch, Müller und Klehmet tapfer auf der Wacht ge- wesen und Dinge, die Deutschland erfahren muhte, nur Deutschlands Fein- den bekannt geworden wären. Bülom triumplmns?Kein.' Spur. Wer ihn, weil die Mitschuld nicht erwiesen werden konnte, in derDailnsache von der An- klagefreispricht, huldigt ihm noch langenicht. Wer seineNovemberallure leid- lich nennt, flichtihmnoch keinenSiegerkranz. Und wer, wenn ringsum dieKa- nonen donnern, dem Feldherrn, den er nicht absetzen kann, nicht das Sekret alter Sünde unter die Nase reibt, zeigt sich nicht als Lobhudler, sondern als Einen, der sich zu diszipliniren verm ag und Kanonenkugeln nicht für so schmack- haft und verdaulich wie Kartoffelklöhe hält. Wobei noch zu erwähnen wäre, sah immerhin Zweifel an derSachlichkeit und Selbstlosigkeit der Leute denk- bar sind, die mit dem Herrn, dem Grafen, dem Fürsten von Bülow Jahre lang in Frieden und Freundschaft wandelten und handelten und die plötzlich nun entdeckt haben, ergehöre zu Karl MariasBaßscheusal in dieWolfsschlucht. Fort muß er:mot cl'«,cji-k>. Wenn nicht früher, vom Grab der Finanz- reform,der deshalb sehr hochBetiteltedieSenseandendürrenLcibmünschen. Das wird ein heißes Streiten. Ohne ungehemmten Hochdiuck nicht mal ein halber Sieg. Kaiserliche Botschaft nach bismärckischem Muster oder, scheint dieseFormgeradeheutenichtrechtpaßlich, wenigstensMobilmachung sämmt- licher Bundesrathsgiößen für eine auch den süddeutschen Wünschen <Wasser- kraft!) angenäherte Vorlage. Damit nebenSndows Durchschnittegestalt nicht nur (fincr, der verhaßte Blockmacher von I der verhaßtere Necker von als Türkenkopf vor der Zielscheibe die Kugeln auf sich lenkt. Was ge- machtwerden kann,wirdder pro iwmo «>m(Dcincrübcrsetztmitberühmtem Takt) stets höchst Geschickte machen. Fehlt freilich die sichere Mehrheit; daß OldenburgsJanuschau und StadtrathWiemer, der ostpreuhische Kanitz und

ÄermitteldeutscheMommsennichtlange an dem selben Halfterband zu gängeln lein wüidcn, sah ein beim Stimmzcttelsammeln ergrauter Saaldiener vor- aus.Die persönlicheSchwierigkeit wird jetzt durch die Sehnsucht derWahlver- wandten gesteigert, dieinnatürlicheBeziehungenzurückverlangen. Merkmür diger ist, daß der Knigge des Umganges mit Journalisten in seiner schweren Stunde nicht so gut von der Presse bedient wird, wie man erwarten durfte. .Die mühte ganz anders für ihn insZeug gehen. Zeigen,daß stärker gesteuert werden muß, wenn die theurenKähne nicht auf Sandbänke laufensollen. Und dem schwarzen Haufen der Angreifer mit dem Ungestüm fröhlicher Offensive ^an den Kragen rücken. Dann wäre das Feld bald gemäht. Jetzt wehrt lahmer Stahl kaum dasAergsteab.AUeSohnerechtenSchmih. AlswSre den Pappen» heimern der Frontangriff verboten und den Donnersmörckischen die Walstatt zu ungestörtem Treiben überlassen. „Man sogt, er wollte sterben," Weil er aus der Gunst ist? Darüber weiß Niemand Genaues. Daß S.M. sich,nach so vielfachem Zureden, zurückhält, ist gewiß nicht zu tadeln Auch anzunehmen, daß ereinen kühlköpfigen Berather in derNähe hat. Groll? Entfremdung vielleicht; die überwunden werden könnte. WieAlles, wasein- mal kommen muhte. Wer durch die Welt getost ist, merkt eines Tages, daß der Geist sich auch ohne Ortöoeründerung sattschmausen kann. Wer überlaut geredet hat, freut sich der Wahrnehmung, daß von hohem Sitz das leise, spar» sam auf die Lippe gelassene Wort tiefer wirkt. Der durch WillföhrigkeitVer- wöhnte sieht ein, daß in einer Krisis Widerspruch Arzenei war, nicht Gift. Abwarten. Traute. Was durch die Schlüssellöcher dringt, braucht nicht immer «ahrzusein1'n>>I,,Iei>oi><I^<?Ia»,!ir>i,.'> ^ilu^t «n luitenvi^uszerloscliosos »u rol: DaS trifft noch den 1!>08 fabrizirten Nagel auf den Kopf. Giebts Leute, die demKönig einblasen, er sei von seinem Minister aufsGlatteis ge-> lockt und im Stich gelassen worden, und denen er glaubt, seine Lage müsse, so nur abermals ein mit dem Fluch beladencr Sündenbock in dieWüste geschickt worden sei, bequemer werden: um so schlimmer für ihn. Dann wäre ein An- fang, kein Ende. Dann kommt viel Traurigeres nach und die klügste Dame inPommernland hattriftigen Grund, überdie llnheimlichkeit der Atmosphäre zu seufzen. Jeder halbwegs Gewissenhafte nuiß aber offen aussprechen, daß ein neuer Sturm dasReich in festercrSchutzmehr fände als denKaiser. Denn das Volk hat sich, so weit mein Äuge langt, in sein sicheres Recht verschanzt und wird auch die Außenwälle nicht wieder opfern. Der Deutsche ist schwer- fällig, unpolitisch und hängt an alter Vertrauensgewohnheit. Ist er aber ein- mal aus dem Häuschen seines Behagen schenkenden Vorurtheils, dann ruht

Die Zukunft.
er auch nicht, bis an der Fasfade und innen jede schadhafte Stelle ausgeflickv
ist. Denn er fürchtet, sich sonst vor den Nachbarn schämen zu müssen.
Deshalb, Majori« Domus, ist der vielgescholtene Greis heute, gegen
alle Kleiderordnung, holdem Optimismus näher aleBorks getreuste Enkelin.
Und deshalb hat erdas Promemoria, tr otz dem zärtlichen Drang ins Familiäre,
vertagt; weil er ungefähr ahnte, wie durch die krejsiner Stoppeln im Advent
der Hase laufen werde. In Adolfens Waidrevier! Doch bleibtsbei der Losung 7
NichtsPersSnlichesdiesmal.AuchmederNeckischesnochStacheliges.Feierlichste
Monotonie. Mit demSpornrödcken denWitzmühsamherauszukitzeln, bleibe
den Lustigmachern. Immer hübsch, wie der Schnabel eben gewachsen ist. Also
nurschnellnochDankfürdiegulenGaben(soviel;und was ausEigenem kommt,
ist mitGekauftem, selbst aus dem feinstenLaden, doch niezuvergleichen) und
für die Absicht, Euch hier schlank zu fasten. Lottchen hüpfte, bis das Podagra
in den Knochen abpfiff. Soll ein Grand mit allen Chicanen werden; nach so
endlosem Schollener‌il. Kalt ists auch hier, dahdieOhrenganzgläsernklirren.
Aber das alte Herz heilerer «IS seit manchem Jahr. Laß Dich von den Affi«
liirten der Klüngler nicht verärgern! 1908 schließt besser als zwanzig gelobte
Vorgänger, Einsam sind wir, nichtallein: mitunsist das Bewußtsein, sah eine
harte Pflichtmit anständiger Würde erfüllt ist. Innen der nationale Wille ge>
stählt; draußen wiederalserwachsene.selbständigaufrechteMenschheitgcachtet.
Damit kommen mirnobel durch: und wenn die Welt vollTeufel war'. Profit
Neujahr dem Reich und dem Kniser (die Beide viel zu verlieren hatten); gleich
danach Rinetten und Allem,was ihr theuer ist. Wir wollen ruhig sein, nicht
mitzappeln,wennsAndereim Tanzbein juckt.uns wederinGrößenwahnnoch
in Kleinmuih verirren, nie vergessen, daß Jeder jetzt mitverantwortlich ist,
mit Artigen artig sein, auf einen Schelmen aber anderthalben setzen und das
Wort nur in die Wagschale werfen, wenns lohnt, ihm im Nothfall durchs
Schwert Gewicht zu geben. Weh der Nation, derenWort nicht mehr fürThar
genommen wird! Giltes wiederdafür, dann bleibtanch DeinJungeinKönigs
Nock; und wüßte er, daß die Kleinkalibrigen noch auf Jahre hinaus nicht ernst»
lich losgehen. „Jetzt oder nie ist derMoment, Freiheit, Unabhängigkeit und
Größe wiederzuerlangen." Am Abend von Tauroggen grüßt Dich
Dein
Moritz.

Vom ewigen Herd.

neunzehnten Januar 1855 sprach Theodor Fontane in einem Hause der berliner Friedrichstraße einen Toast, der begann:

Gott schütz' den König, unsern Herrn,
Und unser Aller Leben!
Nm emgcn Herd hat Mieder einmal
Geburtstag sich begeben.

Dem selben Mann, dessen Geburtstag diese Verse feierten, schrieb Fon< t^ne im selben Jahr, er habe die Keime, die ungepflegt im Menschen sterben und verderben, wie ein Gärtner gepflegt, auch in den gebrochensten Scherben, Nnd solches Lob hat nicht er allein aus vollem Herzen gesprochen. Der, dem dies Alles galt, mar Franz Kugler, dessen hurdertster Geburtstag der neun» zehnte Januar dieses Jahres war und dessen Todestag sich am achtzehnten März zum fünfzigsten Mal jährte. Seine Verdienste um die Kunstgeschichte mögen Fachmänner würdigen. Uns geht hier der Dichter Kugler an, dessen Lied von der Rudelsburg noch lebmdig ist, und darüber hinaus der väterliche und brüderliche Freund all der Dichter und Künstler, die in seinen Mannesjahren in Berlin zusammenkamen. Es war das Berlin, von dem auch Holzschnitte und Lichtbilder nur eine schwache Vorstellung geben können, die Stadt, von der Paul de Lagarde sagt: „Berlin mar bis 1840 und, wmn man will bis 1848, eine Stadt voll Poesie," Ich gebe auS Lagardes lebendiger Schilderung noch ein Stück, das wenig bekannt ist:

»Die Stadt zerfiel in sehr verschiedenartige Theilc, Neu»Cölln am Wasser bot den eigenthümlichsten Anblick. Der Fluß, an einem User von einer breiten Gracht begleitet, war nicht belebt, obwohl die bekannten Kähne auf ihm lagen: aber eben diese ungzgliederten Holzgestelle, auS deren Kajüten Torfrauch aufstieg, über denen Windeln und Hemden getrocknet wurden, machten den Eindruck einer ganz eigenartigen Wohnlichkeit sogar der svree: manch strammer Mann hat auf diesen Kähnen in Berlin selbst, oder während sie ihre Fracht, Torf und Obst auf der Havel zusammenholten, das Licht des Lebens erblickt. Darüber mehr Kirch» tkürme sichtbar, mehr Thurmuhren und Glocken und Glockenspiele hörbar, als nian smist in Berlin sah und vernahm. Dann die Königstadl, sehr belebt nach damaligen Begriffen, der Sitz des Kolonialwaarenhandels, der Tuchläden, der Post, des Stadt» gerichts, der Polizei' davor Straßen nach den Thoren sich dehnend, die ganz länd» lichen Eindruck machten: Vierfüßler, Hühner, Enten, Gänse auf den geräumigen Lösen, Die Friedrichstadt unendlich still: eine PuNkan,«-. Besse!-, Anhaltstraße gab es noch nicht; die Zternmarte mar noch nicht freigelegt: Garten an Zarten voll Baumbluthe und Vogelfang im Frühling, voll Trauben, Nepfeln und Birnen i,ii Herbst und nachmittags voller Kinder, welche das Wiesel mitten in der Stadl jagen konnten und nie ein Bednrfniß fühlten, frische Luft außerhalb der Stadl» mauern zu suchen. Die ganze obere friedrichstraße von wgcncinnten Viehmeister» iewohnt, durch welche die Südstadt mit Milch versorgt wurde, welche ehrerbietigst

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_025.html[18.07.2014 18:00:06]

von den grauen Hvlzstlihlcn, den Rnhesiyen ihrer Abende, aufstanden, wann der von ihnen bsdienlc Honoraliore vorbeikam, V^'ii der Alten Jakobstraße bis zun, Ichlesischen Thor das Köpenick« Feld, über das wir, aus der Pfnelschen Schwimm» anstatt heimkehrend, so manchmal hinweggeschmikl sind,'

In der Fliedrichstraße, die (man möchte es kaum glauben) unendlit, still mar, wohnte Franz Kugler, Vortragender Rith im Kultusministerium, Professor an der Hochschule für Bildende Künste, Dozent der Kunstgeschichte an der Universität, Das Haus gehörte dem alten Kriminaldirektor Hitzig, den, Freunde Chimissos und E, Th, A. Hoffmanns, und lag nah beim Bellealliarce-platz. Es barg gewissermzßen die ersten Geschlechter einer ganzen Dynastie, die, ahnlich den Familien Brentano und Mendelssohn, auf lange hinaus dem geistigen Leben Deutschlands fruchtbar sein sollte. Hitzigs Sohn mar der Archi» tekt Fiievrich, sein Enkel der Mediziner Eduard Hitzig. Bon seinen Töchtern mar eine mit dem General B«yer, dem berühmten Geodäten, verheiratriek, dessen Sohn dcr Chemiker Adolf von Baen^r, dessen Schwiegersohn der Philo-loge Otto Ribbeck mar. Und Hitzigs jüngste Tochter mar Klara Kugler, Fran-zens Frau, deren stille Anmuth die Widmung von Geibels eisten Gedichten preist. Dieses Paares Tochter hat dann Paul Heyse heimgeführt; sein Schma, ger war der Historiker Bernhard von Kugler.

Man kann von allen diesen Dingen nicht sprechen, ohne des Tunnels über der Spree zu gedenken, mohl der an Talenten reichsten Tichtergesellschajr des neunzehnten Jahrhunderts, Fontane hat sie anschaulich in zweien seiner Bücher (,,'Lon Zwanzig bis Dreißig und „Christian Friedrich Scherenbcrg") geschildert. Kugler nahm im Tunnel nach Fontanes Zeugnis; nicht ganz d,e seiner Bedeutung entsprechende Stellung ein. Er hatte etwas Allfränkisch-Goethisches. das dem besonderen Tunnclton nicht ganz entsprach. Um s« wärmer mar die Wirksamkeit seiner Person im eigenen bescheidenen Haus, wo er mit Frau Klara „am ewigen Herd" stets bereiter Gastlichkeit lebende Flammen hütete. In der höchsten Einfachheit ein Zusammenströmen geistige Kräfte. Kugler muß eine der Persönlichkeiten gewesen sein, deren Reiz noch mehr in Dem liegt, was sie sind, als in Dem, was sie schaffen.

In zwei jüngst erschienenen Büchern lebt KuglerS Gestalt, sein Haus und die Welt, deren Mittelpunkt er war, reizvoll wieder auf. Aus dem Nach» laß der beiden Theodore seines Kreises fallen uns wiederum Fruchte zu, an deren Reifen auch er betheiligt mar. Storms Briefe in die Heimath aus den Jahren bis 1861 hat Gertrud Storm ibeiKarl Curtius in Berlin! her» ausgegeben und Josef Ettlinger veröffentlicht lbei F. Fontane >^ Co, in Berlin, noch Einiges aus dem Nachlaß Fontanes, Storm und Fontane haben einan» dcr in Kuglcrs Haus kennen gelernt, und zwar, wie der Vergleich ihrer Bc» richte erzieht, in der Zeit, da Eichendorff, Kuglcrs Nmtsvorgänger im Mini»

sterium, einmal doit zu Gast war und dabei von dem jungen Heyse in Versen begrüßt wurde, deren Vortrag Heyse, nach Fontanes Zeugniß, so erregte, daß Theodor „durch den zwischen uns befindlichen Tischfutz sein Zittern fühlte".
Ter tiefe Gegensatz der beiden Meister Storni und Fontane, die Kuglers Tisch «ereinte, ist Beiden, besonders aber dem scharfsichtigen Fontane, nie verborgen geblieben, so sehr sie einander liebten und die Freundschaft sie an einander band. Gerade in seinen Tunnelerinnerurigcn hat ja Fontane eins der längsten und feinsten Kapitel Storm gewidmet und dabei das Gegensätzliche nicht verschroiegcri' das zwischen ihren Nituren war, Storms Briefe sind in all den Jahren ein einziger Ruf der Sehnsucht nach der holsteinischen Heimath, einer Sehnsucht, die sich oft wundervoll bis zur dichterischen Bision steigert, manchmal freilich auch in Dem stecken bleibt, was Fontane boshast „Husumerei" nannte, Biel äußere Misere spricht mit, wie sie auch Fontane zur Genüge kannte, bei seinem weniger auf diese T inge gestellten Temperament aber leichter überwand. Mit dem Landrath mag Storm zunächst nicht anknüpfen, weil ihm die Mittel fehlen, ihn gcle» gentlich zu einer anständigen Abendschüssel einzuladen. Und solche Quälereien, freilich ost von ernsterer Art, ziehen sich durch all die Jahre hin. Die großen Ruhepunkte sind die Weihnachtseiern Kaum je gab es wohl einen deutsch,« Dichter, der das Fest mit so tiefer Innerlichkeit und dabei in so liebevoll ausgesponnener Aeußerlichkeit beging wie Storm, der doch im dogmatischen Sinn ein dezidirter Nichtchrift war. Wir haben das Gefühl, daß ihm ein Weihnachtscst, wie es Fontane 1855 in London einsam beging, das Herz gebrochen hätte. Storm hätte das Fest gewiß nicht im Lafü Divan gefeiert, sondern sich emen Baum mit einem vergoldeten Zweig geschmückt, wie er ihn später seinen Kindern beschert hat. Die Einsamkeit, in der Storms Heiligenstädter Richte, jzhre dahingingen, mag mitschuldig daran sein, daß mir aus diesen Briefen nur rein persönliche, familiäre Ausbeute heimtragen, nicht so tiefe künstlerische Einsichten und Aussichten empfangen wie aus den früher veröffentlichten an Gottfried Keller. Wer aber Storm kennt und liebt, empfängt auch manches Neue für seine Beurtheilung. Wie er seine Kinder erzieht, sein Haus führt, sein Amt auffaßt: Das lernen wir eist hier und benutzen mit Dank die neuen Bausteine für die Persönlichkeit des großen Dichters.
Ueber den Marler, mit dem der Holstciner sich in Kuglers Haus befreundete, erfahren mir aus dein neuen Band nichts Neues, das für Fontanes Persönlichkeit besonders wichtig wäre. Die einzige Note, die in dem Bild noch fehlte, ist der leise, persönlich fontamsche Antisemitismus, wie er in den „Veränderungen in der Mark" festgehalten wird und zu dem das Gedicht „An meinem Fünfundsiebenzigsten" ein kostbares Seitenstück bildet. Beide waren freilich schon vorher durch die Zeitschrift „Pan" bekannt geworden. Die heitere S,lbstiionie, mit der sich der Mann der märkischen Wanderungen hier an die

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_027.html[18.07.2014 18:00:07]

Spitze der Ritter „von fast schon prähistorischem Adel" stellen läßt, möchten wir in dem Kranz seiner dichterischen Lebmsäußerunzm nicht missen; manches andere Gelegenheitgedicht, das nun hier veröffentlicht wird, wird nur dem intimen Fontanekenner, gewissermaßen als Paradigma, von Werth sein. Und auch Mathilde Möhring, die letzte Frauengestalt des Schöpfers von Grete Minde und Lene Nimptsch, bereichert seine Welt nicht wesentlich. Wie Mathilde, deren ganzes Kapital ihr Gemmenprofil ist, sich den Chambregarnisten ihrer Mutter, den poetisch angehauchten Rechtskandidaten Großmann, einfängt und aus dem immer Schwankenden emen ordentlichen Beamten macht: Das ist mit der alten Meisterschaft erzählt, die mir an Fontane so oft bewundert haben. Auch unter den Rebengestalten bat manche einen fein?n Zug besonderer Cha> raklerisnung. Nur der unerträglichen Mutter Möhring fehlt jede wärmere Menschlichkeit, fehlt der besondere Humor, der eins ihrer männlichen Gegen» stücke bei Fontane, den Gärtner Tön, in „Irrungen Wirrungen", mit der ganzen Wärme menschlicher Echtheit umgiebt. Mit dieser Frau Möhring ifts im Klemm etwa wie im Großen mit Jenny Treidel, die auch wiederholter Prüfung schließlich nicht Stand hält, weil der Humor, den ihr Schöpfer ihr mitgab, nicht zureicht, das Unleidliche der Gestalt vergessen zu machen; das Unleidliche im menschlichen wie im künstlerischen Sinn: fällt doch, wenn man die höchsten Maßstäbe an Kunstmerke anlegt, Beides genau zusammen.

Ob wir fre.lich diese höchsten Maßstäbe an Fontanes Erzählungen an» legen sollen, erscheint nach dieser letzten Nachlese zweifelhaft In den Studien und Aufsätzen, die dm Band schließen und ungemein wichtiges Material zu Fontanes Aesthetik beibringen, finden mir die Sätze: „Was ist ein Roman? Er soll uns, untlr Vermeidung ollcs Uebertriebenen und Häßlichen, eine Ge» schichte erzählen, an die wir glaubkn. Er soll zu unserer Phantasie und unserem Herzen sprechen, Anregungen geben, ohne aufzuregen; er soll uns eine Welt der Fiktion auf Augenblicke als eine Welt der Wirklichkeit erscheinen, soll uns weinen und lachen, hoffm und fürchten, am Schluß aber empfinden lassen, theils unter lieben und angenehmen, theils unter charaktervollen und ‚inter- essanten Menschen gelebt zu haben, deren Umgang uns schöne Stundm be> leitete, uns förderte, klärte und belehrte" Diese Worte, die etwa I>>75 ge- schrieben sein müssen, erörtern eine Frage, die nach des Dichters Zeugnissen schon im Tunnel und am ewigen Herd beh rndelt mordm ist, im Tur‚nel immer mit einem gemissen Ton leiser Nichtachtung gegenüber dem Roman. Es ist zugleich eine Frage, die in ihrer Anwendung auf die Novelle Storm Jahre lang immer wieder beschäftigt hat und die er für seine Novellenkunst so ziem- lich im entgegenzesetzten Sinn beantmoitcte. Nur haben mir bei Storm, wenn er Solches mit Schärfe ausspricht, wirklich ein ästhetisches Grundbekmntniß vor uns, wahrend Fontane nzch eigenem Geständnis; doch schließlich immer

wieder auf seine unmittelbare Empfindung sich verläßt (was ja, zum Beispiel, seinen öauserien über Theater ihren ganz eigenen Reiz giebt)^
Noch eine Stelle aus diesen literarischen Studien verdient Erwähnung; weil nur ein Dichter von Rang das Letzte aus einem Werk wie Grimms „Goethe" so herausholen konnte, wie es Fontane hier gethan hat. Min kann das, ich möchte sagen experimentelle Element in Glimms ästhetischer^B;-trachtung nicht besser charakterifiren als mit dem Bild BlondinS über dem Niagara. „Auch Herman Grimm bebt vor einem gelegentlichen Saltomoi tale nicht zurück, wenn er es nicht vorzieht, dopvelgängerisch, von den Endpunkten zweier entgegenges. Kter Ansichten aus, vorzugehen und nach höflicher Begrüßung mit sich selbst, ohne FrontveiSnderung zu den Thurmspitzcn hüben und drüben, zurückzukehren. Ein Verfahren, das zwar den Sprung, aber nicht die BeLng> ftigung des Zuschauers vermeidet. Im Einzelnen können dadurch leise^Störurigen verursacht Wersen, im Ganzen find es jene Fleckchen, die nach Art der Schön-heitpflästerchen den Reiz nur erhöhen. Wer sich auf Finessen der Farbenwirkung »ersteht, wird sie kaum missen wollen." Das ist Fontane in all KW Sloi-ic^,
Der Dichter Fontane aber spricht vernehmlich noch einmal da, wo er ganz leise spricht; in dem Sechszeiler „Mein Leben".

Mein Leben, ein Leben ist es kaum,
Ich gehe dahin als wie im Traum.
Wie Schatten huschen die Menschen hin.
Ein Schatten dazwischen ich selber bin.
Und im Herzen tiefe Müdigkeit —
Alles sagt mir- Es ist Zeit . . .

Aus diesen Zeilen klingt zugleich eine Verwandtschaft mit'Storm her-aus, der früher ähnlicher Resignation in ähnlich knapper Form Meister ward. Trotz allen Verschiedenheiten ähneln eben doH die beiden Poeten einander, denen einst der Hüter des ewigen Herdes die „Mahnung" zurief: „Die Zeit eilt mehr als Du." Weil sie in ihrem Besten keine Zeitdichter waren, leben Storm und Fontane fort und die Frage, wer von ihnen länger leben wird, braucht uns heute auch dann nicht zu kümmern, wenn wir sie mit wachsendem Abstand selbst schon nach dem Matz unserer Einficht beantwortet haben sollten. Beide haben von dem ewigen Herd, der in einem nun versunkenen Berlin die Besten an seine Flamme rief, lodernde Scheite durch die Zeiten getragen und leuchten nun aus dem undeutbaren Dämmer der Ewigkeit nachlebenden tte> schlechter« brüderlich grüßend zu.

Hamburg. Or. Heinrich Spiero,

Die Zukunft.
Der Wahlspruch der Beaumanoirs.
at jedes Geschlecht seinen eigcnvererbten Zug,
Die ötliarts hängen am Weibe, die Brlows kleben am Arug,
Die Sandors leben in Dattel und Bügel viel hundert ^>ahr,
Aber lachen können am Besten die Grafen von Beaumanoir.
Dreißig edele Dettern, blauäugig und blond von Haar,
Dreißig Grafen sitzen im Saale von Beaumanoir;
wein fließt übers Tafellaken, wein fließt die Roller herab,
Und wo dreißig Edele zechen, ists nicht wie im Kloster La Trappe.
Dreißig englische bitter sprengen am Schlosse hin,
Langweilig gar ist die Reise, ein Aampf ist Aurzweil darin,
Sechzig Lanzen legen sich an die Ganaschcn im Nu, ^
Neunundfünfzig Lanzen brechen und die Herzen dazu.
Ein Anabe allein ist übrig, blauäugig und blond von Haar.
Laut lachend reitet zum Schlosse der letzte Beaumanoir,
Lachend tritt er in die Halle und lachte als er trank-
,,Unt diesem Schluck sag ich England für ein Lachen Dank!
Allein Detter Gaston taumelt, Blut rinnt über sein Gesicht,
Er bittet um einen Helm Wassers; der englische Ritter spricht-
.was, Wasser für den Edeln?! Sauf Dein Blut, Beaumanoir!'
^ch hörte im ganzen Lcbcn kcincn besscrn Witz fürwahr!
Nicht wächst am Rhein so Edeles noch in der Normandie
Und auch in der Provence kein wein so stolz gedieh
Als Blut aus unserm Stamme; drum sei für immerdar
Der Wahlspruch meines Hauses- ,lZ«is tcm ssnx, lZouumano r!'
Hat jedes alte Geschlecht seinen eigenvererbteu Zug,
Die Stuarts hängen am Weibe, die Brlows kleben am Arug,
Die Sandors leben in Sattel und Bügel viel hundert ^ahr,
Aber lachend das Grausen besiegen kann nur ein Beaumanoir,
Freiherr Börries von üllünchhausen.^
> Aus derDriltenAuflage der.Balladen undRitlerlicheuLieder'.die bei Egon
Fleische! ^ (!o, in Berlin erschienen sind und eine Reihe der stärksten Gedichte des Frei»
Herrn von Münchhausen bringen.

Tas Temperament in der Politik,
Das Temperament in der Politik.

as man unter Temperament versteht, weiß kein Mensch, Auch die Philo»
sophen »issens nicht, obwohl jeder „Denker" eine Definition des Be»
oriffes „Temperament" zurückgelasien hat. Uebersetzt man das Wort, so heißts:
Mischung. An diese Auslegung hielten sich die Alten. Aristoteles. Lukrez,
die Stoiker, Plutarch, Galen. Sie sprachen von vier verschiedenen Saften im
menschlichen Körper, auf deren Mischung das Temperament beruhe. Dabei
sann man sich schon Etwas denken. Uebcrschäumendes Temperament: die flüssigen
Substanzen sind starker als die festen. Diese Theorie fühlt schließlich zum
Alkohol, dessen Wirkungen auf die seelischen Funktionen bekannt sind. Fußt
min auf der üblichen Klasfirunq der Temperamente in Cholerisch, Melancholisch,
Sanguinisch und Phlegmatisch, dann kann mandieFrage präzis so stellen: „Welche
Rolle spielen diese Gemüthsoeranlagungen in der Politik?" Eigentlich sollte
n-an in der Politik überhaupt nicht von Sentiments sprechen. Da haben wirS.
Lentiments: Das ist der Teufel. Das Gefühlvolle, mags brausen oder säuseln,
sollte der Staatsmann gering schätzen. Bismarck mar eine sensible Natur, aber
kein Gemüthsmcnsch, Tos hätte er sich verbeten. „Politik ist eine eminent
praktische Wissenschaft; und es ist ein gefährlicher Jrrthum, daß in der Politik
Dasjenige, was kein Verstand der Verständigen sieht, dem politischen Dilettanten
durch naive Intuition offenbart wird.' So sagte Bismarck, dems doch nicht gerade
«n Temperament gefehlt ha:. Aber der Verstand mar da; und das Wichtigste:
der Wille. Die haben die „seelischen Regungen" gezügelt. Zügellose Tempera»
mente: Das sind nur scheinbar Willensmenschen, In Wirklichkeit fehlt ihnen
die Kraft, sich selbst zu beherrschen. Wie viel mehr, einem Volk Herrscher zu
sein. Nero, Caligula. Choleriker, wenn man so will. Wenig Geistiges, viel
Thierisches. Nur Temperament, kein Verstand. Ter Caesarenmahnsinn ist
eine erzessiv gesteigerte Veranlagung ^um „Gemülhsmenschen". Bitte: ich meine
is ernst. Im Geginsatz dazu steht der vom Intellekt beherrschte Willens»
mensch. Napoleon und Peter der Große waren Gewaltmenschen. Genialisch
veranlagte Individuen, die ihre Krast in Willensakte umsetzten. Und nun
cie völlig Abgeklärten: Fridericus Rex und Julius Caesar. Bei Denen denkt
Niemand mehr an Temperament Das ist völlir, im Geistigen aufgegangen,
Tie bis an die äußerste Grenze menschlicher Eigenschaften gesteigerte Fähig-
keit, die Welt im Gehaus des eigenen Hirnes unterzubringen „Schick Dich
m die Welt hinein, denn Dein Kopf ist viel zu klein, daß sich schickt die Welt
hinein": Dieses gilt für den Durchschnittsmenschen, Das Genie hat Anspruch
auf das umgekehrte Prinzip. Aber man muß fühlen, ob man ein Genie ist,
und darf Aufwallungen des Gefühles nicht für Aeußerungen genialischer Kraft
ballen. Sonst sträubt sich die Welt, in dem von Phantasiedämpfen ange»
füllten Hirnkasten Platz zu nehmen.

Die Zukunft,

Caligula und Nero, Napoleon und Peter, Caesar und Friedlich: lauter Temperamente, wenn man so will. Aber roie verschieden in ihren Wirkungen auf die Epidermis des Erdballes! Durchgreifende Willenskraft und praktischer Verstand machen den Staatsmann. Die „Genialität" allein thuts nicht. Man lese nach, was Treitschke über Friedrich Wilhelm den Vieiten schreibt. Der große Historiker der preußischen Könige legt auf das Temperament beim Staats» mann kein Gewicht. Man darf annehmen, daß er Gründe für diese Aus- fassung hatte. Friedrich Wilhelm IV. war mehr Melancholiker als alles Andere. Dadurch hat seine Politik einen Zug der Unentschlossenheit bekommen, der ihr nützliche Wirkungen versagte. Dazu kam der Hang ins Romantische, der die Signatur der vierziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts bildete. David Friedrich Strauß veröffentlichte eine Studie unter dem Titel „Der Romantiker auf dem Thron der Caesaren". Das mar Kaiser Julian der Abtrünnige. Aber in Wirklichkeit war Friedrich Wilhelm I V. gemeint. Da Julianus Apostat« eine der liebenswürdigsten Erscheinungen in der Reihe der römischen Caesaren mar, so konnte Strauß sich den kleinen Scherz (der im Grunde aber sehr ernst gemeint war) leisten, ohne mit dem Staatsanwalt zu kollidiren. Das Enrc der Kaiserzeit liefert ungefährlichere Vergleichssubjekte als die ersten hundert Jahre. Nero und Caligula sind schon weniger harmlose Partner. Aber im Ganzen hat gerade in den Perioden, die den Caesarismus in Reinkultur zeigten, das sogenannte „starke Temperament" vorgeherrscht. Im Dampf der Gefühlt- oktionen hat sich der Welt noch niemals ein großer Geist offenbart.

Die Politik ist eine „eminent praktische Wissenschaft". Und nun sage man: Soll in der Politik der Verstand oder das Temperament überwiegen? Staatsmänner von wirklicher Begabung richten ihr Wollen nur auf die Er» langung des Möglichen; gefühlvolle Politiker, die mit dem Herzen und mit der Phantasie arbeiten, setzen sehr oft bei dem Kontrahenten die naive Trcu» Herzigkeit voraus, die sie selbst, meist in ehrlicher Ueberzeugunz, zur Schau tragen. Der „Persönlichkeitdrang" (Das heißt: die künstliche Geltendmachung der Ii- dividualität durch Anwendung äußerlicher Mittel) artet in der Politik zu Serenissimuskarikawren aus. Es giebt eine dilettirende Spielerei, die entwedcr i> Is, I.„uis Ouator?« oder !, I», Crommell frisirt wird. In der Geschichte giebts Beispiele dafür. Ich greife den Herzog Karl Eugen von Württemberg heraus, dem die „Karlsschule" und deren größter Zögling, Friedrich Schiller, eizre Folie gaben. Oder Karl den Zweiten von England. Spürt Einer noch einen Hauch von Deren Erdenwallen? Die Stärke der Persönlichkeit liegt nicht im Pathos, sondern in der Nüchternheit. Wer so groß ist, daß er sich selbst ironisirt, hat in seinem Verstände die sicherste Garantie für die Geschicke dcc Welt, Oder sagen mir Keffer: Der wird niemals sentimentale Politik machen.

Leo Zolles.

Pariser Lehrzeit,
pariser Kehrzeit.*)
vouvesu!' tönte ei durch das Bouguereau« Atelier der Akademie Julien.
"Einige Neugierige drehten den Kopf nach dem Eingetretenen; die Anderen arbeiteten ruhig weiter und stimmten nur in den Ruf ein. „l'n „ouvesu!^
Das ganze Atelier erzitterte von dem dröhnenden Geschrei.
Erst als die Pause des Modells war, sammelte sich Alles um den Neuem» getretenen. Er stach mit seinem struppigen dunklen Bart und viereckigen Gesicht bizarr von den Anderen ab.
,l)e quel ps,/s etss-vous, >Ionsieui-?" fragte der Massis der Klasse.
Er aber that, als verstünde er nicht; denn Preußen oder wenigstens Deutsch» land nennen, schien ihm gleich einer Herausforderung zum Kampf,
Deshalb sah er von Einem zum Anderen und die Wände entlang, die mit Karikaturen, gezeichneten und gemalten Akten bedeckt und niit gebrauchter OUjarbe beschmiert waren.
^D'^llverd". erwidert er schnell. Das schien der beste Ausweg.
„Von» öt,«s Lelzi«?"
,Vut,re nom, »onsieur?"
„Hlisiiiei',-
»Vous öd«« .^inörie«»?-
, »opfschtitteln,
sve?-v«us vtuäiv?" fragte der Atelicrölteste schon ungeduldiger.
..^ Aiioicli,-
vo»s öte« öäväi-ui«^
,()ui, Novüieu,-.- bejahte Heinrich. Es schien ihm zwar ein mahrer Ber» rath an seinem Baterland, aber in Anbetracht der Feindschaft ... Er konnte nicht zu Ende denken, denn ein wüstes Gejohle entstand; alle Köpfe drehten sich suchend nach einer Richtung.
Einige waren schon bei ihm und zerrten ihn zu dem Neuen hin, der in ihm eine komische Berühmtheit aus München miedererkannte.
Beide schienen nicht gerade erfreut, sich hier miederzusehen, und reichten einander daher genirt die Hand
Tann wurde aus Schemeln eine Art Altar errichtet, mvrauf Heinrich seicr» lichft als Mitglied der Klasse eingesegnet wurde. Ein Frühschoppen im nahgele» gen«n Ease machte den Schluß der Ceremonie.
Als er wieder in das Atelier zurückgc kehrt war, erklärte Bachmann seinem Landsmann allerlei Wissenswerthes. Er wies auf Einen mit breitem Rücken, tcr an einer vortrefflichen Studie arbeitete.
Aus dem Buch .Legenden >ms dein Künftlerlebeu", das Herr Lovis Corinth, de« Mann der starken Malfaust und des zärtlichen Äteraturgefiil,ls, Einer, der zugleich der Leonardo und der Rubens der modernen Kunst sein machte und ein merkwürdiges Schriftstellertalent hat, in reizvoller Ausfliittun g bei Bruno Cassirer erfchcine» läßt.

Tie Zukunft,
„II est tr^-lort!-" flüsterte er ihm so zu, daß es auch von dem Betroffenen gehört werden konnte. Was ich mir wohl daraus mache, dachte Heinrich; wenn es daraus ankommt, hau' ich ihn doch durch.
„II est exempt." flüsterte der Andere laut weiter; als er aber wieder dem verftändnißlosen Blick begegnete, bequemte er sich zu einer deutschen Niuseinander» fegung: Er hat im Salon die Dritte Medaille erhalten und ist jurnirei.
Nun huschte doch über das Gesicht des Preußen so Elwas wie Hochachtung. Das mar ja sein eigener geheimer Wunsch, so lange hier zu bleiben, bis er im Salon Etwas ausgestellt hatte und womöglich eine Ventiou IlonoraKIs in die Tesche stecken konnte.
»Wie heißt er denn?' fragte er ganz schüchtern.
„Menard, Und Der dort mit dem schwarzen Bart ist Dinet; er ist bereits riors eonenin's,"
„Und Die arbeiten hier Alle so gemüthlich unter den Anderen und lassen sich korrigircn?"
„Das ist Alles ganz gleich: wenn in Paris Jemand mit seinem Bild für den Salon fettig ist, kommt er einfach hierher arbeiten; drüben im Les^vre>Atelier in Rochegrosse"
„Donnerwetter nochmal", brummte Heinrich; „Der hatte ja in München den famosen Bitellius ausgestellt."
Er ließ seine Augen an den Arbeilen entlang gehen, längs den Karika» turen an den Wänden, und sie blieben auf einem langen Schild an der Querwand des AtelierS hasten. Mit großen Lettern war da geschrieben: ^« noinbril est I'ooil cln tor»e,"
Bachmann sah ihn überlegen lächelnd an und erklärte: „Das ist ein Aus» svruch von Ingres."
„Der Nabel ist das Auge des Bauches." übersetzte Heinrich lanainin. „Ha! Ha!" lachte er, was eigentlich nur in dem fletschen beider Reihen Zähne, die bis z:!m Gaumen frei wurden, bestand. „Das ist ja sehr gut!"
Dann aber wollte sei» Dolmetscher arbeiten und führte ihn noch zu dem Farben» und Leinwandhändler, der in einem Winkel seinen fliegenden Laden cta» bliit halte,
„Hier kmmcn Tie Alles lausen, was Sie brauchen, ob Sie »un malen oder zeichnen wollen,"
Am nächsten Sonnabend war er schon so bekannt mit seinen Kollegen, daß er bereits für die Wand karikirt wurde: als bauerischer Soldat auf rothem Hinter» grund und mit Abdrücken von blutigen Händen; darunter stand: ,,<^,,!,n,I meine", Bvuguereau fand Gefallen an dem «ro» .Xllemäud, Ein kleiner, aber fehr breiter, kräftiger Herr mit schwarzen Augen, dichtem weißen Haar und Bart, Mit schnarrender Stimme und'sarkastischem Lächeln sing er stets mit den Worte» an: ^'e r>'u»t pa« msl. vous s,ve?, clu ts,Ient", und endigte: ^OliereKo? I" csr^ctere de Ig, nsture, Klonsieur, Sirene? de« drosxes i>etites." Er selbst aber arbeitete mit breiten Pinseln wie Heinrich erzählen hörte,
Andels war den nächsten Monat Toni, Robert Fleury, Beide wechselten immer ab, wie im anderen Atelier Lesevre und Boulanger. ,vleury mar ein großer. '^>„er Mann mit dunklem, geleckten Haar und Bart urd sonorer Ztiw.me. Er

war für das Breite, Große. Die Gegensätze des Hintergrundes und der Figur;
««fache Auseinandersetzung der Töne, »pi-ene? 6e« lir««»es Iurges er, metieü
ton » ton." Er selbst aber malte mit kleinen Pinseln und strichelte die Töne
ängstlich auf die Leinwand.
Ein Aufenthalt in Paris war in den ersten achtziger fahren unier den
München« Malern zur Mode geworden; und so wäre Stiemer auch, nachdem er
ein Bild gemalt hatte, das einen gewissen Beifall bei seinen Kvllegen errungen
hatte, zu gern dorthin gegangen, wenn ihn nicht der Haß der Franzosen auf
Teutschland immer wieder davon abgehalten hatte. Alle, die nach Paris gezogen
»aren, konnten nicht genug von diesem Haß auf die deutsche Nation berichten;
a^ich die Zeitungen wncn mit Schilderungen gräßlicher Grausamkeiten angefüllt,
,^Ie suiü Lolonäig": so bitte sich ein Sachse eingeführt; und er erzählte
tznn weiter: ,Die ganze» Franzosen haben mich geküßt,"
Das mar nun doch für den ungeschlachten Oftpreußen eine harte Nuß. Er
dachte hin und her; dann kam ihm die Erleuchtung. »Ich ziehe nach Antwerpen!'
Kaum war der Entschluß gefaßt, so sührte er ihn auch aus. Aber die Zeit
dcr Rubens und Brouwer und der Historienmaler Gallait, Vertat und Leys war
hier vorbei. Nach einem halben Jahr Halle er das Nest so satt, daß es ihn nach
dein nahen Paris- zog, auch wenn Gefahren, tausendfach noch vermehrt, dort seiner
werteten. So ging er denn in den ersten Tagen des Oktobers die großen Boule»
rards hinunter durch die Porte Saint Denis, die gleichnamige Borstadtstraße, in
d e Akademie Julien.
Die ganz individuelle Lust, die den Nordseeländern hauptsächlich im Früh-
ling und Herbst eigen ist, hüllte Alles in einen vornehmen Silbcito», so daß die
Straßen mit Allem, was darai und darauf war, in jeZem Ausschnitt ein Bild
taten, das ein Malerauge erfreuen konnte.
Wie viel lebhafter ging es hier zu als in den anderen Siädten, die Hein»
r,ch gesehen Halle! Kinder spielten auf de» Troltoirs. unbekümmert um die Poli»
zisten, Männer wichen aus und eilte» geschäftig weiter. Frauen schritten einher
wie die Bachstelzen, Mädchen in Arbeiiblouse» zogen unlergesaßt paarweise da»
l in. Sie kicherten, schmatzten, sangen und verschmnufte» goldig glänzende Orangen.
ÄS« jedes weibliche Wesen ohne Unterschied des Ranges halte sich mit einem
mächtigen Cul de ausstasfirt.
Ein Gemoge von Equipagen, Droschken und Omnibussen auf dem Fahr»
dämm, ^n der Rue Faubourg Saint Deris hielten Männer und Frauen längs
den Häusern Früchte und Gemüse feil; Fleischstücke hingen an den Thüren und
Unstern der Metzgerläden; zweirädrige Laftlarren mit einem Riesenpferd oder
zweien hinter einander gespannt kreischten deS Weges. Alles zusammen verbreitete
emm warmen, modrigen Geruch, der nicht besonders erfreulich in die Nase stieg,
Tazu kam noch, daß in dem Elsten Stock des Hause«, in dem die Akademie Julien
ich besand, eine Großhandlung von Bogelbälgen war und der Dust von Kampher
Arsenik auch nicht gerade das Nthmen erleichterte,
Heinrich bewegte sich zuerst ängstlich und vorsichtig zwischen seinen Erzfeinden;
alz Preuße fürchtete er jeden Augenblick, eine Beleidigung an den Kopf geworfen
Zli bekommen, mährend die Franzosen Mieder de,» großen, stark aussehenden Menschen
a^s dem Wege gingen. Ehe aber ein Monat verflossen, war der ^ros ^Ilennrnil

Tie Zukunft.
(mir er allgemein genannt wurde) der Liebling des Ateliers geworden. Mit ilim
hrelten hauptsächlich drei Andere zusammen, Mauerbrecher, ein Schweizer, durch
seine äußere Schroffheit ein verwandter Charakter, ein anderer Ostpreuhe, Blumen»
thal, der von hinten in seiner langen Dünnheit einem Strauß frappant ähnlich
mar. und ein Oesterreicher, Bon Sambitsch, ein Gentleman der Gesellschaft. N.re
Bachmann war verschwunden,
„Oü «st IZilscKmilllg?" tönte es manchmal klagend durch die Klaffe.
„II sst tau!" echote es zurück,
Er war geisteskrank geworden und starb bald.
Der Schnee und Wind fegte um das große Nielierfenfter herum und schwere
Wolken verfinsterten den Himmel.
„OK I», I»! II t»it, noir ,n»!ntsn»r>t". rief Jourdan, der Massiv, und sah
zum Himmel empor.
„Xo>iv«»u! I^ouvuüu! ^Vlle? elwreksr le Ar»nö rsttscreur <Ie I'steliei'
I^sfevr«!" befahl ein Anderer.
Der Neue sah unentschlossen in die grinsenden Gesichter,
„>lais esl'tairiem«»!, !ttorisi«ur", rief Jourdan: „il I« f^ut/
Nach einer lautlosen Stille hörte man aus dem Nebenatelier ein schallendes
Hohngelachter und der Dupirte kam in Begleitung von Leievre»Schülern, t ic lachend
und heulend um ihn herumtanzten, wieder zurück und setUe sich beschämt an seine
Staffelei.
„^lars repossx, >l»cl«uioi»elle°, befahl Jourdan, da die,>insterniß nicht
weichen wollte.
Ein Paar griff zum Floret. Andere stellten einen Pfropfen aus und warfen
mit SoU'Srückchen nach ihm, die dann der Besitzer des zunächst liegenden Geldstückes-
lächelnd einsteckte. Pelabaum aus Marseille, der Don Juan der Klasse hatte sich
in die Nische zu dem ausruhenden Modell geschlichen.
Endlich brach das Tageslicht wieder durch die jagenden Wolken.
„II est I Iwurv, Alällsuwisells!" rief Jourdan und Alle stellten sich zur
Arbeit vor die Staffeleien. Aber die Aufforderung mußte wredirholt werden, bis
das Modell, verlegen, die Haare mit den Händen ordnend, auf das Podium zurückkam.
—«ü! üi—«?. ion b«—«—Iis! Iii—s?, ri—u—2 toujvurs/ flötete „!«
Ii^re", so genannt, weil er in Bengalicn beheimathct war, aber die kräftige Stimme
Jourdans übertönte sein Lied,
„I^s psinture I Iiuils
«st tr«s disti«!!«":
darauf der ganze Chor:
„m»is «'«st ui«r> pl»s Ke^u
r>u« I» vsinNire ir I'ssu.
Dann herrschte Stille. Jeder mar eifrig mit seiner Arbeit beschäftigt. Man
konnte eine Nadel auf den Boden fallen hören. Da: ein Pfiff wie eine Rohr»
dommel im Schilf, dann mehrere Lockrufe, Jroschgequake, Grunzen von Schweinen.
Tigergebrlill und dann ein Gemisch von Lauten, die von schrillem Pfeifen auf
Skbliisseln übertönt wurden. Ei» Hallo, als wenn der Jüngste Tag anbrechen
sollie. Plötzlich wieder lautlose Stille, daß von dem schnellen Uebergang das
Trommelfell zu platzen drohte.

. . . Der Tag gehört der Arbeit, de« Abend dem Vergnügen: Das war der
Wahlspruch Heinrichs, in den seine drei Freunde gern einstimmten.
So durchzogen sie die kleinen Theater, die O»t'>> OKävtsur«, besuchten im
^„«rtier I^»iin den ö»I Sullier und andere Lokalitäten, die ihnen von Interesse
zu sein schienen: und billig mußte es sein: denn mit besonderen Glücksgütern war
Keiner von ihnen gesegnet.
»Sambilsch", rief Heinrich. »Mauerbrecher und ich gehen jetzt nach HauS"
,Es ist aber doch hier so sein/ rief Der aus einem Winkel heraus, wo er
unter einem Wust Kon Spitzenkleidern und seidenen Schlafröcken vergraben war, daß
nur seine lange Nase und die glänzenden schwarzen Augen zu sehen waren.
„Na, dann anmsiren Sie sich,"
Als die Beiden aus dem Hause traten, mar es menschenleer; das ganze
gioge VariS schlief.
Die Stunde, in der nach Schluß der Theater die Straßen noch einmal
»on haftenden Menschen und jagenden Equipagen wie am Tage belebt wurden,
war längst vorüber. Ihre Schritte hallten durch die stille Nacht. Beide gähnten
und trennten sich an einer Ecke,
Zwei Sirenen eilten ihnen nach,
^öel Komm«! Vi«n» eli«2 moi"
Heinrich eilte mit längeren Schritten seiner Wohnung zu.
Den nächsten Morgen, am Sonntag, winde in der Akademie Julien an
einer Komposition,kizze gearbeitet.
Sambilsch erschien endlich auch, verschlafen und abgespannt. Er schob seine
Sicmelei zu Heinrich heran. Sie lächelten einander an,
„Können Sie mir bis zum Ersten aushelfen, Stiemer?"
»Sagen Sie eö aber nicht den Anderen, Stiemer."
.Für Geheimnisse bin ich das reinste Erbbegrübniß", brummte Heinrich,
»Wie sieht eigentlich ein richtiger Esel aus?" fragte er dann weiter. Er
Halle nach allen Seilen hin versucht, da? Thier und den Reiter darauf erkenntlich
hii',jumalen; aber bis dahin immer vergeblich,
»Halt, da kommt Blumenlhal! Bielleicht weiß Der es"
Dieser war während der Zeit noch länger und dünner geworden. Er war
sehr ausgeräumt und sprach seinen ostpreußischen Dialekt mit harter, lauter Stimme,
»l'st.Lel,! k'stsck!" machte ein Franzose nach und verrenkte seinen Mund
in alle möglichen Stellungen,
^l'itts-ioi »vs« l:c Ikiijziw^, lies ein Anderer,
Die drei Deutschen flüsterlen leise mit einander,
„Wie heißt denn dc>s Thema", fragte Blumenthal, der nicht mehr' wagte,
von der Seite Heinrichs zu weichen, um den Zettel an der Thür lesen zu gehen,
„Der Einzug Christi in Jerusalem', thcille man ihm mil.
»Ich Hab' mir doch gleich gedacht, daß es ein biblisches Sujet sein wird"
Heinrich, den das Borherg ^nde schon ärgerlich gemacht halte, mutzte doch
über diese Redensart, die sein Landsmann bei jeder Gelegenheit anwandte, lächeln,
»DaS ist doch auch eine Kleinigkeit für Sie, da Sie Gedankenleser gewesen
sind', erwiderte «r.
„.^j'tll Vl, IZi>»I!>,cKv

L0
Tie Zukunft,
I«, poi'tr cls Oli^isnton?
I> !> I>u ctu 8<?Iin»pe —,
»Das geht auf Sie, Stiemer", flüsterte der Österreicher Sambitsch.
In der That schien Gehässigkeit in der Luft zu liegen.
Hauptsächlich ging diese chauvinistische Stimmung von einem ^»nei«,^ aus,
der seine Militärzeit absolvirt hatte, nun in das Atelier zurückgekehrt war ui,d
mit Krastausdi ticken aus der Kaserne um sich warf.
»I' ponss?i»i I« fusil !> I» ffxeui« >I>>s «oelivus piiissieus," rühmte er
mit einer Stimme, die aus einem hohlen Topf zu kommen schien Auch auf der
Straße war eine größere Verstimmung gegen Deutschland wahrzunehmen.
Zeitung Verkäufer liefen über die Boulevards. Das Extrablatt in der Hand
schwingend, schrien sie: ^divt^?.! 1^» moit <Ie I'empvi-en,' (Zuillaume" Der
Kaiser sei seit Tagen tot. Bismarck habe eine Wachsfigur in dem historischen Eck»
fenfter in Berlin aufstellen lassen, bis er alle Angelegenheiten, die sich gegen Frank»
reich richteten, geregelt habe. Es stellte sich zwar als die Spekulation eines findige»
Zeitungverlegers heraus, aber es kam doch aus dem Gefühl des Volkes.
„Di«-ckoii^, 8ti«in«>'°, fragte Einer, «est-ee vr»i, <zus los I'russioiis onr
vol<" tout«s I, s p^nclulss ck«,ns I« I', ilveo?"
^Imbeeile, I^iss« inoi tri>„,,uil>c!" Es hörte sich an wie das dumpie
Knurren eines gefahrlichen ThiereS.
Im nächsten Augenblick war das Interesse der Klasse schon wieder auf einen
anderen Gegenstand gerichtet.
„V«i>!l I« priiiLs X»,,»! ?iv„«, d«n >c,u>-, I'rine«!^ schrien sie einem
eleganten jungen Mann entgegen. Manche verließen sogar die Staffeleien, um
ihn zu »mannen,
v^s Iii«». k'ii»^«^ I'u «s i'sl»»i'n<.', I^iin^L?^ So ging es eine
ganze Zeit, indem sie die Hauptbetonung mehr auf den .Prinzen" als auf das
llebrige legten. Er war ein Abkömmling der Karageorgemitsch aus Serbien. Sein
Aussehen mar aber mehr das eines „feschen Wieners" als das eines rachsüchtigen
Orientale».
.., „Jchschlage vor,in dieBastien»Lepage>Nusstellu»gzugehen',saglcHeinrich,
Sambitsch dehnte und streckte sich. „Ich leg' mich aufs Olir und schlaf
mich aus/
In Paris pflegten einige Wochen vor der Eröffnung des großen Saloi o
die Klubs kleinere Ausstellungen zu arrangiren, die wegen ihrev geschlossenen
Charakters oft interessanter als die Massenausstellung in dem Jndustriepalast waren.
Die lZ^i'I« clvs Leiiux-^rt» führte in jede»! Frühjahr die Schöpfungen
eines ihrer großen Toten möglichst geschlossen dem Publikum vor Augen. Dies»
mal waren die Arbeiten des jung verstorbenen Bastien-Lepage ausgestellt,
Sie fuhren auf der Imperiale eines Omnibus bis zu der Pla^e de l'Opvra
und schlenderten aus der prachtvollen Avenue de l'Op,'>:a dem Louvre zu. Die
Renaissancebauten des Schlosses bildeten ein Geviert, das zum Tuileriengartcn gc-
öffnet war. Man konnte die prachtvollen Bäume und Ztatuen übersehen. Wc-t
in der Ferne tauchte der Are de Triomphe aus,
»Früher war Das auch zugebaut', erklärte Mauerbrecher wie ein Fremdem»
sichrer, „Die Commune hat im Krieg den ganzen Krempel kaput gemacht. Hier

Pariser Lehrzeit,
kommt nächstens die Men>el>AuZstellung hin', fuhr er fort. Alle sahen interessirt auf eine provisorische Holzbaracke, in der vorläufig ein Postamt untergebracht war. Diese Menzel Aufstellung halte Meissonier gegen eine große Partei chauvinistischer Maler mit vieler Mühe durchgesetzt.
Auf dem Pont deS Arts blieben sie stehen und genossen den Rundblick, stromabwärts an der Seine, die von kleinen Dampfern und Kähnen belebt war, erhob sich der Trokadero und die goldene Kuppel des Jnvalidendoms; zur Linken beherrschte die Notre Dame das Panorama. Bor ihnen breitete sich das Quartier ^»tin au5 mit den engen Gassen, steilen, geschwärzten Mauern und den hohen Schornsteinen, die gleich Schiffsmasten in den bleiernen Himmel ragten.
Endlich kam der Einlieferungtermin für den Salon heran. Die Schüler der Akademie Julien waren aufgeregter denn je. Viele halten Bilder eingeschickt und selbst die Unbeteiligten wurden von diesem Getriebe mitgerissen, Sie stürmten in das Tekrelariat, um die Empfangsnummern anzugeben, die Jules in einem Register, mit den Namen versehen, den Lehrern übermittelte. Danach konnten Tiefe erkennen, welche Bilder von ihren Schülern wäre».
Auch die Wahl der Jury wurde lebhaft diskutirt. Jeder Franzose, der im Salon ausgestellt hatte, durfte sich mit seiner Stimme an der Wahl betheiligen. Das; eine Anstalt wie die Juliens, in der seit Jahren sich Unzählige bil» beten und Viele eine Berühmtheit im Salon errungen hatten, eine kunstpolitische Macht nicht nur für die Wahl der Jury, sondern auch für die später zu »er» theilende Medaille d'Honneur bedeutete, war wohl selbstverständlich. So unier» stützten sich Lehrer und Schüler gegenseitig. Die größte Zahl der Stimmen war immer auf der Seite dieser vier Meister.
Bvuguereau hatte das Bild Heinrichs in der Spedition, in der es lagerte, angesehen, Ec drehte die Hand hin und her, sagte aber auf die ängstliche Frage Heinrichs, ob er Hoffnung auf die Annahme haben dürfe: „^e crois Kien,-
Trotzdem dehnten sich diese Tage der Erwartung zu Ewigkeiten aus. Heinrichs Freunde Ihaten Alles, was ihnen möglich war, um die Zeit hinwegzutäuschen, aber daS finstere Ii Ifür ,^f»8^> und das glänzende ^ ssür »^m!») ging dem Wartenden nicht aus den Sinnen, Schließlich Iiis! sich sogar Blumemhal übel» reden, eine Vorstellung im Gedankenlese» zu geben, was er bis dahin stets ver-weigert halte, weil er dadurch in eine schwere Krankheit gefallen war.
Da nun aber in der Welt Alles ein Ende hat, kam auch für Heinrich die befreiende Nachricht, daß die Jun> sich die Ehre gebe, die Annahme deS Bildes ngebenst mitzutheilen. Es gab in ganz Pari« keinen glücklicheren Menschen als den Ostpreußen Heinrich Stiemer. Ec slolzirle herum wie ein Geck. Einen rich> tigen pariser Anzug wollte er sich anschauen. Bor allen Llden blieb er stehen, um vielleicht Einkäufe zu machen; aber vor den Fleischerläden hielt er am längsten an; die Farbenpracht der Rmderviertil bewundernd, dachte er nun, wieder solche Studien malen zu wollen wie in der Anfangszeit in Königsberg. Er fletschte die Zahne noch mehr, wenn er grinsend die Sticheleien seiner ahnunglofen Freunde über rohe Freßgier über sich ergehen lies,. Er dachte sich sein Theil und ließ seine Freunde ruhig weilerulken.
Jeder Spiegel an den Mauern der Häuser, jedes Schaufenster zeigte ihm

Die Zukunft,
seine eigene schwere Gestalt in ganz anderem Glänze. So sieht ein Mensch auS
aus der ersten Staffel seines Ruhnies, sagte er zu sich selbst. Den Rochegrosse
wollte er schon einholen. Das machte ihm keinen Kummer mehr.
.. . Dem Firnißtag zu Ehre hatte PelruS den Himmel von allen Wölken frei
gesegt, so dah er aus klarem Blau auf das Gewürm dieser Erde, das seinen Lebens»
weg ruhig meitnkrabbelte, mitleidig lächelnd heruntersah und überall hellen Früh»
jnhrssonnenschein verbreitete.
Auf den Champs ElysöeS waren über Nacht aus den klebrigen dicken Knospen
der Kastanien Blatter sammt den Blüthcn herausgeplatzt; an den Gestrauchen sprossen
zarte grüne Blättchen hervor; die Natur arbeitete mit aller Macht an ihrem Früh»
lingsgewand.
Heinrich betrat mit gewichtigen Schritten die Treppe, die zu den Ausstellung»
sSlen führte; obm angelangt, hielt er Umschau. Rahmen an Rahmen, oft von
unheimlicher Größe, hingen dicht an einander. Himmelhohe Leitern, auf denen
Arbeiter in schwindelnder Höhe an den Decken noch Bilder befestigten.
»Die armen Kerls, die da oben hängen", dachte Heinrich.
Zwischen Blousenmännern, die Bilder firnißten, wandelten Herren und Damen.
Bor einzelnen Gemälden wurde heftig diSputirt. Sv wenig Blick er für Toiletten
hatte: er konnte doch sehen, daß die Mode während des Frühjahres anders ge»
worden war. Der Cul war fort und die Kleider hingen lose um den Körper;
schier nackend erschienen ihm diese Frauen, weil während des Gehens die Ober»
schenke! sich deutlich in den Kleidern modellirten. Alle diese Gruppen der Be-
sucher waren von Staub umwirbelt, da die energische Reinigung erst morgen, für
den offiziellen Eröffnungtag, vorgenommen werden sollte.
Tann machte er sich auf die Suche nach seinem Bild. Er sah ringsum
auf die Cimaise, ob es vielleicht schon in diesem Saale hing; dann durchmandelte
er einen nach dcm anderen. Sie schienen unzählig zu sein. Auch mancher Mit»
schüler suchte. Jourdan kam zu ihm heran und fragte mit eigenthümlichem Aus-
druck: ^s-tu vu t» maetiine?" Auf seine Verneinung ging er wieder,
komisch lächelnd, svrt.
Endlich schien er im letzten?aal zu sein. Und immer noch hatte er nicht
gefunden. Dann machte er die Runde zurück und musterte auch schon die höher
hängenden Bilder.
Der Schweizer Mauerbrecher traf ihn. Der, schon gewitzigter, erklärte, daß
die Säle nach dem Alphat et geordnet seien und sein Saal nach dem Ausgange zu
liegen müsse.
Ein ganz großer Saal beherbergte Bilder für „S" und ‚R'. Hier mußt«
es sein. Dem Oftpreußen schlug das Herz bis zum Halse.
Mauerbrecher bekam einen Ruck in seinem ganzen Körper. Mit weit hinten-
über gebogenem Kopf zeigte er wortlos ganz hoch empor. .Donnerwetter noch»
mal! Donnerwetter!" fluch<e Heinrich.
Ganz oben a» der Decke, klein wie eine Briefmarke, hing sein Bild, Unter ihm
ein Rn'jeiischinken, ein sechsstöckiges Haus in »oller Lebensgröße darstellend, an dem
noch, aus Gerüsten und eisernen Schienen, gearbeitet wird: .I.e trsvail- von Roll,
Er wiederholte nur immer mechanisch den Fluch; und stand rsthlos.
Lovis Eorinth,

ZWin garstig Lied! Pfui! Ein politisch Siedl": so tönte es diesmal in den helle« Klang des ZügenglöckleinS hinein, das dem Jahr 190S auf seinem letzten Gang das Geleit gab. Ein politisches Jahr: deshalb wars so häßlich. Die »irihschastliche Entwickelung läßt sich von der staatlichen nicht völlig trennen; Irotz» dem sind die Beziehungen der beiden StaatskSrpertheile nicht immer so eng, daß sich direkte Einwirkungen der Politik auf die Wirtschaft feststellen lassen. Da« würde anders, wenn eine der Errungenschaften des verflossenen JahreS, der wirth» schaftliche Boykott als Waffe im politischen Kampf, sich einbllrgeite. Zunächst hat sich die Türkei dieses Mittels gegen Oesterreich bedient. Ein Stück aus den Wirren der Orientalischen Frage, die, als unwillkommene Gabe, mit in das neue Jahr hinübergniommen wird, Balkanlorgen lagerten, wie schwere Wolken, über Handel «id Wandel. Wie eine harmlose Episode muthet heule der Königsmord in Por» tugal an, der, im Februar, den Börsen einen argen Schreck einjagte. Aber man ging zirmlich rasch zur Tagesordnung über. An portugiesischen Papieren war ja nicht viel zu verlieren. Schlimmer als das Drama von der Calle Mayor war die Gefahr, die von Marokko her drohte und in dem Legionärzwisi von Casablanca nachzitierte. Dann Makedonien; und der Berfassungrummel in Persien und in der Türkei. Der Khalif hat sein Wort besser gehalten als der Schah. Das türkische Parlament ist mit einer Thronrede Abb ul Hamids eröffnet worden; und der Deutsche Reichstag hat dem .Hohen Hause" am Bosporus seinen Gruß entboten. WS« damit die Feuersbrunft auf dem Balkan gelöscht, so hätte man in stiller Beschaulichkeit die Silvesterbomle trinken können. Aber der verhängnißvolle fünfte Oktober wirft seine Schalten ins neue Jahr. Die Annexion Bosniens und der Her- zegowina, die Erklärung der Unabhängigkeit Bulgariens: noch lagert daunerledigtes trenzligeS Aktenmaterial. Die Balkankonsnenz soll erst die Entscheidurg bringen, «b die Thorr des JanuStempels geöffnet bleiben. Ob in der Zeit, da der Saft in die Bäume schießt, Kanonendonner den «holden Lenz' begrüßen wird. Serbien und Montenegro schüren das Feuer; Oesterreich bestellt, als Weihnachtgabe, neues Veschlltzbespannungmaterial bei deutschen Fabriken; Rußland höhnt JSwolskij und »artet aus den Rücktritt AehrenthalS. John Bull aber rüstet sich'gegen die deutsche Invasion. An de« Küste des Großen OzeanS sind Zwei, versöhnt, einander in die Srme gesunken: die Gefahr einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Bruder Jonathan und den JapS ist, dank de« .Geschicklichkeit' deS Deutschen Michels, beseitigt worden. »Im eignen HauS siehts böse auS." Lord Tweedmouth und der Daily Telegraph sind zu Popanzen der deutschen Kinderstube geworden; leider auch zu Rationalgespenftern, die man nur heraufzubeschwören braucht, um jegliche Hoch» »uthSiegung zu lähmen. Bielleicht gesellt sich später einmal die Finanzreform dazu, die, .auf Ne» gearbeitet", sich 1909 dem Reichstag wieder präsentiren soll. In der Kommission werden ihr Arme und Beine abgesäbelt und sie darf eS als de» sondereS Glück betrachten, wenn man ihr nicht auch noch den Kopf vom Rumpfe trennt, WaS in der äußeren und inneren Politik sich abgespielt hat, war manch» mal also zu« Lachen und manchmal zum Weinen; und daß unsere Wirtschaft ohne sichtbaren Schaden davongekommen ist, wirkt fast wie ein Wunder. 1903 war für sie eben besser alS 1907. Wenigstens einmal eine günstige Kontrastwirkung.

Die Zukunft,

Die amerikanische Finanzkrists, die das Bauwerk der Wirtschaft hüben und drüben in seinen Grundmauern erschüttert hatte, war schon in der nften Hälfte des Jahres 1908 minder heftig geworden. Allmählich wagte sich das Kapital wieder aus den Schränken des geängsteten Publikums und floß in die Adern deS ge» schädlichen Lebens zurück. Die Truftgesellschaften und Nationalbanken, die im Herbst 1907 beinahe an Blutleere gestorben waren, konnten sich wieder erholen. Die schwindelhaft hohen Zinsensätze des newyorker Marktes schrumpften zu normaler Höhe zusammen; und der wüthende Boldhunger wich einer wohlthuenden Apathie. Im März nahm die größte Depositenbank der Bereinigten Staaten, die Knicker» bocker Trust Company, ihre Geschäfte wieder auf. Natürlich kam der Uebergang von der Depression zur Gesundung nicht von heute auf morgen; und während der Rekonvaleszenz gab es noch manchen lokalen Rückfall. Die Insolvenzen der New Amsterdam Nationalbank und der Mechanics and Trabers Bank in New Jork; die Zahlungeinftellmigen der Orientalbank und der Home»Bank in Brooklyn: da sind ein paar Proben. Diese Rezidive fielen aber alle noch ins erste Viertel deS neuen Jahres. An Roosevelts Feldzug gegen die Trusts wurde man durch die neuen Prozesse gegen Rockefever und die Standard Oil Company und durch das Verschwinden des EiStruftmagnaten Morse erinnert. Die Beseitigung des Einflusses der amerikanischen Kapitalriesen blieb eben so frommer Wunsch wie die Unterdrückung der Korruption, von der umfangreiche Betrügereien eineS KassirnS der Alleghavy» National'Bank in PittSburg einen netten Begriff gaben. Im Ganzen zeigte sich drüben eine gewisse Zurückhaltung, die auch in den Borbereitungen der Präsidenten» wähl und in der Ungewißheit ihres Ausgange? begründet war. Die Industrie arbeitete mit halber Kraft; de« Stahltruft ging nur langsam daran, die zum Theil gelöschten Hochöfen wieder anzublasen. In den Fabriken ruhten die Betriebe zur Hälfte und Arbeiterentlassungen warm an der Tagesordnung. Die Auswanderung nach Amerika nahm ständig ab. Erst i» den letzten Wochen deS JahreS, als Taft gewählt war, stiegen die Auswandelungziffern wieder. Seit dem dritten November ist ein sichtbarer Umschwung in der wirthschaftlichen Konjunktur der Bereinigten Staaten eingetreten. Jetzt erst scheint die Depression überwunden. Dicke Rauch» wölken lagern über den Jndustrieftätten des Westens, PittSburg, Chicago, Boston, Milwaukee; neues Leben ist in den Hochöfen und Walzwerken, in den Dynamos und Turbinen erwacht. Harriman und Morgan sind wieder obenauf. Die »Bater» landsverrSlhn" von vorgestern. George Gould hat abdanken müssen. Seinen Bahn» gesellschasten fehlte eS an Geld und neusö Kapital war nicht aufzutreiben, weil das Publilum sich gegen die Reize neuer Eisenbahnpapiere unempfindlich zeigte. Die zum System Gvulds gehörigen Bahnen (Great Northern, Western Maryland, Wabash and Pittsburg) mußlen sich insolvent erklären. DaS selbe Schicksal traf die Erie>Bahn. Helfer in der Roth wurden natürlich Hartman und Morgan. Von neuen amerikanischen Emissionen hat man, unter den geschilderten Verhältnissen, nur wenig gehört. Die Pennsylvaniabahn brachte 40 Millionen Dollars Vierpro» zentige Bonds heraus und d,e Canada>Pacific>Bahn erhöhte ihr Aktienkapital um 30 Millionen. Nun erwartet man allerlei Reforme». Der Zolltarif soll revidirt und ermäßigt werden. Andrem Carnegie, der Stahlkönig von Pittsburg, ist als BorkSmps^r des Freihandels aufgetreten. Zuerst sollen die Stahlzölle herabgesetzt werden. Und Thomas Lawson macht gegen den Stahltruft, das »blutdürstigste

lg,18.
3,)
Ungeheuer der Welt", mobil. Jm Herbft predigte der wackere Bostoner die Häufle;
zur Weihnacht bescherte er der Chriftenwelt eine innige Sataftrophenpiedigt,
Aber Amerika denkt nicht daran, sich in kritische Situationen zu begeben.
Der internationale Geldmarkt hat Ruhe vor den amerikanischen Finanzwechseln
gehabt. GoldjKge, war im vorigen Jahr Deutschland. Die Deutsche Reichsbank
zog daS gelbe Metall mit einer Macht an, wie man sie in früheren Zeiten kaum
je erlebt hat. Die Tage der RekordzinssKtze waren vorüber. So konnte man in
Mußе daran gehen, die GoldvorrSthe aufzufüllen, um der.Kritik" gerecht zu werden.
In England mar der amtliche WechfelzinSfuß, de« Ende 1907 »och 7 Prozent be»
tragen hatte, am achtundzmanzigsten Mai auf 2'/, Prozent ermäßigt worden. Auf
diesem Niveau hat er sich bis heute gehalten. Die Bank von Frankreich war schon
mn dreiundzwanzigsten Januar wieder im Besitz ihres normalen Diskontsatzes von
3 Prozent; und die Deutsche Reichsbank verließ die Rekordhöhe von 7V» Prozent
und ging, in ein» bis zweimonatigen Etapen, bis auf 4 Prozent zurück. Dieser
Satz hat biS zum Jahreöende gegolten, so daß der Jahresdurchschnitt 4,77 Prozent
(gegen 6,03 im Jahr 1907) betrögt. Der Privatdiskont erreichte seinen niedrigsten
Stand von 2'/. Prozent Mitte November und wird, im Durchschnitt deS Jahres,
nicht erheblich über 3'/, Prozent hinausgekommen sein, so daß er um mehr als
lV» Prozent hinter dem vorjährigen Durchschnitt zurückbleibt. Die Reichsbank
konnte ihre Position wesentlich kräftigen; allerdings auf Kosten der Dividende. Aber
an die darf man bei einem so .gemeinnützigen" Unternehmen überhaupt nicht denken.
Der Metallbeftand des Eentralnoteninftituts ging seit Mitte Mai deS JahreS nicht
mehr unter l Milliarde zurück und war am Höchsten bei 1144 Millionen Ende
Eeviember Im Jahr 1907 betrug der durchschnittlicle Metallvorrath nur 843
Millionen, während die Höchstgrenze schon mit 985 Millionen erreicht war. Am
dreißigsten November 1907 war der niedrigste Pegelstand (678 Millionen). Im
Jahr 1908 zeigte der Ausweis vom dreißigsten November Metall im Betrage von
1987 Millionen. Im Jahr 1907 wurde die Steuergrenze fünfundzwanzigmal über»
schrillen, im Jahr 1908 nur fünfzehnmal, so daß die zu zahlende Notenfteuer im
Ganzen wohl um 3 Millionen Mark hinter der Summe von 5,60 Millionen deS
JohreS 1907 zurückbleiben wird. Auch in der Veränderung der Anlagekonten des
Institutes zeigte sich die geringere Belastung des Geldmarktes. Nu« daS Reich hat
mit seinen Accepten die Bank so stark in Anspiuch genommen, daß der Effekten»
bestand eine Rekordhöhe von mehr als 350 Millionen erreichte. Weder die Wechsel»
anlagen noch die Lombarddarlehen halten im Jahr 1908 solche Bedeutung wie
oas Effektenportefeuille. Die Ursachen sind bekannt: die mangelhasle Struktur der
Reichsfinanzen und die kläglichen Versuche, dem Reichshaus eine festere finanzielle
Grundlage zu geben. Die Veldplethora aber war nicht nur durch das Nachlassen
der amerikanischen Spannung und durch die geringeren Ansprüche der Industrie
bewirkt, sondern zum Theil auch durch die Zunahme der Goldproduktion. Die
Goldausbeute im Transvaal, zum Beispiel, die 1907 schon von 24'/, «uf 27V, Mil»
lionen gestiegen war, wird sür 1908 auf 29 Millionen ^ geschätzt. Die Pro»
duklionländer lieferten also mehr und die Wirthschaft brauchie weniger Bold; der
so entstandene Ueberfluh bildet eine Reserve für das Jahr 1909. Das gehört mit
zur »finanziellen Kriegsbereitschaft", von der 1908 mehr gesprochen wurde, als vor
der Thatsache, daß das Ausland mit geschärften Sinnen den deutschen Stimmungen
3'

»«

lauscht, verantwortet werden konnte. Die Bankenquete hat die kommenden Be»
rathungen über die Verlängerung des Reichsbankprivilegs vorbereitet. Ihre posi«
tiven Ergebnisse stnd nicht bekannt geworden. Wahrscheinlich bergen sie keine über»
raschenden Neuheiten. Jedenfalls gehört ein Depositengesetz nicht zu den Geheimnissen
der Enquete. Die Bankdirekioren brauchen sich darüber also keine Sorge zu machen.
Mit einer soft beängstigenden Intensität suchten die deutschen Bundesstaaten,
Preußen an der Spitze, die Chancen billigeren Geldes für ihre Anleihrgeschäfte
vorwegzunehmen. Denn im Januar war der Reichsbankdiskont noch immer 6'/, Pro»
zent: und gerade in diesem Monat regnete es förmlich deutsche Anleihen Schon
am vierten Januar erschien Herr von Rheinbaben mit seiner berühmten .Schuld«
buchanleihe", Appell an das Kapital, ohne Mitwirkung des sonst obligaten Preußen»
konsortiums. Eine Anleihe i. ciuierötiori. Das Kapital sollte die Höhe des An»
leihebetrages selbst bestimmen. Das war äsroisr ori. Dazu eine Staffelung des
Zinsfußes K I» Eoschen»Konsols. Die ersten zehn Jahre 4 Prozent, dann 3'/,
«nd zuletzt 3'/,. Alles funkelnagelneu für Preußen»Deutschland. 181 Million»
wurden gezeichnet. Die erste Notiz, am fünften November, meldete 100,60. Zum
Schluß 101,25. Im April kamen Reich und Preußen mit SSO Millionen. Da
erschienen, seit 1897, die ersten virrprozentigen Konsols (400 Millionen), dazu vier»
prozenlige Schatzanweisungen: 200 Millionen (davon wurden am zwanzigsten Juni
100 Millionen z» 99,40 aufgelegt) und eine vierprozentige Reichsanleihe: 250 Mil»
lionen. Der Zeichnungpreis betrug 99,30 und 99 SO Prozent. Und die lieber»
zeichnung der ersten 6S0 Millionen war mäßig. Man stand noch unter dem Druck
des würgenden Zinsfußes vom Winter 1907; und der Ausgabekurs verlangte Kon»
zessionen. Die zweite Hälfte des Jahres brachte dann den Ausgleich: vierprozentige
Konsols und Reichsanleihe gingen zu 102'/» Prozent (3 Prozent über dem erste»
Preis) ins neue Jahr. Vis Mitte April waren für rund 1300 Millionen Mark
neue deutsche Staatsanleihe emittirt. Mehr als das Doppelte des Jahres voiher.
Und von den Emissionen des ersten Halbjahres, im Nominalbetrag von 22S7Mil»
lionen (gegen rund 1100 Millionen im Jahr 1907), entfiel der größte Theil auf
festverzinsliche Papiere. Der vierprozentige Typus für öffentliche Anleihen und
der 4'/,Prozentige Zinsfuß für Obligationen, bei niedrige» Ausgabekursen, war
eine Konzession, die dem Kapital gemacht werden mußte, obwohl die Geldsötze sich
ermäßigt hatten. Wenn der Kapitalmarkt erst einmal auf einen neuen Renten»
typut eingeschmoren ist, läßt er sich billigere Bedingungen nicht gefallen. D«aut
erklärt sich der Widerspruch, der zwischen der Entwickelung der Zinsensütze auf de«
Geld- und auf dem Kapitalmarkt während des ganzen Jahres herrschte. Ein Rovum
war die Deutsche Schutzgebietanleihe, von der 30 Millionen zu 99 Prozent zur
Zeichnung aufgelegt wurden. Auch daran muß man sich langsam gewöhnen.
Das Ausland hat den deutschen Geldbeutel nur müßig in Anspruch g,nomine».
Die Türkei erledigte verschiedene LorschußgeschSfte mit de« Deutschen Orientbank
»nd der Deutschen Bank. Oesterreich und Ungarn brachten neue vierprozentige
Kronenrenten heraus und stritten sich, bis zum Jahresende, über die Frage der
Vanktrennung Positivere Erfolge als auf diesem Vebiet wurden in der Eisenbahn»
Verstaatlichung erzielt. Staatsbahngesellschaft, Nordrveftbahn und Südnorddeuisch«
Verbindungbahn waren die Objekte der.Fiökalisirung' im Jahre 1908. Die DtS»
koutogesellschaft und Bleichroder übernahmen 70 Millionen Francs vierprozentiger

Rumänen. Ein unschuldigeres Vergnügen als die Emission einer Sao PauIo»An»
leihe lzur Besiegelung des Fiaskos der berüchtigten Kaffeevalorisation), die i»
Berlin, nach .starker Ueberzeichnung" (von wem?), als einer der letzten .Emission»
erfolge" des Jahres gebucht wurde. Eine fünfprozentige Buenos-Aires'Anleihe
von 750 000 ^e? hatte in Verlin ein besseres Schicksal als eine fünfprozentige bra»
Manische Anleihe von 4 Millionen ^ in London. Bon der mutzten nämlich die
Garanten ganze 90 Prozent übernehmen. ?«or ^«Ko Lull! Rußland hat uns
seine neue Anleihe von 450 Millionen Rubeln noch kurz vor Jahresschluß in Aus»
ficht gestellt. Man erwartet die osfizielle Anzeige jeden Tag, ohne Eiregung und
ganz ohne Furcht, daß das Zarenreich, gleich nach der Anleihe, Pleite mache»
könne. Die Bankerotpropheten sind in den «Korns m^stieus versetzt.
Die Banken haben an den AnleihegeschSsten der Staaten, Gemeinden und
Jnduftriegesellschaften mehr verdient als gewöhnlich in solchen Füllen, Die Boni»
fttation betrug meist 1 Prozent; und der niedrige AuZgabekurs sicherte die glatte
Unterbringung der neuen Pap'ere und bot Chancen für den eigenen (späteren) Bn»
kauf. Was an Wechsel» und Kontokorrentzinsen weniger eingenommen war, wurde
durch die niedrigeren Paffivzinsen, die die Banken selbst zu zahlen hatten, und durch
die guten Erfolge des Effektengeschäftes ersetzt. Die industriellen Kredite wurden,
in der Form von Obligationen und Aktien, auf das Publikum abgewälzt. Die
Banken reinigten auf diese Weise ihre Debitorenkonten; die Jndustriegesellschafte»
verringerten die Kreditoren. Die starken Beilufte an Effekten und Außenständen,
die 1907 bei mehreren Instituten hohe Rückstellungen und Abschreibungen ersor»
dert hatten, fehlen diesmal; an ihre Stelle sind hier und da sogar Gewinne ge»
treten. Die Abnahme der Kreditoren und Depositen (eine Folge der Ermäßigung
deS Zinsfußes, die Spargeld aus den Konten der Banken dem Anlagemarkt wie-
der zutrieb) hat der Verschönerung des Status eben so gedient wie der Rückgang
der Acceptverbindlichkeiten, der mit der Verringerung der industriellen Kreditan»
spruche zusammenhängt. Im Ganzen dürfen die großen Finanzinstitute mit dem
Sigebniß des Jahres 1908 zufrieden sein. Die Dividenden haben keine Einbuße
zu befürchten. Auch der Schaaffhausensche Bankverein wird keine Enttäuschung
bringen, trotz dem Reinfall mit der Dresdener Bank, dem Rückgang der Divi»
dende von Erkelenz (von 4 auf 1 Million) und dem Fiasko mit der Solinger Bank.
Das mar eine der Insolvenzen des vergangenen Jahres, die weniger Grund zur
Heiterkeit boten als die Auflösung der Gemeinschaft zwischen Dresdener Bank und
Schaaffhausen. Bon einem Drang zu neuer Konzentration war im Reich der Groß»
danken nichts mehr zu spüren. Um so lebhafter ging es in der Provinz zu. Die Lei»
ter der bauerischen Institute gehen wacker auf die Dörfer, um sich Borposten sür den
Pfandbriefabsatz zu sichern. Beinunft ist hier schon längst Unsinn geworden. Das
haben einzelne Bankherren wohl erkannt; aber sie müssen den tollen Tanz mitmachen,
um nicht überrannt zu melden. Das stärkste Temperament in der Provinz ist die
Magdeburger Privatbank. Die will im Blitzzugtempo Großbank werden. Im
vorigen Jahr gliederte sie sich die Wechslerbank in Hamburg und die Erfurter Bank
an, erhöhte ihr Kapital um Millionen und wandelte den Weimarer Borschuß»
und Sparverein in eine Aktiengesellschaft mit 3 Millionen Kapital um. Kapital»
erhöhungen gab es auch bei der Berliner Handelsgesellschaft (10 Millionen), der
Deutschen Nationalbank in Bremen (6). der Westfälischen Banttommandite Ohm,

Hernekamp S, To. (3), der Rheinischen Hypothekenbank (5,40), der Süddeutschen Bodenkreditbank (Z), der Bereinsbank in Nürnberg (3 Millionen). Die Absicht, die berliner Bankfirma Abel Co, in die Hessische Bank in Darmstadt aufgehen zu lassen, wurde nicht ausgeführt; andere Privatbankgeschäfte aber verschwanden im Rachen des Molochs Aktienbank. DaS angesehene Bankhaus Doertenbach in EWU» gart wurde in eine Aktiengesellschaft mit 4 Millionen Kapital umgewandelt und der Hessische Bankverein entstand durch die Verschmelzung zweier Privatfirmen. Die Diskontogesellschaft übernahm ein kleines berliner Bankgeschäft und der Schaaff» hausensche Bankverein begann eine Serie von berliner Depositenkassen mit der Ueber> nähme der alten Bankfirma Blumberg Ä Golmick. Insolvenzen und Defrauda» tionen sorgten sür eine Decentralisirung des Bankenkapitals. Die Solinger Bank, die Deuß.Kalker Bolttbank, das Bankgeschäft Siegmund Fliedberg in Berlin, die Bankfirma Gebrüder Klopfer in München, das Bankhaus Gebrüder Oppenheim in Mainz (das von der Bankfirma Bamberger K Co. in Mainz übernommen wurde), die Bonner Bank für Handel und Gewerbe und die Firma I. F. Hagemann in Hildesheim: da sind die »Toten des Jahres*. Durch ungetreue Beamten wurden die Mitteldeutsche Kreditbank (S««0«0 M.) und die Dresdener Bank (200 000M.) geschädigt. DaS Svekuliren der Angestellten soll wieder mal bekämpft werden; aber da wird wohl Alles beim Alten bleiben. Die Manipulationen des Hirrn Röchelte in Paris und der Zusammenbruch seines Bankhauses (mit 100 Millionen Passiven) wirkten monumental im Vergleich mit den deutschen Insolvenzen.

Daß de« Kapitalbedarf der Industrie nach gelassen habe, sagte ich schon, Be» sonders ungünstig war die Lage des Montangewerbes. Tas Kohlensyndikat hielt bis zuletzt an seinen Hochkonjunkturpreisen fest, und als schließlich die Ermäßigung kam, wars zu spät und zu wenig. Nur der Eisenindustrie wurde, durch die Her» absegung der Preise für Hochofenkoks und Kokskohlen, ein gewisses Entgegenkam» men gezeigt. Das Eisengewerbe war l9«8 aber auch in besonders unbequemer Lage; daher die steten Preisermäßigungen. Schließlich ist der Konsum durch die nie» drigen Preise wohl etwas angeregt worden; aber bei stark gesunkenen Preisen können die Hochofenwerke natürlich niemals auf ihre Rechnung kommen. Die Auflösung des düfseldorfer Roheisensyndikates gab der Konjunktur den letzten Stoß. Wenn auch das siegerländer und das luxemburger Syndikat erhalten bleiben (nach vielen Mühen), so sehlt dem Eisenmarkt doch die eigentliche Stütze, wenn es nicht gelingt, das Roheisensyndikat wieder zusammenzuleimen. Die Aussichten sind lei» der schlecht. Auch die Hoffnung, eine Syndizirung des Stabeisens zu erreichen, ist nach den vergeblichen Versuchen des Jahres 1908 gesunken. Neben so uner» freulichen Erscheinungen kam die endgiltige Erledigung de« Hiberniasache und der Hüttenfrage (zu Gunsten der Huttenzechen) kaum zur Geltung. Bon Fusionen hörte man nicht viel. Alle überragte die Vereinigung Deutsch'Lux mit Luise Tiefbau, die von einer Sapitalsvermehrung um 26 Millionen begleitet war. Der Borschlag, den Bergisch'MSrkischen Bergwerkverein mit der Bergbaugesellschast Friedrtchsegen zu verbinden, wurde einstweilen abgelehnt. Wo Kapitalsvermehrungen beschloffen wurden, dienten sie im Wesentlichen zur Ablösung von Bankschuld«; die wurden dann durch 4>/k Prozentige Obligationen ersetzt. Viel besprochen wurde die erste Aus» gäbe neuer Aktien bei der Laurahütte (9 Millionen), die mit einer Ablösung der Gründerrechte verbunden war. Harpen gab 7,80 Millionen neue Aktien auS, um

die Zecken Victoria und Kobold zu ermnven, Ter Bochumer Berein nahm eine Anleihe von 10 Millionen zum Ausbau des Grubenfeldes Teutonia auf. Die Dortmunder Union unifizirte ihre Anleiheschulden mit Hilfe einer neuen Emission von 18 Mill onen Mark Obligationen: und die Firma Friedrich Kiupp in Essen gab «ine neue vieiprozentige Anleihe im Beirag von 60 Millionen aus. Die Divi» denken der Juligesellschaften zeigten, daß der Konjunkturrückgang kein leerer Wahn ist. Bochumer gaben IS (16'/«). Phönix 11 (17), Rheinische Stahlwerke I I (IS), Hoe,ch 14 (18), Hohenlohe 9 (11 >, Halpe 7'/- (12), Rombacher 9 (14), Westfälische Drahtmerke 10 (28) Prozent. Die Schwiirigkeit der geschäftlichen Verhältnisse wurde auch durch die Auslösung mancher Interessengemeinschaften erkennbar. Die haben eine Belastungprobe vielfach nicht ausgeholten. Die Oberschlesische Eisen» bahnbedzrksgesellschaft trennte sich von der Fnma Steffens Nolle in Berlin: und die beiden Koppelfirmen, Orenftein <K Koppel und Arthur Koppel, wollen einander verlassen oder sich vermählen. Den letzten Anstoß dazu gab der Defraudant Fritz Kluge, der bei Arthur Koppel eine^ieihe kostspieliger Geniestreiche verübt hat In der Maschinenindustrie hat der Drang nach Konzentration erst im vorigen Jahr begonnen (Benrather Maschinenfabrik» Märkische Maschinenbauarftalt »Duisburger Maschinenbauanstalt). Dah im Kalisyndikat ein fauler Friede geschloffen wurde, muh ermähnt werden. Faul zwar, immerhin aber der ersehnte Friede.

Der Eleknizitätinduftrie ging «s noch gut. Die großen Firmen, besonders die A E>G, prSsentirlen sehr erfreuliche Abschlüsse. An'großen Finanztransaktionen fehlte es nicht. Die B E»W gaben für 32'/, Millionen neue Papiere aus; die AEG emittirte 4V»prozentige Obligationen im Betrage von 15 Millionen; so tdat auch Schuckeri: Siemens S. Halske erhöhten da« Aktienkapital um 8'/, Mil» lionen: Bergmann (vielleicht etwas zu eilig) um 7 Millionen; Lahmeyer gaben Obligationen und Aktien (zusammen 10 Millionen) aus; eben so die Elektrizität» LieferungSgesellschafi. Die Deutsch-Uebeiseeische brachte eine fünfprozentige An» leihe von 25 Millionen. Neue Kraft» und Kraftübertragungwerke (Laufenburg mit 18 Millionen Francs Kapital) wurden gebaut und auf die Elettrisirung der Stadt», Vorort» und Fembahnen (Baden! große Hoffnungen gesetzt. Der Bau der ham» burger Stadtbahn wird von der AE<G im Bunde mit Siemens <K Halske aus-geführt. Die Elektro'TreuhandgeseUschaft soll der elektrotechnischen Industrie den Pfad zu neuen Aufträgen zeigen. Eine weite Perspektive eröffnet sich der G/win» nung von Zalpeter aus dem Stickstoff der atmosphärischen Luft. Diesen neuen Weg werden Elektrotechnik und Chemie gemeinsam gehen. Dir Gründung der Bayerischen Stickstoffwerke in München, an der die Cuanid'Gesellschaft in Berlin und Siemens Halske betheiligt sind, soll den neuen Industriezweig möglichst schnell zu Blüihe und Frucht bringen. Die Badische Anilin» und Sodafabrik hat, zu einem Shn» lichen Zweck, eine reue 4V,prozentige Anleihe im Betrag von lö Millionen auf> genommen Die Bereinigung der Höchster Farbwerke, die ihr Aktienkapital um 1<V/, Millionen «höhlen, mit der Aktiengesellschaft Kalle 6 Co. in Biebrich durchbrach die neue Regel, nach der die Form der Interessengemeinschaft schon wieder veraltet sein soll. (Oder wurde Karl Füistenberg mißverstanden?) Werden Aoyd und Hapag sich einmal die Hände reichen? Daö vorige Jahr war ein Bußjahr für Beide. Vermehrung der Schulden um 25 und 20 Millionen zu 4'/» Prozent und Verkürzung der Einnahmen? eine so beträchtliche, daß beide Gesellschaften wahr»

4«
DK Z»K»ft,
schetnlich dividendenloS bleiben werden. Nun hofft man auss nächste Jahr. Das soll mied« normaleAusmanderung bringen,daAmerika nicht mehr <Z«vri, sondern up geht. Die Börse hat Politik und wirlhschaftlichen Niedergang ganz gut Sbn» standen Auch die am eisten Juni 1908 Ereigniß gewordene Börsennooelle schadete ihrem Wohlbefinden nicht, obwohl man sich, nach all dem Ringen und Würgen, aus ein nützlicheres Produkt gefaßt gemacht hatte. Man freut sich des wiedergewon» nenen Terminhandels und laßt die Getreidebörse in ihrer Trauer allein. Jakob Placzek aber, einer der letzten Börsenspekulanten größten Stils, konnte sich über das Ende deS von ihm bitt» gehaßten Börsenreg stsrs nicht mehr freuen; den» er starb im Herbst dieses Jahres, ohne, seit seiner freiwilligen Verbannung aus den BörsenrSumen (eben wegen des Börsenregisters), das HitzighauS wieder oe» treten zu haben. Eine kleine Tabelle zeigt die Kurse am ersten Tag des Jahres und am Tag der olfiziellen Annexion Bosniens und der Herzegowina:

2, Januar
S, Oktober
- 19. De,ember
190»
I9c»
^ 1908
DiSkontokommandit
170,60
177.90
179,4«
4- «.«>
Darmstädter Bank
I2SS1
12»,-
128.25
4- 2,65
Deutsche Bank
22»A>
23»,«
24«,2S
4- 11.75
Dresdener Bank
IZ7.S0
147.40
l I47S
4- 9.S5
Bochumer
IS9L0
224,10
2IS,40
4-29^0
167.25
IS0.I0
1^2,9«
4- S.S5
I60.I«
171.40
162,40
4- 2^0
183.—
192.5«
ISS.5Z
4- 5^0
I4l.-
157.75
153,90
4- I2L«
196,5«
224.75
2I»,25
4- 21.75
173,75
202.75
204.3«
4- 3,L5
Lloyd
104,««
»2.4«
SS.90
- 15.70
Packctsahr,
II6L5
104,4«
110,30
- 5.95
3»/„ Sieichsanleihe
»3.10
83,«,
»5.3«
4- 2,2»
Z>/,°/„ RrichSanleihe
94.-'
92,5^
94^0
4- «.5«

4°/„ Russen von 1902
»0^5
81,90
83.70
4- 3.45
4'/.°/» Russe» von I90S , , . ,
93.50
96,1«
97.10
4- 3,60
Das neue Jahr Hat manche Frage zu beantworten. WirdS Krieg gebe»
oder wird uns der Friede erHilten bleiben? Und wie tief werden die neuen Steuer-
lasten ins mirthschaftliche Leben einschneiden? Daß die Flüjstgkeit des Geldes der
industriellen Thätigkeit aufhelfe, ist ein Wunsch, der nicht vor der Schwelle des
neuen Jahres Halt machte. Denn daß es der Industrie schlechter geht, ist eine nicht
zu leugnende Thatsache. Schlechter; nichti schlecht. Und es giebt kluge Bankleute,
die sogar sür 1909 wieder einen .Ausschmung" hoffen. Auch Pessimisten freilich:
in Fülle sogar. Die nächste KurSzestaltung wird davon abhängen, ob die Börse,
wenn sie die ersten mageren Januardividenden sieht, einen Schreck bekommen oder
sagen wird, diese weniger günstigen Resultate seien von ihr ja schon'in den Kursen
ausgedrückt; ob sie also standhaft bleiben oder die Kurse herabdrücken wird. Im
Uebrigen aber hat der Staatssekretär Dernburg ja den Weg gezeigt, aus dem man
in kurzer Zeit aus aller Misere herauskommen kann. In den Diainantengründen
von Südwestafrika liegt unsere Zukunft, Wer wollte da an dem Heil verzweifeln?
Lado»,
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur! M. Haiden in Berlin. — Verlag d« Zuklinkt t» Berlin.
Druck von B. Bernstein in Berlin.

Erdbeben.

Dichtung und Wahrheit.

lalien ohne Sizilien macht gar kein Bild in der S eele! hier ist der Schlüs»
, sel zu Allem." Goethe spricht. Am zweiten Apriltag des Jahres 1787 ,
kommt er von Neapel und ficht aus entzücktem Auge dieKönigin der Inseln,
lieber den Buchten, Landzungen, Vorgebirgen blaut ein klarer Duft alle
Schatten. Die von hinten erleuchteten Baumwipfel wogen vor den dunklen
Gebäuden hin und wieder wie große Massen vegetabilischerJohanniswürmer.
DieLukt ist mild,warm und wohlriechend,derWindlau.MitZitronenhecken,
Oleander, Maulbeerbäumen im ersten Grün, Ranunkeln und Anemonen em»
pfängt die Königin ihren Gast. Der dlinkt sich in einem Paradies. Bei Gir-
genti hat er einen so herrlichen Frühlingsblick wie nie durchs ganze Leben.
„Der Lein ist schon reif. Der Äkanth hat seine prächtigen Blätter entfaltet.
d>»>5«Ia t>uiic->'!l mächst üppig. An den Feigen waren alle Blätter heraus
und die Früchte hatten angesetzt. Sie werden zu Johanni reif; dann setzt der
Baum noch einmal an. Die Mandeln hingen sehr voll; ein gestutzter Karu-
benbaum trug unendliche Ichoten. Die Trauben zum Essen werden an Lau-
ben gezogen, durch hohe Pfeiler unterstützt. Melonen legen sie im März, die
im Juni reifen. In den Ruinen desJupitertempels wachsen sie munter ohne
eine Spur vonFeuchtigkeit. Eine Strecke, nachdem wirGirgenti verlassen, fing
der fruchtbare Boden an. Es sind leine großen Flächen, aber sanft gegen ein-
ander laufende Berg- und Hügelrück,'», durchgängig mitWeizen und Gerste
bestellt, die eine ununterbrochene Masse von Fruchtbarkeit dem Auge dar>
bieten. Der diesenPflanzen geeignete Boden wird so gcnntztund so geschont,

daß man nirgends einen Baum sieht; ja, alle die kleinen Ortschaften und Wohnungen liegen aufRücken derHügel,wo eine hinstreichende Reihe Kalk» felsen den Boden ohnehin unbrauchbar macht." Ueber Catania und Taormina gehts nach Messina. Da gabs „gleich beim Eintritt den fürchterlichsten Begriff einer zerstörten Stadt; denn wir ritten eine Viertelstunde lang an Trümmern vorbei, ehe wir zur Herberge kamen, die, in diesem ganzenRevier allein wieder aufgebaut, aus den Fenstern des oberen Stocks nur eine zackige Nuinenwüste übersehen lieh. Außer dem Bezirk dieses Gehöftes spülte man weder Mensch noch Thier; es war nachts eine furchtbare Stille." Belebt und angenehm ists nur außerhalb der eigentlichen Stadt. „Nach dem ungeheuren Unglück, das Messina traf, blieb, nach zwölftausend umgekommenenen Einwohnern, für die übrigen dreißigtausend keine Wohnung; die meisten Gebäude waren niedergestürzt, die zerrissenen Mauern der übrigen Haben einen unsicheren Aufenthalt. Man errichtete daher eiligst im Norden von Messina, auf einer großen Wiese, eine Bretterstadt, von der sich am Schnellsten Derjenige einen Begriff macht, der zuMehzeiten denRömerbcrg zu Frankfurt, den Markt zuLeipzig durchwanderte: dennalleKrainlciden und Werkstätten sind gegen die Straße geöffnet; Vieles ereignet sich außerhalb. Daher sind nurwenigegrvßereGebSude.auch nicht sonderlich, gegen dasOesfentliche verschlossen, indem die Bewohner mancheZeit unterfreiemHimmel zubringen. So wohnen sie nun schon drei Jahre; und diese Buden:,Hütten, ja, Zeltwirthschaft hat auf den Charakter der Einwohner entschiedenen Einfluß. DaeEntsetzen über jenes ungeheureEreigniß,dieFurcht vor einem ähnlichen treibt sie, der Freuden des Augenblickes mit gutmüthigem Frohsinn zu genießen. Die Sorge vor neuem Unheil ward am einundzwanzigstcn April, also ungefähr vorzwanzigTagen, erneuert; ein merklichcrErdstoherschütterte denBodenabermals. Man zeigte uns eine kleine Kirche, wo cineMasse Menschen, gerade in dem Augenblick zusammengedrängt, diese Erschütterung empfanden. Einige Personen, die darin gewesen, schienen sich von ihrem Schrecken noch nicht erholt zu haben." Auch durch eine angenehmere Wohnung wird „das unselige Messina" nicht leidlicher. „Einzig unangenehm ist der Anblick der sogenannten Palazzata, einer sichelförmigen Ntihe von wahrhaften Palästen, die, wohl in der Länge einerViertclstundc, dicRhede einschließen und bezeichnen. Alles waren steinerne, vierstöckige Gebinidc, von welchen mehrere Vordciseiten bis aut'sHauptgesims noch völlig stehen,andere bis aur den dritten, zweiten, ersten Stock heluntergebiochen sind, so daß diese ehemalige Piachlrcihc nun aufs Widerlichste zahnlückig erscheint und auch durchlöchert; denn

Erdbeben,
4,'!
Äer blaueHimmel scheint beinahe durchalle Fenster. Die inneren eigentlichen Wohnungen sind sämmtlich zusammengestürzt. An diesem seltsamen PHS» nomen ist Ursache, daß, nach der von Reichen begonnenen architektonischen Prachtanlage, weniger begüterte Nachbarn, mit dem Schein wetteifernd, ihre alten, aus größeren und kleineren Fluhgejchieben und vielemKalkzusammengekneteten Häuser hinter neuen, aus Quaderstücken aufgeführten Vorderseiten versteckten. Jenes an sich schon unsichere Gefüge muhte, von der ungeheuren Erschütterung aufgelöftund zerbröckelt, zusammenstürzen,Daß jeneausMangel naher Bruchsteine so schlechteBauart hauptsächlich schuld an dem völligen Ruin der Stadt gewesen, zeigt die Beharrlichkeit solider Gebäude. Der Jesuiten Kollegium und Kirche, von tüchtigen Quadern aufgeführt, stehen noch unverletztin ihrer anfänglichen Tüchtigkeit. (Daran hat sich Goethe nach vier» zigJahren noch erinnert.) Dem sei aber,wie ihm wolle: MesfinasAnblickist äußerst verdrießlich und erinnert an die Urzeiten,wo Sikaner undsikuler diesen unruhigen Erdboden verließen und die westliche Küste Siziliens bebauten"
So sah derDichter, der Naturerforscher neben dem Paradies die Trümmerstätte. Ueber dasWesen des Erdbebens hat der (mit dem Nobelpreis ausgezeichnete) schwedische Physiker Svante Arrhenius in seinem neuen Buch „DasWerden derWelten" Merkenkwerlhes gesagt, DieBebenvom Frühjahr (Vesuvgegend und Kalifornien) haben nicht so große Menschenverluste bewirkt wie vorher manche vulkanischeErscheinung. „Der heftigste Ausbruch in neuererZeit war der vom sechsundzwanzigstcn August 188.-!, bei dem zwei Drittel der drciunddreißig Quadratkilometer großen JnselKrakatoa imOstindischen Archipel in die Luft gesprengt wurden. Obgleich diese Insel unbewohnt war, wurden doch ungefähr vicrzigtaüsend Menschen bei dieser Gelegenheit getötet- hauptsächlich durch die Fluthwelle, die dem Ausbruch folgte und verherende Ueberschmemmungen in der Umgebung verursachte. Noch furchtbarer war die Zerstörung durch das kalabrischc Erdbeben (das aus mehreren Beben bestand! im Februar und März 178:!; dabei wurde die Stadt Wessum zerstört und dieZahl der umgekommenenMenschcn auf etwa Hunderttausend gestützt. Als^issabon am ersten November l ?,'>,', zerstört wurde, sollen ncunzigtauscndMenschenIeben vernichtet wordcnscin; zwei Drittel davon durch eine fünkMeier hoheFluthwelle. KeinLand ist von Erdbeben ganz verschont; doch treten sie m der Oslseegcgend und besonders im nördlichen Rußland in ungefährlicher Form auf, weil die Erdrinde hier in langen geologischen Zeiträumen ungestört blieb und nichtgc'pal^nnmrdc, DieZchwciz, Spanien, Italien, die ^alkanhalbinscl und die ö^cncichiichen Karstlönder

werden oft von Erdbeben heimgesucht: in Deutschland das Vogtland und die mittleren Rheingegenden. Nach der Untersuchung, die das von der lZritisl! ^«social icin geschaffeneKomitee vorgenommen hat, kommen die wichtigsten Erdbeben von bestimmten Centren her; meist in Schwärmen. Nach dem Beben kehrt die Erdoberfläche oftnicht in ihre ursprüngliche Lage zurück,sondern gestaltet sich mehroderminderwellenförmig.So wird brrichtet,daßinMarketStreet, der Hauptstraße von SanFranzisko, die Straßenbahngleise nach dem Beben wellig geworden seien. Durch dieVerschiebungen und Spaltungen in der Erd» rinde wird mancherFluhlauf veröndert;alteOuellen versiechen undneue entstehen; oft stnrztdasGrundwassermitgroherHeftigkeit hervor, reißt Schlamm undSteine mitsich und überschwemmt weite Gebiete. Durch den Ein bruch einer solchen Fluth wurde das alte Olympia in ein Flußsandlager eingebettet, das einenTheildergriechischen Meisterkunstwerke (darunterbiebcrühmteHermesstatue) vor der Zerstörung bewahite. Die Fluth ging nachher zurück und die Schätze konnten ausgegraben werden. Die durch das Erdbeben bewirkten gewaltigen Meereswogen bringen furchtbaren Schaden. Beim lissaboner Beben wurde ein Wogenschwall bis an dieWestküsteSchwedens undNormegens geworfen. Im Jahr 1510 verschlang eine solche Woge in Konstantinopel 109 Moscheen und 1070 Wohnhäuser. Im Juni 1896 fegte eine dem Erdbeben folgende Welle 7lM>Häuser aus der japanischen StadtKamaishi hinweg und tötete 27 000Menschen.Die Fluthwelle desKrakatoa verbreitete sich (1883) über den ganzen JndischenOzea» und ging amKap der Guten Hoffnung und amKapHorn vorbei, also rund um die halbeErde.Jm letzten Jahrzehnt hat man eine eigenthümliche Erscheinung genau beobachtet. Die Pole der Erdachse bewegen sich in einer sehr unregelmäßigen Kurve um ihre Mittellage. DieseBewcgung ist sehr unbedeutend; dieAbmeichung deo Nordpols von der Mittellagc geht nicht weiter als bis zu etwa 10m. Man glaubte, mahrzunehmen, daß dieBewegung des Nordpols fichnach heftigem Erdbeben plötzlich verändert, besonders, wenn mehrere Beben rasch auf einander folgen. Das giebt, vielleicht mehr als irgendeine andere Beobachtung, einenBegriff von derGemalt der Erdbeben, die die ganze schwere Erdmasse aus ihrer Gleichgewichtslage zu rücken vermögen. Daß viele Beben mit vulkanischen Ausbrüchen zusammenhängen, hat das britische Komitee durch den Hinweis auf die Geschichte der Antillen bewiesen. Das gilt aber nicht für die kleinen Erdbeben (deren man jährlich etwa dreißigtausend zählt); auch, wie SanFranzisko gezeigt hat, nicht für alle großen. Begründet ist die Annahme, daß Erdbeben oft auf dem Meeresboden, wo er starkes Gefälle hat, durch Rutschungcn

von Sediment entstehen, das im Lauf der Zeiten vomLand insMeer gespült wurde. In San Franziska wurden die Stadttheile, die auf lockerem, zum Theil ausgefüllten Boden nah beim Hafen lagen, besonders arg verwüstet; die auf den Bergrücken erbauten Quartiere hatten vom Beben viel weniger zu leisen. Am Sichersten war Felsgrund, der Gefahr am Meisten ausgesetzt der durch künstliche Auffüllung gewonnene Boden, der, nach dem Bericht der Kommission, ‚wie halb flüssige Gelee in einer Schale schwankte'. Die auf tiefliegendem Grund ausStahl gebauten,Wolkenkratzer hatten den festesten Stand; danach kamen die Ziegelhäuser (auf tiefliegendem Grund) mit gut verbundenen und cementirtenMauern;dieHolzhäuserlittenunterderschlechten Verbindung der Balken. Sizilien undKalabrien find besonders oft von schlimmen Erdbeben verwüstet worden. In ziemlich später Zeit hat sich das Tvrrhenische Meer hier gesenkt; und der Meeresboden sinkt noch immer. In der vulkanischen Gegend schneiden, bei der Insel Lipari, fünf Spalten der Erdrinde einander; eine andere Spalte (inKreisbogenform) war die Ausgangsstelle der kalabrischenBeben von 178^ und 1W5>, Die Erdkruste verhält sich hier ungefähr wie eine Fensterscheibe, die von einem heftigen Stoß gegen einen Punkt (die Insel Lipari) gesprengt wurde. Vom Stoßpunkt strahlen Bruchlinien aus und dieBruchstücke sind durch bogenförmigeSpaltenvonder umgebenden Erdrinde abgebrochen. Der Aetna liegt auf dem Schnittpunkt der peripheren und einer radialen Spalte. Die Bewegung der Erdstöhe scheint die Annahme zu bestätigen, daß die Erdrinde nicht sehr tief hinabreicht und dah das Innerste der Erde gasförmig ist." -

Nach dem Gelehrten der Dichter; nach der Beobachtung die Vision.

„Hier stürzt ein Haus zusammen und jagt den Wanderer, die Trümmer weitumherschleudernd, in eineNebenstraße; hierleckt dieFlamme schon, in Dampfmolken blitzend, aus allen Giebeln und treibt ihn schreckcnvoll in eine andere; hier wälzt sich, aus seinem Gestade gehoben, der Fluß heranund reißt ihn brüllend in eine dritte. Hier liegt ein Haufe Erschlagener; hieröchzt noch eine Stimme unter dem Schutt; hier schreien Leute von brennenden Dächern herab;hier kämpfen Menschen und Thiere mit den Wellen; hier ist ein muthiger Retter bemüht, zu helfen; hier steht ein Anderer, bleich wie der Tod, und streckt sprachlos zitterndeHSnde zum Himmel... Man erzählte, wie die Sradt gleich nach der ersten Haupterschütterung von Weibern ganz voll gewesen, die vor den Augen aller Männer niedergekommen seien; wie die Mönche darin mit d.'in Kruzifix umhergelaufen seien und geschrien hätten, das Ende der Welt sei da. Mitten in diesen gräßlichen Augenblicken, in mel-

chen alle irdischen Güter der Menschen zu Grunde gingen und die ganze Natur erschüttert zu werden drohte, schien der menschliche Geist selbst wie eine schöneBlume aufzugehen. Auf denFeldern.so weitdasAuge reichte,sahman Menschen von allen Ständen durcheinanderliegen, Fürsten und Bettler, Matronen und Bäuerinnen, Staatsbeamte und Tagelöhner, Klosterherren und Klosterfrauen einander bemitleiden und Hilfe reichen, von Dem, was sie zur Erhaltung ihres Lebens gerettet haben mochten, freudig mittheilen, als ob das allgemeine Unglück Alles, was ihm entronnen war, zu einer Familie gemacht hätte. Statt der nichtssagenden Unterhaltungen, zu welchen sonst die Welt an den Theetischen den Stoff hergegeben hatte, erzählte man jetzt Beispiele von ungeheuren Thaten; Menschen, die man sonst in der Gesellschaft wenig geachtet hatte, hatten Nümergröhe gezeigt; Beispiele zu Haufen von Unerschrockenheit, von freudiger Verachtung der Gefahr, vonSelbstverleugnung und der göttlichen Aufopferung, von ungesäumter Wcgwerfung des Lebens, als ob es, dem nichtswürdigsten Gut gleich, auf dem nächsten Schritt schon wiedergefunden würde. Da nicht Einer war, für den nicht an diesem Tag etwas Rührendes geschehen märe oder der nichtselbst etwas Großmüthiges gcthan hätte, so war derSchmerz in jederMenschenbrust mitsovielsüßer Lust oermischt, sah sich gar nicht angeben lieh, ob die Summe des allgemeinen Wohlseins nicht von der einen Seite um eben so viel gewachsen war, wie sie von der anderen abgenommen hatte.... In der Kirche begann einer der ältesten Chorherren gleich mit Lob, Preis und Dank, dah auf diesem inTrümmern zerfallcndenTheil derWelt noch Menschen seien, fähig, zuGottempor-zustammeln. Er schilderte, was aufden Wink des Allmächtigen geschehen war; dasWeltgericht kann nichtentsetzlichersein;und als erdasErdbeben gleichwohl, auf einen Rih, den der Dom erhalten hatte, hinzeigend, nur einen Vorboten davon nannte, liefeinSchauderüberdieganzeVersammlung Hieraufkam er im Fluß priesterlicher Beredsamkeit auf dieSittenverderbnih derStadt; Gröuel, wie Sodom undGomorrha sie nicht sahen, strafte er an ihr; und nur der unendlichenLangmuthGottesschrieberes zu, daß sienoch nicht gänzlich vom Erdboden vertilgt worden sei. Nie schlug aus einem Dom solche Flamme dcrJn» brunst gen Himmel." (Heinrich von Kleist: „Das Erdbeben in Chili".!

Ekpyrose.

Kein Slöbern hilft; in alten Büchern nicht noch in neuen. Als Surrogat des Erlebten istErlesenes hier kaum zu brauchen. Auf dem Weg überdcn Verstand solche Stimmung nicht zu übertragen; höchstens zu kontroliren.

Nachschaffen kann sie nur derTraum. Gewiß wars immer ungefähr wie, nach der Darstellung des jüngeren Plinius, beim Ausbruch des Vesuvs im Herbst des Jahres 79. Ein mit wildem Wein und anderem Buschwerk bewachsener Vulkan, den man längst verglüht glaubt, öffnet plötzlich den Kratermund, an dessen Rand einst versprengte Leute des Spartakus eineZufluchtstStte gefunden hatten, speit Feuer und begräbt vier Städte, die sich um seinen Fuß schmiegen. Zuerst wirdeineWolke von ungewöhnlicher Form und Gröfze sichtbar; einer Riesenfichte gleicht sie. Auch die Blitze scheinen gewaltiger, als man sie je sah, unddurch dieWirbelwindstößelohtes wie oonphantastischenSpielen eines Feuersturmes. „Die Wolke sinkt und bedeckt dasMeer.Nunkommt die Asche; spärlich erst; dann wie ein Strom, der den Erdball verwüsten will. Von allen Seiten hört man Geheul. Menschen rufen einander; möchten ein» ander an der Stimme erkennen. Manche flehen, aus Furcht vor dem Tode, den Tod herbei; Viele heben die Hände zu den Göttern; Andere sagen, die Götter seien tot, und sehen die Weissagung erfüllt, die eine ewige Nacht als Weltende veikündet hat. Das blasse Leuchten, das allmählich entsteht, scheint Feuersgefahr anzudrohen, nicht die Wiederkehr des Himmelslichtes hoffen zu lassen. WerdieAsche nicht immer wiederabschüttelt, würde von ihremGewicht bald erdrückt. Nach und nach aber weicht nun die Dunkelheit; bleich, wie an einem Tag der Verfinsterung, schleicht die Sonne heran. Das Antlitz der Welt blickt uns verändert an: die Erde trägt eine dicke Aschenkrustc, die, wie sonst der Schnee, Alles zudeckt." Verzweiflung, Inbrunst, Aufruhr gegen die Götter, die Solches geschehen ließen- so war es wohl immer. Wer aber weiß genau, was während der letzten Lebensminuten im Hirn der Menschen vorging, deren Knochengerüst in der Asche gefunden ward? In dem Schädel des Mannes, der ein Eselchen an die Wand gezeichnet und es, wie ein der Schrift kundiges Wesen,in einem Sinnspruch aufgefordert hatte, seinem Fleiß nachzueifern? Im Bewußtsein dcsMödchenö, das die sterbende Brust gegen den Erdboden preßt und die erlahmenden Arme breitet, als wolle es ihn lie» bend umfangen? VielerleidünktunsdurchWifsenschaftverbürgt. DaßPom» peji nach wenigen Stunden unterAsche und Steinen lag, deren Schicht sieben oder achtMeter dickwar. Daßdiemeisten Einwohner sich zuretten vermochten und nur ungefähr fünfhundert nach allzu langem Säumen umkamen, weil sie geglaubt hatten, den Steinregen inKellern und fest verschlossenen Räumen abwarten zu können, und nicht mit dem folgenden Aschenregen rechneten, in dessen Dunst sie erstickten. Daß der Ausbruch nickt, wie Plinius meint, im September, sondern im November eifolgte: denn die Weinlese war vorüber

unddasPechharz schonfürdieTrankbereitungindieAmphorengethan(die des-
halb nicht in denKellern gefunden wurden). Manches noch hatdieForschung,
der das Unheil das an Anschauunglehre reichsteMuseum schuf, ans Licht ge-
bracht. Was aber wissen wir vom innersten Erlebnih dieser Menschen?
Nicht viel mehr, als uns das i» Asien, Hellas, Germanien gewachsene
Mythengebild ahnen Iaht. DieErde wird verwüstet, vom Feuer verzehrt und
aus den Trümmern erblüht eine schönere, behaglichere Menschenheimath:
Das blieb in den Stunden grauser Kataklvömen der einzige Trost, An diesen
Wahn klammert sich dievonfrommemSchaudergepeitschteSeeleundwSrmt
ihn mit ihrerBrunst,bis er, wie einZweig unterderöenzsonne, trächtig wird.
Im Reich der Äsen und Einherier reift nicht allen Wünschen Erfüllung. Leid
und Brest häufen sich. Roth und Habgier treiben Menschen des selben Blu-
tes zu grausamstem Kampf gegen einander und derVater fällt den aus seiner
Lende gezeugten Sohn. Eine schlechte Welt. Auch der Natur scheint dieKraft
zu schwinden. Keine Wärme; die Himmelckörper wie mit undurchlässigem
Gewebe verhängt. Nun bebt gar die Erde, Sterne stürzen jäh aus derHöhe,
Berggipfel rollen zu Thal und dräuend wälzt sich das Wasser weit über die
Küste. Holt es uns in seineTiefe? HofftaufdieGötler! Nein: flieht sie, deren
Macht mit der Sonne erlosch! Flucht ihnen, die Eures Gebetes lachten! So
gellts durch dasDunkel. Die Geretteten, die in armsSliger BlöszedenVerlust
der Nächsten betrauern, träumen bald wieder (wie trügen sie sonst das müh-
same Leben?) von neuem Glück; undPriester, die ihren Änsehensrest wahren
möchten, sorgen flink für eine tröstende Legende. Die unvollkommene Welt,
heifzls da, ist freilich dem Untergang geweiht. Drum währt der Winter so lange;
sprüht der entfesselte Fenrirwolf aus dem von der Erde bis zum Himmel auf-
klaffenden Rachen Feuer; vergiftet die Miogcndschlange mitAthem und Aus-
wurf das Meer und die Luft; fressen rasende Wölfe den Mond unddieSonne;
birst endlich desHimmelsgewölbe. So ward cö vorausgesagt; und was Euch
öngstete, war nur der Widerhall des Kampfes alter gegen neue Gölter. Die
Erde verbrennt; doch aus der Asche hebt sich eine schönere, von derJhr, ohne
gesät zu haben, ernten werdet und auf der forlan friedliches Glück herrschen
wird, Äuf dem Sitz derAsen aber lhront nun ein andcrerGott. Von solchem
ISutcrndcnWeltbrand, aus desfenFlammengestiebe eine junge Well entbun-
den wird, haben, wie dieNordgermanen, die Männer derStoa geträumt, die
aus der Herakleitischen Physik den Glaubcn an die allzeugende, alloernich»
tende Gewalt des Feuers mitbrachten. Hatte in Nord und Süd das Wüthen
der Elemente die einbildnerische Kraft bis zu solcher Mrsthenbildung gestei-

Erdbeben,
gert? Wir Wissens nicht. Erinnern uns aber desÄnthropopathismus, derbe»
sonders den Südländer einen Vulkan unter seinem von der Laune deö Windes
bewegten Rauchbusch mic ein lebendes, von Menschenleidenschaft glühendcs,
durch Gebet und Opfer zu schmichtigendes Wesen scheu anstaunen lieh. .Was
in der Bucht von Neapel durch vulkanische Vorgänge bewirkt worden ist,
nimmt im BuchHenoch und in fast allen sibyllinischen Prophezeiungen einen
ungemein breiten Raum ein. Die großen Ausbrüche und Erdbeben des ersten
unddeszweiten Jahrhunderts unsererZeitrechnung sind die einzigen ihrer Art,
derenWirkung aufdieMenschengeschichteerkennbarist. Sie wühlten diePhan»
tafiekrSfte auf undmeckten,imBundmitderjüdischknVorstellung einesnahen
Weltendes.den Gedanken an eine Umwälzung,in der die alte Welt für ihre Ver-
brechen mit dem Toöe gestraft werden solle. Iu,!icl>i^ ?a<?culm>r po,- i^nom.
So gefShrlicheWortedarf mannichtzu oft wiederholen: sonst könnte sich in dem
VolkderWunjchrkgen,den JnhaltsolcherWorteWirt1ichke!t werden zulassen".
Das spricht Renan, dem Furcht selten die Schläfe bleicht.Die gefährlichenWor»
te, auf die sich alleChiliastenvom Stamm des Papias und oieleschwärmende
Kommunisten bis in Weitlings Tage berufcn konnten, kamen mit größterRe»
sonanz aus dem Munde des Johannes der Offenbarung (die ja erst nach dem
Absterben des julisch-klaudischrn CaesarenstammeS, also um die Zeit hefti»
ger Erderschütterung, entstanden sein kann). Da von dem geheimnißvollen
Buch das sechste Siegel gebrochen war, erbebte die Erde und die Sonne ward
schwarz wie ein härenerSack,der Mond roth wie Blut und die Sterne fielen
vomHimmel, wieFeigenunterstarkem Windstoßvom Baum, undalleBerge
und Znsein wurden bewegt. Als dann die sieben Engel die Schalen des gött-
lichen Zornes ausgegossen haben, bebt, unter Donner und Blitz, die Erde,
wie noch nie. seit sie von Menschen bewohnt ist, und die große Stadt spaltet
sich in drei Theile. Himmel, Erde undMeervergehen, Babr>lon istnichtmchr
und dem Grab der grohenHure entsprießt in Schönheit das neueJerusalem.
Auch von Einem, der jetzt den Dezembcrschrecken in Sizilien oderKa-
labrien miterlebt hätte, würden mir genauen Bericht über das WesenNichstc
wohl vergebens erwarten. Der Schrecken würde in ihm fortwirken und das
Gedüchtnißbild trüben. Und Einer von archimedischer Ncroenrnhc gäbe uns
wieder nichtdas Maß der Normalstimmung Erwüßtevielleicht, ob derHaupt-
stoh, derAbertausende zermalmte, steinigte, zeiqueischte,verschültetc,wirklich
nur dreiunZzrvanzig Sckundcn gedauert hat; vielleicht gar, bis zu welchem
Punkt die ungeheure Zluthwoge, die sich aus dem bebenden Meeresgrund hob,
das Verderben trug. Zur Seelendurchleuchtung wäre ihm sicher nicht ,^'it ge-

blieben. Wer nicht schon von derFrcude an der Finderkunst und dem Erfinder-^
drang tüchtiger Schreiber gesättigt wird, muß sich, ohne beiZiffern, gethürmten
Einzelzügen undStimmungbildnerei lange zu weilen, mit derIraurigenGe»
wißheit begnügen, daß die Geschichte kaum je ärgeres Unheil gemeldet hat.
Und den Psychologenhunger mit der Erinnerung an Plinius oder Lntton-
Bulmer stillen. Das Menschlichste habe» achtzehn Jahrhundertc ja nicht ge-
ändert. Noch immer haust im selben Hirnbezirk der Gott neben der Bestie.
Hier trotzt Einer dem dicht über ihm grinsenden Tod, um ein fremdes Kind,
das Weib eines Anderen zu retten, und rastet, als er der ersten Gefahr ent-
ronnenist,nichteineMinuteim Dienst der Verwaisten undWunden.Dortstößt
eine halb erstarrteHand das eigene Töchterchen von derPIanke, die kaum ein
Leben noch an die bergendeKüstezurückträgt, Wie unter dem Finger des Prie-
sters dieoli^it.)>?«^!li, so bricht die mit Eisenfalbe bestrichene Tafel, in die das
Sittengesetz für alle Ewigkeit geätzt sein sollte. Der Wille zum Leben bleibt;
auch derWillezum Maityrium.DerMensch wird demMenschen zumWolfund
zum Samariter. Heldisches sähe das Auge neben viehischemThun; die edelste
Leistung christlicher Ekstase neben Schändung, Raub, feigem Mord. Auf
schlechten Geschäftsgang undKrankheit, Mißwuchs und und Seuche war man
bereitet; nicht darauf, daß ein jähesZuckendcöErdlcibes die Frucht einerLe»
bensarbeit vernichten könne Diesem blühten in reichem Gehött drei Kinder;
mit derMutter verröcheln sie nun irgendwo unter stinkenden Leichen und der
Einsame sinktinsbettelnSeKrüppelheer. DiesesWeib sah den geliebten Mann
von Stein und Stahl zerfetzt, sah den Säugling in dcnFluthschrvall gerissen
und läßt unter dem ergreisten Schopf den Blick von dem trockenen über das
nasse Grab zuversichtlicherHoffiiung schweifen. AUeTeufel sind los und alle
Engel schwingen sich aus dcS Herzens tiefsten Schachten, Weltuntergangs-
stimmung; die nüchterner Verstand auf seinen Gleisen nicht festhalten kann.
Die ohne startcnGlauben an neueHerrlichkeit, nahe, aber nicht vorstellbar ist.
Die Königin der Inseln entthront? „DasEntsetzen über das ungeheure Er-
eignis;, die Furcht vor einem ähnlichen treib! die Einwohner, der Freuden des
Augenblickes mit gutmülhigcmFiohfinn zu genießen", sprichtunserDichter.
Unsinn.
Ein Garten der Menschheit ward verwüstet. Weshalb? D!c Teleo<
logie gicbt keine ausreichende Aiilivorr. Warum mußten Hunderttausend
Leben oder Habe verlieren? Den Frommen bringt auch solche Frage nicht
in Verlegenheit. Gotl wollte strafen, spricht er: mußte, weil die Sünde all-

Erdbeben,
zu üppig in diesem Garten wucherte. Und schlug darum Reine und Unreine, die Frömmsten wie die Frevler? Ein göttlicher Wütherich. Reut ihn, wie in Noahs Tagen, wieder, daß er die Menschen gemacht hat, und will er nur Vieh. Vögel und Gewürm fortan leben lassen? Und selbst dieser Rachegott der Genesis schonteNoahs ganzeFamilie und wollte Sodom schonen, wenn er zehn Gerechte drin fände. Lebten nicht mehr an der kalabrischen und fizilischen Küste, die im Wandel der Zeit Petri sicherstes Revier geblieben ist? Der Aufgeklärte mehrt den Wahn nur mit einem Achselzucken ab. Kann aber auch nach derMode reden. „JederSchulknabe weiß heute, daß die im Ersten Buch MosebeschriebenegroßeFIuth(8i,iI-k'!u«t) mit denSündenderMenschheit nichts zu thun hatte. Bei uns zu Land auch, daß nur ein ganz rückständiger Geist die Elementarkatastrophen für das Werk eines persönlichen Gottes Kalten und hoffen kann, durch Gebete und Prozessionen diesen Gott umzustimmen. Laset Ihr, daß die Priester die Heiligenbilder aus den Schreinen nahmen und vor dem Volk durch die messinischen Trümmerstraßen trugen? Grausiger Aberglaube. Wir sind modern. Wir wissen, wie ein Erdbeben entsteht und vergeht. Statt Eurer Heiligenbilder haben wir unsere Wissenschaft. Ihr traut den Pfaffen; wir verlassen uns auf den Seismographen. Tadellos.Schon giebts eineMenge se!smologischerStationen;da werden die Erdbeben von Pendeln registrirt, die auf von Uhrwerken getricbenc Papierstreifen Linien zeichnen. Liegt die Erde still, so sind die Linien gerade; beim Beben werden sie wellig. Tadellos, sage ich Ihnen. Und da wir erfahren, daß die Erde irgendwo bebt, kann die Gefahr dieses Bebens uns nicht lange mehr schrecken. Die Wissenschaft mild mit allen Nebeln dieser Welt fertig," Hat Franzieko und Messina aber im zwanzigsten Jahrhundert nicht besser zu schützen vermochtals im erstenPompcji unoHerkulaneum.DerSeismograph mar eine nützliche Erfindung; nur hilft er gegen das Erdbeben so wenig wie ein Thermometer gegen das Fieber (noch weniger! denn der Erdlcib lüsit sich weder in feuchte Tücher packen noch mit Chinin füttern). Der Gott, dessen Richtbeil abertausend Unschuldige müht, wohnt nicht in Wipfelhirnen; und ließ nicht sein allmächtiger Wille die Ärmen, die er nun strafen will, schuldig werden? Wenn nur Einen aber der Glaube an Gcbclswirkung und Heiligenbilder erquickt, soll man diesen Glauben als ein Glück preisen. Die ihn be^ lächeln und sich mit ihrer Wissenschaft brüsten, haben für alten nurncucn Aberglauben eingetauscht und folgen dem Wink ihrer modisch frisnten Psaffcn.
Der Garten wird wieder prangen. Trotz der Gefahr für Leben und
Gut. So mars nach 17^Z; wirds, wenn die l?rdc ein Wcilchen ruhig hinge-

streckt bleibt, nach 1!>06 werden Der Sizilianer will und kann auf dieFrem»
denindustrie, die in der Gegend von Messina blüht, nicht verzichten. Arbeit
und Geld wirds freilich kosten; auch wenn die Verwüstung nicht ganz so arg
ist, wie erregteZeitungtemperamente jetzt stöhnen.Um diegeöngsteten Frem-
den wieder herbeizulocken (die französische, italienische, österreichische, viel»
leicht auch die russische Niviera wird den Köder nicht sparen), muh an Be-
quemlichkeit und gleißender Pracht dasDoppelte geleistet werden. Doch Ita-
lien ist heute nicht mehrarm,hat dengröhtenTheilseiner Staatsschuldscheine
aus dem Ausland zurückgekauft und kann, ohne sich zu entblößen, drei Dutzend
Millionen Lire für die Renaissance der Südprovinzen verwenden. Damit
ließe sich wenigstens anfangen. DcrGesammtoerlust wird, da auch Menschen-
kraft ihren Marktwerth hat, nicht beträchtlich geringer sein als nach einem
verlorenen Krieg, Selbst unter einem MinisteriumFortis müßte dasKönig-
reich sich einstweilenstill halten; von dieser Seite hat Habsburg fürs Erste also
nichts Schlimmes zu fürchten.Die von allen Zungen gerühmte „Solidarität
der Kulturmenschhei't" wiid nicht alles Erwartete leisten. Das grosse Ent-
setzen hat ihrenPuls ein paarTagelang beschleunigt, als dieNachrichtenfluth
den Erdball überschwemmte. (Wie lange mag es gedauert haben, bis über das
Beben von I7^.'Z ein halbwegs ausführlicher Bericht ins Weimar Goethes
kam ? Der Taglöhner in einem Balkandorf hat heute mehr Eindrücke, Auf-
regungen, Möglichkeiten der Wahrnehmung,Kombination, Vergleichungais
noch vor fünfzig Jahren ein Minister oder Millionär in den Hauptstädten
Westeuropas. Im Gehirn der dritten Generation muh die Wirkungso künst-
lich gesteigerten Erlebens fühlbar werden.) Nicht nurMönner, die ihren Na-
men gern im Tagblatt lesen, rührten sich. Das Mitleid mit so fürchteilicher
Noth und das Bewußtsein menschlichcrOhnmachtgegentellurischcs Wüthen
rüttelte auch Träge auf. Was aber vermag in solchem Fall Wohlthätigkeit?
Wenn der Mensch die mühsam fortgeschleppte Bürde nach freiem Entschluß
abmcrfciiunddemuntcrnochschwercrerLast keuchenden Bruder Helsen könnte,
wäreManchcr undMantc südwärts geeilt, ^is eine Million zusammen ist,
müssen viele Reiche den Beutel weit aufgethan haben. Und was machts schließ-
lich aus, ob die Fremde mit geräuschvoller Anstrengung ein Halbdutzend Mil-
lionen aufbringt? Tröstlich ist nur dasGcfühl,imLeidnichtallcinzuseinund
in dem Geschöflescind sogar, mit dem man gestern haderte, den der Mcnschheit-
familic An jchöiigen zu erkennen,dcnMchslenlicbe den Groll rasch vergessen
Ieh,tc. Auf dasfrcmdeGeld sollte manlicbcrverzichten; allzu oftricchtö nach
dem Schwaden vom Jahrir arkldcrEitclkcitcnundwardunterFlüchcn überden
Tributzwang gespendet. „Schon wieder? ?asJahrfSngt gut an. UndJtaliens

VrdbcblN.
Orden sind ein Bischen tntmerthet," Wer sich selbst helfen kann, ist nicht auf Almosen aus der Nachbarn Tasche angemiesen. DerSatz gilt auch für Staaten. Wenns nach dem König ginge, würde Italiens Roth nur von Italiens Söhnen gelindert. Dieser kaum mittelgroße, für wirksame Repräsentation nicht geschaffeneBictorEmanuel hat sich auf schwankem Grund noch fester ge> zeigt als am Seuchenherd, Ein Mann und ein König; einer von der Art, die auch der Weltweiten gern noch erträgt. DieSicherheit des Seeweges war noch nichtgeprüft: da fuhr er mit seiner Frau schon andieUnheilsküste.UndVeide scheuten weder Strapazen noch Neroenqual. Kletterten über zerborstenes Gestein und aufgeweichte Hügel, trösteten auf derTrümmerstätte und im Spital die Siechen und suchten sich auf bescheidene Weise nützlich zu machen. Ohne Brimborium. Nichts durste an Hofpomp erinnern. Keine Empfänge und Ehrencompagnien: denn Beamtenschaft und Militär hat jetzt Wichtigeres zu thun. Kein lauter Massengruß: denn nur der Trauer gebührt hier Majestätrecht. Den Schreiern winkte der Kleine im verstaubten, fleckigen Waffenrock ab. Das Unglück hat lin feines Ohr und würde durch jede Dienerhuldigung gröblich beleidigt. Beamte, die, um sich demMonarchenvorzustellen, vonder Flucht zurückkamen, sahen finstere Mienen. Warum waren sie in hüchsterNoth nicht auf ihrem Posten geblieben? Verläßt den ein Gewissenhafter? Die Meldungist entbehrlich. Schaden, nicht Nutzen brächte die AnwesenhcitdesKönigs, wenn ihr auch nur eine imVolksdimstverwendbareMinutegemidmetwürde. Das darf Nichtsein. AndieArbeit! Schafft Transportschiffe, Aerzte, Verband» zeug,Heilmittel,Kalk,Nahrung und Kleidung herbei; organisirt denRettungdienst straffer: scheucht die zweibeinigen Schakale von den Ruinen, Leichenräuber,Banditen,Frauenschänder.Dafürzusorgen,iftdesKönigsSache;nicht mit Histrionenkünsten Beifall zu erlisten. .Schon die Nähe Eurer Majestät wird dasöeid mildern und verdüsterte Seelen erhellen": hatte bei derAbreise des Königs eine zumWedeln abgerichtete Excellenz gesagt. Und von derLivpcVictor Emanuels die Antwortgehört: „Reden Sie keinen Unsinn!" Einegemitterhaft «frischende Grobheit. DesKönigs Hand wirkt indem von ihrBerührtenGnade undSegen, desKönigsHuld stillt jedenSchmerz- über diesen Asiatenwahn ist Europa hinaus.Wofeindljche Elcmentargewaltwiithend getobt hat, ist für den Plunder aus derPutzstubcderThevkratienkeinRaum. Weil Victor Emanuel allen Hokuspokus barsch abgewehrt hat, sitzt er mit seiner Helene nun warm im Herzen des Volkes. Noch ehe Umberto getötet wurde, schien auf der Ap» peninhalbinsel das Leben der Monarchie gefährdet. Der Adel verarmt, zum grohenTheildeklassirt, dasBürgcrthumnachdcrpariserMode republikanisch, die Lohnarbeiter in derStadt vonMarristen, auf oemLand vvn Anarchisten

Die Zukunft,
geführt. «Wozu brauchen wir noch einen König, der immerhin mehr kostet
als ein Präsident im schwarzen Rock? Wenn wir von dem Hoftrödel frei sind,
wird auch mit dem Vatikan wieder Friede.Der Papst ist im Lande dann der
einzige Souverain (freilich nur auf engem Gebiet), der einzige Fürst, der in
einem Machtrecht wohnt; er wird oerjährten Anspruch bestatten und sich schnell
mit dem Volk verständigen." DasGestirn derSaooyer schien ins letzte Vier-
tel getreten und lächelnd sagten witzigeDiplomaten, imQuirinal regire man
mit gepackten Koffern, Da stieg Umbertos winziger Sohn mit ungefügem
Fuß auf den Thron des redlichen Ahnherrn. Auf gebäumtem Streitroß, wie
diesen zweiten Victor Emanuel, sah ihn nie Einer. Langsam und leis aber
hat er für sich und für die Brut seiner Montenegrinerin im Volkscmpfin-
den ein sicheres Nest gebaut, in dem er auch einen dunklen Winter bequem
überdauern könnte. Muthig ist er, bescheiden und emsig. Weih zu verschwin-
den, aber auch, wenn Notwendigkeit es heischt, fichtbar ju werden. Die Na-
tion, deren Wohlstand gemehrt, deren Bündnißfähigkeit gewachsen ist, traut
ihm zu, daß er ihrRecht auch in widrigem Drang wahren, ihre Zukunfthoff-
nung im Sonnenaufgangsbezirk nicht verscherzen wird, und langt nicht mehr
nach den billigen Reizen einer anderen Staattform. Während derNachiolger
Petri, um dieFiktion der Gefangenschaft nicht zu opfern, derElendsstatt fern
bleiben muh und der dezimuten, obdachlos hungernden Heerde nurScgene-
wiinsche schicken kann, ist der König mit seiner Gefährtin in schlichtem Eifer
um sie bemüht und dünkt die in demüthiger Menschenliebe Betreuten der
bessere Hirt. Ein zu solchem Werk Gesalbter? „Reden Sie keinen Unsinn!"
Parabolisch.
WasdmchIahrtcmscnde festschien, wie demKinderblickoasHimmels-
gestirn unverrückbar, war ins Wanken gekommen. Von West her hatte sich
eineSpringftuI!) über dasLand gestürzt und, mit altem, mrmoostemGeröll,
athmenden und leblojenBesitz der Znselsassenweggeschwemmt. Ausfeuchtem,
vom Graus irrem Auge starren sie auf dieGruft.in der Erarbeitetes undEr»
hofftes modert, Regt sichö irgendwo noch im Gestein? Können wir ihm noch
Lebendiges entreißen? Und wo finden mir Verwaisten Unterkunft, Sättigung,
unserer Nacktheit ein Kleid, unserem Willen zu neuer Mühe ein Werkzeug?
Wo in diesem Land verwesender LeibcrundversiechenderBornc auch nur einen
Trank, der dicKchle letzt und den Gaumen nicht widert? Jnweitem Umkreis
hat hastige Gicr die Saft spendenden Früchte von den Zweigen gerafft. So,
laui'.t dcrVcrsuchcr, ward fürEuch gesorgt. Nicht einmal für die Nothdurft,

Äoch regtsichs unter dem Gestein undmanchesLebenvermöchtetJhrzuretten, mennJhr nicht ohnmächtig märet. Euer Weib liegt mit gebrochenen Gliedern unterMauerreften und wärmt mit des Wundfiebers Athem das Neugeborene, das Todesarrgst ihr zu früh entband. Ein Aelteres wimmert in kaltem, von einem schweren Trümmergehäus eng überdachten Schlamm aus rostiger Brust nach Nahrung. Und würden sie gerettet: wer zimmert Krüppeln ein neues Heim ? Wer schafft ihnen ein Fel d, von dem mit lahmem Arm noch zu ernten ist? Von ftühsterKindheit an habtJhr gefront, seitJhr mannbar wurdet, für den Staat gesteueit: und müht nun sehen, wie mit überlaut hallendem Tritt die Machtüber Euch hinmegschreitet;sehen,mienurfürden Reichenden Günstling die Beute gehäuft ward. Begreift Ihr, weshalb Alles ringsum ins Wanken gerathen muhte? Laßt sinken, was nicht zu halten ist, inö Nichts rollen, was dcrVernichtung längst reifte, und schüttelt welke und wurmstichige Frucht von dem Baum, der Euch leben soll. Schaut umher: im ersten Grün steht wieder oasThal. WolltJhr, nach solchemZeichen, auch diesen Frühling oersäumen? Greifet kri hn zu. sichert den Grund, dessen UnHaltbarkeit Gott selbst, die Priester künden es Euch, die Erdbewohner eikennen lehren wollte, grenzt mit kühner Hand oenBezirk ab, der Euch nähren und Herbergen kann: undJhrhaustmit Kind und Kindeskind im verheißenen Reich des Friedens und der Fülle.

Schon reckt sichs mit gekrallten Fingern; möchte den Elementen nach» pfuschen und, was gestern felsenfest mar, zum Bersten bringen. Da steUtsich «in Knirps vor den klaffenden Rindenriß, legt Wehr undZier ab und spricht, wie der pompejanijche Wandkrißler einst zu seinem Eselchen: „Laßt uns gemeinsam arbeiten! Dann: „Wozu hülfe Euch neue Verwüstung? Mit den Priestern bliebet Ihr allein und kein Eisengitter sperrte ihnen den Weg in Euer Gehöft. Wohl mar nicht Alles, wie es sein sollte. Wir wollen trachten, dag es besser werde und Jeder eine nach der Menschenmöglichkeit gesicherte Heimstätte habe. Um sie zu schaffen, dürfen mir aber erst nach der Arbeit zur ÄUerheiligsten Jungfrau beten; nicht mit der Hand, die mit dem Pflugschar ins Feld furchen müßte, in trägem Glauben den Rosenkranz betasten. Wurzelloses mag faulen; doch haltet, was haltbar ist.Nicht größer bin ichalsJhr; sehe vielleicht nur weiter: denn^uerWille, der mir vc>tr.nttc,hvb mich auf Eure Lchultern Landsmann und Wächter will ich Euch sein; dem Acrmsten mildem nnstestenEiferzuDienst.UndnicmalsfürmcincMcnichcnschivachhcitsoidcrn, wasnurübermcnschlichem Vermögen gcdiihtt, besinnt Euch! Ganz leise nur ebbt noch dieErdbemegung/ Dcn nenenVund hat dieTicnc frciei Menschen geknüpftUnd ruhig liegt, nach wilderZuckung, imLeii^IanzEldeund Meer.

Tic Zukunft.
Kaspar Häuser.*)
S^aspar Hauser war so wenig ein Betrüger, daß vielmehr die Beschreibung seines anfänglichen Auslandes, seiner Aeußerungm, seiner Entmickelung zu einem der unvergleichlich merthoollsten Dokumente der Psychologie zu werden vermochte, dessen Studium Niemand versäumen dürste. Es ist herzzerreißende^ grauenhafte Psychologie, wie sie aber nur möglich ist nach der ungebrochen, unverfälscht, instinktiv sich zeigenden Natur; es ist ganz echte Psychologie."
Diese Säße, die ich in dem Werk Konstantin Brunncrs „Die Lehre von den Geistigen und vom Volke" fand, widerlegen meines Erachtens die noch heute manchmal vorgebrachte Ansicht von dem Bctrügerthum Kaspars. Auch einige Kritiker Wassermanns haben sich zu dieser Ansicht bekannt. Sollten sie nicht mit „bestellter Feder" geschr'ebm oder ihr Wissen aus trüber Quelle geschöpft haben, dann ist nur noch die Annahme gestattet, daß ihre dichterischen und psychologischen Qualitäten, das Leben Kaspars in seinen dokumentarischen Zeug» Nissen zu deuten, mangelhaft seien.
Wassermann hat das Leben Kaspars aus historischen Thatsachen zu» sammmgestellt uns nach aufgezeichneten Erlebnissen gestaltet, Er hat akten» mäßig getreue und nachprüfbare Begebenheiten zusammengefügt. Dennoch ist es keine Historie geworden, sondern eine Dichtung,
Das Motiv der Trägheit des Hirzens als Schuld» und Leidensproblem gefaßt, mar auch der centrale Nero aller früheren Werke Wassermanns. Aga» thon, der die Religion der Schuldlosigkeit in sich empfangen hat, ist der lnabcn» hafte Prophet einer Welt, die im Argen liegt und deren Sünden man Herzens» trägheit nennen mag: das Versagen der Gefühls- und Thatkraft. Die Irr» mege Renates, Arnolds Schuld und dZs Todesgrauen Alexanders sind in diesem Sinn ein seelisches Versagen und Erliegen. Schuld und Leiden sind auch im „Kaspar Häuser" die großen Motive des Dichters. Aber h'er sind Schuld und Leiden ein ungeheuerlich Gesteigertes geworden, eine furchtbaie snnbol» hafte Abrechnung. Denn das Leiden eines Kindes ist grauenvoller als jedes andere Leiden, wie die Schuld am Kind furchtbarer ist als jede anrcre Schuld. Und es handelt sich im „Kaspar Hauser" nicht mehr um die Vergehungen eines Einzelnen, sondern hier ist Schuld als das menschliche Veihängnß ge» faßt, dem Jeder erliegt und erliegen muß. „Denn unschuldig ist nur Gott."
„Wirst Du doch immer aufs Neue hervorgebracht, herrlich Ebenbild Gottes! Und wirst sogleich wieder beschädigt, verletzt von innen oder von außen," Goethe, der Greis, beschließt sein moralisch's Kosmos „Die Wander» jähre" mit diesem ehrfürchtig-ergriffenen Ausruf, der wie eine Paraphrase von
') »Kaspar Hauser oder die Trägheit des Herzens," Von Jakob Wassermann, Teutsche Birlagsanstalt in Slultgart,

Hausers Seelengeschichte dasteht. Wie Hauser nach der Einsamkeit seines Thier»
kertns auf dem Marktplatz zu Nürnberg „auf die Welt geboren" und nach
wenigen Jahren im Schloßgarten zu Ansbach hingemordet wird; wie er in der
Spanne dieser kurzen Zeit die Herzensträgheit der Menschen erfährt, die ihn
„von innen und außen" beschädigt: Das ist die Gestaltung der Hausersabel
zur kristallhasten Dichtung.
Es ist kein monographischer Roman geworden. Die Idee der Träg»
heit des Herzens ist in einem Komplex menschlichen Daseins organisirt, in
Menschen, die einander fixiren und gleichsam in einem ahnbarm rhythmisch»
mathematischen Verhältnis die Stufen des Leidens darstellen, an denen Kas-
pars Leben hinstürzt. Wie in dem alten Märchmmotiv Glück und Unglück
auf die Nebenpersonen vertheilt wird, je nach ihrer Güte und Grausamkeit zum
Findling, so ist die Rolle dieser Menschen durch den Antheil, den sie an Kas>
pars Schicksal nehmen, bedingt; sie fino sozusagen nur Zähler und Kaspar ist der
Nenner, der ihrm Rang deutet, Ihr Leben ist die Tangente des Ausschnittes,
der Kaspars Schicksalskreis durchschneidet. In dem Schwerpunkt der Liebes-
kraft ist der Kern ihres Wesens erfaßt; es enthüllt sich in Dem, was sie an
Kaspar thun. Er löst ihre Kraft und Unkraft aus. Wie sich die Fäden seines
Geschickes abspinnen, entwirrt sich ihr Selbst, entblößen sich in Jedem die be>
schädigten Trümmer des herrlichen Ebenbildes der Gottheit. Was Einer mar
und ist, leuchtet auf in der Nähe Kaspars und stirbt hin, wie „es stiller und
stiller um ihn wird'.
„Gut sein ist Alles", steht in einem Brief Agathons, den Renate findet.
Gut, nur gut, einfach gut ist der einzige, einfache Schildknecht zu Kaspar. Die
Anderen, Alle, die die Macht haben, einzuwirken und Etwas auszurichten, sind,
wie die Kannawurf, zu verworrenen G^müthes; oder sie wollen Etwas für sich
von ihm. Sie sehen in ihm das Mittel zu einem Zweck; wollen Etwas durch
ihn beweisen und erreichen. Hier ist das moralische Problem in seinem innersten
Kern durchdrungen, das Gewebe menschlicher Thaten bis zu dem Punkt durch-
leuchtet, wo Qual und Schuld ineinandergenäht find.
Der Professor Daumer liebt Kaspar. Wie ein Vater erquickt er sich im
Gemüth an Kaspars Erwachen. Sanft und klug führt er ihn, hilft ihm, stützt
ihn. lehrt ihn die Ehrfurcht vor Gott und dessen Werk. Und verläßt ihn
dennoch; erträgt es nicht, daß Kaspar mächst und wird der urgeborenen Be-
stimmung nach. Taumels erhabener Zweck war, „die reine Stimme der Natur
aufzufangen", sie vor den Menschen Zeugniß werden zu lassen für das Ur-
vhänomen der Seele, das in gemeinen Lebensläufen verkümmert. Aber Kas-
par grämt sich nach seiner Mutter; und das Freischrvebcnde, Schicksallose seines
Wesens verliert sich immer mehr in Erdenschroere. Das Gezänk um seine Ab-
stammung, um das Geheimniß seines Kerkers heftet sich an ihn und seine

wunderbaren Fähigkeiten mindern sich in dem Grad, wie sein Körper ersten kl
und sich den neuen Lebensumständen anpaßt. Es war die Sache einer stn,
timentalen und romantischen Epoche, sich selbst, seinen Traum, seine Forderung,
sein Eigenthum, seine Idee in einem Gegenstand zu lieben, nicht die Real tat
des Gegenstandes. So läßt der vergritbelte und enttäuschte Daumer den
Kaspar sich entgleiten und vergeht sich am Wirklichen, mährend er ein Höchstes
zu gewinnen glaubte.
Gerade entgegengesetzt ist das Verhalten des großen, edlen Feuerbach.
Er gibt die Ruhe und die Sicherheit seines Alters hin, um die Tücke auf-
zudecken, die Kaspar der Rechte seiner Geburt entäußert haben. Seine Leiden»
schaft für die Gerechtigkeit ist so groß wie seine rastlose und muthige Thatkraft,
sein Scharfsinn, seine Klarheit uns innere Größe. Aber wie Daumer am
Fernsten, Nebelhaften und Ungreifbaren, so geht er am Nächsten zu Grunde.
Das Werk scheitert, weil dieser Mann einer unübertrefflichen Intelligenz rührend
gebunden ist durch seine Impulse, Ein Polizeilieutenant Hickel weiß mit Glück
auf diese Impulse zu spekuliren: und ein Feuerbach verliert sich und die Frucht
seines Lebens in diesem Vertrauen, Daumcr will in Ka?par eine Scelen-
theorie behaupten, Feucrbach das Genie des Kriminalisten fruchtbar werden
lassen. Wenn Diesem die Realität einer unkonrrolirten Sympathie verhängnißvoll
wurde, so erliegt Jener den Verführungen einer allzu kontrolirten Irrealität.
Der Vornehmheit Taumels und Feuerdachs ist die Verruchtheit der
Stanhopc und Hickel gegenübergestellt, die im Sold der geheimen Feinde Kos»
pars stehen und sich als seine Mörder verkauft haben. Aber wie die Gutiir,
die Kaspar begegnen, in einem gefährlichen und bedeutenden Moment ver-
sagen, so streift sich wieder von Kaspar zu seinen Feinden ein weißer Licht-
strahl. In dem rveltverachtenden, abgestumpften Grasen wird das Gefühl für
den Jüngling untrüglich lebendig, deleuchtet sein ausgehöhltes Herz, sein ver-
worfenes Leben, die Niedrigkeit seiner Zustände. Ekel und Selbstverachtung
entzünden sich an Kaspars Berührung und treiben ihn zum Selbstmord. Un-
durchdringücbcr ist in Hickel das Chaos. Kaspar selbst kann in ihm kein Ge-
fühl, keine Scham erwecken; aber Frau von Kannawurf, die Kaspar Liebende
und von Kaspar Geliebte, erregt in ihm eine durchschüttelnde Leidenschast.
Zwischen den Guten und den Bösen stehen die Gestalten des Fceiheirn
von Tücher und des Lehrers Quzntt. Zwei Rechtschaffene und Angesehene,
die allem Genialischen Feind sind, zwei Säulen der bürgerlichen Gesellschaft,
Vertreter der Vernunft und einer rationalistischen Weltbetrachtung, Das Ver-
staubte und Unlebendige der übernommenen Grundsätze einer „strammen bürger-
lichen" Erziehung enthüllt sich in den ungewollten Fehlern und Grausamkeiten,
des ^raoen Tucher, die Kaspar Qualen bereiten. Grandios aber steht im Schul-
lehrer Quandt das Spießbürgertum da in seinem Autoritätwahn, seiner schein»

heiligen Verlogenheit, seinem Kriecherthum nach oben, seiner stumpfen Alltags«
behaglichkeit, der die durchaus nicht ungefährliche Agressivität einer schlauen,
lauernden und giftigen Eitelkeit beigesellt ist. Je mehr sich Quandt als nütz-
liches Glied der Gesellschaft fühlt und geberdet, um so mehr gehört er zu
ihren Schädlingen. Denn das Gift, das er in Bereitschaft hält, wird immer
da seine zersetzende Wirkung zeigen, roo Werths vorhanden sind, wahlhafte
Werthe im schöpferischen, im Lebenssinn. Es ist das Wesen der Quandts,
solche Werthe mit einem unheimlichen Spürsinn selbst aus ihrer Verborgen»
heit hervorzustöbern, um sie unschädlich zu machen. Quandts siebt es auf
allen Gebieten des Kulturlebens: in der Wissenschaft, in der Politik, im Zeitung«
und Kunstroesen, in den administrativen und in den pädagogischen Proo nzen.
Wo es eine feurige, fähige, geniushafte Jugend giebt, da wird der Wachsame
stehen und mit sorgenvoller Miene und gerungenen Händen verhindern, dag
die Flamme in den Himmel wachse. Und wenn Kasper unter seine Hut kommt,
dann wird es Quandts rastlose Aufgabe sein, das „Geheimnis" Kaspars zu
entrecken, seinen Betrug zu entlarven, ihn zum „Geständnih" zu bringen.
Wenn Kaspar ihm zu diesem Lebenstriumph verhelfen roürde, könnte er ihn
beinahe lieben; und er sinket beschwörende, fast aus der Seele kommende
Worte, um Kaspar dieses Geständnis zu entlocken. Ter tiefste, der meia»
physische Punkt in dem Kiäftespiel der Dichtung ist vielleicht in dieser Kon»
frontirung Kaspars mit Quandt erreicht: die Enthüllung Quandts als des großen
Spießbürgers liegt darin, des großen Seelenlosen, der als ewiger Antipode und
Urfeind Kaspars an ihn nicht glaubt, ihn nicht sieht, ihn nicht fühlt, seine
Krast zu schänden sucht und dem Sterbenden selbst den Tod bezweifelt.
Wenn Quandts VerhSltniß zur Welt ohne Ehrfurcht und Phantasie
ist, wenn die Welt ihm nur als Mittelchen, seiner Herrschsucht und Eitelkeit
zu dienen, Bedeutung hat, als ein Lichtchen, das seinen Glanz schwächt oder
aushellt, so wird das unendliche Gemülh Kaspars dagegen stehen, seine innere
Lebendigkeit, die, schöpferisch im Gesühl, im Willen, im Denken, als Urkrast
wirkt. Wie es vielleicht Keinen giebt, der nicht in irgendeiner Stunde seines
Tiefstandes zum Quandt wird, so hat sich auch noch Jeder im Empfinden
mit Kaspar berührt. Denn diese durch vielleicht nie wieder zusammentreffende
Lebensumstände in wenige Jahre zusammengepreßte Jugend ist zwar ein Vcr»
zerrtes, aber dennoch ein Allzemeingiltiges, in ewige Formen gefaßt, wie die
Luft des Glashauses die Pflanzen zugleich glühender und matter, reicher und
ärmer heranblühen läßt. Das tausendfach gebrochene, von tausend Stunden
vergessene Erleben der keuschesten Kindheit saßt sich in Kaspars innere Er»
fahrung zusammen, der die Wunder der Welt im Anblick des Sternenhimmels,
der blühenden Rose und des spielenden KindcS gewahrt, von den Schauern
der Nacht, des Schattens und des Todes durchschüttelt, an einem dämmernden

Abend vor einem Spiegel sich selbst sieht, vom Du zum Ich gelangt. Wie dann in diesen zartesten inneren Besitz der Traum von seiner Mutter, von seiner fürstlichen Abstammung sich einzwängt und sich ihm zu einem sanften, unerschütterlichen Stolz festigt: darin liegt die Entwicklung dls Kind» hasten zum Jünglinghaften; die Entfaltung, das aktive Moment der Leidens» geschickte. Und die jünglinghasten Züge seiner Gestalt haben wieder etwas Mythisches: wie Joseph erfühlt er die Umschlingungen einer Potiphar, wie Siegfried die Frage nach seiner Mutter; und stirbt, ohne die Liebe zu kennen, „vor der That", nur in der Bereitschaft zur That, Denn da er das Angebot der Kannawurf zur Flucht in die Schweiz mit der Antmoit zurückgewiesen hat: „Weil ich dort nicht hingehöre", so erleidet er nicht kindhast sein Ver> hängniß, sondern hat durch inneren Entschluß Anthcil daran. Und wenn er inncrlich verletzt ward durch Tas, was ihm geschah, in Zukunftsträume ein» gesponnen der Welt und dem Thun verloren ging,.gehetzt und in die Enge getrieben, Worte sprechen lernt?, von denen seine Seele nichts weiß, so wird diese Festigkeit und Vornehmheit des Entschlusses noch einmal seine Kraft und R? nheit aufleuchten lassen.

Im Dialog von der „Kunst der Erzählung" läßt Wassermann den alten Künstler die Forrerung aussprechen, daß im epischen Kunstmerk die Empfindung sich ncht in pathetisch lyrische Schilderung umsetz', sondein in das Gesetz des Maicrilllcs eingehe: Bewegung wird. Nach dieser Forderung wäre der Roman a'.s ein Komplex von Hank lungcn zu denken, als ein Weltbild im Sinn der Goethe, Cervantes und Balzrc. Dan sich „alle Erlebnisse nur nach innen verdichten, alle Verwickelungen nur das Herz betreffen", ist die dagegen gesetzte Devise des jungen Künstlers, dem die Träume der Romantiker leuchten und der Genius Tosto» jewskijs bestimmend wird. Mir scheint, daß der Stil im „Kaspar Hauser" als die Snrithesis dieser einander entgegengestellten Qualitäten aufzufassen ist. Hier ist das Behagliche und breit Ausgesponncne im Erzählerton einer zeichnerischen Linien» führung, einer Architektonik der Motive gesellt, die min wegen der Einfach» heit, Klarheit und rhythmischen Harmonie des Periodenbaues klassisch nennen mag. Mit starker Eindringlichkeit und Leibhaftigkeit der Darstellung ist das Nürnberg und Ansbach der dreißiger Jahre gestaltet, die Menschen in ihrer örilichen und zeitlichen Bestimmtheit, dem besonderen Klima des Charakters, der säst unsagbaren Atmosphäre ihres gesellschaftlichen Standes. Nirgends wird diese Atmosphäre des Wirklichen durch eine Gewaltsamkeit der Erfindung, durch die Formen der Rhetorik, der Reflexion oder des Prthos zersetzt; aus der Nolhrrendigkeit seines Wesens handelt Jeder, bewegt und wird bewegt und ist dem Wirbel inncrlich und äußerlich verflochten. Aber mährend die Ge> stalten nach außen hin, so zu sagen, köi perHaft zusammenhängen, real und gegenständlich vor die Phantasie gestellt werden, sind sie zugleich in einer

tiefen Dämonie und ElementaritSt des Schaffens aus der Idee geboren, kristall«
Haft hinschmelzcnd, der Cphäie des Traumhaften angehörend, zugleich ein
Substantielles und ein VerinnnlichteS.
Wilhelm Meister wird in dem Augenblick von seinen Freunden frei»
gesprochen, da e, der eine Frage stellen darf, die richtige stellt: die nach seinem
Kind. DaS Verhältnis; zum Kind, die Frage nach dem Kind reift den Jüng,
ling zum Mann. So ist Wassermanns erstes männlich reifes Buch sein „Kaspar
Hauser", das Buch vom Kind-Helden; in seiner tiefen Anmuth entstammt er
einer Epoche, die durch ein erstes Manne!erlebniß Farbe und Reife erhielt.
Vielleicht zeugt dieses Werk Wassermanns noch immer nicht sür ein rest»
loses Gleichgewicht der empfindenden und der organisirenden Kräfte. Denn
die hier gebaute Welt steht wie unter einem lastenden Druck, einer Verhängt-
heit, die an das Gemülh den unstillbaren Jammer Kaspms weitergiebt. In
ras Geschick des Heldcn verankert find alle Schicksale, nicht rund und frei»
schwebend in sich selbst geschloffen, wie in Vunit> i?äir, in dem das Genie
Thackerans die Idee der Trägheit des Herzens in veraußerlichten Motiven
zusammenballte. Aber wenn der Engländer in keiner Gestalt die ungeheure
Dämonie Dostojewskijs berührt, in der Seelengeschichte nirgends zu den letzten
Tiescn dringt, in denen sich das Schicksal Kaspars mit dem des Idioten ver>
gleichen ließe, so mögen mir im „Kaspar Hauser" das Werk erblicken, in dem
das Genie des Juden die Wcrthe des großen Engländers und des großen
Russen verschmelzen durfte, um uns ein deutsches Weltbild zu geben, das
romanlisch ist; denn es ist Herzenskunst.
Wien. Julie Wassermann.
LH
Der Hadji.
Aus den hinterlassenen Papieren eines türkischen Philanthropen.
er achtzehnte Zilhildj«. Bolle sechs Wochen seit meinen letzten Aufzeichnungen.
. . . Wie die Tage entfliehen! Und es waren wieder Tage voll Mühsal und
Gefahren. Habe ich denn auch mein Werk in dieser langen Zeit gefördert? Hier
ist die Lifte, Nun: im Ganzen darf ich zufrieden sein, trotz Nasim. Morgen wird
Lutfi Aga, der Einbrecher, wieder in Freiheit gesetzt Er wird große Augen machcn,
wenn er in seine Hütte zurückkehrt. Sein Weis und seine Tochter, die er im größttn
Elend zurückließ, als man ihn einsperrte, habe ich auf dem Gute Reschid Beys,
des Zollinspektors, trefflich untergebracht. Sie haben in dem Harem des Bens leichte
Arbeit zu verrichten, werden gut behandelt, gut gefüttert und erhalten obendrein
hundert Piafter monatlich. Meint Ihr aber, Reschid, der reiche Geizhals, zahle
diese Goldlira aus seinem eigenen Beutel? Eher wurde er sich die rechte Hand
abhauen. Nein, ich mufi sie ihm jeden Monat heimlich zustecken und er giebt sie
dann mit der Geberde des Grofzmuthes der armen Chosra Hanum und ihrem

TSchterchen. Aber mache ich es seit vielen Jahren nicht immer so? Wer zahlt Nahrung und Kleidung den unschuldigen, verlassenen Familien Enwers und RassimS und Fazuls und all der anderen Galgenvögel Stambuls, die ihre Mifsethaten im GesSngniß verbüßen?
Wie Frevel und Verbrechen um sich fressen! Ich war im Kerker von Galata-Serai und Edhem Bey, der Mutessariff von Per«, führte mich selbst in den Zellen umher ., . Gott der Barmherzigkeit! Keine Zelle leer, in mancher sünf bis sechs Insassen, Viele Griechen: viele Armenier; aber auch viele Moslim, Genossen des Heiligen Glaubens, der uns über die anderen Völker der Erde erhebt, der unsere Schwerter schärfte, so das; durch lange Jahrhunderte die Länder der Ungläubigen von den Hufen unserer Schlachtrosse erzitterten und uns unterchan wurden. Mögen die Tage des Ruhmes uns bald wiederkommen! Erleben werde ich es freilich nicht. Seit die Franken, diese Teufel, sich in unsere Angelegenheiten mischen und uns ihre Anschauungen und ihre Einrichtungen aufdrängen, ist die Verderbniß der Sitten bei uns eingezogen und sie erhebt immer dreister ihr Schlangenhaupt und lockt immer mehr Gläubige in ihre Nche; immer mehr füllen sich die Kerker und immer schwieliger und dornenvoller wird das Werk, dem ich mein Leben geweiht habe zum Lobe Allahs (sein Name sei gepriesen),
Wohllhat zu üben, befiehlt eins der heiligsten Gebute Gottes. Wer nicht barmherzig ist gegen den Bedürftigen, wird die Pforten deS Paradieses verschlossen finden. Wie ist aber das wahre Wohllhun belchaffcn?
Kannst Du, frommer Gläubiger, durch Werke der Menschenliebe alles Elend aus der Welt schaffen? Und besäßest Du alle Schätze Soleimans des Prächtigen, die Neichthümer aller Khalifen von Bagdad, Du könntest nicht genug Kranken» Häuser bauen und Asyle für Witwen und Waisen, nicht genuz Speisehäuser für die Hungrigen, Und nun erst, wenn Du arm bist an Gütern dieser Welt, wie ich, wenn Du, wie ich thun muß. Dir das Geld zu jedem Werk der Barmherzig» kcit durch harte Arbeit erringen mußt, - durch Arbeit voll Mühe und Gefahr?
Viele Tage und Wochen habe ich damit zugebracht, über den Weg nachzu» denken, den ich einzuschlagen habe, um Gottes Gebot so zu erfüllen, wie es sein Wille ist; denn damit ist nichts erreicht, daß ich hier und dort einem Hungrigen Brot reiche, auf daß er sich sättige. In schlaflosen Nächten habe ich inbrünstig zu dem höchsten Wesen gefleht, mich zu erleuchten. Wohl habe ich die mühsälige und gefahrvolle Fahrt zu den Heiligen Statten gemacht, habe am Thor von Mekka den Pilgerchor gesungen zum Preise Gottes, bin siebenmal um die Kaaba gegangen und habe im Minathal dem Andenken Abrahams ein Schlachtthier geopfert: heiße seither Hadji, der Pilzer: und habe mich, als ich nach Stamvul zurückgekehrt mar, »och eifriger als sonst des Wohlthuns beflissen. Aber mein Gewissen war noch nicht befriedigt. Es war, ich suhlte es in meinem Herzen, immer noch nicht der richtige Weg zum Paradies des Propheten (möge Gott ihn segnen und ihm Frieden geben). Was thun?
Endlich erhörte mich Gott: endlich sandte er mir die Erleuchtung. Wie wunderbar sind seine Wege! Eines Ungläubigen, eines Franken hat er sich als Werkzeug zu meiner Erleuchtung bedient. Des linzigen Europäers, mit dem ich überhaupt Umgang pflege: und auch er hat noch die Schwelle meines Hauses nicht be« treten, nach dem Wort Mohammeds: Schließet keine enge Freundschaft mit Solchen,

Der Hadji,
!die nicht zu Eurer Religion gehören. Alexandre Lenormant ist es, der zweite Direktor dn Osmanenbcmk in Galata. Ein Tschelebi, ein vornehmer Herr; lebt seit dreißig Jahren in unserer Mitte und hat den Koran ftudirt; kennt ihn auswendig: kennt die Sünna, unser Buch der Ueberlieferungen, besser als die meisten Wollahs; kennt alle sechs Bücher des Mesnevi, der Bibel der Derwische vom Orden des Jellalu'»d»Din»Rumi, Und ist doch ein Keger geblieben. Wer begreift es?
Mit Seinem disputire ich so gern über den Geist des Islam, über die Suren, über die religiösen und weltlichen Vorschriften unseres Propheten, über die Erhabenheit des inoslimischen Bekenntnisses über die Lehren Abrahams und des ChriftuS. Seit zwanzig Jahren kenne ich ihn, disputire ich mit ihm, zanke ich mit ihm. Denn fast jedesmal endet unsere Disputation damit, daß ich über seine frevle Rede er« grimme und scheltend davonziehe; und zwei Tage später komme ich wieder zu ihm und ärgere mich wieder. Der Keger, der Arge! Die Lehre Mohammeds, so sagt der Bösewicht, sei zu drei Vierteln nichts als arabisch verschnörkeltes Judenthum und christliche Pflichtenlehre. ,I^i«I»,r>" (witzelt er>, „c« „'est, vn vvrite, qus <i>?s »r»b?Lques ^uivss ot <!>>r, Nö„n>;s,' Du wirst im Höllenfeuer braten, armer Jskander lanimorte ich), bis sich Deine Knochen zu Arabesken krümmen werden!
Tann nennt er mich einen verbohrten Alttürken, einen unheilbaren Fanatiker; will nicht begreifen, daß die Altlllrken (oder was die Franken so nennen) die wahren Frommen, die einzig wahren Patriotin sind . , . Und doch habe ich ihn gern, diesen fränkischen Ketzer und Bösewicht Sein klares, blaues Auge, seine Ruhe, seine Gelehrsamkeit im Koran haben cs mir angethan. Er schwärmt voll warmer Begeisterung für die große Geschichte meines Volkes, für die Schönheit meines Landes. Und dann hat er, gleich mir, Mitleid mit den Armen und Hilflosen. Allnächtlich füttert er die Straßenhunde, die vor seinem Haus in Taxim lungern; sie kennen ihren Wohllhäter und schmiegen sich an ihn und beschmutzen den Saum seines RockeS; er aber lächelt nur dazu und giebt ihnen Brot und Milch. Jedem Beitier wirft er einen Metallik zu. Ein mir unerklärliches Tvppslmesen: ein Mann mir dem Kopf eines Franken und dem Herzen eines Musulmanen,
Mit Isländer, dem Franzosen, habe ich <es sind schon viele Jahre her) über den Gegenstand gesprochen, der mich Tag und Nacht beschäftigte. Wie kann der Unbegüterte Wohlthaten üben, die wirklich Gutes thun, die, wenn auch nur wenigen Menschen, wirkliche, dauernde Hilfe bringen?
Er fragte mich: „Auf welche Art übst Du eigentlich Deine Wohlthätigkeit?"
.Ich gebe, so viel ich habe, den Armen, die sich mir nähern. Von dem bescheidenen Ertrögnih aus meinem Grundstück in Top Kapu gebe ich jährlich den größten Theil an fromme Stiftungen ab. In Fällen dringender Nolh gehe ich zu meinen Freunden und bitte um ein Scherflein."
„Damit bringst Du aber doch höchstens augenblickliche Hilfe. Für den Tag,"
»TaS ist es ja eben/ erwiderte ich mit einem Seufzer. »Weißt Du, wic ich es besser machen könnte, Isländer Effendi?"
.Mein lieber Hadji Savsct." antwortete er. ..In eoiicsnli niioii, le s^stcirvs, c'est I« mot. Statt hundert Leuten gelegentlich zehn Para zu geben, gieb täglich zehn Menschen je einen Piaster, Dann werden wenigstens zehn Menschen täglich Brot genug kaufen können, um ihr Leben zu fristen. Zehn Menschen werden, wenn Sott Dich abberuft, zu Deine,,, Propheten beten, daß er Dich in den Garten der Glückseligen einläßt,"

Die Zukunft.
Als ich diese Worte vernahm, fühlte ich, wie mein Herz vor Freude schwoll.
Das war die erflehte Erleuchtung. Denn was ließ mir Golt durch diesen Franken,
sagen? Wenn D» Gutes thun willst, thue es nicht blind, uns ziellos, sondern so^
daß den Bedtüngten auch wirklich Hilfe werde; denn Geld verschenken ist leicht,
Roth lindern aber schwer. Ich sagte Isländer innigen Dank und zog davon.
Der Weg von Galata nach Top ttopu ist weit und ich hatte reichlich Z^it,
nachzudenken, wie ich meine Gaben in ein nützliches System bringen könne.
Als ich, in tiefe Gedanken versunken, bei dem Griechenkloper Balukli vor»
übergekommen war, vernahm ich heftiges Weinen. Ich drehte mich um; es war
der kleine Ali, der vierzehnjährige Junge Mehmed Emins, des Fruchthändlcrs,
den ich seit Jahren kannte. „Was betrübt Dich, Ali?" sragte ich.
»Oh, Hadji, schreckliches Unglück hat unser >>aus betroffen. Die ZaptichS
haben meinen Vater und meinen Bruder geholt und sie ins Gcfängnitz geworfen."
Nur langsam und mit Mühe konnte ich die ganze Unglücksgeschichte aus
ihm herausholen. Melimed Emin hatte einem Nachbar einen kostbaren Ring ge>
stöhlen. Hatte die Roth ihn bedrückt? Nein; er besaß kein Vermögen, aber sein
Handel warf für ihn und seine Familie genug ab. Tie böse Lust war es, sich an
den Vergnügungen der Europäer zu ergötzen. Er hatte den Erlös des Ringes in
den Caf«s Chantants und Spelunken Galatas und Peras verpraßt. Sehet: da
sind sie, die gepriesenen fränkischen „Reformen" und solchen Einfluß haben sie auf
unser Volk! Was wußten unsere sittenreinen Eltern von den Cafös Scheitans,
des Teufels? Aber nicht genug an diesem Elend, dieser Schmach, hatte derUnsclige
(wie es in solchen Fällen ja immer geschieht) seine Familie von Allem entblößt
zurückgelassen. Zwei Jahre sollte er im Michter-Hane schmachten; sein Weib, seine
Kinder hallen kaum Geld, um zwei Tage zu leben. Als das wenige Brot ver»
zehrt war und der Hunger immer grimmiger nagte, ergriff den ältesten Sohn
Mehmeds, den zwanzigjährigen Ghani, die Verzweiflung: er brach in den Laden des
griechischen Bokal Sakellides ein und stahl Brot und Butter und Reis. Auch er
kam in den Kerker und das Elend der Familie war fürchterlich.
Ich gab dem schluchzenden Ali einen Bcschlik und sagte ihm, ich würde
nachmittags kommen, um mich nach der Familie umzusehen.
Mein Entschluß stand fest. Gott hatte den kleinen Ali auf meinen Weg
gesandt, um mir einen neuen Fingerzeig zu geben.
Ich ging am nächsten Tag zu Isländer und erzählte ihm den Fall des
Fruchlhändlers Mehmed Emin und seines Sohnes Ghani. Ich sagte: »Siehe,
mein Freund, Frevel und Missethat nehmen täglich überhand und gebären gar
häufig neue Verbrechen. Ich habe beschlossen. Deinen Ralh zu befolgen und streng
nach deni Grundsatz einer vernünftigen Konzentration zu handeln: ich werde mich
der Frauen und Kinder von Sträflingen annehmen, bis Diese Mieder frei sind und
für die Ihrigen wieder Brot verdienen können. Den Frevlern aber werde ich ins
Gewissen reden und helfen, auf den Pfad der Rechtschaffenheit zurückzukehren."
Aus den schönen blauen Augen des Franken schoß ein Strahl herzlicher Zu»
stimmung. Er drückte mir fest die Hand und ich ging beglückt meines Weges.
Das war vor zwölf Jahren. Mir war vergönnt, in dieser Zeit in dem
Wirkungskreis, den Gott mir angemiesen, viel Gutes zu vollbringen, Bielen lln»
glücklichen, Angehörigen bestrafter Gesetzesverüchter, habe ich Trost und Rettung

gebracht; diele MifsethSter durch Zuspruch und Mahnung der ehrlichen Arbeit zu-
rückgewonnen; auch viele Mifsethaten verhindert. Und in dem Maß, in dem meine
Srsolge auf dem Feld der Wohllhat sich mehrten, hat sich (ich sage es mit Stolz)«
auch mein Ansehen gemehrt. Wenn Hadji Savfet durch die Straßen Stambuls
Ichreitet, giebt eS nur Wenige, die ihn nicht kennen, die nicht mit tief geschwungenem
Arm ihm den Gruß enlbielen. Doch ziemt mir nicht, mich Dessen allzu laut zu
rühmen; denn, so steht es in der fünften Sure geschrieben. Stolze und Hoch»
müthige liebt Gott nicht. Wozu sollte ich auch hochmüthig sein auf Erden? Mir
wird im anderen Leben gelohnt werden.
Frevel und Verbrechen haben in diesen zwölf Jahren gewiß nicht abgc»
nominen; leider! Die Zeitungen sind angefüllt mit Klagen über die zunehmende
Hcrderbmß. Heute ist im ‚Sabab/ zu lest», daß im letzten Monat in Stambul
allein vierzehn größere Einbrüche verübt wurden. Das stimmt. Ich muß es am
Besten wissen. »AlleS deutet darauf hin," heißt es im „Sabah", .daß sämmtliche
Einbrüche von dem selben Diebe herrühren, der mit unglaublicher Geschicklichkeit
zu Werke geht. Auch viele in früherer Zeit verübte Diebstähle und Einbrüche
weise» auf ihn hin, denn er hat eine besondere Art, in die Häuser einzudringen.
Keine Spur verräth ihn. Er ist unzweifelhaft der gewandteste Dieb im ganzen
Land. Besonders auffällig ist an ihm. daß er immer nur Griechen, Armenier,
Spaniolen oder Europäer bestiehlt; nie schädigt er einen Moslim,"
Wenn die Leute wüßten, daß ich dieser Dieb bin!
Ja, ich. Hadji Savfet. der Fromme, der Mekkapilger, der Menschenfreund,
der von Tausenden verehrte Wohlthnter: er ist es, den die Zeitungen den geschick»
testen Dieb im ganzen Lande nennen. Und mit Recht. Ich habe mich im Stehlen
ausgebildet, wie man eine köstliche Kunst erlernt, mit Eifer und Ausdauer.
Meine Freunde! Wenn diese Blätter in Eure Hände gelangen, ruhen meine
Gebeine längst unter den Cnpressen von Skutari; ich werde Eurem Lob und Tadel
entrückt sein. Eurer Verehrung und Verachtung. Ich werde nicht mehr sehen, ob
Ihr, wenn Ihr mein Bekenntnis leset, mir im innersten Herzen zustimmen, ob
Ihr Mitleid mit mir fühlen oder ob Ihr Euch Bart und Haare raufen und aus»
rufen werdet: Wie, auch er, dieser Goitesmann, dieser Liebling des Propheten,
auch er war ein Fievler, ein Verbrecher! Ich aber sehe voll fester und freudiger
Zuversicht dem Richlerspruch des Höchsten entgegen. Denn er hat durch seinen Pro»
pheten uns Gläubigen verkünden lassen: Bei allen Handlungen kommt es ganz allein
auf die Absicht an; die gute Absicht wird belohnt, die böse bestraft. Nun, welche
Absicht hat mich veranlaßt, alle die Jahre hindurch die Ungläubigen zu beftehlcn?
Habe ich den Gewinn verwendet, um mich zu bereichern? Nein, denn ich bin heute
irmer als je. Habe ich das Geld verpraßt in den Armen der Lust, in den Tempeln
«atans? Gewiß nicht, denn Weib und Spiel sind mir fremd. Habe ich mit dem ge»
ftohlenen Geld geschlemmt und meinen Bauck verwöhnt? Nein, denn ich habe nie
aufgehört, von Pilam und Dvlma und trockenem Brot zu leben: nur an festlichen
Tagen hat meine Tischplatte Lammbraten und Börek getragen. Was habe ich mit
dem gestohlenen Gelde gethan?
Ich habe es den Armen und Aermsten gegeben.
Ich habe es den Unglücklichen gegeben, deren Gatten oder Väter sich auS
Lust am Bösen, aus Gier nach Gewinn an fremdem Eigenthume vergriffen Habens

Die Zukunft,

den Unglücklichen, die nackt, hungernd und frierend nach Hilfe schrien. Ich habe es den Sündern gegeben, damit sie im Stande seien, einen neuen Lebenswandel zu beginnen und den Pfad des Verbrechens zu meiden.

O Gott, König aller Königreiche! Bei Dir sind die Schlüssel alles Unge» sehenen; Niemand kennt es außer Dir. Du nimmst uns zu D r und Du weißt, was wir gethan und gedacht haben in unseren Herzen. Zu Dir werden wir zurück» kehren und Du wirft uns sagen, ob wir recht gehandelt haben. Denn Du bist immer mit uns, und was immer wir thun, erblickest Du.

Geprieskn ist n, in dessen Hand das Königreich ist; der die Macht hat über Alle- der das Leben und den Tod geschaffen hat und uns prüft, auf daß er sehe, wer von uns Gutes thut. Er ist allmächtig und ist immer bereit, zu verzeihen.

Du bist der barmherzige Golt der Gläubigen und der zürnende Gott Derer, die anderen Glaubens sind. Denn in dem Heiligen Buch steht geschrieben: Wenn Ihr Ungläubige treffet, so lötet sie und schlaget ihre Köpfe ab: Das ist die Strafe Derer, die nicht glauben.

Vor ungefähr zwei Jahren besuchte ich das Haus Nasims des Lahmen, der wegen Diebstahls im Gefängnis; saß. Ich hörte, wie die Frau im Haremlik weinle und klagte; ich ließ ihren Sohn rufen und gab ihm Geld. Er sagte mir, sein Vater werde in drei Tagen ouS dem Kerker entlassen werden; ich nahm mir vor, ihm ins Gemissen zu reden, damit er Reue empfinde. Er ist nur leichtsinnig, sein Herz ist nicht verdorben, denn er l ängt mit großer Liebe an Weib und Kindern. Aber er ist kein Freund der Arbeit. Dabei ein Heller, anschlSgiger Kopf; war nie außer» halb Konstantinopels (sein kurzer Besuch in Eski.schehr bei seinen Verwandten zahlt nicht mit) und spricht doch Griechisch und Französisch fast eben so geläufig wie Türkisch; auch ein Wenig Armenisch. Wäre er nicht so trüg, er könnte trog seinem lahmen Bein- einen schönen Posten bekleiden und auf ehrliche Weise viel Geld verdienen. Als ich nackisann, wie ich ihm. nachdem er das Gefängnih verlassen haben würde, passende Beschäftigung verschaffen könnte, fiel mir mit einem Male mein fränkischer Freund ein. Kurz entschlossen, ging ich nach Galata in die Osmanen» dank und trug Isländer mein Ansuchen vor. „Er wird sich gewiß bessern", fügte ich hinzu. „Natürlich muß er unter strenger Aufsicht sein und darf kein Geld in die Hände bekommen. Sogar sein Monatslohn darf ihm nicht direkt ausbezahlt werden. Ich werde seinen Lohn an jedem Erste» abheben und für die Bedürfnisse der Familie sorgen."

Isländer willigte ein; er wollte ihn aber nicht in der Centrale zu Galata anstellen, sondern in einer der Filialen in Anatolien, wo man von Nasims Fehl» tritt und Hast nichts wußte. Dann sprachen mir von anderen Dingen.

Mich fesselt das vielgestaltige und geschäftige Getriebe, das sich stets vor den Schaltern der Bank abspielt, sehr. Siunden lang könnte ich dem Gewirr von sechs oder sieben Sprachen zuhören, in denen die Kunden aus die Beamten ein» reden: Stunden lang mich an der Buntheit der Menge ergötzen, die in den Gän» gen und vor den Kassen auf» und abwogt. Auch als ich jetzt mit Isländer plau» derte, ließ ich meine Augen über die Schaar der Kommenden und Gehenden hin» schweifen. Ein alter Albanesc in der Tracht seines Landes erregte meine Aufmerk-samkeit. Er ging auf den mittelsten Schalter zu und reichte dem Beamten schwei» gend ein Lederbeutelchen hin. Der Beamte strich, auch ohne ein Wort zu reden.

Ter Hodji,
,^7
ein schon bereitstehendes Häufchen Gold in den Beutel und reichte diesen, nebst einem Blatt Papier, dem Allen; der Albanese schrieb seinen Namen auf das Papier? gab es dem Beamten zurück und verließ den Schalter mit stummem Kopfnicken.
.Wer ist Das?" frug ich.
»Das ist Panteli Natscho, der Schkipetar. Er hatte früher eine Anstellung in der Hofküche im Mdiz; vor neun Jahren starb seine Frau und seitdem lebt er zurückgezogen in seinem Häuschen in Ters-Hane, zehn Minuten vom Marine» Arsenal. Er bezieht eine Pension, die er am Bierzehnten jedes MonatS bei uns abhebt. Er kommt immer zur selben Stunde und die Beamten halten immer schon die Goldstücke für ihn bereit. Du wirft gesehen haben: ein Sonderling.'
»Ja, sein Gebahren ist mir aufgefallen/'
»Seit dem Tod seiner Frau soll er etwas wirr sein. Dazu kommt, daß er, wie alle Albanesen, sehr aberglöubig ist. Die Leute erzählen, daß er in seinem Haus die absonderlichsten Sachen treibe. Er beschwört den .bösen Blick' mit al» lerlei krausen Zaubekformeln, betet zu den Naturkläflen, will Hexen bannen und hölk sich drei Eulen als ,Hauigeiper'. Sein Diener Janku, mit dem er haust, ist »och älter und verrückter als er. Beide stinken vor Geiz."
Ich wurde nachdenklich. Ein christlicher Albanese, offenbar wohlhabend (denn da er so geizig war, mutzte er eine hübsche Summe erspart haben), wahrscheinlich ohne Schutz in seiner abgelegenen Hütte. Wenn er seine Goldslücke nur nicht ir» gendwo im Erdboden verscharrt hat . . . Es lohnt immerhin einen Versuch.
»Du mußt mich jetzt entschuldigen", sagte Lenormant; »ich werde gerufen."
Ich ging. In der Richtung nach Ters'Hane. Bei Asab Kapu, am Goldenen Horn, sah ich den alten Albanesen gehen. Ich folgte ihm vorsichtig.
In den nächsten drei Tagen gelang es mir, die Umgebung des Hauses RalschoS, die Lage seiner Zimmer, seine Lebensgewohnheiten und Alles, was ich sonst wissen wollte, auszukundschaften. In der Nacht des vierten Tages stand ich mit meinen Werkzeugen lauernd hinler einem Gebüsch, keine zehn Schrille von der Rückseite des Hauses entfernt.
Während ich jo auf meine Gelegenheit wartete, überlegte ich mir, mit Ivel» chen Worten ich wohl den lahmen Nasim ermahnen würde, vom Diebstahl zu lassen und wieder ein ehrlicher Mensch zu werden. Dann glättete ich das steife Papier, duz ich mitgebracht hatte, und langle nach der Sirupflasche in meiner Hosentasche. Tieises Papier und Sirup führe ich immer bei mir, wenn ich in fremde Wohn» un^en einbreche. Man kann mit dem Papier, nachdem es dick mit Sirrp bestrichen >'>, die Fensterscheiben geräuschlos eindrücken. Tie Glassplitter bleiben am Sirup bsiien. Ich habe große Geschicklichkeit im Gebrauch dieser Mittel erlangt.
Als ich eben das Papier bestreichen wollte, hörte ich ein Geräusch. Es war sehr dunkel, doch konnte ich die Umrisse eines Menschen unterscheiden, der vor dem Fenster dicht neben der Eingangsthüre stand und dort herumhantirle.
Ich schlich vorsichtig näher. Der Mann versuchte, mit einem scharfgeschliffenen >^zenstande die Fensterscheibe auszuschneiden,
»Räuber! Elender!" rief ich, erbost darüber, daß er mir zuvorgekommen war,
Der Mann schrie auf und drehte sich »m. Es war Nasim, der Lahme,
Ich «schrak erst, faßte mich aber bald: denn nichts konnte ihm meine Ab-

ficht verrathen. Papier und Sirupflasche hatte ich im Gebüsch zurückgelassen. Er mußte glauben, ich sei zufällig des Weges gekommen.
„Schämst Du Dich nicht?' fuhr ich ihn an. »Kaum Mieder in Freiheit: und Du wandelst abermals die Pfade des Verbrechens? Wie kommst Du hierher?"
Er beichtete. Stavro, ein griechischer Diener der OSmanenbank, hatte ihn auf den alten Schkipetaren aufmerksam gemacht, der sich jeden Monat Geld von der Bank holt. Da kam Nasim auf den Gedanken, ihm sein Geld abzunehmen. Dann bettelte er kniefällig um Gnade. Während er sich jammernd zu meinen Füßen wand, kam mir ein Ged«nke. Ich hatte eine lange und ernste Un» terredung mit Nasim. Ten Behörden habe ich ihn nicht ausgeliesert.
Er wurde in Brussa bei der Osmanenbank angestellt. Von seinem Monals» lohn erhielt er stets nur den dritten Theil, also nicht mehr als sechsundvierzig Francs. Das Uebrige verwendete ich zum Besten seiner Familie. Er ist ein ehr» licher Mensch geworden und auch ein frommer Mensch; den« er schickt mir, seit er bei der Bank angestellt ist, jeden Monat ein paar Hundert Francs zur Ver» theilung unter meine Armen.
Gestern sagte mir Isländer: „Ich werde Deinen Schützling anderswohin versetzen müssen. Wir wechseln das ganze Personal von Brussa, Den Chef der Filiale haben wir entlassen. Seit zwei Jahren wird unsere dortige Kasse m;f ge» heimnißvolle Art beraubt; wir haben die Polizei benachrichtigt, haben Wachen aus» gestellt, aber es hat uns nicht genützt. Ter Chef lebte, wie wir erfahren haben, über seine Verhältnisse und ist ein Kartenspieler. Auch war er der Einzige, der die Kassenschlüssel halte. Da er aber ohne Zmeiscl einen Helfer hatte, so haben wir die übrigen Beamten in andere Filialen versetzt,"
„Und Nasim?" fragte ich.
Isländer sah mich (so schien mir) forschend an. „Mit ihm sind wir zu» frieden. Er ist fleißig und , .. und ehrlich. Er kommt in unser Berrechnungburcau nach Stambul,"
„Hoffentlich kommt ihm dort kein Geld in die Finger. Ich meine nur . . .
Es ist immerhin besser, ihn nicht der Versuchung auszusetzen,'
„Sei unbesorgt. Im ganzen Bureau cirluliren keine zwei Piaster. Eine Kasse gicbt es dort überhaupt nicht. Nur Kontobücher Und Rechnungformularc."
Wieder schien mir, als sehe Isländer mich seltsam an.
Hat er Nnsim absichtlich in dieses Bureau versetzt? . . Einerlei. Meine Armen verlieren jetzt acht bis zehn Pfund monatlich. Ich werde öst?r „ausgehen" müssen, um dcn Verlust zu decken, so Golk mir die Kraft giebt . . .
Ties mar Hadji Savsets letzte Aufzeichnung. Er hat wahrscheinlich gesühlt, daß sein Ende herannahe, und darum hat sich wohl seine letzte Niederschrift un« willkürlich z r einem feierlichen Bekenntnis; gestaltet. Er ist auch bald danach ge» storben und unier ganz außergewöhnlichen Kundgebungen der Trauer zu Grabe getragen worden. Aber sein >>>eist lebt noch, der Geist des Alttürlenthunics mit allen seinen Vorzügen und Schwächen; und cr durchdringt das osmanische Swots» ».'scn mit stärkerem Athem, als man im Abendland ahnt.
Karl Adolf Bratter.

Polyandrie.*) ^^^O^.^^
AAag bei sehr sinnlich veranlagten Frauen gerade so wie bei Männern ab und iW zu das Bedürfniß des Wechsels sich geltend macht, ist selbstverständlich. Die gegentheilige Ansicht beruht nur auf Postulaten der gesellschaftlichen Moral: weil der Wechsel für die Frau und das Familicnglück, namentlich auch mit Rücksicht a^f die Sicherung der ehelichen Nachkommenschaft, gefährlicher ist als beim Mann, darum macht man den Wunsch zum Valer des Gedankens und vindizirt den guten Bsiblein eine von der männlichen prinzipiell abweichende Begehrlichkeit.
Nun, gewiß hat die Frau nicht bloS in Folge ihrer sozialen Verantmort» licbkeit, sondern auch ihres Naturells einige Schutzvorrichtungen gegen die söge» mnnie Untreue vor dem Manne voraus; dafür aber arbeitet in der geschlecht« lichen Frauenseele die KupidilSt mit unbewußter und darum stärkerer Folgerichtig» leit Während der Mann, namentlich im freien Leben der Großstadt, schon in jun» gen Jahren seine auf «roiischen Wechsel gerichteten Wünsche verhältnifzmäßig leicht befriedigen kann (die Starken u»ler uns haben mit fünfundzwanzig Jahren schon zilm «erschiedere Weiber „gehabt", manche abir auch fünfzig und mehr>, wird die geöilde, sozial eingehegte Frau in jenem Aller vielleicht erst beginnen, die Tum» niation der zahlreicten Reizungen als Faklor in ihrem Geschlechtsleben so zu em» pmiden, sich ihrer so bewußt zu werden, daß I)as Verlangen nach dem .Anderen" sefie Eeitali annimmt. Dann allerdings in einer so temperamentvollen Weise, daß Gatte, Leitern, Basen und Freunde verblüfft ausrufen: „Wer hätte ihr TaS zugetraut!"
Doch in der sehr großen Mehrzahl dieser Fälle handelt es sich gar nicht um .reine" Polyandrie, also um gleichzeitige Liebe zu verschiedenen Männern, sondern um die Ersetzung einer verblaßten, vielleicht schon erstorbenen Liebe durch ei^e neue. Dies hängt mit dem Wesen der weiblichen Durchschnittspsnche zusam» mcn die sich ganz und leidenschaftlich, ungetheilt dem einzigen Mann widmet, gar Kiicn Raum für einen zweiten hat, eben weil sie weiblich ist. Der starke, groß» m d weitherzige Mann hat nicht blos in seinem intllleltuellen Horizont Raum für In! reisen der verschiedensten Art: auch seine erotische Expansionkraft ist eine viel größere, mehr differenzirte als beim Weide, obwohl ihm vielleicht die Innigkeit und Tiefe der weiblichen Hingebung fehlt. Tchon aus dieser Erwägung verstehen wr warum die Gleichzeitigkeit verschiedener Geliebter bei der Fiau seltener vor» ko,7,!,it als beim Mann, der die Polygamie sogar zur sozialen Einrichtung ge» macht hat und auch dort, wo diese gesetzlich verboten ist, sehr häufig der Doppel» K:: seinen Tribut zollt.
Bei der Frau kommt noch hinzu, daß sie selbst in Fällen ursprünglich «rein-kol'.nndrischer Neigung durch die Verhältnisse und insbesondere durch die Eifer»
Ein Fragment aus dem vierten Band der „«leinen Schriften", den Herr I),. '.'iüh, unter dem Titel »Wege zur Heimat", wie die früheren Bände in seinem Verlag dttiiiünchener.Jugend'crschcinenläßt Reich und vielseitig wie derBand. indem so ziem-l cd von allen Tmgen deS Himmels und der Eide geredet wird, ist derAutvr.der sich mit dem ^ormenschatz und der Phnsiologie deNiurch eben so eifrig beschäftigt wie „litPoli-tlt Kultur, Erziehung,Sittlichkeii und, niii sicbeuundscchzig Jahren, die volle Frischetoll« küb«er, vor keiner Frage bang oder xrude zözernd:r Jugend sich erhallen hat.

sucht und den Ehrgeiz des Gatten und der Familie gezwungen wird, bei den mo» nogamrn Gepflogenheiten zu bleibe». In einem Staatswesen, dessen Gesetze und Sitten vom Manne bestimmt werden, muß Das, „worüber kein Mann hin» weg kann', naturgemäß verpönt sein. Man darf es daher schon als eine weit» gehende Emanzipation der Frau ansehen, daß ihr unter Umständen die Wahl zwi» schen zwei Männern freisteht.

Und doch kommt es oft genug vor, daß Frauen sogar in streng religiöser, freilich mehr in katholischer als protestantischer Umgebung ihre polygamen Gelüste durchsetzen! eine Thatsache von größtem reinmenschlichem und anthropologischem Interesse. Nur wird man, um solche Fälle zur wissenschaftlichen Ergründung der Frauensecle vermerlhen zu können, überall die etwa mitschwingende Prostitution (Das henit: die Hingebung aus nicht erotischem Interesse) ausscheiden müssen. Denn sobald die in Betracht kommende Frau, sei es als Frau, sei es als Gattin oder Geliebte, das offizielle Liebesverhältnis; mit nicht ganz von Herzen kommendcir Zärtlichkeiten abspeist, kann eben von reiner Polyandrie keine Rede sein.

Diejenigen, welche an das Vorkommen der gleichzeitigen Mehrmännerlicbe nicht glauben lund zu ihnen gehören fast alle erotischen Schriftsteller, Dichter und Romanciers, aber auch Aerzte und Psychologe»), sind selbstverständlich geneigt, auch in allen äußerlich zweifellosen Fällen versteckte Prostitution zu vermuthrn. Sie gehen von der sür uns Männer schmeichelhaften Vorstellung aus, daß das weibliche Herz oder vielmehr Gehirn nur einen Mann auf einmal zu „fasfen" ver» möge, und erklären das Fortglimmen der alten Liebe neben einer neuen aus der von Goelhe konslatirlcrr Thatsache, daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann. Dann allerdings wäre die alte Liebe eine Art unbewußter Prostitution, wenn auch im anständigsten Licht. Daß solche FöLe sehr häufig sind, in denen nämlich trotz einer heftigen Leidenschaft der geschleckt» liche Verkehr mit dem Mann der alten Liebe nur aus Gewohnheit schwunghaft fortgesetzt wird, wobei vielleicht Pflichtgefühlc und Dankbarkeit mitsprechen: TaS muß sicherlich zugegeben werden.

Aber nicht um diese Pseudosälle handelt es sich, sondern um die Frage der Doppelleidenschaft, Beim Manne wird ihr Vorkommen zugegeben, bei der Frau nicht. Ich finde darin eine Herabsetzung der weiblichen Kapazität. Denn wenn auch die Toppelliebe bei den Frauen die seltene Ausnahme bildet, so kann ich doch in der Verneinung der Möglichkeit ihres Borkommens nur eine Geringschätzung der weiblichen Psyche erblicken. Warum soll der Frau auf dem Gebiete der Liebe die männliche Ez,vansionfahigkeit abgesprochen weiden, die sie auf allen anderen Ge» bieten geistiger und seelischer Entfaltung, in Wissenschaft und Dichtung bewiejcn hat? Muß die !vrau, deren Herz und Sinne von einer neuen Leidenschaft enl» flammt wurden, treulos oder auch nur untreu gegen ihre alte Liebe sein, treulc? gegen den Mann, der als Gott in ihren Bannkreis getreten war, der zugleich Pol und Leuchte ihres Daseins bildet?

Die Bejahung dieser Frage scheint mir eine gioße Ungerechtigkeit gegen die Frau einzuschließen. Wer so über sie urlheilt, macht den Leichtsinn zum Vatcr ihrer Gedanken. Oder ist es nicht leichtsinnig und flatterhaft, wenn sie, von neuer Gluth entfacht, den ganzen großen Schatz ihres alten Licbesbesitzes im Stich läßt? Wenn der Bauch das Herz über Bord wirft? Das ist wirkliches Puppenheim,

Kinderstube, Töchterpensionat, Spatzengehirn. So natürlich es ist, daß eine tein» peramentvolle Frau im Lauf der Jahre sich in mehrere Männer verliebt, so ekel» Haft ist es, wenn sie dabei jedesmal die Contenance verliert, mit jedem durchgehen und Kinder zeugen will, ihr Refugium aufgiebt. Das ist leichte Waare, um die es nicht schade ist, wenn sie beim ersten Wolkenbruch fortgeschwemmt wird.
Unbedingte Voraussetzung der wirklichen Doppelliebe bei der Frau ist selbst» verständlich eine ungewöhnlich starke Sinnlichkeit; mit lediglich freundschasilichen Sympathien, auf »platonische" Weise zwei liebebedülfligen Männern oder einem von beiden gerecht zu werden, ist kein Kunststück, Die doppelt liebende Frau muß wirklich „zwei Eisen im Feuer" haben, ohne daß dieses Feuer der Weißgluth des einen odir des anderen Stahles Eintrag thut. Aber auch eine nur auf roher Siim» lichkeit beruhende Hingebung an verschiedene Männer könnte niemals als „reiner" Fall von Dovoellicbe angesehen werden Denn Liebe ist ohne tiefgehende Zuneigung nicht denkbar. Tie wahre, reine Toppellicbe ist eben bei de« Frau ein seltenes Phänomen, über das selbst der vornehm denkende Minn nicht zu erröthen brauchte, während ihm jede bloß fleischliche Eheirrung der Gattin als etwas Widerliches, den ewigen Bund der Liebe Entwürdigendes erscheinen muß.
Wegen der Kasuistik müßte man sich vor Allem an die liebenswürdigen LritlouneNss^) selbst halten, dann aber auch an ihre Minnerilter und Hahnreie, die es wohl wissen können. Ich glaube, das; jeder erfahrene Don Juan von Frauen geliebt worden ist, die für ihren ständigen „Mann", ihren ‚K«m", eine tiefere Zu-neigung als für den neuen Geliebten hatten. Für sieggewohnte Liebeskünstler, die mir jedem großen Erfolg auch einer glücklichen Ehe den Todesstoß versel.it zu haben wähnen, ist die Entdeckung der Ukberlegenheit des Gehörnten eine bittere Enttäuschung, Paul Bourget, einer der erfahrensten Erotiker, gerade weil er seine Studien in katholische Runden und mit rechtgläubigen Augen gemacht hat, hat uns für diese Art von Ueberraschungen in der „?N)'s!oI«gi« n>oä«rn«- ei» klassi» sches Schulbeispiel geliefert. Er läßt seinen verwöhnten Frauenliebling And,« Manui! bei einem Diner auf dem Lande als Tischnachbar die Bekanntschaft einer siebenundzwanzigjährigen, bekannte» Pastellmalerin machen, der er zunächst, da sie notorisch mit einem tüchtigen pariser Bildhauer liirt ist, kaum Beachtung schenkt.
O'«t»it un« frei« el ^rseisus« pei-sonn«, »vee äes ^Keveux cliiltäins,
6«s z^eux Krüns ot doux, ^u«I<iue <!>,«»« <le pl<,t'«u(tLinei,t c«rr«ct st «on-v^väblo, u'eüt et« I» boucli« trvs rou^o, trös I»,r^« «t tr^s s«i,su«IIe, II xsssäit sur «>lt« Kouetie, t»n<lis <>» ^Vnilr« lui pärinit, ui> troudls si «lrsn^«, Iss /sox s« sä!s»i«,ic si tixss ,j»äiill ils so posaiiznt »ur Is ^«»us Iiomni«.
>>u« ce ctsrui^r, trös Kabituv »ux »vsilt»r«s rslpicls», o«il pitrlor «ölte fsmms, >I »borcl ^v«c t'»n>il!ärili', p»is avso »ucl«es. I^e svir möme, su rentisnt K I^sris. <>>« vonsil vlittü Ini. uns Ksure ll^i in»ti„, il I» rseanduigait «n voitur« «de? Is soulpteur, vt il ns pur s empöoksr <ls msutiovn^r ü nouvellu msitrssss I'nmsnt so titrs, Ovtte euriasitu »dsurg« örait ivcv!t»bl>>, »Oepuis coinliivu cl« t«m> s tu rvsss 6s l'äimsr?"
„>I»is ^« I'iiim« tvujsuis . . r^,zundit «II«,
„I'ss ci'»mour. «n lout es»? . . insist» ^,n<li«.
Tos Wort existirt im Französischen nicht, es ist aber französisch gedacht.

Die Zukunft,
ck'sinour," KtsIIe, „et prokondemsnt."
„LK dien! t?t inoi, »lors?" ivterroßes. t il »vee I» Kruts,Iitö 6«
I'Iiomms r>ui visnt ckenlever uv« femme et qui I«, mepriss.
„^K! taistoi/ clit eile, „tu ne compisvcls pss. ?u ms täis cku msl.^
II eut nn seconck rsnckes: vous »vee eette tille, uu troisiem«, un c^ust-
rieme. LreL, es ospriee cl'un «vir <Ievint sntre eux uns espöee ile liäison «u
eile »pportsit uns «orte äe kongus tsoiturns et prssqus äffolss, Lt it eliäque
reude^vous il en »rrivsit, u» peu psr eetts möme ouriositö, uo peu psr
uns iueonseieots jalousis — e»r eile lui plsissit iotiniment — ä parier cle
l autre, et toujours lä jeune femme repondäit eomme lä Premiere 5ois:
„^ke I'ilime."
„I?t moi?" reeommen^äit il.
„I'oi, es n'sst pas I» möme ekose," repli^u»it eile svee eette tristesse
<>ui semblsiit ilömsntir l'ompoi tsment de» eitresses de tout ä I'Keure.
„>I»is s'il te sälisit ekoisir? . .
„/VK! ^Ie I« ekoisirsis, lui, eevt kois, mais je t'sim« »ussi, sutrement."
„Httis-tu <zue tu un c<vur monstrueux?" lui disäitil,
^>Ie ne suis pus/ 5äisäit-eIIe enksusssnt Ivs epsules, „e'est mon e«ur.
^videmmsnt," eoneiusit ^I»r«uii, spres in'svoir isppoitö ee »i^»rre
tliivloFue, „je n'itt d'eil« c>ue ies sens, rivn dg plus. Lt il ss,ut eroire <>u«
Ies sens tout seuls out pur eux meines cpielc^ue eiios« de liidsux", »jout»-
t il »pres un silvnee et dune voix Revenue serivus«, „car eil« Unit psr nie
si>ire peur, eomms uo moustre, »n vtket . . .°
Bourget meint, das; diese Sensation des plus vivsnt dentis Ies viveurs
diejenige sei, welche die temperamentvvlle Frau fast immer auf den großstädtischen
Civilisirten hervorbringe, ^11 est trop lein 6s I» ssnte puur eoinprendre I«
»»turel de eertinnes »rdeurs puiennes, tiop f»ti^uö pour Ies p»rtäpier, trop
»tiine pour ne p»s rvpugner ü i^ svnsu^lite simple et kräuelie". Ich halte
Das für ganz falsch. Der Lebemann, der von einer Frau leidenschaftlich geliebt
wird, wird lediglich durch die Existenz eines offenbar noch glücklicheren Neben»
buhleis in den Grundvesten sciner Eitelkeit beleidigt, erschüttert. Die liebende Frau
wird bei gleicher Entdeckung eifersüchtig bis zur Raserei, der eitle Man »giftet
sich" nur und erleidet eine irreparable Havarie seines Ttierfechterdünkels.
Ans dem selben Grunde setzt der Geliebte der Frau als selbstverständlich
voraus, daß sie ihren Mann betrügt. Denn die Mitmifsenschaft des Mannes würde
ja, abgesehen davon, daß sie gegen die christliche (oder jüdische) Moral verstößt,
einen Grad von erotischer Vertraulichkeit zwischen den Ehegatten einschließen, mit
dem das Monopol des Geliebten nicht zu veieinbaren wäre. Für den Lebemann
der „Gesellschaft" ist also aus diesem Grund auch da, wo er mit dem Gehörnten
weder bekannt noch besreundet ist, der Betrug ungesähr Das, wss in der Ehe das
Salz bedeutet: er macht den Ehebruch si!r ihn erst schmackhaft. Aber auch dort,
wo die beiden Männer „befreundet' sind, muß mindestens die Fiktion des betrogenen
Ehemannes aufrecht erhalten werden: auch Würde ja der kirchliche Nimbus, der
namentlich in Beamten» und Osfizierkreisen respekiiit wird, durch das vom Ehe»
mann beliebte ‚Schweigen zur Sünde" zerstört werden. Sogar im öffentlich gedul»
deten Dreieck muß der Gatte so thuu, als ob er von den Seitensprüngen der Gattin

keine Ahnung h«lbe, und, falls ihm .die Augen geöffnet' werden, sowohl der Fron als dem Hausfreunde gegenüber die korrekten und oft blutigen Konsequenzen ziehen. Doch wenden wir uns von den abscheulichen Verlogenheiten, die man der christlichen Moral schuldig zu sein glaubt, wieder zurück zu dem VerhSltniß Andr« MareuilS zu der reizendsten aller Malerinnen.

Diese, auch wenn sie erfunden ist, sehr wahre, sehr rührende Geschichte läßt uns im Unklaren über die Frage: Kann so viel impulsive Natürlichkeit betrügen? Ist es denkbar, dah diese Frau mit dem großen, leidenschaftlich pochenden Herzen sich nicht freimüthig dem Man« ihrer größeren Liebe gestellt hätte: »Du, ich bin Dir untreu; erschlage mich, wenn Du willst, aber zweifle nicht an mir, denn ich liebe Dich über Alles in der Welt!' Und ist es möglich, zu glauben, daß diese« Menschenbildner die liebliche Gestalt der in sinnlicher Hugendschöne erglühenden Wahrheit vernichtet, dieses wundervolle Phänomen erschütternd aufrichtiger, liebe» vollster Sündhaftigkeit zerschmettert hätte, statt sie in seine starken Arme zu schließen: .Mein Herz blutet und frohlockt, ich halte Dich gegen eine Welt voll Truges?"

Seltsam: die edelste und grohmüthigste, die einzig göttliche Regung, die wir dielen» durch den Freimuth der allerliebevollften Frau abgöttisch geehrten Mann zutrauen möchten, wird sofort durch das anwidernde Bild der konventionellen Liebes» lragoedie beschmutzt: thierischer Ausbruch gemeiner Eifersucht, Blutlache, Verhaftung, Polizei, Leichenwagen, Reporter. Und vor den Thören und hinter Millionen mit geiler Druckerschwärze betupften Papieren die blutgierig starrende Menge mit ihren blöden Racheinstinkten, die Spalier bildet, um den Mann zu verhöhnen, der soeben fein schöneres nicht nur, sondern auch sein besseres Selbst erschlagen hat!

,.. Ein Bild aus Tausendundeine Nacht. Scheherazad schlummert und träumt von neuen Gefilden der Liebe und unwahrscheinlichsten Ehrenrettungen der ge» peitschten Frauenseele. Da erhebt sich ihr Herr und Hahnrei, umgürtet sich mit Schlafrock und Pantoffeln, wirft noch einen Blick nach seiner köstlichsten Habe, der talentvollen Paftelliftin, die ihn mit Hörnern, ach, so reich bedacht und liebend reicher noch belohnt, und überschreitet stolz erhobenen Hauptes die Schwelle zu seiner Werkstatt. Er holt das dreihundertjährige Troftbuch aller Gehörnten vom Sandelbrett, das Schicksalsbuch der großen Gemeinde, die eben tröstet, weil ihrer so viele find, und sucht und sucht ein Wort, ein leichtfertiges, die Frau beleidi« gendeS Wort mit einem angehängten Trost, der den Mann zwar nicht ehrt, aber doch aufrichtet. . . ,un peu" . . . uu psu" ... wo steht es doch:

. . . Zur quo? «u/ souksitsr Ä, plusieurs Komme» uns tsmros Keils
«r uo psu putsin, plustost qu'uve tsiums I»i6e st Is, plus oksts 6u «1006«;
c»r eu uns IZicisur, il u^ » qus touts misere st <löpl»isir et nul drin civ
kelieit^. Ln uns belle, tout pl»isir st fölioitö ^ »dovcle, et Kien psu 6s
misers, selovs »neun«. !Kl»is czu»uä uns temme est un peu putsio, ells s«
reoll Kien plus »isös, plus sukjsets, plus closile, «räiutivs, et cle plus goues
st SAresble Kumeur, plus KuinKIs st plus prompt« K tsire tont es qus le
msr? veut, et lu^ ooncieseencl en tout; eornins ^'en vsu plusisrs tslles,
<M o'osent grovcisr, uz? er!sr, cle peur c^us Is insr/ uo Iss men»oe 6s Isnrs
s^utes, st os leur mett« »u äevsot leurs »öultörss . . .

Da hört er vom Lager seiner Scheherazad her schmerzliches Wimmern, Hurtig laßt er seinen Freund Brantöme im Stich und eilt zur Geliebten, Die Thränen lausen ihr über die Wangen.

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_081.html[18.07.2014 18:00:15]

7«
We gub»ft.
»Mein Gott, ich hatte einen so schrecklichen Traum, und da ich erwachte und Dich nicht mehr an meiner Seite sah . .
.Nun, SüßeS, Liebes, ich habe nur gelesen; aber Dein Traum, betras er mich oder . .
»Es war daS Furchtbarste, was ich erleben könnte: ich träumte. Du seiest mir untreu geworden I"
... Vielleicht begehen wir ein große? Unrecht an dem Bildhauer, wenn wir, seine Wissenschaft von der Untreue der Geliebten voraussetzend, ihm die Jung» gesellen» und Landsknechtsmoral deS Seigneur BrantSme de Bourdeille und semer Zeit an die Rockschöße heften. Diese Moral gipfelt erstens in dem Diktum: ‚Es ist besser, sich mit einer schönen und ehrbaren Frau zu verheirathen, wenn ma» auch in Gefahr schwebt, ein Wenig vom Horn und von dem so allgemeinen Uebel der Hahnreischaft gefaßt zu werden, als so viele Widerwärtigkeiten zu «dulden, indem man die Anderen zu Hahnreihen macht." Zweitens in der Auffassung der Ehe als eines ehrwürdigen und vom Gesetz geordneten Institutes de« Prostitution, von dem namentlich die Junggesellen ausgiebigen Gebrauch machen dürfen, die prinzipiell unverheirathet bleiben, um nicht Hahnreie zu werden. »Denn', sagt BranlomeS Freund, Herr von Gua, .das Schlimmste an der Ehe ist, daß die Meisten, sogar Alle, die sich damit ergötzt haben, die Anderen zu Hahnreien zu machen, bei Eingehen einer Ehe unfehlbar selbst in die Hahnreischast hineinfallen; ich habe eS nie anders kommen sehen, genau nach dem Sprichwort: Os qu« t» tsrss s, »utru?, II t« sera t»it." (Eine metaphysische Begründung übrigens; in Wahrheit ist daran der Umstand schuld, daß tüchtige Minneritter sich nur zu sehr temperamentvollen Frauen hingezogen fühlen, die dann auch ohne die Unterweisung, die sie von ihren Männern erhalten, bald Novizen im Orden des Saint (Zoueov, „Äu plus grsoit Lsiot ck« ?r»oee", werden.)
Nein, so gewiß auch heute im Effekt die Duldsamkeit gegenüber einer liebenden und geliebten, reizenden und gutartigen Frau nicht nur zur Erhaltung des ehelichen Friedens, sondern auch zur Erhöhung des ehelichen Glückes beitragen mag: die Philosophie deS vornehm denkenden modernen Mannes, der etwa die Bezeichnung eines ooeu H«?ev,x verdient, ist doch eine'von der Auffassung deS sechzehnten Jahr» Hunderts grundverschiedene. Heute können als ehrenwerthe Motive nur Liebe und Gerechtigkeit gelten. Der geliebten Frau und Lebensgefährtin billigt der moderne Mann die selbe Freiheit zu, die er sich selbst vor der Ehe genommen hat und viel» leicht noch in der Ehe nimmt. Macht sie davon, wie zu hoffen ist, keinen Gebrauch: um so besser. Nur keine Lüge, kein Betrug; die unumgängliche Grundlage der modernen Ehe ist grenzenlose Aufrichtigkeit und Freundschaft, tufftes Vertrauen, liebevollste Hingebung und Nachsicht, So wird auch den Lastern deS Ehebruches und der Hahnreischaft am Sichersten vorgebeugt.
Als Phänomen wird freilich die gleichzeitige und .reine" Polyandrie so wenig wie die Doppelliebe des Mannes jemals verschwinden. Wer sich vor ihren Gefahren fürchtet, sei vorsichtig in der Gattenwahl, Wer aber durch ihre Aus» brüche überrascht wird und trotz Alledem ausharren will, sei es aus übergroßer Liebe, sei es aus religiöser Achtung von der Unlöslichkeit der Ehe, Der tröste sich mit der unzweifelhaften Thatsache, daß unter zwei wirklich Geliebten der edel» müthigere und einsichtvollere Freund immer den Vorrang behauptet.

Polyandrie.
7ö
, .. Nicht nur auf den Brettern, auch im Leben gilt es als »anständig/, daß die Frau innerlich wie äußerlich mit ihrer alten Liebe gebrochen habe, mit ihr fertig geworden sei, bevor sie ihre Seele und ihren Leib, bevor sie »sich" dem neuen Mann widmet oder, wie man gewöhnlich sagt, »hinzieht". Ein se.hr dummer Ausdruck übrigens, der an di.e alte HöriMi,, der, ErM, erinnert; denn" keinem Menschen ^söllt es ein, von der Hingebung des Mannes zu reden. Die Franzosen sagen eS noch deutlicher: possöäsr I» tsmra«. Wie jeder beliebige Gebrauchs» gegenständ nur einer Person gehören kann, so das Weib nur einem Mann.
Man hält eine solche Abgrenzung des Besitzes für nothwendig im Interesse nicht sowohl der persönlichen Gesundheit als vielwehr der sozialen Reinlichkeit. Zum Mindesten verlangt man von der »anständigen" Frau, die durch eigene oder fremde Schuld zw schen zwei LiebesbrSnde gerSth, daß sie den einen zum Erlöschen bringe oder doch meide. Bielleicht, weil man von der philiströsen Anschauung aus» geht, daß Niemand »zween Herren dienen' könne.
Wie aber nun, wenn man sich in Anbetracht des Selbstbestimmungrechtes vom Herrenrecht ganz losmachte? Man brauchte deshalb nochniM zum anderen Extrem überzugehen und die Frau 'zur Herrin'Ä Ampeln, so oft es auch im Leben vorkommt. Herrenrecht oder Herrinnenrecht: mit der Liebe, um d« allein es sich hier handelt, hat weder das Eine noch das Andere zu thun. Die Frage ist einfach: hat die starke, die temperamentvolle, aus den Tiefen eines reichen und edlen Gemüthes schöpfende Frau nicht eben so wie der Mann das ideale Recht, gleichzeitig zwei mit allen Ruckhaltlosigkeiten der geschlechtlichen Sympathie auö» gestattete Freundschaften zu unterhalten?
tragische Bühne und die Kunst der poetischen Gestaltung überhaupt hat eine verborgene Abneigung und mithin Gegnerschaft gegen die vorurtheillosen Offenbarungen deS gesunden Menschenverstandes. Auch die Tröstungen einer Ver» söhnlichen Psychologie sind unbeliebt, wenn sie die Konflikte und Probleme ihrer unsinnigen Kanten berauben. Hirnrissig muß daS Schicksal fein, wenn eS dichterisch interessiren soll. Dieses Erforderniß, das man die Reizsamkeit des inneren Wider» spruche S nennen kann, schließt manche außerordentlich wichtige Aufklärungen vom ernsten Theater fast vollkommen aus ... Zu durchschlagenden Erfolgen »erlangt das Thealer eben die uvüberbrückbaren Schrecken des StiergefechteS, die konzen» trische Hinarbeit auf den Untergang durch Beschränkung, nicht die Befreiung durch Reichthum der Gefühle und Bemile. Namentlich die weibliche Psyche ist, ihrer skia» »ischen Auffassung entsprechend, zu dieser Stiergefechtsmoral verurtheilt.
Aber auch daS männnliche Wesen unterliegt ihr. Mußte Goethe schon im Leben daran verzweifeln, gleichzeitig eine Christiane und eine Charlotte mit seinem großen Herzen zu umfassen, so wußte er genau, warum er im Egmont nicht neben KlSrchen auch die (in Wirklichkeit vielleicht nicht minder geliebte) Gattin, die Mutter der Sinder, auf die Bühne bringen durfte. Der Karren» und Kastengeist deS biederen Thespis erlaubt eS nicht; das Philiströse, ewig Unmoderne, hier wirds Ereignih.
Und dennoch ist der Untergang eines von liebenden und geliebten Frauen beweinten Helden gewiß nicht minder poetisch und selbst der Tragik würde kein Abbruch geschehen, wenn diese Zwei ihren Schmerz zusammenthun und dem gemein» samen Geliebten auch einen gemeinsamen Tempel errichten würden.
München. Dr. Georg Hirth.
6*

<Lin Brief.
Sehr geehrt« Herr Herausgeber!
uf zwei Birken wies uns Julius Hart am neunzehnten Dezember hier hin. Die Eine ist die wirkliche, auS der Erde gewachsene mit Stamm, Zweigen und Blättern. Die Andere ist die nur vorgestellte, gedachte, die mir zwar stets in unserem Kopse aufrichten, mit deren Holz wir aber weder den Ofen heizen noch Wiege oder Sarg uns herstellen können. Daher denn freilich die Erste, die sogar im Frühjahr den Liebhabern Birkenwasser und mit ihren Blättern den Apothekern verkäuflichen Thee liefert, entschieden den Borzug vor der Zweiten, der Begriffsbirke hat, die nichts nützt und einbringt. Ja, eS zeigt sich, daß eben diese nur in und als Begriff eziftirende Birke, insofern wir ihretwegen an der wirklich gewachsenen, wohlthätigen Naturvirke vorübergehen, ein sehr schädlicher, dem der Nahrung und Kleidung be» dürftigen Menschen durchaus verderblicher, ein betrügerischer Baum ist. Nennen wir nun gegenübe« der Naturbirke die von unS nur vorgestellte, als ein Erzeugnis? der Vernunft, die Bernunftbirke, so kommt eben die Vernunft, sonst „des Menschen aller» höchste Kraft' genannt, schon weil sie an der unnützen Birke schuld ist, schlecht weg. Denn der leider auf die Bernunftbirke erpichte Mensch wird ja nicht nur von ihr nicht satt, nicht warm, nicht zum Leben und Sterben eingehSuft, sondern er ißt sich an ihr den Tod. Gerade so, wie eS der vorwitzigen Eva und dem ihr allzu folgsamen Adam mit den beiden ungleichartigen Bäumen in Edens Wonnegarten erging. Sie muhten sterben und das Paradies mit dem Baum des Lebens der» loren sie obendrein.
Die wirkliche Birke nämlich, sagt Hart, ist der Baum des Lebens, die Be» griffsbirke aber der Baum der Erkenntnih mit der giftigen Frucht. Also ist die Erkenntnih, das Wissen, die Vernunft alles menschlichen Elends Ursache; aber die Natur, wie sie um uns leibt und lebt, ihr um das Dreinreden der Vernunft un» bekümmerter Gebrauch und Genuß: Das ist das Leben.
DaS leuchtet durchaus ein, wenn man einmal die beiden Birken als zwei feindliche Bäume einander gegenüber stellt. Aber schon die Art, wie Hart die zwei Paradiesesbäume heranzieht, drängt Bedenken auf. Denn wie und was lese ich in der alten Bibel von dem Baum, von° dem zu essen verboten war? Wie wird er genannt? Doch nicht der Baum der Erkenntnih, des Wissens, der Vernunft über» Haupt, sondern der Baum der Erkenntnih von Gut und Böse heißt er. Das ist aber durchaus nicht das Selbe. Zum Wissen als solchem gelangen, zu dem von der Natur und der geistigen Welt, und mit der KindeSunschuld, die ohne eigenes Urtheil sich väterlicher Leitung anvertraut, das Bewußtsein moralischer Berant» wortlichkeit, das Wissen des Gewissens eintauschen und damit nun zwar die Würde der Selbstentscheidung gewonnen haben, aber auch die Qual des mit sich zwie» spaltigen Willen« erfahren: Das ist doch Zweierlei; oder kann Taubenuvschuld mit der Schlangenklugheit nicht bestehen? Mißt doch aber die Bibel selbst dem noch nicht gefallenen Menschen, ehe er vom Baum der Erkenntnih gekostet hatte, die ihn elend, weil auf verbotene Weise wissend machte, das Vermögen bei, die Naturobjekte nicht nur wahrzunehmen, sondern, zum Beispiel, die Thiere nach Gat» lung und Art zu unterscheiden, zu vergleichen und zu bestimmen, indem er sie be» nennt und dabei bemerkt, daß sich unter ihnen Seinesgleichen nicht finde. Zum

deutlichen Beweis, daß die Natur nicht ohne Begriff aufgefaßt werden kann und selbst die sinnfälligste Anschauung des einzelnen uns gebotenen Gegenstandes in die Form des Wissens eingeht, zur Borstellung, zum Begriff wird. Denn auch die Birke auf der Haide ist Dies nur dadurch und erst dann für uns, wenn die Vernunft, der denkende Geist in uns, sich ihrer als eben dieser einzelnen Erschein» ung bewußt geworden ist. Freilich sieht der Philosoph, der Naturforscher, der BaumzSchter, der Chemiker, der Maler, der Holzfäller diesen Baum ja unter anderen Gesichtspunkten und hat danach sehr verschiedene Merkmale, gleichsam Theile und Ausschnitte des Wahrgenommenen, im Bewußtsein, Aber die gedachte Birke, die Vernunft, oder Begriffsbirke, wenn sie kein Traum oder von der Phantasie geschaffenes Willkürgebilde ist, steckt doch immer in der wirklichen und die wirk» liche in d» gedachten, wie der Gegenstand im Spiegel und das Bild des Spiegels im Gegenstand.

Daher kann allerdings der Chemiker oder der Physiker der Natur nicht bei» kommen, auch nicht das kleinste Experiment zu Stande bringen, wenn er nicht abstrahirt, kombinirt und isolirt, also mit Begriffen sich zu schaffen macht, in grund» sächlich geordnetem Zusammenhang. Der Entdecker des Gesetzes von der Gravitation mag taufend Aepfel sehen, Jede«, Steine: auf die Lösung des Wthsels wird er kommen, wenn er Schwere, Dichtigkeit, Geschwindigkeit von allen anderen wahr» genommenen Eigenschaften trennt und mit den immer eintretenden Veränderungen der Bewegung in Zusammenhang bringt. Damit aber denkt er, so zu sagen. Etwas aus der Natur heraus und denkt Etwas zu ihr hinzu, das in der sinnfälligen Wirk» lichkeit unmittelbar nicht anzutreffen ist.

Mit den Erfindern ists nicht anders; es sei denn, daß Jemand durch Zufall einer wird, was ja auch vorkommt (dann wohl zu seinem eigenen Schrecken, wie der Pulvermacher Berthold, als ihm sein Gemisch Plötzlich explodirte). Der wahre Erfinder aber findet nicht, wenn er nicht das Ziel mit höchster Besonnenheit sucht. Dazu muß er beständig zu den sinnlich greifbaren Gegenständen, die er vor sich hat, Kräfte, Gesetze, Zusammenhänge im Kopf haben, ohne die seine Versuche ein Probiren ins Blinde bleiben, also ein Wissender sein.

Ob aber die mit den Sinnen wahrgenommene Birke wirklich existirt oder selbst nur wieder eine Vorstellung in unS ist, also im Grunde von der selben Art wie die gedachte Begriffsbirke, darauf kommt es, wenn es sich um den Unterschied von Wahrnehmen und Denken handelt, nicht an, denn immer wird der Inhalt der Wahrnehmungvorstellungen mit Notwendigkeit als seiend außerhalb der Vorstellung gesetzt. D«um iftS wahr, daß freilich der Allgemeinbegriff „Birke" ein bloßes Gebilde des Denkens ist und niemals mit der einzelnen, wahrgenommenen Birke verwechselt werden darf, was ja auch den absolutesten Idealisten unmöglich ist. Ob aber dieser richtig gebildete Begriff mit de« wirkichen Birke gar und ganz nichts zu thun hat, ist doch sehr die Frage. Denn was allen einzelnen Birken den Namen Birk giebt. Das ist doch in jeder als ein Merkmal unter vielen enthalten, wird also auch, wenn auch nur in Verbindungen, die im Allgemeinbegriff nicht vorkommen, mit wahrgenommen und erscheint in ihm nach Lösung dieser Verbindungen wieder. Wäre zu solchen Begriffsbildungen die Vernunft nicht fähig und nicht beständig innerlich genothigt, so könnte man sich ja in der sinnlichen Welt nicht zurechtfinden und auch der Lebensbaum nützte mit seinen schönsten Früchten den

7«
«te Zukunft.
Menschen kaum mehr als zum Sattwerden: sie würden »ach ihm greifen wie die Kinder nach dem Mond.
Also ist nicht zu fürchten, daß die Natur auf dem Altar der Vernunft ge» opfert werde; wenn nicht etwa die Vernunftbirke die wirkliche Birke verbrennen oder verschlingen will, wie in Isaaks Traum die dicke Aehre von der dünnen ver» schlungen wird. Dann freilich mag der Mensch verhungern und erlebts noch, daß der allein gepflegte Wissensbaum wüst ins Holz schießt und endlich doch verdorrt. Sind doch beide Bäume einander nöthig und ohne ihr gemeinsames Gedeihen iftS um Garten und Land der Menschheit schlecht bestellt.
Weil aber die Vernunft, auch die nach Grund» und Folgesätzen denkende, wissenschaftlich sich bethätigende aus sich Leben nicht erzeugt, die Theorie, auch die beste, die Praxis nicht ersetzen konn, darum soll man sie nicht schelten oder gering achten, wie man vom Handwerkzeug nicht verlangt, auch Wenns das beste ist, daß es an die Stelle des Werkes trete. Wissen ist nicht Können. Freilich; wie daS Spiegelbild das Gespiegelte nicht ersetzt. Aber selbst Beelhoven ersteigt nicht den Gipfel seiner Kunst, ohne daß er ihre Grundgesetze eben so hell im Kopf habe wie tief im Herzen die Kraft lebendiger Gestaltung; und wenn Shakespeares Dichtung weniger ihrer selbst bewußt ist als die Goethes, aber immer noch weit im Wissen von sich hinaus reicht über Epos und Volkslied aus der Urzeit: wer mag sagen, daß auch diese nur wie reine Raturgebilde emporsprießen und überlieferte Regeln und Gesetze an ihnen unbetheiligt sind? Die Zeiten haben ihre Zeichen und jeder Gegenwart ist die Vergangenheit Lehrerin, Im Schaffen ist der Genius frei, aber in Wahl und Ordnung waltet der Verstand; und erhöht er nicht, recht gebraucht, den Genuß des Kunstwerkes?
Endlich: den Ansprüchen der Vernunft, durch die der Mensch über die un» bewußte Natur erhaben ist, kann er sich nicht entziehen; und selbst wenn er den Gegensatz Beider so weit treibt, daß er dr«-A«llMftigen Menschen in uns für den widernatürlichen erklärt und ihn beschuldigt, die Ursache all unseres Leidens zu sein, so ist er genöthigt, diesen Kampf wider die Vernunft mit SMdM^uMhun, die ihm allein^MHernunft die Hgnd^gMt, Also bleibt sie immer, auch wenn sie sich selbst entthront, die Königin.
Schöneiche. Heinrich Steinhausen.
Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber, zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in den Grenzen des Begreiflichen zu halten. In das Weltall Vernunft bringen zu wollen, ist bei seinem kleinen Standpunkt ein sehr vergebliches Bestreben, DieVernunft des Menschen und dieBernunst derGott» heit sind zwei sehr verschiedene Dinge. Sobald wir der Menschheit die Freiheit zuge- stehen, iftS um die Allwissenheit Gottes gethan; denn sobald die Gottheit weiß, waS ich thun werde, bin ich gezwungen, zu handeln, wie sie eS weiß. Dieses führe ich nur an als ein Zeichen, wie wenig wir wissen und daß an göttlichen Geheimnissen nicht gutzu rühren ist. Auch sollen wir höhere Maximen nur aussprechen, insofern sie der Welt zu Gut kom° men; andere sollen wir bei uns behalten, aber sie mögen und werden auf Das, waS wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten. (Goethe.)

Diamantenfieber.

m Sommer des Jahre« 1867 verkaufte der StraußenjSger John O'Reilly einen Diamanten von 21 Karat für 600 Pfund Sterling an den Gouver» «ur der Kapkolonie Sir Philipp Woodhouse. Der Stein war im Baal gefunden worden. Auf der Farm des Schalk von Niekerk spielten Kinder mit dem hübschen Kiesel. O'Reilly, dem das Ding gefiel, lieh sich das Spielzeug von dem Bauern geben und nahm es mit sich nach Kapstadt. Dort prüfte ein antwerpener Stein» schneid« den Fund und entdeckte, daß es ein Diamant sei. Das war der Beginn der südafrikanischen Diamantenaera. Bald fand man bei einem Buschmann den berühmten .Stern von Afrika". Der Wilde trug ihn als Amulet. Für zwanzig Ziegen gab er ihn her. In Hopetown wurde dieser Urahn des Cullinan für 22S «00 Mark verkauft; später kam er, für ö«0 «00 Mark, in den Besitz des Herzogs von Dudley und wurde schließlich über das große Wasser geschickt. Inzwischen begann die Wanderung der Diamantensucher nach den Ufern des Baal und des Oranje. DaS Diamantenfieber packte die friedlichen Buren und wurde endemisch. Aber John Bull war schlauer als Piet Hein. Er roch den Braten und ging den Dingen auf den Blaugrund. Die Buren mußten ihre Diamantenfunde mit ihrer politischen Unabhängigkeit bezahlen. Heute ist der Kimberley»Distrikt das wich» tigfte Diamantengebiet und die Debeers Consolidated Mines Ltd., die daS Ursprung» liche Gebiet der New Rush DiggingS in Kimberley und alle später hinzugekommenen Claims umfaßt, die reichste Diamantenquelle der Erde.

Wie vor vierzig Jahren John B. Robinson, so ist heute Bernhard Dern» bürg der Prophet einer neuen Diamantenherrlichkeit. Er hat dem Reichstag von einem neuen Kimberley gepredigt. Bei Lüderitzbucht sei ein Diamantenparadies erschlossen, das reiche Schätze verheiße. Wieder hob ein Neger den ersten Stein vom Boden; ein im Dienst der Firma Lenz K Co. stehender, die, im Auftrag der Deutschen Kolonialeifenbahn»Bau> und Betriebsgesellschast, die Trace Lüderitzbucht» Keetmannshop baut. Im Frühjahr 1908 begann die neue Diamantenepoche, diesmal auf deutschem Gebiet; und heute schon steht ganz Südwest in Flammen. Die Berichte aus Lüderitzbucht und Kapstadt lassen an Ueberschwang nichts zu wünschen übrig. Dem deutschen Kapital wirft man Trägheit vor, weil es sich nicht sofort auf die Antheile der neuen Minengesellschaften gestürzt hat. Bald heißt eS, die Debeers'Gesellschaft habe sich den größten Theil der neu entdeckten Felde« bereits gesichert; bald wird von großen englischen Syndikaten berichtet, die sich angeblich um die Diamantengruben in Lüderitzbucht bewerben; bald wieder heißt es, die deutsche Regirung werde dafür sorgen, daß von den kostbaren Claims nichts in fremde Hände komme. Der Refrain ist stets: .Laßt Euch die Reichthümer nicht von Fremden wegnehmen!' Zunächst hatte deutsches Kapital sich nur indirekt, durch den Erwerb englischer Aktien, betheiligt; doch der deutsche Sparer darf heute schon hoffen, künftig im eigenen Land an Diamantaktien sein Geld verlieren zu können. Immer das selbe Bild; nur das Sujet wechselt: Petroleum, Gold, Kali, Diamanten. Gut wars, daß man Dernburg, schon seit der Geschichte von der Dat» telkifte, auch öffentlich mit wohlwollendem Humor zu behandeln pflegte. Sonst hätte die Erzählung, die tägliche Produktion könne auf 5000 Karat gebracht wer» den, ganz anders eingeschlagen. Ernsthafte Leute sind nicht so optimistisch. Man

weiß, daß der Herr Staatssekretär Ambitionen hat und auS Deutsch»Südwest enr zweites British South Africa machen möchte. Daß er sich gleich bemüht hat, dm neuen Diamantenherd dem Reich zu sichern, den Handel zu organifiren und einen Aussuhrzoll von 10 Mark pro Karat einzuführen: daS Alles giebt dem ganzen Rumniel einen Anstrich von Solidität; aber «och keine Bürgschaft des Erfolges. Geologengutachten sind nicht immer zuverlässig. Der erste Geologe, der Kimberlen bereiste, ein sehr gelehrter Mann, sagte in seinem Gutachten, er sei zu der Ueber» zeugung gelangt, daß die Annahme eines natürlichen Borkommens von Diamanten in Südafrika eine .gänzlich absurde" sei. Bei der geologischen Beschaffenheit de5 Landes dürfe an Diamantensunde nicht gedacht werden; und die angeblich eni» deckten Steine seien absichtlich ins Land getragen worden, um Einwanderer nach Südafrika zu locken. Der berühmte Professor aus Oxford hat Unrecht gehabt. Die Diamanten von Kimberley haben sein Gutachten »ck »bsui-ckum geführt. Eben so kanns aber auch dem dernburgischen Geologen gehen, der in Lüderitzbucht den Ort gefunden zu haben glaubt, wo märchenhafte Reichthümer zu ergraben sind.

Am fünfundzwanzigften Juni 1308 traf die erste amtliche Meldung von den neuen Diamantenfeldern ein. Neugierig sah man seitdem den Mittheilungen des Staatssekretärs entgegen, der sich die Produkte drüben höchstselbst vorlegen ließ. Er kam, sah und reifte, gläubiger Begeisterung voll, nach Deutschland zurück. In London, Kapstadt und Johannesburg aber ist man er, veckstts, Ist nun in Lüderitz» bucht der berühmte „Blaugrund" oder sind die Steine nur mit dem Meeressande angeschwemmt worden? Im zweiten Fall wäre natürlich mit einem regulären Ab» bau der Diamemtenlager nicht zu rechnen. Die Steine wären dann nur Geschenke des Zufalls, die eben so rasch wieder verschwinden können, wie sie gekommen sind. .Verweht vom Wind der Weltgeschichte."' Der Blaugrund ist der eigentliche Mutter» boden für Edelsteine, besonders für den Diamanten, Durch den aus Kalk» und Sand» stein gebildeten Untergrund sind glimmerhaltige Massen in die Höhe getrieben worden, die sich mit dem Urgestein zu einem festen bläulichen Tuffgebilde vermengten. Der glühende Schmelzfluß, der aus dem Erdinnern empordrang, hat in den Blaugrund Röhren und Gänge gerissen und dort die Diamanten abgelagert. Auf diese» Röhren (pipss) sind die südafrikanischen Minen angelegt; und man rechnet, daß im Durchschnitt 10 Prozent der Röhren Diamanten bergen. Auf 100 Kubikmeter Gestein treffen 10 Kubikcentimeter Diamanten. Dabei ist der Betrieb schon bei SKubik» centimetern nicht mehr rentabel. Das klingt anders als die 5000 Karat TageS» Produktion der dernburgischen Prognose; als Gott den Schaden besah, wars die Monatsproduktion, Auf ein paar Nullen kommts dem Genie ja nicht an. Ueber die wichtigste Voraussetzung einer rationellen Diamantengewinnung weiß man also noch nichts Bestimmtes. Und trotzdem schon verheißungvolle RentabilitStberech» nungen? Die Phantasie arbeitet mit Riesenziffern, weil man für Vortheilhaften hält, sich den Umweg über die ruhige Ueberlegung zu sparen. So wurde aus Lüderitz» bucht berichtet, daß die erste Gesellschaft, die gegründet wurde, 100 bis 150 Karat täglich gefunden habe und daß der Werth dieser Steine 2S 000 Mark betrage, I» Wirklichkeit erzielt man nicht mehr als 4000 Mark auS solchem Quantum. Die Erfahrungen der Debeers»Gesellschaft, die den größten Theil der Diamantenpro» puktion liefert, sollten zu äußerster Vorsicht mahnen. Die DebeerS'Mine bringt auS «eftein im Gewicht von 720 Kilo nur ein Drittel Karat Diamanten hervor; und»

davon kann nur ein Bruchtheil zum Schleife« verwendet werden. Die Geftehunqs» losten der Debeers»Gruben betragen (mit den Zinsen für Obligationen und Pre» saence'ShareS) 35 Shilling pro Karat; an einen Verkaufspreis von 33 Shilling, »ie ihn Dernburg erwöhiU hat, ist da natürlich gar nicht zu denken. Selbst wenn die DebeerS besonder« kostspielig arbeitet, dürfte man doch als normalen Durch» schuittspreis kaum mehr als 18 Shilling annehmen. Das sind schon beinahe 100 Prozent weniger als nach der Rechnung deS Kolonialsekretärs. Die Premier Dia» mond Mine, die gefährlichste Rivalin der DebeerS» Gesellschaft, produzirt unter be» sonders günstigen Bedingungen; trotzdem kommt sie mit ihren Verkaufspreisen nicht über 18 sk. 6 6. hinaus. Mit kleinen Diamanten ist überhaupt Kin nemienswertheS Geschäft zu machen. Und es steht noch gar nicht fest, ob in Luderitzbucht auch große Stücke gefunden werden. Giebt eS dort des Abbaues werthe Lager, so muh die Produktion straff organisirt werden, da sonst eine Ertrag bringende Diamanten» gewinnung unmöglich ist Die Debeers hatte erst von dem Augenblick an Erfolg, wo sie das Monopol für Kimberley bekam. Borher wurde gefährlicher Raubbau getrieben. Unzählige kleine Gesellschaften sogen den Boden und das leichtgläubige Publikum aus. Die Diamantfelder wurden in kleine und kleinste Claims zerstückt und diese Besitztitel dienten den Gesellschaften als »solide Basis". In Liideritz» bucht scheinen sich ähnliche Verhältnisse herauszubilden, wie sie noch vor zehn Jahre» um Rand üblich waren, Felder, die noch im März 1908 für 10« Mark zu haben innen, wurden vor wenigen Wochen für 24 00V Mark angeboten. Was würde aus dieser Preistreiberei entstehen, wenn sich herausstellte, daß die Diamantlager nur Sanddünen sind? Die tiesste und ergiebigste Mine der Debeers liegt Fuß unter der Erdobei fläche. Und in Lüderitzbucht hat man einstweilen nur einen Meter («so drei Fuß) tief geschürft. In welchem Umfang das von der Metallurgischen Gesellschaft in Frankfurt a. M. ressortirende Südwestafrikanische Minenkonsortium und die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südweft.Afrika sich an den Schürfungen betheiligen werden, ist noch nicht bekannt. Einzelne Großbanken < Dresdener Bank, Berliner Handelsgesellschaft, Darmstädter Bank) sollen sich für die Diamantenfunde interessiren. Wie dieses Jnteresse fichtbar wird und ob eS nützliche Folgen hat, muß man abwarten; es könnte sich ja auf sehr verschiedene Arten äußern.

Wenn die Leute EtwaS von Gold» oder Diamantenfunden hören, dann sehen sie schon das Märchenschloß der Prinzessin Scheherzad vor sich. Aber Diamanten sind ein Handelsartikel, der den Wirkungen von Angebot und Nachfrage unter» morse» ist wie jeder andere. Und die Konkurrenz der großen südafrikanischen Ge» selischaften, Debeers und Premier Diamond, ist nicht zu verachten. Die beherrschen den Weltmarkt; und das londoner Syndikat macht die Preise. Die Premier»Mine Hut sich als eine gefährliche Gegnerin de« älteren Debeersgesellschajt gezeigt. Sie produzirt billiger und glaubt, bei voller Ausbeutung ihrer Gruben, den gesammten Weltbedars an Diamanten decken zu können. Ueber dem Diamantenmarkt, der sich von der durch die amerikanische FinanzkrisiS bewirkten Schwäche noch nicht erholt hat, lagert als schwarze Wolke die Gegnerschaft der beiden größten Diamantminen» gchllschaften Südafrikas. Und die Debeers'Aktie, die schon einmal mehr als !0 Pfund Verth war, kostet heute knapp 11 Pfund. Darf man diese Thatsachen völlig »bnsehen, um sich einem tollen Rausch der Begeisterung über die südweftafrikani» schen Diamanten deutscher Ration hinzugeben? Sonst rechnet man doch an erster

Die Zukunft.

StelleZmit der Marktlage. Warum denn bei Diamanten nicht? Wie gefahrlich hier ein Rückgang dn Preise werden kann, haben die vielen Insolvenzen von Diamanien» Händlern während der jüngsten Krisis gezeigt. Nur der Intervention Rothschilds war es zu danken, daß die Folgen der'Absatzstockung sich in verhältnißmäßig engen Grenzen hielten. Erst seil ein paar Monaten werden wieder mehr Diamanten ver» kauft; für die südweftafrikanische Diamantenfrage ist aber wichtig, daß der Absatz von kleinen Steinen weiter nachläßt, obwohl die Preise viel niedriger find. Wenn nun in LüderitMcht nur kleine Steine gefunden werden: wie soll da, bei der Herr» schenden Konjunktur, die Einführung eines rentablen Betriebes möglich sein? Daran denken die Phantasten nicht. Schöner und angenehmer ifts, sich in prunkvollen Luftschlössern behaglich einzurichten. Wenns gar noch fiskalische Bauten sind, ist doch gewiß Alles in Ordnung. In Antwerpen und Amsterdam, den Hauptplätzen der Diamanteninduftrie, sind genug Leute, denen phantasievolle Schilderungen'den Blick nicht trüben. Warum holt man sich nicht von dort Gutachten über die Aus» sichten einer neuen Produktion kleiner Steine? Doch lieber überlegt man eifrig, wie die Hanauer Diamantschleifer auf die Höhe der holländischen Kollegen gebracht werden können. Nun fehlt noch, daß fremde Schleifer das Heer der Hanauer ver» mehren, damit die neue Aera des deutschen Diamantenhandels die gesammte Armee gerüstet finde. Wichtig ist auch noch, zu wissen, ob die deutschen Diamantarbeiter sich der großen holländischen Organisation anschließen und ob die südwiftafrikanischen Minen mit dem londoner Syndikat gehen sollen. Bielleicht ist es besser für sie, draußen zu bleiben und sich für den Verkauf ihrer Steine volle Freiheit zu wahren. Wie einst auf Niekerks Farm die kleine» Mädchen mit den blanken Kieseln spielten, so spielen heute die Leute von Luderitzbucht und Kolmannskoop mit den blitzenden Steinen, die ihnen Reichthum ins Land bringen sollen. Die Kunde von den Wun> dern des Gelobten Landes aber hat der .Prophet" »erbreitet. Dieser Mann ändert fich wohl nicht mehr. Er weiß, daß man ihm einen Optimismus, den Schopen» Hauer ruchlos nennen würde, und eine nicht ungefährliche Fähigkeit der Autosuggestion nachsagt und vorwirft; aber er kann nicht anders. Einst verkündete er HeldburgS Herrlichkeit und versicherte, er könne den Aktionären von Deutsch-Luxemburg auf Jahre hinaus bequem 15 Prozent Dividende geben. Ein schöner Gedanke, aber es kommt anders, heihts in der alten Posse. Genau so ist er jetzt von den Diamanten» wundern überzeugt. Statt die Sache möglichst still vorzubereiten, schreit er seine Siegesgewißheit sofort in die weite Welt, Kühle Ueberlegung oder gar Skeptizis» mus giebts für ihn nicht; wenigstens nicht für Geschäfte, die er zu leiten hat. Da traut er blind seinem Ztern und kann die kommende Herrlichkeit nicht früh genug, nicht laut genug preisen. Mag sein, daß in Südwest noch Beträchtliches gefunden wird, Wenns aber nur oder fast nur kleine Stücke sind? Die lassen die Debeers» Leute, um sich nicht die Preise zu verderben, jetzt nur mit äußerster Borsicht auf den Markt. Dringen sie aus unserer Kolonie dorthin, wird der Markt mit dem Kiew» zeug überschwemmt, dann erleben wir Preise, von denen heute noch Niemand träumt. Dann sind kleine Diamanten bald nur noch Edelsteine dritten RangeS; und daS ganze Brillantenpreisniveau senkt sich. Auch diese EntWickelung ist möglich; sie wird von den englischen Sachkennern gefürchtet. Herr Dernburg würde sich auch dadurch freilich nicht verblüffen lassen. Vielleicht erklärt er dann, seine Absicht sei stets nur gewesen, dem Erdkreis die Diamanten des kleinen Mannes zu bescheren. Lado».

,?c«ms«kbcr »nd «ranlw«r»icher RedaNenr i M, Horden in Berlin. — Berta« der Zukunft w Berlin Dru« »»n S, Bernstein in Berlin.

Berlin, den 1«. Januar 1^)09.

Der Kriegsartikel.

Weit in Frankfurt der Friede geschlossen ward, haben die Heere Deutsch« landS undFrankreichs anKopfzahl, anWucht und Leistungfähigkeit der Waffen einander zu überbieten versucht. Dieses rastlose Mühen hat bewirkt, daß die Bewaffnung beider Heere heute fast gleich stark ist und eine wesent» licheVerbesserung kaum noch denkbar erscheint. Muhte aberauch den anderen Möchten den Entschluß zu rascher Wehrstärkung aufzwingen. In Wcst und Oft sind deshalb jetzt, bis ans Japanische und OchotskischeMeer, dieWaffen von ziemlich gleichem Werth. Leichte, schnell zu ladende und weithin tragende Geschütze; rauchlosesPulver; dasGeschoh so klein, daß es die Niederwerfung eines gelben, braunen, schwarzen Menschen sder ja schwerer als ein weißer außer Gefecht zu setzen ist) kaum noch verbürgt, doch in großen Mengen auf dem Heereszug mitgeführt werden kann und die Ausnützung der Feuergeschwindigkeit ermöglicht. Diesen Geschossen darf kein Mann u»d keine Truppe sich ohne Deckung aussetzen. Schon bei Mars-la-Tour hat ein angreifendes preußisches Regiment in einer halben Stunde tt8 Prozent seines Bestandes verloren; im mandschurischen Krieg eine Japanerbrigade in noch kürzerer Zeit W Prozent; in Südafrika hat ein gedeckter Schütze vierzehn Angreifer niedergestreckt. Am sicheren Bewußtsein der lieberlegenheit kann sich Keiner mehr rösten. UndAlle waren zu völligerAenderungderTaktik genöthigt.Die Infanterie vermag nur noch unter steter Deckung an den Feind heranzukommen und die Hauptsorge der Artillerie, die ihr dazu helfen soll, muh sein, sich gegen das feindliche Feuer zu schützen; gegen Gewehr und Schrapnell versucht zres mit Panzerschildcn. Die Gefechlefront verbreitert sich. Armeen, wie sie

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_091.html[18.07.2014 18:00:17]

DI, Zukunft.

1866 und 1870 ins Feld rückten, würden heute einen viermal größeren Raum einnehmen. BeiKöniggraetz fochten 220000, bei Gravelotte 186000Mann. Jetzt würde Deutschland 4 750000, Frankreich gar 5 500000 Mann für den Krieg bereit haben. Freilich steht diese Bereitschaftziffer nur auf dem Papier. Der Fabrikarbeiter, der nach fünfzehn Jahren inReihe undGlied zurückkehrt, hat die alteTaktik vergessen, kennt die neue Waffe nicht und könnte unter der LastvonGewehr,MunitionundTornister einen Tagesmarsch vonvierzigKilo. metern nicht mehr leisten. Eine Million Mann: beträchtlich größer wird das Feldheer auch heute kaum sein; auf Sieg darf es, dem weder die Ueberlegenheit derZahl noch die dcrWaffe gesichert ist,nur hoffen,wenn dieMasfen fest zusammengehalten und gegen ein gemeinsamesZielgeführt werden, Aufdem Riesenschlachtfeld ist wenig zu sehen. Das Fußvolk nur, wenn es in hastigem Lauf aus einer Deckung in die andere eilt. DerFeldherr ist unsichtbar: hinter der Front; sitzt am Schreibtisch vor der Schlachtfeldkarte, schickt durch Draht und Funken, Automobile undMotorräder den Führern seine Befehle und empfängt die Meldungen, die aus lenkbaren Luftschiffen und Fesfeiballons eintreffen. Seine wichtigste Pflicht ist erfüllt, wenn er, ehe ein Zusammenstoß möglich wird, den Corps das Tagesziel und die Straßen angegeben hat, auf denen es zu erreichenist. DieSchlachtenwkrdenlSngerdauern,abernichtmehr Blut fordern als die alter Zeit. In den Kriegen Fritzens und Bonapartes betrug der tägliche Schlachtverlust 40 bis 50, im mandschurischen Krieg nur 2 bis !i Prozent; und der kurze Kampf bei Mars-Ia-Tour hat mehrMenschenleben hingerafft als die vierzehn Tage bei Mukden. DieGefahr langer Feld» zugsdauer ist nicht zu unterschätzen. Das Wirthschaftleben der Völker heischt schnelle Entscheidung und würde bei einer Strategie, die den Gegner allmählich matt machen will, vonschwerheilbarem Siechthum heimgesucht. Deshalb müssen die Gegner trachten, einander auf zwei oder drei Seiten anzugreifen, die Front und mindestenLeineFlanke zu packen. DenKundschafterdienst, der feststellt, wo Front und Flanken zu finden und zu fassen sind, werden dieLuftschiffe zu leisten haben; die in der Luft aber nicht ungefährdet sein werden. Denn auch der Feind hat seine Kundschafter himmelan geschickt und indem unvermeidlichen Kampf wird der Aerostat siegen, der höher als der Gegner steigen, ihn mit einem Sprenggeschoß vernichten und sich rasch der aufwirbelnden Flamme entziehen kann, Luftschiffe werden gegen Luftschiffe, Kanonen gegen Kanonen, Reiter (die, vom Erkundungdicnst befreit, den Rücken des Feindes durch Feuerwirkung zu schwächen suchen) gegen Reiter zu kämpfen haben und danach erst zu wirksamerUnterstützmig der Infanterie fähig sein.

Der KriegSartiKl.

Noch einKampf ist zu bedenken: der zwischen dem Ingenieur und demArtilleristen entstanden ist.Frankreich hat seine ganzeOftgrenze befestigt, Deutschland sicheinSprenggeschoh von unwiderstehlicherDurchschlagskraftgeschaffen. Neuer Wettstreit - dem auch die anderen Mächte nicht müßig zuschauen dürfen. Belgien, die Niederlande, Italien sorgten für starke Festungwerke, vom Zuidersee bis ans Mittelmeer thürmt sich eine Mauer und sogar dieSchweiz hatdieGotthardpösseundalleZugangspfadebiSindieRegionewigen Schnees befestigt und mitGarnisonbelegt. Rußland schützt der breite, morastigeGraben, der die jenseits von der Weichsel liegenden deutschen Provinzen einschließt und die Befestigung der russischenWestgrenze erleichtert. Auch gegenOesterreich schufen die Nachbarn sich SchutzwäUe. Dänemark kann die Zugänge in die Ostsee sperren und hat Kopenhagen in einen großen Waffenplatz umge» wandelt. England kann,wann es ihm beliebt, seine schwimmendeFestung in die Nordsee schicken und hat sich die Möglichkeit gesichert, von einem jütischen Hafen aus in Schleswig einzufallen. Italien und Oesterreich haben sich gegen einander verbarrikadirt. Der Eiseming, der die mitteleuropäischen Kaiserreiche umklammern sollte, hatte nur auf der Balkanseite noch eine Löckezauch sie ist durch die Türkei, durch Serbien und Montenegro jetzt ausgefüllt worden und der ReifumDeutschlandundOesterreich auf allen Seiten geschlossen.

„Damit ist die militärische LageEuropas gegeben. InderMittestehen ungeschützt Deutschland und Oesterreich, ringsherum hinterWallundGraben die übrigen Mächte. Der militärischen Lage entspricht die politische. Zwischen ien einschließenden und den eingeschlossenen Möchten bestehen schwer zu beseitigende Gegensätze. Frankreich hat die 1871 geschworene Rache nicht aufgegeben. Wie die Reoanchkidee ganz Europa unter die Waffen gerufen hat, so bildet sie auch den Angelpunkt der gesammten Politik, Der gewaltige Aufschwung seiner Industrie und seinesHandels hat Deutschland einen weiteren unversöhnlichen Feind eingebracht, DcrHaß gegen den früher verachteten Konkurrenten läßt sich weder durch Versicherungen aufrichtiger Freundschaft und herzlich er Sympathie mildern noch durch ausreizendeWorte verschärfen. Nicht Defühlsrkgungen,soNdern das Soll undHaben bestim men dieHSHe desArollö. Rußland wird eben so durch die ererbte Antipathie desSlaven gegenden Germanen, die überlieferteSympathie mit dem Romanen wie durch sein Anleihebedürfniß an dem alten Verbündeten festgehalten und wint sich jetzt auch noch derjenigen Macht in die Arme, die ihm am Meisten schaden kann. Italien, an jeder Ausdehnung nach Westen verhindert, hält die !!eidräi,gunfl der Fremden, die einst über dieAlvcn in die fruchtbaren Gefilde dcrLombzidci herab-

stiegen, noch nicht für vollendet. Es will sie weder an den SüdhSngen desGebirges noch an den Küsten des Adriatischen Meeres dulden. Es ist nicht ausgemacht, daß diese Leidenschaften und Begehrlichkeiten sich in gewaltsames Handeln umsetzen werden. Aberdas eifrige Bemühen ist doch vorhanden, alle diese Mächte zum gemeinschaftlichen Angriff gegen die Mitte zusammenzuführen. Im gegebenen Augenblick sollen die Thore geöffnet, die Zugbrücken herabgelassen werden und die Millionenheere über die Vogesen, die Maas, die Königsau, denNiemen, den Bug und sogar über den Jsonzo und die Tiroler Alpen verherend und vernichtend hereinströmen. Die Gefahr erscheint riesengroß. Sie verringert sich etwas, wenn man ihr nähertrilt.
England kann den deutschenHandelnicht vernichten, ohne den eigenen arg zu schädigen. Sein wohlverstandener Vortheil verlangt, seinen verabscheutenKonkurrenten, der aber gleichzeitig sein besterKunde ist, am Leben zu lassen. Ehe es die angekündigte Landung in einem jütischenHafen ausführt, Wirdes Telegramme aus Afrika, Indien, Ostasten und Amerika abwarten. Wenn es die Welt in Brand steckt, hat es Besseres zu thun, als seine Armee nach dem bismärckischen Rezept in Schleswig arretiren zu lassen. Rußland hatim Vollbesitz der Kraft und der Macht allen Verlockungen seines Verbündeten zu einem Angriff widerstanden. Ob ihm jetzt, nachdem es das Wesen des modernen Krieges kennen gelernt hat, dieser Angriff verlockender erscheint, muß für zweifelhaft gelten. Frankreich hat sich vorgenommen, den Genuß der kalt gewordenen Rache nur in Gesellschaft guter Freunde vorzunehmen. AllefühlenBedenken oordenungeheurenKosten,denmöglichengrohenVerlusten,wik' vordem rothen Gespenst, dasimHintergrundauftaucht.DieallgemeineWehr» Pflicht, welche Hoch und Niedrig, Reich und Arm als gieichwerthiges Kanonenfutterverwenden will, hatdieKampfesmuth gemildert. Die für uneinnehmbar erachtetenFestungen,hinter denen man sich warm und sicher fühlt, lassen eö minder verlockend erscheinen, herauszustürmen und die Brust im Gefechte zu lüften. DieWaffenfabriken,Geschützgiehereien,dieDampfhämmer,welchediePanzer» thürme Härten, haben mehrfreundliche Gesichter und liebenswürdiges Entgegenkommen hervorgebracht, als alle griedenskongressezu schaffen vermochten. Zeder trägt eben so sehrBedenken,den zahlreichen,wohlbcwaffnetenGegner anzugreifen,wie er sich scheut.das eigene Verderben bringende Werkzeug anzuwenden, das er sich mühsam geschaffen hat, von dem er aber nicht recht weiß, ob er es auch zu handhaben verstehen wird. Und wenn nun auch alle Bedenken beseitigt, alle Schwierigkeiten gehoben sind, der Entschluß gereift ist, der gewaltigeVormarsch vonallen Seiten angetretenwerden soll, muß sichdiebange Frage: .Werden auch die Anderen kommen, werden sich auch die fernen Ver-

Mündeten zur rechten Zeit einstellen, werde ich nicht allein und verlassen dem Keulenschlage des Übermächtigen ausgesetzt sein?' in der Brust jedes Ein» zelnen vernehmbar machen. DieseZmeifelzwingen, stillzustehen, abzuwarten, die Rache zu verschieben, das schon gelockerte Schwert in die Scheide zurück- fallen zu lassen. ‚Die Koalition ist fertig', wird von jenseits des Kanals her- übergerufen. Daß sie zu kriegerischen Thaten übergehen wird, ist trotzdem durchaus zweifelhaft und auch vorläufig keineswegs nöthig. Die Stellungen, welche die verbündeten Mächte eingenommen haben, sind so günstig, daß sie allein durch ihr Vorhandensein eine beständige Drohung bilden und selbst- thätig auf dasdurck denWirthschaftkampfunddieGeschöftskrisenerschütterte deutsche Nervensystem wirken. Um diesem Druck zu entgehen, muh man ver- sucht sein, nachzugeben, sich den Zumuthungen zu fügen, einen Vortheil nach dem anderen aus den Händen zu lassen.

Während in dieserWeise gekämpft wird, hat sich das Bild plötzlich ver- schoben. Durch die jüngsten Ereignisse auf der Balkanhalbinsel sieht sich Oesterreich für geraume Zeit nach jener Seite gebunden. Es verlangt von seinem Verbündeten Unterstützung, kann ihm selbst eine solche nicht gewähren. Der gegnerischen Taktik ist es gelungen, Jedem der Beiden einen gesonderten Kriegsschauplatz anzuweisen, sie zu verhindern, mit vereinter, vernichtender Ucberlegenheit erst einen, dann den anderen Gegner niederzuwerfen. Oester- reich muh die Front nach Süden, Deutschland nach Westen nehmen. Ruh- land behält sich vor, mit voller Kraft die Entscheidung hier oder dort zu ge- ben Trotz der so viel günstiger gewordenen Lage scheinen die Feinde rings- herum immer noch nicht zu den Waffen greifen zu wollen. Die vielen Be- denken sind noch nicht beseitigt. Auch nach der Trennung sind Oesterreich wie Deutschland noch immer zu stark, Sie sollen zunächst durch inneren Zwiespalt geschwächt werden. In Oesterreich wird der Nationalitätenhader durch freund- schaftliche Vorstellungen der Diplomatie, durch zum Kampf ermuthigende Abordnungen und durch die Schlachtrufe der Presse emsig geschürt. Wie in Deutschland der gleiche Zweck mit einem kurzen Zeitungartikel, mit hinter- listig zusammengestellten verjährten Anklagen zu erreichen ist, hat sich erst kürzlich gezeigt. Und doch ist für den ferneren Kampf, er mag mit den Waffen in derHand oder mit anderen Mitteln geführtmerdcn,wem'gstcnsnach außen hin ein .einig Volk von Brüdern' so nöthig wie eine mächtigeArmec, die von einer festen Hand geführt wird und von unbedingtem Vertrauen erfüllt ist,"

Dasist derJnhalt(inden letzten oreiAbiützknauchdcrWortlant)cines Artikels, der, unter dem Titel „Der Krieg in der Gegenwart", in der Deut- schen Revue erschienen ist. Eines Artikels, dem starke Durchschlagskraft nicht

zuzutrauen war. Das Militärische in manchem Einzelzug klar und anjchaulich'oargestellt, doch in keinem neu; das Politische an den Hauptstellen aus schiefem Gesichtswinkel erschaut. Der Verfasser? Gewiß ein älterer inaktiver Offizier, der sich um die Wissenschaft der Strategie und der Taktik ernstlich bemüht, an tliis xvo:ik pipi»? time «f p?sce sich manches Jahr schon geärgert hat und der nun fichtisch aussprechen möchte, was ist. Will er warnen? Er spricht von der Versuchung, „nachzugeben, sich den Zumuthungen zu fügen'und einen Vortheil nach dem anderen aus den Händen zu lassen"; sagt aber nicht, ob erdolche entsagende Nachgiebigkeit billigen oder tadeln würde. EinNebenzmeck scheint, dieKritik kaiserlicherHandlungen zu entkräften. Oder wars der (klüglich verborgene) Hauptzweck? Einerlei. Der Verfasser nennt sich nicht; millalso im Dunkel bleiben. Warum? Weil er fühlt, daß derBlick auf das Reichsinteresse ihm verbietet, die in dem Artikel ausgesprochene Meinung mit dem Titel eines deutschen Offiziers zu decken. Weil er als eine Stimme hörbar, nicht als ein dem deutschen Heer Angehöriger sichl bar sein will. Er ist sichtbar geworden. Noch vor dem Artikel war der Verfasser bekannt. Graf Alfred von Schlieffen ists, der fünfzehn Jahre lang Chef des Großen Generalstabes war. Ein Offizier, der den gröhtenTheilseinerDienstzeit auf wichtigen Generalstabsposten verlebt, immer also für besonders tüch> tig gegolten hat, Sechsundfiebenzig Jahre all. Generaloberst mit Feldmar» schallsrang, Generaladjutant des Kaisers, Mitglied des preußischen Herrenhauses. Ale Nachfolger Walderseeswurde er voirManchcn lautgerühmt, von Manchenleis getadelt. SeinWissen undKönnen war unbestritten; aber man fand, daß er nicht immer den rechten Gebrauch davon mache. Die moltkischc Nüchternheit und Denkpräzision, hieß es, fehle ihm; scineKritik lange allzu gern über den Gegenstand hinaus. In den von ihm vorbereiteten Manövern seien schöne Bilder zu sehen, für den Krieg nützliche Erfahrungen aber nicht zu sammeln. Kaiserliche Wünsche erfülle er allzu willig. Das gaben auch seine Freunde zu; behaupteten aber, er sei entschlossen, im Krieg selbst die winzigste Konzession zu weigern und nach dem Willen des Obersten Kriegsherrn nur da zu handeln, wo er ihm auf dem richtigen Weg scheine. Vielfach bespöttelt wurde später die Art, wie er (in einer Arbeit über die Niederlage von von Scharnhorst sprach. Das Alles entzieht sich fast völlig dem Laienurtheil. Die Rede, die Graf Schlieffen im Herbst >!»).'> bei der Enthüllung des dem Marschall Moltkevon cemin semcrSchulccrwackseiicnHeer gestifteten Denkmals hielt, war nur zu loben; unterschied sich in Inhalt und Tonfarbe sehr angenehm von Allem, was wir bei solchem Anlaß zuhören gcwöhntwaren.Kein Paradepathos,keineUebertrcibung; ein vonzärtlicher, doch

Dir Kiiegtmtikel, K9
nicht blinder Liebe entworfenes Bild des Römers aus Parchim. „Die Worte ‚selbft'und‚ich'kanntedieserhoheGeistnicht".DieRedesoll demKaijerso wenig gefallen haben^da^^^W.GMralftabschef den für ihn mitgebrachten Orden mchtgab.Drn Monate dM Deralso hat denÄrtikel geschrieben. Der meint, wir seien in einem künftigen Krieg gegen Frankreich unsererUeberlegenheitnicht ficher.Der siehtDeutschland undOester» reich ungeschützt, die übrigen Mächte hinter Wall und Graben in so günstiger Stellung, daß den vom Reif Umklammerten kaum Anderes bleibt als der Entschluß zuschmiegsamerNachgiebigkeit. DerfindetDeutschlandsLagedurch den Balkanstreit noch verschlechtert, Deutschlands Schlagkraftdurch innerenZmiespaltgemindert, der durch einen kurzen Zeitungartikel und durch hinterlistig zusammengestellte verjährte Anklagen bewirkt worden ist. Dieser Generaloberst schrieb dieSStze: „Dergewaltige Aufschwung seinesHandels und seiner Jndu» strie hat Deutschland einen weiteren unversöhnlichen Feind eingebracht. Der Haß gegen den früher oerachteten Konkurrenten läßt sich weder durch Versicherungen aufrichtigerFreundschaft und herzlicherSympathiemildern noch durch aufreizende Worte verschärfen." Glaubt also, daß Wilhelms oft wiederholte Versicherungen nutzlos waren und daß aufreizende Worte nicht schaden. Und hat aestattet, auf das Revueheft den Satz Lu drucken: „Dieses Heft enthält den Artikel ‚Der Krieg in der Gegenwart, welchen der Deutsche Kaiser beim Neujahrsempfang derKommandirenden Generale vorlas, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß die darin niedergelegten Gedanken sich mit seinen Ansichten decken," Welche Gedanken? DahDeutschland, trotz den zwölfhundert Millionen, die es in diesem Jahr für Heer und Flotte ausgiebt, ungeschützt ist und sich gegen lästigeZumuthung nicht kraftvoll zu wehren vermag? Daß die britische Feindsäligkeit gegendasDeutscheReich nicht zu mildern noch gar auszuroden ist? Daß wir nur einen Freund haben, einen, der von uns Hilfe oerlangt, uns aber nicht helfen kann?Daß die einkreisenden Mächte auchohne KriegAllcs, was sie wünschen konnten,auf unsereKostenerreicht haven?Das klingt unglaublich. Dem sogar, der sich erinnert, daß der Kaiser nach der Enthüllung desMoltkedenkmals vordenKommandircndenGeneralenWorte gesprochen hat, dienie ansLichtkommen durften. An derParadetafelim Weißen Saal sagte er dann: „In aufrichtigem Dank gegen die Vmsehung ein stilles Glas, welches dem Andenken gewidmet ist des Kaisers Wilhelms Majestät größten Generals." (So stands im offiziellen Bericht,) „Das zweite Glas gilt der Zukunft und derGegenwart. Wie cs in derWelt steht mit u»6, habe» die Herren gesehen. Darum das Puloer trocken, dasSchwertgcjchliffcn, das Ziel erkannt, die Kraft gespannt und die Schwarzseher verbannt," Schwärzer als

Die Zukunft.
Graf Sch lieffen kann Keiner unsere Situation sehen. Und mit dem von Schliefen Gesagten, so lasen wir, „decken sich die Ansichten des Kaisers durchaus". Durchaus. Ob die so lange als Schwarzseher vervehmten Warner sich der Kunde freuen? Am achten Januarabend lasen wir im Reichsanzeiger: „Seine Majestät derKaiser und König hat am zweitenJanuar, wie alljährlich, eine Besprechung mit den hier zur Neujahrsgratulation versammelten Kommandierenden Generalen abgehalten. Die Aeußerungen Seiner Majestät waren nicht für dieOessentlichkeit bestimmt und hätten nicht den Gegenstand öffentlicher Kritik bilden dürfen. Trotzdem sind Nachrichten darüber in die Piesse gelangt. Gegenüber den in ausländischen Blättern erschienenen Angriffen stellen mir fest, daß sich die Besprechung lediglich auf militärische Fragen bezog. Im Anschluß an eine Betrachtung der bei den letzten Manövern gemachten taktischen Erfahrungen wies Seine Majestät der Kaiser auf eine kürzlich erschienene akademische Studie hin, in der die Gestaltung des modernen Krieges und die Einwirkung der neuzeitlichen Waffen auf das Gefecht entwickelt sind. Die in dieser militärischen Arbeit auch enthaltenen politischen Gedanken und Ausblicke kamen in den Ausführungen des Obersten Kriegsherrn nicht in Betracht/'Die Angabe, daß er auch den politischen Theil des Artikels vorgelesen habe, wird nicht bestritten; der Ausdruck ist hier fast allzu behutsam gewählt. Ist anzunehmen, daß der Kaiser nur die neunSeiten, die den Generalen längst Bekanntes wiederholten, verlesen und diezwei weggelassen hat, die beweisen sollen, daß mit einer nahen Kriegsgefahr noch nicht zu rechnen sei? Wer die militärische Lage eines Reiches prüft, muß zunächst wissen, gegen welche Feinde es sich zu rüsten hat. Das sagt Graf Schlüssen in den letzten Abschnitten seines Artikels sehr deutlich. Und diese Abschnitte, die interessantesten, soll der Kriegsherr in solcher Stunde oer» schwiegen haben? Uebrigens kam das Dementi (wenn man die unklare Darstellung so nennen darf) viel zu spät; von dem Wahn, ein Taxameter könne einen Eilzug, der drei Tage vorher abgegangen ist, einholen, sollten dieHerren derWilhelmstrahc sich endlich trennen.Auf dasAusland wolltensiedurch de» ReichSanzciger wirken, Das Ausland aber hatte schon dieThatsache verzeichnet, daß der Kaiser ohne Hoffnung auf die Noth des Reiches blickt. Das ist das Schlimme. AllcsUebrige? Geschwätz, dasdenThatbestand nur verdunkeln kann (oder soll). Unbestreitbar ist desKaisers Recht, ck> m,mi re scikili cl quiku?,lun, nliis zu denGcneralen zu sprechen; nuchüberhohe, höchste und allerhöchstePolitik. Das hat.solangccsinoenHirnendcrCorpsführcr gespeichert ist, draußenKeinen zu kümmern. Dringt eshinaus,sofällt es, wie jedes politisch wichtige Wort, in das Rechtsgebict der Kritik und die

Zrage, obs für dieOeffentlichkeit bestimmt war, verliert ihren Werth. Mög-
lich, dah gerade diesmal (so wird erzählt) besondere Vorsicht gewaltet hat. Daß
vor des Kaisers Rede und Vorlesung alle nicht mindestens im Ranz Kom>
mandirender Generale stehende Herren aufgefordert wurden, den Saal zu
verlassen; daß hinter ihnen der Kronprinz die Thür schloß und draußen der
Hausminister undOberhofmarschaU Graf August Eulenburg selbst die Wache
übernahm. Vielleicht meinte ein Zuhörer, dos vom Kaiser einem Artikel ge-
spendeteLob sei keinStaatsgeheimniß und für dieVerbreitung dieses Artikels
müsse alles irgend Erdenkliche geschehen. Vielleicht wollte ein anderermit der
Erzählung den Zweifelnden beweisen, daß Wilhelm die am siebenzehnten
Nooembcrtag verheißene „Zurückhaltung"ernstlich übe undsogarzurBeant»
wortung militärpolitischer Fragen dem Sachverständigsten das Wort lasse.
An eineJntrigue braucht mannichtzudenken. Wenn ein Adjutant den Auftrag
erhielt, schnellStzlicffensArtikel, denS.M. vorgelesen habe, zubesorgen, und
wenn der Beauftragte die Thatsache, deren Verheimlichung nicht befohlen mar,
vorzmeiKamcladknerroShnte, konnte sie flink herumkommen. Auch in dasOhr
Eines, der weiß, daß schon dieMittheilungeinesausderHofregion herniedcr-
gefickerten Gerüchtes in derPresse dankbare Freundschaft wirbt. Seit der Ok>
toberkaiastrvphe mar derKaiser fast Allen unsichtbar gewesen; nun sollte er sich,
iei den NeujahrsempfSngen, zum ersten Mal miederzeigen. Wie sieht er aus?
Ist er wieder fröhlich odernochdeprimirt?Giebterbei der CourdemKanzlerdie
Hand? Kühl oder herzlich? Und was werden dieKommandirenden aus seinem
Mund hören? Tage lang ward so gewispert. Alle GeberdenspSher und Ge-
schichtenträger waren in Bewegung, Kein Wunder, daß sich der inbrünstigen
Neugierschließlich ein SpSltchen aufthat.DemHofefehlt ein beamteterPoliti-
ker (der unmittelbar dem Reichskanzler unterstellt und als dessen Vertreter auch
militSr ijchenBcrathungcn zugezogen werden müßte). Der hätte gesagt: „Daß
dieser Artikel von den, vorigenGeneralstabschefgeschriebenund von Eurer Ma-
jestät gebilligt morden ist, darfnichtbekanntmerden; sonst wird das Reichsintkr:
issegeschädigt."OdkrhättedasGeschehenenoch in der selben Stunde demKanz-
>er gemeldet, dem wohl nicht zweifelhaft gewesen wäre, daß hier »och ä'rgcie
Gefahr drohe als von den Interviews mit den Herren Spender, Halc K Co.
Doch jedes Recht zur Mitwirkung an höfischer Organisation ist uns versagt:
also müssen wir dieDingenchmen,wie siesind. ZtrafbarerVertraucnöbruch?
Mag sein.Den können mir nicht hindern; und haben kcincLust, heute dicGc-
nerale, wie gestern die Rcithe d?s Auswärtigen Amtes, mit Vigilanlennascn
zu umschnüsseln. Wenn HcrrNathcncni oderHerrGwinncr demAu'sichtrath
Absichten oderAnsichten enthüllt, die von da in denHvrbercich derAktionöio

dringen, muh ersiebündigwiderrufen oder mitEntschiedenheitvertreten,Wo-
zu immer wieder die Zeit an kleinliche Erörterung verzetteln? Sorgt da oben
für dichte Thören. Das ist Eure Sache. Was der Erdkreis als des Kaisers
Meinung vernommen hat, darf von des KaijersVolksgenossen in anständigem
Tonbesprochenwerden, Mußsogar. Jstset«aalltäglich,daßGeneralstabsches
undKriegsherr so reden? DasReich sogefährdet, so schutzlos umpreht sehen?
Jstsnichtsurchtbar? Und ohneBeispiel in der Geschichte,daßdieKonkursgefahr
,u bi l't o,Ki amtlich beglaubigtwird? MageineSchranzedemKanzler nach>
dem Dienstleben getrachtet, ein verärgerter Kriegsmann für nützlich gehalten
haben, des Kaisers wahreStimmung zu entsitleiern: höher alsKanzler und>
Kaiser selbst gilt uns das Reich; und dem Nejch ist geschadet worden.
In der Fremde durch den glaubhaft gemachten Verdacht, die deutsche
Politik schwanke unstet von einem Extrem ins andere, sei von Mittwoch zu
Donnerstag unberechenbarunddasdeutscheVolk Habesich müd in das Bewußt-
sein hossnungloserOhnmacht gebettet und sei froh, wenn ihm dasAeuherste,
der Krieg gegen eine Koalition, erspart werde. In der Heimath durch eine
Darstellung, die Wesentliches nicht ins richtige Licht rückt, den Glauben an die
WahrhaftigkeitamtlicherBerichterstattungschmälert,dieFurchtnShrtundden
gefährlichen Wahn entstehen löht, nurfcigeNachgiebigkeitkönne noch helfen.
Zuerst einBlick aufs Ausland. Als derKanzler den dcutschenHimmel,
wieVosfensMädchen im Mai, heiter gefunden undimNeichstag gesagt hatte,
Deutschland stehe in sicherem Bundesverhältnißzu zwei, in freundschaftlichen
Beziehungen zu fünf anderen Möchten, habe zwischen mancherlei Kombina-
tionen die Wahl und keinen Grund, mit der Möglichkeit einer Jsolirung zu
rechnen, erinnerte ich hier an Bismarcks Wort von den in großen Neichen zum
Wächteramt Berufenen, die nicht den KömmerlingenDuncanS gleichen dür-
fen. Ein paar Sätze, die bald fünf Jahre alt werden. „Wir sind auch jetzt
allein starkgcnug.um alssaturirterStaat ruhig fortzuleben. So nannte Bis»
marck sein Reich, um die Nachbarschaft zunächst einmal zu schwichligcn; um
den Verdacht wegzuscheuchen, das neue Reick habe wilde Erobeierplöne. Aber
wirsind ni'chtsatttiirt.UndcxpansivePolitikköniien wir nichtaus cigeneFaust
treiben-, nicht in einerZeitdcrFusionen und Syndikate. Wirkonntens nicht.so
lange das fi anko-rnssische Z?ündniß un!; hemmte, und wcrdenskünftig erst recht
nicht können: denn dieser Zweibund soll nun zu einem großen antideutschen
Trust erweitert werden. Das ist dcrZmeck des franko-britischen Beitrages. Er
soll Rußland zum Beitritt nöthigen. Großbriwnien fühlt, daß die Stunde
gekommen ist, in der cs sich mit Nußland für fünfzig, vielleicht für hundert
Jahre über die asiatischen Fragen mit Vmtheil verständigen kann. Alle drei

Möchte haben gemeinsam das dringende(politische und wirthschaftliche)Interesse, Deutschland zu schwächen; das wirthschaftliche, weil es auf den Weltmärkten ein unbequemer Konkurrent, das politische, weil es ein Element der Unruhe ist. Deshalb möchten sie sich gegen das Deutsche Reich syndiziren. Sie denken: Die Deutschen merkens wohl nicht, wenn wir ihren Kaiser nur überall mit dem gehörigen Pomp und Glanz empfangen und immer sagen, dafz wir sie um ihn beneiden." Das mar am dreiundzwanzigsten April 1904 hier gedruckt. Und natürlich ganz falsch. Zwei grofzmöchtige Verbündete, fünf treue Freunde, mancherlei Kombinationen möglich, Frankreich fast schonvon Wilhelms Charmeurkunst versöhnt und Onkel Eduard in Kiel als Regatta» gast angesagt. So schien es, mitund ohne Grazie, in inlimturn weitergehen zu sollen. Wer vor derGefahr derVereinsamung warnte, mmde einemimdunklen Wald plärrendenKinde verglichen. Noch vor wenigen Wochcnhörten wir vom Kanzler, ringsum seiAllcs leidlich bestellt. Wo bistDu, Sonne, blieben? Jetzt ist sie von schwarzem Gewölk verhängt. „Frankreich hat die 1871 geschworene Rache nicht aufgegeben. Wie dieRevancheideeganzEuropa unter oieWaffen gerufen hat, so bildet sie auch den Angelpunktdergesammten Politik." Den AngelpunkNFrankreich wird losschlagen, wenn es, instarkerBunoesgenossenschaft, glaubt, ohne großes Risiko ans Ziel kommen, seine Rache kühlen, seinem Prestige neue Leuchtkraft schaffen zu können. Nur dann. Der Jugend, die an Elsaß-Lothringen keine Erinnerung hat, pocht bei dem Gedanken an die verlorenen Provinzen und Schlachten der Puls nicht schneller und auch die Väter wären nicht gern bereit, noch einmal die Gefahr einer deutschen Invasion dröhnend nahen zu sehen. Kenner der Republik behaupten, daß noch heute, trotz den mit Rußland und England geschlosfenenSchutzverträgen, für den Entschluß, dem Deutschen Reich den Krieg zu erklären, im pariser Parlament keineMehrheit zu finden wäre. Das Land desNentnerge-«immels, das Land ohne ins moderne Maß gewachsene Großindustrie, das zwanzig Milliarden verliehen hat und für das Wagniß eines Weltkrieges am Ende mit derZerrütiung seinerStaatsbilanz büßen müßte. FeineOhren hören aus den stolzeslenReden die Furcht heraus, die ^nl> ^t, c«r,l i>!^ mitBritanien könne den Ncpublikancin übermorgen die Waffenprobe aufzwingen; auch dieAhnung, daß ein siegreicher Krieg (den nur wenige Franzosen zuversichtlich erhoffen) eine Praetorianerhenschaft bringen und die heute Allgewaltigen von der Krippe drängen weide. Der Traum von cer Revision des Frankfurter Friedens wäre lange schon ausgeträumt, wenn derKaiser nicht so eifernd um FrankreichsLiebegcwdrben hätte. Den,, Angelpunkt der gcsaminten Politik" sehen wir inAnglicn, nicht in Gallien, Graf schlieffen sagt: „Zwischcr

den einschließenden und den eingeschlossenen Mächten bestehen schwer zu beseitigende Gegensätze." Zwischen Deutschland und Frankreich steht nur ein Phantom. Mit Ruhland haben mir nicht immer in Freundschaft, doch seit der Fritzenzeit in Frieden gelebt; und können, bei halbwegs vernünftigerPolitik, weiter auskommen.solange einemonarchische MachtoenDeckel aufdemSlavenkessel hält. Nur in der Nordsee dräut ernste Gefahr. Ist da eine VerstSn» digung nicht möglich, dann wird England selbst unter Opfern sich die Freunde zu erhalten und neuezu gewinnen suchen; wird die Einkreisung dauern und dem «ngUmschnürten nurzwischenDemüthigungundKriegdieWahllassen. Dem Mann, der dreiLustren lang Deutschlands Schlachten bedachte, scheinen die Beziehungen zu Britanien unverbesserlich. Der gewaltige Aufschwung deutscher Industrie und deutschen Handels hat, so meint er, denHaß gewirkt; nurwenn Industrie undHandel in Deutschland verzwergten,wöre derFeind zu versöhnen. Jirt der Stratege nicht? Vergißt er nicht, daß von unversöhnlichem Haß noch nichts zuspüren war, als der deutsche Konkurrent schon rechtlästig wurde? So dumm soll der Brite geworden sein, daß er, derHenimWeltclcaringhouse, wähnt, mit Schiffsgeschützen und dem Feuer verbündeter Heere die deutsche Werthzeuqungfä^igkeit für immer vernichtenzu können? Und wiesähees auf Europens Märkten, in Europens Handelsbilanzen denn aus, wenn Deutschlandgezwungen worden wäre, seineProduktion auf dieHSIfte oder einDrittel einzuschränken? Graf Schlieffen sagt selbst, daß England, weil sein Vortheil es heischt, den Konkurrenten, der zugleich sein besterKunde ist, am Leben lassen muß. Meint er, der Brite sei so blind, diese Notwendigkeit nicht zu sehen? Gegen allzuraschesVordringendesWettbemerbershelfenvielleichtZollschranken undPatentgcsctze. An einen Klieg (oder einen Druck, der zumKrieg zwingen kann) lehrt andereSorge denken. Britanien wird glücklich sein, wenn es de, Furcht ledig ist,Deutschland wolle ihmdieLastnochtheurererNüstung aufnölhigen und heimlich den Islam wegködern; und dieses Glück gern mit der Garantie des deutschen Besitzstandes bezahlen. Vergleicht die Zahl der deutschen Schlachtschiffe, dielet in dcrNordsee maiiövrircn konnten, der, die 191 Idorterreichbarscinmirdl UndZhrhabtden Hauptgrund dekVölkerzwistes. Eines friedlich nicht endbaren? Vielleicht ist der Tag nah, wo auch dieMehr» heit erkennt, daß Torpedoboote, Zerstörer, Unterseeboote, Minen und andere WeiketcchuischcrKleiiiarbcitnützlicher sind als gepanzerte!)iiesenkähne. Dann wird sie bedauern, daß sie die Gelegenheit zur Verständigung versäumt hat. Welche Lebensgefahr bliebe nach solcher Verständigung noch? Nach der Darstellung des Grafen Schlichen war dos Meisterstück unserer Fiinde, daß ihnen gelang,Oesterreich undDculschland „ einen gesonderten Kriegsschau-

platzanzumkisen, sie zu verhindern, mit vereinter, vernichtenderUeberlegenheir
erst einen, dann den anderen Gegner niederzuwerfen". Der sinn des Fatzes
ist dunkel. Nur vereint, lasen wir, würden dieGegner angreifen; dem Kampf
gegen solche Koalition könnte Oesterreich sich aber nicht entziehen. Am ersten
Januar läßt der Generalstabschef drucken, Oesterreich sei „für geraume Zeit
nach derBalkanseite gebunden"; glaubt also an einen ernsten und langwicri»
gen auftro türkischenKonflikt(denn mit Serben und Montenegrinern würde
Conrad vonHoetzendorf wohl leicht fertig).NeunTage danach ist zwischen Wien
undKonstantinopel der Präliminarfriedegeschlossen.Oesterreich zahlt, alsEr-^
satzfürdieinBosnienundderHerzegominaliegenden osmanischenStaatsgüter,
jünfundfünfzig Millionen Kronen und hindert dieTürkeinicht, ihre Zöllezuer-
höhen und Monopole einzuführen; als Entgelt heimst es die türkischeZustim-
mungzurZInnexionderBalkanprovinzen ein. Glorreich ist dieses Ende desHa-
ders nicht;nochgar alsErfolg deutscherWeisheitundKraft zu buchen.Der Zand-
schak,Boykoltverluste(Geld und Ansehen), Zollerhöhung.Monopoleund fünf-
undfünfzigMillionenidieBosniaken werden einBischen theuek;papierneSou-
«rainetatölrechte, die seit dreißig Jahren in den Archiven gilben, sind sonst bil-
ligerzu haben. Immerhin ists ohne sichtbare Demüthigung abgegangen. Und
mmnGraf Schliefen (auch hier im Gegensatz zu den meisten Politikern) durch
OeftnreichsBalkänbindung unsere Lage verschlechteitfand.darferjetztaufath-
men. Daß er, mitseiner AutoritSt.denOesterreichern so deutlich sagte,in welchen
Drang und Druck das mitDeutschland gestlofseneBündniß sie bringe, war
»ohl nicht nöthig. Erst danach konnte man in der Neuen Freien Presse Sätze
me diese lesen: „Wir sind in den politischen Orkan hineingekommen, der
auf der Nordsee zwischen England und Deutschland bläst. Das war dicwich-
tigfteUrsache der Schwierigkeiten und Gehässigkeiten, durch welche dieansich
gewiß nicht besonders aufregende Annexion der Anstoß zu tieferen Friedens-
störungen hätte werden können. Eine solche Verantwortung wollte die öster-
nichisch'UNgarischeMonarchienichtübernehmen.Namentlichdannnicht,wenn
derFriede um Geld zu kaufen mar. Deshalb ist unsere Regirung bereit, diesen
b«en Kaufpreis des Friedens zu erlegen. Nicht als Ablösung eines Theiles
dn türkischenStaatsschuld, sondern nur als Ablösung des Theilcs der Schuld,
der die Monarchie an der gegenwnUigenvolitischcnSpannung treffen mag."
Mnfunofünfzig Millionen, nach dem Uebrigen, für die Wonnen einerBundcs-
Mossenschaft, derenLösung hohen Profit bringen könnte: dicsesSchlagwort
kann einesTages, wenn uns dicSonne noch verhängt ist, unbequem werden.
Aufs Ausland hat der Artikel schlecht gewirkt. Da meint man, altmo-
disch, noch, solche Artikel sollten von Personen hohen Ranges nur veröffent-

licht werden, wenn der Entschluß zur Schwertprobe gefaßt ist; nicht einen Tag früher. Da findet man auch die alte Wahrnehmung bestätigt, daß es im Deut» schen Reich neben einander zwei verschiedene Auffassungen politischer Mög> lichkeit und Notwendigkeit gibt: eine ruhige, fast rosige und einedüstere, von hastiger Nervenschwingung determinirte. Der Kanzler Optimist, der Kaiser Pessimist. Just dieserKaiser! Der seines Zieles und des schnell hinführenden Weges so sicher mar, die herrlichen Tage so nah, das größere Deutschland so greifbar vorsichsah, daß erjedenZmeifler lautschalt. Einst: „KeineEntscheid- ung auf dem Erdball ohne den DeutschenKaiser!" Jetzt: „Um dem Druck zu entgehen, muh man versucht sein, nachzugeben, sich denZumuthungen zufü» gen, einen Bortheil nach dem anderen aus den Händen zu lassen." Im Ol» tober ist jederBrite,derinDeutschlandnichtden zuverlässigsten Freund seines Reiches erkennt, „einfach verrückt": im Januar (das über die Interview mit Herrn Hole Berichtete hatte freilich darauf vorbereitet) ist England der un» versöhnlicheFeind, dessen Haß durch das herzlichsteWortnichtgemindert, durch das härteste nicht gemehrt werden kann. Daß solcheKonstatirungen (Todfeinde ringsum; auch im einstweilen noch oeibündeten Italien) unter kaiserlichem Siegel in die Welt gehen, ist jedenfalls neu; ward bisher nirgends erlebt. Schuldfragen sollen heutenichtgefteUtwerden.Wozu?WerdieseBlätIer nicht zum erstenMale liest, weiß, daß hier die Ueberzeugung verfochten wird, unser Mißgeschick sei nicht durch fremde Satanskunst, sondern durch eigene Schuld bewirkt worden. Weiß auch, dahdieGefahrderEinkreisunghicrschon erwogen wurde, als sich in Deutschlands Gassen noch Freudemäusche aus» tobten.Vorbei „DieAeußerungenSeinerMajestStwarennichtfürdikOeffent- lichkeit bestimmt." Sie sind aber auf dem weiten Rund derErdegehört wor- den und ihr Hall hat neuen Staub aufgewirbelt, der die Behaglichkeit deut- schen Lebens nicht steigert, durch die Fensterfugen bis in den Aktenbereich dringt und den Schreibern die Arbeit erschwert. Giebt es wirklich, nach all dem Ge- rede, kein Mittel, das solche Störung desAnrtegeschäftes für immerhindert? Keine, über das ein Privatmann verfügt. Der kann nur warnen, rathen und rückhaltlos zu Denen reden, die ihn hören wollen. Ein Wort also noch über die Wirkung, die derÄrtikel des Generalobersten in der Heimath haben sollte. Graf Lchlieffen sagt, das dcutscheNkrvensystem sei „durch denWirth- schafikamps und die Geschöftekrisen erschüttert" undDrohungen deshalb leicht zugänglich. Wer tnrg ihm diese Mär zu? Denkt so etwa auch der Kaiser? Dannirren Beide; unszumHeil. Erstens istderWirthschaftkampfinDeutsch- land heute nicht so hart, der Geschäftsgang noch nichtsoschlevpend, dahoavon daöNervensnstem erschüttert werden konnte. Zweitens mar auch in Zeiten der .'Irmuth und Krisis das deutsche Volk durch Drohung nicht einzuschüchtern;

wird, wie wir hoffen dürfen, damit niemals zu kirren sein. Keiner der Bluffs, die sich in den letzten Jahren häuften, hat derNation Angstgemacht. Dieweiß, was sie will: ruhig leben, gewissenhaft arbeiten, gegen Bevormundung und zähe Schädigung geschützt sein und selbst, nach ihrem Bedürfniß, ihr Schicksal gestalten. Deshalb widerspricht sie auch mit starkerStimme der Behauptung, sie sei durch dieKaiserkrists geschwächt worden. Da hat sichs.HerrGraf vonSchlieffen, nicht um „einen kurzen Zeitungartikel und um hinterlistig zusammengestellte verjährteAnklagen"gehandelt,sondernumdieaUeremsteften, ullerbeträchtlichsten Dinge (deren Wiederaufzählung heute, Gott sei Dank, noch nicht nöthig ist). Wers nicht gefühlt hat, wirds nicht erjagen. Weh dem Reich und deiDnnastie, wenn auch an dieser Stelle die Auffassung des Kaisers sich mit der desGeneraladjutanten „durchaus deckt".Herr Ernst vonWili>enbruch,einHohenzollcrnsproß,defsenBlutlaufdenRhythmusderPreußenhymne hat, löst in seinemGedicht „DeutschesNeujahr 1909" anderem Empfinden die Zunge. „Eine Stunde, unsres Lebens schlimme Stunde geht mit Dir zu Grabe, altes Jahr. Aber wann verheilt in uns die böse Wunde, die Du uns geschlagen? Nimmerdar! Nein: sie soll auch nicht verheilen und vernarben! Wie uns Schmutz besudelt,wie in Schmach bettelnd wir umFeindes Freundschaft warben: ewig geh'uns die Erinnerung nach!" Von eigener Tüchtigkeit habe man nurgetrSumt; das ererbte Gut vergeudet und deSGewissens Mahnerstimme mitPrachtund Prunk undEitelkeitgedörnpft.ZwanzigJahre habederTraumgemöhrt Jetzt seldasBoIkkrwacht;entschIossen,sichseIbstGesetz undLebenslauf vorzuschreibenund in heiligem Zorn dieZmischenträgerfortzujagen, „die zum Thron hinaufzusagen sich erfrechten: Dieses Sklavenvolk, es schweigtund trügt". Durch solchen Entschluß scheintdem Barden das Reich gestärkt. Und das Volksberoußtseinstimmt ihm zu: nicht dem Generaladjutanten. DermageinMeisterderKriegsmiffenschaft sein: ein Politiker ist er nicht; noch zum U^i>Il?rs!^I I»umat: auserwählt.Sonst hätte er gefühlt, dah über den großen Gegenstand heute ganz Anderes zu sagen wäre. Deutschland wünscht sich Ruhe; will aber nicht jeden Preis dafür zahlen. Daß seineWaffe unübertroffen bleibe, muß es fordern; darauf geben die Milliardenopfer ihm ein unverjährbares Recht. Einschnüren und demüthigen läßt es sich nicht. Hat noch nicht verlernt, unwürdige Zumuthung mit dem Schwert abzuwehren. Deutschlands Volk will endlich in der mühsam erkämpften und erarbeiteten Selbständigkeit leben, nichtnach dem Wink einesThronenoen, dessen fehlbare Menschlichkeit so oft erwiesen ward. Will an dem Staatsgeschäft mitwirken und Schädigung, von wo sie auch drohe, vei hüten. Nutzlose Händel meiden; jeden nothmendigenKrieg aber,auch gegen diestärkftcschaar,sofiihren,daß es vor den Ahnen undvordenEnkelnselbst einerNiederlage sich nichtzuschämenbraucht.

Die Zukunft,
Die §ehre von den Geistigen und vom Volke.*)
Ein Gespräch zwischen einem Gebildeten und einem Lernenden.
er Gebildete: Thu mit mir, was Du willst: ich kann solch dickes Buch
nicht lesen! IIL8 Seiten! Und dazu nur ein erster Band. W,r zu
mir nicht kurz sprechen kann, hat mit m r sein Spiel verloren. Kein Mensch
in der Welt hat so viel zu sagen, daß . . .
Der Lernende: Gestatte! Auch mit den paar Worten hast Du Dich
schon wiederholt. Vsristio cieleewt: Das gilt für alle Musikanten, Sprecher
und Lehrer. Der Baustil der griechischen und der christlichen Zeit, die Brandung
des Meeres und der Voglsang, die Perioden der Bibel und des Demosthene^
von Bach und Beethoven gar nicht zu reden, was wären sie ohne Wieder»
holung und Variation? Hier aber gehts nicht um Kunst und Ergoßen, son-
dern um Belehrung. Der Titel sagts: Die Lehre.
Der Gebildete: Von den Geistigen und vom Volk. Ich weiß. Er
prägt sich ein. Er scheint den Inhalt des Werkes in größter Kürze zu sagen.
Es geht also. Aber so kurz verstehe ichs nun doch nicht. Ahne rrohl, m»s>
gemeint ist, und könnte das merthvolle Betonen des aristokratischen Stand,
Punktes im Gegensaß zur demokratischen Welle, die unsere Zeit überfluthet,
wohl ganz verstehen, wenn ich begriffe, wie man darüber so lange reöen kann.
Das Buch veischüttet mir den Sinn des Themas. Ich kann nicht zu ihm
dringen. Ich habe Angst vor dem Wälzer, Sag' mir kurz, was dieser Brunner
will. Wir Modernen lieben die Kondensation; das Dunkle selbst ziehen wir
dem Breiten vor.
Der Lernende: Und meint, alles Dunkle sei tief und hinter jedem
verschlossenen Thoren müsse ein Geheimniß stecken. So habt Ihr aus der
Philosophie Etwas gemacht, das im besten Fall ^niik ist, im schlechtesten die
Sorte Zeitung» und Abreißkalenderaphoritmen von sich giebt, die uns schließ»
lich nur noch mit Angst selbst zu der Wohnunqzeitung greisen läßt. Ihr
Modernen! In dem Buch kannst Tu allerlei Lieder von Euch hören. Ich
kann Dir aber von dem Inhalt noch gar nichts sagen. Ich kann nicht mit
Dir darüber sprechen. In mir selbst ist, seit ich eS lise ...
Der Gebildete: Du hast es doch schon gelesen?
Der Lernende: Nein, Das ist kein Buch, das man gelesen hat. Ich
lese es. Ich lese es immer wieder und lese es auch, wenn ich nicht die Augen
darauf habe. Und seit ich es lese, ist ein ewiges Arbeiten in mir, ein Hin» und
*) Konstantin Branner: Die Lehre von den G:istiaen und vom Bolle. Erster
Band in zwei Halbbänden. Berlin Z!'08, Karl Schradels Verlag (Axel Junckers
Bachhandlung).

Widersprechen, ein heftige? Aufbaumen und eine Hingerifsenheit, Es reiht mich hin und es zerreißt mich. Und manchmal ist mir, als sehe ich vor Augen und spüie e?, wie auch der Verfasser sich vor mir zerreißt, um mir sein Herz und in ihm die Wabrheit zu zeigen.
Der Gebildete: Du machst mich begierig. Sag' mir mehr.
Der Lernende: Ich glaube, wenn Dir oder sonst so einem Kurz» athmigcn unserer Zeit ein hoher und holder Abgesandter eine Leiter zum Himmel b.ächte, Ihr würdet mit ihm rechten, es seien doch gar zu viele Sprossen und es müsse auch bequemere Wege geben oder gar eine Automobilstraße. Glaubst Du, Herakles konnte gen Himmel fahrcn, ohne vorher die Ställe des Augias ausgemistet zu haben? In diesem dicken Band zuckt nur ab und zu ein Fleckchen lichter Himmel auf; am Dicksten ist von Eurem Mist die Rede.
Der Gebildete: Von Eurem? Von unserem? Seit wann bist Du dcnn so gar anders als ich? Als wir Alle?
Der Lernende: Entschuldige. Du triffst mich und weißt nicht, wie sehr. Das ist eine meiner Wonnen und Schmerzen, die aus diesem Buch kommen. Ein milder Geist des Hochmuths weht mich aus ihm an. Was Tu da von Aristokratie sagtest, ist ein niedriges, viel zu alltäglich politisches Wort dafür. Das Wort „Von den Geistigen und vom Volk" scheidet die Genialen von aller übrigen Menschheit. Nicht die Klassiker und Helden. Ihrer vicle werden ins Volk gestoßen, ins gebildete Volk. Und nicht nur die Pro-duktiven. Wenige, Fremde, Ausgewählte, oft Unbekannte, gehen wie die Pv hagoräer mit dem Philosophenmantel oder wie Wielands Kosmopoliten curch all dieses Volk und erkennen einander an geheimen Zeichen. Nicht an verabredeten oder äußerlichen; an der Hcrzmarke; an der Schönheit; am Blick des Geistes. Uüd Jeder, ders ist, fühlt, wenn er Brunners Worte lieft: Ich binö! Wie Viele aber fühlen es vielleicht auch, die es nicht sind, da sie sich in Alles ein Bischen einfühlen! Und ods wahr ist? Ob nicht der schlimmste Geist, der Geist des Pharisäerthum?, durch solche Lehre gezüchtet wird? „Herr, ich danke Dir, daß ich nicht ihresgleichen bin!" Mir ist himmelangst vor meiner Freude und vor diesem heimlichen Einverständnis; und Wissen. Wie lange habe 'chs als mein bestes Wissen gepriesen, dieses somatische: daß mir allesammt nichts missen. Soll ichs aufgeben?
Ter Gebildete: Da kann ich Dir so lange nicht rathen, wie Tu mir nicht sagst, was Du nun eigentlich zu missen glaubst. Worin besteht denn also die Lehre? Was wißt Ihr denn nun, Ihr, in Folge dieses Aufwandes von Druckerschwärze?
Der Lernende: Spotte nicht; sei nicht bitter. Ich glaube, daß auch Du mit uns gehen sollst und von Anbeginn zu uns gehörst. Be: Dem, was ich aber jetzt sagen muß, da mußt Du guten Willens sein. Denn es ist von L .

Vie Zukunft.
Allem, was in mir unentschieden ist, das Dümmste und ich komme mir vor wie ein Schulknabe. Wonach Tu fragst, Das weiß ich nicht. Das kommt noch nicht vor. Ich Habs noch nicht gehabt.
Der Gebildete: Was?
Der Lernende: Ja, es ist ganz wahr. WaS mir wissen, was von Anbeginn an alle geistigen Menschen missen, Das kommt erst im zweiten Bans.
Der Gebildete: Nun, da scheint Dem Brunner ja ein etwas sonderbar disponirter und disponirender Herrr. Immerhin: Du kannst mir trotzdem dienen. Du sagst ja, es liege in Dir und Tu seist selbst so ein Besonderer. Ders in sich hat; innerlich wie die Gaisen. Also, leg' los; giebs von Dir. Was unterscheidet Götter von Menschen?
Der Lernende: Wenn Du erst das Wichtigste des ersten Bandes, die Bemcgunglehre, kenntest, dann dürftest Tu mit diesem Dichterspruch nur fortfahren; und wenn Du dann diese Goetheworte, am Schönsten mit Schuberts Musik dazu, vernähmest, wüßtest Du so gut und so schlecht wie ich, fast un» ausgesprochen, aber unsäglich gefühlt, «as der Geist, der eigene Geist, uns sagt, was unsere Wahrheit und unser Wissen ist. Unser Wissen ist unser Wesen, sDieses haben und sind mir; aber ich kann nicht viel davon sage» und ich gestehe, ich bin in erschütterter Spannung, was dieser große Prediger, dieser Mann des Wortes davon zu sagen weiß.
Der Gebildete: Nun, einstweilen sei Hölderlins heilige Nüchternheit die Regel unseres Ordens, schlage ich vor, wenn ich denn wirklich die Weihen empfangen soll. Versuchen wirs also immerhin mit Deinem Goetherezept. Ein Bischen Zwiebel kann man in Alles nehmen, meinte die Bauersfrau, als sie den Thee scivirte; und ein Wcnig Goethe kann nie von Schaden sein, — besonders, wo der zweite Band fehlt. Also, wie heißt das dunkle, orphlsche Wort, das Deiner hellen Klarheit aus der Verlegenheit helfen soll? ... Was unterscheidet Götter von Menschen? Her mit dem Schubert, da finde ichS schneller... Daß viele Wellen vor Jenen wandeln, ein ewiger Strom. Uns hebt die Welle, verschlingt die Welle. Und mir versinken ... So weit ich Das jetzt verstehe, scheint es nur zu sagen, daß mir keine Götter sind, sondern armsäligeS Erdengemürm.
Der Lernende: Und was kümmerte sich der Dichter um Götter, wenn leine mären? Und was spricht er von ihnen, wenn er sie nicht selbst n acht, sich aus der Brust holt und als ewige Sterne an den Himmel setzt? Ich bin kein Philolog und weiß nicht, wann Goethe den Hymnus schrieb. Aber ot,ne Spinoza hat er die Verse nicht geschrieben. . .
Der Gebildete: Richtig, Spinoza! Das scheint ja der Führer keines Mannes, wie Vergil den Dante durch Höllen und Himmel führte, unö er hat sein Bild vor seine Worte gesetzt.

Der Lernende: Ja, Spinoza ist sein Fürst und Fährer, wie er der Fürst und Führer Goethes war. Was Goethe den ewigen Strom nennt, als der die Götter wandeln. Das ist das Sein und die Erkenntniß sud spsoic äetsrvitatis, das Ewige, von dem Spinoza weiß. Klar und deutlich sagen «S uns die Dichtermorte (wie alle größte Lyrik hohes Gefühl sagt und doch klar und deutlich ist), daß mir zweierlei Menschen und zweierlei Wissen haben. Wir find Welle unter Wellen, Ding unter Dingen, sagt Brunner. Zmmer, unausgesetzt, ohne irgendein Ende oder einen Anfang oder eine Pause kommende, vernichtete, versunkene, verwandelte, in der Zeit von Ort zu Oit schwimmende nichtige Dinge; und find so in uns selbst ein unendliches, fort, «Zhrendcs Schwimmen, Verschwimmen, Anschwemmen, Verfließen, ein Schwamm, durch den Wasser geht und der aus vielen Löchern besteht. Das ist das Eine, Das find wir Werdenden. Du weißt: das Werden, das der Grieche das Nichtsem nennt. Dann aber das Andere, das Sein: das Sichere, das nicht unsere lumpige Existenz, sondern unsere Essenz ist, unser Archeus, unser ewiges Erbtheil, unser Weltsein. Davon spricht Goethe als Dichter, wenn er von dm Göttern spricht. Brunner als Denker wird anders davon sprechen; er wird auch anders davon sprechen, als es die Veden, als es Buddha, als es Christus, als es Meister Eckhart, als es Platon und Spinoza geihan haben; «r wird das Selbe sagen, aber anders sprechen. Es giebt keine Entwicklung des Gedankens und es giebt in Allem keine Entwickeln«»., weil es nie einm Anfang gegeben hat. Aber immer wieder müssen die Männer des Geistes das Selbe sagen und es anders sprechen; denn der Aberglaube, das Surrogat, das das Volk für den Geist hat, der entwickelt sich und hat kein Bleiben, weil er unstet und ruhelos ist wie Alles, was auf nichts steht, und dieses Gestrüpp muß immer von Neuem gemäht werden. So, glaube ich, spricht Brunner das Uralte auS unserer Zeit heraus, wie der Prophet in der Wüste spricht. Die Männer des Geistes waren immer in der Zeit und im Volk und innrer in der Wüste. Du müßtest, wenn Du Dich entschließen könntest, die große Grund» legung dieses ersten Bandes zu lesm: der Mann hat zu sagen und hat zu sprechen; und müßtest, wie bis zum Leiden gespanrt ich bin, sein Weiteres zu hören.

Der Gebildete: Einstmeilen fällt mir Zmeierlei auf. Erstens sprichst Du davon, jeder Mensch sei zmeierlei Mensch; so was wie eine Mischung aus Ding und Gott. Und dann hast Du wieder gesagt: es gebe zmeierlei Menschen von ganz verschiedener Organisation: hüben die Gewöhnlichen, das Volk, und drüben die Geistigen, die Erkorenen, Das scheint mir nun ein Widerspruch. Offenbar haben doch auch die Genialen das niederträchtige, gewöhnliche Ding-sein in sich; und zum Ausgleich haben da wohl auch die Gemeinen so eine Art Göttlichkeit? Alles scheint eben wieder in einander zu gehen, was Dein Mann scheiden will ... Bitte, roch nicht.. . Laß mich nur erst mein Zweite

sogen, daß ichs nicht vergesse. Zweitens also willst Du unterscheiden die unaufhörliche, unausgesetzte Bewegung der Tinge, in der mir Menschlein, auch Deine Götter, mitten drin sind, von dem ewigen Sein, das wiederum Alles sein soll. Diese Ewigkeit und jene Unendlichkeit scheint mir nun wiederum ganz das Selbe, wie denn auch Spinoza mit Recht gesagt hat: Oeus Live natura. Er hat nicht gesagt: ^,ut äsus aut natura. Er hat die Einheit nicht zerspalten, wie es solche Doktrinäre wie die Eleaten thaten. Ein Eleat scheint mir Dein Mann zu sein, der das starre Entweder—Oder zwischen das Gleiche drängen will. Einstweilen will ichs mit Spinoza halten, wie ich ihn verstehe, und mit Heraklit. Alles fließt; und auch die Begriffe sind fließend und schwankend, und ob Du Ewig oder Unendlich sagst: ich höre da keinen Unterschied und will keinen hören. Von den Stilerfordernissen des Dichters hier abgesehen; der unterscheidet die Nuancen der Wörter.

Der Lernende: Und Götter von Menschen! Noch einmal sei es gesagt; nun aber wollen mir das Wörtlein Gott ruhen lassen, das uns ein Dichter nah gebracht hat. Mein Mann braucht es in anderem Sinn, in dem gewöhnlichen des Anker, und mit welchem grimmigen Hohn er von derlei Vorstellungen spricht, wirst Du lesen. Denn ich weiß jetzt: Du wirst das Buch lesen; und dinn weißt Du, was für ein Knäuel von Mißverständnissen die vermeintlichen Widersprüche sind, die Du aus meiner unvollkommenen Rede genommen hast. Du hast Recht, aber ganz anders, als Dus meinst: was Brunner als Gegensätze einander entgegenstellt, das ist das Gleiche, das Selbe. Aber wie das selbe? Ist es das Selbe, ob ich sage: Die Sonne dreht sich um die Erde, oder: Tie Erde dreht sich um die Sonne?

Der Gebildete: Nein.

Der Lernende: Also siehst Du: hier sind die Aussagen entgegengesetzt; aber die Sache, die Wirklichkeit ist die selbe. Was der Augenschein als die Bewegung der Sonne sieht, erklärt die Wissenschaft als die Bewegung der Erde, Den verschiedenerlei Stufen der Erfassung liegt nur Eins, daS Eine zu Grunde. Und so, aber nur so ist es wahr, wenn Du sagst, die Unendlichkeit der Bewegung und die Ewigkeit des Geistes sei das Gleiche, In Deiner Sprache sind sie Gegensätze,

Der Gebildete: Wenn ich nur müßte, wieso Unendlich und Ewig verschieden sein sollen!

Der Lernende: Wenn Ihr nur bedenken wolltet, was unendlich, das ^ und 0 all Eurer Natur und Wissenschaft, denn eigentlich heißt! Heißt es denn Anderes als die Aufgabe, das Unvorstellbare als vorstellbar zu singiren. Euch zu denken, daß Etwas, also doch wohl ein Begonnenes, nie begonnen habe, daß Etwas, also doch wohl ein Fertiges, nie fertig sei, daß Etwas, also doch wohl ein Vergängliches, nie zu Ende gehe? Wenn Ihr „Urendlich" sagt.

Die Lehn von den Geistigen und vom Voll.
veint Ihr schon alle, alle, alle Eure Dinge, Eure ganze Welt, die kein Ganzes ist, sondern . . . Aber ich unterbreche mich und will nicht weiter in diesem Ungeheuerlichen und Unmöglichen. Denn gestehe ia,s nur: während ich so zu Dir spreche, roirds in mir lichter und mir ist, als rissen die Nebel und ich könnte fast schon Das sprechen, was ein Anderer anders sprechen wird als ich. Ich will schweigen und abwarten. DaS scheint mein Beruf: bei großen Dingen so dringend dabei zu sein, daß ich mein eigenes nicht von mir bringe.
Der Gebildete: Wenn es so ist: wohl Dir, daß Du dabei bist und Demes Gleichen die Wege bereiten Helsen darfst. Mir gehts vorerst nicht so gut; ich verstehe noch gar nichts. Diese Unendlichkeit, von der Du sprichst, ist sie nicht eben die ewige Bewegung der Dinge in Raum und Zeit?
Der Lernende: Nicht in Raum und Zeit. Denn Brunner, der so manches Große fast wie nebenbei verrichtet, Hit uns nun für immer von dieser gedankenlosen Sprechweise befreit. Raum und Zeit sind Worte für Etwas an den Dingen (denn es giebt nur bewegte Dinge), aber nichts für sich, keine subjektiven Formen und keine objektiven Säcke. Wenn Du wüßtest, wie uns Brunner von diesen Nichtsen, die unvorstellbare Worte sind, wie leerer Raum und leere Zeit, frei macht! Der Kampf gegen das Wort ohne Vorstellungin > halt: Das ist sein Krieg gegen den Aberglauben. Nicht in Raum und Zeit bemegen sich die Dinge, sondern die Dinge bewegen sich in den Dingen, in ein- «noer. Aber Das nur nebenbei. Du sagst: ewige Bewegung. Aber wir brauchen das Wort ewig für Anderes, für die höhere Stufe, für das Entgegengesctzie und insofern das Selbe. Verstehst Du nun?
Der Gebildete: Nicht im Geringsten.
Der Lernende: Es ist eine unendliche Bewegung. Aber es ist eine ewige Ruhe. Es ist unendlich Verschiedenes. Aber es ist ewig Ems, Was auf der einen Stufe unendliche Bewegung des Dinglichen ist, ist auf der anderen das Entgegengesetzte: die Unbeweglichkeit, die Ewigkeit, das ganz und gar Un- dingliche und Unbedingte. Nun merkst Du doch wohl: solche ooiri«iäer>Uu. «ppasiwrum ist ganz etwas Anderes als Das, was Du sagtest: der Mann setze einander entgegen, was doch das Selbe sei. Ganz etwas Anderes übrigms auch als die Taschenspielerkunststücke, in denen ein witziger Strudelkopf mit ähnlichen Ausdrücke«, wie ich sie hier anwandte, zwischen Aberglauben, Wahr» heit und logisirendem Schwindel Fangball spielt. Brunner also, dessen Ter- minologie übrigens eine andere ist, bewegt sich nicht in Wioersprüchen; sür ihn ist die relative Wirklichkeit des Materialismus und die Wahrheit des Idealismus das Entgegengesetzte und darum das Selbe. Verstehst Du nun?
Der Gebildete: Ich gestehe, mir geht eine Ahnung auf; und ich er- innere mich jetzt bei Deinen Worten jenes zweiten Heraklit, des Nikolaus Tusanus, und jeneö . . .

Die Zukunft.
Der Lernende: Jenes dritten Heraklit namens Hegel. Ich kenne Dem Steckenpferd. Und da bist Du allerdings auf dem Weg.
Der Gebildete: Mir ist aber doch noch nicht llar, was er mit dew Stufen will.
Der Lernende: ES giebt eine Stufe, die allen Menschen gemein ist. Das ist die Stufe des praktischen Verstandes, Da erkennen wir bewegte Dinge^ weil mir da bewegte Dinge sind und weil all unser Erkennen gar kein ab» solutes oder theoretisches Zusehen und Einsehen ist, sondern Lebensfürsorge und nichts weiter. All unsere Wissenschaft ist Technik, dient der Erhaltung unserer Dingexistenz und führt uns nicht im Geringsten zu irgendeinem vom Ding Losgelösten, Unbedingten oder Absoluten.
Der Gebildete: Das ist nun doch wieder somatisch gmug und alle Skeptiker haben davon gesagt.
Der Lernende: Hier aber wird es nicht skeptisch und nicht resignirt- gesagt, sondern als Etwas, das sich von selbst versteht, worüber nicht zu wundem und zu klagen ist. Es wird gesagt, nicht um zu erklären, unser Verstand könne gewisse Fragen nicht beantworten, sondern, um zu erklären, gewisse Fragen des Volkes und seiner Gelehrten seien Unsinn und Verabsolutirungen des Rela» tiven. Wie, zum Beispiel, die Frage nach der Weltentstehung oder der erfterr Ursache oder dem Ding an sich oder dem absoluten Atom. All diese Grenz- fragen werden mit großem Besenmurf aus Wissenschaft und Philosophie hinaus- gefegt. Denn unser ganzer praktischer Verstand dient nur dem Leben und dierck ihm gut und ist gegenüber dem Geist nur die unterste Stufe; und all dieser Materialismus und all dieser Skeptizismus, wenn Du es so nennen willst, wird wieder ganz und gar aufgehoben.
Der Gebildete: Aufgehoben? Wie machen wir Das? Wenn wir nichts find als ein unendlich minziges Dingelchen unter unendlich vielen min- zigen Dingen, wie sollen mir dann je aus die Höhe gelangen, wo mir Win- zigen über Allem sind und Alles überblicken!
Der Lernende: Das ist ja gerade der Unsinn, daß mir immer einen Kisker und Verfertiger oder uns als Beschauer an einen leeren Ort in ein unmögliches Jenseits praktiziren wollten! So giebt es freilich keinen absoluten Sinn der Welt und kein absolutes Verstehen. Aber es ist ja gar nicht mahr^ daß mir ein Ding find. Das gilt ja nur relativ für unsere Praxis, Es ist ja doch die sicherste, die nüchternste Wahrheit, daß wir Alles in Allem sind und daß dies Alles ein Ganzes ist.
Der Gebildete: Du hast diesen Sprung aus der Skepsis in die Mystik immer gern gemacht. Ich verstehe jetzt, wie nah Dir diese Lehre szehen muß.
Der Lernende: Ja; «nd hier ist Einer, der nicht nur in dunklen,

Die Lehre von den Geistigen und vom Voll.
Stunden der Verzücktheit und nicht nur in der Sprache der Ahnung davon spricht, der vor Allem so wenig wie ich eine Anlehnung an die Gebilde des Aberglaubens braucht. Und der nicht gleich sich aufs Innenleben zurückzieht, der Sinn und Liebe für die Süßere Welt hat. dem Wissen, Wollen und Fühlen die große Einheit unseres lebendigen Denkens find, der nicht das Fragment und den Einfall liebt, sondern endlich wieder Einer, der die Arme weit über 5ie Welt streckt und ein System schafft. Wie sind sie mit Fug verachtet, die Systematiker, die aus fünf Büchern ein sechstes machen und eS ein Komven» dium nmnen. Hier aber haben wir einen kompendlosen Kopf. Ihm nun ist dieser große Zusammenhang des Weltganzen, dieses Ein und Alles nicht nur das Gefühlte, nicht nur das Geliebte, sondern das Gewisse. Und so viel ist davon schon in dieser Grundlegung zu lesen, daß ich weiß: seine Form ist nicht Mystik, sondem Ratio.
Der Gebildete: Weißt Du, wie viel Du damit sagst?
Der Lernende: Ich weiß eS. Wenn Du aber gesehen hättest, wie er in dem Urma>d des Durcheinanders, das bei uns Wissenschaft hei^t, auf» räumt und Licht macht, wie er den großm Zusammenhang alles Wissens der Praxis, die Bewegunglehre aufbaut, wie er uns an die Grenze führt, dahin, «o all unsere Erfahrung wurzelt und herkommt . . .
Der Gebildete: Wer kann davon sprechen, ohne zu stammeln oder zu straucheln?
Der Lernende: Dieser große Sprecher kann es und zeigt uns, wie all unsere Erfahrung nicht in die Abstraktion mündet, sondern aus der Abs» traktion ausfließt; wie darum all unser Wissen nothmendig und allgemein» giltig ist; er zeigt, wie es das philosophische Denken ist, in dem alle Natur» Wissenschaft enthalten ist, und wie die Abstraktion darum Wahrheit ist, weil sie Erinnerung ist, der Ausdruck eines Wissens nämlich, das nicht unserer be» schränkten Dingexistenz angehört, sondern der Allerfahrung unseres Weltenseins. Wir sind in Wahrheit überall dabei gemesm, ohne irgendeinen Anfang; wir sind in Wahrheit in jedem Augenblick überall von Allem in der Welt irgmd berührt, ohne irgendeine Grenze. Die genialen Naturen oder die Geistigen: Das find Die mit dem guten Weltgedöchtniß; den Produktiven wird es durch das Weltstück, in dem sie ihr Jndividualleben führen, von selbst erweckt; in den Rezeptiven schlummert es tiefer und wird nur mach an den Werken der großen Schöpfer, die sie verstehen wie etwa Urvergessenes, das ihnen wieder herauskommt, oder an der großen Liebe, wo ihnen Einer wird wie Alles und All, wie sie selbst.
Der Gebildete: Wenn Das wahr märe, wenn es nur wahr sein könnte, wenn ich sie glauben müßte, diese ungeheure Umkehrung aller Be» hauvtungen der Wissenschaft unserer Zeit . . .

Der Lernende: Nun?
Der Gebildete: Wenn Das wahr wäre, märe ich zum ersten Mal in meinem Leben ganz glücklich.
Der Lernende: Und nun, mein lieber Rezeptiver, der Du in diesem Augenblick auf Deine Weise und an Deinem Punkt vom Geiste erfaßt mur» dest, habe ich genug gesagt; und nun wirst Du lesen «ollen. Magst Du im» merhin, wenn Du gelesen hast, was bisher vorliegt, sagen: Ich muß warten, was weiter kommt. Eins wirst Du wissen, eben Das, was Du jetzt voraus-gefühlt hast: hier redet ein Mann, der anders bewegt ist, als mir Alle es in all diesen Zeiten waren. Wir waren von Vielem, was geschehen ist und noch zwischen uns geschieht, gedrückt und beladen und haben uns oft ver-führen lassen, der Welt all die Bosheit und Nichtigkeit zuzuschieben, die zwischen uns Menschen war, und haben unseren Menschenschmerz zum Weltschmerz ge-macht, um ihn leichter zu tragen. Mit unseren moralischen Urtheilen, mit denen mir einander unnütz meh thaten, wollten mir auch das Universum bemakeln. Hier aber redet ein Mann, der großes Glück in sich fühlt, in sich weiß und großes Glück geben möchte. Wenn Du auch widerstrebst, wenn Du auch meinst: An Dem, was er sagt, liegt nicht viel; prachtvoll ist, wie er es sagt . . . Vielleicht wirst Du Das zunächst so meinen. Denn dazu kommst Du bestimmt: daß Du entzückt wirst von dem Feuer, der ganz großen Vre» digt, dem milden Prophetenton des Mannes. Aber es bleibt nicht dabei. Mählich, wenn Du hineinkommst, stößt Du überall auf lauter entscheidende Dienste, die er dem Denken und Wissen leistet, und da Du siehst, hier spricht ein Klarer, ein Besonnener, ein Mann lichten Denkens, dem das Feuer keine verschwelende dumpfe Gluthumdunkelung ist, kommst Du von Deinem nur ästhetischen Genießen ab und weiter und sagst: Der Mann vermißt sich nicht, Neues zu sagen; er denkt sehr gering von Solchen, die auf NiegemeseneS Jagd machen. Aber er bringt die alte Wahrheit, von der er selbst sagt, daß sie Platons und Jesus' und Spinozas Wahrheit gewesen sei, die Wahrheit, von der in unserer Zeiten nur Wenige stammelten oder sangen, und bringt sie in tief herauf geholter und hoch hinaufgebrachter Rede. Mag er dabei Den oder Jenen verkennen, der auf anderen Pfaden, obwohl es ganz anders aus-sieht und klingt, die ähnlichen Wege der Kritik geht und von der Wahrheit vielleicht lieber schweigt als in Worten redet: was liegt daran! Was liegt an Wunden, wo es um Größe geht. Hören mir zu; seien mir Willige; seien wir gespannt auf Das, was weiter kommt.
Der Gebildete: Also gieb das Buch her und laß mich allein.
Hermsdorf. Gustav Landauer.

Der Sohn einer Magd.

Der Sohn einer Magd.*)

er Knabe steht auf dem Borderdeck eines Dampfers, der mitten auf dem ftockholmer Jnselmeer dahinföhrt. Während der Fahrt ist so viel zu sehen gewesen, daß er keine Langeweile empfunden hat. Jetzt aber ist Nachmittag, der immer etwas Trauriges hat wie das erste Alter; die Schatten der Sonne fallen so neu und verändern Alles, ohne, wie die Nacht, Alles zu verbergen. Er beginnt, kt»as zu vermissen, Er hat ein Gefühl von Leere; er fühlt sich verlassen; glaubt. Etwas abgebrochen zu haben. Er will nach Haus; und die Verzweiflung, daß erS nicht sofort kann, erfaßt ihn so, daß n sich entsetzt und weint. Als die Brüder ihn fragen, warum er weine, antwortet er, er wolle nach Haus zu Mama. Sie lachen ihn aus. Jktzt ober taucht das Bild der Mutler auf. Ernst, mild, lächelnd erscheint sie ihm. Er hört ihre letzten Worte beim Danipser: Sei gehorsam und Mich gegen alle Menschen, achte aus Deinen Anzug und vergiß nicht Dein Abend« gebet. Er denkt daran, wie ungehorsam er gegen sie gewesen ist, und fragt sich, ob sie krank ist. Ihr Bild steigt auf, gereinigt, verklärt, und zieht ihn an mit den niemals reißenden Fäden der Sehnsucht. Diese Sehnsucht nach der Mutter be» gleitete ihn durchs ganze Leben. War er zu früh in die Welt gekommen? War er nicht ausgetragen worden? Was hielt ihn so mit der Mutter verbunden? Darauf erhielt er nie eine Antwort, weder in den Büchern noch im Leben; aber die Thatsache blieb bestehen: er wurde nie er selbst, nie ein abgeschlossenes Individuum. Er blieb eine Mistel, die nicht wachsen konnte, ohne von einem Baum getragen zu werden; er wurde eine Kletterpflanze, die eine Stütze suchen mußte. Kr war von Natur schwächlich und furchtsam; er übte sich in allen männlichen Sportarten, war ein guter Turner, ritt auf fliegendem Pferd, führte alle Arten Baffen, schwamm und segelte: aber nur, um nicht schlechter als die Anderen zu sein. Sah Niemand zu, wenn er badete, so kroch er ins Wasser; sah Einer zu, so wars er sich kopfüber vom Dach des Badehauses hinein. Erfühlte seine Bangig» tat und wollte sie verbergen. Er fiel niemals Kameraden an; wurde er aber an» gegriffen, so schlug er zurück, auch wenn der Gegner stärker war. Er kam erschrocken auf die Welt und lebte in einem beständigen Schreck vor Leben und Menschen.

Der Dampfer läßt die Inseln zurück, das Meer öffnet sich: eine blaue Fläche ohne Strand. Das neue Schauspiel, der frische Wind, die Munterkeit der Brüder heitert ihn auf. Er denkt daran, daß er bald achtzehn schwedische Meilen auf der Eee gefahren ist, als der Dampfer in die Bucht von NukSving einfährt.

Als der Landungsteg gelegt ist, kommt ein Mann mittleren Alters mit Hellem Backenbart auf den Dampfer, spricht mit dem Kapitän und nimmt die Knaben in Empfang. Er sieht freundlich aus und ist heiter. Er ist der Küster von Bidalo.

'> Am zweiundzwanzigsten Januar wird August Strindberg sechzig Jahre alt. Ter vstes, den wir nie alt denken konnten. In hellen und dunklen Stunden sahen wir ihn; grausam und groß. Immer in ihm den leidenden Menschen und kämpfenden Dich» Kr, Wer starke Dichtung und feinnervige Menschlichkeit liebt, grüßt Diesen in zärtlicher Bewunderung; wieEinen,der vielschmerzlichMenschliches erlitten hat. Wünscht ihm firne Gesundheit, die unS edle Alteriweike gebären kann. Heute wollen wir uns der kräftigen Skizze freuen, die vielleicht Allerlei von de», Knabenerleben Johan Augusts verrüth.

Tie Zulunst.
Am Strand steht eine Droschke mit einer schwarzen Mähre. Bald sind sie in der Stadt und halten auf dem Hof de« Saufmannes, wo auch die Bauern ein» kehren. ES riecht nach Hering und Dünnbier auf dem Hof, und das Warten wird unerträglich. Er fängt noch einmal zu weinen an. Endlich kommt Herr Lind» und bringt auf einem Bauernwagen das Gepäck. Nach vielen Händedrücken und kleinen Gläsern gehts aus der Stadt heraus. Es ist Abend, als man den Zoll pasfirt. Brachfelder und Feldzäune öffnen eine weite, öde Fernsicht, Ueber rothen Dörfern ist in der Ferne ein Waldrand zu sehen. Durch den Wald muß man; und hat drei Meilen zu fahren. Die Sonne geht unter und man fährt durch dm dunkeln Wald. Herr Linden plaudert und sucht den Muth der Knaben aufrecht zu erhalten. Er spricht von Spielkameraden, Badestelleu, Erdbeerpflücken. Johan schläft ein. Erwacht bei einem Wirthshaus, in dem berauschte Bauern lärmen. Die Pferde werden ausgespannt und getränkt.
Die Fahrt geht weiter durch dunkle Wälder, Bei den Anhöhen muh man absteigen und gehen. Die Pferde rauchen und schnauben, die Bauern auf dem Gepäck» wagen scherzen und trinken, de« Küste« plaudert mit ihnen und macht Witze. Und dann fährt man wieder und schläft ein. Erwacht wieder, steht auf und rastet. Noch mehr Wälder, in denen früher Räuber gehaust haben; schwarze Fichtenwälder unter dem Sternhimmel, Hütten und Zounthüren. Der Junge ist ganz verwirrt und nähert sich dem Unbekannten mit Beben.
Schließlich wird die Landstraße eben; Heller wirds und die Wagen halten vor einem rothen Haus. Diesem Haus gegenüber steht ein hohes schwarzes Ge-bäude. Eine Kirche. Wieder eine Kirche. Eine alle Frau, wie er glaubt, groß und mager, kommt und empfängt die Kinder, um sie in ein Zimmer zu ebene« Erde zu führen, in dem ein Tisch gedeckt ist. Sie hat eine scharfe Stimme, die nicht freundlich klingt, und Johan ist bang. Man ißt im Dunkeln, aber das Essen schmeckt nicht, denn es ist ungewöhnlich; man ist müde und das Schluchzen sitzt im Hals.
Dann wird er auf eine BodeiKmmer hinauf geführt, immer im Dunkeln; kein Licht wird angesteckt. Es ist eng; Bettstellen stehen da und auf Stühlen und am Boden sind Betten gemacht: es riecht furchtbar. Die Bettdecken bewegen sich und ein Kopf erscheint. Dann noch einer. Man kichert und flüstert, aber die Kömm» linge können keine Gesichter sehen. Der älteste Bruder bekommt ein eigenes Bett; aber Johan und der zweite Bruder sollen mit den Füßen gegen einander liegen. Das ist neu. Nun, sie kriechen hinein und ziehen an der Decke, Der große Bruder streckt sich ungenirt aus; aber Johan erhebt Einspruch gegen den Uebergriff. Sie treten einander und Johan wird geschlagen. E« weint sofort. Der älteste Brudn schläft schon.
Aus einer Ecke tief unten am Boden ertönt eine Stimme: „Liegt still, Ben» gels, und schlagt Euch nicht!»
.Was sagst Du?' antwortet der Bruder, der ein kühner Junge ist.
Die Baßstimme antwortet: »Was ich sage? Ich sage, er soll den Klein«, nicht quälen.'
»Gehts Dich an?'
„Ja, DaS geht mich an. Komm her, ich werde Dich durchhauen.'
.Durchhauen? Du?"
Im Hemd steht der Bruder aus. Der Baß kommt ihm entgegen. Es ift-

Der Sohn einer Magd,
109
ein vierschrötiger Junge mit breiten Schultern; DaS iftAlleS, was man sehen kann. Zn den Betten richten sich viele Zuschauer auf. Sie schlagen sich und der große Bruder kriegt Prügel.
.Nein, schlag ihn nicht; schlag ihn nicht!" Der kleine Bruder wirst sich da» zwischen. Er konnte niemals sehen, daß Einer von seinem Blut Schläge bekam oder sonst zu leiden hatte, ohne eö in seinen Nerven zu fühlen. Wieder seine Nn» selbftändigkeit, die unlösbaren Blutsbande, die Nabelschnur, die nicht durchschnitten werden, nur abgenagt werden konnte.
Dann wird eS still und der Schlaf kommt, de« bewußtlose, der dem Tod gleichen soll und der darum so Viele zur vorzeitigen Ruhe verlockt hat.
Ein neues Leben beginnt. Die Erziehung ohne Eltern; denn der Knabe ist draußen in der Welt unter fremden Menschen. Er ist furchtsam und vermeidet sorgsam, daß er getadelt werden könne. Greift Keinen an, aber vertheidigt sich gegen Uebergriffe. Uebrigens sind die Knaben zahlreich genug, um Gleichgewicht halten zu können; und die Gerechtigkeit wird von dem Breitschultrigen ausgeübt, der einen Buckel hat, vielleicht aber darum immer dem Schwächeren hilft, der un» gerecht angefallen wird.
Bormittags wird gelernt; vorm Essen gebadet; nachmittags draußen ge» «bettet. Man jätet im Garten, trögt Wasser von der Quelle, putzt die Pferde im Stalle. Es ist der Wunsch des Baters, daß die Kinder körperlich arbeiten sollen, obwohl sie die gewöhnliche Pension zahlen.
Aber Johans Gehorsam und Pflichtgefühl reicht nicht aus, um ihm das Leben erträglich zu machen. Die Brüder ziehen sich Tadel zu; und darunter leidet er eben so sehr. Er fühlt sich mit ihnen solidarisch und wird diesen Sommer nicht mehr als ein Drittel Mensch. Andere Strafe als Stubenarrest kommt nicht vor; azer Tadel ist genug, um ihn zu beunruhigen. Die Arbeit macht seinen Körper sink, doch die Nerven sind eben so empfindlich gegen Eindrücke. Bald trauert « um die Mutter, bald ist er äußerst aufgeräumt und leitet die Spiele, besonders die ausgelassenen. Im Kalksteinbruch Steine lösen, auf dem Boden des Stein- bruchs Feuer anzünden, auf Brettern steile Berge hinunterrutschen. Furchtsam und ««Hegen, ausgelassen und grüblerisch: kein Gleichgewicht.
Die Kirche stand auf der anderen Seite der Landstraße und warf mit ihre« pechschwarzen Dach und ihrer leichenweißen Wand einen Schatten über das so«» mnliche Gemälde. Grabkreuze ragen über die Kirchenmauern und gehören schließ» lich zu seiner täglichen Fenfterausficht. Die Kirche schlägt nicht den ganzen Tag über wie die Klarakirche in Stockholm, aber abends um sechs Uhr dürfen die Knabem mit der Leine, die vom Thurm herunterhängt, läuten. Es war ein großer Augen» blick, als er zum ersten Mal an die Reihe kam. Er fühlte sich fast als Beamten der Kirche, und als er dreimal die Schläge zählte/glaubte er, Gott, Pastor, Kirch» spiel würden zu Schaden kommen, wenn er einmal zu viel anschlage.
Sonntags durften die großen Knaben in den Thurm hinaufsteigen und die Glocken läuten. Dann stand Johan auf der dunklen Holztreppe und bewunderte sie.
Später im Sommer kam eine Bekanntmachung mit schwarzen Ränder».
«Ii sie in der Kirche vorgelesen wurde, entstand große Aufregung. König Oskar I.

war gestorben. Man erzählte viel Gutes von ihm, wenn auch Niemand ihn gerade betrauerte. Jetzt aber wurde täglich zwischen Zwölf und EinS geläutet. Die Kirchen» glocke» schienen ihn zu verfolgen.
Auf dem Kirchhof spielte man zwischen den Gräbern und die Kirche wurde ihm bald vertraut. Sonntags wurden alle Pensionäre auss Orgelchor geschickt. Wenn der Küster das Kirchenlied begann, waren die Knaben an den Stimmen aufgestellt: bei einem Nicken deS Meisters wurden alle Stimmen ans einmal aus» gezogen und die Jugend brach im Chor loS. Das machte immer eine große Wirkung auf die Gemeinde,
Indem er die heiligen Dinge aus der Nähe sah und selbst mit dem Zubehör zum Kultus zu thun hatte, wurden die hohen Dinge ihm bald vertraut und seine Ehrfurcht verringerte sich. So erhob ihn das Abendmahl nicht mehr, als er am Abend vorher in der Küche deS Kösters von dem Heiligen Brot gegessen hatte; dort wurde es gebacken und mit einer Stanze gestempelt, auf die der Kruzifixus gravirt war. Tie Knaben aßen es und nannten es Mundlack. Einmal wurde er nach dem Abendmahl zusammen mit den Kirchenvorstehern in die Sakristei geladen und bekam dort Wein zu trinken.
Trotzdem erwachte jetzt, nachdem er von der Mutter losgerissen worden und sich von unbekannten, drohenden Mächten umgeben sühlte, ein starkes Bedlirsniß, sich an einen Schutzgeift anzuschließen. Sein Abendgebet sprach er mit ziemlicher Andacht; morgens, wenn die Sonne schien und der Körper ausgeruht war, empsand er dieses Bedürfnis; nicht.
Eines Tages, als die Kirche gelüftet wurde, liefen die Kinder hinein und spielten darin. In einem Anfall von Wildheit wurde der Altar gestürmt. Aber Johan, der zu weiteren Groszthaten angestachelt wurde, stieg auf die Kanzel, kehrte das Stundenglas um und predigte aus der Bibel. Dieser Streich machte große« Glück.
Als er wieder herunterkam, lief er oben auf den Kirchenftühlen durch die ganze Kirche, ohne den Boden zu berühren. Als er an den ersten Kirchenftuhl beim Altar kam, der dem Grafen gehörte, trat er so heftig auf das Gesangbuch» pult, daß es krachend zu Boden stürzte. Eine Panik entsteht; alle Kameraden eilen a«s der Kirche. Allein stand er da, wie vernichtet.
Jetzt wäre er gern zur Mutter gestürzt, um seine Schuld zu bekennen und sie um Hilfe zu bitten. Aber sie war nicht da. Er erinnert sich an Gott. Ml »orm Altar auf die Knie und betet das ganze Vaterunser. Stark und ruhig, als habe er einen Gedanken von oben bekommen, steht er vom Boden auf, untersucht de» Kirchenstuhl, sieht, daß die Zapfen nicht abgebrochen sind; nimmt die Leist?, patzt Fugen und Zapfen ein; zieht einen Stiefel aus, um ihn als Hammer zu benutzen; und mit einigen wohlgczielten Schlägen ist das Pult in Ordnung ge> bracht. Er prüft sein Werk; eö hält.
VerlMnißmäßig ruhig verläßt er die Kirche. Wie einfach, dachte er jetzt.
Er schämte sich, daß er das Vaterunser gebetet hatte. Warum schämte er sich? Bielleicht fühlte er dunkel, daß es in diesem wirren Komplex, der Seele heißt, eine Kraft giebt, die, in der Stunde der Roth zur Selbftvertheidigung aufgerufen, eine recht große Fähigkeit, sich zu helfen, besitzt. Daß er nicht glauble, Gott habe ih" geHolsen, ging daraus hervor, daß er nicht niederfiel und für die Hilse dankte:

Der Lohn ein« Magd.
und dieses unbestimmte Gefühl von Scham entstand wahrscheinlich daher, daß er einsah, er sei über den Flutz gegangen, um Wasser zu holen.
Das war aber nur ein vorübergehender Augenblick von Selbstgefühl. Er blieb ungleich und wurde jetzt auch launenhaft. Laune, Caprice, gisdles ooirs, wie der Franzose sagt, ist eine noch nicht ganz erklärte Erscheinung. Das Ops« ist besessen: es will das Eine, thut aber das Gegentheil; es leidet unter dem Ber» langen, sich Böses zuzufügen, und genießt beinahe die Selbstquälerei. Es ist eine Seelenkrankheit, eine Krankheit des Willens? und ältere Psychologen wagten eine Erklärung, indem sie auf die Zweiheit im Gehirn hinwiesen; dessen beide Halb» kugeln könnten unter gewissen Umständen selbständig wirken, jede für sich, und im Aanivf gegen einander. Doch hat man diese Erklärung verworfen. Tie Doppel» heil der Persönlichkeit haben Viele beobachtet und Goethe hat sie im »Faust" be» handelt. Launenhafte Kinder, die .nicht wissen, was sie wollen" enden mit Weinen, in das sich die Nervenspannung auflöst. Sie „betteln um Schläge", sagt man auch; und eigenthümlich ist, wie eine leichte Züchtigung bei solchen Gelegenheilen die Nerven ins Gleichgewicht bringt und dem Kinde beinahe willkommen zu sein scheint; es beruhigt sich sofort, ist versöhnlich, durchaus nicht in bitterer Empörung »ber die Strafe, die es nach seiner Ansicht ungerecht erlitten hat. Das Kind hat wirklich um Strafe als Medizin gebettelt.
Aber es giebt eine andere Art, die schwarzen Geister auszutreiben. Man mnimt das Kind in seine Arme, damit es den Magnetismus eines freundlichen Renschen fühlt: und es beruhigt sich. Diese Art ist besser als alle anderen. >
Der Knabe hatte solche Anfälle. Wenn ein Vergnügen winkte, ein Ausflug, zum Beispiel, um Beeren zu pflücken, bat er, zu HauS bleiben zu dürfen, kr »uszie, er werde sich zu Haus sehr langweilen. Er wollte so gern mitgehen; aber er wollte vor Allem zu HauS bleiben. Ein anderer Wille, stälker als seiner, befahl ihm, zu Haus zu bleiben. Je mehr man auf ihn einredete, desto fester wurde der Widerstand. Kam dann aber Jemand, packte ihn scherzhast beim Kragen und warf ihn aus den Leiterwagen, dann gehorchte er und war froh, von dem unerklärlichen Willen befreit zu sein. Er gehorchte im Allgemeinen gern und wollte niemals sich aufspielen oder befehlen. Er war von Geburt zu sehr Sklave; die Mutter hatlc ihre ganze Jugend hindurch gedient und gehorcht und war als Kellnerin höslich gegen Alle gewesen.
Eines Sonntags waren sie im Psarrhaus. Da waren Mädchen. Er mochte sie gern; ihm war aber bang vor ihnen. Die große Kinderschaar zog aus, um EidSecren zu pflücken. Einer schlug vor, man solle die Beeren zusammenthun und dm», wenn man nach Haus gekommen sei, in Zucker mit Löffeln essen. Johan Mckle fleißig und hielt die Uebereinkunft, aß nicht eine Beere, sondern lieferte keinen Theil ehrlich ab. Er sah aber Andere mogeln. Bei der Heimkehr werden die Beeren von der Tochter des Geistlichen ausgetheilt; die Kinderschaar umdrängt das Mädchen und jedes bekommt seinen Löffel voll, Johan steht hinten; wird vergessen und bekommt keine Beere.
Uebergangenl Mit Bitterkeit im Herzen geht er in den Garten hinaus und versteckt sich in eine Laube. Er fühlt sich als den Letzten, den Schlechtesten. Jetzt

Dt« Zukunft.
aber weint er nicht, sondern fühlt etwas Hartes und Kaltes in sich aufsteigen, gleich «wem Gerippe aus Stahl. Er beginnt, die ganze Gesellschaft zu kritifiren, und findet, daß er der Redlichste war: denn er hat draußen auf der Lichtung nicht eine Beere gegessen. Also (da kam der Fehlschluß) weil er besser als die Anderen war, wurde er übergangen. Ergebniß: er hielt sich für besser als die Anderen. Und es war ihm ein große« Genuß, daß er übergangen worden war.
Er hatte auch eine Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen und sich abseits zu halten, so daß er übergangen wurde. Einmal brachte der Bater einen Pfirsich znm Abendtisch mit. Alle Kinder erhielten eine Scheibe von der seltenen Frucht; a»s irgendeinem Grrnde wurde Johan vergessen, ohne daß der sonst gerechte Vater eS merkte. Der Knabe war so stolz darauf, wieder an sein hartes Schicksal er» innert worden zu sein, daß er später am Abend den Brüdern gegenüber damit prahlen mutzte. Sie glaubten ihm nicht: so unerhört fanden sie die Geschichte. Je unerhörter, desto besser!
Auch von Abneigungen wurde er gequält. Eines Sonntags kam ein Wagen mit Kindern auf den Küsterhof gefahren. Heraus stieg ein schwarzhaariger Knabe von tückischem, aber kühnem Aussehen. Johan lies bei seinem Anblick fort und versteckte sich auf den Boden. Man suchte ihn auf, der Küster bemühte sich, ihn zu begütigen, aber er blieb in seinem Winkel sitzen und hörte zu, wie die Kinder spielten, ÄS der schwarze Junge wieder abfuhr.
Weder kalte Bäder, wilde Spiele noch strenge Körperarbeit vermochten seine scklaffen Nerven abzuhärten, die manchmal einen Augenblick lang aufs Aeutzerste gespannt werden konnten.
Er hatte ein gutes Gedächtnih und lernte ordentlich; am Liebsten Wirklich» reiten wie Geographie und Naturwissenschaft. Arithmetik nahm er mit dem Ge» döchtniß aus, aber Geometrie haßte er. Eine Wissenschaft von Unmirklichkeiten beunruhigte ihn; erst später, als er ein Handbuch der Feldmessung erhielt und den Praktischen Nutzen der Geometrie einsah, bekam er Lust zu dem Stoff: er maß Bäume und Häuser, schritt Gärten und Alleen ab, konstruirte Figuren aus Pappe.
Er war jetzt in seinem zehnten Jahr. War breitschulterig und braungebrannt; das Haar war blond und über einer krankhaft hohen und hervoitretenden Stir» in die Höhe gekämmt. Diese Stirn veranlaßte die Verwandten zu manchem Gerede und zog ihm den Spitznamen „Professor" zu.
Er war nicht mehr Automat, sondern sammelte eigene Beobachtungen und zog Schlußfolgerungen; darum näherte er sich dem Zeitpunkt, da er sich von seiner Umgebung absondern und einsam werden mußte. Aber die Einsamkeit mußte für ihn eine Wüftenwanderung werden, denn seine Persönlichkeit war nicht stark genug, um für sich gehen zu können. Seine Neigung für die Menschen blieb unbeant» wortet, weil ihre Gedanken nicht mit den seinen gleichen Schritt hielten. Später muhte er sein Herz dem Erstbesten anbieten, aber Niemand wollte es annehmen, denn es war ihnen fremd; so mußte er sich in sich selbst zurückziehen, verlegt, ge» temüthigt, übersehen, übergangen.
Stockholm. Johan August Strindberg.
-24

Selbstanzeigen.
Helbstanzeigen.
Das moderne Deutschland und seine Entwickeln»«.. Von Henri Lichten»
berger, Professor an der Universität Paris. Autorifirte Uebertragung von
Friedrich von Oppeln<Bronikowski. Dresden, Karl Reißner.
Ich bin nicht so anspruchsvoll, die Deutschen über Deutschland unterrichten
j« wollen. Der deutsche Leser dieses Buches wird nichts darin finden, was ihm
nicht schon lange vertraut ist. Die .Bibliothek der wissenschaftlichen Philosophie",
i» der mein Buch französisch erschienen ist, will das gebildete Publikum über den
Stand der Forschung auf allen Wissensgebieten unterrichten. Ich hatte also die
Aufgabe, nicht fachmännischen Lesern auf beschränktem Raum und in möglichst klarer
und bündiger Form zu erklären, was das heutige Deutschland ist und wie es ent»
stand. Das habe ich versucht, indem ich mich auf die sehr umfangreiche Literatur
der deutschen Historiker des neunzehnten Jahrhunderts bezog, deren allgemeine Er»
gebnifse ich zu einem abgerundeten Bild zusammenschloß. Ich habe im Großen
und Ganzen das heutige Deutschlard und sein Werden so zu schildern gesucht, wie
es sich im deutschen Bewußtsein malt! ich wollte meinen Landsleuten zeigen, wie die
Deutschen die EntWickelung und die heutige Größe ihres Landes auffassen und empfinden.
Unter den Gründen sekundärer Art, aus denen zwischen Deutschland und
Frankreich der Zustand der Zurückhaltung oder Spannung herrscht, den die Freunde
des Friedens und der europäischen Eintracht so bedauern, giebt es einen, der sich
mit der Zeit wohl beseitigen ließe. Ich meine das Borurtheil, in dem beide Böller
befangen sind, daß sie einander in ihrer innei sten Anlage, ihren wesentlichen Charakter»
jigen nicht verstehen. Die deutsche Kritik wirft uns immer wieder vor (wie ich
zugeben muß, manchmal mit Recht), daß mir uns von Deutschland ein viel zu
summarisches Bild machen und zwischen Vorurtheilen, die einander oft widersprechen,
aber stets sehr einseitig sind, hin» und herschwanken. Die Franzosen, sagt mau,
haben Deutschland zuerst (nach dem berühmten Buch der Frau von Stael) fünfzig
Jahre lang für das Land der Dichter und Denker, für den klassischen Boden des
Idealismus uud der metaphysischen Schwärmerei gehalten. Tann, nach den großen
milüSiischen Erfolgen Deutschlands, haben sie ihre Ansicht Plötzlich gewechselt und
im Reich nur noch eine riesige Kaserne, das klassische Land des Korporalstockes
»blickt, wo eine ärmliche Bevölkerung, die sich durch harte Arbeit auf dem un<
wirthlichen Boden nur kümmerlich ernähre, unter dem Druck einer eisernen Tis»
Min zum passiven Gehorsam und zum Waffenhandwerk gedrillt werde. Als endlich
Deutschland seine wirthschaftlichen Triuinphe erranz, da kam wiederum eine reue
Legende zur Geltung: Deutschland wurde als eine ungeheure Musterfabrik geschildert,
«Ii ein großes Handelshaus, das unter der Leitung des Kaisers durch die gewaltige
Schaar seiner Gelehrten und Techniker zu Forlschritt und Reichthum geführt wird.
Ich bestreite nicht, daß man in Frankreich oft zu gewissen Einseiligkeilen in der
Beurtheilung der deutschen Angelegenheiten geneigt war. Eben so fest steht «der,
daß man sich neuerdings große Mühe gegeben hat, zu einer weniger groben und
gerechteren Auffassung der deutschen Enlwickelung zu gelangen, ja, daß die Kund»
gedungen der modernen deutschen Kultur, namentlich in Philosophie, Musik oder
Malerei, bei uns mit steigender Wißbegier und Antheilnahme ftudirt und geschägi
worden sind. Diesen neuen Geist, diesen „guten Willen», Menschm und Dinge in

Die Zukunft.
Deutschland zu verstehen, der heute in Frankreich sehr verbreitet ist, will auch mein? Buch beweisen.
Paris. Professor Henri Lichtenberger.
Die sexuelle Frage und das Christeuthum. Werner Klinkhardt, Leipzig.
Das sexuelle Problem als Ergebniß moderner sozialhygienischer Gestaltungen hat zurErörterung vonFragen geführt,die mehr und mehr den ursprünglich gegebenen Boden der Seuchenbekämpfung »erlassen und sich in den Untiefen gesellschaftphilo» sophischer und religiöser Spekulationen verloren haben. Mehr als die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und die Sanirung der Prostitution beherrschen die Sexual» moral und alle mit ihr in Zusammenhang stehenden Erscheinungen und Probleme die Diskussion, nicht zum Nutzen der praktischen Ausgaben, die die Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sich gestellt und auch anfangs, als sie noch auf eigenen Füßen stand, zu lösen versucht hatte. Zum schärfsten Ausdruck kam der Gegensatz wohl in der Mannheimer Versammlung, wo Herr Dr. Förster in seinem Referat über »Sexualethik und Sexualpädagogik" der modernen Wissenschast den Fehdehandschuh hinwarf. Ich habe es in der vorliegenden Abhandlung unternommen, mit dem glühenden Apologeten der katholischen Moral die Klinge zu kreuzen, da ich den von ihm vorgezeichneten Weg für verhängnitzvoll halte. Um Schlag ftir Schlag zu pariren, war ich gezwungen, dem Gegner auf Wegen zu folgen, die Jahrhunderte zurückliegen und sich imDunkel derUeberlieferung verlieren: so gliederte sich der Inhalt in zwei Theile; der eine ist der historischen Betrachtung der von Förster glorifizirtcn Askese und und ihrer Vertreter gewidmet, der andere der Er» forschung des Ursprunges sittlicher Gefühle an sich und ihres Zusammenhanges mit den den jeweiligen Kulturstufen der Völker entsprechenden Borstellungen. Wenn ich auf einen Standpunkt gelangt bin, der gegenüber dem von Förster eingenommenen die Lösung des Scxualproblemes, wenn man überhaupt von einer solchen sprechen kann, einzig und allein sozio» und biologischen Momenten überlassen will, so hat mich hierzu außer religiongeschichtlichen Studien die psychologische und naturwissen- schaftliche Erkenntniß vom Wesen und von der Bedeutung des Sexualtriebes im in» dividuellen wie im Gesellschaftleben geführt.
München. ^ Dr. Julian Marcus».
Grammatik und Wissenschaft. Hannover. 1908. Dr. Max JSneckes Verlag.
Wenn die Vertheidiger des grammatischen Unterrichtes behaupten, daß er die Schüler an wissenschaftliches Denken gewöhne, so gehen sie dabei von der Bor» «ussetzung aus, daß die traditionelle Grammatik und damit auch der darauf be- ruhende Unterricht ein Produkt wissenschaftlichen Denkens sei. Da die grammatische Methode niit dieser Voraussetzung steht und fällt, ist es eigentlich merkwürdig, daß von ihren vielen Gegnern noch keiner auf den doch nahltegenden Gedanken ver- fallen ist, diese Boraussetzung in Frage zu stellen. Ich habe Das jetzt gethan und bin zu einem Ergebniß gelangt, das auch die erbittertsten Gegner der grammatischen Methode noch überraschen wird. Die traditionelle Grammatik entpuppt sich einer gewissenhaften Analyse als ein echtes Wahnsystem, als ein Produkt durch und durch pathologischen Denkens. Welche praktischen Konsequenzen sich mit zwingender Noch»

Selbstanzeigen,
IIS
«endigkeit aus diesem Nachweis «geben, brauche ich wohl nicht zu sagen. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich in meiner Arbeit nicht etwa nur „Ansichten* vor» Nage und mich mit keiner noch so großen Wahrscheinlichkeit begnüge, sondern Beweise bringe, wie sie ftrenger selbst die Mathematik nicht kennt. Um meiner Frage eine allgemein giltige Antwort zu finden, mußte ich vorher eine andere beantworten: die, wie allgemein giltige synthetische Urtheile möglich sind.
Rostock. ^ Max Kleinschmidt.
Die Wissenschaft des nicht Wisfenswerthen. Ein Kollegheft. Verlag von Julius Zeiller in Leipzig.
Darf man noch eingestehen, daß man die Antike liebt? Oder versällt man dadurch unrettbar dem Spott? Giebt es dann keine Rettung vor dem Titel eines Pedanten? Dock was kümmert mich die Meinung der Leute? Ich gestehe frank und frei, daß ich Griechen und Römer über Alles liebe. Die schönsten Stunden, die lautersten Freuden meines Lebens verdanke ich ihnen; allerdings auch viel Langeweile, viele unfruchtbare, öde Tage. Die Antike schenkt mir Leben spen» dende Freude, seit ich mich als genießender Mensch mit ihr beschäftige. Ich litt durch sie, so lange ich mich ihrer als Philologe bemächtigen wollte. Doch ehe ich Hinher gelangte, mußte ich mit der Schule hart ringen; die griechische und römische Literatur mußte ich erst der Philologie entreißen. Ein Dokument dieses Ringens ist das Büchlein über .die Wissenschaft des nicht Wisfenswerthen'. Gewiß sind ihrer Viele, die einen ähnlichen Leidensweg durchschreiten: diesen jungen Leuten widme ich meine Arbeit. Bielleicht kann eö ihnen helfen und sie gelangen über die Werthumswissenschaft und ihren heutigen barbarischen Betrieb schneller zur echten Humanität, Daß ich über redlich arbeitende, talentvolle, sogar geniale Professoren, Gelehrte und Forscher, die einst meine Lehrer waren und die gewiß in bester Ab» ficht ihr Bestes hergaben, nur Worte der Ironie oder der Verurtheilung finde, muß dadurch erklärt werden, daß ich das Buch in einem irritirten Zustand seelischer Kämpfe schrieb. In mir kämpften anerzogene, auferzwungene Lehren mit eigenster Erfahrung, Hat mein Buch irgendeinen Werth, so liegt er eben in der Aufdeckung dieses psychologischen Werdeganges, der Einen von der Schule zu sich selbst führt. Ich wollte zeigen, wie es im Kopf eines Philologen aussieht, wenn er sich Plötz» lich auf sich selbst besinnt und die einfachen Fragen stellt: „Weshalb treibe ich denn diese Sachen? Was will ich damit? Was wollen diese Mechaniker der Wissenschaft rings um mich herum?' Doch habe ich außer diesem ganz persönlichen Grunde «och einen anderen, allgemeineren. Hier möchte ich einige Zeilen aus dem Buch anführen: »Ist der Philologe berechtigt, die ihm anvertraute griechische Kultur skr sich und Seinesgleichen einzufrieden? UeLLisursI IZeNss odligs! Diese Leut« chen -sind die absoluten Beherrscher der Tradition; ihnen gehört die Vergangenheit, llnd wie die Dinge heute stehen, ist ihnen auch die Jugend anvertraut; die Zu» tunkt gehört ihnen." Ich hoffe, durch dieses kurze Citat klar gemacht zu haben, daß von solchem Standpunkt aus die schonunglose Verfolgung der Philologie und der Philologen als ein Kampf um die Kultur der Vergangenheit und sür die Kultur der Zukunft seine volle Berechtigung hat,
Budapest. Dr. Ludwig Hatvany,
9

Die Zukunft,

Der Retter.

^Kls im legten Jahr etwa ein Dutzend von Selbstmorden „höherer" Schüler AM bekannt wurde und in einigen Fällen auch die Anlässe dazu, da ergab Das gegen die Schule eine so harte Anklage, daß sogar die Behörden an einer Möglichkeit der Rechtfertigung verzmeiselten. Deshalb wurde das in solchen Fällen beliebte und schon oft erprobte Mittel angewandt: man versprach gewissenhafte Untersuchung; und schmieg sich aus. Die regirungtreue Presse, der die immer beklagcnsmerthere Ausgabe zufallt, die staatlichen Institutionen und Maßnahmen in Schutz zu nehmen, mar auch muckestill. Selbst als ich der Schule sehr derbe Dinge sagte und ihr in meiner Brochure „Schülerselbstmorde" die Hauptschuld an den häufigen Schülertragoedien zuschrieb, nahm sie Das schmei» gend hin. Offenbar mar die Parole ausgegeben worden: „Aussehen vermeidend Sache totschweigen, damit sie zur Ruhe kommt,"

Ich ließ mir die gesammelten Preßstimmen zustellen. Sonderbar. Stecken Staat und Schule so harte Angriffe ohne Widerspruch ein? Oder will man dem Volke weismachen: Der Turlitt versteht nichts von der Sache, Dem ist es nur um Sensation zu thun? Man versuchte eS nicht einmal mit dem bekannten Schema: „Niedrige Anwürfe; vorbildliche Einrichtungen; höchst ehrenweither Stand; verärgerter Nörgler; Widerlegung unter der Würde." Nein: man schmieg in dem Gefühl seiner Ohnmacht, in dem Bewußtsein, daß jeder Ver» such einer Rechtfertigung oder Beschönigung die Sache nur schlimmer machen würde. Sogar Professor Paulsen, der in seinen letzten Lebensjahren keinen noch so geringfügigen Anlaß unbenutzt ließ, für die nun ja so glänzend resormirte Schule eine Lanze zu brechen, selbst Paulsen schwieg sich aus. Was hinter den Coulissen geschah, Das erfahren mir gewöhnlichen Sterblichen nicht. An mi» nisteriellen geheimen Verfügungen und strengen Anw isungen der hohen Pro» vinzialschulkollegien wird mohl kein Mangel gewesen sein. Zum Glück kam der Sommer und mit ihm kamen die Großen Ferien und bis zum Schulbeginn sind dann die Schülerselbstmorde vergessen.

Und da kam zum Überfluß in der Stunde der Roth auch noch ein Retter. Im weiten Deutsch« Reich fand sich unter den sechzig Millionen Einer, der sich mit seiner Stahlfeder zum Schutze vor der Schule aufstellte. Zwar ging seine Verwegenheit nicht so weit, die Schule als schuldlos «n dm Schülerselbstmorden zu bezeichnen; aber er machte die interessante Entdeckung, daß die Hauptschuld nicht die Schule, sondern das Elternhaus und die Um» gebung trage, und er empfiehlt eine Massenkundgebung der Schule gegen die Elternschaft, weil nämlich „die meisten Eltern an Größenwahn leiden, diesen auf ihre Kinder übertragen und sie dadurch in den Tod treiben. Wir haben die Pflicht", ruft er aus, „mit aller Schärfe gegen die Eltern zu kämpfen".

Der Retter,

Die regirungtreuen Leute athmen erleichtert auf: endlich ein Mann, der mit tiefgehender Sachkenntnih ein besonnenes Urtheil und persönlichen Muth verbindet! Die Zeitungen, die auf ihrem Titelblatt den bekannten schlecht gezeichneten preußischen Adler haben oder das Eiserne Kreuz und daneben die beruhigende Aufschrift: „Amtliches Anzeigeblatt", brachen nun sogleich in Helles Entzücken aus über diese gediegene Leistung von Artur Lewinneck (so heißt nämlich der Retter), die um den billigen Preis von fünfzig Pfennig zu erwerben und jedem Patrioten zu empfehlen ist. (Königeberg i. Pr., Hartungsche Buchdruckerei, 1908)

Jeder Mann hat daS unbestreitbare Recht, sich zu diesem ernsten Thema zu äußern; also auch Herr Lewinneck. Anspruch aber auf Beachtung haben solche Veröffentlichungen nur dann, wenn sie aus einer langjährigen gewissenhaften, vielseitigen Beobachtung hervorwachsen. Das trifft für Lewinneck nicht zu: er hat sich eine Reihe von modernen Preßstimmen zusammengestellt, damit einige eigene Schulerfahrungen verknüpft und aus diesen bescheidenen Mitteln eine» sehr matten Trank bereitet. Seine Hauptaufgabe sieht er darin, meine Darstellung des Schullebens als falsch zu erweisen, als entstellt durch Vorur» theile und durch fanatischen Haß.

Wenn mich Jemand kontrahirt, so bin ich von meiner Studentenzeit her gewöhnt, ihn um seine Visitenkarte zu bitten und zu fragen, ob er überhaupt satisfaktionfShig sei. Ich meine Das hier natürlich im übertragenen Sinn: ob der Mann hinreichend unterrichtet und vollwerthig ist, ob es sich überhaupt lohnt, mit ihm ein geistiges Duell aufzunehmen. Der Mann will mich von oben herab behandeln, mich belehren; da darf ich wohl vorerst die Frage stellen: Wer sind Sie eigentlich, Herr Artur Lewinneck?" Haben Sie überhaupt eine Höhere Schule durchgemacht? Ein Abiturientenexamen bestanden? Haben Sie praktische Erfahrungen als Lehrer und Erzieher? Sind Sie vertraut mit der sehr umfangreichen pädagogischen Literatur, auch nur des letzten Jahrzehntes? Haben Sie sich im Rath der deutschen Erzieher schon Sitz und Stimme erworben? Oder verfallen Sie nur zufällig auf diesen sensationellen und höchst „aktuellen" Stoff? Es ist vielleicht sehr ungebildet von mir, daß ich Sie nicht kenne? Vielleicht ließe sich Ihr Name schon im Kürschner oder Kleinen Meyer finden unter denen, die Anspruch auf Berühmtheit machen? Vielleicht sind Sie Schularzt? Oder auch nur als vraktizirender alter HauSarzt und durch ein langes Leben wenigstens mit den Nöthen und Leiden der Schulkinder und des Elternhauses vertraut? Ich muß Das annehmen, «eil ich mir nur dadurch Ihren sicheren Ton erklären kann. Sie führen meinm Namen und meine Brochure mit den Worten ein, daß ich mit „dem Brusttone der Ueberzeugung" behaupte, die Schuld liege nicht bei den einzelnen Menschen, sondern im ganzen Schul- und Erziehungsuftem. Das steht auf Seite I und so geht es sort bis zum Schluß auf Seite 3N in einem mich belehrenden oder bespötteln-

Di« Zukunft,
dm Ton. „Brustton der Ueberzeugung?" Soll D»s etwa heißen, daß es sich bei mir nur um den Schein der Ueberzeugung und um blinden Lärm handelt? Einen solchen Vorwurf würde ich von Keinem ertragen, am Wenigsten aber von einem Manne, ver noch erst den Beweis erbringen soll, daß auch er ge» millt ist, seine ganze Lebenskraft in den Dienst der deutschen Jugend zu stellen, wie ich eS gethan habe und bis heute thue. Herr Artur Leminneck ist vorlaut; und ich erwiese ihm zu viel Ehre, wenn ich seine Verdächtigungen, wie er sie gegen mich auch in der „Ostpreußischen Zeitung" vorgetragen hat, einer eingehen» den Widerlegung würdigte. Ich will ven Satz, der mich beleidigm müßte, wenn er von einem Würdigeren ausgesprochen wurde, nur hierher setzen, um ihn damit abzuthun: „Ich bin fest überzeugt, daß mit mir alle Diejenigen, die nicht in Vormtheilm befangen sind und kein Interesse haben, lediglich der Schule Eins auszuwischen, sondern ausschließlich das Interesse der Jugend im Auge haben, sich unter keinen Umständen auf Gurlitts Standpunkt stellen wer» den." Gesinnung recht schlecht; Stil entsprechend schwach.

In der selben Zeitung wir eine unbekannte Größe (sie nannte sich selbst z) mit gleich persönlichen Argumenten gegen mich aufgetreten: bei Seite geschobener und verärgerter Schulnürgler. Ich blies dieses mit einem Hauche fort, wie man ein Staubsäserchen von dem Aermel seines schwarzen Tuchrockes wegbläst. Statt des ? tauchte dann wieder eine mir unbekannte Größe „die Redaktion" auf und Herr Artur Leminneck mit feinen Spitzen, die meine eigenen pädagogischen Mißerfolge, blosstellen sollten. Einflüsterungen hinter dem Vor- hang her. Soll ich den Vorhang lüften? Ich denke, man macht es lieber wie Hamlet, sticht aufS Gerathemohl hinein mit dem Ruf: „Tod einer Ratte!"

Ich muß immer von Neuem darüber staunen, wie sehr es meinen Gegnern an Kmntniß der Schule, ihrer Ansprüche und vor Allem an Kmntniß der Jugend mangelt. Als ich Lewinnecks Brochure las, summten mir bestön» big die Verse unseres Meisters Wilhelm Busch um die Ohren: „Dieses aber ist, so zu sagen, Taubenmist." Er stellt allen Emstes die Forderung: .Man schließe jeden Schüler vom weiteren Besuch der Höheren Schule aus, der nicht nach einem Jahr dm Anschluß an die höhere Klaffe erreicht hat, mit Ausnahmen natürlich, zum Beispiel: in Krankheitfallen, Man gehe mit rücksichtloser Strenge vor." Kein Wort ist zu hart, diesm Vorschlag gebührmd zu brandmarken.

Die Schule würde dann vollends zum Zuchthaus werden; die Schülerselbstmorde sich vervielfachen, Leminneck ist eben noch echt spießbürgerlich von der unfehl° barm Trefflichkeit unserer Schulen und Lehrer durchdrungen. Er weiß nicht, daß es gerade die stärksten und besten Geister sind, die sich eine solche GSn» gelung nickt bietm lasten. Er meint noch immer, daß die Schulen der wahre Maßstab für Intelligenz seien. Kennt offenbar nicht die Vorträge vom Ge» heimm Hofrath Ostwald in Leipzig über die Mißerfolg,, die unsere Schule

an den hervorragendsten Bahnbrechern unserer Naturwissenschaft zu verzeich»
nen hat. Ich empfehle ihm auch die Lecture meines im Berliner Tageblatt
erschienenen Aufsatzes „Ueber dieWerthung des Talentes" oder über den be>
rühmten verstorbenen münchener Philologen und Paläographen Professor Lud»
mig Traube, der in Unterprima eines Gymnasiums sitzen blieb, dabei aber nach
Zeugniß seines Direktors unter etwa viertausend Abiturienten mit einem Zweiten
das größte philologische Ingenium war. Ich will nicht verrathen, wie oft mein
Bruder Cornelius hacken blieb, wie oft ich selbst, bin aber weit davon ent»
fernt, unsere Intelligenz tiefer einzuschätzen als die jener Lehrer, die uns da»
mals sitzen ließen. Die Mehrzahl von ihnen gehörte zu den geistig Armen,
denen der Herr das Himmelreich versprochen hat, und keiner hat es annähernd
zu einer geistigen Produktivität gebracht wie mein Bruder Cornelius, der kraft
seines gesunden, eingeborenen künstlerischen Instinktes die geist» und witzlose
Ablichtung in der Grammatikerschule einfach ablehnte. Auch der sonst so kluge
Leo Berg forderte strenge Schulen, damit nicht jeder Esel Anspruch auf Staats»
ansteUung mache. Ja, war denn der verehrte Herr der Meinung, daß das
bisher Herischende Schulsystem die'^Esel von der Staatsanstellung ausschließe?
Hat der gescheite Mann den Wahn auch mit ins Grab genommen, daß das
Abiturienten-Examen oder die Titel der Reserendare, Assessoren, Doktoren
und Gt heimröthe einen geistigen Hochstand garantiren? Man muß die Men»
schen nicht sür Das nehmen, für was sie sich ausgeben. Unsere Schulen sind
mehr und mehr eine Heimstätte für geistiges Mittelmaß geworden; am Besten
gedeihen in ihnen die indifferenten, stumpfen Geister, die kein starkes Eigen»
leben haben. Sie nehmen ihr Futter aus jeder Schüssel und gedeihen bei jeder
Kost, Stellt man sie dann auf eigene Füße, so wissen sie nicht, was sie mit
sich anfangen sollen; in dieser Verlegenheit wird der Mensch bekanntlich Jurist,
falls der Vater dazu Geld genug hat, im anderen Fall Philologe oder Theo-
loge. Wenn nach Leminnecks Vorschlag alle die Schüler abgestoßen mürdm,
die einmal im Schulleben das Klaffenziel nicht erreichen, so würde Das viel»
leicht das allersicherste Mitttel sein, die Obelklaffen von dem störenden Ele»
mcnte der Genialität zu säubern. Man sollte dann die Schulen aber auch
ehrlich als Beamten- oder Kanzlistenschulen bezeichnen und schon bei der Auf»
nähme den Eltern sagen, daß sie ihre Kinder nicht in freie Bildungftätten, son»
dern in Erziehungskasernen geben, wo ihnen das geistige Wachsthum (vielleicht
etwa auch das körperliche?) zur bitteren Pflicht gemacht werde.
Ein Zweites, das ich meinen Gegnern vorzuwerfen habe, ist die Un-
tenntniß der Schülerpsyche. Leminneck und Andere glauben, Keffer als ich zu
wiffen, was jene armen Schüler in den Tod trieb. Wenn sie nur über reichere
Erfahrung als ich verfügen wollten! Sie nehmen mit Unrecht an, daß der
Selbstmord in der Regel die Folge von Verzärtelung und moralischer Schwäche

sei, und machen mir dm Vorwurf, daß ich diesen „miderstandlosen Treib»
hauSpflänzchen" noch das Wort rede. Das ist Alles verkehrt. Ich sage mit
Goethe: „Ein Jeder muß sich «ehren, wie er kann, vom Knaben auf, so wird
zuletzt ein Mann." Denn (auch Das ist ein Goethemort) „Leben heißt sich
«ehren". Ich habe nicht zum Spaß meine „Erziehung zur Mannhaftigkeit"
geschrieben und habe mein Lebtag den Kindern in Schule und Haus gesagt:
»Jungms, laßt Euch kein Unrecht gefallen!" Und danach habe ich selbst mein
Leben lang gehandelt. Ich bin (meine Gegner machen mich noch zum Renom»
misten) niemals einem Feind ausgewichen, weder mit der Waffe noch mit
der Feder oder dem Wort, Aber ich habe tausendfach an den Schülern und
an meinem eigenen Lebensgang erfahren müssen, daß in unserem gesegneten
Deutschland der Muth dem Menschen gar nichts nützt. Wir haben es ja in
unseren staatlichen Institutionen immer nur mit unsichtbaren Mächten, mit
Paragraphen, Satzungen, Verfügungen zu thun, nie mit persönlichen Gegnern,
denen man ins Auge sehen und mit denen man seine Kräfte messen könnte.
Ich bin aus meinem Dienst hinausgedrängt worden und habe nie einen per»
sönlichen Feind zu sehen bekommen. Alle behaupteten, mir wohlzuwollen, und
strecken mir die Freundschaftpratze entgegen. Greift man nach Gegnern, so greift
man in die Luft. Und gerade so geht es unseren Schülern: vor Menschen
fürchten sie sich nicht; sie fürchten sich nicht einmal vor dem Tode. Wenn ein
Krieg ausblicht, da «iL Keiner im Schulzimmer zurückbleiben. Vor die Wahl
gestellt, ob sie gegen TurkoS und Zuaven anlaufen wollten, die Düvpln'
schanzen und die Höhm von Spichern stürmen oder lieber in Unterprima zurück»
bleibe«, griechische, lateinische und mathematische Prüfungarbeiten schreiben, mar
ihr Entschluß schnell gefaßt; die angeblich Willensschwächen, verzärtelten Knaben
würden, wenn es ihnen frei stände, ihrem Lehrer eine Forderung auf drei»
maligen Kugelmechsel zustellen, wenn sie sich dadurch den Aufstieg in höhere
Klaffen erkämpfen könnten. Ich kenne persönlich junge Selbstmörder und weiß
von ihnen aus Briefen, Das heißt: von jungen Leuten, die als Schüler vereitelte
Selbstmordversuche gemacht haben. Ich kenne die seelischen Leiden und den ganzen
geistigen Zustand der verzweifelten jungen Leuten deshalb so gut, weil einige
lange Zeit meine Schüler warm, andere sich mir in ausführlichen Briefen über
die Motive ihrer That ausgesprochen haben. Die Impulse sind mannichfach,
Bret Harte sagt sehr richtig: „An der Jugend ist nichts berechenbar außer ihrer
Unberechenbarkeit." Das gilt vor Allem für die Zeit der Pubertät. Deshalb
bedürfte die Jugend viel größerer Körper- und Nervenpflege, damit sie solchen
seelischen Krisen gewachsen sei. „Aber wo bleiben da die kleinen Verba auf ini,
sehr verehrter Herr Kollege?" Ich muß, um meinen Worten Überzeugungskraft
zu geben, ein ge Indiskretionen begehen. Ein Student schrieb mir in diesem
Sommer: „Ich sollte durch Nichtoersetzung nach Oberprima zum Abgang von

der Schule gezwungen werden, und zwar der Mathematik wegen. Als ich mein Schicksal erfuhr, bestürmte ich meinm Vater zum letzten Male, mich frei zu .geben. Ich wollte mir mein Leben nach eigenem Wunsch und Willen bauen. Als alle Vorstellungen vergeblich waren, stürzte ich mich in jähem Impuls auf die Waffe!" Und nun der Beweis, daß dieser junge Mann, der damals gerettet wurde, kein Schwächling ist; er schreibt: „Hoffentlich wird ein Mensch aus mir, der, mitten im Lebenskampf stehend, seine Kräfte regen muß auf Tod und Leben. Ich liebe den Kampf um des erhofften Friedens willen. Je» denfalls werde ich alle meine Kräfte daran setzen, um, sei es vom Katheder auS oder als Schriftsteller, künftigen Generationen gleiche Schulleiden zu er- sparen. Ihnen wollte ich durch diese Mittheilung, vurch meinen Aufschrei gegen Schulsklaverei neue Rechtfertigung für Ihren Lebenskampf geben."

Immer wieder muß ich die nichtige Frage hören: WaS würde aus so schwächlichen Naturen werden, wenn sie am Leben blieben? Ich weiß es nicht in der Mehrzahl der Fälle, weiß es so wenig wie sonst irgendein Mensch.

In den vereinzelten Fallen aber, die eine Antwort zulassen, spricht sie zu meinen Gunsten. Ein kleiner Schüler von mir, Ofsizierssohn, zart und schwäch» lich, von dem Vater viel zu streng auf die Schule verpflichtet, obgleich ich, als Klassenlehrer, immer zu Nachficht und Geduld rieth, konnte nur im letzten Moment vom Todessprung aus dem Fenster gerettet werden. Nach etwa zwan» zig Jahren traf ich den Vater wieder. Meine erste Frage: „Nun, und Ihr Herr Sohn?" „Prachtiger Mann geworden, höherer Beamter, verheirathet, schon einen reizenden Jungen!" Neulich stellte sich mir ein Greis vor, der als junger Schüler Selbstmord versucht hatte; er war auch nicht der Meinung, daß er durch seinen Selbstmordversuch den Beweis moralischer Schwäche geliefert habe. Dieser hatte mit der Schule gar nichts zu thun, entstand nur aus der völligen Unfähig» Kit eines Dreizehnjährigen, die Bedeutung der gefürchteten Strafe und den Werth des Lebens richtig gegen einander abzuschätzen. Auch Schiller stand als junger Mensch vor der Frage: Sein oder Nichtsein; und die Lebenswage schwankte in seiner Hand; war er deshalb ein Schwächling, das Produkt verweichlichter Er- ziehung? Soll man wirklich die Eisenbartmethode ernst nehmen, daß man solchen «sentimentalen Jünglingen" getrost die Pistole in der Hand lassen dürfe; an jungen Leuten, die zum Selbstmord fähig wären, verlöre die Welt nichts?

Ich möchte missen, wie viele Schülerselbstmorde vorkommen müßten, «h« die Erkenntniß allgemein wird, daß unsere Schulerziehung reformbedürftig ist. Dr. rneä. Georg Liebe erzählt in seinem schönen Aufsatz „Ueber Unter» richt im Freien", daß er und seine Mitschüler in der Haft des Gymnasiums mit Selbstmordgedanken gespielt haben. Prediger Dr. Mauritz erzählte mir, zwei seiner Klassenschüler hätten sich das Leben genommen und Das sei ihm und dm Anderen erklärlich und mohlberechtigt erschienen. Es ist also nicht wahr.

Die Zukunft,
wie schon diese zwei Beispiele lehren, daß Schulkonflikte und Schülerselbst-
morde erst eine moderne Krankheit seien, daß mir VSter und Großväter de«
Zwang der Schule freudiger getragen haben.
Auch die Eltem haben Schuld. Das weiß ich so gut mie jeder Andere
und habe es nie verschwiegen oder geleugnet. Habe oft genug darunter ge»
litten. Da war eine Mutter, die, am Krankenbett ihres Säuglings, sich im
Gebet ve, pflichtet hatte, den Knaben, wenn er errettet würde, Prediger werden
zu lassen. Er wurde gerettet und durch seinen rührenden Fleiß, frommen
Eifer und seine mangelnde Befähigung für ein wissenschaftliches Studium ein
wahres Herzeleid seiner Lehrer. Ich weiß vor Allem auS vielfacher ärgerlicher
Erfahrung, daß Kanzleirälhe und andtre Subalternbeamte, die es vom Unter-
offizier bis zum Bureaudienst gebracht haben, und deren Gattinnen, mit ihrem
ehrenwerthen, als Dienstmädchen beginnenden und als Frau Geheime Rechnung»
rath schließenden Lebenslauf, nichts heißer ersehnen, als ihren Sohn in die
höhere Beamtenkarriere aufrücken zu sehen. Wer sein Lebtag unter der An«
maßung alter und selbst funger höherer Beamter gelittm hat und trotz tüchtiger
Fachkenntnifz, trotz gewissenhafter Amtsführung nie über den Zustand eines
höheren Bureauschreibers hinausgekommen ist, Der verzichtet auf die Cigarre
und auf sein GlaS Bier, um nur ja sein Kind vor gleichem Los zu bewahren.
Wer in Deutschland nicht studirt hat, nicht aktiv mar in irgendeinem Corps,
nicht mit so und so vielen Papieren und Beziehungen aufwarten kann, Der
gilt nicht für voll. Ueberall, bei allen Behörden, sogar schon in Kaufmanns-
geschäften sind zur Aufnahme Zeugnisse der oberen Mittelschulklassen erforderlich.
Man rühmt mit lautem Mund den starken Bildungtrieb des deutschen Volkes
und im selben Athemzug macht man billige Witze über den irrig geleiteten
Ehrgeiz der braven Mutter, die ihren Sohn einfach Schuster werden lassen
solle, wenn es mit der Juristen» oder Offizierslaufbahn nicht geht. Hand»
werk habe ja goldenen Boden. Ja, frage ich, geben denn die Herren Gym-
nasialprofessoren selbst solchen bethörten Eltern das gute Beispiel? Kämpfen
nicht auch sie verzweifelt mit ihrem unfähigen Sohn um die Berechtigung»
scheine? Ist nicht Allen der schöne Roman bekannt, wo der Gymnasiasprofefsor
nur durch den Heldentod seines Sohnes über das Schicksal getröstet werden
kann, daß er, für das Gymnasium unfähig, ein Realgymnasium, eine söge»
nannte Jdiotenanstalt, besuchen mußte? Und wie oft trifft man wohl einen
ehrbaren Handwerker an der Festtafel des Gymnafialdirektors? Habe ich nicht
Recht, wenn ich behaupte, daß unsere Schule erst den Standesdünkel züchtet
und durch das unsälige Berechtigungwesen großzieht, dann aber über die Be»
mühungen spottet, diese Standesschranken zu übersteigen? In England und
Amerika giebt es deshalb keine Schüler selbstmorde, weil es dort keine Ein»
jährigenprüfung und keine solche Hochachtung vor den Schulzeugnissen giebt.

Dort schaut man sich den ganzen Menschen an und pfeift aus seine papsr«. Ein Sitzenbleiben der Schüler, in Deu schland eine Familienkataftrophc, ist in England nichts. Ich mar Zeuge eines Zwiegespräches, in dem sich Fol« gendes abspielte. Der Vater stellte mir über Tisch seinen halberwachsenen Sohn mit der Bemerkung vor, daß er in einem Monat die Schule verlassen werde. Darauf der Sohn: Nein, Bater, ich bleibe noch ein halbes Jahr länger auf der Schule!" „0 vnz'. ine gesr?" „Ich dachte, es ist besser, wenn ich noch ein Halbjahr bleibe." „0! ^11 rigat." Schluß. So behandelt man Der» gleichen in England. Bei unS rauft sich die Mutter die grauen Haare, der Bater knurrt einen Monat lang und der Sohn überlegt sich, ob er ins Waffer springen oder Cyinkali nehmen soll.

Und nun kommen die Besonnenen und stellen das Thema der Doktor» dissertation: Wer ist schuld? Vor Allem müssen natürlich Ei Hebungen gemacht werren. Natürlich; daß wir auch daran nicht gedacht haben! Gewissenhafte, amtliche Erhebungen: und dann wird sich natürlich herausstellen, daß die Schule keine Schuld trifft, die Eltern aber schwer mit dem Vorwurf zu belasten find. Die bestm Schriftsteller der Gegenwart find gegen unsere vom falschen Geist und falschen Ehrgeiz geleiteten Schulen aufgezogen. Ihnen zur Seite kämpfen die Aerzte und Schulhygieniker. fDer Rumpf gegen den Gedächtniß-Kam in den Schulen nimmt immer größere Dimensionen an, , weil wissen-schaftlich festgestellt ist, daß durch eine falsche Belastung des jugendlichen Ge-hirnes geistige und seelische Störungen entstehen muffen. Kmnen denn jene Schultyrannen und'ihre auf Kosten der Juzend so forschen Bundesgenossen die Stellung des berühmten Psychiater« August Forel zur geistigen Arbeit unserer Schüler? Ich gebe einige Sätze aus seiner Schrist „Die Hirnhygiene der Schüler" (Wien 190») wieder, weil dadurch das ganze windige Gerede meiner Gegner widerlegt wird. Er schreibt: „Die Schule gleicht vielfach einem kleinen Zuchthaus oder einer Strafanstalt für Kinder. Statt die Kinder an» zuziehen, thut man Alles, um sie davon abzustoßen: Prügelstrase, Strafe, Strafe, Strafe und immer wieder Strafe. Dazu Pensa, Hausaufgaben und oft religiöser Glaubenszmang. Verbote umgeben den Aufenthalt in diesem «inderzuchthaus. DaS und Das darf man nicht. Hier und dort darf man nicht gehen. Dieses und Jenes darf man nicht sagen! Lauter Negationen dn Lebensfreude und der Freiheit"

Wenn Forels Zeugniß nicht genügt, so studire man die von dem de» kannten Pastor Strudel in Bremen unter dem Titel „Arzt und Schulbetrieb" herausgegebene Brochure, in der sich viele Aerzte, darunter auch Geheimrath Cmmn in Göttingen und der Vorsitzende des Deutschen Vereins für Schul-gesundheitpflege, Professor Griesbach, auch heute noch eine geistige Ueberbürdung unserer Schüler behaupten und deshalb Kürzung der Arbeitzeit verlangen.

Man nehme Das nicht allzu leicht, denn gerade Griesbach mird von allen Sachverständigen als Autorität auf diesem Gebiet anerkannt. Dr. Ernst Kraevelin, Spezialforscher auf dem Gebiet der geistigen Ermüdungerscheinungen, Verfasser der Schriften: Geistige Arbeit, Zur Hygiene der Arbeit, Zur Ueberbürdung» frage. Die Arbeitkuroe, nennt den Professor Griesbach auf diesem Gebiet die größte Autorität und behauptet in Uebereinstimmung mit ihm, daß „kein Schulknabe und selbst kein Erwachsener ohne Gefahr für seine Gesundheit tagein, tagaus geistig so lange zu arbeiten im Stane dist, roie es der heutige Höhere Unterricht bei strenger Durchführung erheischt," Strudel theilt auch das abschließende Urtheil seines Gewährsmannes, das dahin lautet: „So viel steht fest, daß ein derartig« Unterrichtsplan nicht von den Grundsätzen einer geistigen ^Hygiene durchdrungen und nur dann durchzuführen ist, wenn die Schüler von ihrem unveräußerlichen Naturrecht der Unaufmerksamkeit den auS> giebigsten Gebrauch machen,"^ Beruft min sich aber darauf, daß doch soManche die Schule durchlaufen, ohne an ihrer Gesundheit^ Schaden zu leiden, so er» widert Kraepelin: „Die Schule ist keine Versuchsanstalt für Kraftproben darüber, wie viel ein widerstanifähiger Knabe^unter Umständen ertragen kann; sie hat auch schmerlich die Aufgabe, in bitterem'Kampf^mit Hochdruck die möglichst vollkommene Ausbildung jener kleinenHilfsmittel zu erzielen, welche dem findigen Schüler zur passiven Abwehr des ArbeitzmangeS zu Gebote stehen." „Wem in der höchsten Schulbehörde unseres grüßten deutschen Siaates noch so wenig Verständnis, für die Grundbedingungen geistigen und körperlichen Gedeihens unserer Jugend herrscht (wie Kraepelin nachweist), wird man sich schwerlich vertrauensvoll dahin bescheiden dürfen, daß in der Schulerziehunz unserer «inder längst Alles aufs Beste bestellt sei." (Steudel.)

Nimmt man dazu noch die Populäre Psychiatrie, die Dr. Schäfer jüngst veröffentlicht hat (Würzburg, Stubers Verlag) und den vom Dr. Hennig in der „Umschau" geführten Nachweis, daß die von uns geforderte Schulreform immer stärkeren Zuwachs an Kampfgenossen findet, so braucht man sich über die laienhaften'Ausführunzen des Herrn Artur Leminneck nicht zu beunruhigen. Sie werden den noth wendigen Fortschritt nicht aufhalten.

Herr Artur Leminneck^ist mir ^vielleicht noch dankbar, daß ich ihn in die „Zukunft" und damit in die deutsche Literatur gebracht habe. Meine Absicht war so freundlich nicht: ich wollte ihm seinen Ramm festnageln, wie der. Bauer eine Fledermaus an sein Scheunenthor anschlägt. Ich sage es ihm „im Brustton der Ueberzeugung", daß ich mit Seinesgleichen nichts zu schaffen habe. Der Kreuzzeitung aber und allen amtlichen AnzeigeblSttern meinen herzlichsten Glückwunsch zu diesem Retter und Kampfgenossen.

Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Herausgeber und »croniworllichcr Rcdalicur: M. Horden iu Berlin. — Verlag der Zukunft w Berlin
Truck von G Bernstein in Berlin.

praeludium.
H^zch ^onap.rrtco linö ^!l0,ca»s öicgcn bei VllZicugv Uüd H^xiilinöcn
i^V rourde, am neuntenFebruar1M1,derFrikdevonLuiuvilIe geschlossen.
Das morscheDeutscheReich verlor dos linke Rheinufer, drei Millionen Menschen und sechzigtausend Quadratkilometer Lande?, und den in ihrer Teiritorialrnacktgeschmälerten Fürsten wurde, wie schon drei Jahre vorherim Frie» den von Campo Formio, vom Sieger Entschädigung zugesagt. Die regeiisburger Reichsdeputation wird die Ansprüche prüfen und Jedem geben, was ihm gekühlt. Von Rechtes wegen? Nein. Die franko russische Interessengemeinschaft kann nicht wünschen, daß einerderdeutschenGroßstaatenBeträcht» liches gewinne; kanns durch schlaue Nutzung der austro-vrcußischen Eifersucht leicht hindern und in Südwestdeutschland sich ein den Großen unbequemes Staatenbündel schaffen. Im Hauptschluß vom fünfundzwanzigsten gedruar I^t^Z fügrn die Regensburger sich dem Wunsch der Imperatoren aus West und Ost. Deutschlands Volk fühlt die Schmach nicht; a!mt nicht, dahKleinmuth und Eigennutz derFürsten den letzten Pfeiler derKaisermacht, die des Reiches Einheit repräsentirt, lockern muh; Irög> dieTchande fremder Bevormundung wie ein unabwendbaresGeschick und rührt sie!, nicht einmal, als die Franzosen Hannover besetzen und von deutschem Boden den Herzog von Enghien nach Vincennes schleppen. Viele Misten und Häupter Freier Städte jauchzen dem Eroberer zu, den der Wille des von solchem Glanz gc^ blendeten GallieroolkeS zum Kaiser krönt. Karl Friedrich von Baden schreibt «n ihn: „Eure Majestät kennen das Gefühl ergebener Bewundciung und

Dankbarkeit, das mich an Sie kettet, zu gut, um an der tiefen Freude zweifeln zu können, die ich bei derNachlicht empfand, daß Eure Majestät mit der Macht bekleidet worden ist,die denWünschen und derWürde ein/r so großen Nation, zugleich aber auch dem Genie, dem Ruhm, den gewaltigenEigenschafschaften entspricht. Mein aufrichtiger Glückwunsch soll eine neue Huldigung sein, die Wiederholung der ehrlichenWünsche, die ich für die Erhaltung JhrrS unersetzlichen Lebens hege. Eure Majestät wollen mir gestatten, in vollem Vertrauen stets auf ein gnädiges Wohlwollen und auf die Gewährung Ihres mächtigen Schutzes in allen Angelegenheiten meines Hauses zu zählen. In Bewunderung und tiefster Ehrfurcht bin ich Eurer Majestät sehr ergebe» ner Karl Friedrich Kurfürst von Baden," In dem Brief, den badische Prinzen zur Krönung nach Paris mitbringen, nennt Karl Friedrich sich gar den lies Kumble «t lies ltovuue .>> r-v^ui- des Franzosenkaiseis. Der Landgraf vonHessen Rothenburg schreibt: „DaS französische Volk hat soeben eins der schönsten Denkmale nationaler Liebe und Dankbarkeit errichtet, als es Eurer Majestät Titel und Würde des erblichen Kaiserthumes oerlieh. Diese Würde scheintgefchaffenfürDen, der in seinenThaten und in seinem Genieso sehr dem ersten derCaesaren Shnelt.LängstbewundertEuropa diegroßenEigensckiaften Dessen, der dem Erdtheil den Frieden gebracht und sich im Tempel des Ruhmes einen derschönsten Plätze gesichert hat. In den Beifall spendenden JubelmfEuropas mischt sich auch meineStimme.umEurerMajestät Glückwunsch und Huldigung darzubringen. Eure Kaiserliche Majestät wolle darin dasEmpsindeneinesHauseserkennen,das mit eh, furchtooller Treue an Frankreich hängt, weil dieses LandesGrohmuth ihm Schutz und Rechtsbürgschaft gewährt hat. Ich wage, Beides von der Seelengröße Eurer Majestät auch ferner noch zu erwarten. Meine Dankbarkeit wird Ihrem Ruhm zu ähneln trachten; sie wird ohnegleichen sein und in meinen Enkeln fortleben. Zn tiefster Ehrfurcht bin ich Eurer Kaiserlichen Majestät sehr geringer und ganz gehorsamer Diener Emanuel Landgraf von Hessen-Rothenburg." Der Fürst von Hohenzollern-Hechingen fleht den Himmel an, das glanzvolle, für alle Nachbarn und besonders für diedeutschenStaatenkostbareLebendesKaisers zu verlängern. Joachim von Fürstenberg bittet um gnädigen Schutz und spricht seine Freude über die Körung aus, die den Frieden Europas und die ungestörte Geltung der deutschen Verfassung sichere. Die Zürsten von Leiningen und von Isenburg schwelgen in Tönen ähnlicher Inbrunst. Die Fürstin-Re» gentin vonOettingen-Spielberg stammelt: „In diesemgroßenEreignißsegnet Deutschland die Erhaltung und Vollendung des Zustandes, den ihm die

mächtige Hand Euer Majestät statt der Kriegsgräuel beschert hat. Ich wage, auf den Stufen JhreS Thrones den Ausdruck der Genugthuung und Freude darüber niederzulegen, daß derHeld des Jahrhunderts mit der Macht bekleidet ward, die ihm Einfluß auf das Schicksal meiner Söhne sichert. Wenn, wie ich innig wünsche, die Dauer Ihres Lebens der Ihres Ruhmes gleicht, werden noch meine Enkel in begeisterter Dankbarkeit sich des von Eurer Majestät uns huldvoll gewährten mächtigen Schutzes freuen." Lakaien, die der Fremdling für den Nachtstuhldiest miethete? Nein: deutsche Fürsten; acht Jahre nach dem Tod Frißens von Preußens. Leider sprechen deutsche Bürger nicht anders. Im Namen der Freien und Hansa»Stadt Bremen wimmert der prSsidirende BürgermeisterHeinrich Lampe: „Eurer Majestät war vorbehalten, in einem weiten, von den furchtbaren Stößen derZwietracht und Anarchie erschütterten Gebiet Ruhe und Ordnung zu schaffen. Seit Jahrhunderten sind wir den Interessen Frankreichs verbunden und die neusten Ereignisse haben dieses Band noch enger geknüpft. So sind mir gewöhnt, das Glück Eurer Ma» jestät als einen Zuwachs zu unserem anzusehen. Eure Kaiserliche Majestät kann sich also vorstellen, wie groß unsereFreudeist,da nun das mit soreichem Lorber geschmückte Diadem auf der erhabenen Stirn glänzt. Möge der All» mächtige das Leben Eurer Majestät mit eben solchem Glück segnen, wie es autEurerMajestöt Mühen auf dieFranzosen und auf die Staaten, die Ihren Schutz erbaten, herabgetröuft ist. Mögen die Tage Eurer Majestät, die daö Szepter in so fester Hand halten werden wie die Wage der Gerechtigkeit, so lange währen, wie Alle wünschen, denen dasGIück der Völker, die Zufrieden» heit der Mitlebenden und das Gedeihen künftiger Geschlechter wahrhaft am Herzen liegt. Wir, die unterwürfigsten Diener Eurer Majestät, bitten, uns und unsererStadt auch ferner die hohe Güte zu erhalten, die uns bisher gemährt war." Unsterblichen Ruhm, schreiben dieLübecker, habe derKaiserzu wohlthä» tiger Wirkung gebracht. Wunderbar, jauchzen die Nürnberger, einzig in der Geschichte und tröstlich für den Freund der Menschlichkeit ist derAusblickaufeine Zeit allgemeinen Friedens. UndoieAügsburger kreischen: „Einstimmig preist Europa das große Herz und den weiten Blick Eurer Kaiserlichen Majestät, deren Handeln überall die glänzende Spur eines erhabenen und wohlthötigen Genies erkennen läßt.Wie dürfte dieFreieReichsstadtAugsburg, dieim Ver» laufe weniger Jahre so viele Beweise derHuld und des Wohlwollens empfan» gen hat, die Gelegenheit versäumen, EurerKaiserlichen und Königlichen MajeständieHuldigungtieferVerehrung darzubringen? Unsere heihestenWünsche Velinen sich zu der Bitte, das unschätzbaie Gilt des mächtigen Schutzes der

Stadt Augsburg in allen Föhrlichkeiten zu ihrem Heil zu erhalten." Darf man darüber staunen, daß der Empfänger solcher Briefe noch aufSanktHelena sprach, diePamphletisten,die seinen Ruhm anzunagen versuchten, würden auf Granit beißen, denn seine vom Sonnenglanz umleuchteten Thaten zeugten im Wandel der Zeit für ihn und Millionen europäischer Menschen trauerten um ihn, alsum Einen, der einer Menschheit zum WohlthSter ward? Ein Halbjahrhundert nach dem Frieden von Luneoille, Nicht einFranr zosenkaiser wirdjetztvom deutschen Empfinden vergottet, sondern einReuffenzar. Nikolai Pawlomitsch gilt als derHeld des Jahrhunderts und Germaniens entmanntesVolk wirft sich vor ihm in den Staub. Darf Manteuffel Minister bleiben, trotzdem er dem Zaren nicht gefällt und sogar seine Frau am Hof der Königin schlecht behandelt wird ? Theodor von Bernhard! schi eibt in sein Tagebuch: „Der neue Bürgermeister von Hirschberg besucht mich; ein eleganter und parfumirter jungerMann in hellen Handschuhen. Bürgermeister werden zwar von den Stödten gewählt, von der Regirung aber bestätigt, re v^ualso von der Regirung ernannt. Diesem jungen Mann sieht man auf den ersten Blickan, daß ergebildet istmieJemand, der eine deutsche Universität mit Ernst besucht hat. Aber welche Ansichten! ‚Rußland verhält sich zu Deutschland wie Makedonien zu Griechenland; deutsche Bildung wird und muh in Ruhland herrschend werden. Dagegen wird Deutschland aufhören, als Staat fortzubestehen;RußlandwirddiethatsSchlicheHerrschaftindemalterschmachenDeutsch° land erlangen, aber die deutsche Nationalität in ihrer für die allgemeine Welt» bildung maßgebenden Literatur fortleben. Ruhland ist das Reich SaturnS, Da herrscht die größte Ordnung, die allgemeinste Glückseligkeit, in allen Ztön» den begeisterte Liebe für das Kaiserhaus; da sind Volk und Regirung einig. Von dort her muh das Heil der Welt kommen.'Sah es so in den Kreisen der Höchstgebildeten aus, so war nicht zu verwundern, dah der Kultus des russi» schen Zarthumes in den tieferen Stockwerken der Gesellschaft die thörichtesten Formen annahm." Der „Bote aus dem Riesengebirge" bringt ein Gedicht, in dem Nikolai als der größte Mann derErde gefeiert wird, „ als einziger Mann in dieser Zeit der Memmen, die Sinn nur hat für Weiber, Geld und Schirm» men";erbärmlichePygmäen»ciden Dir, «Kaiser, den Ruhm „und huldigend liegt Dir die Welt zu Füßen, Dich, Herr und Kaiser, jubelnd zu begrüßen". Nach Nikolais Tod niirds noch schlimmer. „Die Kreuzzeilung ist mit schwarzem Rand erschienen, als sie den Tod desZaren zu melden hatte! So ganz «noer> hohlen feiert sie in diesem Kaiser ihren eigentlichen Herrn? Der Regirung-PrösidentGraf Zedlitz hat, als die Nachricht eintraf, von seiner Frau verlangt,

Praeludmm,
sie solleTrauer anlegen, noch ehe dieVorschrift der Hoftrauer da mar. Pastor Krummacher hat am Begräbnihtag in Potsdam über den Text gepredigt: Der Kaiser ist tot. DerKaiser! Der Kaiser pai- c.xcell«, ce! Welcher Preuße müßte dabei nicht schamroth werden! Gerlach sagt in der Kammer, der Tod des Kaisers Nikolaus habe in ganz Preußen gewirkt, als ob ein Vater gestorben wäre. Gardeoffiziere und Aristokratie treiben einen förmlichen Kaiserkultus Man trägt Trauermedaillen mit dem Bildniß des Kaisers an einem schwarzenBand. Die Herren Gardeoffiziere tragen sie an derUhr, dieDamen an den Armbändern. Der Kaiser > «ut com t ist in diesen Kreisen immer der Kaiser von Rußland In den Militärkreisen überall Kaiserkultus und kein Ende. Man kann nicht genug über die Verblendung der Gardelieutenants staunen. Der Nikolaus, für den sie schwärmen, ist ein ganzimaginäresWesen, das nie und nirgends existirt hat; der wirkliche Kaiser sah ihm nicht entfernt ähnlich. In dem pommerschenArmeecorps sind soziemlich alle Offiziere kreuzlilterlich und russisch gesinnt und behelfen sich in Ermangelung von Ideen mit gewissen Schlagworten: .Ich höre lieber dierussischeNationalhymne als die Marseillaise'; und mitähnlichen.Wirsollten uns vonRechteswegen wohl Beides verbitlen und bei,HeilDir imSiegerkranz'stehenbleiben." Sogrollt Bernhal di. Und berichtet, nach einem Gespräch mit dem Oberst Etzel: „Der Anblick hier ist entmuthigend. Kein Mensch weih, was werden soll. Beunruhigend ist namentlich die schlaffe Mutlosigkeit, die man bei den vernünftigeren unserer Staatsmänner findet. Während alle Verständigen oerzweifelt sind, weil Preußen beseitigt, unbedeutend, in die politische Rumpelkammer gestellt ist, glaubt der König, der Schiedsrichter von Europa zu sein, glaubt er, Alles buhle um seine Gunst und allc Möchte legten die Entscheidung der weltgeschichtlichen Fragen inseineHand."Äufseinen ersten Berather hörtFried» rich Wilhelm der Vierte kaum noch. Als ihm erzählt wird, Manteuffel billige irgendeine kSniglicheVerfügungnicht,iufter: „Achwas: Manteuffel istmein Schuhputzer!" Manteuffel kennt diesen Auespruch, weiß, daß er eigentlich gehen mühte, meint aber, als treuer Diener dürfe er in kritischer Zeit seinen Herrnnichtverlassen. So profitabler Trost hatder Zchwachheitnoch niegefehlt. Nach den Franzosen und den Russen kamen die Briten dran. Jahre lang hatte namentlichSüddeutschlandMcs, mas nach Freiheit schmeckte oder roch, über den Rhein importier. Das war nach dem Staatsstreich Louis Napoleons nicht mehr so bequem: und der Blick deutschen Sehnens mühte sich deshalb, durch den Kanalnebel in das Land zudringen, woschunMmiteLquieu das Ideal des Tacitus, die Arbeitgemeinschaft von Monarchie, Aristokratie

und Demokratie, verwirklicht fand, Dahlmann, Macaulay, Vincke, Gneist wurden gelesen und unter dem Eindruck solcher Lecture wuchs die Ehrfurcht vor der „unvergleichlichen Erbweisheit" der Briten. LKurcli ancl cr^nn sind dort dem Volksbewuhtsein Palladien: und dennoch ist des Gewissens Regung frei und die Krone selbst dem Gesetz unterthan. Die Macht des Adels ist gesichert: und dennoch dem kleinsten Mann auf derStraße seinReclt verbürgt. Ist Britanien deutscher Bewunderung nicht würdiger als Frankreich, dem wir den Pröfektendruck, die politischeUnselbständigkeit der Beamten, die gefährlichen Künste der Verfassunginterpretation, das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft und ähnliche Danaergaben danken? Mit fast neidischer Bewundemng muhte gerade der deutsche Beamte nach England hinüberschauen. Geheime Personalakten, in denen auch grundloser Zorn eines Vorgesetzten sich ungestrastaustoben darf, sind da nicht zu fürchten; die Freiheit des politischen Glaubensbekenntnisfes ist gewahrt, durch eifernde Willfährigkeit auf derEhrenleiter eine höhereSprossenicht zuerreichen und die Absetzungnur möglich, wenn die triftigsten Gründe dafür sprechen. Willkürliche Entlassung einesBrieftrögers kann im Parlament zu den heftigsten Debatten führen, sagt Treitschke; und fügt (schon 1857)hinzu: „ JnPreuhen bringt jedeKammermahl sämmtliche Vermaltungbeo.mte.bis zum Ofenheizer der untersten Behörde herab,ja,wohl gar die Handwerker.derenSchild dasPräoikat.Hof'schmückt, in den ernstesten Konflikt zwischen ihrer politischen Ueberzeugung und den Interessen ihrer Subsistenz." England überAUes: wurde dieLosung des deutschen Liberalismus, der doch nicht einsah, dasz dieFreiheit undKraft des britischen Staatslebens sich auf deutscher Erde nur wiederholen konnte, wenn die politische Leistung des Bürgers lanZeit, Geld, wachsamem Patriotismus) derdeS Jnselrömers ähnlich wurde. Gneist selbst, ein unverdächtig Liberaler, hatte in seinem Werk über Englands Verfassung und Verwaltung gesagt, Deutsch , land habe „ die weiteste geistige Entmickelung, die gesundesten gesellschaftlichen Verhältnisse, die dem Gemeinwesen wohlthätigste Vertheilung des Vermögens, die in einem GroßstaatEuropas vorkommt". Die>Ik>?r,n,OIiln'!aBritaniens blieb auch danach das Ziel der Sehnsucht. Die Frage, ob England von deutschem Nationalempfinden Dank verdiene, wurde, weil dieses Empfinden in seiner Schüchternheit kaum zum Wort kam, gar nicht eist gestellt. In der Zeitdes Dreißigjährigen Kriegeshatein Britenkönig die Verwirrung gemehrt, dieSache des Protestantismus gefährdetund den kontinentalenHändeln dann kühl den Rücken gekehrt. Daß Deutschland im Rastatter Frieden nicht den Elsaß bkkam, war das Werk englischerStaatskunst, die zuerst zmar dieRück-

gäbe der Stadt Straßburg als Mindestleistung forderte, dann aber dem Frank»
reich des Sonnenkönigs sich gefällig zeigen und auf DeutschlandsKoften ihren
Besitzstand sichern wollte. Seit die Briten das in Frankreich eroberte Land (zu
ihremHeil.wie Macaulan beweist) verloren hatten, mar ausbeiden Seiten des
Aermels dieStimmung unfreundlich undLordStanhopekonnteseinVerspre»
chen, den Landsleuten die Franzosenfeindschaft abzugewöhnen, nur einlösen,
wenn der Abtund Staatsrath Duboisihnnichtmitleeren Händen vor dieWelt»
höndlernation treten lieh. Und wer Neufundland und die Antilleninsel Saint
Chriftopher haben wollte, durfte denParisern nicht auch noch den Elsaß abfor>
dern. Die vor denSwrmtagen des Siebenjährigen Krieges gesammelten Er
fahrungen faßteFritz von Preußen in den Satz, den er, als seine bündigeKrilik'
englischerDiplomaten, in einem Brief anKarl vonBraunschmeiz aussprach:
„Diese Leute wollen, daß ich Frankreich an die Luft setze und mich an dem
Ruhm sättige, ihr Hannoverland gerettet zu haben, das mich gar nicht an-
geht; entweder wollen sie mich gröblich dupiren oder sie sind lächerlich eitle
Narren/ Hundert Jahre später schrieb einKönig von Preußen, seine Mahn-
ung sei in London „wie daö Gebell eines Hündchens" überhört worden. In»
zwischen hatte England das Deutsche Reich noch einmal um das Recht auf
Elsaß-Lothringen geprellt. Die Rückgabe märe erreichbar gewesen, wenn
Wellington nicht, ehe die verbündeten Monarchen noch in Pari5 eingezogen
waren, Ludwig den Achtzehnten unter dem Schutz englischer Banonnettes in
die Tuilerien gebracht hätte. Dem befreundeten König konnten die Vorkäm-
pfer der Legitimität am ersten Tag nach der Heimkehr nicht eine Landzer-
stückung zumuthen, die seine Macht entwurzeln mußte. In der Instruktion,
die Tallenrand sich vom König für den Wiener Kongreß geben ließ, wurden
die Großmächte vor Preußens Ehrgeiz l„den dieser Monarchie ihre körpcr-
licheGestaltung fast zurPsticht macht") eindringlich gewarntundBeschlüsse
empfohlen, die Preußens Besitzstand uud Einfluß schmälern sollten. Der
kluge Franzose setzte seinen Willen auch durch: Preußen erhielt Mainz nicht,
von Sachsen nur einen Theil und wurde auf der niederländischen Seite un-
günstig abgegrenzt Warum? Weil Castlereagh, der dem Fürsten Härder
berg vorher die energischste Unterstützung zugesagt hatte, in dem Augenblick,
wo Friedrich Wilhelm sich nicht in eine den Russen feindliche Politik Hetzen
lassen will, sein Wort bricht und Frankreich und Oesterreich, den Gegnern
preußischer Macht, ein Bündnih vorschlägt. Ein Halbjahrhundert danach er-
eifern sich britische Staatsmänner für Dänemarks Integrität („Wir dürfen
nicht dulden, daß Kiel ein deutscher Kriegshafen wird") und gegen den büh-

mischen Krieg, der Preußens Prestige erhöhen könnte Noch 1870 hat England, trotzdem Carlyle laut für die Gerechtigkeit des deutschen Kampfes zeugte, Frankreich begünstigt und der Franzosenflotte sogar gestattet, im Beieich britischenHoheitrechtes einen deutschenKauffahrerauszubringenAufdemWeg nach Afrika stießen wir bei jedem Schritt auf den Leun, Für solche Leistung hätte ein anderes Volk nicht den Zoll der Bewunderung gezahlt. Deutschlands hats gethan; und meinte, auf die Objektivität seines Urtheiles stolz sein zu dürfen. Jetzt freilich hat der Wind sich gedreht. Wird viel zu oft bei uns unfreundlich über England gesprochen. Weil es in seiner Politik bessere Geschäfte macht als das Deutsche Reich und weil wir den Verantwortlichen erlauben, die Erträglofigkeit ihres Mühens mit dem Hinweis auf die skrupellose VerschmltztheitderRivalenzurechtfertigen,(EineseltsameSitte.„DieKonkurrenz ist höllisch schlauundsperrtunsalleWege": der Leiter einer Aktiengesellschaft, der sich mit solchem Wort von schlechtem Geschäftsabschluß zu entschuldigen «ersuchte, würde von höhnendemGelSchter aus der Rednerreihe und bald wahrscheinlich von seinem Posten gejagt.) Das ist weder nützlich noch nobel. Wir haben keinen Grund, sentimentalisch im eitlen Bewußtsein anglo deutscher Stammverwandtschaft und Waffenbrüderschaft zu schwelgen und zu wähnen, BlüchersTagesbefehl aus oemPachthofLa Belle Äliiance habe wirklich „ein von der Natur schon gebotenes Bündniß" besiegelt. Dem Genie dieses kräftigen, herrisch stolzen Volkes aber, seinem unbeirrbaren Instinkt, der Fähigkeit, das tür ein Weltieich Nothwcndige zu erkennen und zu erringen, dürfen wir auch im Aerger die Anerkennung nicht weigern. Muß derPendel unseres Empfindens denn immer in zu weitem Bogen ausschlagen?Thöricht ist, dem Briten als Schuld anzurechnen, daß er nur an das Wohl seines Reiches denkt; thüricht.ihn zu schalten, weil er um jeden erschwinglichen Preis profitableGe» schöfte abzuschließen trachtet. Nur keinen Rückfall in die Vasallenfitte dunkler Tage! Nur,geradejetzt,ruhig>'Würde! DieBoehcit blinzelt über die Grenze.
Wenn deutsche Menschen morgen auch von fern nur den Schwachgemuthen ähneln, die aus verzücktem Auge auf Bonavarte und Nikolai, Palrnerston und Maostone starrten, wird Germania übermorgen zum Kinderspott.
Eduard derSiebente kommt endlich n^ch Berlin; zum ersten Mal als Gekrönter. Kommt mit seiner Königin. Weil er, ohne dicPflicht zurHöflichkeit grob zu verletzen, den Gegenbesuch nicht länger aufschieben kann. Weil manche an seinem Geschäft konsortial Bethcilige finden, im anglo deutschen Verkehr sei die Spannung allzu straff geworden, Und rveil der Kluge nicht hoffen darf, je in hellerem Glanz kommen zu können. Fast täglich wird im Vereinigten Königreich über die Unvermeidlichkeit dcö gegen Deutschland zu

führenden Krieges und über die Abwehr deutscher Invasion geredet. Die Rüstungarbeit wird beschleunigt, ein Landheer (nicht zum Schutz der englisten Küste) geschaffen, dieLanoung in Jütland strategisch, in anderen Theilen Skandinaviens politisch voi bereitet. Ein deutscher Generaloberst, der fünfzehn Jahre lang auf Moltkes Platze saß und dessen Artikel vom Deutschen Kaiser seinen Generalen empfohlen wird, nennt Britanien laut „einen un» versöhnlichen Feind, dessen Haß sich durch Versicherungen aufrichtiger Freundschaft und herzlicherSympathienichtmildernlSht". Eben erst hatte die Herrn Haie gewährte Interview erkennen gelehrt, wie Wilhelm über England und dessen König denke. Das genirt VickysSohn nicht. Just in dieserZeit will er nachBerlin. „Paßtauf, wie sie sich der Ankündung freuen, mit welcher Herzlichkeit mich empfangen werden. Ich bin der Freund Ruhlands und der Vereinigten Staaten, Japans und Chinas, der musulmanischen, slavischen, lateinischen, nordgermanischen Völker. Und mein Neffe hat lange keinen ganz großen Herrn zu Besuch gehabt." So mag er gesprochen haben - hat er sicher gedacht. Er ist willkommen. (Obs einDeutscherKaiser, der so gegen England gehandelt hätte, in London wäre?) Jede höfische Ehrenbezeugung sei ihm gegönnt. (Man sollte ihn, den militärische Schauspiele langweilen, mit deutschen Großindustriellen und Großkaufleuten zusammenbringen, ihm nicht eine Prunkoper oder gar das widrige Asfyrerballet, sondern einen lustigen Schwank vorführen und jedes Tages Hälfte zur Belehrung oder Ergötzung nach eigener Wahl srei lassen.) Kein rohes Wort darf ihn kränken. Wollen dieVertreter des aufrechtenBürgerthumes wieder neben wiehernden Pferdeköpfen auf winterlicher Straße den Mund zur Huldigung aufthun: mögen sie. Nur: nicht allzu viel Eifer. Keine Hymnen und kein Gewinsel um Englands Freundschaft. Was Brauch und Anstand heischt; nicht mehr. Die Stunde ist ernst und wir müssen uns hüten, Europas Lachlust zu reizen. In manchen Praeludien ward dem Besuch schonzu hohe Bedeutung gegeben; nach der Weise deö uhlandischen Frühlingsglaubens: „Nun muh sich Alles wenden/'
Noch sieht es drauhen nicht lenzlich aus; und die Welt wird uns nicht, wie oemSchmabensönger,schöner mit jedeinTag.Jmzwan^igstenRegirungjahr Wilhelms des Zweiten sollte über den Werth von Mvnarchenbejuchen nirgends noch ein Zweifel möglich sein. Erfahrene haltcn auch früher keinen. Als Bismarck in Biarritz mar, sagte ihm Louis Napoleon, er warte nur auf dieGelegenheit, Preußen, dessen Interesse dem Frankreichs so nah wie keines anderen Großstaates sei, den Beweis freundschaftlicher und thätiger Sympathie zu liefern; gegen dieAngliederung derHerzogthümerhabeernichtsein» senden. NachKöniggraetz undNikoleburg hieß es dann: 1^ v.nu l,^ puur

8acj«« ä! TrotzdemsahAllesungemein friedlich und freundschaftlich aus, als König Wilhelm und Bismarck, Kaiser Alexander und Gortschakow im Juni 1867zurWeltausstellung nach Paris kamen. DieMonarchen betheuerten die Absicht,mit aller verfügbaren Kraft für die Erhaltung des Friedens zuwirken. Der preußische Ministerpräsident erklärte im Gespräch mit Rouher, er denke nichtdaran.denEinrrittderSüdstaatenindenNorddeutschenBundzuerlangen. Und der russische Rl ichskanzler verbürgte sich bei Moustier dafür, daßBismarck nicht nach derEinigung derdeutschenStömme strebe. Schon einpaarWocben danach mußte Preußen französische Anmaßung (in der Sache der Herzogthümer> abweisen undBiemarck vonVarzin aus eineCirkularnote verschicken,in der die Sätze zu lesen waren: „Wir sind entschiedeneGegnereinerKriegspolitik; wir sehen keinen Vortheil, den wir jetzt daraus ziehen könnten. Aber nichts würde uns bestimmen, die Größe des Vaterlandes niedrigen Besorgnissenund auswärtigen Erwägungen unterzuordnen," Noch einmal gabFrankreichnach, weil es merkte, daß sich das deutsche Nationalgefühl nicht unter fremde Vormundschaft ducken werde; doch die erste Gewittermolke stand schon an EuropensHimmelSeit rüstigeMonarchen so viel reisen, werden ihreBesuchenur von Windmachern noch zu Ereignissen aufgebauscht. Welche Enttäuschung hatOnkelEduaid uns in einemLuftrum beschert! 1!'04,Kiel, DieLeibcompagnie des Ersten Garderegiments wird von Potsdam nach Holtenau geschickt, um an derSchleuße dem hohen Gast Honneur zu machen. Regatta,Galatafel, JlluminationsämmtlicherKriegsschiffe,Sa1ut,herzlicherAbschied.AnBordder „Hohenzollern" sprach Wilhelm: „Begrüßt sind Eure Majestätworden durch den Donner der Geschütze der deutschenFlotte, welche erfreut ist, ihrenEhrenadmiral zusehen, Sieist die jüngsteSchöpfung unter den Flotten derWelt undein Ausdruckder wiedererstarkenden Seegeltung des durch den verewigten Großen Kaiser neugeschaffenenDeutschenReiches.BestimmtzumSchutzseinesHandelS und seinerGcb!ete,dientsie,ebenso wie das deutscheHeer,derAufrechterhaltung des Friedens,den dasDeutscheNeich seit über dreihigJahren gehalten undEuropa mit erhalten hat. Einem Jeden ist bekannt durch Eurer MajestötWorte und Wirken,daß FurerMajestät ganzes Streben auf eben dieses Ziel gerichtet ist: die Erhaltung des Fiiedens,Jn unauslöschlicher Erinnerung an dieinOsborne gemeinsam verlebten unvergeßlichen Stunden am Sterbebett der großen BeHerr» scherin des jetzt von EurerMajestSt regirten Weltreiches leere ich mein Glas auf das Wohl Eurer Majestät. "Eduard hatte geantwortet: „Mich freutganz vesonoerk, daß es mir möglich war, in einer Jahreszeit, in der ich gewöhnlich in der Hciinath am Meisten in Anspruch genommen bin, Eure Majestät zu besuchen. Der Segelsport, an dem ich mich seit langen Jahren betheilige, übt

Praeludium,
eine stark? Anziehung und ich wollte mich mit eigenen Augen überzeugen, daß EunMajeftöt diesem Sport auch in Deutschlandschon vieleLiebhaber zu gewinnen vermocht haben. Dazu gesellte sich noch der Wunsch, die innigen verwandtschaftlichen Beziehungen, die unsereHöuser seit so langer Zeit verbin den, durch erneuten persönlichen Verkehr roo möglich noch enger zu knüpfen, ^urer Majestät anerkennende Erwähnung meines unablässigen StrebenS nach Erhaltung des Friedens hat mich gerührt. Die Gewißheit, daß dieses Ziel auch das Eurer Majestät ist, beglückt mich. Möchten unsere beiden Flaggen bis in die fernsten Zeiten, eben so wie heute, neben einander wehen und Frieden und Wohlfahrt nickt unserer Länder nur, sondern aller Nationen schützen!" Daraus war, so bald nach der Verkündung der <>nt. nt? c^- «lml<>. Etwas zu machen. Innigste Freundschaft derMonarchen und Länder. Daß inKiel nicht Alles glatt grgangen war. erfuhr man erst spät. Wunderte sich aber darüber, dah Eduard zwei Jahre fern blieb; weder zur Silbernen Hochzeit deS Kaisers noch zur Hochzeit des Kronprinzen kam. 1906: Onkel undNeffe folgen derEinladungMargaretens von Preußen insSchloßFriedlichshof. Die Offiziösesten versichern, daß der Verkehr „ungemein herzlich" mar und „in zwanglosen, freundschaftlichen Gesprächen auch die großen Fragen der Politik in einem Geist erörtert worden find, wie es derFeftigung des europäischen Friedens nur förderlich sein konnte". i907: neunstündigerAufenthalt Eduards in Schloß Wilhelmshöhe. Wieder zwei Tischreden. Der Neffe: „Auf der Fahrt zum Schloß konnten Eure Majestät in den Augen der Bürger von Kassel und ihrer Kinder und später bei unserer Rundfahrt durch unsere schönen Fluren und stillen Wälder in den Gesichtern aller Derer, welche die Ehre hoben, Eure Majestät zu sehen, dae Gefühl dankbarer Ehrerbietung für diesen Besuch lesen. Ick bitte Eure Majestät um die Erlaubniß, mein Glas erheben zu dürfen auf das Wohl Eurer Majestät, sturer Majestät erhabener Gemahlin, der Königin, des gesammtrn grohbrilanischenKönigshauses und Eurer Majestät Volkes." Der Onkel: „Ick freue mich sehr, daß Eure Majestät mich bald in England besuchen werden, und bin überzeugt, nicht nur meineFamilie, sondern das ganze englische Volk wird sture Majestät mit der größten Freude empfangen. Ich trinke auf das Wohl sturerMajestöten."Offiziöses Geständnih: „Im vorigen Jahr warenKönig stduard undSirCharles Hardinge kühl, zurückhaltend, zuoeknöpft: diesmal war Alles anders, freier, freundschaftlicher, herzlicher; man ficht: das Vertrauen ist zurückgekehrt, das Einvernehmen wiederhergestellt." 1908: wieder trifft der Onkel den Neffen (der inzwischen mit seiner Frau in London war) im cronberger Schloß der Prinzessin Margarete; und wieder heißts, sie seien

in herzlichster Freundschaft gesellt gewesen. Ueber Wien kommt flink aber die Botschaft, Eduard sei mit dem Ertrag der cronberger Gespräche recht unzufrieden und habe gesagt: „Wir bleiben friedlich, müssen aber, um auf jeden Fall oorbereitetzusein.neueDreadnoughts undJndomitables bauen." Denn Sir Charles Hardinge, der in Friedrichshof eine Verständigung über den Marinestatus angeregt Hai, ist unsanft abgewiesen worden. Reval, Casa» blanca, Daily Telegraph, Haie, Oesterreichs Bedrängung, Schlieffens Artikel. Was nun? Noch sieht es draußen für Deutschland nicht lenzlich aus. Nur von Ost her weht ein etwas wärmerer Wind. Zwar scheintOeste» reich-Ungarn (wo das Ruhebedürfnih des alten wohl über den Thatendrang des jungen Herrn gesiegt hat) dem Osmanenhunger noch etliche Brocken gewährt zu haben, von denen man bisher nicht muhte Sandschak, fünfundfünfzig Millionen, Zollerhöhung, Monopole, Handelsvertrag: Das war schon beträchtlich; und soll noch nicht genügen. Inden Moscheen der annektirtenPro > vinzen darf für den Khalifen (wie in katholischen Kirchen für den Papst) gebetet werden; die Geistlichen bleiben dem Scheich ul Islam unterstellt; und alle Mohammedaner können wählen, ob sie unter Oesterreichs Hut im alten Glauben ungehindert verharren oder in die Türkei auewandern wollen. So gering, wie Aehrenthal hoffte, find die Kosten der Annexion nicht geworden. Immerhin: sie ist Ereigniß; und selbst die Millionenzahlung hat eine gute Seite. Wenn die Magyaren Bosnien fordern, kann der beiden Reichshälften gemeinsame Minister sie fragen, ob sie bereit seien, die fünfundfünfzig Millionen auf ihrBudget zu übernehmen. Dann wird sich dieGier vielleicht kühlen. Und dieRechte der Balkangroßmacht werden dem Haus Habsburg-Lothringenvon keinemStarken mehr bestritten.AnGloria fehlts;dochists den gegen Oesterreich und Deutschland koalirten Mächte nicht besser gegangen. Sie wollten, dahdieKonferenz im austro-türkischen Streit dasRechtspreche: und diese Konferenz wird nun (wenn man den unnüßlichenPlan nicht etwa noch fallen läßt) nurnoch die Funktion des Grundbuchrichters haben, der den Befitzwechsel einträgt. Sie wollten Einzeloerhandlungen hindern und die Unbequemen öffentlich abstrafen: und die Türkei hat sich zu Sonderverständigungen entschlossen. Bleibt die von denSerbenPetersundNikitas drohendeGefahr, die nichtderRede merth wäre, wenn fienicht auf den Beistand derslavischen Brüder rechnen dürfte. Einstweilen aber ist inRußland dernüchterne Stolypin stärker als der eitle Jswolskij; da« Äefpenst des Balkanbundes geht nicht mehr um; und König Peter wird imVerkehr mit derHofburg allgemach wieder höflich. DerBluff, der in Marokko allzu wirksam mar, hat im OSmanenreich versagt. Nußland, das die neue Anleihe mit brilischcr H! Ife endlich unters Dach gebracht

Prakludium,
hat, darf sich ohne ernsteGefährdungderDynastieundderReichseinheitnicht
von denKerntruppen entblößen. Frankreich darf die achtzehn Milliarden, die
es in diezwischen dem Weißen und dem Schwarzen Meer liegenden Lä nder ver»
liehm hat, nicht unabsehbarem Kriegsschrecken aussetzen. Beide wollten ihre
Heere nicht zu einem Feldzug gegen Oesterreich und Deutschland mobil machen.
Und die serbische Sozietät war den Engländern doch nicht sicher genug.
Troß Alledem schließt unserOrientgeschäft schlecht ab.Jn derRededes
Großivefirs wurde das Deutsche Reich nicht erwähnt; um so lauter der mit
England erneute Freundschaftbund gepriesen. Die Türkei gehört fürs Erste
wieder zurbiitischen Einflußsphäre. Jeder Versuch, diesen Thatbest and zu oer-
dunkeln, brächte nur neue Enttäuschung. Die londoner Staatskunst hat nie
klüger operiert als in diesem Herbst muslimische, Renaissance. Möglich, daß
auch sie den Erfolg der Jungtürken nicht viel früher ahnte als Herr von Mar»
schall; gewiß ist leider, daß sie sich dem veränderten Zustand schneller anzu-
passen vermochte. Und ihr zuzutrauen, daß sie die Beziehungen der Enwer
Ben und Niazi zu albanischen Politikern kannte, die das Ohr des Sultans
halten. Warum muhten wir uns kriechen und Armenier völlig entfremden,
ihnen fast noch unfreundlichereMienen zeigen als dieLeute des Sultans selbst?
Barum versuchten wir nicht längst leise, die Jungtürken von England weg-
zulocken und ihnen die Zuversicht zu schaffen, daß eine drohende Reaktion
nicht nur auf britischen Widerstand stoßen würde? Warum war in den Ta-
gen der hestigstenKrisis nichtnurderBotschafterselbst (den HerrvonKiderlrn
«ohl ersetzen konnte), sondern auch das wichtigste Personal, der Erste Rath
und die Hauptoragomanen, auf Urlaub? WeilHerr von Marschall nichtLust
hatte, seinem Vertreter das Leben leicht zu machen? Die beschleunigte Rückkehr
desBotschafters,, hieß es dannoffiziös, hätte denVerdacht erregt, Deutschland
wolle das alte Regime in der Roth stützen. Schlimm genug, wenn die Hal>
lung deutscher Diplomatie solchen Verdacht gefördert hatte; daß er grundlos
geworden sei, konnte der Staatsmann, den derSchlesierconcernfürdasKanz>
lnamt kandidirt, andersten Tag nach seiner Rückkehr den im Mdiz Uebe»
lebenden und den Komiteeleitern beweisen, Durchschnittsdienstboten sagtman
nach, daß sie immer nur einen Gedanken im Kopf haben, nur eine Weisung
aufnehmen und nicht einmal mit dem Staubwischer weiterarbeiten können,
wenn ihnen ein Auftrag, der doch erst spöterauszuführenwäre,insOhi dringt.
Sind auch Diplomaten die afsoziirenden Centren manchmal verstopft? Als
in Konstantinopel die nationale Jugend siegte, dachte man in der Wilhelm
strahe offenbar nur daran, daß der renaler Plan unausführbar, die anglo-
«isische Verständigung, die man „ganz unnatürlich" gefunden hatte, gegen-

IS«
Die Zukunft,
standlosgeworden sei. Rieb die Hönde und vergoß Zweierlei: dah sichs inReval nicht nur um Makedonien, um die Abwehr der Sandschakbahndrohung handelte und daß die neue Machtoertheilung unsere einzige Trumpfkarte, die das Bildniß des edlen Abd ul Hamid trug, entwerthen mußte. EhrsameZurückhaltung und unzweideutigeNeutralitSt mag mandieserPolilіknachrühmen: schlau und rentabel war sie nicht. Als wir wieder nüchtern wurden, sah England behaglich im Fett. War England, das mit zäher Emsigkeit Jahrzehnte lang an der Schwächung und mShlichenZerstückungderTürkeigearbeitethatte, der Hort und Helfer der Osmanen geworden. Geliebt wurden wir von den Türken nie; trotz all den „ glänzenden Empfängen', dieWilhelmsHerz labten. Die paar Offiziere, die in die Schule des deutschen Heeres gegangen waren, hockten irgendwo in entlegenen Nestern; denn unser Freund, derGrohherr, lieh europäisch gefirnißte Diener nicht gern in oder bei der Hauptstadt. In Marokko und am Sinai hatte sich gezeigt, dah Deutschland, wenn sich der Himmel über dem Islam umzog, nicht leicht zu finden war. Was nützt ein Freund, ein Protektor, der sich jeder Fährnih, jeder unbequemen Pflicht so» gar entzieht? Deutschland hat der Türkei nichts weggenommen, aber auch nichts für sie gethan: das Schlagwort war geprägt. Und die Stärkung der Türkenwirthschuft? Da, wurde geraunt, ahmt Deutschland der Hexe nach, die das Kindlein nudelt, ehe sie es schlachtet. Seht Ihr nicht, wie sein Bot» schafter schwitzt, um den Schienenstrang derBagdadbahn zu verlängern und eintrSglicheKonzessionenzu erlangen? Und meintJhrwirklich,weil dieTürkei so weit von Deutschland entfernt ist, sei aus ihr, wie Fürst Bülow gesagt hat, von denBIonden nichtsWerthoolles heimzuholen? Weshalbziehen die Deut» schendannübersMeerundplagensich in Darmes»SalaamundKiautschou? Nie hat ein Orientale geglaubt, daß wir um Gottes willen, weil wir nun einmal Idealisten sind, der Türkeizu besserlohnenderWirthschaft helfen möchten; nie wirds einerglauben. (Eben so wenig wie einBrite, daß unsere Flotte nur dm Handel und die Kolonien schützen solle.) Rußland, Frankreich, England, sprach der Türke im Kreis der Seinen, haben auch nichts Gutesmit unsvor; Deutschland aber hat sich als unseren Busenfreund vermummt und mästet uns, um später was Gutes schmausen zu können. Falsch oder richtig: dieser Glaube hat gewirkt. Als Eduard dann selbst telegraphirte (er thuts viel seltener als sein Neffe und seine Depeschen werden drum höher eingeschätzt) und auf seinen Be» such hoffen lieh, als England Geld anbot und Schutz oersprach, war es rasch derLiebling des Volkes, konnte in die Verwaltung der Marine und der Zölle dreinreden, die nach Wien, Sofia, Belgrad zu sendenden Noten diktiren und

für den Tag der Ernte Alles hübsch still vorbereiten. Beinahe ists schon ein Protektorat- und wenn Britania erst so weit ist, streckt sie den Polypenarm aus. Ihre Strategie und Taktik war überall zu erkennen. Die Schonung Bulgariens und die Einschüchterung Oesterreichs, das Serbengebrüll und der Boykott: Alles von England bestellte Arbeit; bestellte und bezahlte. Wenn Deutschlands Einfluh im Türkengebiet abgedämmt wird(schon hören wirja, dah wir, trotz der Bagdadbahn, dort keine „vitalen Interessen" haben), mar das Geld gut angelegt. Und da wir mit Demokratien und regnenden Parlamenten nicht umzugehen missen, als Kryptoabsolutiften verschrien find und einen Botschafter haben, der für die Praxis orientalischen Lebens untauglich ist, weder Menschen zu finden noch mit ihnen zuplaudern vermag und dem früh und spät nur die Berichterstattungpflicht vorschwebt, kann das Ziel rasch erreicht werden. Wohin fliegt der nächste Pfeil? Noch ist der Köcher nicht leer. Nicht nur um die Türkei wird da gekämpft. Auch in Indien und Egypten leben musulmanische Nationalisten, die England gewinnen muh, wenn es die Wurzel seiner Kraft nicht verdorren lassen will. Die wissen jetzt, wer in der Schicksalgstunde für den Islam das Beste gethan hat Die Hindugährung und der Panislamismus find nicht mehrso gefährlich wie noch in den cronber» ger Togen. Die Beziehungen zu Ruhland aber fester, als selbst in Reval zu hoffen mar. Tiotz der verlängerten Meerengen sperre. Vielleicht entstehen in Persien(das fürs Erste mohl das für den Staatspathologen lehrreichste Land werden wird) neue Schwierigkeiten, wenn Sir Edward Grey die liberalen Knicker nicht dazu bringt, den Russen einen ordentlichen Happen zu gönnen. Einstweilen ist die Bilanz ohne Schleier recht stattlich. Und der Deutsche ein Tropf, wenn er sich einreden läht, er könne in der Welt Mohammeds bald wieder im Glänze stolziren. Das Schlimmste, eine weithin sichtbare Demüthi» gung Oesterreichs, ist vermieden morden. Die Rechnung, in der die Haupt» Posten dieTüikenfreundschaft und dieMöglichkeit gemeinsamer Aktion gegen britischen Uebermuth waren, hat aber ein nicht zu verklebendes Loch. Eduard kann kommen. Der Ton sicherer Ruhe, der aus der londoner Presse herüberklingt, zeigt, dah man drüben nicht vor Enttäuschung dangt. An den Versuch, Deutschland einzukreisen und zuisoliren, ist natürlich niege» dacht worden; immer nur an die Erhaltung ftiedlichen Gleichgewichtes. „Die überragende Stellung, die Bismarck dem Deutschen Reich verschafft hat, ist dahin. Jetzt aber wird es von keiner Seite bedroht." <l.)ni!^ O!,r«nic>o.) „Der deutsche Argmohn gegen England ist eben so unbegründet wie die Vermuthung mancher Brilen, das Deutsche Reich wolle die Vormachtstellung, die es int zwanzig Jahren verloren hat, zurückerobern." (Oail^on's.) DieStim.

Dir Zukunft.
men der Konservativen klingen nicht sanfter. Eduard kann kommen. Muh, 1!
sau! lju'uni'porlc. »oit.o»v,rt nu lelmev. Die Franzosen, denen diesesPro-
verbe gehört, sind schon einBischen ungeduldig geworden und HerrTardieu hat
ein paar bittereWorte über denAermel gerufen.Rechts weifz mannicht.wohindie
Reisegeht,linksnicht,merClemenceauablSsenwird.DereuropäischeOrientmar
das für die Westmächte schwierigste Manövrirgelünde; mit völlig verschiedenen
Interessen sollten sie für einegemeinsame Sachefechten. Daher war nichtviel
Ruhm zu holen. Jetzt mirds wieder bequemer. Am Ende bringt der erfahrene
Akquisiteur aus Berlin Einträgliches mit. Dort, wisperts aus den Ecken, ist
man nicht so ruhig wie in London; weil man nicht ahnt, was der King will,
ob er den suggestiblen Neffen umzustimmen, dessen jungen Pessimismus zu
nützen trachtet undob derKaiser ihm wieder des Herzens Schrein öffnen wird.
Dabei thut man, als habe sich in Deutschland nichts geändert und den Zu-
stand, der Franzosen und Briten behagte, derHall des Wortgeplänkels in der
Adventzeit kaum berührt „Ein MihverstSndnih von kurzer Dauer: in Par»
lament und Presse sagens dieBerufenen ja selbst." Und schaden durch solches
Reden dem Reich, in dessen Dienst sie gemiethet sind. Glaubt ihnen nicht!
Euer Reisender kommt in ein Deutscdland, das er noch nicht sah. DerKaiser
wird zu ihm über Staatsgeschäfte keinWort sprechen, dessen Tragweite nicht
vorher mit dem verantwortlichen Berather ernsthaft erwogen ward. Das bat
er der Nation versprochen; unddieNationfordertpünktliche Einlösung.Dann
wird sie prüfen, ob der Beschluß in die Richtung ihres Willens paßt. Gm»
landen undKomplimente kann der liebe Onkel getrost zu Haus lassen; in der
Kammer, wo die Requisiten für Komoedienbesuche gespeichert sind. Wir ha-
ben ihn an der Arbeit gesehen und wissen, was von ihm zu erwarten ist. Sind
nicht so kindisch, von dem Engländer, der, «IsSohnAlberts und als Boudoir-
prinz, sein Angelsachsenthum wie ein Diadem tragen muhte, die Wahrneh-
mung deutscherJnterefsenzu verlangen. Er treibt, wie diePflichtihm gebietet,
englische Politik und hat gegen Deutschland gerüstet und Freunde geworben,
weil er annehmen muhte, Deutschland bedräue dieSeeherrschaft und die isla-
mischeStellungBritaniens.Ehe diesenGrundfragennichteinebeidenLändern
genügende Antwort gefunden ist, wird zmischenEngland und dem Deutschen
Reich nicht Friede. Auch nach den schönsten Reden nicht. Spart sie uns! Wir
sind deö alten, nutzlosen Spieles müde und mühten unsschämcn, wenn es wie-
der anfinge. Eduard kommt nicht als «rbit^ munct!, nicht alsLehnsherr zu
einem Vasallen. Ob er zürnt oder lächelt: wir sind so stark mieersammtseinen
Konsorten. Höflich wollen wir ihn grüßen; doch dieWürde deutschen Wesens
wahren. Und ihm nicht vorlügen, daß Alldeutschland ihn ehrfürchtig liebt.

Päpstin Johanna,
Itl
jDäpstin Johanna.
or einigen Jahren «schien in Zeitlers Verlag in Leipzig eine Uebersetzung aus dem Neugriechischen, betitelt: „Päpstin Johanna, eine Studie aus dem Mittelalter von Emmanuel PhoVdis". Die PSpstin Johanna ist bekannt«, lich eine der meistumftrittenen Persönlichkeiten der Papstgeschichte. Ihre Regirung -miid in die Zeit zwischen Leo dem Vierten und Benedikt dem Tritten verlegt, also in die Mitte des neunten Jahrhunderts (»55 bis 8^7); sie soll zwei Jahre, diei^Monate und vier Tage regnt haben. Während ihre Existenz bis zur Reformation von keinem Chronikenschreiber bestritten wurde, erklärte sie zur Z?it der Gegenreformation, in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, der Geschichtschrerber Baronius für eine absurde, zu verwerfende Legende. Da aber Baronius von niederen Stufen bis zum Kurienkardinal sich hinaufge- schwungen hatte und dem Papstthum zur Zeit der Gegenreformation Alles daran liegen mußte, einen so bedenklichen Eindringling, wie eine PLpstin war, auszumerzen, so ist daS Urtheil des frommen Baronius, trotz dessen hoher Be» deutung als Chronist ^ und kritischer Geschichtsorscher, nicht ohne Zweifel hin« zunehmen; um so weniger, weil sieben Jahrhunderte vergangen waren, als n Johannas Existenz mit seiner großen Autorität aus der geschichtlichen Welt zu schaffen glaubte.

Der Grieche Phoidis schrieb sein Buch schon in den sechziger Jahren des vorigm Jahrhunderts. Da aber Neugriechisch eine nicht geläufige Sprache ist, so blieb das Aussehen, das es machte, auf die tzeimath des Verfasser?, Athen, beschränkt und die griechischen Prälaten hüteten sich wohl, den Ent> iiistungsturm,den sie in den lokalen Blättern anbliesen, in die westlichen Zeitungen zu übertragen. Jetzt aber, rachdem das Buch aus dem Neugriechischen ins Deutsche übersetzt ward, wandert es hier in Rom seit ein paar Jahren unter tcn Deutschen herum und wird auf seinen Gehalt geprüft, Zunächst muß vom Standpunkt des Wortkünstlers aus gesagt werden, daß es mit sehr viel Geisl und satirischem Witz geschrieben ist und daß es einen großen Reichthum an Bildern und Vergleichen enthält. Vom Standpunkt des Historikers aus ist zu konstatiren, daß der Verfasser mit Kenntniß uns Gründlichkeit vorgegangen ist und, nach der Masse von Citaten zu schließen, jede Quelle, die nur irgend vorhanden ist, aufgestöbert und benutzt hat. Wie weit nun die Schlüsse und Resultate, die er aus den Quellen zieht, und die Ergänzungen, die er will» kürlich vornimmt, dem Thatsächlichcn entsprechen, wird noch ans Licht kommen. Natürlich ist des Neugriechsn Phoi dis Nationalität dabei in Anschlag zu bringen, die sich von deutscher gewissenhafter Gründlichkeit gar wesentlich unterscheidet und das Sensationelle keineswegs verschmäht, Jmrrerhin ist es ein Opus, das

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_149.html[18.07.2014 18:00:27]

so viel Zeitfaibe giebt, wie nur irgend aus dem neunten Jahrhundert, dem dunkelsten von allen, herauszubringen war. Bietet doch selbst Rom in b lr - nnisrber Hinficht nur ganz abgeblaßte Fresken (in der Unterkirche von San Elemente) und höchst sparsame Mosaiken aus der Zeit, in der die Kultur auf dem niedrigsten Niveau angelangt war, in der barbarische Roheit das Ge> wöhnliche, Frömmigkeit und Sitte die Ausnahme waren.

Das Buch des Phoiois setzt sich aus zwei Haupttheilen zusammen: einem polemisch» kritischen, in dem er die Belege für die Existenz der Päpstin Johann, herbeischafft, und einem romanhaften, in dem er die Lebensgeschichte erzählt und mit Ornamenten aus allerlei mittelalterlichen Mönchsgeschichten willkürlich bereichert. Für das große Leserpublikum ist natürlich der zweite Theil der interessantere-, er ist mit sehr viel Humor und Phantasie, oft mit beißender Ironie geschrieben; freilich unter Anwendung von starken Pfefferdostn. Aber die Geschichte einer Päpstin ist eben kein Buch sür junge Mädchen. Für die Ge> bildetnen ocer gar die Gelehrten ist der Nachweis der Thatsache das Wichtigere und dieser Nachweis nimmt etwa den vierten Theil des Buches in Anspruchs Phoiois sagt in der Einleitung: „Bei der Aufzählung der Verfasser von Chroniken, die uns das Gedächtnis; Johannas aufbewahrt haben, wild der Leser vielleicht mit Erstaunen sehen, daß die meisten darunter Prälaten oder Mönche sind und daß sie, was noch sonderbarer anmuthet, ihre Schriften Päpsten widmen, welche die Widmung offenkundiz gern annehmen, ohne den Heiligen Stuhl für entehrt zu halten, weil ein Weib auf ihm gesessen hztte, während die guten Katholiken die Existenz der Päpstin als eine gemeine, bös- willige Erfindung und Verleumdung hinstellen. Dabei vergessen sie aber, daß die Verleumder Ordensmitglieder waren und die Mitra trugen." PhoimS nimmt zunächst des Hauptmidersackers der Johanna, des Baronius, Chronik, für sich selbst insofern in Anspruch, als er die Charakterisirung des neunten Jahrhunderts ihr entlehnt, einer Zeit, „in der die Wahl der Päpste nicht mehr von Klerikern vollzogen wurde, in der die päpstlichen Verfügungen, die Tm> ditionen und geheiligten Ceremonien vollkommen vernachlässigt, in der v cle Pontifices oder Pseudopontifices über wichen auf den päpstlichen Thron stiegen". Weitere Stellen aus Baronius' Lyronik, zum Beispiel: die aus der Periode der drei übermächtigen Frauen am Ende des neunten Jahrhunderts, die acht Päpste hinter einander errrählen ließen, werden angeführt, um die Verrucht» heit und Verderblheit der Zeit festzustellen und um darzuthun, daß Alles möglich war, also auch eine Frau den päpstlichen Tyron besteigen konnte, die „nach dem Zeugnis; der Chromlenschreiber dem Heiligen Stuhl die grüßte Egre gemacht hat, weil sie weise und fromm regirte", Phoiois führt dann mehrere andere Frauen an, die als Mönche längere Zeit in Mönchsklöstern gelebt haben und nicht oder doch erst sehr spät erkannt worden sind, insbesondere

Päpstin Johanna,
in den Zeiten, wo Bartlosigkeit kirchliche Vorschrift war. Von Chroniken»
schreibern, die die Päpstin Johanna ausführlich ermähnen und ihre Regirungzcit
an Leo den Vierten anschließen, roird vor Allen der sehr wichtige Marianus
scolus ins Treffen geführt, der am Ende des neunten Jahrhunderts lebte und
den päpstlichen Stuhl bis zur Vergötterung liebte. Da dieses stammen Mannes
Zeugniß höchst glaubwürdig sei, habe Baronius die Stelle für „eingeschoben"
erklärt, um sie zu entkräften. Dann Siegbert, ein Mönch und geschätzter
Chronikenschreiber, der am Ende des neunten Jahrhunderts lebte. Hierauf
Otto, Bischof von Freising, Halbbruder Kaiser Konrads des Dritten, in seiner
Chronik, die bis 114« reicht. Dann aus der selben Zeit Gifrid Arthur und
Gottfried von Viterbo, die Johannas Regirung zwischen Leo und Benedikt
ansetzen und dazu bemerken, diese Frau sei aber unter den Päpsten nicht auf»
zuzahlen. Als Hauptzeuge gilt im dreizehnten Jahrhundert Martinus Polonus,
ein Dominikaner, der lange Jahre Beichtvater der Päpste Johanns des Ein»
uirdzvanzigften und Nikolaus des Dritten war. Von ihm wird, außer dem
schon Angeführten, mitgetheilt, daß Johanna als Kind englischer Eltern in
Mainz geboren wurde, daß sie zwei Jahre fünf Monate vier Tage Papst
war, mährend einer Prozession niederkam und starb und daß sie ohne Ehr»
mveisung direkt an der Stelle, wo sie gestorben mar, beerdigt murde; ferner,
daß die späteren Pontifices diesin Platz vermieden und auf einem anderen
Weg nach dem Lateran zogen. Martinus Polonus fügt die Mahnung hinzu,
diese Frau nicht unter die Päpste zu zählen. Auch diese Stelle eines gänzlich
einwandfreien Chronikenschreibers (sagt Phoidis) murde später für eingeschoben
»klärt. Nachdem Phoidis durch eine Fülle von Zeugnissen (die wohl nach»
zriplüfen mären) die Thatsache der Existenz der Päpstin Johanna festgestellt und
Baronius widerlegt zu haben annimmt, gründet er darauf ihre Lebenszeschichte.
„Als Freund der Ordnung und der Staatsanwälte", zieht der Neugrieche
Phoiois vor, „nicht, wie die epischen Dichter und Romanschriftsteller, in der
Mitte anzufangen, sondern den Gegenstand seiner biographischen Darstellung
von der Wiege an vorzunehmen und in chronolgischer Reihenfolge bis zu seinem
Ende zu begleiten,"
Der ungenannte Vater Johannas soll ein englischer Mönch und Nach-
komme der griechischen Glaubensboten gewesen sein, die das erste Kreuz im
grünen Irland aufpflanzten. „Ihre Mutter hieß Jutta, mar blond und hütete
die Gänse eines sächsischen Barons," Der Mönch, der sich und sein Weib
redlich von Dem ernährte, was die Gläubigen in seinen Quersack steckten,
erhielt eines Tages von seinem Bischof den Befehl, nach Deutschland abzu-
reisen und sich an der Bekehrung der heidnischen Sachsen zu betheiligen. Er
zog mit seinem Weib acht Jahre in den Wäldein Westfalens umher, taufend,
lehrend, die Beichte hörend und begrabend, wobei er unendliche Leiden aus»

stand, aber von der Allerheil'gsten Jungfrau immer wieder höchst wunderbar aus den größten Gefahren «rettet wurde. Phoidis bedient sich bei dkr Wunder» erzählung der grotesken Ausdrucksmeise damaliger Legendenbücher, die er ironisnt. Es ist nicht möglich, ihm hier in seiner derb natürlichen, äußerst satirischen Tarstellung zu folgen, die gerade einen Hauptreiz des Buches bildet. Jutta gebar 818 in Ingelheim oder in Mainz ihre Tochter Jobanna, die einst den Schlüssel Petri zum Himmel an sich reißen „sollte." Sie wurde „in dem kalten Wasser des Mains" getauft, verlor schon im achten Lebensjahre ihre Mutter und unterstützte sehr früh ihren Vater in seinem apostolischen Beruf, Er lehrte sie Dogmatik, Dämonologie und Anderes, machte sie mit den Werken des Heiligen Augustinus vertraut und ließ sie, als eine Art Wunderkind, die ihr gestellten theologischen Fragen auf offenen Märkten beantworten. Fünf Jahre zog er so mit ihr in der Gegend der Elbe herum und ließ sie in ihrem sechzehnten Lebensjahr als Waise zurück. Phoidis erzählt nun einen Traum, den s,ine Heldin halte und in dem ihr zwei Frauen erschienen. Die erste mar die Heilige Ida, die, als Anmaltin der Ehe, sie auf die Freuden der Welt verwies und ihr unter anderen schönen Versprechungen zurief: „Meine einzige Habe waren meine rothcn Lippen, durch die ich Reichthum, Ehre und Heiligkeit erworben habe!" Die zweite Frau war die heilige Liobba, die ihr die Freuden des Klosterlebens schilderle, „Freuden, unvcrmischt mit Schmerzen, Unabhängigkeit statt Sklaverei, einen Aebtissinncnstab statt der Spindel und Jtsus statt eines sterblichen Gemahls." iWie Phoidis seine Liobba die Freuden des Mittelalterlichen Klosterlebens schildern läßt, muß man bei ihm selbst nach» lesen,, Johanna wählte Liobba als ihr Vorbild und trat ins Kloster der Heiligen Blithrud in Mosbach ein. Em sehr naturalistisches Abenteuer mit drei reisenden Missionaren, das sie auf dem Weg dortbin erlebte und aus dem sie nur ihr Gebet zur Madonna und ihre kräftigen Fäuste erretteten, muß aus das Konto von Phoidis' lcbhafler Phantasie gesitzt werden, Die Heilige Bllt^rud gewann die junge Nonne alkbcld wegen ihrer geistlichen Bildung lieb und machte sie zur Kustodin der Klostcrbibliothek, die ganze sechsunk sechzig Bände umfaßte, einen für diese Ze>t märchenhaften Schatz Sie lernte die Heilige Schrift und die Kirchenväter auswendig und führte ein gotlseliges Leben, Eires Tages aber stellte ihr die Aebtijfin einen achtzehnjährigen Benediktiner vor, ter im Auftrag des Priors von Fulda in der Klosterbibliothek die Briefe des Heiligen Paulus mit goldenen Buchstaben auf Pergament abschreiben sollte. Phoidis stellt dar, wie die beiden jungen Menschenkinder vierzehn Tage lang fleißiz mit einander lesen und abschieiben, wie aber am fünfzehnten Tag... ,.'^ivi-rio piü vi I><«?l?n> !>v:mti", sagt Dante. Ter junge Priester Fr^mcritius mußie nach Fulda zu seinem Prior zurück und ließ Johanna trostlos im Kloster ollein. Beide können die Trennung nicht ertragen. FrumeniiuS

schreibt ihr und bestimmt einen Oit des Zusammentreffens zur Flucht. Sie Wen die Flucht aus; Johanna verkleidet sich als Benediktiner»Mönch und find,t im Kloster Fulda Aufnahme. Die Lebensmeise der Kultentröger rvird nun von dem Verfasser beschrieben. Der uralte Rhabanus läßt seine geist» lichm Gedichte durch die beiden erfahrenen schreiblünstler sorgsam abkonterfeien. Sieben Jahre verbringen die jungen Lmte voll Glück und Liebe im Kloster, obne daß Johanna erkannt wird. Aber unter den Klosterbrüdern war auch ein Asket, der trotz der Entmannung, die er sich freiwillig auferlegt, zur Ent» haltsamkeit sich nicht zwingen konnte. Dieser fand eines Abends in einem Höhlenheiligthum das Paar in ungeordneter Toilette eingeschlafen. Er nähert sich Johanna zudringlich, wird aber von dem erwachenden Frumentius weidlich durchgeprügelt und davongejagt. Nach dieser Entdeckung ist jedoch ihres Bleibens nicht mehr im Kloster. Sie fliehen noch in der selben Nacht.

Nach dem Tode Ludrvizs des Frommen machten die Streitigkeiten seiner Söhne Teutschland durch Verwüstung fast unbewohnbar. Umsonst klopften die beiden Mönche an die Thüren der unmirthlichcn Hütten und Klöster. Johanna unterwarf sich ohne Murren allen Leiden, ertrug Hunger und Kälte und die ärgsten Strapazen. Ein Asyl im Kloster Sankt Gallen mar nur von kurzer Dauer, roeil ein neugieriger Mönch die Beobachtung machte, daß „Johannas Ohrläppchen durchbohrt seien", Sie durchzogen die Schweiz, ge> langten nach Frankreich, fanden freundliche Aufnahme bei Agobard in Lyon und fuhren von da die Rhone herab nach Arles, das im neunten Jahrhundert noch ganz römischen Charakter hatte. Drei Monate erholten sie sich kort in einem sehr- „gastfreien" Nonnenkloster. Aber die Eifersucht Johannas trieb sie wieder hinaus. In Toulon nahm ein Sklavenhändler die beiden Mönche mit auf sein Schiff, „um dem Henker bei der Aufrechterhaltung der Ordnung unter den Gefangenen beizustehen". Das Schiff mar nach Alexandria bestimmt, hielt aber bei Athen, wo die Mönche ans Land stiegen. Johanna hatte von ihrem Vater, der ja von griechischer Abstammung war, wie auch aus den Heiligen Büchern Griechisch gelernt und eine Vorliebe für die Heimath ihrer Borfahren geerbt: sie blieben also in Athen. Phoidis ergeht sich nun in Schilderung der griechischen Zustände, der Landschaft, der Bewohner, de? orthodoxen Ritus, der fanatischen Geistlichen, die er in dm kräftigsten Farben und mit starker Satire malt. Die Mönche wurden zu einem Festessen bei einiin vornehmen Griechen eingeladen, der Johanna die eindringlichsten Fragen über die Eucharistie und Aehnlichcs vorlegte, die sie mit großer Gelehrsamkeit und doch diplomatisch beantwortete. Athen unter der byzantinischen Herrschaft, der bilderzerstörendcn, wird von dem Neugricchen beißend geschildert. Die beiden Benediktiner schließen sich dem Orden der „Unabhängigen" an, gründen sich in Daphni eine Einsiedelei und einen kleinen Haushalt und üben nach Kräften

Tie Zukunft.
Gastfreundschaft, Allmählich breitete sich der Ruf von den Kenntnissen, dem Geist und der Schönheit des Bruders Johannes in Stadt und Land Athen aus. Frumentius aber begann, eifersüchtig auf die Fülle der Verehrerinnen und hauptsächlich der Bewunderer zu werden, die von allen Seiten zur Ein» siedelei strömten, um Johannes oisputiren und predigen zu hören. „Frumentius barg unter seinem starken männlichen Aeußern ein Herz, weicher als Wachs; er mar geboren, um zu lieben, wie die Nachtigal, um zu singen, wie der Esel, um hintenauszuschlagen. Wohl mar er fähig, zweihundert Kastanien zu verspeisen, ohne das geringste Magendrücken zu verspüren, aber von seiner Geliebten ver» mochte er weder ein Gähnen noch einen kühlen Blick zu verdauen, und zwar nach sieben Jahren ununterbrochenen Eyelebens!" Frauen werden aber schließlich einer langmeiligen Schmachterei, Melancholie und Eifersucht überdrüssig. Jo- hanna weinte oft über ihren Büchern bei dem Gedanken, daß ihre große theo» logische Weisheit in diesem Erdenminkel ungepriesen und ungekannt von der großen Welt bleibe. Da bot sich ein Kapitän an, sie als Schiffsgeistlichen mit nach Italien zu nehmen. Weil sie an dem einsamen Orte Frumentius' Thränen „oder auch seine Fäuste fürchtete", hielt sie es für barmherziger und zugleich sür klüger, ihn heimlich zu verlassen. Sie schläferte ihn zuerst in ihren Armen sanft und tief ein und floh dann auf das Schiff. Phoidis schildert nun in den glühendsten Farben den tollen Schmerz des armen Verlassenen, läßt ihn aber schließlich in den Armen einer hübschen Ziegenhirtin Trost finden.
Während unser Neugrieche bis hierher den Lebenslauf der Johanna fast nur aus seiner Phantasie schöpft und an Boccaccios „Our« Novelle- erinnert, be- hauptet er, von der römischen Periode ab „achtbaren Chronographen" zu folgen. Zunächst werden die Thaten Leos des Vierten erzählt, der mit seinem Hirten» stab einen furchtbaren Sturm erregt und damit die Schiffe der Sarazenen zerstreut und zerstört hatte Raffael hat diese Episode bekanntlich in den Sianzen des Vatikans verherrlicht. Der Benediktiner Johannes predigt in Rom „mit feurigen Zungen" dem Volk über die Verderbtheit der Zeit und über die Nothmendigkeit der weltlichen Macht des Papstes. Sein tiefes Wissen, seine gemaltige Beredsamkeit erregen bei den höheren Geistlichen Aufsehen; dcr Pipst wird auf ihn aufmerksam gemacht. Im Kloster deS Heiligen Marlin hört ihn Leo predigen. Zwei Jahre lehrt der Mönch dort unter größtem Zu» drang. „Frumentius mar längst vergessen und die ehrgeizige Kuttenträgerin, die ihren Sinn auf höhere Dinge gerichtet hatte, beeilte sich nicht, ihm einen Nachfolger zu geben." Sie dichtete Hymnen auf Gott und den Papst, de» schäftiate sich mit der Heilkunde und anderen Wissenschaften, sogar mit der Magie, mit der sie die bösen Dämonen, die legten Uebcrblerbscl dcr alten griechisch-römischen Götter, austrieb. Ihre Gelehrsamkeit, ihr tugendhafter Lebens» wcind«l, den die hohen römischen Damcn vergebens zu erschüttern versuchten.

bestimmten schließlich den schon sehr alten Papst, Johannes zu seinem Geheim-
'sekretär zu ernennen. Das Benehmen des Pater Johannes mar in dieser Stel>
lung so gescheit und entgegenkommend, seine Uneigennützigkeit so groß, daß
er dm Neid der Umgebung des Papstes völlig entwaffnete. Während Johanna
für alle ihre Freunde sorgte, verlangte sie für sich selbst nichts und lebte in
größter Enthaltsamkeit. Papst Leo, der mehr die Eigenschaften eines Herrschers
als eines Priesters gezeigt hatte, rourde nach einiger Zeit krank und starb.
Auf dem Petersplatz oersammelten sich die Kardinäle, die hohe Geistlichkeit,
die Gesandten des Kaisers, die Xobili und das ganze Volk, um sich über
die Wahl Dessen zu einigm, der künftig dm Schlüssel zum Paradies bewahren
solle. Ein Konklave gab es damals noch nicht. Die Parteien kämpften mit
allcn Mitteln gegen einander. Der Pontifex reoräsentirte das Volk und mar
gleichsam sein Tribun: also kam dem Volk die wichtigste Stimme zu. Be-
stechung mar an der Tagesordnung; die übertriebensten Versprechungen zogen
telm Volk am Meisten. Stach vierstündigem Wahlkampf wurde Pater Johannes
als Johann der Achte auf den päpstlichen Thron gehoben. Doch soll nach da«
maligen Chronisten der Heilige Petrus seinen Unwillen darüber, daß ein Weib
seinen Thron besteige, durch Zeichen und Wunder, wie Erdbeben und Aehn-
iiches, besonders auch durch Heuschreckenschwärme offenbart haben.
Johanna war nach dem Zeugniß sämmtlicher Chronisten anfangs ein guter
Papst. Brot und Spiele oerlanpten schon die alten Römer von ihren Kaisern;
dasselbe verlangten auch ihre Nachkommen vom Papste; nur wurden jetzt die
öviele christl ch-religiös gesärbt. Papst Johann der Achte unterließ auch in
diesem Punkt nichts. Fast zwei Jahre dauerte der ehrgeizige Rausch und die
Tqätigkeit Johannas, die innerhalb dieser Zeit nicht weniger als vierzehn
Bischöfe einsetzte und fünf Kirchen errichtete. Aber als die Dünste des Ehr»
geizes sich zu verflüchtigen begannen, ermachte die Weiblichkeit wieder. Die
opulente Lebensmeise trug das Meiste dazu bei. Johann hatte sich, „der Ge-
sägte, Unter thanen, Bullen, Bannflüche überdrüssig", nach Ostia zurückgezogen,
das heute versandet ist, damals aber noch am Meere lag, „Als einem geist»
reichen Weib widerstrebte ihr schließlich, zu glauben, daß Gott so viel Gutes
in dieser Welt geschaffen habe, damit man es entbehre," Aber sie scheute sich
vor dem Skandal und dm bösen Zungen, die freilich in späteren Zeiten eine
Elisabeth, eine Katharina auf ihren Thronen nicht fürchteten. „Johanna unter-
lieg zunächst nichts, um das Wiederaufleben jugendlicher Gefühle zu unter-
drücken, die in dem Busen der Vierzigjährigen sproßten, wie Blumen auf
Trümmern." Wenige Augenblicke vor seinem Tode hatte ihr Leo der Vierte
semen Nepoten Florus, einen zwanzigjährigen bildhübschen Jüngling, empfohlen.
Johanna hatte den ihr blindlings ergebenen jungen Menschen zu ihrem Ge-
heimen Kimmerherrn ernannt. Zur Sicherheit des Papstes mußte der Kammer»

Herr neben dem Schlafzimmer des Papstes wachen. Die weitere Entmickelung? dieses dienstlichen Verhältnisses erzählt Phoidis. Inzwischen war der Sommcr längst vorüber und der Heilige Vater machte doch keine Anstalt, von seinem Landsitz Ostia am Meere nach Rom zurückzukehren. Gelage und Spiele und die übrigen Vergnügungen des Mittelalters folgten einander im Palast. Der PonKfcx fand sich nicht mehr bei den Frühandachten ein. „Doch eines Tap/S fiel Johanna der Freudenbecher aus der Hand, bevor sie ihren Durst vollständig gelöscht hatte!" In der Nacht erschien ihr ein Engel, mit einer lodern« den Fackel in der rechten und einem Becher in der linken Hand, und sprach mit flammendein Blick: „Johanna, diese Fackel verkündet Dir das ewige Feuer zur Strafe Deiner Sünden, der Becher aber einen frühzeitigen Tod und Schmach auf Erden! Wähle jetzt zwischen Beiden!" Sie ergriff, zurückschaudernd vor der ewigen Strafe, den Becher der Schande und des Todes und leerte ihn. Während der Pontifex in Rom nun vor den Bewohnern der jenseitigen Welt zitterte, bedrohtm zugleich noch nähere Feinde seine Macht. Als die Römer sahen, daß die Sarazenen die Küsten plünderten, ohne zurückgeschlagen, zu weiden, daß die Räuber in den Vorstädten hausten, daß die Kassen leer und die Kirchen verlassen waren, daß schließlich eine Heuschreckenplage alle^ Felder verwüstete, fragten sie voll Zorn, warum Seine Heiligkeit die wclr-> lichen und geistlichen Waffen in der Scheide lasse. Tie Revolutionäre rückten drohend und schreiend unter die Fenster des Vatikans. Die bleiche und ver» fallene Gestalt des Pontifex wurde am Fenster sichtbar und verkündete für den nächsten Tag eine große Bittorozejsion und eine feierliche Exkommunikation der Heuschrecken. Der Papst setzte sich unter Glockengeläut und Weihrauch» dämpf wirklich am folgenden Tag mit dem Hiltenstabe in Bewegung, bestieg sein weißes Maulthier: und unter Begle,tu>n von mehr als zmznzigtaus,nd Menschen zog die Prozession am Forum Tajans, am flavischen Amphitheater vorbei und machte auf dem Latcranplatz Halt. Hitze und Staub wann furchtbar und vermehrten das Angstgefühl und Uebrlbefinden Johannas in hohem Maße, Als sie den Weihwcdel in das Weihwasser tauchen will, fällt sie ohnmächtig vom weißen Maulthier. Sie ist zu früh niedergekommen und mälzt sich halbtot auf dem Boden, Priester und Volk mißhandeln sie. Sie stirbt. Ihr Leichnam wird ra begraben, wo sie ihren Geist aufgegeben hat^ und auf dem Grabe errichtet man später ein Marmordenkmal, das eine ge» bärende Frau darstellt und erst auf Befehl des fünften Sixtus, gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts, also zur Zeit des Bironiüs, in den Tiber geworfen wurde. „Creclu, ciuia irdsu, linni!' könnte man hier mit Recht sagen.
Rom, Or. Julius von Weither.
«25

Ter Prinz.
Der Prinz.
M8ohannes Schlaf wünscht, daß ich ein Wörtchen über seinen Prinzen sage. SW» Vorzustellen brauche ich ihn roohl nicht. Die Einen norden den (bei Georg Müller in München erschienenen) Roman selbst, die Anderen wenigstens Rezensionen gelesen haben. Ich habe mich vor den zwei Bänden ein Wenig gefürchtet. Allmodisch, wie ich bin, lese ich Romane nickt zur Mortisikation, sondern zur Erholung, Erquickung und Erheiterung; und hilte es auch mit dem Theaterdirektor: „Vor Allem laßt genug geschehen!" Mit Abstraktionen muß ich mich gar oft bei der Arbeit herumplagen. Hier, meinte ich, laure hinter der Romanfalle ein Philosoph auf seine Beute. Ich erlebte eine angenehme Enttäuschung. Es ist eine wirkliche Geschichte und von der ersten Seite an pzsjirt ziemlich viel darin. Freilich zunächst bloß Knabenerlebnifse; doch wenn man ein Bischen Kinder« und Jugendnarr ist (Dessen braucht man sich ja im Zeit» alter des Kindes, das zugleich daS Zeitalter der Entwickelungmanie ist, nicht zu schämen), so sieht man gern zu, wie sich in den paar aus die Lecture verwendeten Stunden ein untüchlig gescholtener Junze zum tüchtigen Manne entwicklt. Daß das Thema: wie der vom Studirdrang besessene Junge die Hinder- nisse überwindet, die der allzupraktische Vater aufthürmt, etwas abgedroschen ist, läßt die originelle Behandlung vollständig vergessen. (Das Entgegengesetzte, wie der Rath» oder Sekretärsohn, der am Besten in Wilhelm Meisters päda- gogischer Provinz bei den Pferden oder allenfalls in der Schmiedemerkstatt gedeihen würde, vom Despoten „Standesgemäß" an die Bank der Latein- schule angenagelt wird, behandeln die Novellisten viel zu selten) Die Ent- täuschung mar doppelt angenehm, weil dem Heldm die Peinigungen erspart meiden, denen sadistische Autoren ihre Lieblinge zu unterwerfen pflegen (von einer Romane schreibenden Dame «zählt man, sie habe beim Schreiben über die O^ial ihrer Helden und Heldinnen Thronen vergossen; da sie nun eines Tages ganz trostlos gewesen sei, habe ihr Mann sie auf die Schulter geklopft mit den mit- leidvoll gesprochenen Worten: „Gieb sie ihm!"); und weil mir in die angc« nehmste, von einem milden rosarothcn Licht überstrahlte Gesellschaft geführt werden. Keine Spur von Lazarethpoefie. (Als Prophet hat Papa Goethe am vierunvzwanzigsten September I«^7.dieses Wort geprägt; denn Das, was er selbst von der Sorte erlebt hat, war ja nur ein schüchterner Anlauf zu dem Grausigen, das in unseren Tagen gewagt wird) Lauter hübsche, stramme, tüch- tige Jungen beiderlei Geschlechtes, liebenswürdige, hilsbereite Onkel und Tanten, Lehrer, die begabte Schüler gütig fördern und ihnen sogar ein paar Jahre Gymnasium ersparen, alte Damen und Bankiers, die mitttllosen jungen Leuten aus der eigenen Tasche reichliche Stipendien zahlen, etliche verunglückte Existenzen in der Gestalt origineller Käuze, der einzige Bösewicht ein äußerlich korrekter.

Die Zukunft,
pikfeiner junger Herr, den anzuschauen weder Grauen noch Ekel erregt; und nun gar der Held: ihn hat sein Erzeuger (ich meine natürlich nicht den Wind» müller) mit allen erdenklichen und einigen beinahe undenkbaren leiblichen, se» lischen und geistigen Vorzügen ausgestattet. Und keine peinlichen Situationen. (Gott sei Dank! Denn mit solchen plagt unS, wie mit unerfreulichen Gestal» 4en^ die schlechte Wirklichkeit gerade genug.)
Aber auch in diesem schönen Palmenhaine wandelt man nicht ganz un» gestraft. Man erlebt eine dritte Enttäuschung, die weniger angenehm ist. So um die Mitte herum gerathen mir doch noch in die Philosophie und müssen darin bis ans Enre waten. Anfangs ist die Sache nicht schlimm. Ein Weilchen zuhören, wie Sekundaner und Studenten philosophiren: Das ist ganz amüsant, menns nicht zu lange dauert. Es gehört zu den Gaben, die des Verfassers Beruf zur Novelliftik beweisen, daß er jede seiner Personen in einer ihrem Bildung» und sonstigen Stande angemessenen Art reden zu lassen versteht. Der Anklagespeech des unbeholfenen alten Mühlknechtes ist ein wahres Kabinetstück. Und die jungen Leute philosophiren also auch nicht wie ein Buch oder wie Goethe im Gespräch mit Eckermann. Ich hatte als Student einen Kommilito, der beim Kaffee oder Bier Stunden lang dozirte in lauter völlig korrekten, abgerundkten, wohlklingenden Perioden, in gleichmäßigem Fluß, ohne zu stocken und ohne andere Unterbrechung als die durch Einreden der Anderen. Aber eben nur Einen, Seitdem habe ich (auch unter den Kommilitonen von achtzig bis hundert Scmestein) Keinen mehr kennen gelernt. Schlass Leutchen nun reden meistens, wie sichs gehört, in abgerissenen, unvollständigen Sägen, mit vielen „na ja", „haha", „hm", „ich weiß nicht" dazwischen. Das nimmt man ganz gern mit, wenns nicht zu lange dauert; auch eine mystische Naturphantasie wie die auf Rügen. Aber es dauert eben zu lange. Ich glaube nicht, daß Viele die Geduld haben werden, diese Gespräche und innerlichen Monologe vollständig durchzulesen. Und die Leser ungestraft langweilen zu dürfen, dazu sind wir Beide, Schlaf und meine Wenigkeit, nicht berühmt genug; Das dürfen sich nur Professoren von Weltruf erlauben und solche Dichter, die schon einmal den Roman oder die Posse der Saison oder wenigstens der Woche verbrochen haben. Schlaf hätte also klüger gehandelt, wenn er sich auf kurze Proben solcher Gespräche und Monologe beschränkt hätte.
Oder wäre der Roman wirklich nur eine Falle, mit der er das Publikum sür seine Urchemie und Rafsentheorie einsangen will? Dazu ist er doch wohl, wie mir das viele Verständige in seinem Roman beweist, zu gescheit. In dieser aphoristischen und die Widersprüche hervorkehl enden Disputirform ver» möchte er noch weniger zu überzeugen als in der zusammenhängenden Dar- stellung seines Nietzschebuches. Eher wird er ein Vorurtheil dagegen erwecken. Denn wenn Kurt, so heißt der Bösewicht, dem Helden Jürg, der Schlafs

D« Prinj,
Theorie vertritt, das Irrenhaus in Aussicht stellt, und wenn Jürg selbst einmal verrückt zu werden fürchtet, so theilt der Leser diese Befürchtung. Daß der Verfasser seine mystische Philosophie für die Komposition verwendet, da» gegen ist an sich nicht« zu sagen. Er will zeigen (Das ist die Haupthandlung des Dramas), wie die Klapperschlange Kurt das Vöglein Jürg in ihrem Bann festhält, bis sie zwar nicht den Leid, aber den geistigen Inhalt des Opfers onschlungen und verdaut hat. Und warum sollte er als Inhalt eine fremde, statt seiner eigenen Philosophie mahlen, die also wenigstens skizzirt oder angedeutet werden mußte? Die höchst komplizirte Seele dieser Klapperschlange ist offenbar nicht erfunden oder ergrübelt, sondern in der Beobachtung eines solchen hochmüthigen und klugen Egoisten aus dessen Handlungen erschlossen. Ten Jürg, diesen Prachtkerl, versteht man ja leichter; nur ums Ende wird auch er problematisch. Daß er sich für ruinirt hält, als er erfährt, daß ihm Kurt seine Rafseidee gestohlen, sie in einer glatten, klaren, von Phantastik freien Abhandlung fürs Publikum pröparirt hat und ihm damit zuvorgekommen ist, so daß der Nachhinkende, schon durch seine Phantastik ungünstiger Gestellte auch noch als Plagiator erscheint: Das ist ja selbstverständlich. Aber warum glaubt er vor diesem Ereigniß schon, daß ihm seine Rasseidee die Thür zur akademischen Laufbahn vor der Nase zuschlage? Da sagt man doch: Du bist mejchugge, mein Freundchen! Wenn er auch von der exakten Wissenschaft, die er meistert, nicht mehr einen so hohen Begriff hat wie anfangs, so braucht er sie doch nicht gleich, dem ihm neu aufgegangenen theosophischen Licht zu Üiebe, mie einen abgetragenen Rock an dm Nagel zu hängen. Mögen immer» hin die Naturwissenschaften die Religion nicht ersetzen (oder Das, was Schlaf im Religion hält), so find sie doch sonst noch zu Allerlei zu gebrauchen; und d» keine ehrliche Arbeit schändet, selbst das Straßenkehren nicht, so ist es auch keine Schande, mit einer etwas reduzirten Anfielt vom Werth der Natur» mssenschasten sie zu lehren. Daß er nach der etwas plötzlich (man sieht nicht, »ie> einzetretenen günstigen Wendung seiner Lage seine Jugendliebe heirathet, macht seinem Charakter Ehre wie dem seines Schöpfers, der den Muth hat (Much gehört ja heute wirklich dazu), auch in diesem Stück altmodisch zu sein. Dank verdient die Sorgfalt, die Schlaf auf Kleinmalerei verwendet; er stellt uns damit die Personen und ihre Umgebung so deutlich vor Augen, daß mir sie zu sehen glauben, was unser Behagen in ihrer angenehmen Gesellschaft steigert. Die Anzüge und das Ankleiden beschreibt er so ausführlich und ginau mie Homer die Rüstung des Achill und die allerdings sehr einfache Abend, und Morgentoilette Telemachs. Die zahlreichen Nebenpersonen, die er am Schicksal der drei Hauptpersonen mitarbeiten läßt, verschwinden spurlos, sobald sie ihren Dienst verrichtet haben; ein Beweis dafür, daß das von mir mehrsach gelobte Altmodische keineswegs einem Mangel cm originaler Schöpfer»

kraft entstammt. Reinen Genuß hat mir gestern Abend seine Novelle „Tantchm Monhaupt" (in Westermanns Monatsheften) bereitet. Da kommt seine Gabe, geschickt zu erfinden, anschaulich zu chaiakterifiren und hübsch zu erzählen, un» getrübt durch philosophischen Nebel zur Geltung.

SWAuf der Höhe seines Gebens angelangt, die zurückgelegten Wanderstrecken mir WWP ruhig»mildem Auge überschauend, erkannte Goethe das Symbolische seines Daseins und wie ein Gleichniß jeglichen Strebens nach Vollendung erschien ihm sein eigener Entroickelungsgang, würdig, der Nachwelt in getreuer Spiegelung über» liefert zu werden. Mit dem Silberstift des Alters begann er nun das Märctcn seiner Kindheit zu schildern und durchmaß gelassen»heiter die Gefilde jugendlichen Drängens und Wollens bis an die Schwelle, da der Jüngling die Bühne der Welt betritt. Dann ging er hin und erzählte das Epos der italienischen Läuterung, lc> schwor die k^rze Episode der Berührung mit den französischen Wirren, um hieran chromkaitig die Reihe der .Tag» und Jahreshefte" anzuschließen. Blühender je» doch, in gegenwärtiger Anschaulichkeit, sollte nach seinem Willen diese hohe Zeit der Erfüllung der Briefwechsel mit Schiller und Zelter aufbewahren.

Ein weitgesponnenes Netz von Bekenntnissen hat er so über den ganzen langen Weg von der Wiege bis zum Grabe ausgebreitet und nur eine Strecke in großem Bogen stumm umgangen, als fürchte er, die Geister zu wecken, die dort schlummerten. Die zehn Jahre seines Lebens, die zwischen „Dichtung und Wahr» heit" und der ‚Italienischen Reise" klaffen, die entscheidende Zeit, in der der Jung» ling zum Mann reiste, hat Goethe nie zu schildern unternommen. Wahrlich- nickt die Rücksicht auf die Frau, die ihm in jenem Jahrzehnt so nah wie keine andere gestanden, hat ilin davon abgehalten. Die Erinnerung an diese Liebe genoß Goethe im Aller beinahe unpersönlich, wie etwas aus dämmerhafter Ferne Herüberschim» merndes, von der eigene» Seele Gelöstes, »>id tote Zeichen waren ihm die Zeug» nisse einstige» Gesühlsüberwallens, die er nun mit der theilnamlosen Miene des kühl Betrachtenden wegschenken konnte: »Was man doch artig ist, wenn wir jung sind" , , . Tiefer lagen die Gründe verborge». Er mochte den Deckel nicht aus» heben von dem Grabe, das langgenährte Wünsche, kühne Hoffnungen, schmerzvolle Enttäuschungen verschloß.

"> Diese Darstellung der weimarischen Lehrjahre Goethe« ist zur Einleitung einer Ausgabe bcstimmt,dicdenBrieswkchicl desDichters mitCharlottevonStein vereint. Diese .kritische Geszmmtausgabe"t,,izt den Tiicl .Gvelbes Briese an Charlotte von Stein', hat drei Bande und erscheint bei Eugen Diederichs in Jena. Dem Text ist eineZeichnung Tischbeins und sind Handzeichnungen Goethes bcigesllgt. Ueber den Werth des Werkes brauch! min nichts zu sagen, nachdem Herman Glimm geschriebenhat:.Man wird diese Blätter lesen und kommentiren, so lange unsere heulige deutsche Sprache verstanden wer» den wird."

Reisse.

Karl Jentsck.

Minister Goethe.*)

Die Epoche der ersten zehn Jahre Goethes in Weimar bedeutet ein leiden»
schaftliche« Ringen de« Poeten um die Welt der Wirklichkeilen.
Der sechsundzwcmzigjShrige Dichter aus Frankfurt wird nach Weimar be»
rufen. Nach Weimar, an den Hof eines Fürsten. Man vergegenwärtige sich, waS
Das im achtzehnten Jahrhundert heißen will. Der Hof eines Fürsten bedeutete
damals die Welt. Wer in das Treiben der Welt und der großen Herren Einblick
gemmnen wollte, mußte an einen Hof; hier mar die Bühne, auf der man sein Glück
versuchen konnte. Jeder deutsche Hof, und war er noch so klein, mar ein verpflanztes
Versailles und der Fürst ein Nachtreter des R«i 8«IsiI. Bon der fürstlichen Sonne
aber ging das Licht nach allen Seiten aus und zog wiederum alle Lichter an sich.
Die große Reichsstadt Frankfurt konnte sich darin mit dem kleinen, nicht
über sechstausend Einwohner zählenden Weimar nicht messen. Das öffentliche Leben
der patrizischen Republik, das schon durch den gegenseitigen Neid der regirenden
Geschlechter in seft umschriebene Ordnung gezwängt war, bot keine Möglichkeit für
ein außerordentliches politisches Schicksal, Langsamen Schrittes bewegten sich hier
die Dinge in bewährten Bahnen, nicht beherrscht, sondern den Mann beherrschend,
keinen Sprung zulassend. In diesem geregellen Organismus mar für eine Aus»
nalmestellung kein Raum. In Weimar hingegen entschied die Gunst des Fürsten
über Alles. Sie konnte Einem den Weg zu den höchsten Staffeln der „Welt' öffnen.
Und in Goethe lebte die Sehnsucht nach der Welt. Im Zeitalter der Auf«
lUrllng, ehe der sranzösische Thron berstend zusammenbrach, erwartete man alles
Heil der Völker von dem Einfluß guter Ideen auf die Könige. Man drängte sich
«v die Herrscher heran, wollte sie erziehen, suchte ihre Freundschaft, schrieb Fürsten«
spiegel. In der Literatur jener Tage bilden nicht die dichterisch»« Werke daS große
Ereigniß, sondern die politischen. Die Schriften von Voltaire, Montesquieu und
Rousseau, Hallers politische Romane, Wielands „Goldener Spiegel" sind es, die
daZ Geschlecht begeistern. Auch Goethe steht in ihrem Bann. Hallers Usong ruft er
«IS Kronzeugen für seinen Götz an und mit dem Go,denen Spiegel befaßt er sich
öffeiillich in einer tiefdringenden Anzeige, In diesem Roma», über dessen Weis»
li ii und Freimllthigkeit noch der heutige Leier erstaunt, vermißt er dennoch eine
drastischere Schilderung sozialer Gegensätze und Ungerechtigkeiten und ruft: „Die
marmornen Nymphen, die Blumen, die Basen, die buntgestickle Leinwand auf den
Tischen dieses Völkchens, welchen hohen Grad der Verfeinerung setzen sie nicht
rwrcuS? Welche Ungleichheit der Stände, welchen Mangel, wo so viel Genuß,
welche Armuth, wo so viel Eigenthuin ist?" Seine Worte deuten jedenfalls ein
lebendigeres Interesse an den Problemen der Allgemeinheit an, als man es dem
Dichter zummhen würde. Lavater, der virtuose Menschenkenner, hatte Goethe am
Betten erkannt, als er von ihm schrieb: „Goethe märe ein herrliches handelndes
Besen bei einem Fürsten, Dahin gehört er. Er könnte König sein"
Sicher wiren aber die weimarischen Prinzen, als sie in den Dezembertagen
l774, durch Frankfurt reisend, mit dem Versasser des Wcrther zusammentrafen,
nicht wenig überrascht, ihn von Politik, vom Reich und von seiner Verfassung, statt
von Literatur sprechen zu hören. An der Hand von Justus Möscrs „Patriotischen
Phantasien" Halle er ihnen die Aufgaben, die die kleinen Staaten in dem großen
Lrganiz»us zu erfüllen hätten, entwickelt. Das Buch war gerade damals er»
sch'tten; eS war der erste Theil einer Sammlung von Aufsätzen, die ein prak»

tischer Politiker in anziehendster Form über all die Fragen schrieb, die damals-
die Reformen Kaiser Josephs des Zweiten und Friedrichs des Großen zu löse»
bestrebt waren: Fragen der inneren Verwaltung und der Rechtsausübung. der all«
gemeinen Wohlfahrt, der Befreiung der Bauern von den Frohnden und so weiter.
Das Buch hatte in Goethe gezündet. Aber erst nach der Unterhaltung mit den
Prinzen drangt es ihn, der ihm unbekannten Tochter Mösers für die Herausgabe
dieser Aufsätze zu danken. „Ich trag' sie mit mir herum', schreibt er ihr; .wann,,
wo ich sie aufschlage, wird mirs ganz wohl und hunderterlei Wünsche, Hoffnung«-«,
Entwürfe entfalten sich in meiner Seele."
Dachte er dabei, daß es ihm selbst vielleicht bald beschieden sein würde,
manche Idee Mösers zu verwirklichen?
Ein Jahr später ist Goethe bereits in Weimar. Scheinbar nur zu Besuch,
als Frcund des Herzogs und in der Absicht, die schöngeistige Hofgesellschaft mit
seinen Produktionen zu unterhalten. Doch der junge Herzog, früh reif trotz seinen
achtzehn Jahren, klammert sich vom ersten Augenblick an ihn fest und will ihn nicht-
ziehen lassen. .Goethe kommt nicht wieder von hier los", meldet Wieland aus
Weimar; .Karl August kann nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten." Und
Goethe selbst erkennt sofort die glückliche Lage, in die ihn ein Zufall versetzt hat:
er sieht die Möglichkeit, durch die Freundschaft eines ihm ergebenen Fürsten in
die Geschicke eineS Landes einzugreifen. »Meine Lage ist vortheilhaft genug", be»
richtet er schon nach zwei Monaten an Merck, «und die Herzogthümer Weimar
und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie Einem die Weltrolle zn
Gesichte stünde." Und bald darauf: „Ten Hos Hab' ich nun probirt, nun will ich
auch das Regiment Probiren; und so immer fort." Es ist ein Rausch, der den
Poeten erfaßt bei der Vorstellung, daß ihm nun die Pforten in das thätige Leben
geöffnet seien, daß er fortan nicht mehr nuf die Schattenwelt dichterischer Gebilde
beschränkt bleiben solle.
Schon nach cinem halben Jahr ist Goethe Minister. Anfangs zwar nur,
was man heute einen .Minister ohne Portefeuille" nennt: im Grunde aber als
intimer Berather und Leiter des Herzogs vom ersten Tag an das entscheidende
Mitglied des MinisterrallieS. Allmählich reißt er auch ganze Berwaltungsnebiete
an sich, die er nach eigenen Plänen umgestaltet und ausbaut. Und mit dreißig
Jahren hat er bereits die höchste Ehrenstufe erklommen, die einem Bürgerlichen
überhaupt erreichbar ist: er wird Geheimrath.
Den vollen Umfang des goethijchen Wirkens im Ministerium können wir
heute gar nicht ermessen. Noch ruhen die meisten Akten, die sich auf seine amt»
liche Thätigkeit beziehen, im Dunkel der meimarischen Archive, Wir sind aus die
hier und da, planlos und ohne jeglichen Zusammenhang, aufgetauchten Dokumente^
auf die Briefe und die leider nur spärlich ins Tagebuch eingetragenen Zmiege»
spräche des Dichters mit sich selbst angewiesen. Das Wichtigste, das mit dem Herzog»
lichen Freunde natürlich immer mündlich, oft in gemeinsam durchwachten Nächten,
besprochen wurde, bleibt für uns verloren. Nur Einzelnes läßt sich errathen unt>
nur in großen Linien die Entwickelung dieser zehn Jahre nachzeichnen.
.Thätiges Selbstvertrauen. Sisnphisches Uebernehnien. Unbegriff des zu
Leistenden. Sichere Kühnheit, daß es zu überwinden sei": diese Stichmorte notirt

Minister Gvethe,
sich der Greis für die ersten Weimarer ^ahre, als n daran denkt, die doch gar zu flüchtig geralhenen ersten Seiten der »Annale«" nachträglich zu erweitern. Und in der Thai: nur ein grenzenloses Vertrauen zu seinem Genius und ein sicheres Bewußtsein, daß seinem gönnen schlechterdings nicht« unmöglich sei, konnte einem Müschen in so jungen Iahten den Muth leihen, Lasten auf seine Schultern zu nehmen, von denen jede einzelne den ganzen Mann verlangte. Auf keine andere Epoche paßt die Charakteristik, die Goethe selbst einmal von sich entworfen, besser als auf diese: »Niemals glaubte ich, daß Etwas zu erreichen wäre, immer dacht^ ich. ich HStl' eS schon. Man hätte mir line Krone aufsetzen können: und ich Hütte gedacht. Das verstehe sich von selbst.' »Aber", setzt Goethe hinzu, .daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, das über mein Verdienst Erhall ene zu ver» dienen suchte, dadurch unterschied ich mich blos von einem wahrhaft Wahnsinnigen," Mit einer wahren Begeisterung stürzt sich Goethe in die Fluth der Re» girungsgeschSfte. Es ist wie ein Hunger, der sich seiner bemächtigt, Land und Leute kennen zu lernen, denen er hinfort leben soll. »Goethe ist bald da, bald-dort, und wollte Golt. er könnte wie Gott allenthalben sein!" ruft der entzückte Bieland im Herbst 1776. Der Fülle der neuen Erfahrungen und Kenntnisse, die auf ihn eindringen, giebt sich der junge Adept mit einer wahren Wonne hin. Jede neue Aufklärung ist ihm ein Ereignitz. „Es ist ein wunderbar Ding umS Regi» ment di,s«Welt, so einen politisch moralischen Grindkopf nur Halbewege zu säubern und in Ordnung zu halten", gesteht er nach den ersten selbständigen Einblicken in die EtaatSma'chine, Und immer neue Gebiete erobert er sich. Gleich im ersten Jahr dringt er in die Geheimnisse des Bergbaues, Um an der Erneuerung des ilmenauer Bergwerks mitzuarbeiten, greist er ernstlich das Studium der Geologie an, das ihm bald die tiessten Wahrheiten über die Formationen der Erde enthüllt. Wieder auS praktischen Gründen verlegt er sich auf botanische Studien: auch hier «öffnet sich ihm alsbald eine neue Welt, die ihm zur Quelle herrlichster Entdecker» snuden wird. Um auf der Zeichenakademie den Schülern die Anatomie des Men» scheu vorzutragen (denn auch diese Aufgabe legt er sich zu), beginnt er selbst, eifrig Virgleichende Anatomie zu ^reiben, und erobert sich so ein Reich, das er bis ans Lebensende mehren sollte zu Nutz und Frommen der zoologischen Wissenschaft. Mit jedem Jahr wächst der Kreis seiner Pflichten und cr erzieht sich be» mußt, um jeglicher Aufgabe gewachsen zu sein. Das Tagebuch enthält vielfach Zeugnisse dieser Selbsterziehung, sei es durch Zuspruch, sei es durch Aufmunterung. So gegen Ende 1778: »Biel Arbeit in mir selbst, zu viel Sinnens, daß abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknochen sich zusammenzudrängen scheint. Hoffnung auf Leichtigkeit durch Gewohnheil," Und wenige Tage später, der Wollust der Aklivilüt sich hingebend: »Der Druck der Geschäfte ist sehr schön, der Seele; Denn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit; das Schönste der Gaben wird ihm ekel." Im Jahr 1779 übernimmt er zu den übrigen Verpflichtungen noch auch die Direktion der »Kriegs» und Wegebaukommijflon' und dieses Amt führt ihn landauf, landab, bald, um die Straßen zu berichtigen, bald, um die Aushebung der Rekruten vorzunehmen. Und überall kommt er mit der Bevölkerung in Berührung, lernt ihre Röthe kennen und sinnt auf Abhilfe. Er beschäftigt sich mit dem Feld, bau und den Problemen der WiesenbewSsserung, Er ist bei allen Kalamitäten zur

Die Zukunft.
Stelle, und während er sich in einem fernen Dorf bei einem Brande an den Lösch» arbeiten betheiligt und sich die Augenbrauen versengt, entwirft er Pläne für eine nützliche Feuerordnung, um sie nach mehrfachen Versuchen im Lande einzuführen. Er unternimmt Schritte, um die Brandstcuern für die unteren Bevölkerungschichten herabzumindern. Er heckt im Stilleu einen Plan ans, um das Militär, Karl AuguftS Steckenpferd, das doch für den kleinen Staat unter allen Umständen einen Luxus bedeutele, zu reduziren. Doch wendet er den verwahrlosten Soldatenkindern seine Sorge zu, errichtet ihnen eine Garnisonschule und läßt für die Mädchen ein Spinn» buchlein aasarbeiten, um sie für den Erwerb vorzubereiten. Auch das ganze Steuer» Wesen fällt ihm mit dem neuen Amt zu, das, unter seinem Vorgänger vernach> lässigt, ihm unendliche Mühe macht, bis ihm auch nur gelingt, Licht in die Re» Positur zu bringen, und er voll Genugthuung im Tagebuch verzeichnen kann, daß auch Dies endlich bezwungen sei. Sogleich aber fügt er unentmuthigt bei: .Nun wäre mirs nicht bang, ein weit größeres, ja, mehrere Departements in Ordnung zu bringen, wozu Gott Gelegenheit und Mulh verleihe . .
Es erscheint sonderbar, wie diese mannichfachen Beschäfligungen, die dem eigentlichen Wesen des Dichters nichts entgegenbringen, ihn dennoch reizen können, daß er ihnen seine beste Zeit opfern mag. Aber daß sie das Innerste seiner Seele nicht berühren: gerade Das ists, was ihn so zu ihnen hinzieht.
Man muß das Bild des späteren Goethe, wie es sich der Erinnerung der Zeiten einprägt (des Goethe, der sich bezwungen und den goldenen Kranz des Lebens errungen hat) vergessen, wenn man den Goethe dieser Jahre beschwören will. Der Dichter, der nach Weimar kommt, trägt einen Dämon der Unruhe in sich. Sein Phantasieleben ist so übermächtig, dag es ihn manchmal zu zerstöre» droht. Er findet keine Brücke von dem stolzen Dasein seines Inneren zu de« dumpf schleichenden Welt, über die doch sein Fuß immir wieder stolpert. Wie ein von dcn Eumeniden Gepeitschter betritt er den gastlichen Bode» Weimars mit dem Gebet des Wanderers auf den Lippen:

Ach, ich bin des Treibens müöe!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Er selbst hat die Gefahren, denen ja so Mancher in seiner Nähe erlegen ist, hellseherisch erkannt. Er hat sie wiederholt geschildert, der Welt zur theilnehmen» Unterhaltung, sich selbst zur Warnung: im Werther und im Tasso. An Tasso, dies selbstlos Ireueste Spiegelbild des Dichters, muß man in dieser Epoche vor Allem denken, an Tasso, den ja Goethe noch in späten Tagen als Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch bezeichnet hat.
In Weimar, wo ihm ein neues Leben winkt, flieht er seinen unruhvollen Dämon. Er sucht gegen ihn anzukämpfen, indem er sich solchen Tätigkeiten zu» wendet, bei denen die Imagination ausgeschieden bleibt. Dies hilft. Sein Wille siegt. Das Bewußtsein, daß von seinem Wirken Folgen ausgehen, die das Schicksal eines ganzen Landes bestimmen, giebt seinem Leben einen neuen Inhalt. Ein Berantwortlichkeilgefühl tritt in ihn, das ihn streng gegen sich selbst macht. „Nie» mand, als wer sich ganz verleugnet, ist Werth, zu herrschen, und kann herrschen'.

Minister Goethe,
ermahnt er sich im Tagebuch. Und eine Frömmigkeit überkommt ihn, daß er seinen Genius bittet! .Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in Mund nehme, immer lichter in mir werden!" So wenig drücken ihn die Lasten, die er trägt, so wenig vermag in seine Seele ein Zwiespalt einzukehren zwischen dem Leben, dem er sich widmet, und dem Dichter, der nicht gestorben ist, daß er, in Amtsgeschäften unterwegs, nach ermüdender Tagesarbeit in ein Wirths» Haus einkehrend, die Geister rufen kann, die ihm Jphigeniens wundersam rauschende Melodien ins Ohr^flüstern . . . Und der EinunddreißigjShrige ist bereits so ge» festigt in sich und so des einstigen Sieges gewiß, daß ihm die übernommenen Pflichten mit dem eigensten Ich zusammenschmelzen zu einer Vision seines Lebens, wie es kühner und großartiger kaum je ein Welteroberer geträumt hat: ‚DaS Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart; diese Pflicht wird mir täglich iheuerer und darin wünschte ichs den größten Menschen gleichzuthun und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben ist und ge> gründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere und läßt kaum augenblickliches Bergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der Babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigsten? soll man sagen: ES war kühn entworfen: und wenn ich lebe, sollen, wills Gott, die Kräfte bis hinauf reichen."
Allein darin liegt die Tragik alles aufs unmittelbar THStige gerichteten Wirkens, daß das Leben seinen unerbittlichen, durch alle Vergangenheiten bestimmten Weg geht und Weltbeglückungpläne noch immer besonders mächtig in Jenen waren, denen das Schicksal keinen Thron zugewiesen hat. Dem im Leben drin Stehenden darf diese Erkenntniß nicht kommen; kommt sie aber einmal über ihn, so bewirkt «e einen völligen Zusammenbruch.
Schon im Jahr 1779 begegnen wir in GoetheS Tagebüchern dem Geständnis;:
.Das Elend wird mir nach und nach so prosaisch wie ein Kaminfeuer. Aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel, sollt' ich mir die Hüfte ausrenken. Es weiß kein Mensch, was ich thue und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen . . Allmählich geht ihm aber doch das Fruchtlose seiner Selbstaufopferung auf. Wo, um Hilfe zu schaffen, ein tiefergehender Eingriff in den Organismus des Staates nothmendig ist, sieht er seine Hände gebunden. Der Herzog, in dem er sich einen Bundes» genoffen aufzuziehen gehofft, an dessen Leitung er die Iah« her seine besten Kräfte gewendet (zwei Drittel seine« Existenz verdanke Karl August Goethe», bezeugt Knebel, der es am Besten wußte), der Herzog läßt ihn bei seinen in die Weite greifenden Bestrebungen im Stich, Es ist eine schmerzvolle Einsicht, die sich Goethen »ach einem sechsjährigen Zusammenleben mit Karl August aufdrängt: .Der Herzog hat doch im Grunde eine enge Vorstellungart, und was er Kühnes unternimmt, ist nur im Taumel; einen langen Plan durchzusetzen, der in seiner Länge und Breite verwegen wäre, fehlt es ihm an Folge der Ideen und an wahrer Standhaftigkeit,'
Man mag über Karl August nicht den Stab brechen. Er war von allen Fürsten seiner Zeit, selbst Friedrich von Preußen nicht ausgenommen, der am Menschlichsten gesinnte, am Wenigsten in den Borurtheilen deS unnatürlichsten

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_165.html[18.07.2014 18:00:31]

«ie Zukunft,
Standes befangene. Und daß er einft der Zögling des freisten Menschen gewesen, bewies er noch im Alter, als er nach dem Wiener Kongreß nicht nur gegen Met» ternichS Opposition, sondern sogar gegen Goethe als der erste deutsche Fürst seinem Land eine Verfassung gab. Doch von den Erbsünden Aller, die in den Herrscher» beruf hineingeboren werden, war auch er nicht frei. Seinen sürstlichen Passionen absagen konnte oder mochte er nicht. Der Herzog hat seine Existenz im Hetzen und Jagen, klagt Goethe immer wieder; er, der, auf seinen häufigen Ritten durch das Land überall einkehrend, mit eigenen Augen die Folgen des unverhältnißmäßigen Aufwandes wahrnimmt, der am Hof getrieben wird und den doch das Boll de» streiten muß. Er spricht offen von der .Verdammniß, daß wir des Landes Mark verzehren". Die unglückliche Lage des Landmannes ist es besonders, die ihm keine Ruhe läßt. Er findet wohl, sich nach einem allgemeinen Gesetz umsehend, die gleiche Ungerechtigkeit auf allen Sinsen der organischen Natur wieder; allein man fühlt doch, wie ihm die Zornesader anschwillt, indem er schreibt: .Wenn die Blattläuse aus den Rofenzmeigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern, Und so gehts weiter und wir Habens so weit gebracht, daß oben immer in einem Tag mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht — organisirt — werden kann - Zu den sozialen ReformplSnen, mit denen sich Goethe trug und für die er seinen Fürsten nicht gewinnen konnte, geHörle denn auch vor Allem die Abschaffung der Zehnten und es muthet wie eine Mischung von Tragik und Selbftironie an, wenn wir sehen, wie Goethe, was er als Minister zu erreichen nicht die Macht hatte, in sein eigenstes Reich, die Dichtung, hinüberrettet und in Wilhcm Meister durch Lothario die Bauern von den Frohnden befreien läßt . . ,
Goethe giebt Karl August auf, Knebel, der getreuste unter den Weimarer Freunden, vernimmt es zuerst, gegen Endendes Jahres 1732: »Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesät und jene himmlische Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen ..." Er hat resignirt. Er weiß jetzt, daß sein politisches Wirken keine tiefen Spuren hinterlassen wird, Da4 Verfehlte seiner Weimarer Existenz kommt ihm zum Bewußtsein und es erscheint ihm unbegreiflich, wie ihn das Schicksal In eine Staatsverwalturg und eine fürst- liche Familie hat einflicken mögen. Er wirft wohl die amtlichen Bürden, die er eben jetzt e.rst als Bürden zu empfinden beginnt, noch nicht ab, aber er zieht sich von Hof und Gesellschaft zurück und führt ein einsames Leben, bei Steinen und Pflanzen Ersatz suchend für die Enttäuschungen unter den Menschen.
Cr hat später Wilhelm Meister als Zeugen angerufen dafür, wie allein er in jenen Jahren gestanden. Und wirklich: bei aller Kultur, die unter den Mit» gliedern der Weimarer Gesellschast zweifellos vorhanden war, darf man nicht der» gessen, daß, was unter jenem Wort begriffen wird, im Grunde doch nur Etwas ist, das den Mittelmäßigen hebt und ihm die Atmosphäre schafft, in der er sich als eine Potenz fühlen kann. Einem Goethe konnten die schöngeistigen Damen und Herren überhaupt nichts bieten und vielleicht stieß ihn gar im Innersten ihr dilettantisches Treiben in Künsten und Wissenschaften ab. Bon den Männern aber, die ihm nahstanlen, war der emstige Prinzenerzieher und Liebhaber römischer Dichtung, der Major Knebel, wohl der treuste und seiner geistigen Veranlagung

nach anschmiegendfte Freund, Goethes BerhSltniß zu ihm war aber immer das des Gebenden zum Empfangenden. Obgleich den Jahren nach der Jüngere, hat er ihn doch wie ein älterer Bruder behandelt, stets darauf bedacht, dem Haltlosen die Wege zu ebnen, ihn zur Arbeit und BethStigung anzueifern. Zu Wieland hatte sich zwar bei Goethes Eintritt in Weimar ein herzliches Berhältniß ergeben. Aber seine EntWickelung war damals doch bereits abgeschlossen und der suchende Goethe konnte bei dem mit sich zufriedenen, in beschaulichem Lebensoptimismus hinwandelnden Mann nichts für sich finden. Man lebte neben einander hin und achtete die gegenseitigen Verdienste.

Wirklich verbunden waren Goethe in jenen Jahren nur Herder und Charlotte von Stein. Doch Herder, der Schatze genug in sich trug, um überall der Führende zu sein, fühlte sich neben Goethe in Weimar doch zurückgesetzt, in die zweite Stelle gedrängt. Ein gewisses Mißtrauen gegen Goethe, ein Mißgönnen hat sich dadurch in seine Brust eingenistet und blieb da latent trotz der immer wieder durchbrechenden aufrichtigen Bewunderung für den Genius des jüngeren Freundes. Und was die Liebe zu Charlotte von Stein betrifft, so überhöre man doch bei allem scheinbaren Glück nicht die schmerzhaften Grundtöne, die in dem ewigen Werben und Betheuern der Liebe mitschwinge«. Nur zu ost klingen diese Betheuerungen wie heroisch»verzweiselte Anstrengungen, sich ein Glück, das man entbehrt, durch Worte vorzutäuschen, durch Worte zu suggernen.

Unter solchen Verhältnissen lebt Goethe eine Weile hin, den Minister von dem Dichter trennend, über die Verworrenheilen der menschlichen Schicksale in der ewiggleichen leidenlosen Konsequenz de« Natur sich tröstend und von den Stürmen in der eigenen Seele bei dem heiligen Spinoza Beruhigung suchend. Daß seine Lage jetzt, da er die früheren stolzen politischen Flüge aufgegeben, einen leiS komischen Anstrich hatte und er selbst nun nichts mehr als eben nur ein weimarischer Geheimrath war: Das empfand Goethe wohl eben so herb wie Herder, der über dm Freund, in einem Brief an Knebel, spottet: „Wir haben neulich ausgemacht, daß er, alten Münzen nach, einmal in Rom Oiot»tor perpedaus und Imperator unter dem Namen Julius Caesar gewesen, zur Strafe aber nach beinahe achtzehn» hundert Jahren zum Geheimrath in Weimar avancirt und promovirt ist." Goethe mag dem Freund, der ihm der Herzog immer war und blieb, nicht seine Aemter vor die Füße werfen. Ja, er giebt sich sogar Mühe, das wichtige Departement, das er noch um die Mitte 1782, um den Herzog aus peinlichen Verlegenheiten zu reiten, übernommen, die Kammerpräsidentschaft (das Finanzministerium), auf gesunden Boden zu stellen. Und es gelingt ihm denn auch, nach mancherlei Kämpfen, die Ausgaben zu verringern und ein gewisses Gleichgewicht im Hofetat zwischen Einnahmen und Ausgaben herzustellen. Als er aber, um die Verhältnisse zu saniren, vom Herzog die Zustimmung zu einem festen Jahresbudget verlangt, weigert sich Karl August und mag sich keine Fesseln anlegen lassen. Und nun erst wird Goethe das Sinnlose seiner Wirksamkeit ganz klar; die Ohnmächtigkeit und das Beschämende seiner Stellung übermannen ihn. Und was sich in ihm die Jahre her an Bitter» Kit und Demüthigung angesammelt. Das drängt sich jetzt in die Worte: »Wer sich mit der Administration abgiebt, ohne regirender Herr zu sein, muß entweder ein Philister oder ein Schelm oder ein Narr sein!'

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_167.html[18.07.2014 18:00:31]

Die ZuKmft,
Es ist ein vollständiger Bankerot, Die zehn Minifterjah«, die er seinem eigentlichen Berus entzogen, steht er verloren, vergeudet. Seine innere Existenz ist erschütttert. Nur eine Rettung sieht er vor sich: die Flucht. Seinem, weder dem Herzog noch der Freundin, verräth er seine Gedanken. Heimlich stiehlt er sich fort. In Rom, unter fremden Namen, taucht er wieder auf. Der Gehkimrath ist abgeschüttelt. Als ein Kunftjünger unter Kunstjüngern erlebt er eine Wieder» geburt. Und im Berkehr mit der Kunst zweier Jahrtausende findet er sich wieder als Künstle«, als Dichter. Zwei Jahn bleibt er fort. Und kehrt erst wieder, nachdem ihn der Herzog seiner Pflichten entbunden und er die Gewißheit gewonnen hat, fortan in Weimar sich selbst, seiner erkannten Bestimmung leben zu können. Dennoch liegt über seiner Heimkehr die selbe wehmüthize Stimmung, in der sich einst Albrecht Dürer von Venedig trennte: „O wie wird mich nach der Tünnen frieren I Hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarutzer!" Und er hat ja im Alter selbst bekannt, seit er über de» Ponte Molle heimwärts fuhr, habe er nie wieder einen rein glücklichen Tag erlebt.
Die ganze Epopöe des frohgemuthen Zugreife««, Bertrauens und Auö» Harrens, der Zusammenbruch und die Bnjüngung: das Alles spiegelt sich in den Briefen wieder, die Goethe während zwölf Jahre an Charlotte von Stein schrieb. Darin liegt ihre große Bedeutung: sie ersetzen unS den ungeschriebene» Theil der goethischen Autobiographie und lassen auch die ersten Stationen der Hegire un» mittelbarer miterleben als in der ftilistrten, alles Eruptive unterdrückenden Fassung de, .Italienischen Reise".
Und neben dem Dichter, dessen Bild uns in tausendfacher Beleuchtung ent» gegentritt, halten diese Briefe die Gestalt der Frau fest, an die sie gerichtet waren. Dieser Frau hat Goethe länger als ein Jahrzehnt daS Herrlichste, waS in ihm keimte und seinen Busen bewegte, anvertraut, und hat ihr, vor aller Welt be» kennend, gehuldigt:

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Bon hohem Glück mit Götternamen nennt:
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt.
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
DaS Dichtern nur in schönen Träumen brennt —
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Neben dem idealen Bild, das so von dieser Frau in der Seele des liebenden Dichters gelebt, daS andere Bild erwecken wollen, wie es sich dem kalten Blick auf Grund sonstiger Zeugnisse darstellt, wäre kleinlich und ungerecht. Und wenn auch ihre eigenen Briefe aus der späteren Zeit jenes leuchtende Bild zu verdunkeln scheinen, so lehnen wir sie als nichtig ab: nur des Liebenden Augen sehen wahr. Wie sie ihr Recht auf Unsterblichkeit nur aus diesen Briefen des Dichter« zieht, so lebt sie auch in deren Licht fort, der Zufälligkeiten des einstigen Daseins entkleidet, als eine Schwester der Prinzessin Leonore und der Iphigenie.
Jona« FrSnkel.

Eisenzölle,
Cisenzölle.

er Stahlkönig Andrew Carnegie ist öffentlich für die Aufhebung der ameri»
kanischen Stahl» und Eisenzölle eingetreten. In einem Artikel, den das Cen»
tmv Magazine veröffentlicht, bekennt sich der pittsburgn ironmsster zu den Lehren
Cobdens, BillierS und Brights. Man denke: eine der gewaltigsten Stützen de«
amerikanischen Industrie-Imperialismus, eine der monumentalsten Säulen im Haus
der Hochschutzzolltories als Bekenner des Freihandels! Die republikanische Partei
hat sich, trotz ihrem Wahlsieg, noch nicht von dem Schrecken erholt. Dieser alte
Carnegie, den man in seine philanthropischen Phantasten vergraben wähnte! Ab»
getakelt für die businessms». Und nun kommt der gemüthliche Schotte mit seinem
»Thonpfeifenmund' und redet so ungenirt, als habe er gestern noch Hochöfen an»
oder ausblasen lassen, Lorriä, inclseä! Aber Andrew Carnegie ist nicht Einer
von Vielen. Was er sagt, zündet in den hochaufgethürmten Strohfeimen der .Oes-
fentlichen Meinung" wie ein verherender Blitz. Und nun stehen die sorgsam auf»
gerichteten Strohthürme in hellen Flammen. Wird ein Dementi daS Feuer löschen?
5l«v«r roinä. Der Stahlkönig hat keinen Grund, auch nur ein Wort' von Dem,
was er schrieb, zurückzunehmen. Wenn Einer als Könner und Kenner verlangen
darf, ernst genommen zu werden, so ifts der Schöpfer der amerikanischen Stahl»
Industrie. Er kennt deren Naturgeschichte, weiß, welche Bedürfnisse sie hat, und
kann beurtheilen, ob Amerikas Montangewerbe heute der Zollftützen nicht mehr oe»
darf. Also gehört werden muß Carnegie unter allen Umständen. Und Niemand
kann ihm Wankelmuth vorwerfen; denn gegen die absolute Herrschaft des Schutz»
zolles sprach sich der beredte Schotte schon vor vierzehn Jahren aus. Auch in einem
Revueartikel. Und dann kam das starke Buch „Lmpirs «f dusiness", das die
Lehre vom nur zeitweiligen Werth des Schutzzolles zu noch schärferem Ausdruck
bringt. Carnegie sagt da: .Ich bin zwar für alle Fälle ein strammer Schutzzöllner,
in denen man hoffen darf, durch vorübergehenden Schutz den Käufer eines be»
stimmten Artikels besser und billiger mit einheimischen als mit fremden Fabrikaten
zu versorgen. Wo Das nicht möglich ist, glaube ich auch nicht an den Schutzzoll.
Deutschland hat seine gesunde Wirthschaftpolitik verlassen und ist jetzt schutzzöll»
nerisch nur des Zolles wegen,' Dieser Satz steht in dem Buch, das die .Bibel
des Kaufmannes" genannt wird. Biel zu rasch Verhallen solche Worte. Daß man
in Deutschland ihrer nicht denkt, mag hingehen. Daß aber die Aankees sich der
Satze, die vor sünf Jahren eine Welt beschäftigten, nicht mehr erinnern und die
Erklärungen Carnegies im Century Magazine für daS Zeichen .senilen Gesinnung»
Wechsels" halten, ist ein für große Männer betrübliches Omen. Carnegie hat seine
Auffassung nicht revidirt, sondern längst Ausgesprochenes wiederholt. Als er die
ersten Zweifel an der alleinseligmachenden Kraft des Schutzzovdogmas laut wer»
den ließ, schrieb man ihm selbstsüchtige Motive zu. Er wolle sich an dem Stahl»
truft rächen, der hinter hohen Zollmauern groß geworden ist. Rockefeller und Morgan
wollten dem kühnen Pittsburger, der die amerikanische Stahlproduktion zum Privat»
Monopol zu machen drohte, das Genick brechen. Sie stellten ihm die Alternative:
„Entweder nimmst Du 20 Millionen und trittst dem Truft bei oder wir zerschmet-
tern Dich," Carnegie lachte und sagte Nein. Schließlich kam man auf der Grund»
läge von 50 Millionen doch noch zu einer Einigung. Aber beide Parteien haben die

Geschichte dieses Geschäftes nicht vergessen; und die Rockefellerclique setzte das Ge» rücht in Umlauf, Carnegie wolle mit seinen antischutzzöllnerischen Tendenzen seine alte Rechnung mit der Steel Corporation ins Reine bringen. Das wäre vielleicht denkbar, wenn der „große Schotte' nicht Hauptaktionär des Stahltrufts wäre; so aber müßte er sich ja ins eigene Fleisch schneiden, wenn er zu schädlichen Beschlüssen riethe. Nein: die Abkehr vom Hochschutzzoll, die Carnegie jetzt zum dritten Mal öffentlich vollzieht, entspricht seiner innersten Ueberzeugung von der Macht und Herrlichkeit der amerikanischen Eisenindustrie, die heute, sagt er, keinen Schutz mehr braucht. »Die Bereinigten Staaten sind daö Heim der Stahlindustrie geworden. Neue Stahlwerke sind im Bau; in fünf, vielleicht schon in drei Jahren wird die Union mehr Stahl erzeugen als alle anderen Länder zusammen. Der Säugling, de« wir ausgezogen haben, ist so erstarkt, daß er bald der Tarifmilch entwöhnt und mit der stärkeren Kost der freien Konkurrenz genährt werden kann/ Richtig ist, daß die Bereinigten Staaten mit einer Eisen» und Stahlerzeugung von 2S Millionen Ton» nen (im Jahr 1907) an der Spitze marschiren; fraglich aber ist, ob sie in der Zeil, die Carnegie annimmt, ihre Produktion so weit steigern können, daß sie mehr Stahl fabriziren als die anderen Länder zusammen. Heute ist das Verhältnis; wie 2:3. An der Fähigkeit, mehr zu leisten, sehlts natürlich nicht; aber man läßt die Feuer in den Hochöfen nicht brennen, wenn sich kein Bedarf zeigt. Der amerikanische Stahltrust hat im Durchschnitt des Jahres 1908 nur mit 50 Prozent seine, vollen .Kapazität" gearbeitet. Zu dieser Einschränkung war er durch die enge Begrenzung des Absatzes gezwungen; denn die Welt läßt sich nicht mit amerikanischen Eisen» Produkten überschwemmen, wenn sie keine Verwendung dafür hat. Einen unbe» streitbaren Bortheil hat Amerika darin, daß es, trotz höheren Löhnen, billiger pro» duzirt als die europäischen Industriestaaten, Besonders bei der Gewinnung von Kohle, Koks und Eisenerz sind die Kosten geringer. Carnegie spricht zunächst noch nicht von einem Export amerikanischen Eisens nach Europa, sondern begnügt sich mit dem Hinweis, daß auch nach der Beseitigung der Zollmauern den Bereinigten Staaten nicht die Gefahr einer intensiven Auslandskonkurrenz drohen würde. Höhere Kosten de« Herstellung und der Zuschlag der Fracht auf den Preis würden dem deutschen Stahl den Wettbewerb auf den amerikanischen Märkten erschweren. Und die amerikanischen Tarife von den Produktionstätten nach den Küstenländern sind niedriger als die Schiffsfrachtsäye von Europa nach den amerikanischen Häfen. Der Vorschlag Carnegies, die Eisenzölle drüben abzuschaffen oder stark zu reduziren, ist deshalb durchaus nicht so unsinnig und gefährlich, wie die Trustleule den Kon» greßmitgliedern erzählen. Gary, der Obmann des Stahltrusts, ist aus dem Höus» chen. Er beschwört das Volk, dem alten Carnegie keinen Glauben zu schenken. Dessen Auslassungen seien „gefährlich optimistisch". Die deutschen und englischen Firmen, die Pittsburg bedrohen, könnten, falls eine Tarifänderung erfolgte, die Bahn» schienen um 90 Cents pro Tonne billiger liefern als die Steel Corporation. Diese Behauptung ist thöricht, da die amerikanischen Schienenpreise, selbst bei Streichung des Zolls von 8 Dollars auf die Tonne, mit 28 Dollars jede ausländische Kon» korrenz schlagen. Weniger wild als Gary kämpft der frühere Präsident des Stahl» trusts, Schwab, der jetzt die Bethlehem Steel Company leitet, gegen die Idee einer Zollermäßigung, Er hält Deuschland und England für ungefährlich. Trotzdem werde sich empfehlen, die amerikanische Industrie nicht völlig ungeschützt zu lassen

<so ganz ungefährlich scheinen also die beiden stärksten Rivalen der Union doch nicht zu sein), wenn man nicht zugleich die Arbeite,löhne verringere.
Die Truftleute können nur mit Grausen an die Möglichkeit eines Freihändler» ersolges denken. Der Stahltruft hat sich unter dem Schutz der hohen Zölle zu einer schier unbegreiflichen Macht entwickelt Und sein Exportgeschäft ist durch die Gegen» zölle des Auslandes nicht beeinträchtigt worden, sondern hat sich von Jahr zu Jahr gesteigert. Bevor die Steel Corporation auf dem Weltmarkt erschienen mar (in den Jahren N02/O3), war die amerikanische Eisen» und Stahlausfuhr nicht beträcht» lich. Dann aber kam der Stahltrust mit Halbzeug und Schienen auf den Welt» mnkt und verdrängte Deutschland im englischen Absatzgebiet. Der deutsche Stahl» werkoerband kann sich nur schwer seines amerikanischen Konkurrenten erwehren! nur mit den berüchtigten Schleuderpreisen, die im Ausland gelten, gelingt es, den Haukes einen Theil der britischen Auftrüge streitig zu machen. Die Stärke des Steel Trust zeigt sich in der Höhe seine« Auslandpreise. Er hält auch in der Fremde darauf, daß die Preise sich nicht zu weit von der Skala entfernen, die für die eigenen Landsleute gilt. Ein Verschleudern der Waare würde den Grundsätzen der ame» rikanischen «msrtness widersprechen. Im Geschäftsbericht für das Jahr 1907 hob die Verwaltung hervor, daß der durchschnittliche Preis, den die Korporation beim Verkauf der ausgeführten Waaren erzielte, nur um 7'/,Prozent unter den Sätzen blieb, die bei den JnlandauftrSgen galten. Solches Zeugniß kann unser Stahlmerkverband sich nicht ausstellen. Warum fürchten die Gary und Schwab nun die Abtragung der Zollmauer? Bei wachsender Ueberproduktion wird die geschäftliche Prognose immer unsicherer. Das ifts. Der Schutzzoll bietet eine sichere Stütze. Man ist wenigstens gegen Eroberergelüste des Auslandes gedeckt. Aber ob die industrielle Organisation so fest ist, daß sie das freie Spiel der Kräfte ertragen kann, ohne Schaden zu leiden? Niemand weiß es. Da gehts ungefähr wie auf dem Kampfplatz internationaler Politik. Die Waffentechnik hat Wunder gewirkt, die Rüstung ist von Kam noch zu steigernder Festigkeit, an Zahl ist das Aeußerste aufgeboten: aber keins der Ungethüme hat so recht den Muth, anzufangen. Alle fürchten den modernen »rieg als etwas Unbekanntes, das gräßliche Ueberrraschungen bringen könnte. Aehn» lich sind die Stimmungen aber auch im Machtbereich des Wirthschaftkörpers. Die Produktion ist, unter der schützenden Hülle des Schutzzolles, bis an die Grenze des Möglichen gesteigert worden. Das Inland ist saturirt und wird durch die Träger der Monopole .zusammengehalten'. Giebt man nun die Bahn zum Kampf Aller gegen Älle srei, so werden die Konkurrenten zunächst ihre bis unter das Dach angefüllten Ar- senale gegen einander entleeren. Und die im Treibhaus gesteigerte Produktivität jede« der großen Industriestaaten bietet die Möglichkeit, den wirthschaftlichen Krieg intensiv wie extensiv bis zur äußersten Grenze zu führen. Daher die Furcht vor der Beseitigung der Zölle, die, wie Carnegie ganz richtig sagt, längst ihre ursprüngliche Bedeutung als .Erziehungmittel- eingebüßt haben, Ihren Zweck, die Industrie groß und kon- kurrenzfähig zu machen, haben sie erreicht. Die Industriellen aber wollen sich von der Milchflasche nicht trennen, weil sie, ohne dieses nothwendige Requisit der ersten Kinderjahre, zu verhungern fürchten. Man soll Schutz» und Finanzzöllc scharf von einander scheiden und endlich einsehen, daß Schutzzölle nicht für den Fiskus, sondern «ur für werdende Industrien nöthig sind. Die Hauptsache: Europa könnte die Re» Vision der Zolltarife kaum lange aufschieben, wenn Amerika den Anfang damit machte.

Die Zukunft.

Die deutschen Montankönige wollen natürlich die Beseitigung der Eisenzölle eben so wenig wie die Kolleg«« in Pittsburg und Chicago. Ali Vertreter de« Stahlwerkverbandes, der reinen Walzwerke und der preußischen Regnung über die Möglichkeit verhandelten, die Lage der Walzwerke zu bkssern, wurde an die Aufhebung der Roheisen» und Halbzeugzölle nicht ernsthaft gedacht. Wie könnte die Regirung den Zolltarif antasten? Schon der Bedanke wäre eine Blasphemie. Bei uns Handell sichs zunächst nicht um das Niederreißen aller Zollschranken, sondern nur um die Aufhebung der Roheisen» und Halbzeugzölle. Um die hatten reine Walzwerke und Martinwerke das Reichsamt des Innern vor einigen Monaten in einer Denkschrift ersucht. Es war das ultimum i sfugium nach einem Leben drückender Abhängig» Kit von der .humanen" Geschäftspolilik des Stahlwerkverbandes. Wer die Achtung der .deutschen Volksseele' vor staatlichen Schöpfungen kennt, kann ermessen, welche psychischen Widerstände zu überwinden waren, bevor der Entschluß zu öffentlicher Opposition gegen die Eisenzölle gereift war. Dann gingen die Verschworenen ans Werk. Der Tyrann Stahlwerkoerband aber zog aus seiner Toga zwei umfang» reiche Rollen, auf denen sich die .gewichtigen' Argumente «ontr» verzeichnet fanden. Der Stahlmerkoerband fürchtet von der Beseitigung der Zölle auf Roheisen und Halbzeug eine .außerordentlicheGefährdung der deutschen Eisen-undStahlinduftrie", obwohl er weder die gesammte Eisen» und Stahlindustrie in sich vereinigt noch daran gedacht wurde, alle Zölle, also auch die auf Fertigfabrikate, aufzuheben. Der Stahl» werkverband hat mit dem amerikanischen Stahltrust nichts gemein. Das Moralische versteht sich immer von selbst. Aber ihm fehlt vor Allem das Selbstbewußtsein, das den Stahltruft groß gemacht hat. Freilich ist dieses Manko nicht allein dem Stahl» werkoerband zuzuschreiben. Er war niemals mehr als ein Torso, da er auf die Syndizirung des Stabeisens verzichten mußte. Diese Halbheit hat ihn ängstlich und tyrannisch gemacht. Die Angst war die Ursache der Schleuderverkäufe von Halbzeug im Ausland; und der Terrorismus zeigt sich in der Behandlung der in» ländischen Abnehmer, die sich die Gewährung von Ausfuhrvergütungen als eine Gnade gefallen müssen und gezwungen sind, auch in schlechten Zeiten Hochkonjunktur» preise zu zahlen. Die publizistische Vertretung des Stahlwerkverbandes aber wird mehr nach dem Prinzip temperamentvollen Dreinschlagens als nach den Grund» säßen sachlicher Widerlegung besorgt. Deshalb hat der Verband, bis ins konser» vative Lager hinein, eine „schlechte Presse"'. Die Abwehr des von den reinen Walz- werken unternommenen Fcldzuges war auch nicht gerade imposant. WaS fürchtet der Verband? Daß Amerika und England sich auf den deutschen Märkten einnisten. Ja, wenn die Fracht von drüben nach unseren Absatzgebieten nicht wäre, ließe sich über diese Sorge ernsthaft reden, Oder will der Verband etwa auch nach der Auf» Hebung der Einfuhrzölle seine alten Preise behalten? Dann würden ihm Vankeeö und Engländer freilich die Kunden wegnehmen. Die Abschaffung der Zölle soll dem Stahlwerkoerband ja aber gerade die Möglichkeit zu Preisherabsetzungen und damit das Mittel zur Abwehr einer anglo-amerikanischen Invasion schaffen. Noch weiß man nicht, ob Carnegie seinen Plan durchsehen wird. Vermag ers, dann müssen die anderen Industriestaaten folgen. Deutschland vornan. Denn gegen die zum Freihandel vereinten Kräfte von Amerika und England kann sich auf dem Weltmarkt des Eisen- und Stahlgewerbes auch der Stärkste nicht lange behaupten. Ladon.

Monarchengeburtstag.
ei all Denen, die Euch Königen Gewänder oder Werke aus Erz und Gold oder Etwas von anderen Schätzen der Art zu bringen pflegen scm denen sie selbst Mangel haben, Ihr aber reich seid), schien es mir immer ganz offenbar, daß sie nicht ein Geschenk bringen, sondern Handel treiben. Ich aber glaubte, das für mich, den Geber, und für Dich, den Empfänger, passendste Geschenk würde sein, wenn ich Dich zu der ErKnntniß bringen konnte, nach welchen Beschäftigungen Du streben und welche Handlungen Du vermeiden müssest, um des Staates und der Regirung am Besten zu malten.

Bei den Herrschern fehlt es, wenn sie zur Herrschaft gelangt find, an Ermahnung, denn die meisten Menschen kommen nicht in ihre Nähe. Die aber mit ihnen verkehren, verkehren zu eigenem Vortheil und Vergnügen mit ihnm.

Schließe Dich den Verständigsten in Deiner Umgebung an und berufe von ihnen so viele, wie irgend möglich ist. Denke nicht, daß Du Einen von den Dichtern oder Gelehrten, die in hohem Ansehen stehen, unversucht lassen dürfest, sondem werde der Einen Zuhörer und der Anderen Schüler.

Mache Dich zum Richter Derer, die weniger, und zum Nacheiferer Derer, die mehr find als Du.

Je mehr Du den Unverstand der Anderen verachten lernst, desto mehr wirft Du Deinen eigenen Verstand üben. Damit müssen alle Herrscher an, fangen, die ihre Pflicht thun wollen.

Außerdem aber muß man die Bürger und den Staat lieben; denn weder Pferde noch Hunde noch sonst Etwas kann man recht beherrschen, wenn man nicht Freude an Dem hat, wofür man sorgen soll.

Die Götter sollst Du ehren, wie es Deine Ahnen thaten; für das schönste Opfer aber und für den höchsten Gottesdienst halte: wenn Du Dich so gut und so gerecht wie möglich erweisest.

Zu Freunden nimm nicht Solche, mit denen Du besonders angenehm leben, sondern Solche, mit denen Du dm Stant am Besten vermalten kannst.

Prüfe genau Alle, dir um Dich find, und misse, daß Alle, die nicht in Deine Nähe kommen, glauben merken, Du seist Denen gleich, die mit Dir umgehen.

Beherrsche Dich selbst nicht minder als die Anderen und fühle Dich dann erst wahrhaft königlich, menn Du über Deine Launen mehr Heir bist als über Deine Untnthanen.

Verlange nicht, daß die Anderen sparsam seien, so lange sie sehen, daß die Könige in ungeordneten Verhältnissen leben.

Achte stets auf Deine Reden und Handlungen, damit Du so selten wie möglich Fehler machest.

Suche zwar so lange wie möglich Dir und dem Staat den Frieden zu

erhalten; wenn Du aber genöthigt wirft. Dich in Gefahr zu begeben, dann ziehe den Tod in Ehren einem schmachvollen Dasein vor.
Bei allen Handlungen erinnere Dich, daß Du König bist.
DieMenschen.dieVerstand haben und weiter sehen können als die Anderen, halte hoch und in Ehren; sei überzeugt, daß ein guter Rathgeber das nützlichste und gerade einem Monarchen am Meisten zu wünschende von allen Gütern der Welt ist, und glaube, daß die Männer, die Deine Charakterbildung fördern, auch Deine Herlschaft sichern
Das mar es, was ich Dir nach bestem Wissen und Gemissen zu sagen hatte. Eine bescheidene Gabe, die ich Dir widme. Nun sorge dafür, daß Dir die Anderen nicht die üblichen Geschenke bringen. Sind es doch Dinge, die Ihr Herrscher viel theurer von den Geschenkvringern kauft, als sie von den ersten Verkäufern ohne solche Vermittler zu haben mären.
Diese Worte richtete, im vierten vorchristlichen Jahrhundert, Jsokrates, der „König der Rhetorik", an Nikokles, der nur König von Kvpros mar. Der selbe Jsokrates, der mit seiner Publizistik so stark auf den MakedonenkSnig Philipp gewirkt und die ganze Wucht seines Temperamentes an die Bemal» tigung der großen Aufgabe gemagt hat, Hellas zum Kampfe mider die Barbaren zu einen. Der Befehder der Tvrannis; der erbarmunglos grausame Feind aller Schmeichler und Kriecher; Einer, der sich zu Schmeichelrede selbst nur erniederte, menn der hohe Zweck (die Abficht, pädagogischen Einfluß auf die Person des Regirenden zu gewinnen) ihm das schlechte Mittel heiligte, .Fast ists lustig, zu sehen, wie wenig im Lauf zweier Jahrtausende, so oft das Kleid des Körpers und der Sitte nach neuem Zuschnitt geändert wurde, Welt und Menschen im Innersten sich gewandelt haben. Oder traurig? Die Antwort wird von der Gemüthsfarbe des Betrachters bestimmt. Die Könige sind noch immer von den selben Gefahren bedroht und das Hosgesinde bat sich im Wesentlichen die alte unheilvolle Macht erhalten. Jsokrates mar zu schüchtern und stimm» lich zu schwach, um mit der Gemalt der Rede auf eine Menge wirken zu können; ist mit Recht aber, trotzdem seine „Reden" nur geschrieben und gelesen, nicht gesprochen und gehört wurden, der „Stimmführer der Nation" gennnnt morden.
Die Zeit, da man ihm banausische Schulweisheit vorwarf, ihm nachsagte, er treibe Schreibtischpolitik, und den Sohn des Flötenfertigers nicht zu den „ernsthaften", den „praktischen" Politikern zählen wollte, ist vorbei. Die Lehre, die er dem Kyvrerkönig als Festgabe spendete, ist noch heute beach^enswerth, Auch die Thatsache. daß Nikokles sich dankbar ermies: er hat (wie Plutarch erzählt) dem kühnen Kritiker Jsokrates, um dessen Verdienst zu lohnen, eine Summe übersandt, die nach unserer Rechnung hunderttausend Mark betrüge. Im vierten Jahrhundert vor Christus gab es also einen Monarchen, der aus einen Publizisten Körte und dankbar dafür mar, daß der Mund dieses Einen ihm Wahrheit sprach.
Herausgeber und vernnlworttilner Redo1Ieur: M, Haiden in Berlin. — Beriag dcr Zukunft i» Berti», Truck von <», Bernstein in Berlin.

Vrrlin. den W. Januar 1!)0^.
Iungfernopfer.

^oll ich Heirathen? Vor Siebenzehn? Es ginge, sagt derKammergerichtö-
□referendar,der den hübschen Schmiß überm rechten Nasenflügel hatund
so gut Schlittschuh läuft. Bei Schilling habe ich ihn neulich mal ganz ernst-
haft konfultirt; schon um ihn von dem ewigen Gerede über dieKlinger-Aus-
stellungabzubringen,aus der wir kamen und diedoch einBischen sehrnackigt
i>t. Und weil er auf dem Eis immer stöhnt, eigentlich dürfe er gar nicht lau»
fm, denn er stecke im Assessor-Examen. Gleich schnurrte er was herunter, um
seine Tüchtigkeit zu zeigen, und schrieb mirs dann auf; für alle Fälle. „Vier»
les Buch. Familienrecht. Erster Abschnitt, zweiter Titel. Paragraph 1303.
EinMarm darfnicht vor dem Eintritt derVolljährigkeit,eineFrau darfnicht
vor der Vollendung des sechzehnten Lebensjahres eine Ehe eingehen. Einer
Frau kann Befreiung von dieserVorschrift bewilligt werden. Paragraph1305:
Ein ehelichesKind bedarf bis zurVollendung deseinundzmanzigstenLebens-
jahres zur Eingehung einer Ehe der Einwilligung des Vaters, ein uneheli»
chesKind bedarf bis zum gleichen Lebensalter der Einwilligung derM«tter."
Das mitaufzuschreiben! Bodenlos frech.Dann kamnoch EinigesüberErbein-
setzung; ein verärgerter VaterkönnedasTestament somachen, daß der Schmie»
gersohn „nicht an die Pinke 'ran kann". Bei uns gehe es in vier Theile, und
wenn Papa jetzt auch an Otavi und Auer einen Klotz oerdiene, müsseich doch be-
denken .. .Ich muhihn wohlsonderbar angeguckthaben,denn erverstummte und
stieg in dieMelange. GlaubtDeramEnde?Fürsoverdrehthielt ich ihnnicht.
Aber fein,wie unsereHerrenBescheid wissen. ProfesforSchwenke, derTaillen-
doktor, hat schon Recht: „ Jeder, der einmal bei dem Vaterheirathfähiger TSch»

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_175.html[18.07.2014 18:00:33]

ter getanzthat, führt vom nächftenTag an überSoll und Haben deS Hausherrn Buch, und wenn Sie Abkühlung merken, hat der Papa sicher schief gelegen." Tröstlich. ZumGlück hat man keineJllusion mehr. Also: es ginge.DenVorzug, ein eheliches Kind zu sein, spüre ich nun. Mama wäre der Gedanke, Schwiegermutter zu werden, unausstehlich. Wenn sie allein zu bestimmen hätte, wüi de ich noch babyhaft frifirt, ohne Ondulation, trüge höchst fuß freie Kleidchen und dürfte bei Diners nicht mitamTischsitzen.Jch habe lächerlich jung geheirathet, sagtfie (fast Zwanzig: Das soll lächerlich sein!), und wundere mich selbst noch oft darüber, daß ich ein so großes Mädel im Haus habe. Danach kommt die Erzählung, daß wir in Pontresina von allen Leuten für Schwestern gehalten wurden (nämlich vom Hotelportier, vom Restaurantkellner und von einer etwas schäbigen Baronin, die unsere Buben den Mitesser nannten), und pünktlich der Schluß: „Geh zu Fräulein, Küken!" Gott, ich kanns ihr nicht übel» nehmen. Wer noch so aussieht! Es dauert ja, mit Gesichtsmassage, Friseur. Manicure und dem Uebrigen, vormittags ein Bischen lange; aber mit ihrer Figur und dem ungepudert scheinenden Gesicht ist sie, wenn dem Haar der Kastanienglanz verschafft ist, noch immer die Schönste. «Nur nichts Künstliches": ist ihreParole; „die Weiblichkeit muh der Natur nah bleiben". Na, schließlich gehören Perlen,Silbelfüchse,Teagowns,Haarbalsam,Zahnbrücken undBrillanten ja auch zurNatur.Und leicht kann derUebergang ins alteNe» gister nicht sein.Um so schwerer.je länger man ihn aufschiebt. Nach Fünfund» zwanzig ists doch aus. Unsere Herren reihen sich freilich gerade nach Denen, dieDreihig oder noch dahinter find. Da wird aufEleganzundmondäneMa» nieren, bei unsnuraufdasVermögensobjektgesehen. Mama würdeschmierigkeiten machen. Mit dem Papa werde ich sicherfertig.WennichihmnichtEinen präsentire, der ganz unprösentabel ist: schlechte Familie, unerschanngliche Schulden oder schon gesessen. Fällt mir nicht im Traum ein. AUesAnderc setze ich durch. Schwer, aber sicher sogar einen Künstler oder Witwer mit Kino. „Statt jeder besonderen Meldung." Annemarie meint, es wäre Heller Blüdsinn. Warten. Hübsch langsam aussuchen, weils ja länger schmecken soll alseineWintercalville. Nurnichtübereilen; werweiß, ob das Beste nichtnachkommt? Und mit ihm die Reue? „So lange wie möglich die Freiheil ge» niehen." Das klingtrecht schön; stillt aber meinen Hunger nicht. Was fürFiei» heit habe ich denn? Fräulein ist nett, manchmal beinahe m:inter und stcts bemüht, auf meine Ideen einzugehen. Wenn fies nur nicht thcile! Wenn sie mir lieber von ihrem Leben erzählte! Dann flöge sie aber. Nicht mal ihren ver» lobungring darf sie tragen. „Das führt leicht zu Fragen, die ich in meinem

Haus vermieden wünsche. Domestiken sollen fich geschlechtlosgeben." Dabei, iftS ein Ingenieur. Von ihm und von Allem, was die Beiden durchgemacht haben und für die Zukunft planen, mir erzählen zu lassen, wäre das Natürlichste. DerKrach dann! An eineNeue könnte ich mich nicht mehr gewöhnen. Diese Fräuleins sind immer dabei. Gräßlich; für sie auch. Seit ich denken kann, war ich fast nie allein. Ohne Wärterin scheints in unseren Kreisen nicht zu gehen. Als ob man gleich Unfug triebe, wenn man mal nicht „unter Obhut" ist. Wie ist dagegen die blonde Trude aufgewachsen, die voriges Jahr im Hotel Weimar über uns wohnte! HalbeTage einsam auf dem Feld oder weit hinter demBruder, der denGaul aufTeufelholen antrieb (und alsDragoneraoantageur dann auch richtig den Schenkel brach). Zu Haus so gut wie unbeaufsichtigt, weil dieMutter auf dem großen Hof alleHSnde vollzuthun hatte, und auf langenWegen zu Besuch oder Unterricht nur mit dem Kutscher. Das nenne ich Freiheit. Die ist aber auch gesund und natürlich; mit ihren Zweiundzwanzig wie ein Kind neben mir. Viel einfacherund praktischer. Von tausend Dingen, dieUnsereinem alltäglich sind, hat siefreilichnichtdieblasseste Ahnung. Ich habe mich ins Leben hineingetröumt, sagt sie, und finde nun, daß es in der Wirklichkeit ungefähr aussieht wie imTraum. Die kann lachen. ZumTriiumen kam ich kaum.NachderNurse-GoverneßhattenwireineFranzösin; dann wieder was Englisches (Miß Flamingo genannt.weil siesolchen Hals und Kopf hatte); und jetzt halten wir in der Schweiz. Keinen Schritt soll man allein thun. Trude wollte es nicht glauben, .Die wachthabenden Fräulein sind doch auch allein aufgewachsen, in allerleiLSndern undHSusern herumgestoßen worden und gelten doch als so zuverlässig, daß man Euch ihnen anvertraut." Stimmt, Das ist aber für Menschen von Mamas Schlag was Anderes. Bezahlte Leute, die nicht mit uns rangiren. Vor dem ältesten Schwager, der hoch in den Sechzig ist, ließe sie sich nicht so sehen, wie sie sich jeden Morgen vor den Dienern zeigt. Weil ich alöoummesBalg malderMisz Flamingo um den langenHalS gefallen war, wurde ich eineWoche lang wierine verdorbene Frucht behandelt. Von früh bis spät Zusammensein und doch immer Distanz halten. So wirds verlangt. Und nie gefragt, ob mans auch auöhält; ob manzum Wachsen nicht ein Bischen Einsam keit braucht und auf die Dauer nur Menschen erträgt, denen man sich ganz geben kann, ohne getadelt zu werden. Wie dieGefangenen sind wir. Auch so listig. Was erfindet man nicht,
um mal ohne Aufsicht zu sein! Am Leichtesten gehts noch, wenn unser mehr find. Dann freuen dieFräulein sich derPlaudergelegenheit und wir sind dcn Etpvcron ein Weilchen los. Wer da horchte, würde sich mundein. Ich selbst
10-

Die Zukunft.

bin noch manchmal stärr. Jeder Skandal wird durchgehechelt; und die Mädel wissen Alles, trotzdem sie immer am Gängelband waren. FürMancheistS wohlnothig. Manche sindso, TolleGeschichten. Eine istneulich imBallkleid nachElf mit einem Lieutenant im Garten gewesen undZmei haben ihreGou» vernanten bei Miericke versetzt und Einen von der Börse in seiner Wohnung besucht- nicht lange, sagen sie, und er habe sich sehr anständig benommen. Jedesmal giebts Etwas von der Sorte. Und das Hauptthema ist immer: Was die Herren gesagt haben. Das geht aber auch über die Puppen hinaus. Dem Ersten, den ich als Tischherrn hatte, kehrte ich noch vor dem Geflügel» gang halb den Rücken, weil ich dieFrage, warum ich, die sich doch schonsehen lassen könne, noch s I'enl'unl ausgeschnitten gehe, ordinär fand. DieAelteren lachten, alsichs, nach einer durchheultenNacht,erzählte. Nach und nach gewöhnt man sich dranund wird fast sprachlos.wennEineranderSist. Einer, dernicht aus die Verlobung hinsteuert. Die sind ja meist korrekt. Oder ganz frech; mit der Abficht, durch Kompromittirung das einträgliche Geschäft zu beschleunigen. So istsKöthe gegangen. DenEltern paßte einDoktor aus derMöckernstraße nicht und sie kam mir auch nicht verliebt vor. Er aber verstand, sich neben ihr zu affichiren; und eines Abends waren Beide nicht zu finden, als zu Tisch gebeten wurde, und ihr Herr und seine Dame mußten fünf Minuten lang auf die Vermißten warten. „Wir haben im Musikzimmer den neuen Nodin angesehen." Da muhte es sein. Jetzt wohnt der Doktor sehr nobel und der alte Cohn zwingt Alle, die von ihm abhängig sind, sich von dem Schwiegersohn behandeln zu lassen. AberKäthe sieht nicht glücklich aus.ist allepaarWochen rlend, schon zweimal operirt und gehört zu den Beispielen, die Annemarie anführt, wenn sie über den Text predigt: Genieße die Freiheit! Schöne Freiheit. Ob wir von Natur so eklig sind, daß man uns an derKette halten muß, oder ob wir erst durch die Gefangenschaft so gräulich werden, weiß ich nicht. Auch noch nicht, ob nur die Herren daran schuld sind, daß in jedem Ballsaal schmutzig gewitzelt wird. In England, wo Keiner was dabei findet, wenn junge Mädchen undMänner auf dem Fluh allein sind oder zusammenreisen ibis nach Egypten, sagt Peler, der in Oxford war), ist solcher Ton unerhört. Woran liegte? Sicher ist nur, dah ichs ohne Schaden nicht mehr lange aushalte. TrotzAllem, was mir „geboten" wird". Das ist wirklich viel. Seit ich Sechzehnbin, HabezweiZimmer fürmichund Mamas abgelegte Schlafstubenmöbel (von Pfaff; damals das Feinste und noch heute pompös). Kleider, Hüte, Pelz aus den ersten Geschäften und Schmuck, den ich noch gar nicht tragen darf; nur ansehen und neidischen Freundinnen zeigen. Immer das Auto vor

Jiingfeinopser,
1 ^
der Thür. An Bildung das Menschenmögliche, Französisch, Englisch, Jta»
lienisch, Literatur- und Kunstgeschichte, Klavier, Gesang, Komposition; und
schon der sechSteCyklus vortragender Profesforen. Konzerte, Oper; außer der
Walküre, Carmen, Tristan und Salome so ziemlich Alles (aber die Komi-
sche noch nicht).VonSchauspielen nur, was „für ein junges MSdchenpaht".
Also nicht die Modernen, nicht Faust (wo Kainz so ulkig sein soll), von den
KammerspielmnmClavigo und natürlich weder Metropol noch Residenz.Da»
bei brauche ich nur meine kleine Treppe hinunterzuklettern, um vonallenverbo-
tenenFrüchtenzukoften.AlldieBücher,dieichnichtkennendarf,liegendaherum,
Romane, Dramen, Zeitschriften, undFrSuleinkannihreNasenicht immer in
meinBuch stecken. Die Hauptsachen hat man ja schon aus den Kritiken er-
fahren. Und von „Occupo-loi 6'^melit-« (das in Paris viel toller sein soll)
und von den Kostümen der Metropoldamen erzählen uns die Herren. DaS
wird im Winter geboten. Außerdem Sankt Moritz oder mindestens Oberhof
mit Schneesport. Und jetzt auch Gesellschaftliches. Dreimal in jeder Woche
Gäste mit acht Gängen, zwei Hausbälle und ein Maskenfest mit Souper an
kleinen Tischen. Vorher giebts jedesmal häuslichen Krieg. Unter einer Ex-
cellenz thut die Mama es nicht gern, Berühmtheiten gehören auch dazu, die
Geschäftsfreunde, die für die Abfütterung fällig sind, „stimmen eigentlich
nicht zu unserem Milieu", und wenn Einer mitNamen oder Titel absagt, ist
sie außer sich und peinigt ihn so lange am Telephon, bis er verspricht, wenig-
stens spät noch anzutreten. „Die Meisten kommen ja nur, um Sie zu sehen!"
Zehn Minuten danach hört ein Anderer den selben Flötenton. Der aber fast
Äerallwirkt.Uebrigens fühlen die Leute sich bei unswohl.VielRaum,wenig
Musik(nie ganz werthlose), Essen ersterKlasfe und kein Weinschwindel; auch
von Schloßabzügen sind aufWunsch zweite und dritte Gläser zu haben. An-
derthalb Stunden und länger bei Tisch; wenn ich schlecht sitze, scheint mirs
endlos.Daß mans jedenAbenderträgt! „Bei uns dauert einDinernie länger
als vierzig bis fünfzig Minuten", sagte mir, zur Rechtfertigung, neulich ein
Gesandtschaftsekretär. „Bei uns": da hatte ichs. Bildet Euch nicht etwa ein,
dahJhr zu uns gehört! Warum verkehrt man mit solchen Leuten? Warum
lebt man überhaupt so, wiewirleben?Jmmer aufderMenschenjagd.JnRom,
Ostende, Madonna di Campiglio, Noordwijk, Immer mit den selben An-
sprnchenaufKomfortundAmusement.Weil man nichtanders lebenkann,wenn
mans erst gewohnt ist. Darum möchteich so bald wie möglich aus dem Käfig.
Nicht in die Hütte für liebende Paare. Brr! Das ginge nicht mehr;
nicht mal Gartenhaus oder Vorort für bessere Beamte. Nur keine Selbst-
täuschung. Romantik mit der Pflicht zur Sparsamkeit würde mir schlecht be-

kommen. Das ist verpaßt. Germanistik ftudiren.einenLiteratmptofessormit heißen Augen und grauem Schläfenhaar Heirathen, ihm selbst Kaffee uni> Rührei machen, im Waarenhauö Konserven kaufen und sich von Ostern an auf Saßnitz oder den Ferienzug nach Tirol freuen: diese Ideale ruhen neben derSchulmappe. Keine von uns ist so schrullig. Unsereins bleibt Luruspflanzr oder geht ein. Die große Liebe hülfe nicht. Davon hat man zu viel gehört und gelesen. Entweder plagt der Mann sich im Geschäft und auf Reisen so, daß die Frau nichts von ihm hat, oder er wird brutal, trinkt, vernachlässigt sich, riecht nicht gut, schnarcht oder trägt wollenes Unterzeug. Man ist zu solchem Scharfsinn für alles Aeußerliche dressirl! Brillantine aus einer alten Flasche, eine speckige Stelle am Smokingärmel, Guttaperchaplomben, eingewachsene Daumennägel: untersolchen Eindrücken stürben sSmmtliche Gefühle. Wie ein Herr zurechtgemacht sein muh, morgens und abends, auf dem Tennisplatz, zu Pferd, in Gesellschaft, im Winter und im Sommer, wissen die Vierzehn» jährigen heute genau. Alles Männliche ist jetzt auch gut soignirt; Quartals- seifer (wie Grünfeld sagt) kommen bei uns nicht vor, und wenn Dir irgend- wo Auge oder Nase beleidigtwird, sinds sicherGenies.Die man noch einladet, aber nicht mehr heirathet. Nie ist Einem der Gedanke gekommen, daß man Etwas nicht kaufen könne, weils zu theuer ist. Von der Puppenstube mit elek- Irischem Licht und dem Grammophon mit Carusoplatten bis zumSteinway und zum Hundehalsband mit abgetönten Perlen hat man Alles erlangt, was das Herz begehrte. Das sollte plötzlich aufhören? Die bloße Vorstellung, auf Taxameter und Straßenbahn angewiesen zu sein, Dutzendkleider zu tragen^ im Parquet zu sitzen und «ccuslons nicht mitnehmen zu dürfen, macht mir eineGönsehaut. So weit reicht meinHeroismus nicht. Dazu bin ich nicht er» zogen. Und was man doch nicht können wird, soll man nicht erst versuchen. Du wirfts Schwachheit schelten und abscheulich finden, Helen; kommst aber auch aus anderem Boden. Wenn Du mich seufzen hörst, könntest Du glau- ben, ich wolle inEinfachheit undhabeLeidenschaftlichcsvor.KeineSpur.Dir mag ich nicht lügen. Ich bin kühl bis ans Herz hinan und will beim Fortgehm auf keins der gutenTinge, die ich hier habe, verzichten. Nur eben weg will ich. Um nicht noch kälter zu werden oder mich selbst verachten zulernen. Dazu märe ich auch wieder nicht stark genug. Und kommen würde es. Trotz Aufsicht und Wohlerzogenheit. Bitte: darüber ist gar nicht erst zu streiten.

Was hat man denn? WasEinem „geboten wnd".Wers so unentbehr» lich findet wie ich, muß es dankbar schützen. Jeder Halt fehlt aber; auch jede Wärme. Der Papa ist nie unfreundlich zu mir gewesen und würde mir alle nicht vollkommen verrückten Wünsche erfüllen. Im Grunde weiß er so wenig

Ju gscrnopscr.
von mir wie ich von ihm. Wenn er nicht zu Auffichtrathssitzungen oder sowas reisen muß, sehe ich ihn abends (er frühstückt nach der Börse mit Kollegen); zehn Minuten vor Tisch. Das ist Hausordnung. Sind die Eltern eingeladen oder bei uns Gäste, so wird die Zeit für dieKinder ein Bischen knapper. Kuh auf die rechte Backe. „Bist Du munter?" Lob des Anzugs, Frage nach den Freundinnen, ein paar Spähchen; die Buben wollen auch ihrenTheil. Essen wir allein, so gehts eilig; Geschäft, Politik, Verwandtschaft, Theater. Intim wirds nie. Nicht ein einziges Mal hat der Papa ernsthaft mit mir gesprochen; dazu wäre erwohlauchnichtfrischgenug, wenn ervonHalbneunbisHalbsieben vom Haus fort war .Und worüber denn ernsthaft mit einem Kinde, das Alles im Ukberfluß hat? Erkönnte sichs gewiß nichtdenken; ich erst recht nicht. Aber erist mir ganz fremd. Der gute, freundliche Mann, der sich abquSlt.um das viele Geld zu verdienen, das wir verbrauchen, und uns Vieren noch einen ordentlichen Haufen mit auf den Weg geben zu können. Das ist er mir; nicht mehr. Auf Familienreisen sehen wir ihn ja länger. Da hat man sich aber mit Bekann» im verabredet (andere Reisen wären langweilig) und lebt eher noch „geselli» ger" als in Berlin. Das Beste auf die Tafel und Autoausflüge mit Leuten, neben denen man sich gem zeigt. Mittag, Thee, Abendessen: immer „imklei» nen Kreis". Also auch keine Gelegenheit zur Annäherung. Das ist gar keine Ausnahme. So find fast alle Papas, von denen ich höre. Sie wollen, daß wirs gut haben, daß uns nichts fehle, daß wir hübsch aussehen und einen ge-achteten Mann bekommen; für ein ftockernsthaftes Gespräch mit ihrenTöch» tern fänden sie kaum den Ton. Ueber Mama habe ich schon geredet. Die ist verweisend, mahnend, bildend, mild oder streng, sehr sorglich, versäumt nie, zum Gutenachtwunsch noch anSBett zu kommen oder sich vor derAbfahrtim Staat zu zeigen; bleibt aber ein schöner Gletscher. Selbst wenn sie sich be» müht, zärtlich zu sein, fliegt ihr Blick über uns hin. Lieber würde ich noch dem Papa Etwas aus dem Innersten beichten als ihr. Sie hat auch ganz andere Interessen. Namhafte Menschen heranziehen, ein Haus machen, an vornehmen Veranstaltungen mitwirken, über das Tagesthema ein Bischen mehr wissen als der Durchschnitt; meine Aufgabe, sagt sie, ist, SsthetischeKultur im Engsten zu schaffen. Ob sie wirklich den Baumeister geliebt hat? DieJungen Habens aus dem Gymnasium gebracht; einen ganzen, angeblich stadtbekannten Ro-man mit dem Sieg der Pflicht überdie Leidenschaft in einem halb gebrochenen Herzen. Die Sekundaner haben überhaupt Alles am Schnürchen. SSmmt-liche „Verhältnisse". Vorgestern muhte ich Bob, denFrechdachs, herauswerfen, weil er mir durchaus von einer rothhaarigen Schönheit aus Arkadia erzäh-len wollte, mit der drei Viertel unsererTSnzer befreundet seien. Familienleben.

Herausgeworfen habe ich ihn, weil er ein dummerJunge ist; nichtwe»
gen der Erzählung. Solche Geschichten hört man täglich und würde für eine
GanS gehalten, wenn man sich wunderte. Wer die aschblonde Sängerin jetzt
hat und mit wemdieSchlangentänzerin in Monte war: Das sind so dieThe-
mata.WernichtstillhSlt, wird selbst verklatscht. Unangenehm bin ich nur noch
einmalgeworden:alsEinermirüberPapasNebenwege berichten wollte. Das
ging mir doch über den Spaß. Mary und Gabriele, denen ichs brühwarm
brachte, meinten, ich sei ein richtiger Philister. Das wäre ja furchtbar amü-
sant geworden und sie würden gleich versuchen, es noch herauszukriegen; der
Direktor, der ihnen ebengeschilderthabe,wiedie DeSmondsfrüherauftratund
dah sie bis auf die Beine tadellos sei, werde ihnen nicht ausweichen. So gehts
zu. Ueberall der selbe Grundton. Und dieFamilientöchterwerdenebenso ausge-
zogen und sezirt wie dieDamen aus den Rauchtheatern.Noch ists kein Jahr, seit
ich in dieser Luft bin. Aber ich merke schon, wie sie wirkt.Wennmirnun wirklich
mal einHerrgeföllt?Und auch ohne solches Malheur kommt man herunter.Wie
oft hat mir Eine zugetuschelt, fiehabefich küssen oder den Arm drücken lassen!
Das giebt nach und nach harte Haut und verdirbt denHerzteint. Am Ende hat
man dann nicht mehr freie Wahl und muh nehmen, was sich bietet. Das wäre
das Letzte.Jch will wShlen.JungesMSdchen warich lange genug,umzu wissen,
daß von zehn unserer Courmacher acht Ferkel sind. Ich will rasch heraus.
Der Verstand soll wählen. Ohne Illusion. Die Klarheit, die man so
früh erlangt hat, ist theuer bezahlt und muh wenigstens Nutzen bringen. Fast
Jeder, der sich meldet, hat geliebt und Verhältnisse gehabt. Anders kann es
wohl nicht sein; ich verlange nur, dah mir nicht davon erzählt wird und dah
ichs nicht merke. Vor Schwätzern graut mir. Die machen auch unser Bischen
Reiz zum Gesprächsstoff, wenn sie bei Denen sind, die mannichterstheirathet.
Einen Armen mag ich nicht; weil es persönlich entwerthet und weil wir dann
dochnicht zurichtigerUeppigkeitkämen. Die braucheich. EinKrösus wird nicht
verlangt. Aber Fünfzigtausend muh er im Jahr sicher beisteuern. Ungefähr
aus unserer Schicht sein. Drunter: dann schämtman sich; drüber: dann plustert
er sich auf, plättet an den Manieren rum und macht Einen mit Vergleichen
(„bei Euch" und „bei uns") muthlos.Deshalb keinOffuier; schon wegen des
Körperlichen ist es mir sonst die liebste Sorte. Der aber wäre drüber und
nähme mich nurim Nothfall. Auf achtbaren Namen wird gesehen und Haupt-
bedingung ist gute Erscheinung. Nicht hübsch, aber männlich. Denn ich will
zwei nette Kinder und mich vor dem berüchtigten Glück der Ehe nicht ekeln.
Sei nicht so entsetzt! Ich will sein, was ich geworden bin und hier werden
mußte; alles Andere gelänge ja doch nicht. DieWelt ist nicht so blau, wie sie

unö in der Kinderstube gepinselt wird. Daher der Schreck, wenn wir beim ersten Schritt erkennen, wie es in der Wirklichkeit um Treue, Edelmuth^Liebe und die übrigen schönen Antiquitäten bestellt ist. Wenn man uns wenigstens fromm gelassen oder gemacht hätte! Das wird aber spätestens nach der Ein» segnung weggebeizt, und uer noch was Sichtbares davon behält, wird zum Stichblatt. Okkultismus ist interessant,Geifterglaube kann verziehen werden; Religion ist fauIerZauber. Dableibt nichtviel.Allelügen;und müssen lügen. Wir noch dicker als die Männer. Ich habe es satt. Vor Siebenzehn. Bis Ostern ist Zeit zum Aussuchen. Beim Papa mache ichs und gegen Mamas Widerstand giebts Mittel. Im Herbst kann es losgehen. Kein Fräu- lein und kein Zwang zur Verstellung. Das wird famos. Dann ist nichts mehr zu fürchten und zu verlieren. Ich kann mich geben, wie ich bin, lesen, sehen, hören, was mir gefällt; und die Männerwerden vorfichtigerund uneigennützi» ger. Endlich allein! In anständigem Sinn. DerHerrGemahl hat seinenBe» ruf und man lebt zum ersten Mal für sich und nach seinem eigenen Geschmack. Für einen Anderen zu leben, hat man uns ja nicht beigebracht. Eher abgerathen. Die Eltern brauchen uns nicht und wir sollten durchaus Persönlichkeiten wer» den. ^Ilons! Bei mir wirds feiner. Mit den alten Attraktionen fange ich erst gar nicht an. „Aesthetische Kultur im Engsten": solche Redensart wird doch nur herumgetragen und bespottet. Die Hauptsache ist: nur Leute zusammen» bringen, die halbwegs zu einander passen, und dann den Ton halten. Die jun- gen Mädchenherausschicken, damitjüdischeWitze erzählt werden können: Das ist noch Königstraße. DerJüngling mit dem angenommenen Stück nebender Gefährtin von dreizehn Aufsichtrathsstellen und deren Inhaber als TafelsoziuS der Professorsfrau mit derBernsteinkette: höchstensKurfürstenstrabe.Etwas westlicher sind wirheutedoch. DiegeputzteSpelunkemitZotenreißereizwischen guten Bildern und Bronzen ist längst nicht mehr originell. Die Herren sind noch zu erziehen; man muß ihnen nur sagen, was in der Welt, in die Alle möchten, als vornehm gilt. Wer bei mir, ohne Provokation (die ja vorkommt), einem Mädchen Gemeinheiten zuflüstert, wird vor die Thür gesetzt; auch der Steinreichfte.Denn Alles hat seine Zeit. Pah auf, Helen: es wird. Nicht etwa langmeilig; nein: mit dem zum Vergnügen Röthigen. Ich gehöre noch dazu und kann mich nicht ändern (will auch nicht). Nur möchte ich der nächsten Ge- neration die Wahl lassen, ob siewerdenwill, wie mir sind, oder reinlicher. Ein- mal muß doch der Anfang gemacht werden. Ski und Tennis genügen dazu nicht. Du siehst: ich bin entschlossen. Nach der ersten Hälfte des ersten „er- wachsenen" Winters. Morgen gehe ich zum Kostümvall. Ganz einfach, weißt Du; was Gretchenhaftes. Weil Mama findet, daß mein Kindergeficht...

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_183.html[18.07.2014 18:00:34]

von den Goldinseln.*)

Scherz.

I.

i ein Sohn, Du bist verändert,
> denn um den Weidenhag
schleichst Du, anstatt zu graben,
den lieben langen Tag.
Mutter, wenn dort ich schleiche,
so seh ich fort und fort
Blauänglein in den Büschen;
und immer sind sie dort.
Du Thor: Das ist die Blüthe
des Immergrüns . . . Siehs ein,
nimm wieder Deinr Hacke
und laß das Träumen sein.

II,

Mein Sohn, bist Du beim Ackern,
so kommt es oft mir vor
als ob Du müßig lauschest
mit hochgesxitztem Vhr.
Mutter, wenn auf den Lrbsen
die Sonne gleißt und blinkt,
so hör' ich eine Stimme,
die mir zum Herzen dringt.

') Professor August Bertuch, der für den großen proven^alischen Dichter Frednr Mistral im deutschen Sprachreich das Beste geihan hat, ließ bei Cotta jetzt den zweite» Band der .Ausgewählten Werke" erscheinen. Er bringt dieBersnovelle .Nerto', Lyrik und Ep k von den Goldinscln und „Erinnerungen und Erzählungen'. Neue Schätze, die auch neben „Milöio'noch ihren Glanz bewahren.ZweiProben sollen dem schönen Buch Freunde werben und fürBertuchsUebersetzerkunst zeugen. DieGoldinseln (derArchivel bei Hvöres im Departement Bar) sind der Provence das Symbol der von Meer und Eoooe umfu« ketten Dichtung, Mistral hat gesagt, er habe den Titel nicht in eitler Ueber» schätz'mg setnerPoesie genMlt, sondern, um anzudeuten, daß in seinem Leben dieStun» den dichterischen Schaffens wie Goldinsel» in die Ferne leuchten.

Von din Goldinsrln.
Du Thor: Das find die Vögel,
sie nisten dort am Fries . . .
geh, Deinen Kohl zu pflanzen,
mein armer Dionys!
III.
Mein Sohn, mir schien, Du schliefst nicht
die ganze letzte Nacht , . .
ich hört« Dich auch stöhnen;
warum hast Du gewacht?
Mutter, im halben Schlummer
Hab' ich ein Bild gesehn:
Ich sah ein schönes Mädchen
an mir vorüber gehn.
Du Thor: Das sind Gespenster,
Das hat ein Traum gethan;
geh Deine Sense dengeln,
auf, auf! Der Tag bricht an!
IV.
Du hast so hoble Wangen,
mein Sohn, und bist so bleich . . .
Magst Du ein würzkrautsüpplein?
Ich koch' es Dir sogleich.
Mutter, Antonien mag ich!
Bestell das Aufgebot,
den Dudelsack laß kommen,
sonst Haft Du Deine Noth!
Du Thor: ich soll verarmen,
damit bald Hochzeit sein!
Die Jugend heutzutage
denkt nichts als Narretei.
V.
„Grüß Gott, Gevatter Anton k
wir werben um die Braut
für unser« schönen Tölpel,
der dort ins Fenster schaut,"

Die Zukunft.
„Frau Base, sie ist Euer
nebst Dem, was sie besitzt:
Ein Rock aus Abfallseide
und Strümpfe, dorngeritzt,"
„Antonie, meine Freundin,
komm Du und sei mein Weib!"
»Venys, wir wollen lachen,
« schönster Seitvertreib!"
I>er Gottestisch der Heiligen.
Sie kam aus Sankt Trophimi Thor
treppab, Bescheidenheit im Herzen;
es wurde Nacht im Schiff und Chor,
man löschte just die Vesperkerzen,
Vre pfortenheiltgen aus Stein
erfreute ihr vorüberschreiten;
es schien ihr Blick, im Dämmerschein,
sie segnend heimwärts zu geleiten.
Denn sie war sittsam, klug »nd gut
und schön dazu, man muß gestehen;
und nie hat man das junge Blut
im Gottesdienste plaudern sehen,
Doch klang die Brgel voll darein
zu Psalmensang, an Feiertagen, /
dann glaubt' im Himmel sie zu sein,
von lichter Engel Hand getragen.
Die guten Heiligen aus Stein
sahn, wie sie täglich, als die Letzte,
aus des Portales Wunderschrein
die Füßchen auf die Straße setzte;
es war dem holden Mädchenbild
der fromme Kreis gar wohl gewogen
und sprach, wenn nachts das Wetter mild,
von ihr im dunkeln Eingaiigsbogen.
Ich hoffe, sagte Sankt Johann,
sie wird ein weißes Nönnlein werden,
weil Friede herrscht im Alosterbann
«nd sonst nur Sturm und Streit auf Erden.

Nein, sprach Trophim, Das wünsch' ich nich^
sie fehlt mir sonst in meinen, Tempel,
und wie die Finsterniß das licht,
i so braucht die Menschheit ein Ezempel.
Ihr Brüder, rief Sankt Honorar,
gleich kommt das liebe Mondlicht wieder,
dann steigen wir im Meßornat
von unfern alten Säulen nieder;
denn heut ist Allerheiligennacht,
die stets für uns ein Lest gewesen . . .
Der Heiland wird, um Mitternacht,
im Aliscamx uns Messe lesen.
Sankt Lukas sprach: Ich schlage vor,
daß unsre Freundin uns begleite;
still lauschend sitze sie im Chor,
im Feierkleid, an unsrer Seite.
Und kaum gesagt, sind ohn' Verzug >
die Vier am Friedhof angekommen
und haben im Vorüberflug
des Mägdleins Seele mitgenommen.
Die Schön« war schon auf, als kaum
des nächsten Tages Morgen graute,
und sie erzählt, daß sie im Traum
im Aliscamp ein Nachtmahl schaute,
daß einer weißen Engelschaar
Gesänge zu dem Fest erschallten,
daß Sankt Trophim der Meßner war
und Christus selbst das Amt gehalten.
Frederi Mistral.

. Musikalische Kultur.

m Verlag von Breitkopf 6: Härtel ist, unter dem Titel „Ueber musikalische Kultur", ein Vortrag erschienen, den ich auf Veranlassung des Arbeiter» diskussion-Klubs in Karlsruhe gehalten habe. Die Art, wie der Bortrag von verschiedenen Seiten beurtheilt morden ist, zeigte besonders deutlich, wie leicht schon der Umstand, daß ein ausübender Künstler sich theoretisch mit Fragen feiner Kunst beschäftigt, noch immer auf Widerspruch stößt.

NSthig scheint mir deshalb, ehe ich hier zu dem unerschöpflichen Thema „Musikalisch, Kultur" noch Einiges bemerke, erst einmal darauf einzugehen, roas denn solche Kulturbetrachtungen überhaupt für Sinn und Zweck haben. Am Besten klärt sich diese Frage durch Beispiele aus anderen Lebens» gebieten. Erblickt man das Wesen der Kultur in der bewußten, oft systemiti» sehen Erhöhung und Steigerung aller Lebcnserscheinungen und LebensoorgSnge über den Naturzustand hinaus, so ist klar, daß ihre Gefahren in der völligen Lösung von den natürlichen Grundlagen alles Seins liegen. Theoretische Er» örterungen über Kultur pflegen drum auch stets dann einzusetzen, wenn dieser Zustand von Unnatur oder Ueberkultur auf irgendeinem Gebiete einzutreten droht oder schon eingetreten ist. Und sie müssen stets zum Kampf gegen die zur Zeit stärksten Mächte rufen, die sich als Träger der Kultur aufspielen, mäh» rend sie in Wirklichkeit deren Verruchter find. Ein paar Beispiele. Nur aus der Neuzeit. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung war die Kulturentroickelung in der Hauptsache religiöser Art. Es gab kein Lebensgebiet, daS nicht mit kirchlichen Kulturelementen durchsetzt mar. Das Reformatorenwer k Luthers und seiner Vorläufer ruht auf theoretischen Untersuchungen dieser kirch- lichen Kultur, begann mit theoretischer, wissenschaftlicher Bekämpfung ihrer Aus- wüchse, wurzelt in dem Gedanken, daß der Naturzustand der christlichen Re» ligion, wie ihn die Bibel darstellt, verlassen sei. Ueberkultur. Kewurnons a l» riaturs. Klopstock, Lessing, Herder. Kampf gegen die herrschende ausländische Kultur; Hinweis auf die geistigen Kiäste des eigenen Volkes, Forderung einer auf diesem natürlichen Grunde erwachsenen Literatur. Die Erkenntniß der Ver» dorbenheit aller Kulturzustände ist stets die Voraussetzung zur Besserung Und die Darstellung der Kulturlage durch Schriftsteller meist das beste Mittel zur allgemeinen Verbreitung dieser Erkenntniß und jür Viele der eigentliche Anstoß zur That. Rousseau.

Selbst der schaffende Künstler tritt einer zur Unnatur gewordenen künft» lerischen Kultur nicht nur mit Werken entgegen, sondern auch mit theoretischen Untersuchungen des Tiefstandes seiner Kunst rmd mit theoretischen Forderungen an das Kunstwerk der Zukunft. Wagner,

Die immer größer werdende Verlogenheit des ganzen Lebens der Mensch»

cheit, die immer Kankhastere, alles Gesunde und Naiürliche verachtende Ver»
^«nerung der Kultur der oberen Volksschichten veranlaßt zur grellen Beleuchtung all« Schäden dieser Kultur. Nietzsche. Tolstoi.
Alle Korrektur der Lebenserscheinungen und Lebenkzustände ist nur nöthig, sobald die Kultur auf einem Gebiete schon eine gewisse Höhe erreicht hat. In der Natur gleicht sich Alles von selbst auS. Sie braucht keine Theorie. Die Welt ist vollkommen überall, rvo der Mensch nicht hinkommt, mit seiner . . . Kultur. Auch der Kultur gegenüber giebt es Vertheidiger des Isisser aller, Feinde aller theoretischen Beschäftigung mit Kultmfragen, aller Eingriffe in die natürliche Entwicklung. Natürliche Entmickelung? Ja, menns die wäre, wollten mir sie gern malten lassen; aber all die theoretischen Untersuchungen wollen ja eben der natürlichen Entwicklung zu ihrem Recht verhelfen und die Willkür von Kulturfaktoren einschränken, die der Natur Gemalt anthun.
Noch ein Beispiel. Bei den Naturvölkern, selbst bei uns in Landstrichen, die abseits von aller Kultur liegen, regelt sich der Gesundheitzustand der Men» schen fast von selbst. In den Millionenstödlen kommen wir ohne theoretische Untersuchungen über Volkshygiene und s, hr gemissenhaste Verwerthung der dabei gewonnenen Resultate zu den fürchterlichsten Zuständen. Ein Mediziner, der sich darum nicht kümmert, mag zum Dorfarzt in Hinterpommern gut s-in; als Führer der auf medizinischem Gebiet Fortschreitenden märe er lächerlich.
In der Politik ists nicht anders. Aller Fortschritt auf dem Gebiete innerer Po> litik ist nur möglich durch fortwährende theoretische Untersuchungen aller Er» scheinungen, die sich aus der gesteigerten Kultur aller Volksschichten ergeben. Mit patriarchalischem Fortwursteln ists selbst im kleinen Betrieb von Stadtvermaltungen nicht mehr gethan. Alle Einwirkungen künstlich geschaffener Kuliur« zustände müssen, so weit es möglich ist, eben lnseitigt und der Ausgleich, den die Natur von selbst schafft, muß durch die Theorie zu schiffen versucht werden.
Das Alles versteht Jeder, der überhaupt weiß, was Kultur ist. Nur eine Menschensorte weiß es offenbar nicht: die Musiker und ihre Freunde,
Einst gings ja auch im musikalischen Leben ohne Kritik der Kulturent» Wicklung. Angebot und Nachfrage regelten sich von selbst, die Produktion diente ausschließlich dem praktischen Gebrauch bei kirchlichen und weltlichen Feiern; neue Bedürfnisse, neue Kräfte schufen neue Kmstformen; schädliche Einflüsse künstlich gesteigerter Kultur brauchten nicht unwirksam gemacht zu werden. Auf einzelnen Gebieten gabs bereits Mißstände, die im Wesentlichen in der einseitigen Entwicklung einer Kunstgattung nach einer Richtung hin und in der dadurch bedingten Vnirrung in Unnatur bestanden. Reformen wie die Glücks wurden dadurch nöthig. Aber die musikalische Gesammtkultur bedurfte noch nicht des Warnrufs von Resormatoren, Erst das neunzehnte Jahrhundert mit seinem raschen Ausbau des öffentlichen Musiklebens schuf Kultuitedingunzen,

die zur Korrektur zwangen. Noch Schumann, der als der Ersten Einer die NothwendigKit systematischen Kampfes gegen einzelne Auswüchse der musika» lischen Kultur «kannte, richtete seine Angriffe im Wesentlichen gegen die un» natürlichen, fabrikmäßig hergestellten Kompositionen, die für das HSusl'che und öffentliche Musiziren geschrieben wurden, also gegen eine bestimmte Gattung von Musik. Aber bei seinem Kampf stellte er doch eine Menge allgemeiner For» derungen für die musikalische Kultur auf, genau so wie Wagner, dessen Kampfe zunächst auch nur einem Sondergebiete, nämlich der Unnatur des ganzen Theater« betriebes, gegolten hatte.

Der Dritte dieser musikalischen Kulturtampfer aus der ersten Hälfte deS neunzehnten Jahrhunderts, Franz Liszt, hat nicht nur als Bundesgenosse Wagners für dessen Ideen mitgefochten, sondem auch selbständig besonders dafür gewirkt, daß der Künstler als völlig durchgebildete Persönlichkeit vor sein Publikum zu treten habe, daß die Kunst nicht als Amüsement, sondern als Bereichen« des ganzen inneren LebmS dienen müsse.

Aber im Wesentlichen galten alle die theoretischen Forderungen dieser Manner noch der Reinhaltung einzelner Kunstgattungen, befaßten sich vor allen Dingen mit dem Kunstschaffen. Das gesammte musikalische Leben konnte jcr auch erst zu einer Kritik seines Kulturmerthes herausfordern, seit die hastige Entmickelung der öffentlichen Musikpflege eine wirkliche Ueberkultur und all» mähliche Entfremdung von dem natürlichen Nährboden aller Kunst veranlahte.

Seitdem, also seit etwa einem Vinteljahrhundert, find von den verschiedensten musikalischen Parteien Gedanken über die musikalische Kultur der Tegenwmt veröffentlicht morden, freilich fast nur von Männern ohne Einfluß und Macht und selbst von Mächtigeren nur mit geringem Erfolg. Die eigentlichen Herren der musikalischen Kultur der Gegemart, die „Führer der Modernen", find fast ausschließlich Feinde dieser KulturkSmpfer. Was aber ist damit gegen den Werth solcher Kulturarbeit bemiesen? Giebt diese Thatsachc Denen Recht, die für Imsser aller, für besinnungloses Drauflosmusiziren und -Geldverdienen find? Die Päpste haben auch nicht die Reformation, die Höflinge und Maitreffen der französischen Könige nicht die Revolution gemacht. Die Mächtigen des Theaters um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fluchten dem bösen Wagner. Die Herren der Situation haben immer den Kulturfortschritt gehemmt. Und so ists auch jetzt in der Musik.

Das darf all die eifrigen Arbeiter, die ohne Macht und Ansehen, aber auch ohne Furcht vor den Modegötzen ihre Kräfte für die Reinigung des öffent- lichen Musiklebens einsetzen, nicht hindern, ihrer Kulturaufgabe treu zu bleiben. Zunächst gilts, möglichst Viele aus ihrer Gleichgiltigkeit aufzurütteln, Klarheit zu schaffen über die künstliche Treibhauskultur unseres öffentlichen Musiklebens, zu beweisen, daß die theoretische Untersuchung dieser Zustände kein fruchtloses

Bemühen, sondern, wie auf allen anderen Lebensgebieten, so auch in der Muftk die nochwendige Voraussetzung für die Besserung ist.
Zu gewinnen für diese Ertenntniß sind aber nicht die Großen. Es ist völlig sinnlos, Besserung von Denen verlangen zu wollen, denen gerade die «liottelen jetzigen Kulturzustände die Macht geben. Ich sage noch einmal: Wenns nach den Päpsten gegangen märe, hatte es keine Reformation gegeben. Die Geschichte nennt nur ganz wenige außerordentlich groß veranlagte Naturen, die zugleich die Macht und den unbedingten Willen zum Fortschritt, zu wirk» lich roerthnollir Kultur hatten. Unter den heutigen Herren des öffentlichen Musik- lebens ist keine solche Natur. Vielleicht hatte Mahler Etwas von der Begab- ung; arer er dankt dafür, bei den jetzigen Zustanden Führer spielen zu sollen. Beweise dasür, daß unser öffentliches Musikleben die widerwärtigste Ueber» kultur und Unnatur zu werden deginnt, brauche ich einsichtigen, innerlich an- ständigen Menschen nicht zu geben. Ein Blick auf den bodenlosen Dnzertschmin> del in den Großstädten, auf das sinnlose Massenmusijiren, auf die Durch- setzung des ganzen Konzert» und Theat;rbetriebes mit den geccöhnlichsten Geld- inteicssen, rer Hinweis auf den völlizen Mangel innerer Nothroendigkeit bei dem Modeproduziren unserer „beliebtesten" Komponisten, auf die Aeußerlich» keil in der Beurtheilung aller musikalischen Dinge genügt wohl. Wer Verlan- gen nach ausführlicherer Darstellung einzelner dieser Dinge hat, findet in meiner vorhin ermähnten Brochure einiges Material.
Angisichls solcher Zustände die Nothwendigkcit gründlicher Reformen zu leugnen, ist Oberflächlichkeit, Leichtsinn oder Beschränktheit.
Aufgabe der Reform aber ist, Das zu erhallen, was an wirklicher musi- kaliscter Kultur jetzt fast nur noch in kleinen Städten und in wenigen ror- nehmen, vom Parvenuge'st verschonten Familien in den Großstädten zu finden ist; unerbittlich zu bekämpfen, was an roher oder dekadenter Ueberkultur aus Vescherftsgrünoen oder aus Snobismus in der öffentlichen Mufikpflege sich breit macht, und, damit wenigstens die Zukunft Besserung bringt, Alles aufzubieten, um der Jugend eine vernünftige musikalische Erziehung zu veischafstn.
Gelingen kann tie Reform nur, wenn sich unter den deutschen Musik, freunden genug Leute finden, die die Zänkereien der legten Jahrzehnte vergessen und nicht nach der Partei, sondern nach dir Kunst fragen, denen es ganz gleich- gilt'g ist, was die deutschen Modekomponistcn an Einjahrsfliegen in die Welt setzen, die aber um so mehr Werth darauf legen, daß alle wirklichen Jurist- merke aller Zeiten und aller GzttuncM von den Musikfreunden als lebenlizcr Beftg slet» n>u erworben, merth gekalten und als Lebersgüter verarbeitet werden. Wenn alle ui sere musikalischen Gesellschaften, Chorvereine und die oornehmstm unserer ausübenden Künstler rhre Aufgabe darin sehen, sich von allem hervolzn» heitiräßigcn Musiziren fein zu halten, jedes Konzert als eine künstlerische Feier
ll

zu betrachten, alle Uebersättigung zu vermeiden und nicht in die Breite, sondern in die Tiefe zu wirken, kurz, wenn ihnen wieder zum Bewußtsein kommt, daß Kunst ein Lebenselement und nicht ein Handelsartikel ist, dann können wir hoffen, daß sich in Deutschland wieder Centren musikalischer Kultur in geistig hochstehenden mittleren Städten bildm.

Freilich müssen dann die Leute, die Künstler in leitende Stellungen zu berufen haben (denn nur der leitende Künstler schafft solche Kunftcentren, wie sie einst Weimar, Leipzig, Düffeldorf, Köln waren), wissen, daß nicht ein Modemann, sondern eine Persönlichkeit nöthig ist, um die musikalische Kultur einer Stadt in der lichtigen Weise zu beeinflussen. Wie in früheren Jahr» zehnten, könnten sich auch künftig gewiß nur einzelne Mittelpunkte musikali» scher Kultur bilden, zumal jetzt die Aufgaben gegen früher noch gewachsen sind. Es handelt sich nicht mehr nur darum, der Leiter eines angesehenen Institutes zu sein, sondern auch darum, alle die verderblichen Einflüsse des verkommenen öffentlichen Musiklebens auszugleichen, die jetzt schon in kleinen Mittelstädten ihre kunfttötende Einwirkung zeigen. In allen geistig regsamen Stödten muß die Frage der öffentlichen Musikpflege und der musikalischen Erziehung wirk» lich ernst genommen werden und keine Stadt soll warten, bis etwa die andere mit Refoimen beginnt. Jede soll an sich bessern; und die kleineren sollen« den größeren vormachen. Zusammenschluß nützt in diesem Fall nicht; denn jede Stadt hat da andere Pflichten zu erfüllen. Die Hauptarbeit werden die Kunstfreunde und die schlichten Musiker leisten müssen, denen ihr Beruf noch Künstlerthum ist. Bielleicht schwenken aber nach und nach auch einige von den Großen von dem Wege ab, auf dem sie sich jetzt als Gefolge der Mo» dernsten nur erniedrigen, und wagen sich selbst als Führer auf den Plan. Alle, die abseits von allem Parteigezänk (das man den um Erfolg und Tan» tiemen besorgten Schöpfern überlassen darf) eine würdige öffentliche Kunst-pflege, eine gesunde musikalische Kultur ersehnen, werden sich froh um Künstler schaaren, die durch ihre ganze Haltung und ihr Wirken diesem Ehrennamen wieder Ehre machen. Findet sich von den Großen Keiner bereit, Träger einer wirk» lichen deutschen musikalischen Kultur zu sein, so muß es ohne sie gehen. Dann hat aber Deutschland keine vorbildliche Musikpflege großen Stils mehr, sondern nur vereinzelte Heimstätten musikalischer Kultur an ein paar Orten, wo mit bescheidenen Mitteln schlichte Künstler doch mehr für die Kunst leisten als die großen Modcmänner auf ihren Jahrmärkten.

Freilich: es giebt auch außerhalb der deutschen Grenzpfähle Musik und es kann, wenn mit den besten künstlerischen Gütern der Väter so weiter ge» mirthschaftet, wenn Alles auf den äußeren Schein abgerichtet wird, wenn in immer mehr Städten an der Stelle einer bodenständigen ernsten Kunstpftege der Handel mit berühmten Solisten und Komponisten aufblüht, auch wieder

Musikalische Kultur,
so weit kommen, daß die führende Rolle in der Musik auf ein anderes Land
Sbergeht. Wie in der Geschichte der Staaten, so verliert sich auch in der Kunst
die Führerstellung, die Generationen von leistungfShigen, thatkräftigen Naturen
und starken Persönlichkeiten einem Volke gegeben haben, rasch, wenn ein Ge-
schlecht ohne Einst und Willen den Kern der Sache aufzieht und nur die
Ichale in kindischem Spiele immer von Neuem mit Silberpapier beklebt.
Und die deutsche musikalische Kultur der Großstädte, die immer weiter
in die Provinz vordringt, gleicht seit Jahren schon dieser glitzernden Schale
ohne Ketn. An dem Kunstschaffen «ie an dem Kunstgenietzen unserer Zeit er»
schreckt den Kenner der Vergangenheit nichts so sehr «ie der Mangel an wirk»
licher Kultur. Mit Hoffen aus Besserung, mit kleinen Mitteln ists da nichts
gethan. Nothmendig ist bewußte Reformarbeit großen Stils, künstlerische Volks-
hygiene, gemeinsame Arbeit Aller, die zur Arbeit im Lande der Kunst auf allen
ihren Feldern, Bühne und Konzert, Haus und Schule, berufen sind. Noth-
mendig ist zunächst die Erkenntnitz: Wir haben in der Musikpflege großen
Stils schon jetzt kaum noch eine künstlerische Kultur und wir verlieren von
Jahr zu Jahr mehr von ihr. Retten wir, was zu retten ist, und schaffen wir
neu, was mir verloren haben.
Durlach in Baden. Dr. Georg Göhler.
Es ist ein ganz niederträchtiges Wort, das wir den Franzosen zu danken haben
und das wir so bald wie möglich wieder loszuwerden »ersuchen sollten. Wie kann man
sagen, Mozart habe seinen Don Juan komponirt? Komposition! Als ob es ein Stück
Kuchen oder Biskuit wäre, das man aus Eiern, Mchl undZucker zusammenrührt! Eine
geistige Schöpfung ist es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geist und Guß und
von dem Hauch eines Lebens durchdrungen, wobei der Produzirende keineswegs ver-
suchte und stückelte und nach Willkür verfuhr, sondern wobei der dämonische Geist seines
Genies ihn in der Gewalt hatte, so daß er ausführen mußte, was Jener gebot... Ihr
seid schnell fertig mit der Kreirung neuer Ideale; und wie stehts mit der Ausführung?
JhreForderung, daß jede Stimme Etwas sagen soll, klingt ganz gut; aber ob daS musi-
kalische Kunstwerk die Durchführung dieses Grundsatzes vertragen könne und ob da-
durch nicht andere Nachtheile für den Genuß an der Musik entstehen: Das ist eine andere
Frage. Es giebt Schwächen in allen Künsten, de« Idee nach, die aber in der Praxis bei-
behalten «erden müssen, weil man durch ihre Beseitigung der Natur zu nah kommt und
die Kunst unkünftlerisch wird ... Es ist ganz unmöglich, zum Faust eine paffende Musik
zu bekommen. Das Abstoßende, Widerwärtige, Furchtbare, das sie stellenweise enthalten
müßte, ist der Zeit zuwider. Die Musik müßte im Charakter des Don Juan sein. Mozart
hätte den Faust komponiren müssen! Meyerbeer wäre vielleicht dazu fähig, allein Der
wird sich auf so Etwas nicht einlassen; er ist zu sehr mit italienischen Theatern verfloch-
ten... Wer Musik nicht liebt, verdient nicht, ein Mensch genannt zu werden; wer sie
lieb?, ist erst ein halber Mensch; wer sie aber treibt, ist ein ganzer Mensch. (Goethe.)

Tie Zukmisl
Müller-Kaboth.
öKZZüller-Kaboth: es giebt wohl nur ganz wenige Menschen, die von seiner Existenz gemußt haben. Ein paar kleine Mädchen in Breslau, Düssel-dorf und hier, denen er nachschlich, die er andichtete und die ihn, den Kleinen, der vor Schüchternheit verging, auslachten, Ein paar Spießer, zu denen er von maßloser Frechheit mar und die jetzt nicken und sich sagen: Ja, ja, so mußte es gehen. Vor ein paar Jahren erhielt ich einen Brief von ihm, rechl klug, in einer winzigen Handschrift und voll von einem Enthusiasmus, der sich in diesen kleinen, mädchenhaften Zügen ein Wenig komisch ausnahm. Aus Breslau. Ich kannte da nur recht üble Menschen. Aber ein Anderer hatte mir auch mal von dort geschrieben: Erich Kloffomski, Man konnte nicht missen.
In Deutschland passiien die unwahrscheinlichsten Dinge. Ich bat ihn nach Berlin zu uns. Sofort schrieb er, er werde kommen, morgen mittags; ich werde ihn daran erkennen, daß er sehr klein sei; auch sei er auf einem Auge blind.
Ich holte ihn vom Bahnhof Friedrichstraße ab Er hatte ein minziges Köfferchen in der Hand, das immer noch viel zu groß für ihn war, gab mir die Hznd und sagte, B.rlin sei ekelhaft. Der Militarismus, die Plutokratie, der By-zantinismus und erst die Straßen! Es sei merkwürdig, daß man hier leben könne. Er war noch nie in Berlin gewesen Die Linden: ach. Du lieber Gott!
Zu meiner Frau mar er von lächerlicher Schüchternheit, Sobald sie aber draußen mar, legte er los. Er sprach drei Stunden, ohne aufzuhören; und dann machten mir ihm das Bett im Wohnzimmer auf dem Sofa. Am anderen Morgen sprach er weiter. Von Degas, Rodin, Maillol, Bonnard, Van Gogh, von Paris und dem Unterschied zwischen den berliner und den londoner Vari«t«> theatern, von Pope und Claudel. Er hatte ein paar Semester in München studirt und ein paqr Semester in Breslau und mar eigentlich Kunsthistoriker Aber es sei mohl nicht gut möglich, in Deutschland eine Doktorarbeit zu machen, ohne sich für den Rest seiner Tage zu Tode zu schämen. Auch habe er das Geld für bessere Sachen nölhig; wenn er überhaupt welches hätte. Er hatte in Wirklichkeit nicht zwanzig Mark in der Tasche und schwärmte für White Star und Cocotten vom Schlage der Wanda de Boncza.
Ich nahm ihn ernstlich ins Gebet. Damals wurde gerade die Jahr» Hundert-Ausstellung gemacht. Es gelang mir, ihn als Sekretär mit einem festen Gehalt einzuschmuggeln. Er lachte sich selbst schief über den Ausweg und nahm an: in der bequemen Voraussetzung, daß er außerhalb der festen Bureau-stunden ganz frei sein würde. Die waren von Zehn bis Vier. Er kam ge wöhnlich kurz nach Zwölf, ging dann frühstücken und saß bis Zwei im Caf,>i das lag sehr weit von seiner Arbeitstätte ab, mar aber das einzige, in dem es ein nach seinem Geschmack menschenwürdiges Getränk gab. Schließlich stellte ich

Müller>Kaboth,
,,>7
ihn zu Rede. Das ging denn doch wirklich nicht. Er behauptete, es gehe, mir von einer haarigen Frechheit und lachte mich einfach aus. Dann kamen mir regelmäßig auf Delacroix zu sprechen, den er wie seine Hosentasche kannte, Uebrigens klappte seine Arbeit. Wie, meiß ich selbst nicht. Recht ordentlich mar er wohl nicht; aber er hatte eine fabelhafte Sicherheit und ein glänzendes Ahnungveimögen. Nach der Ausstellung oerduftete er. Ich hörte lange nichts von ihm, las nur hier und da einen Aufsatz in Zeitschriften, die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit erschienen. Ich gestehe, daß ich, mochte ich mich noch so sehr über ihn geärgert haben, immer wieder Vergnügen an seiner Schreiberei hatte. Die Frechheit gefiel mir und die appetitliche Reinlichkeit seines Denkens. Er hatte einen fabelhaften Instinkt, das Werthlose zu treffen, und that es mit einer Sicherheit ab wie David den Goliath. Kompromisse gab es für ihn nicht und er schrieb sehr klare, gut gebaute Sätze. DaS Zeug für einen Kritiker großen Stils.
Plötzlich kam eine Postkarte aus Düffeldorf. Er mar dort Regisseur des Schauspielhauses geworden und that mir seine Absicht kund, das gänzlich verfahrene Theatermesen Deutschlands zu reinigen (obwohl er eigentlich jede Berührung mit dem Theater für eines Gentleman unwürdig «klarte). Stach vier Wochen kam er nach Berlin und erzählte, er habe es aufgegeben. Jetzt wolle er eine Zeitschrift gründm, die zugleich in London, Paris und Berlin erscheine. Natürlich illustrirt; man brauche höchstens dreihunderttausend Mark dazu. Mit einem Ehrenkomitee, das aus zwanzig Bombennamen zusammen zusetzen sei, könne man die Sache bequem machen. Die Ehrenleute dürften natürlich nicht mitreden. Ob er mich notiren dürfe. Schließlich sei es wichtig, mal endlich eine europäische Zeitschrift zu schaffen.
Vor ein paar Tagen ging er zu einem Friseur und ließ sich, obwohl er nicht den geringsten Bart hatte, rasiren. Der Mann bediente ihn mit einem schmutzigen Messer, und drei Tage danach war der Kleine tot. Er soll kurz vor dem Tode gesagt haben, es sei merkwürdig, daß nicht alle Menschen in Berlin an schmutzigen Messern sterben.
Julius Meier.Graefe
?
Man meint immer, man müsse alt werden, um gescheit zu sein; im Grunde aber hat man bei zunehmenden fahren zu thun, sich so klug zu erhalten,wie man gewesen ist. Der Mensch wird auf seinen verschiedenen Lebensstufen wohl ein anderer, aber er kann nicht sagen, daß er ein besserer werde, und er kann in gewissen Dingen so gut in seinem zwanzigsten Jahr Recht haben wie in seinem sechzigsten. Man sieht freilich die Welt an» ders in der Ebene, anders auf den Höhen deS Borgebirges und anders auf den Gletschern deS Urgebirges.Man sieht aus dem einen Standpunkt ein StückWelt mehr als auf dem anderen; aberDaS ist auchAlleS und man kann nicht sagen, daß man auf demeinen mehr Recht habe als auf dem anderen. (Goethes

Die Zubmft.

Chinesische Gemälde.

Königliche Akademie der Künste hatte in ihrem AusstellungSgebSude am S^i Pariser Platz chinesische Gerrölde aus der Sammlung der Frau Olga Julia Wcgener vereint. Eine Ausstellung chinesischer Gemälde in Beilin, noch dazu, wie der Katalog lehrt, eine Ausstellung, in der viele große und einige der größten Meister Chinas vertreten sind, ist nicht nur ein gesellschaftliches Ereigniß, wie manche Blatter meinten. Selbst wenn man mit geschärftem Blick in die wallenden Märchen- nebel, die für den Durchschnittsmenschen die Dinge des Oftens in trügerischem Zerr» bild erscheinen lassen, hineinzusehen vermag: auf dem weiten Weg von Suez, wo nach der Meinung Bieler der Orient beginnt, nach dem feinsten Osten er» müdet und versagt selbst der scharse Blick und die aufgehende Sonne, die uns wiederum die Dinge in Japan etwas deutlicher zu sehen erlaubt, steht noch nicht hoch genug am Himmel, um mehr als die bloße Ahnung der Morgendämmerung in unser Wissen über China hineinzutragen. So ist uns China ein dunkles Ge» biet geblieben und das Studium seiner Einrichtungen ist, wie das seiner Sprache und Literatur, ureigenstes Gelehrtengebiet, Das Feld ist so groß, daß ein allum- saffcndes Können auch hier bereits zur Unmöglichkeit geworden ist und nur der Spezialist etwas Tüchtiges zu schaffen hoffen kann. Globetrotters wie Dilettanten sehen natürlich nirgends eine Schmierigkeit, und geht Jemand nach gethaner Reise an die Erzählung, so explizirt er auf dreihundert Druckseiten jedes Geheimniß hin» weg und die helle, lachende Sonne des Orients erleuchtet die verborgensten Winkel der Menschenseele. Doch je länger man im Orient lebt, desto unverständlicher wers den Einem die Dinge und Menschen. Ein Mann, der China sehr lange gedient hat, sagte neulich, daß er in den ersten Jahren des Aufenthaltes in seinem Adoptiv- vaterland für Vieles eine Erklärung bereit gehabt habe, wo er jetzt kaum wage, ein Wort mit Bestimmtheit auszusprechen. Diese Erfahrung ist sicherlich nicht ver- einzelt und kontrastirt nur zu lebhaft mit der Sicherheit und dem Freimuth des Dilettanten, Aber von wem sollen wir lernen, wenn nicht von Einem, den mir als .Kenner" des Landes bezeichnen? Ein »Kenner" eines asiatischen Landes aber wird man nicht in Europa, in den europäisirten .VertragshSfen" Chinas, wie Shanghai, Tientstn, Hankau, kaum und nur mit Arbeit und Mühe in den kleineren .geöffneten" Häfen Chinas. Daß die Kenntniß der Sprache und Schrift unbedingt nölhig ist, braucht nicht bewiesen zu werden. Einzelne sind von dieser Kenntniß zu anderen Gebieten vorgeschritten und haben sich auch mit chinesischer Kunst be» schäftigt. Hier sind besonders die Arbeiten zweier Männer zu nennen, die einander zeitlich ergänzen: Professor Herbert A. Giles, Professor für Chinesisch an derUni» versitSt Cambridge, und Professor Friedrich Hirth, Professor für Chinesisch an der Columbia Universität in New Jork, Fügen wir zu diesen Werken noch einige Arbeiten über japanische Malerei, deren Ursprung und Vorbild die chinesische Ma« lerei war, wie die Arbeiten Brinkleys und Andersons, so haben wir Etwas wie einen Faden in der Hand, der uns durch das Labyrinth der Namen, Zeiten und Be- griffe zu führen vermag. Die Hauptwerke, die Arbeiten der Sinologen Giles und Hirth, sind kaum mehr als Exzerpte aus den einschlägigen chinesischen Werken, bereichert durch gelegentliche Bemerkungen, die um so werthvoller sind, als sie ihre praktischen Erfahrungen als Kenner und Sammler ausdrücken. Besonders HirthS

Werk ist in dieser Beziehung werthvoll. Auf diese Werke und aus Erfahrungen, die nur ein langer Aufenthalt im Linde selbst bringen kann, stützen sich die nach» stehenden Bemerkungen. Als Führer durch die Ausstellung diente ein Katalog, der nicht nur lückenhaft ist, sondern auch eine Reihe Unrichtigkeiten in den Namen, Zahlen und Erklärungen enthält. Als besonders auffallend muß bezeichnet werden, daß viele Bilder, vielleicht die meisten, ohne den Namen des Malers angeführt wurden, obwohl es nicht unmöglich geivlsen wäre, aus den auf den Bildern be» ftndlichen Siegeln den Namen festzustellen. Die Bezeichnung der Epoche, etwa der Zeit der fast dreihundert Jahre dauernden Ming>Dynastie, bedeutet gar nichts; nicht einmal so viel wie bei uns die Angabe de« Malerschule, Schulen in unserem Sinn gab es in China nie. Jeder fähige Maler hat natürlich insofern Schule gemacht, als ihm nachgeahmt wurde; und jeder werdende Maler übt seinen Stil an dem Meister, dem er sich kongenial fühlt. Bei den lebenden Malern sehen mir neben der Art, in dec die alten Meister zn malen gewohnt waren, die den japanischen Einfluß verrathevde impressionistische Manier der Gegenwart: eine Art, wie sie, zum Beispiel, mehrere in Shanghai lebende wohlbekannte Maler zeigen.

Man hat behauptet, daß die Schreibkunst in China und Japan eng mit der Malerei zusammenhänge. Zur Schrift verwendet man dort, wie zur Malkunst, den Pinsel, der in der Nachbildung der als Schrift gebrauchten ideographischen Zeichen eine wunderbare Fertigkeit und Sicherheit in der Linienführung erlangt. Zugleich bildet sich ein uns unverständliches, aber auch unerlcrnbares Gefühl für die ästhetische Schönheit einer Linie heraus. Wer jemals selbst gehört und gesehen Hot, wie Chinesen über Schrifizüge in Verzückungen gerathen, wer sich jemals um die unS so sonderbar anmulhenden Bücher gekümmert hat, die in weißer Schrift auf schwarzen Tafeln berühmte kaligraphische Borbilder enthalten, und erfahren hat, daß diese Werke einen selbst für China ungemein hohen Preis haben, wird sich begnügen müssen, dieses Erlebniß als eine neue Erfahrung zu klassifiziren, die ihn dem Berftändniß chinesischen Charakters näher bringt: ein Nachempfinden ist uns aber unmöglich. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß eine solche durch un- gezählte Generationen geübte, dem Kind angeborene Pinselfertigkeit und Pinsel» fllhrungskunft der Malerei zu Statte» kommen muß. Bedenken wir ferner, daß die chinesische Malerei voll von Manier ist, daß es einen Kanon der allgemein anerkannten Manieren und Techniken gicbt, den man erlernen kann, so n'.erken wir, wie leicht da die Produktion werden muß. Wenn man den BambuS, das Laub der Bäume, Felsen aus so und so viele verschiedene Arten malen kann, in klassi» schen, den größten Meistern abgelauschten und von großen Meistern benutzten For- men, so entsteht eine spielende Leichtigkeit des Schaffens, aber auch ein Uebersluß an mittelmäßigen Arbeiten. Nach der Natur haben nur Wenige gemalt. Die diesen im Osten so ungewöhnlichen Weg betraten, waren natürlich die stärksten Künstler. Andere nahmen Alles aus ihrer Phantasie: nicht nur ihre Motive entstammten einer Fabelwelt: auch die Natur schufen sie sich um; sie schufen sich Thiere, Felsen, Bäume und Blumen nach ihrer Lust und Art.

Der Schüler, der seinen Stil und seine Technik dem von ihm gewählten Meister entnimmt, kann an seinem Borbild hängen bleiben. Aus dem Kopiren zum Zweck des Lernens wird oft eir Kopiren zum Zweck des Gewinnes; und vom Kopisten zum Fälscher ist dann nur ein kleiner Schritt, Da es sich lohnt, gute

Die Zuumn.
Kopien alt« Meister als Originale abzusetzen, so ist erklärlich, daß Professor Hirrh sagen muß: „Der GemSldemarkt ist überschwemmt mit falschen Siegeln und Signa» luien und Derjenige, welcher sich in ein chinesisches Gemälde verliebt, sollte sich wirklich von keiner anderen Rücksicht alsvon seinem Geschmack leiten lassen. DerRame und das Siegel eines Künstlers sind kaum mehr Werth als der Zettel mit der Auf» schrift, den der Handler aus die Außenseite der Bildeirolle geklebt hat, und sicher» lich weniger Werth, als die Etiquette auf einer Weinflasche, Das chinesische Gesetz kennt keine Strafe für die Fälscher solcher Kunstwerke und das einzige Mitleid, welches das eingeborene Publikum dem Opfer erweift, ist Lachen Die größten Künstler sind natürlich Diejenigen, deren Namen man am Häufigsten auf Bildern trifft. In D ingchou konnte man nicht ein Dutzend Bilderrollen kaufen, ohne wenigstens einen T,i-ang (Chau MSng»su) und zwei T ang yins oder K'iu yings. Mir ist eine Kopie, die sich ehrlich so nennt und von einem tüchtigen Künstler stammt^ zehnmal lieber als ein zweifelhaftes Oiiginal" Hilten wir gegen diese Ausführung einen anderen Ausspruch: .Sogar auf chinesischem Boden sind die Eingeborenen im Allgemeinen sehr zurückhaltend in dieser Beziehung (nämlich Kunst); Händler und Besitzer von KunftschKgen halten ihre besten Bilderrollen den Augen des gie» rigen Fremden verborgen, dem es nur im besten Fall gelingen wird, ihnen ein schlecht erhaltenes Ming Bild, von Blian» und Sung.GemSlden gar nicht zu sprechen, abzuringen", so haben wir das Bild des chinesischen KunstmarkleS, wie es jeder imeressirte Fremde kennt.
In der berliner Ausstellung waren aus der ältesten Epoche, derT ang>Dynaflie (SI8 bis « 5 nach Christus), zwei Maler vertreten: Wang-Wei und Han-San. Wang» Wei wurde im Jahr 6S9 geboren und erreichte ein Alter von sechzig Jahren. Er ist berühmt als Dichter. Schönschreiber,besonders aber alsLandschaftmaln. Tie Chinesen sehen in ihm einen der größten Maler, weil er verstand, der Natur, wie sie fagen, Seele und Leben abzulauschen und in seinen Gemälden wiederzugeben. Die Japaner kennen ihn unter dem Namen Oi und schätzen ihn außerordentlich hoch. Kurz »ach Wang'Weis Tod kam ein japanischer Sammler auf der Suche nach Kunst» schätzen nach China und nahm eine reiche Ausbeute mit, besonders buddhistische Götterbilder, aber auch Gemälde. Aehnliche Expeditionen wiederholten sich von Japan aus so oft, daß man heute OriginalgemSIde alter und berühmter chinesischer Meister in Japan eher als in China findet. Ein echtes Gemälde Wang'WeiS kann man bis in die Zeit des Kaisers K'ang-Hsi (1662 bis 1723) verfolgen. Nach einem Katalog, der von einem Beamten und Vertrauensmann des Kaisers bearbeitet worden ist, gab es in den Gemäldesammlungen deS HofeS einen Wang.Wei. Dieses Bild stellte eine Hügellandschaft im Schnee da« und besaß eine Länge von etwa acht und eine Höhe von einem Fuß. Es trug verschiedene Siegel, die erwiesen, daß es zu verschiedenen Zeiten im Besitz von Staatssammlungen gewesen war. doch kein Siegel des Künstlers selbst; denn die Maler der Tang.Dynaftie pflegten ihre Gemälde nicht zu siegeln. Da eS,wie Hirth richtig sagt, nicht wahrscheinlich ist, dak da« Bild, das am Anfang der jetzt regirenden Tunaftie noch in Peking war, später aus dem Palaft entfernt werden konnte, so muß man annehmen, daß es vor dem Jahr der Unruhen auch noch dort hing. Immerhin konnte eS im Jahr 1900, wie so mancher andere Schatz, aus dem Palast verschwinden und dann einst vielleicht durch Kauf in eine europäische oder amerikanische Sammlung gerathen. Die Hoffnung,

Chinesische Gemälde,
das in Berlin aujgestelltc Gemälde Wang-Weis könne dieses Bild sein, bestätigt sich nicht; wahrscheinlich ists eine Kopie, Unterstützt wird man in die'em Urtheil durch das frische Aussehen des Bildes, Die Bräunung der Seide (auf einigen Bildern i>r die Seide fast schwarzbraun gefärbt) ist kein Kriterium deS Alters. Opium, Rauch und Farben helfen gut nach und über Fälschungen vvn Kunstwerken aller Art, Bronze, Porzellan, Gemälde, klagen längst alle Interessenten. Der Chinese hat mit allen Orientalen die Fähigkeit zur Nachahmung und die Lust am Fälschen gemein. Dieser Drang, zu täuschen, richtet sich nicht nur gegen Fremde, sondern auch gegen die eigenen Landsleute; aber de« Fremde ist, weil er mehr zu kaufen versucht und meist ein schlechter Kenner ist, natürlich leichter zu täuschen.
DaS zweiiSlteste Bild der Sammlung stammt von Han»Kan. Dieser soll in seiner Jugend vvn Wang-Wei, der in ihm den kommenden Maler sah, materiell unterstützt worden sein. Obwohl er zuerst dem Stil Tsau»Pas, eines sehr berühmten Malers, nachahmte, schuf er sich doch bald einen Namen als Portraitmaler; seinen Ruhm, den ihm heute nur noch Tsau Pa streitig macht, errang er aber als Pf,rde» maler; seine Lehrmeister waren, wie er selbst gesagt hat, die Pferde in den kaiser» lichen Ställen. Der Kaiser Hsüan<Tsung, dem Theile des heutigen russischen Tur» keftan tributpflichtig waren, soll in seinen Ställen vierzigtausend turkftanische Pferde, die ihm als Tribut zugesandt waren, besessen haben. Diese Thiere dienten Han» San als Modell, Die Zahl der Pferdemaler, die sich in China einen Namen ge» macht haben, ist nicht klein; der größte Maler, den Mir in diesem Fach noch dem Jahr ILO!) kennen, ist Chao Meng>Fu, Wir können die Lobeshymnen, die ein» h nmische Kunstkritiker den großen Pferdemalern des Alterthums anstimmen, erst recht verstehen, wenn wir moderne Werke damit vergleichen. Das moderne Pferd der Maler ist völlig verzeichnet, ist eine eben so elende wie sonderbare Kreatur. Betrachte» rvir dagegen Werke früherer Zeiten, selbst von solchen Malern, die keinen bcson» deren Namen als Pferdedarfteller haben, so müssen mir glauben, daß die bildliche Darstellung des Pferdes in China eine verlorene «unftift Prüfen mir das Han» »an zugeschriebene Bild genau, so kommen uns starke Zweifel an der Echtheit. Das alte Aussehen deS Bild thuts sicherlich nicht allein
Wir kommen zur Sung>Dynaftie (S60 bis 1278), deren Epoche, wie die der T ang-Dynastie, eine hohe Blüthe der chinesischen Kunst zeigt. Der Katalog der Ausstellung nennt mehrere berühmte Namen aus dieser Zeit' Fan>K'uan, Chao-Ch'ang, Li Lung>Mien, Li T ang und Andere. Sehen wir uns Lhav»CH'ang. der unter den Blumenmalern Chinas einen hohen Rang einnimmt, etwas genauer an. Giles übersetzt eine Stelle eines chinesischen Kritikers, der sagt: „Andere Künstler geben ein genaues Ebenbild der Blumen, die sie malen, aber die Kunst Chao-CH'angS schafft nicht nur ein genaues Abbild, sondern übermittelt dein Beschauer zugleich die wahre Seele der Blumen, Man glaubt allgemein, daß seine Blumen gefärbt (6^sc>) und nicht durch Farbenauftrag hervorgebracht seien. Diese That» jache ist ein Kriterium ihrer Echtheit: wenn beim Reiben mit der Hand seine Farbe an den Fingern hafien bleibt, fo stammen die Blumen unzweifelhas! von dem Pinsel Chao-Ch'angs.* In feiner Jugend pflegte der Maler viel in dem Theile Chinas umherzuwandern. der die heutige Provinz Szech'uan bildet, und ließ aus seinen Wegen viele Bilder zurück. In seinem späteren Leben ging er noch einmal den Weg semer früheren Reisen und kaufte von seinen eigenen Bildern auf.

Die Zukunft,
was er bekommen konnte; deshalb war wenig von ihm Gemaltes zu haben. Die berliner Ausstellung enthielt nun zwei Blumen stücke,'die Ausschnitte aus größeren Gemälden sein sollen und als solche, da ihnen auch das Siegel fehlt keine Kritik zulassen.
Auch ein anderer großer Meister dieser Zeit, Li Lung Mien, enttäuscht uns,
Li Lung>Mien war ein glänzender Kopf und ein vielseitiges Talent. Als Maler that er sich besonders durch die Darstellung budhiftischer Motive hervor; aber auch sonst leistete er so Vorzügliches, daß seine Zeitgenossen in Worten höchster Achtung von seinen Leistungen sprechen. Was in Berlin jetzt von ihm zu sehen war, ließ seinen Rang jedenfalls nicht erkennen.
Bon Fan-K'uan (von dem wir ein Bild in Saal I unter No. 15 fandenj sagt nach Blies ein chinesischer Kritiker: „Im Gebirge studirte er den veränderlichen Werth von Wolken und Nebel und die schmierigen Elemente von Wind und Mond und Schatten und Licht in ihrer Wirkung, bis sich schließlich seine Seele mit In» spiration füllte und sein Pinsel uns tausenderlei Felsenklippen und Myriaden Schluchten vorzauberte. Dann mochte den Beschauer das Gefühl überkommen, er schreite selbst einen schattigen Felsenpfad entlang. Plötzlich aber, auch mitten im Sommer, überfiel ihn ein Frösteln und der Wunsch nach warmer Kleidung. So kam es, daß Fan-Kuan im ganzen Reich bekannt wurde als Einer, der die Seele der Berge darzustellen vermochte." Mit dieser Schilderung vergleiche man das Bild, das in Berlin ausgestellt war.
Unter der mongolischen WaN'Dynastie (1280 bis 1368) blühte der schon erwähnte Chao Meng>Fu. Nach Tsau»Pa und Han»Kan ist er der größte Pferde» maler Chinas. Ob die Chao Meng'Fu zugeschriebenen Bilder (Saal 1 Nr. 25 und « Nr, 204) wirklich von diesem Meister geschaffen wurden, scheint um so zweifelhafter, als schon Hirth, der sich auf die chinesischen Kritiker stützt, Zweifel an der Existenz von Originalwerken Chao Meng»FuS und Han-Kans aussprach. Und wenn es noch ein echtes Bild gäbe: wäre denkbar, daß es auf den Markt käme, und gar in die Hönde eines Fremden? Man muß den Osten nicht kennen, muß in chinesischen Dingen ein Neuling sein, um vor der Antwort zu zaudern. Man muß die Stellung eines Europäers in China mit all ihren Nachtheilen und Schmie» rigkeiten, ihren ungezählten Hindernissen, die freier Bewegung und Forschung ent» gcgenstehen. nicht kennen, um ohne Skepsis einer Sammlung von Hunderten von Gemälden gegenüberzustehen, in der die bedeutendsten Namen Chinas vereint sein sollen. Der ganze Unterschied zwischen Ost und West, den Reisende und Gelehrte dargestellt und zu erklären versucht haben, spricht dagegen, daß einem Europäer in China gelingen könne, Mas nach meiner Kenntnifz bisher keinem Chinesen gelungen ist. Außerdem sind die Chinesen die besten Käufer und größten Kmner und Verehrer ihrer eigenen Kunstwerke von beträchtlichem Werth. Es ist sehr schwer, auch nur ein über allen Zweifel erhabenes Gemälde alter Meister zu erwerben, und die Liv'Li Ch'ang, Ha.Ta.Men»Ta>Chieh und CH'ien»Men-Wai in Peking sind dazu eben so ungeeignete Orte wie die Antiquitätenläden am Tung-Men in Canton oder gewisse Plötze in Hankau und Wuchang; noch unzuverlässiger sind in der Regel die wundernden Händler Chinas, wenn sie auch gelegentlich bei guter Bezahlung als Agenten vorzügliche Dienste im Aufspüren von Kunstwerken und als Kaufver» mittler leisten können.
Gingen wir einen Schritt weiter, so fanden wir in der Ausstellung von b<»

rühmten Meistern der Ming'Dynaftie (1368 bis U>4l) unter Anderen T ang»
Ving und EH'iu»Ding vertreten. Ch'iu-Aing, der, wie T'ang-Wng, um I5M
lebte, fühlte bald, daß ihm nie gelingen werde, in eigener Schöpfung den Gipfel
höchster Bollendung zu erreichen, und begnügte sich deshalb, ein Kopist zu bleiben.
Darin soll er es aber zu so hoher Ferligkeit gebracht haben, daß selbst einem
Kenner bei peinlichster Untersuchung kaum möglich war, das Original von der
Kopie zu unterscheiden. Er soll ferner Werke geschaffen haben, die wegen ihrer
meisterlichen Komposition bewundert wurden; zu diesen Werken pflegte er die Ein>
zelheiten, Wagen, Menschen, Baume, Felsen, aus dem Gedächtnis; nach Werken
berühmter Maler zu «Produziren, so daß an der ganzen Arbeit nichis als die
Anordnung der Theile des Bildes sein Eigen war. In diesem Licht haben wir
seine Bilder zu sehen. Der Katalog sagt nun: .Derartige Kopien Hab,n in der
chinesischen Kunst einen ganz anderen Werth als bei uns; sie gelten als eben»
bürtige künstlerische Leistungen," Das ist nicht wahr. Eine Kopie, auch die vor»
züglichsic, gilt in China nicht als vollmerthige Leistung. Nur weil wir die Ori>
ginale der alten Meister der T ang» und Sung>Dunaftien als fast sicher und die
der Man- und frühen Ming-Periode als wahrscheinlich verloren anzusehen haben,
nnd wir auf Kopien, oft sogar auf Kopien von Kopien angemiesen, wenn wir uns
ein llrtheil über einen älteren Maler bilden wollen. Damit wird die Kopie zum
nothwendigen Uebel und steigt natürlich ganz allgemein im Werthe. Daß eine
Kopie wiederum ein Kunstwerk sein kann, weiß ich; daß sie bester sei als das
Original, ist denkbar, wenn wir uns die theoretische Möglichkeit konstruiren, daß
ei» fähiger Maler ein minderwerthiges Bild kopirt. Für den aber allein prak>
tisch wichtigen Fall, daß ein kleinerer Maler das Werk eines Meisters kopirt, ist
natürlich nur anzunehmen, daß die Kopie hinter dem Original zurückbleibt
In China giebt es sehr gute Kopien; aber sie bringe», wie bei uns, weniger Acht-
ung und Geld ein als Eigenschöpfungen. Tie Fälschung, die unter nachgeahmten
Namenssicgeln, Unter» und Inschrift segelnde Kopie, ist hier wie dort de» Kunst»
kennern das schlimmste Aergerniß. Daß es mehr Fälschungen als Kopien giebt,
liegt an den Verhältnissen des Landes. Kopien oder Fälschungen können für die
künstlerische Beurtheilung eines Meisters, wenn überliaupt, so doch nur einen äußerst
unvollkommenen Ersatz bieten.
Nehmen wir einen konkreten Fall. Bilder, die den Namen des großen Pferde,
malerS Chao Meng»Fu tragen, sind auf dem chinesischen Markt durchaus nicht
selten; sie tragen des Malers Unterschrift und Siegel und enthalten oft auch noch
Gedichte, Prosainschriften bedeutender Männer, Besitzersiegel, darunter ost auch
KaisersiegeZ. Lauter Fälschungen; die Gedichte und Inschriften ahmen oft meist«,
lich Handschrift und Stil berühmter Männer noch, kopiren vorzüglich die ost ge»
brauchten archaischen Schriftformel: und zeigen durch die Höhe des literarischen
WertheS der Leistung, daß der Verfasser nur ein hochgebildeter Mann gewesen
sein kann. Die Echtheit der Kaiserfiegel nachzuprüfen, ist für einen gewöhnlichen
Sterblichen, bei der heiklen Natur des Gegenstandes, fast unmöglich: wenn man sich
hier an gewisse konventionelle Formen hält, dürste man Alles gethan haben, was
zu tyun nöthig und möglich ist. Besitzersiegel sind meist gar nichts Werth, so lange
man daS Siegel der in Frage stehenden Person nicht kennt. Anders steht es mit
den Siegeln des Malers und seiner Unterschrist Der Maler, wie auch der Literat,

pflegt mehnre Namen und auch mehrere Siegel zu führen, die er nie alle neben einander gebraucht; oft führt er in verschiedenen Perioden seines Lebens verschie» deiie Namen und Siegel, Dabei wird die eckige .Siegelschrist' oft aber daneben in einem zweiten Siegel eine archaische Schriftform angewandt. Sobald man Sie» gel und Unterschrift aus einem echt sein sollenden Gemälde mit denen auf einem emlheMischen Oiiginal vergleichen kann, ist man im Stande, Kopie und Original zu scheiden. Die Schwierigkeit ist, ein solches Original zu finden. Im Fall der alten Meister ist die Sache in China besonders schwer: leichter, wie ich schon an» deutete, in Japan,

Außer der Beweisfähigkeit der Siegel «nd Unterschriften bleibt dem Unter» sacher nur noch die Technik des Meisters. Man wird begreifen, wie schwer bei dem Mangel an Originalen und der Ueberproduktion an Kopien diese Frage, die bei uns die wichtigste und erste ist, in China zu beantworten sein muH. Bei Chao Meng'Fu ists etwas anders. Ich sagte, die Kunst, das Pserd zu malen, sei in China verloren gegangen. Sehen wir nun ein Weil, das von Chao Meng'Fu gemalt sein soll und dessen Siegel und Inschrift echt sein könnten, so wird die Aussührung des Pferdes da« Kriterium der Echtheit sein. Doch so einfach wie in diesem Beispiel liegt der Fall selten. Meist bleiben wir im Dunkel und müssen uns mit Vermuthungeir begnügen. Aber liegts denn bei unS anders? Wir setzen Kommissionen ein, um über die Echtheit eines einem Meister zugeschriebenen Bildes zu urtheilen, und hoffen nun, auf einem geistig uns so fernen Gebiete mit einem bequemeren Verfahren auszukommen.

Aus der Epoche der regirenden Dynastie will ich nur zwei Maler erwähnen: Ch'iang T'ing.Hsi und Kau CH'i.P'ei (um 175«), Ch'iang T ing Hsi. der lötV in der RZHe SoochouS geboren wurde, starb 1732, nachdem er eine glänzende Be> amtenkarriere durchlausen hatte; er war ein vielseitiger Kopf und gleich autge» zeichnet als Dichter und Maler. Seine Spezialiiöt waren Darftellungen von Blume» und man stellt seine Leistungen auf diesem Gebiet neben die des größten Blumen» malers. Allgemein nimmt man an, daß echte Gemälde von Ch'iang T'ing>Hi> höchst selten sind; da sie von Liebhabern sehr hoch geschätzt werden, wurden sie viel gefälscht. Besonders zwei Maler, Bater und Sohn, Ma Man.M und Ma>J, Beide hochbegabt, pflegten ihre eigenen Bilder erfolgreich als echte Ch'iang P'ing» HsiS abzusetzen, Ihre Bilder sind so vorzüglich, daß selbst Kenner nicht leicht den Betrug festzustellen vermochten. Der Katalog führt nun zwei Bilder CH'iang'T ing» HsiS an. Ein Urlheil über die Echtheit wage ich hier nicht zu fällen, möchte jedoch bemerken, daß die Siegel auf ihnen mir nicht mit den Proben in dem besten Werk übereinzustimmen scheinen, das (in Japan) von einer Autorität üb« diese Dinge veröffentlicht worden ist

Sau Ch i'P'ei, dn als Unterftaatssekretör I73t in Peking starb, malte lieber mit den Fingern als mit dem Pinsel. DaS haben mehrere Mal« gelhan; doch ist Kau Ch i'P'ei der größte, von dem wir aus den letzten Jahrhunderten gehört haben Der Eindruck dieser Bilder ist so, «IS ob eine kühne, starke Pinselführung sie hervor» gebracht habe; sie ähneln in ib)rer Art gewissen Bildern, auf denen das Sujet in dicken Strichen behandelt ist. Da diese Bild» auf Papier, nicht auf Seide ge» malt sind und auch die Fingermaler stets Papier nehmen, so sind beide Arten kaum von einander zu unterscheiden. Kau CH'i>P'eis Bilder sind äußerst selten

Chinesische Gemälde.
da der Maler sie auf seinen Reisen in der Jugend planlos in alle Winde zer-
streute Bei dem ausgestellten Kau Cli'i P'ei schiinen Siegel und Schrift auch nicht
mit dem japanischen Werk übereinzustimmen.
Noch ein Wort über die im Vorraum hängenden Bilder, die von der Hand
der kürzlich verstorbenen Kaiserin»Witwe herrühren sollen. Die Kaiserin»Witwe
galt als eine gewandte und fähige Malerin, deren Werke durchaus nicht „eomivan-
plsce" waren. Bor dem Jahr lSOV befand sich in dem Tempel Ta Chüeh'Ssu,
in den westlichen Bergen bei Peking, der unserer Gesandlschaft Jahre lang zum
Eommeraufenthalt diente, ein Gemälde von der Hand der Kaiserin»Witwe, das ein
beträchtliches Können zeigte. Die ausgestellten Bilder sind schwach. Dazu kommt
noch ein Anderes. Die Person des .«aisers und der Kaiserin-Witwe ist, wie überall
im Orient, geheiligt, Werke von ihrer Hand, Werke, die sie als Zeichen ihrer Ai»
erkennung verschenken, sind wirklich Zeichen allerhöchster Gnade. ES ist ausge-
schlofsen, daß eine Person, in deren Besitz ein solches Werk gelangt ist, es weg»
giebt; denkbar wäre höchstens, daß die Nachkommen, entartet oder durch bitterste
Roth dazu getrieben, das Bild in GeldeSwerth umzusetzen versuchen würden. Bei
der besonders schmierigen Natur des Objektes (und dcr Begriff Kapitalverbrechen
deckt in orientalischen Staaten mehr als bei uns) ist unmöglich, daß ein solches
Werk offen auf den Markt kommt; der Handel würde privatim abgeschlossen und
das Bild ginge wieder in Privatbesitz über. Daß ein echtes Bild der KaijeriN'Witwe
in eine europäische Ausstellung gelangen könne, ist sehr unwahrscheinlich.
Ich weiß, daß meine Bemerkungen nur eine Seite der Ausstellung, die
nnologijche, beleuchten; den künstlerischen Werth der Bilder und der Ausstellung
von unserem Kunststandpunkt aus zu besprechen, sühle ich mich nicht kompetent,
Max Diehr.

In der Einsiedelei.

in Steinweg führt das rothe Thal empor,
In grünem Moos steht dort ein Lichtenthor,
Die Treppe zeigt dcr Vögel Spur allein,
Doch Niemand kommt und läßt mich zu sich ein.
Durchs Fenster seh' ich von des Aufgangs Rand
Den weißen lvedel, die bestaubte lvand,
So wend' ich mich und seufze vor mich bin
Und gehe heim, wie ich gekommen bin,
Duft wölkt hinan bis zu des Berges Gipfeln
Und Blüthen regnen ringsum aus den Wipfel»,
Grund genug ist zu öust und Fröhlichkeit,
Doch: horch, wie bang der blaue Affe schreit!
U?as gilt der Ivelt Getriebe allzuimil?
Sehr traurig wahrlich ist dies Lrdenthal!
«i Tai pe.

Frauenausstellungen.

ins ir» et stucki«: das Wort des Tacitus schicke ich diesen Zeilen, denen ich Obdach erbitte, als Motto voraus. Ich habe nicht den geringsten Grund, eifernd oder gar zürnend Das zu sagen, was mir zu sagen nützlich scheint.

In Frauensachen darf die Frau aber wohl ein Wort wagen; da kann ihr ja das Sachverftändniß von den Herren der Schöpfung nicht bestritten werden, Berlin stand in dieser Woche wieder mal unter dem Wahrzeichen der Frau; unlcr dem Zeichen, das die Frau so oft zum Siege geführt hat. Die Frau der obersten Klaffe, die aus dem nie versickernden Goldquell schöpft, die nur auszugeben gewohnt ist, aber auch ihre Schwester, die arbeiten und damit erwerben gelernt hat. Zwei Aus» stellungen lenkten die Aufmerksamkeit aus sich: »Die Dame in Kurist und Mode"' und »Die internationale Ausstellung für Volkskunst". Große Namen, geschlossene Kronen gaben der ersten Ausstellung die Weihe; die zweite war dem Wirken des Luttum-Klubs zu danken. Dem Beschauer drängten sich, ohne daß ers wollte, Vergleiche auf. Welchen ernsthaften Zweck kann es haben, eine Ausstellung zu veranstalten, bei der es sich nur darum handelt, die nie zu bestreitende Thatsache zu konstatiren, daß die reiche Frau sich den theuerften Schneider hallen, die kostbarsten Juwelen, die schönsten Hüte kaufen kann? Zeigt das Wesen einer dieser Damen Das, was der Franzose die persönliche Note nennt? Hat eine von ihnen ein Stück selbst eni» worfen. Etwas sür die Kunst oder auch nur sür die Mode gethan? Nein. Alle ausgestellten Gegenstände trugen genau die für heute vorgeschriebene Modesorm. Diese Frauen kleiden sich nicht, sondern werden angezogen. Sie sprechen zu Schneider und Modistini Dein Wille geschehe. Oder bedeutet es für .Kunst' und ‚Mode" Etwas, wenn ein nicht mehr ganz sauberer Hut der Kronprinzeisin swie die Mode de? vergangenen Jahres ihn vorschrieb) oder zwei Spazirsiöcke, die der Prinzessin Eitel Friedrich gehören (und nicht den allergeringsten Kunslwerth haben), dem Publikum gezeigt werden? Im Sinn Derer, die sich für solche Dinge interessiren. find doch wohl ganz andere Motive wirksam; mit Kunst und Mode haben dieic Instinkte nicht das Geringste zu thun. Wenn die Neugier, die Luft, Kleidungftücke der Prinzessinnen in der Nähe zu sehen, Geld einbringt, das mohlthätige« Absicht dienen kann, mag der Zweck das Miitel heiligen. Aber die Kunst hat nichts davon^ nicht einmal die Mode. Und man muß beim Rückblick auf die überlaut gepriesene Ausstellung sagen: .Ein großer Aufwand schmählich ist vcrthan."

Viele berliner Firmen haben ja sehr elegante Sachen ausgestellt; aber kann man nicht auch bei denen, die nicht auf geradem Weg aus Paris kamen, oft nach» weisen, daß sie französischen, englischen, wiener Modellen nachempfunden sind? Und auch die wirksamste Geschäftsreklame paßt doch eigentlich nicht unter das Rubrum .Die Dame in Kunst und Mode". Daß es in Berlin große und gut geleitete Ge> schäfte gicbt, die das Allerneuste zum Kauf anbieten, braucht uns nicht erst durch eine Ausstellung bewiesen zu werden. Geschickte Hände haben dem Ganzen ein graziöses Aussehen gegeben. Alles geschmackvoll arraiigiri und die Intimitäten weib» licher Kleidung mit List und nicht ohne Takt zur Geltung gebracht. Vergebens aber suchte der sachverständige Betrachter in der geräuschvoll angekündeten HKusung von ToilettegegenftSnden die Spur der ttunft. An die war nur gedacht worden.

Russische Wirthschaft.
!97
als es galt, der Sache einen Nimbns zu schaffen, der die .besseren Kreise' heran»
locken könnte. Und dazu ist uns die Himmlische doch zu gut.
Wurde hier weniger gehalten, als versprochen war, so durfte man von der
anderen Ausstellung sagen: Sie hat mindestens so viel geboten, wie sie verheißen
halte. Aller Herren Lander haben sich zu dem Beweis vereint, was Volkskunst
und Frauenfleiß zu leisten vermag. Bravo, Lyceum-Klub! Daß er die erwerbende
Frau in so Hellem Licht gezeigt hat, müssen wir ihm danken. Vollkommene Kunst»
serligkeit sah man neben primitivster Arbeit einfacher Frauen und konnte im Ber»
gleich von Einst und Jetzt ein wichtiges Slück menschlicher Kulturentwickeluvg über»
blicken. Die Dekorirung gut und bescheiden: Dienerin, nicht Herrin. Allerliebst
ist besonders der Blumenschmuck, der die wertheimischen Räume in duftende Gärten
wandelt. Die im Luxusleben dahindämmernde Dame ist von der schaffenden Frau
besiegt worden. Auf dem Gebiete der Ausstellungen. Jfts ein Symbol? Einerlei:
wer sich mehr für das von schlichten Frauen in Ost und West, auch in unseren
Solonien Geschaffene interessirt als für die Prunkkleider und Prachthüle der Prin»
zesfinnen der Welt und der Bühne, Ter versäume nicht, in der Voßslraße sich die
Bolkskunstausftellung anzusehen. Er wird aus den klug gefülllen Räumen die Er»
kenntniß heimbringen, daß selbst in Ländern, die uns zurückgeblieben scheinen, die
Frau sich für den Kampf ums Dasein gerüstet und ihr Kunstempfinden dem Lebens»
bedürfniß ihrer Alltäglichkeit dienstbar gemacht hat. Ella Grün.
Russische Wirtschaft.
ußland hat einen Finanzminister, der die Wahrheit sagt. Das ist noch kaum
je dagewesen. Fast alle russischen Finanzminifter haben sich bemüht, lle
eorriß«,- Is f«,-t,uns. DaS ging einfach nicht anders. Man durfte dem Ausland
nicht jede Falte des Budget? zeigen; sonst märe es den Emissionhäusern schwer
geworden, russische Papiere unterzubringen. Ohne ein gewisses Maß von Illusion
gehls ja bei großen Finanzoperationen überhaupt nicht; und die Politik der schönen
Faibe, deren sich Witte und seine Borgänger bedient haben, schadete schließlich den
Kassen der Gläubiger nicht. Kokowzew ist weder Vater roch Sohn der Lüge. Seine
Denkschrift zum Etat mar ein Muster von Klarheit und mied jede Tendenzmache:
und der Finanzplan war bis ins Detail durchgearbeitet. Daß Kokowzew seine
Ausführungen nicht mit einer Reverenz vor den Schwarzsehern schließt, kann ihm
Niemand verübeln. Welcher Minister thut es, wenn er vom eigenen Herd spricht?
TaS geschieht höchstens einmal in Preußen; und da hals seine besonderen Gründe.
Die russische Regirung konnte ihrer neusten großen Finanzoperation mit der An»
kündung einer herrlichen Zukunft piSludnen; Kokowzew aber beschtäntte sich darauf,
seine Erklärungen zum Budget in die nüchternen Wo, te ausklingen zulassen: »Wie

vnheißungvoll auch der Versuch einer schnellen Ausgestaltung deS Staatslebens und einer reichlicheren Zuwendung vvn Mitteln sür verschiedene Bedürfnisse des Kulturlebens im Lande erscheinen mag: cr bedroht, w, »n er nicht mit g,höriger Vorsicht begonnen wird, jeden Staat mit schlimmen Folgen; namentlich einen, der vor Kurzem die Schrecken eines Krieges und innerer Unruhen überstanden hat. Wir müssen einen anderen Weg einschlagen: d>e Staatsausgaben sind den Mitteln anzupassen, die zu diesem Zweck ohne allzu schwere, die wirthschiftliche Leistung» föhigkeit übersteigende Belastung der Steuerzahler von der Bevölkerung aufge» bracht werden.' Im Etat sür I9«g betragen die ordentlichen Ausgaben 2472 Mil» lionen Rubel, die für Volksbildung, Wissenschaft und Künste zusammen nur 7>< Millionen oder 3'/, Prozent; man müßte viel mehr fordern, um daS russische Kulturleben zu europäifiren. Dasteht auf der Habenseite der Bilanz noch ein mäch» tiger Block, bissen Beseitigung aber das ganze Finanzgebäude ins Wanken brächte: der Branntwein. Ohne den wäre die Ausmachung einer Bilanz überhaupt unmög- lich Die wichtigste Einnahmequelle ist das Branntweinmonopol. Zu einer Ge» sammteinnohme von 2477 Millionen <man beachte, daß der tteberschuß der ordenl» lichen Einnahmen über die Ausgaben im Budget für 1909 knapp ,', Millionen Rut'.'l betrüg, gegen 74 im Jahr I908I hat der Brannlwcinverkauf 533 Millionen beizusteuern, während die Erträgnisse der Staatsbahnen mit ,',63 Millionen und die indirekten Steuein mit ,",19 Millionen angesetzt sind In der Biuft jedes russi- schen Finanzministers mohiiül zirci Seelen: er muß für die Hebung der Kultur, aber auch für die Förderung des Branniweinoerkaufcs, für die Verwirklicht!, g der Agrarreform, aber auch für die Sleigerung der Getreideausfuhr sorgen.

Die Noihloge der russischen Bauern war und ist die unmittelbare Folge eines forcirlcn GelreiderzportS Und den bedingt wieder die »Finanzgebchrurg', die ungefähr 300 Millionen Rubel Zinsen sür das Ausland verlangt. Um seinen Verpflichtungen gegen die Gläubiger nachzukommen, muß Rußland darauf sehen, daß die Getreideaussuhr nicht nachläßt. In den legten Jahren hat sie sich ab'r verringert; >!)05 warens noch 567 Millionen, 1906 schon 470 und 1907 nur 4?^ Millionen Der Fnanzminislcr hat in einem Gespräch mit den, Petersburger Ber» rreter des Wölfischen TclegrupKcnbureaus gesagt, das Jahr 1908 habe einen Aus» fuhriibcrschuß von 22s Mllioneu (21 l Millionen im Borjahr! gebracht. Er mollic die Meinung bekämpfen, durch die ungünstigen Ernieergebnisse sei die Handels» bilanz völlig verändert. Das russische Budget war fast allgemein sehr ungünsiig beurtheilt woiden: dagegen wollte Kolowzew sich wehren. D,Zhalb das GesprZch mit dem Journalisten, Seit drei Jahren, sagte er, wird eisrig an den Agrane» formen gearbe te>: aber die Wirkung liner breit angelegten Kulturarbeit kann ei't ganz allmählich in Zahlen zum Ausdruck kommen Die Agrarreform hat wirklich schon im November 1906rcgonnen. In der Zeit zwischen der ersten und der zwemn Reichsduma winde das Gesetz erlassen, das die Lösung der einzelnen Bauern a^s dem Mir, dem Gemeindeverband, ermöglicht. Die neue Reichsduma hat das al>» solutiftische Gesetz vom Jahr bestätigt und damit dem Mir die Tolenglvi?e geläutet. .Gemerkt" hat man von der Agrarreform bisher nur in den Berickiei, über die wirtt>chaf,liche Lage Rußlands. Doch auch da stand kein Wort von te„ ersten Anzeichen eines Erfolges. Wir missen heule nur. daß bis zum fünfzehntn, Oktober 1908 etwa l22 «00 Bauern mit einem Besitz von 3 20 Millionen Deß>

jätinen zum Einzelbesitz übergegangen waren. Ein Anfang: gewiß; aber ein sehr dürftiger. Zur Fortsetzung fehlt die Regelung des bäuerlichen Kreditwesens durch die Bauernbanken. So lange es da keine einschneidende Resorm giebt, bleibt der Spekulation und dem Dorfwucherer die günstigste Chance, Die Sanirung des Bauernstandes darf nicht auf Kosten des Adels erfolgen Ich sagte hier schon, welche Gefahr daö Schicksal des adeligen Grundbesitze« bedroht. Wenn der Bauer den Adeligen verdrängt, muß er auch sähig sein, die Stellungen, die der Adel im Staat einnimmt, auszusüllen. Man kann aber eine Kaste, die im Beamtenstand und in der Armee herrscht, nicht einfach durch ein Heer von Bauern ersetzen. Daß die Bauernbank immer mehr Adelsbesitz aufkauft, genügt nicht; man muß auch wissen, wer im Reichsdienft an di« Stelle des depoffedirten Adels treten soll. Kokomzew, der Aufrichtige, hat nicht ohne Absicht die Agrarreform in der Interview nur kühl gestreift. Wichtiger als die Sorge um deren Schicksal ist ihm das Gleichgewicht des Budget«. Die Anleihe von 140« Millionen Franc« (Rußland bekommt etwa 1250) war nolhwendtg, weil für 800 Millionen Schagscheine in Paris einzulösen sind und ein Defizit von rund 400 Millionen Francs gedeckt werden mutz. Das Budget für 1907 hatte einen Fehlbetrag von 53 Millionen ergeben; 1908 war eine innere Anleihe im Betrag von 200 Millionen aufgenommen wordkn; und das legte Budget schließt mit einem Defizit von 153 Millionen, das, wie gesagt, aus dem Ertrag der Anleihe mit gedeckt werden soll. Der Haupibetrag der neuen Emission ist, schon der einzulösenden Schatzscheine wegen, auf Paris entfallen. Die Ber» Handlungen mit dem französisch»englischen Bankenkonsortium waren nicht leicht. Man wollte nicht ohne erklecklichen Nutzen für die eigene Tasche arbeilen und muthete der mssischen Regirung zunächst Bedingungen zu, auf die sie ohne Schädigung ihres Kredites nicht eingehen konnte. Schließlich einigte man sich auf den Uebernahme» Preis von 85V, und den Emissionkurs von 89'/«. Sehr niedlich war die Hallung der französischen Presse. In Frankreich giebts das deutsche Genus »Finanzinserat' nicht. Dafür bekommt die Presse bei großen Finanzoperationen ein je nach der Bedeutung des Blattes bemessenes Pauschale, um die „PuoliziiSl" der Emission in der geeigneten Weise zu fördern. Zur .Bekanntmachung' der neuen Russen» cmleihe waren von dem Finanzkonsortium S00 000 Francs bewilligt worden. Dieses Angebot wurde von der vereinigten pariser Presse mit einem Schrei sittlicher Ent» rüftung beantwortet. Eine Proteftversommlung der Zeilunghercmsgeber sand, die Summe sei viel zu klein. Unter dem Betrag, der bei der Zmeimillionenanleihe de« Jahres 1906 aufgewendet worden war, sei absolut nichts zu machen; also 1400000 Francs und keinen Sou weniger. Sonst werde man missen, was man zu thun habe Dm Banken wurde ein förmliches Ultimatum gistellt; und da sie von der Unbestechlichkeit der französischen Prisse überjeugt waren, gaben sie nach. Es ist ein schöner Zug der französischen Zeitungen, daß sie streng auf einen an» ständigen Preis hallen; auch ists immer lobenswerth, wenn man einem Eirmsion» konsortium den Zmischengewirm schmälert. Bei Alledem hat die russische Regirung bessere Bedingungen erlangt, als die der süniprozentigen Anleihe von 1906 waren. Damals bekam sie für ein fünsprozemiges Papier (die neue Anleihe ist 4V,pro> zentig) nur 83V, Prozent beim Emiisionkurs von 83. Uebrigens hat Rußland das 190S gegebene Versprechen, vor Ablauf von zwei Jahren keine Anleihe im Au!» land aufzunehmen, gehalten. Die Anleihe deö Jahres 1908 mar eine innere.

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_207.html[18.07.2014 18:00:39]

Mit einer gewissen Genugthuung hat man die Thatsache verzeichnet daß der deutsche Kapitalmarkt schon seit drei Jahren nichi mehr direkt an einer russischen Anleiheem ssion beiheiligt gewesen ist. Das letzte Konsortialgeschäft dieser Art war die 4V,Prozen ige Anleihe von 1905. Indirekte Beiheiligung und Erwerb der neuen russischen Papiere ist natürlich nicht ausgeschlossen. Neben den g Milliarden Russen, die in Frankreich liegen, steht freilich der deutsche Besitz ärmlich aus. Ueber die Entwicklung der Kurse sprach ich hier schon. Die Papiere haben sich von ihrer tiefsten Erniedrigung erholt; man hat eben wieder mehr Vertrauen zu Rußland Kokowzew hebt in seiner Denkschrift dieses Moment hervor; und man hat keinen Giund, ihm Reklamemacherei nachzusagen. Und warum hat der Kredit Rußlands sich gekräftigt? Weil die neuen L-bensSußerungen des absolutistischen Regiments bessere Gemöhr für die Zukunft deS Zarenreiches zu bieten scheinen als alle.frei» heitlichen" Institutionen? Das wiirde ein Bank» und Böisenmann nicht gern zugeben. Die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Rußland sind viel wichtiger als alle Anleihegeschäste. Das Deutsche Reich steht in der russischen Handelsftaiiftik an erster Stelle und Rußland nimmt bei uns unter den Einfuhrländern den zweite», als Ausfuhrland den vierten Plutz ein. Die Franzosen übernehmen die russischen Anleihen aus polnischen Giündcn: und sie haben, als sparende Nation. deS nölhige Geld, Politische Motive spielen auch bei den Engländern eine Rolle. In Deutsch» land dagegen ist der Handelsverkehr die primäre, das Interesse deS Kapitals für russische Papiere die sekundäre Erscheinung Wenn unsere Zahlungbilanz auf dieser Seite passiv ist, w«m wir also an Rußland mehr zu zahlen haben, als unsere For» derungen ausmachen, so sind wir in gewissem Sinn doch im Zarenreich stärker als die Franzosen mit ihren enormen Guthaben. Der Finanzministe« sprach auch üb« die Eiseiibahnobligationen. Die russischen Privatbahnen geben Schuldverschreibung» aus, für die in letzter Linie der Staat zu bürgen hat. Tie Gläubiger können sich, wenn sie von der Eiienbohngesellschast nicht befriedigt werden, an die Regirung hallen Unter normalen Verhältnissen wäre solche staatliche Bürgschaft ein für die Werthung der Obligationen sehr wesentlicher Faktor. Bei Rußland aber wird die Bedeutung dieser Garantie durch die Höhe der eigentlichen Staatsschuld abgeschwächt. Man sagt sich: Der Staat hat für seine eigenen Coupons schon genug zu thun; für gesöhrdete Eisenbahnprioritäien ist da nicht viel zu hoffen. Die Donez>Zisen» bah,igeseU,cdaft hat im vorigen Jahr eine Anleihe von 7t) Millionen Rubeln iu Frankreich untergkbracht. In diesem Jahr werden wohl Emissionen anderer Eisen» bahnprioritäten solgen. Welche Mäikte für die neuen Papiere in Anspruch ge» nommen werden: Das ist Sache der Gesellschaften, Kokowzew betonte, daß die Regirung sich da nicht einmische; sie hat nur zu prüfen, ob die Genehmigung zu den von der Emissionstelle bischlossenen Bedingungen ertheilt werden kann. Das deutsche Kapital hat nicht ohne praktischen Nutzen die Finanzlage Ruß» lands studirt. Der Einzelne weiß'jetzt ziemlich genau, ob sich für ihn eine Anlage in russischen Werlhpzpieren schickt. Und den Emisfionfirmen braucht man e>st recht nicht zu sa^en, wie sie sich m,I dem Zarenreich stellen sollen. Im Ganzen ist die Beurlheilung der russischen Verhältnisse objektiver gewo,den, seit man erkannt hat, daß auch das lauteste Pathos nicht sachlich starke Gründe ersetzen kann, Ladon.

Herausgeber und verammoniichcr Rcda!,eur: M. Hardcn in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck »on W. Bernstein t» Berlin.

Verlin. den Februar 1909.
d^,^:
Chronika.
Drauhen.
A^arum find die Briten nach Egypten gegangen'? Weils auf dem Weg
ÄyW nach Indien liegt. Warum zahlen sie für ihre Position in Persien einen
i o hohen Preis und fordern die Oberaufsicht über den Persischen Golf? Weil
Persien auf dem Weg nach Indien liegt und das Wasser desPerserbusens sich
mit dem des Indischen Ozeans mischt. Warum mußten sie das Kapland ha»
den? Weil sie auch diesen Weg nach Indien brauchten. Warum gewähren sie
dem Emir von Afghanistan Subsidien? Weil die Schanze der indischen Fe-
stung nicht von einem Gegner Britaniens beherrscht werden darf. Warum
sucht ihr sorgender Blick die unwirthlichen Pamirmüsten? Weil diese öden
Strecken die Nordstraße nach Indien öffnen oder schließen. Warum haben sie
dem König von Siam den größten Theil seines Reiches durch Bürgschaft ge-
sichert? Weil dieses Land die indische Grenze von dem Gebiet eines europäi-
schen Nebenbuhlers trennt.Was trieb sie zu der traditionellen Türkenpolitik?
Die Erwägung, daß ihrBefitz im Osten gefährdet roöre,wenn dasOsmanen-
gebiet unter den Einfluß einer feindlichen Macht käme. Diese Fragen hat
Lord Curzon of Kedleston gestellt und beantwortet, als er Vicekönig von In-
dien war. Wir paar Briten, sprach er damals, find hier, als Beherrscher eines
Fünftels der Menschheit, wie ein winziger Schaumfleck auf einem dunkel brau-
senden Weltmeer. Wer daran nicht denkt, kann das Erlebniß der letzten Monate
nichtoerstehen.HerrJswolskijhätte(inBuchlauhoffteersnoch>denMeerengen-
Ichlüssel als Tropaion aus London heimgebracht, Herr von Aehrenthal die An-
nexionder Balkanprovinzen ohne ernstesHemmnißdurchgesetzt, wennJndien
ruhig geblieben wäre. Doch die anglo-japanischeFreundschaft hat dieHindu-
welt in heftige Bewegung gebracht, mehr als je fühlt der braune sich dem weißen

Die Zukunft.
Mann ebenbürtig, der dunkle Ozean ist bis in die Tiefe aufgewühlt und der winzige Schaumfleck würde in der Brandung zerstäuben, wenn ihn nicht eine Woge ins Freie zurücktrüge. Nie war England auf die fünfundsechzig Mil> lionen Mohammedaner, die im indischen Kaiserreich leben, so angewiesen wie in dieserStunde. Drum muh es zeigen, was es für denJslam thut; muh trachten, dem Türkenwunsch Erfüllung zu schaffen. So ziemlich ward es er> reicht. Die Meerengen? Heute leider unmöglich, lieber Jswolskij; wer dazu hülfe, hätte in Mohammeds Machtbereich verspielt. Aenderung des bosnischen Besitztitels? Dafür, Baron Aehrenthal, sind fünfundfünfzig Millionen zu zahlen und allerleiKonzessionen zu machen; die haben wir dann dem Sultan und dessen Vormund, dem regnenden Jungtürkenausschuß, verschafft. Nicht knickern, Vetter Ferdinand; dieLösung vomSuzerain ist unter Brüdern hun> dert Millionen Werth und die Hohe Pforte braucht Geld. Auch der Hellenen» könig soll sich gedulden; in diesem Augenblick muh, so schwer es uns wird, die Erlaubnih zur Verspeisung Kretas geweigert werden. So klang es von der Themse. Curzons Nachfolger kann zu den Musulmanen sprechen: Seht Ihr nun, wie wir für die Macht Eurer Glaubensgemeinschaft sorgen und sie vor SchmSlerung schützen? Wir ganz allein. Seid uns also hübsch dankbar!
Ein neuer Britensieg. Dessen Glanz freilich ein Bischen gemindert ward; durch die pariserVerstimmung und durch die deutsche Entschlossenheit, Oesterreich nicht allein im Gedräng zu lassen. Die auftro-türkische Verstän- digung ist erreicht (England wollte sie einer Europäerkonferenz vorbehalten) und der Widerstand einzelner Parlamentsfraktionen wird im Bakschischland zu überwinden sein. Bulgarien hat nur noch eine Geldfrage zu beantworten und in Wien, Petersburg, London zur Vermittlung bereite Freunde. Bleiben die Serben. Sie fordern den schmalen Landstreifen, der ihnen den Ausgang in dieAdriasichert; erklären,dahsiesonstinnachbarlicherUmklammerung er» sticken mühtenund entschlossen seien, lieber dasLeben zu wagen.JhrKalkul ist nicht ganz so thöricht, wie man nach dem Geplärr zuchtloser Prinzchen glau» ben könnte. Die Zeit austro°russischer Eintracht ist einstweilen vorbei. In Italien hat die Annexion, die das Habsburgerreich zur Balkangrohmacht wandelt, und der Streit um die italienischen Studenten zu öffnende Univer- sität die Geister erregt. Oesterreich-Ungarn mühte an der russischen und an der italienischen Grenze beträchtliche Truppenmassen aufstellen, ehe es los» schlüge; und hätte in einem Bergland zu fechten, wo der Heimische immer im Vortheil ist. Auf ihre Geschütze (vom Creuzot-Schneioey sind die Serben sehr stolz, hallen sie für besser als die österreichischen und meinen, daß die ^lavenwuth die schwächlich zaudernde Petersburger Regirung zum Eingriff

zwingen würde.wenns den Brüdern im Süden dennoch schlecht ginge.Das wäre iercasuzfoeclerisfürdasDeutscheReich^und mindestens fraglich,obJtalien, Frankreich, England dann neutral blieben. Entweder also eine unabsehbare Konstagration, die durch den Hader um ein paar Kilometer billigen Balkan» lindes bewirkt wäre, oder eine langwierige Guerilla, die, im Gebirg, den Eindringling mehr kosten könnte als den Vertheidiger ererbten Bodens. Etwas wie ein Transvaalkrieg in den Haemusschluchten. So rechnet man in Bei» arad.Zehn Millionen Serben, heißts da, lassen sich nicht abwürgen wie eine Hammelheerde-werden von Wienund vonSosiaihrLebensrechtheischknsdenn auch der alte Zwist mit den Bulgaren drängt zurEntscheidung). Und dieDn» nastie weiß, daß nur die dickste Unterstreichung nationaler ForderungenHr Dasein noch für ein Weilchen fnstenkann. Ganz ist die Feuersgefahr alsonicht beseitigt. Doch die Serben bedenken wohl, daß Oesterreich die Kriegsmittel einnGrohmachtundeinenvonSachverständigenbewundertenGeneralstabhat, undwissen,wietapfersich das bulgarischeMongolenblutschlögt. Und vergäßen fies, so würde England sie daran erinnern. Ohne Britengold giebts keinen Balkankrieg. Ans Meer kann dem Serbenstaat auch die Vereinigung mit Montenegro helfen. Wenn jeder schreiendeKnirps erhielte, was seinHerzge» noe begehrt, bekäme Europa nie wieder Ruhe. Der europäische Kontinent »enigstens so bald nicht. Rußland kann, Frankreich will sich des Balkans we-gen jetzt nicht gern engagiren. Die beiden Kaiserreiche als Gegner: eher ver» suchen russische Generale doch wohl in Nordwestpersien ihr Heil. Von Aska» bad ins afghanische Herirudthal ists (Curzon hat, als Wächter Indiens, oft darauf hingemiesen)nicht allzu weit. Vorsicht also sehr nöthig. Und fürseinen islamischen Nimbus hat Britanien zunächst ja genug gethan.

Drei Monate ohne laute Rede und auffallenden Geftus: schon vermag Deutschland freier zu athmen. Wenn sichs nur länger recht ruhig hält! Daß just vor Eduards Besuch in allen Winkeln von deutsch-französischenVerhand-lungen gemunkelt wird, ist ein Bischen beängstigend. Braucht bei uns Je-mand Firniß für verblichenenDiplomatenruhm?So weit find mir noch nicht wieder, daß wir uns den Luxus kostspieligerVcrsöhnungpolitik gestalten Kür-fen.Die will derBritenkönig; weil sie unsere Westflanke lähmen würde. Oes-in><roz?emei,t von Marokko: dagegen wäre nicht viel zu sagen; Triftiges aber gegen ein künstlich beschleunigtes p,'«ck«lrwn> (mit Bagdadbahn» geld lind „Konzesstonen" ShnlicherSorte). Der französische Rentier hat ein-gesehen, daß den von ihm nach Osteuropa verliehenen Milliarden von der enqlischen Politik mehr Gefahr droht als von der deutschen. Diese Ei kennt» Nitz wird heilsam wirken. Nur nicht nachdrücken und die Hand dabei in die 1««

LOt Die Zukunft,
Falle stecken. Jeder franko-deutsche Vertrag brächte der Republik jetzt sichereren Gewinn als dem Kaiserreich; selbst der zünftigste würde die Willens' freiheit mindern, die bald vielleicht unser wichtigstes Gut sein wird. Wir können warten. Geschütz, Gewehr, Schiehbedarf: Alles in bester Ordnung.
stiller wir sind, desto schneller kommtS zwischen den heute noch zärtlich Gesellten zuunbequemer Friktion. Je klarerwiraussprechen, daß wir einem nothwendigenKrieg niemals ausweichen werden, desto sicherer ist uns der Friede.
Eduard wird die stärksten seiner Künste anwenden. Ein Vereinsamter, hofft er, ist leicht zu willfähriger Liebe zu stimmen. Deutschland muh sehr höflich sein, sehr nüchtern bleiben und keinen Zweifel darüber lassen, daß es in dem Besuch weder einHuldgeschenknoch das Symptom ersehnter Weltwende sieht Drinnen.
Fürst Bülow will im Amt bleiben. Das beweist die Rede, die er am neunzehnten Januar im Landtag gehalten hat. (Schön und ganz würdig fand er sie selbst wohl nicht; vielleicht ober nöthig. Und auch dem Befehder der Nömerpartei heiligt derZweck die Mittel.) Ob er bleiben darf? Möglich; mit und ohne Block. Dieses K^mstgebild hält, bei schonender Behandlung, wohl noch ein Weilchen; was würde, wenns zerfiele, aus den freifinnigen Fraktionen, die so viel dafür thaten,daß ihnen zu thun fast nichts mehr übrig blieb? Und muh geschieden sein, so findet der Aalglatte einen anderen moclus v!-vi?n<ti. Ein formeller Friedensschluß mit dem Centrum wäre sogar für ihn immerhin schwierig; leicht aber, die konservativen Katholiken für bestimmte Aufgaben an die alten Kartellparteien zu kitten. Die Reichsfinanzreform ist derPivot, um den Alles schwenkt. Noch fiehts aus, als müsse auch dieser dürf» tige Reformversuch scheitern; müsse, mit wechselnden Mehrheiten, jeder Vorschlag, der den Reichskassen Beträchtliches verheißt, abgelehnt werden. Noch aber liegtAUes im Nebel. Grohe Parteien glauben, der Kanzler sei nicht mehr Wilhelms Mann und werde nächstens nach Flottbeck oder Rom ziehen. Einzelne meinen gar, dasBegräbniß der Finanzreform werde am Hof gewünscht, weil es den Kanzler zum Rücktritt drängen, den Kaiser von lästiger Initiative entbürden und die Behauptung ermöglichen würde, Fürst Bülow sei freiwillig gegangen, nicht etwa an seiner Kritik kaiserlichen Handelns gestorben.
Sobald man weih, dah noch für eine lange Frist mit diesem Kanzler zurechnen ist und er das Flaschenkind des HerrSydow überleben würde, wirds am Horizont Heller. PreuhensStaatsminister, den Bundesrath unddieBundcsfürsten hat der Listenreiche in seinem Boot; ohne den Kaiser könnte es dennoch im Seegang kentern. Er braucht einen sichtbaren, unzweideutigen Beweis

Chronik«,
2'5
°kaiserlichen Vertrauens. Ob Wilhelm, selbst wenn er dem Novembernecker grollte, jetzt, wider den ausgesprochenen oder angedeuteten Wunsch sömmtlicher deutschen Fürsten, zu einem Kanzlerwechsel Lust hätte? Den Konservativen schillert der Mann, der, unter Wahrung aller ihm berechtigt scheinen« denJnteressenund mit sehrbedächtigerSchnelle, Preuhen modernisiren möchte, allzu liberal und mächtige Klüngel sind ihm verfeindet. Thut nichts. Wenn er eine Allerhöchste Botschaft in den Reichstag bringen, sich im ungeschmälerten Besitz alterHuld zeigen und die zum Bundesrath Bevollmächtigten insFeuer l'chickenkann,ifterwiederobenauf. „Kinder :Bülo« sitzt mit beiden Beinenim Sattel und ist frischerals je. Ob Ihr die Nachlahsteuer hinunterwürgt oder aus» speit, mitdem Ccntrum äugelt oder denNationalliberalen Komplimente drech > lelt.S.M. hältihn;vielleichtnoch sehrlange, WolltJhrihnärgern und mitGemalt linkmörts stoßen? Wäret Ihr auch nur sicher, daß nach ihm ein Euch Ange» nehmererköme? Der Marschall derHandelsverträge; der JunkerkritikerGoltz; Wedel mit der Langensalza-Medaille: der bürgerlich humaneBethmann mit demTröpfchenSemitenbluts.DahabtJhr ein paar Proben. Noch aber denkt 5er Chef gar nicht ansGehen; wird auch nicht weggejagt. Seid also friedlich und laßt den Wahn fahren, der Sturmlauf gegen S.D. mache bei SM. beliebt." WennHerr vonLoebell so reden dürfte, wäre dasSpiel halb schongeWonnen. DieLiberalen kann man jeden Morgen ja mit dem Hinweis auf die Centrumspräsenz ängstigen. So leben mir; noch immer. Auf dieHofgeltung und Haltbarkeit, nicht auf die Politik des Kanzlers kommt es an; ein gunstloser Bismarck wäre noch heute übler dran als ein Chlodwig im Sonnen» schein. Kein grohesThema also; eine Personalfragenur, deren Beantwortung der Kaiser, im Reichsinteresse, kaum noch lange aufschieben kann. Für alles Uebrige Iaht getrost dann den neuen Zweibund BülowRheinbaben sorgen.

Totenleuchten,

„Dem Dichter der.Kinderthränerrift dasTheater längst zumKinder» reich geworden und man darf, ohne ihn zu kränken, sagen, daß er an derGnadenpfoite nicht mehr viel Gepäck zurückzulassen braucht. Ihm ist die Welt» geschichte ein Bilderbuch, in dem er gern blättert, aus dem er für artige und unartige Kinder gern lehrreiche Mären auf die Bühne holt. Er hat ein Pädagogenziel vor Augen, das allerlöblichste: er will in seinen Mitbürgern das Gefühl fürdas Vaterland, den Stolz auf das Vaterland stärken. Und er hat einen aus festen Wurzeln aufgeschossenen Glauben, den allertröstlichsten: der protestantische Deutsche, der ritterlich mit demSchweitumzugehen weiß, ein frommes Lied in der Kehle trägt und ein keusches Jungfräulein ans biedeic

Die Zukunft.
Herz drückt, ist ihm die Krone der Schöpfung, das demTelos nächste Wesen. Der Enkel eines verwegenen Preußenprinz'en steht, wie laut ringsum auch der Sturm brausen mag, unerschütteit im Alten, Ererbten. Ihn plagen me» der Skrupel noch Zweifel, Patriotismus ist ihm Gottesdienst. Ein Fürst ist ihm heilig; aber nur, wenn es ein deutscher Fürst, ein protestantischer Fürst ist. Sonst soll ihn der Teufel holen. Seine Weltanschauung ist von durch- fichtiger Klarheit. Ein Gott, der gern mit den stärksten Bataillonen ist, re» girt die Welt und überträgt mitunter einen Theil seiner Regirungsorgen dem jeweilig Gewaltigsten. Dem sollen die Andenn gehorchen, stramm uni> forsch, ehrfürchtig und doch kreuzfidel, und seine Feinde, die gewöhnlich Welsche und niedertrSchtigeKatholiken find, mit deutschen Hieben in die Pfanne hauen. Jnthümer der Vorsehung sind ausgeschlossen. Der Böse bekommt immer seinenLohn; derGute manchmal erst im Jenseits. Und was gut, was böseift, steht in derFibel und im Katechismus. Ein Solches glaubender Mann ist ein Schatz für sein Volk; ein noch kostbarerer für seinen König. Das empfand Wilhelm der Zweite,als erzudemZüchtigerDietrichsQuitzow sagte: ‚Sie er» leichtern mir meinAmt.' Und einem solchenManne kann,wenn erTemperamenr hatunddasBühnenhandwerkleidlich kennt, bei derMasseseinerLandsleute der Erfolg niemals fehlen. Er giebt Weltgeschichte für die reifere Jugend; giebt Stücke.wiedasTheatersie braucht. EinVergnügenists, in gelassener Ruhe mit» anzusehen.wieHerrvonWildenbruch seinen StosszueinemKnöuel zusammen» ballt und ihn dann, bei Donner und Blitz oder bei Orgelton und Glockenklang^ plötzlich von eines Gewaltigen Hand wieder entwickeln läßt. AlleKindheitge» fühle, Glaube, Furcht und Haß, werden aufgeschmeichelt oder aufgepeitscht und der hemmungloseHörergeräth schließlich in einenZustand irrer Begeisterung, der ihn für alleGröuel (des Historiographen, Dichters, Technikers) blind und taub macht". Das waren die letzten Sätze, die ich hierüber den Dramatiker Ernst vonWildenbruch sprach. Ungefähr so wurde er damals von allen halb» wegsKultivirten beurtheilt.Seitdem hat er irgendwie Beträchtliches nicht mehr geschassen. Sein schlechtestes Theaterstück, „Die Rabensteinerin", trug ihm den größten Erfolg ein; welchen Kalibers es ist, mag die Thatsache lehren, daß die Hofspielhausleiter es von der Schwelle weisen wollten, weils zu arg an Hinkos Freiknechtsgraus und an ähnliche Theaterhenkerei erinnere. Kein Ernsthafter hat diese Leistung auch nur mit Erbarmen gelobt. An Wilden» bruchs Bahre ward nun geredet, als sei ein mächtiger Dichtergeist entleibt. Muh Pietät lügen lehren? Wildenbruch ist nicht unsterblich, sein Werk nicht unvergänglich; des Dramatikers nicht noch gar des Lyrikers. Zwei, drei kräftig rührende Erzählungen, eben so viele schnurrige Berlinerbilder: Besseres lieh

kr uns nicht. Keine Gestalt, keinen Gedanken, nicht einmal ein Wort, denen die Zeit nichts anzuhaben vermöchte. Auf die längste Lebensdauer darf sein letzter gereimter Warnerruf rechnen: das Rügegedicht, das unter dem Titel „Deutsches Neujahr 1909" (im Verlag von Grote) erschien und aus dem ich neulich ein paar Reihen anführte; hier ists mit den Hüllen und dem Behang:

Line Stunde, unsres lebens schlimme Stunde
Echt mit vir zu Grabe, altes Jahr.
Aber wann verheilt in uns die böse Wunde,
Die Du uns geschlagen? Nimmerdarl
Nein, sie soll auch nicht verheilen und vernarben I
Wie uns Schmutz besudelt, wie in Schmach
Bettelnd wir um Leindes Freundschaft warben,
Ewig geh' uns die Erinnrung nachl
Nicht mit schalem Tröste hergebrachter Lügen,
Der das neue Jahr als Retter preist,
Mölln die Scham wir löschen und den Schmerz betrügen,
Der die Seele brennend uns zerreißt.
Nicht vom Himmel Gott, von nirgendwo auf Erden
Tritt ein Einziger noch für uns ein;
wenn wir selbst nicht neue Menschen werden,
wird dies neue Jahr uns furchtbar sein.
Denn dies neue Jahr hat kalte, harte Augen,
Hart wie Schicksal; und das Schicksal spricht:
„keben Denen, die zum starken leben taugen,
Für den Schwächling wächst das leben nicht."
Sind wir stark »och? Haben wir in unfern Gliedern
Mark und Stahl? In unfern Seelen Gloth?
Nein, beim Taumelklang von dekadenten Liedern
Ging zu Elend unser deutsches Blut,
Gut vergeudend, das die Väter uns erkämpften,
Träumten wir von eigner Tüchtigkeit;
Des Gewissens dumpfe Mahnerstimme dämpften
wir mit Pracht und Prunk und Eitelkeit.
Also lebten wir weichlebig unsre Tage
Sorglos, ewig guter Seit gewiß,
Bis daß plötzlich uns mit fürchterlichem Schlage
vor den Augen das Gespinnft zerriß.
Heut, von zwanzig Zahre langem Traum erwachend.
Blicken wir wie Bettler in die Welt:
»Nirgends Freunde?" Und von allen Enden lachend
Aommt der Haß, der uns die Antwort gellt.

Tie ZuKinst.
Deutschland, Deutschland, rings Gefahr und Angst und Schneen
Um vich Herl Di« SchicksalsvSgel schreinl
wenn die Raben Dich vom Schlaf erwecken,
Soll das Unheil mir gesegnet sein.
Denn ein Riese bist Du, doch ein schüchtern blinder,
Der nichts meiß von seines Nackens Kraft,
Darum führt man Wort für Dich, sowie man Kinder
Ueberhebt der eignen Rechenschaft.
Nimm in eigne Hände Deine Sache!
Sprich Du selber für Dein eignes Herz!
Deutsche Seele, Du gefügig-weiche, schwache,
Einst vor Seiten warft Du Stahl und Erz.
Damals, als Gr in den Sattel Dich gehoben,
Damals auch hat Dich Gefahr umgrollt,
Doch die Schrecken sind an Deiner Stirn zerftoben,
weil Du, Deutschland, selber vich gewollt.
werde wieder, was an Deinem großen Tage
Du gewesen; zu Dir selbst wach' auf!
lern verachten I Buhl' um Gunst nicht I Haß ertrage!
Schreib' Dir selbst Gesetz und Lebenslauf I
kerne zürnen I Mit des heiligen Zornes Mächten
Sein die Zwischenträger fortgefegt,
Die zum Thron hinauf zu sagen sich erfrechten:
„Dieses Sklavenvolk, es schweigt und trägt,"
Sei verflucht, wer, selbst zum Anecht geboren,
Deutsche Treue also schlecht versteht!
Sei gesegnet, wer von Neujahrs dunklen Thoren
Freudigen Willens in die Zukunft geht,
Eignen Augs zu sehn, der Stimme selbst zu lauschen,
Die aus seines Volkes Seele dringt,
Und, sich selbst ergebend, Höchstes einzutauschen:
Liebe, die ein freies Volk ihm bringt.
Kein gutes Gedicht; doch ein Nothschrei, der sich insGedSchwißkrallt.
Der Enkel des Preuhenprinzen Louis Ferdinand, der Hofpoet, der wisse»
muhte, dah er auf berliner Boden nur im Gehege der Königlichen Schauspiele
noch siegen konnte, rief in so schrillen Lauten zur Wehr; sprach so harte Worte
über den zmanzigjShrigenTraum prunkenderEitelkeit; mahnte mitRuthen-
streichen dasVolk.die Vormundschaft abzuschüttelnund selbst sich fortan durchs
Dickicht den Weg zu bahnen. Ein Herzkranker, fast tauber Mann. Diese tap>
fere That wird bleiben und, als die Frucht einer Schicksalsstunde, spät noch
erwähnt werden. Den Dramen, Sängen, Romanen ist früher Tod gewiß;

und wenn in zehn Jahren eins der Panzerftücke hastig über die Bretter stampft, ivird man, mit staunendem Lächeln, fragen: DasrühmtetJhruns? So ließet Ihr Euch Karlinge und Hohenzollern, Gregor und Erasmus so entstellen? Einen, der (am Liebsten vor dem bewundernden Auge der ganzen Landsmannschaft) nach Wahrhaftigkeit gestrebt hat, soll man nicht mitHeuchellüge bedienen. Ernst von Wildenbruch hatkeinenlebensfähigenMenscheninsPoetenreich gezeugt, in der Gröhenie das Menschlichstegefunden noch im Mensch» lichften je nur die Größe, die uns groß dünkt, gesucht. Ein eifernder Magi> fter ist unS gestorben, nicht ein Dichter, der den Germanenhort gemehrt hat. Wie ein Magister, ein von großstädtischer Außenkultur nie beleckter Pennälertyran sah der HerrGeheimrath aus. Schlecht angezogen; unbehilflich und linkisch bis ins Groteske; Hinterfcharfen Gläsern der Blickeines Era« minators. Birgt der Schlotterrock nicht den Bakel? Da schwingt ihnderArm schon, der eben noch in kurzen StSßenamRumpfhinpendelte. Ibsen bekommt seineTracht und wird von dem Herrn Rektor weit hinterBjörnson gesetzt (als Selbstanzeige kritischen Vermögens genügt solche Rangordnung). Wollt Ihr Schlingel mal flink Optimisten werden! Prasselnd fielen die Hiebe. „Das heilige Lachen", „Der Generalfeldoberst", „Willehalm": wer sich stolz zu solcher Brut bekannte, hat sich selbst die Pforte zum Pantheon deutscherDichtung gesperrt. Auf dem Schaugerüst mag er noch ein Weilchen thronen. Und, als der Prototvpus des Neupreußenthums, längerin der Erinnerung derVolksgenossen fortleben. Altpreuhisch war Wildenbruch nicht; trotz der Abkunft und dem fünfundvierziger Jahrgang. Wilhelminisch vor Wilhelm (deshalb auch so recht weder des alten Kaisers noch Bismarcks Mann). Hallende Reden, ausholende Gesten, bunte Bilder mit einem von Gottes Gnade Geweihten als Mittelpunkt. Ein Kurfürst bändigt rebellische Junker; jagt einen frechen Minister weg; verheißt dem Volk den Himmel auf Erden. Ein Schauspiel nur. Die Kinder sehens gern und alten Knaben leuchtet vor dem Spektakel das Auge. Das ist Wildenbruchs Gemeinde. Der nürnberger Burggraf scheint schon zu wittern, was einst, p«st mults. sa^cula, in der versailler Spiegelgalerie geschehen wird. Schwarzenbergs neuer Herr hat Snbels Buch über dieReichsgründung und Wilhelms Brandenburgerreden gelesen. Hildedrand ahnt, da er den kleinen Heinrich zum ersten Mal sieht, daß er als Papst mit dem Erwachsenen raufen wird. Und dieser Heinrich geht nach Canofsa, weil die Seinen eine lichtloseWeihnacht verseufjten. Das ist Wildenbruchs Historie. Der Menonit ruft, als er hört, daß der FreiheitbringerSchill heißt: „Welch kleiner Name für so großen Mann!" EinWitz? Harold stöhnt beim Abschied von derLiebsten: „DiesSchmerzenswortAdewirdsüß mir klingen,weil halb

esDeinenNamen wiederholt; undso: Ade,Ädel«!" Ein Witz? (Wildenbruch schrieb Theaterverse, aber einegute, kräftigeProsa.) Da esmeist in sausendem Galop ging, das Auge stets was zur Weide hatte und der rechte „Schmitz" nie fehlte, merkte man kaum, wie die Leute da oben redeten... Bon all dem. Schall ist kein Wort im Bewußtsein geblieben; nur der Nachhall fröhlicher Hätz. Das ist Wildenbruchs Erfolg. DessenZeit konnteerstnach 1888 kommen. Half er nicht selbst die Nation in den gefährlichen Traum lullen? Einerlei. Er warder redlichste, liebensmürdigsteRepräsentanteinerunfruchtbaren Zeit. Wie Constant Coquelin, der auch im Januar starb. Eines BSckerS Sohn, der aus Boulogne ins pariser Konservatorium lief und den berühmten Negnier, der ihn prüfen sollte, mit Spatzendreistigkeit anpfiff: „Verbürgen Sie mir eine Laufbahn, die zu den höchsten Gipfeln führt; sonst kehre ich lieber gleich an den Backtrog zurück." Nach sechs Monaten darf der häßliche Dreikäsehoch mit der Affennase und den Säbelbeinen im Haus Molieres die Bretter betreten. Der Dreiundzwanzigjährige wird Sozietör und der Lieb» IingderAbonnenten.CoqueIinspieltinPoqueIinsKomoediendieClowns;wie sie nie vorher noch nachher je wieder gespielt worden find. Der Rhythmus der Kerlchens lockt dieLeute ins alte Haus; wenn der neue Komiker den Mos» carille, ThomasDiafoirus oder dasFaktotum im Protzenheim mimt, ist kein Platz leer. DasFach wird ihm bald zu eng. Er will Figaro sein, versucht«, wird von derBrohan bei offenerSzene einTrübsalbläsergescholten, vom Publikum kühl behandelt, muß die Glanzrolle abgeben; setzt sich dann aberaufdieHosen und ruht nicht, bis eralleHumoredessevillaner Schaumschlägersam Schnürchen hat.Nun wirds einTriumph.So diskret und verschlagen,so geschmeidig und stark, so komisch und ernsten Empfindens so voll war Figaro nie. Kaum ein lautes Wort, kein Dialogspitzchen in dieHöhe getrieben, nur in dem Monolog zweimal ein gellender Ton; aber eine ganze Schaar vonSturmvögeln schmirrtum denZmergenschSdel. Trissotin, Don Cesar, Gringoire: schonüberstrahlt derNeuedieAIten. AlsHerzog von Septmonts(in der^tran°er« des 'zweiten Dumas) zeigt er, daß er auch Haltung hat. Leicht ists nicht, demFau» bourgSaint-Germain sich alsHerzog vorzustellen; besonders schwerEinem,der zwischen der Bernhardt und der Croizette, nebenMounet-Sullu und Got steht und weder die Figur noch den Kredit für solche Rolle hat. Coquelin machts; iftzumEntzücken unverschämt, kalt wieeinHundsschnöuzchen, von fastposfirlicherNiedertracht und dabei von nobelfterFassade; der vibrion in derHülle des Klubherrn feinsterSorte. Coquelin machtAlles; PaillеronsUnterprSfekten so glaubhaft wie den greisen Grenadier des großen Kaisers. Ist heute ein putzigerTölpel und morgen ein Held, um den ThrSnen fliehen. Mit derRegen'

nase, den krummen Beinen unter dem feisten Gnomenrumpf und der näseln-
den Stimme, die sich erst klärt,wenn sie schmettern darf. Dann istS eineSig-
naltrompete. Das graue Auge kann schalkhaft blinzeln und blöd glotzen, wei-
nen und Funken sprühen. Die breiten Lippen scheinen TanzplStze für Kobolde
und um die Mundwinkel zuckt es, als hätte sie eben ein Schelmstreich getroffen.
Das Gesicht spiegelt jeden Hirnvorgang, die Zunge läuft, wenns sein muß,
wie ein Wiesel und zerquetscht keinen Beklaut und der Leib bedient prompt die
Mimenabsicht. Ein Meister. Der nie strauchelt noch einen zu hoch hängenden
Kranz haschen will. DieKunft derRede beherrscht erwiefelbstimRednerland
kein Anderer. Sein Cyrano wirkte fast nur durch das Wort; hätte kaum we-
nigergewirkt, wenn er imFrack, nichtim Wams auf dieBühne gekommen wäre.
Auch Einer, den PSdagogeneifer insWeitetrieb. Er wollte dem Schau«
spieler einen Gesellschafttang und das Recht auf die Ehrenlegion erstreiten
und die Heimatherde von Unkrautsäubern.WeilEineraufsStichmortschluchzt
oder geprügelt wird, darf er das rothe Band nicht ins Knopfloch schlinge»?
Unsinn; schon Diderot hat gesagt, der Schauspieler müsse in allen Wirbel-
winden ruhig bleiben und seine Kunst darin zeigen, daß er rührt und erregt,
ohne selbst gerührt und erregt zu sein. Zwischen Scheitel und Sohle ist unser
Werkzeug und Material; untrennbar von unserem Schöpferwillen. Doch wir
schalten ebensofrei damitwieirgendeinMaler,Steinbildner,Wortfüger.Wenn
mirechteAffekte, nichtkunstvoll vorgetSuschte,zurSchauftellten,wärsProstiw-
tion des Empfindens und Ihr hättet Grund, unö die Bürgeret)« zu weigern.
Das war derKampf um dieKlassirung. Höher noch schwoll dem ßranäkücxz
der Kamm, wenns um dasVaterland ging. Gambetta, Waldeck-Rousseau,
GuidoHenckel waren ihm befreundet. Mac Mahons Staatsstreich hat er (mit
den Worten eines Anderen freilich, dem esprit, cl'autrui, von dem Histrio sich
nährt) in Almavivas Garten vor den verblüfften Parisern gegeißelt. Das Par-
lament stand ihm offen; er konnte die Reden gegen die Jakobiner im Palais
Bourbon halten, blieb aber inSardous Thermidorstück, weil die Akustik der
(^umeilie ihn sicherer dünkte. Immerhin: der Diktator von Tours hat mit
ihm über oieRevanche.Waldeck über Drenfus und den Kirchenkrieg, Henckel
über Marokko und der Deutsche Kaiser über die franko deutsche Versöhnung
gesprochen. Ein Gallier; wie er im Buch derGeschichte steht; ein Bischen aus
Tarascon; und von Beruf Komoediant... Zwei repräsentative Männer sind
gestorben. Schade, daß der Preuße sein Handwerk nicht so bis ins Kleinste
kannte und meisterte wie der Franzos. Doch solche Meisterschaft, die brauchbare
Zheaterwaareliefernkonnte,hätte unsumden rauschfrohen Magister gebracht.

Di« Zukunft.

Staatsnothwendigkeiten.

ist konnte man es täglich hören und in allen Zeitungen mars zu lesen (denn wie man in den offiziösen Blätterwald hineinruft, so schallt es daraus zurück): Ohne Reichsfinanzreform geht es nicht und mit wmiger als fünfhundert Millionen läßt sich nichts machen. Man hatte vis Spektakel treff» »ich arangirt; der Erfolg schien sicher. Die Illusion mar hervorgezaubert mor- den, die Reichssinanzreform sei für das deutsche Volk eine jmer Staatsnoth» mendigkeiten, die man von einer höheren Warte als von der Zinne der Partei betrachten müsse. Inzwischen jedoch gabs eine gründliche Entzauberung. Man muß wieder von vom beginnen; aber man mirds nicht ganz so leicht haben wie ehedem. Und wenn abermals versucht werden sollte, die Finanzreformbulle mit der von den Vätern der Finanzwissenschaft ererbten Spruchweisheit be» ginnen zu lassen: Was der Staat braucht, muß er haben, dann wird sich zeigen, daß die Zahl Derer, die an dieses Dogma glauben, sehr zusammen» geschrumpft ist. Denn es giebt heute schon Viele, die zuerst die Vorfrage bs» antwortet haben möchten: Wer hat zu entscheiden, was der Staat braucht? Ist die Lächerlichkeit oder die Gefährlichkeit einer Lehre größer,, die mit Hilfe einer romantischen Staatsidee die Finanzgebahrung des modernen Ber» fafsungstaates bestimmen zu können glaubt? Staatslehre und Finanzwissen» schuft haben in gemeinsamer Bemühung die Zauberformel gefunden, du'ch welche die Volksmirthschaft gezwungen wird, im Interesse des Staatsbedarfes immer wieder die Rolle des „Eselein streck' Dich!" zu spielen. Und was sie sagen, klingt sehr überzeugend: Jeder Staat hat ganz bestimmte Aufgaben zu erfüllen, und was hierzu an Kosten nothwendig ist, Das muß in irgendeiner Weise aufgebracht werden. Folglich gilt für den Staat nicht das mirthschaft» liche Grundgesetz jedes privaten Haushaltes, daß sich die Ausgaben nach d,n Einnahmen zu richten haben. Für den Staat soll vielmehr das Umgekehrte richtig sein: Die Einnahmen haben sich nach den Ausgaben richten. Aus dem Deutschen ins Wissenschaftliche übersetzt, heißt Das: Jede Finanzpolitik mutz vor Allem das Prinzip der Ausrnchendheit berücksichtigen.

Allein oft genug kommt man von den richtigsten Voraussetzungen z« den falschesten Schlüssen. Freilich kann man mit Treitschke sagen: Vom Staats» Haushalt gilt nicht der Satz, daß er sich nach der Decke zu strecken habe. Doch genau das Selbe darf man von jedem einzelnen Individuum als mirthschaften» dem Subjekt behaupten, so lange ihm nicht die Daseinsberechtigung abgestrittin wird. Wenn Jemand auf ökonomischem Gebiete so wenig Erfolg hat, daß cr dem Verhungern nah ist, dann nimmt er sich Das, was er zum Leben braucht. Mundraub miid nicht bestrast. Nur unter der nicht ausgesprochcnen, aber selbst» verständlichen Voraussetzung, daß dek Staat nicht mehr verlangt, als seine« 5,'e»

bens Nolhdurft heischt, mag er sich erlauben, nach dem Grundsatz zu wirth» schaften: Die Einnahmen müssen sich nach den Ausgaben richten. Um auch TieS rviedlr aus dem Deutschen ins Wissenschaftliche zu übersetzen: Das Prinzip der Ausreichendheit ist als ein für die Deckung des Staatsbedmfes maßgebendes nur dann anzusehen, wenn das Prinzip der Beschränkung auf das Un» entbehrlichste die Bedürfnisse des Staates disziplinirt. Die Staatswirthschaft hat also nichts vor der Privatmirthschaft voraus.

Die Regirung, die man in Deutschland noch immer sehr gern als die einzige staatliche Wirklichkeit ansieht, und das Volk bildm (Bismarck hatS oft genug betont) einen zu identischer Einheit unlösbar verbundenen Organismus. Die Möglichkeit eines inneren Gegensatzes zwischen Regirunginteressen und Volksinteressen, Regirungrechten und Volkerechten scheint ihm daher völlig undenkbar. Was folgt aus dieser Auffassung für die Beurtheilung Dessen, was als „Staatsnothroendigkeit" zu gelten hat? Die Entscheidung darüber muß bei einem mündig gewordenen Volke in den Händen seiner legitimen Vertretung liegen. Mochten in Zeiten eines unaufgeklärten oder aufgeklärten Absolutismus landesvaterliche Regirungen das gute Recht haben, über die Anlage des Polls-Vermögens in politischen Werthen so wie ein Vormund zu verfügen, der lein Mündel auch nicht eist umErlaubniß zu fragen braucht: heute hat die Nation das eben so gute Recht, ihre politischen Geschäfte, die ja nicht zum Geringsten mirthschaftliche find, unter eigener Verantwortung zu besorgen.

Ist es nicht erstaunlich, daß so alte Ladenhüter aus den Gewölben, in denen Staatstheorethisches zu haben ist, der Forderung des Tages genügen? Man sollte wirklich bei uns von Staats» und Gelehrtensachen nicht in einem Athemzuge sprechen. Mögen wir als Volk der Denker in der Welt vornan sein: in Staatssachen scheinen die unpolitischen Deutschen leider ewige A>B>C-Schützen zu bleiben. Denn nicht um Gut oder Schlecht, sondern um Logik oser Unlozik handelt es sich. Der Widersinn einer Geschäftsführung, in der die eigentliche Politik nur nach den sorgsam gehüteten Rezepten einiger „W.ssen» der" bereitet wird, mährend der Gesammtheit nichts Anderes übrig bleibt, als entweder die Mittel für die sehr kostbaren Ingredienzien dieser Politik zu bewilligen oder durch Nichtbewilligung überhaupt jede aktive Politik unmöglich zu machen, ist offenkundig. Thut man einen Schuß Frivolität in den Ernst dieser Ausführungen, so läßt sich vielleicht sagen, dem Recht der Volkesvertretung, durch Sperrung von Geldern ein Veto gegen Dummheiten einzulegen, müßte ein Recht entsprechen, selbst Dummheiten zu machen. Als „Staaisnothmendigkeit" kann unserem Empfinden nach nur DaS anerkannt werden, was der Gesammtheit einer Nation als solche erscheint. Und man hat dabei nicht zu fragen, ob sie klug oder thöricht urtheilt; denn genau so wenig, wie sich ein erwachsener Mensch vorschreiben läßt, was für ihn Wichtigkeiten sein sollen

Die Zukunft.

und waS nicht, genau so wenig giebt es innerhalb eines erwachsenen Nolles Instanzen, die hierüber ausschließlich zu befinden haben.

Daß über die Uebeiflüsfigkeit dieser staatstheoretischen Betrachtungen der Realpolitiker von heute (ein unsympathischer Typus) nicht die Nase zu rümpfen braucht, zeigt sich, sobald ihre finanzpolitische Bedeutung zur Erörterung kommt. Bismarck sagte einst im Reichstag: „DaS Geld bleibt für alle Verhä'tnisse. die nicht der staatlichen Gesammlheit zu ihrer Pflege nothwendig dedürfen, besser in den Taschen der Steuerpflichtigen; wenn die Regirung in der Lage ist, es irgendwie dort zu lasten, so findet es dort die fruchtbarste Verwendung." Nach diesem Grundsaß haben wir heute zu fragen: Liegen Verhältnisse vor, die der staatlichen Gesammtheit zu ihrer Pflege so nothwendig bedürfen, d^sz vs ohne fünfhundert Millionen neuer Steuern nicht geht? Das Reichsschatz' amt kommt uns mit zwei Antworten Die eine bejahend in der Form des großen Ehrenworts: Wahrhastig, es geht nicht anders; die zweite in der Form des sittlichen, Imperativs: Du sollst, denn Du kannst.

Da das bisher Gesagte nur beweisen soll, daß keine Regirung das Reckt besitzt, von einem reifen Volk die Bewilligung großer materieller Opfer nach solcher kavaliermäßigen Methode zu fordern, so versteht sich von selbst, daß meiner Meinung nach die bloße Versicherung der Regirung, die fünfhundert Millionen seien unbedingt nothwendig (wobei ihr guter Glaube nicht, angezweifelt werden soll), natürlich noch keineswegs genügt, um diese Nothmendigkeit zu begründen. Denn es giebt Deutsche, die auch Etwas von Politik verstehen und der An- sicht sind, die Politik, für deren Durchführung man die Millionen verlangt, sei eine völlig verfehlte. Wenn mir uns, zum Beispiel, über das Maß unserer Rüstungen zu Wasser mit England verständigten, dann märe mit einem Mal ein gut Theil der halben Milliarde nicht mehr unbedingt nöthig. Wir wollen nicht vergessen, daß von den rund ü80u Millionen ordentlichen und außeror» dentlichcn Aufgaben des deutschen Staatshaushaltes Hecr und Flotte allein etwa I ZOtt Millionen erfordern und daß uns, auch wenn wir eine Marinevorlags nach der anderen annehmen, England doch immer zur See „über" bleiben wird. Der sittliche Imperativ des Reichsschatzamtes aber, der mit seinem „Du sollst, denn Du kannst" das deutsche Volk zur freudigen Hergabe einer halben Milliarde bewegen möchte, beruht auf falschen Voraussetzungen. Der mit einem Aufwand von viel Fleiß und Scharssinn gemachte Versuch, uns davon zu über» zeugen, daß das deutsche Volk dem Reich nicht nur zu wenig an Steuern giebt, sondern auch mehr als genug zum Geben hrt, ist mißglückt. Tie Hypothese, nach der Deutschland im Vergleich mit England und Frankreich als steuer» liches Dorado zu gellen hat, lätzt sich nicht aufrcchihalien Zahns Tendcnz» staiistik, „Die Finanzen der Großmächte", ist von der Kritik des leipziger Na» rionalökonomen Plenge vernichtet worden und eine sich gegen Plenge richten?

Staat«nothw<nd!gkkiten.
Untersuchung Ballods (bei Conrad) bemüht sich zwar, zwischen dem Optimismus Zahns und dem Pessimismus Plenges die berühmte goldene Mitte zu sinken, ober es gelingt ihr nicht. Denn Einiges steht in Bezug auf die finanzielle Be» lastung des deutschen Volkes fest und mutz auch von Denen zugegeben werden, die der Ansicht sind, daß der deutsche Steuerrock ein höchst bequemes Kleidungstück sei. Die Steuerveitheilung ist in Deutschland eine höchst ungünstige. In keiicrn der größer,n Kulturländer g'ebt es eine so schwere Bestmerung durch die Zölle auf Nahrungmittel und andere Verbrauchsartikel wie bei uns. Und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Vertheilung durch die geplante Reform noch ungünstiger zu werdm droht. Das behauptet ein Freund der Finanz» r.form, Professor Conrad in Halle, Die selbe Meinung vertritt Adolf Wagner, der doch geroitz ein unermüdlicher Bekämpfer der Reichssinanznoth ist. Auch n findet, daß die grotze Volksmasse durch die indirekte Besteuerung für Reichs' und Staatszwlcke schwerer delastet wird als die oberen Schichten durch die vermehrten direkten Steuern in Staat und Gemeinden. Das wird, wie «r meint, nach der geplanten Entmickelung der indirekten Steuern noch fühl» barer werden. Kein Wunder, daß auch Ballod, trotzdem er eigentlich den Plenge demolrren will, die „Mitzlichkeit" einer Erhöhung der Belastung zu» geben muß. Tie exakt Gestimmten sollten es daher dankbar anerkennen, daß Plenge uns ein klares Bild von dem „Steuerdruckverhältniß", also von dem VerhSItniß der direkten zu den invirekten Steuern, und von dem Wachsen der durchschnittlichln Steuerleistungcn schafft. Mag mit Recht an diesrn Zahlen Manches auszusetzen sein: daß sie den deutschen Steuerzahler als den unsanfter «Is der englische und französische angefaßten erkennen lassen, ist unbestreitbar. Doch Relativzahlen haben nicht immer entscheidenden Werth (ich führe sie deshalb hier gar nicht an) uns die absoluten Zahlen sin) die stärksten Trümpfe in der Hand Derer, die die Steuerkraft des Volkcs nirgends für so geschont «ahnen wie in Deutschland. Aber auch diese Trümpfe können gestochen werden, selbst wenn man mit den vielleicht „gezinkten" Karten zu spielen hat, die eine aohllöbliche Behörde zur Verfügung stellt.
Nach dem im Reicheschatzamt zusammengestellten Denkschriftenband kamen 1307 an ReichSsteuern Il>,28, an bundee staatlichen 12,42, zusammen also 3 l,70 Mark auf den Kopf der Bevölkerung; in Frankreich und England da» «egcn öd,25 und 60,63 Mark, Da Jeder, der auch nur eine Ahnung von der Gliederung der Staatseinnahmen hat, weiß, daß die Finanzen in Deutsch-land zum Unterschied von allen anderen Staaten auf Ecwerbseinkünften be ruhen (die Ermerbsanstalten bringen bei uns etwa 53 Prozent des gesammlcn Staatsbedarfcs auf, während in Frankreich und in Großbritanien nur l0 und Prozent aus Staatsbesitz und Staat!betrieb fließen), so drängt sich dre Jraze aus: Welche steuerliche Bedeutung kommt drn Reinüberschußertiä'g n

auS den staatlichen Betrieben zu? Menge ist mit vollem Recht der Ansicht, man müsse diese Betriebe, also namentlich die der Eisenbahnen, zu den Steuern rechnen. Und unter dieser Voraussetzung und mit den Ziffern Zahn« findet Plenge, daß die Belastung aus den Kopf der Bevölkerung in Deutschland 50,95, in England «2.92. in Frankreich «4.71 Mark beträgt. Für 1878 lauten die entsprechenden Zahlen: 23.86. 45.58, 53.98 Mark. Wenn Deutsch lano also, wie es nach diesen rohen arithmetischen Kopfzahlen den Anschein hat. in Bezug auf die steuerliche Gesammtleistung heute immerhin noch etwas besser dran ist als Frankreich und England, so hat es doch seit 187» wirklich alles Menschenmögliche gethan, um auch als HSchstbefteuertes Land recht bald in der Welt vornan zu sein. Von diesem Ziel ist es in der That weniger weit entfernt, als man nach den eben angeführten Zahlen glauben möchte. Wenn nämlich die wirkliche Steuerbelastung des Einzelnen gezeigt werden soll, so dais natürlich nur die erwerbsfähige Bevölkerung berücksichtigt werden; und diese liefert in Deutschland, wegen der starken Besetzung der jüngeren Altersklassen, einen erheblich geringeren Prozentsatz der Gesamtbevölkerung als in Frankreich und auch in England. Deshalb ist auch die durchschnittliche steuerliche Belastung des erwerbsfähigen Deutschen noch stärker.

Diese Ansichten (namentlich so weit sie den steuerlichen Charakter der Reinllberschüsse aus Staatsbetrieben betonen) werden zw«, wie Ballod de» hauptet, von keinem namhaften Finanzpolitiker getheilt; brauchen darum aber noch nicht falsch zu sein. Der Einwand, auch die Reinerträge der Privat» bahnen seien, wie die der Staatsbahnen, als eine Belastung der Bevölkerung anzusehen, hat keinen Sinn. Konsequenter Weise dürste man dann auch die Tabak» und Branntweinmonopole nicht zu den Steuern rechnen; denn da. wo es solche Monopole nicht giebt, belastet der Reinertrag aus der Fabrikation von Tabak und Branntwein und aus dem Handel damit doch die Bevölke- rung nicht minder. Alles wird ja schließlich aus der selben Quelle, der natio- nalen Volksroirthschaft, geschöpft.

Bei seiner Steuerleiftung an den Staat ist der Deutsche also nicht besser dran als der Engländer oder der Franzose. In Bezug auf die lokalen Steuern glaubt man ihn, wenigstens im Vergleich zum Engländer, sehr viel, günstiger gestellt. Das Reichsschatzamt berechnet folgende Kopsquotm: 1«,42 Mark für Deutschland; 17.52 Mark für Frankreich und 33,84 Mark für England. Wahrscheinlich werden wir uns jedoch dieser Minderbelastung nicht lange zu erfreuen haben. Wenn nicht Alles trügt, werden gerade die An- sprüche der Gemeinden, die für uns erst in neuster Zeit eine so wesentliche Be- deutung gewonnen haben, in dcn nächsten Dezennien noch viel größer werden, meint Eonrad (im Nooemberheft seiner Jahrbücher).

Du sollst, denn Du kannst! Daß die halbe Milliarde leicht aufgebracht

werden könne, weil mir zu geringe Steuern zahlen, scheint danach nicht richtig zu sein. Darf eine solche Summe der deutschen Volkswiithschast vielleicht deshalb alljährlich enlzogen werden, weil wir im goloenen Uebeifluß leben? Das Märchen vom „reichen" Michel wird ja auch von großen Kindern noch geglaubt; doch allzu viel ist daran nicht wahr. Sehen mir ganz von auffallenden Schwankungen in den Schätzungen des deutschen Nalionalwohlstandes ab (nach den niedripsten wird es zu^»v, nach den höchsten zu 3,l 4 Milliarden angenommen, wobei große Aktivposten gar nicht oder nur zum Tqeil aufge» zählt sind), so genügt doch schon ein Blick auf d e einzelnen ?estandtheile, aus denen sich diese Gesommimerihzahlen zusammensetzen, um vor Schlüssen auf die Steuerkrzft des beutsten Volkes zu roirnen. Mit den selben Ziffern läßt sich Entgegengesetztes deweisen. Gladstone sagte, die Ergebnisse der Jncome» Tax halten ihn zu der Ueberzeugung gebracht, daß die Ne chen immer reicher, die Armen immer ärmer geworden seien. Julius W lff dogepin will aus den selben E gebnissen beweisen, daß sich das allgemeine N venu gihoben habe. Einer von Verden kann freilich geirrt haben. N cht aber hat ein zu früh verstor» bener Gelehrter, der kluge Schnapper-Arndt, geirrt, als er schrieb: „Wenn man das deutsche Volksvermögen aufiummirt, so sällt die ungeheure Verm,hiung des stä?trscken BodenbentzDerthes mit einem unaeheuren Pius an Geldwert!) in die Wagichale,, eben so wie bei einer Addirung der Einkommen die Miethen. Aber ganz genau um eben so viel ist die Tausct kraft des Ver» mögens der Nicttbodeni-esitzer, in Bedenwerth gemessen, gesunlen und das Ein» kommen «er Mrether, in Wohnungmerth gem,ss^n," Sind elwa nur dre Mieihen gestiegen? Zur Beintwoitunq dieser F age braucht man kein n Heeibann wiffen» 'schaftlich gebildeter Nationolökonomen aufzubieicn. W, nn mincestens <>ii Prozent des durchschnittlichen Einkommens aus die Befriedigung von Bedüifwssen verwandt werden muß, die heule, wie Nahrung, Wohnung, Heizung, viel mehr Geld losten als früher, können fünfhundert M>ll onen dock nictt so ganz leicht zu entdehien sein. Nur wenn ein Boll sich durch sein E «kommen ein größeres Quantum von Sackgütern und ideellen Gentssen zu verschiffen ver> mag als früher, ist es in Wahrheit reicher geworren, nicht ab,r schon dann, wenn ihm ein Plus mit arithmetischen Künsten hcrausgerechnet mrid.

Wir sind nicht reich. D ese Eikenniniß biauctt uns nicht geizig zu machen, sond<rn nur vorsichtig. Vorsicht aber ist nach Allem, was unS die neudeutsche Politik bescheit hat, dringend geboten, wenn man das Geld der Steuerzahler für „Staatsnothwenngkerten" begehrt. Sie mallen geben; aber auch bestimmen, wofür gegeben werden soll.

Dr. Leon Zeitlin.

,7

21»
Die Zukunft,
Aphorismen.*)

ii'cnkult und Ahnenstolz haben ihren tiefen Sinn. Es ist nicht gleichgillig, aus welchem Blut wir stammen, denn unsere Borfahren gehen immer leise mit uns durchs L ben und färben, uns selber unbewußt, all unser Thun. In den großen Schicksalsftunden schaaren sie sich als unsichtbare Leibwache um uns: wir sühlen ihre gemeinsamen Kräfte, die uns durchdringen, ohne zu wissen, woher diese Kräfte uns gekommen sind.

5

Dann wird die Frau frei und geachtet sein, wenn man von der bedeutende» Leistung eines WeibeS nicht mehr sagen wird, daß es eine männliche Leistung sei. Wie, zum Lohn dafür, daß sie Euch entzückt und gehoben und geiördert hat, wollt Ihr sie ihres Geschlechtes berauben und erklärt sie sür ein Versehen der Natur? Es kann nichts Gedankenloseres geben. Die wahrhaft originelle Leistung eines Weibes wird auch allemal eine weibliche Leistung sein. Wenn das taktlose Aom> pliment aus Männermund kommt, so ist es nur als wohlgemeinte Unschicklichkeit anzusehen! daß aber der Chor der Frauen es nachbetet, stait die Persönlichkeit, an die es gerichtet ist, nach ihren innersten Merkmalen sür sich zu fordern, ist eine Selbstentmllrdigung; es heißt mit anderen Worten: Was kann auS unserem Armen» viertel Guies kommen!

«,

Alle Gebiete hat der Germane der Frau verschlossen, mit Ausnahme des einen, m^hin sie nicht paßt, der Küche. Zu allem Möglichen hat die Frau Geschick: zum WundennKhen, zum Prozesseiühren, die Geschichte sagt sogar: zum Staaten»-regiren: nur zum Kochen hat sie, in der Gesammtheit genommen, keins. Wie schmackhafi ist der Tisch bei Franzosen und Italienern bestellt, wo Männer die Küche regiien! Auch bei den Griechen und Römern war es so. Das Mahl als Kunstmerk wird nur vom Mann begriffen. Der Mann ist ein inspirirter, ein genialer Koch, Ehre, wem Ehre gebührt! Er dichiet mit dem Kochlöffel. Wer je das Vergnügen gehabt hat, von einem kulinarisch gebildeien Junggesellen zu einer Mahlzeit geladen zu werden, die er selbst gekocht hat. Der wird in meine Bewunderung einstimmen. Seine geistige Helligkeit bleibt dem Mann am Herd» seuer ungetrübt und leine Mühe ist gleich Null: er kann neben dem Kochen ein Bild malen oder eine Wahlrede einstudiren Das weibliche Geschlecht ist in der Küche niemals produktiv gi ivesen; es kocht talentlos weiter nach vererbten Rezepten, Und Das ist noch ein Glück, denn wenn es impiovisiren will, so pfuscht es meistens,

') »Im Zeichen des Steinbocks": so ncniil Fräulein Isolde Kurz die Aphoris» mensamml, ng, die sie in neuer, erweiterter Form be> Georg Müllir in München er» scheinen läßt und der sie als Motto den Sag Montesquieu? gab: (jnsuicl vous trsite? ur> sufst, v'est p»s »6oo8s»ir<> 6s I'Lj>ui8«-; !I »uktnd« f»iiv pvnsrr. WiedieseFrau zum Denken anregt, mögen ein paar Proben aus den verschiedenen Kapitel» lehren.

Aber was schlimmer ist: die Frau verdummt am Herdfeuer. Diese Weisheit ist nicht auf meinem Grund und Boden gewachsen; ich verdanke sie einem alten See» fahrer und Weltweisen, der mir viele Sommer hindurch im Golf von Spezia die Küche bestellt und manches tiefsinnige Wort dazu geredet H<U. Er war einer der klügsten Menschen und der besten Köche in einem Land, wo alle Menschen klug und alle Köche gut sind. .Warum kochen denn bei Euch die Männer? - fragte ich ihn eines Tages, da ich in jenem Lande noch ein Neuling war. Er sah mich an, wie wenn ich gefragt hätte: »Warum ziehen denn bei Euch die Männer in den Krieg?" Dann sogte er einfach: .Das Herdfeuer ist zu heiß für die Frauen; es schadet ihrem Kopf, es macht sie blöde und zänkisch." Da ging mir mit einem Mal ein Helles Licht auf: das Herdfeuer ists, was die deutsche Frau herunterge» bracht hat. Und um sich für die widerfahrene Unbill zu rächen, kocht sie so lang» weilig, daß jeder feinere Appetit schon vom Ansehen der Schüsseln vergeht.

Jedes Kind ist wieder der erste Mensch und lebt allein auf einer noch un-bewohnten Erde. Darum bringt der Uebergang in den Erwachsenen oft schmerz» liches Leiden. Es kann für ein heranwachsend«? Kind eine geradezu fürchterliche Aufgabe sein, mit einem elterlichen Auftrag in ein fremdes Haus zu gehen. Die Menschenscheu der Uebergangszeit ist eine langwierige Krankheit, bis aus dem in sich selbst geschlossenen Ich des Kindes der Gesellschaftmensch, die Nummer wird. Denn das Kind ist ganz Individuum. Erst durch das Geschlecht gehört der Mensch zur Gattung. Auch das Gesicht drückt diese Veränderung aus? am Meisten beiden Mädchen. Die Geschlechtsreife bringt eine Annäherung an das Allgemeine, an einen ästhetischen Jdealtvpus hervor. Später, wenn der Reiz schwindet, tritt oft das in-dividuelle Kindergesicht wieder heraus.

In der Sprache der Erzieher spielt Gut und Böse eine große Rolle, aber gewöhnlich verstehen sie darunter, was ihnen bequem oder unbequem ist. Meistens ist die sogenannte Erziehung nur ein Krieg der Starken gegen die Schwachen. Aus diesen ungleichen Kämpfen hat fast ein Jedes von uns einen Schaden mit» gebracht, der sich niemals völlig ausglich.

Ja, wenn Ihr Erzieher selber reife Menschen märet und weitsichtige Weise dazu! Aber in dem Alter, wo Ihr zu diesem Amt berufen werdet, seid Ihr meistens mit Eu!, selber noch nicht fertig, Ihr werdet vielleicht späte« einmal fähig. Eure Enkel zu verstehen, nachdem Eure Kinder das Lehrgeld für Euch gezahlt habe».

Eltern sollten sich nicht unberufen in das Gefühlsleben ihrer Kinder ein-drängen; das keusche, vornehme Verschliefen des Inneren gehört zum Besten, was sie haben. Wenn diese Blüthe entweiht wird, so giebt es eine Demüthigung, die den ganzen Charakter schwächen kann, Sie dürfen nicht glauben, daß die Kinder Wesen seien, die ihnen gehören, eine Verlängerung ihres Ichs; sie sind ihr eigenes Eigenthum, die Welt fängt bei ihnen von vorn an. Wie sie nicht eingezwängt werden sollen in die kleinen Kreise der Ellern, so soll man sie auch in keine Aus» nahmebahnen drängen. Wollet sie nicht zu Aposteln Eurer Ideen erziehen, wenn sie keinen Drang zum Apostolate zeigen. Glaubet nicht, daß Ihr in ihnen Eure, Ideale verwirklichen dürft; zu diesem Experiment hattet Ihr Euch selbst; die Kinder

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_227.html[18.07.2014 18:00:43]

laßt ihren eigeneil Sternen. Wohl sind sie Fleisch von Eurem Fleisch, aber wie Ihr Beide unter einander grundverschiedene Wesen seid, so sind sies von Euch. Und die Zeit, in der sie leben werden, hat andere Schlachten zu schlagen als die, in denen Ihr mitgelämpft habt.

Im Alterthum pflegte man die schwächlich Geborenen auszusetzen. Unsere moderne philanthropische Gesellschaft behütet gerade sie wie ihren kostbarsten Schatz und baut sogar Brutkästen für Siebenmonatkinder. Aber den unehelich gezeugten, den einzigen, von denen man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen kann, daß sie gesunde Resultate einer natürlichen Wahl, also die wahrhaft ‚Wohlgeborenen' sind, gönnt sie keinen Platz; sie zeichnet sie mit einem Schandmal, übergiebt sie wohl gar den „Engelmacherinnen". Sie zieht das Schwächliche und Unfähige mit Opfern auf und räumt das Starke, Gesunde aus dem Wege. Wir schlagen über die Grausamkeit der Alten die Hönde über dem Kopf zusammen; aber was wird ein späteres Jahrhundert von der Philanthropie des unsrigen sagen?

Guter Stil beruht auf einem reinen und tiefen Wahrheitgefühl. Hinter allem schlechten Stil steckt immer eine gewisse Verlogenheit oder "wenigstens Wahrheit» scheu. Selbst die ursichere Behandlung der Temporalformen bei der Mehrzahl der heutigen Schriftsteller hat keinen anderen Grund. Alle, die zur Feder als ihrem Handwerkszeug greifen, sollten zuvor ein Ordensgelübde auf Reinheit und Treue der Sprache ablegen müssen, bei dessen Verletzung sie des Rechtes, zu schreiben, verlustig gingen. Wenn unsere Schiiftfteller, Journalisten, Redner noch eine Weile fortfahren wie bisher, so werden die späteren Geschlechter das Material, ans dem sie ihre geistige Welt aufbauen sollen, gänzlich entweichet vorfinden und sie werden vielleicht zur Schande ihrer Vorfahren, die ihr edelstes Erbgut verschleudert haben, zu einer fremden Sprache greifen müssen, um klare und tiefe Gedanken auszudrücken.

Die Interpunktionen sind kleine, höchst charakteristische Merkmale für den Geist eines Volkes. Der Germane setzt sie bei den logischen, der Romane bei den rheto» rischen Einschnitten. So unterscheiden sich gleich die Denker- und die Redneroölker. Nichts ist schwieriger an einer fremden Sprache zu erlernen als die Interpunktion; man muß aus der eigenen Seele heraus in die Seele einer fremden Rasse fahren. Der Franzose, der Italiener stellt sein Komma immer dahin, wohin wir es nicht stellen möchten. Sein Absetzen bedeutet eine kleine Pause zur vermehrten Eindringlichkeit und oratorischen Wirksamkeit, unsers bedeutet eine gedankliche Gliederung.

Manche dichterischen Erzeugnisse haben uns, so lange sie neu waren, zur Bewunderung hingerissen, aber als wir sie zkhn Jahre später wieder hervorholten, sahen wir mit Schrecken, daß ihre Haut bereits zu schrumpsen begonnen hatte. Aber» mals zehn Jahre: und wir können sie gar nicht mehr in die Hand nehmen, so welk und runzelig sind sie unterdessen geworden. Es sind die Hosfräulein des Rübe- zahl, die einen Tag lang im Sonnenlicht mit der Prinzessin lachen und spielen und von ihr für lebendige Wesen gehalten werden; wenn aber der Abend kommt, liegen sie tot und eingeschrumpft als welke Rüben da.

Shakespeare zerstört lieber den Süßeren Zusammenhang einer Figur, als daß er um seinetwillen einen Zug unterdrückte, der typisch ist. Die Gräfin Capulet fühlt sich durch den Tod ihrer Tochter an ihr hohes Alter erinnert, während man nach ihren eigenen früheren Angaben ihr Alter auf etwa achtundzmanzig Iah« berechnen muh. Der Dichter will in dem Schmerz der Mutter allen Elternschmerz zeichnen: und dazu braucht er, um stark zu wirken, die hohen Iah«. Das wirkliche Alter der Gräfin ist ihm dabei etwas Aeußerliches, Unwichtiges. Und sollte Das auch nur Vergeßlichkeit sein, so wäre diese Vergeßlichkeit schon sehr bedeutsam. Die wirkliche Gräfin Capulet könnte noch einen Haufen Kinder bekommen und brauchte darum nicht zu verzweifeln. Aber schon ist dem Dichter der Einzel» fall gleichgiltig geworden und er läßt ihn hier am Schluß der Tragoedie, wo die Wogen am Höchsten gehen, von der Fluth des Allgemeinen, Ewig-Menschlichen dnschlungen Verden.

Wer für nichts zu sorgen hat als dafür, wie er sein kleines Lebensschifflein sicher in den Hafen steuere. Der mag sich leicht für einen guten Steuermann halten und die Nase rümpfen, wenn er den Segler, der eine Weltanschauung an Bord fuhrt, im Sturm mit der schweren Ladung kentern sieht,

5

Wenn Einer sich die Mühe nähme, alle die verschollenen Werke einer Literatur-Periode, die zu ihrer Zeit hoch geschätzt waren, nach einander durchzulesen: müßte es ihm nicht den Eindruck machen, als träte er in eine Morgue, wo ihm Leiche m Leiche fahl und entstellt entgegenstarrte? Und doch: einst hat man diese Toten nur wenig unterschieden von den Unsterblichen, die ihre Zeitgenossen waren. Eben so wird eS der Nachwelt mit vielen der hochbemunderten Produkte unserer Tage ergehen. Aber welchen Anstoß erregt der Unglückliche, der von Natur gezwungen ist, schon heute mit den Augen der Rachwelt zu sehen!

«

Noch nie ist der Ruhm so wohlfeil gewesen wie in unserer Zeit, Bald wird, unberühmt zu sein, für eine Auszeichnung gelten. Wir kommen am Ende noch in eine ähnliche Lage wie die Mondbewohner in der Operette, wo alle Menschen mit Dekorationen geboren «erden und wo man den Verdienstvollen zum Lohn für jede Leistung einen Orden abnißt, bis sie völlig ohne Band und Stern zur allgemeinen Bewunderung dastehen.

An der schnellen Bereitschaft zur Gegenliebe erkennt man die kleinen Naturen. .Ich liebe, was mich liebt"', sagt der kleine Mensch, „Ich nicht; ich liebe nur, was liebenswerth ist", sagt der große. ‚Jch auch", entgegnet eifrig der kleine: »aber was mich liebt, ist doch liebenswerth/

München.

Isolde Kurz,

er preußischeFinanzminifter erklärte im Abgeordnetenhaus neulich, kalt lächelnd, das preußische Budget für 1909 schließe mit einem Fehlbetragvon176Millionen und die mirthschaftliche Konjunktur werde nicht besser, sondern schlechter. Rechnet man die nachdrückliche Erklärung, daß neue Steuern nöthig seien, zun, Text des finanzministeriellen TysangeliumS hinzu, so hat man ein .Triprlevent" von durch» chlagender Wirkung. Ein Diplomat hätte das Defizit vielleicht in Watte gepackt und froher Zuversicht auf die mirthschaftliche Entmickelung Ausdruck gegeben. Günstige Prognosen kosten nichts; man braucht nicht einmal selbst an sie zu glauben. Niemand hätte Herrn von Rheinbaben gescholten, wenn er mit ein paar unverbind» lichen Redensarten über die Gewohnheitpflicht, die Aussichten der Industrie zu skizziren, hinweggeschlüpft wäre. Aber der Hauptmann des KastanienwäldchenS ist Einer von den Aufrechten. Wer schwache Nerven hat, flüchte in die Einsamkeit.
Die preußischen Abgeordneten müssen starke Männer sein. Deshalb sagt der Minister: ‚Die Hoffnung, daß wir die ungünstige Konjunktur so schnell überwinden wie vor Jahren, scheint sich nicht zu verwirklichen. Im Gegentheil: die Konjunktur hat sich in der letzten Zeit nicht verbessert, sondern verschlechtert," Bier Tage vorher hatte die Rheinisch-Westfälische Zeitung zwei Erklärungen ganz anderen Inhalts veröffentlicht. Der Generaldirektor des Stahlmerkverbandes, Herr E. Schalt«nb,and, sagte: «Wir werden im Jahr 1909 keinen neuen Boom in der Eisenindustrie erleben, aber mit einem normalen Absatz rechnen können. Weil das Baugeschäst stockte, ist die Zahl der leerstehenden Wohnungen fast überall zurückgegangen, so daß mit einem Aus» schwung gerechnet werden muß, wenn billiges Geld zur Verfügung steht. Das dürfte wohl heute der Fall sein" Und der Leiter des größten oberschlefischen In» duftrieconcerns crllärte: .Ich möchte bei dem Eintritt in das neue Jahr zwar vor allzu großem Optimismus warnen, aber auch nicht Denen beitreten, die sich ganz in Pessimismus hüllen, weil die Zeit des Niederganges noch nicht lange genug gedauert habe. Keime für die Gesundung unserer Wirthschast sind bestimmt vorhanden/
Diese Prognosen klingen anders als die des Großalmoseniers der preußischen Monarchie. Und der Generaldirektor des Stahlwerkverbandes hatte schon Ende September 1908 betont, die Aussicht auf eine nachhaltige Belebung des Baugeschäftes, dieses .wichtigen Industriezweiges", sei unbedingt günstig. Sind Henn von Rheinbaben diese Stimmen aus der Großindustrie nicht zu Ohren gekomme» oder glaubte er, ihnen nicht trauen zu dürfen? Er wollte sich offenbar auch vom leise« sten Optimismus unterscheiden. Nachdem er vor Jahr und Tag schon gegen den überhandnehmenden Luz„s gepredigt hatte. Wichtig wäre, zu ersahren, auf welche Thatsachen er die düstere Beurtheilung der wirthschaftlichen Verhältnisse stütz,. Aus den Rückgang der Eisenbahnrente als die Folge des geringeren Güterverkehrs? Dieses Argument könnte man gelten lassen, obwohl ja durchaus noch nicht gesagl ist, daß der Eisenbahnertrag des Jahres 1909 eben so schlecht sein muß wie der des vorigen. Auf die Verringerung der Hiberniadividende und die (ungern anerkannte! Nothmendigkeit, die fiskalischen Kohlenpreise herabzusetzen? Denkbar; aber schon iweniger wahrscheinlich als der Einfluß der Eisenbahnrenle, Bleibt schließlich die Käut.« «äison für deutsche Staatspapiere, Möglich, daß der Minister meint, dir Industrie werde die Anregung fehlen, weil das Kapital nicht ihr, sondern den Staats»

papieren sich zuneigt. Die vierprozentigen preußischen Konsols sind von 103 Prozent nur noch durch den winzigen Bruchtheil eineS Promille getrennt. Deutsche Fonds haben sich im vorigen Jahr als vortheilhafte Kapitalanlagen erwiesen und höheren Kursgewinn gebracht als manches Jnduftriepapier. Herrn von Rheinböllen sind die Anleihen am Ende noch wichtiger als die Industrie, Doch darf man nicht an» »ehmen, daß er, mn das Publikum für die Staatsrenten zu stimmen, die Industrie» aussicht schwarz verdangt habe. An Geldübeifluß ist fieilich nicht zu denken; der niedrige Wechselzinssuß und der billige Preis Täglichen Geldes sind nur Symptome eines veränderten Kapitalzustandes. Die Banken haben sich, durch Verminderung ihrer Guthaben bei der Industrie und durch Einschränkung ihrer Acceptverbindlich» keiten, liquider gemacht; aber die größere Flüssigkeit im Vermögensbestand wird, zum Theil, dmch die verstärkte Fesselung des Kapitals in festverzinslichen Anlage» papieren ausgeglichen. Man darf nicht vergessen, daß das Jahr 1908 eine Rekord» Ziffer in der Ausgabe neuer Schuldverschreibungen der Industrie geschaffen hat. Der Nominal betrag der neu emittirtenJndustrieobligationen geht über 400 Millionen hinaus. Das ist „gefrorenes" Kapital. Denn die Schuldverschreibung wird weniger oft umgesetzt als die Aktie; und die feste Verzinsung ist eine auf Jahre hinaus zu tragende Last, während die Dividendenpflicht nur in der Theorie besteht. Nur selten kommt es vor, daß die Summe der neugeschaffenen Jndustrieaktien von dem Betrag der Obligationen übertroffen wird. Im Jahr 1903 ifts auch einmal so gewesen; da gab es an Obligationen 60, jetzt giebts 80 Millionen mehr. Die Obligation ist ein Nothbehelf. Man wählt sie, um sicher zu gkhen, um die durch die neuen Effekten geschaffene Kapitalsumme realisiren zu können. Die Banken wollen ihre Portefeuilles nicht belasten und die Jndustriegesellschaften bilden sich ein, daß es Keffer sei. dem Publikum als den Banken verschuldet zu sein. Mit Obligationären ist ja leichter auszukommen als mit dem Aufsichtrath einer Bank. In besserer Jndustriezeit wird auch die Aktie wieder zu ihrem Recht kommen. Alljährlich sollen im Deutschen Reich 4 Milliarden erspart werden. Im Jahr 1908 sind davon 3111 Millionen in neuen Effekten angelegt worden, so daß SOV Millionen Mark für andere Anlagen (Hypotheken, Sparkasse, geschäftliche Unternehmungen, Depositen» gelder) geblieben wären. Diese Summe ist so gering, daß man (wenn die Schätzung auf 4 Milliarden richtig ist) an eine Geldplethora nicht denken kann.

Wird der Umlauf industrieller Schuldverschreibungen im Tempo des Jahres 1S08 bleiben und was wird der Zweck sein: Bankschulden in Anleihen zu ver» wandeln oder neue Betriebsmittel zu schaffen? Das erste Unternehmen, das in diesem Jahr (auch im vorigen Jahr kam es zuerst) Geld verlangt hat, die Deutsch» Ueberseeische Elektrizität-Gesellschaft, hat an der alten Gemohnheit, fünfprozentige Anleihen aufzunehmen, festgehalten. Neben 15 Millionen Mark Obligationen sollen für 8 Millionen Mark Aktien ausgegeben werde». Das neue Geld ist für den Ausbau der Anlage in Buenos Aires nöthig. Das Programm soll damit bis auf die litzte Nummer erledigt sein und die Gesellschaft dann nur noch an ihre innere Konsolidirung denken. Dazu verpflichtet sie die rasche Zunahme des Betriebs» Kpiwls, das von l0 aus 150 Millionen gestiegen ist. Die Gesellschaft verstärkt ihre Mittel aber nicht nur, weil sie bauen will, sondern auch, um die Bankschulden veiter abzutragen. Möglich ist, daß man auch anderswo für opportun halten wird, amModus der Schuldverschreibung festzuhalten, obwohl gerade in letzter Zeit gegen die

Sicherheit industrieller Obligationen Bedenken laut geworden sind. Dieses Moment könnte wichtig werden Die rechtlichen Verhältnisse derObligation lassen jaManches zu wünschen übrig: da fehlen Normativbestimmungen, wie sie, zu Gunsten des Gläu» bigers der Huvoihekenbank, durch ein eigenes Gesetz vorgeschlichen sind So blecht es, zum Beispiel, privatem Beschluß vorbehal'en, die Höhe des Obligationenumlaufes im einzelnen Hall zu bestimmen. Solide Gesellschaften werden sich Hei der Aufrahme von Anleihen der finanziellen Situation und Leistungsöhigkeit des Unternehmens anzupassen suchen. In den Statuten kann auch gesagt sein, daß die Gesammtsummen der auszugebenden Schuldoerschreibungen über eine gemisse Proportion zum Akiien» kapital nicht hinausgehen darf. Die Elekirotreuhandbai,ken haben den Höchstbetrag ihrer Obligationen auf das Dreifache des (aus bestimmten Gründen niedrig nor» mirten> Aktienkapitals festgesetzt. Gesellschaften, die einen guten Namen haben, finden stets Kredit und die Qualität ihrer Schuldverichreibungen wird nicht angezweifelt. Je mehr Obligationen ausgegeben werden, desto nölhiger wird die gesetzliche Sonder- vorschrift, Solche Obligationen giebt es in Deuischland im Betrag von mindestens 2>/2 Milliarden Mark, Das ist zwar nur der vierte Theil du in Hupothekenpfand» bliesen angelegten Summe; immerhin aber genug. Man darf nich> vergessen, daß nicht nur Aktiengesellschaften, die gezwungen sind, Bilanzen zu veröffentlichen und Generalversammlungen abzuhalten, sondern auch Offene Handelsgesellschaften, Ge» sellschaften mit beschränkier Haftung und Gewerkschaften Obligationen ausgeben. Wo ist in solchen Fällen auch nur das geringe Maß von Sicherheit, das die Publizität der Abschlüsse bietet? Das Gesetz müßte genau sagen, wer Obligationen ausgeben darf, und den Obligationären einzelne Rechte (Zheilnahme an der Generalversamm» lung) zuweisen. Tie Akiie hängt von der Konjunktur (Börse und Geldmarki) ab und Bankgeld wiid auf die Dauer zu theuer. Wer sich die Beschaffung neuer Be- triebsmittel sichern will, kann auf die Obligation nicht verzichten. Daß den Banken daran gelegen sei, ihre Beziehungen zur Industrie, durch die Uebertragung ihrer Außenstände auf das Publikum, zu lockern, ist nicht anzunehmen. Daö Emissionen» geschäft bringt manchmal doch hübschen Gewinn und die finanzielle Unterstützung der Industrie ist den Kreditinstituten im Allgemeinen nicht schlecht bekommen. Aber vielleicht taucht hier und da schon der Gedanke ans, daß man sich künftig noch mehr als bisher an Spezialitäten halten müsse, weil das Gesammtgebiet der Industrie auf große Ueberraschungen kaum noch rechnen läßt. Bon der in Frankreich beklagten Stagnation der Rente ist Deutschland noch weit enifernt. Die elektroiechnische In» dustrie muß alle Möglichkeiten erschöpft haben, ehe ein Mangel an neuen Chancen fühlbar wird. Und bis dahin ist noch ein weiter Weg. Trotzdem mag man schon jetzt daran denken, daß eine Zeit kommen wird, wo die Jüduftrie aufgehört hat, die Hoffnung der Spekulation zu sein. Daß Industriekapital mehr und mehr in das enge Gewand der Schuldverschreibung schlüpft, deutet immerhin auf den Beginn einer Stockung, Die Arteriosklerose ist eine Alterskrankheit^ die ersten Erscheinungen pflegen sich aber ost schon früh zu zeigen. Hat der preußische Finagzminister daran gedacht oder nur auf die Oberfläche geblickt? Sicher ist, daß die Zukunft der In» dustrie mehr denn je von finanziellen Formen abhängt, weil die Erzeugung neuen Betriebskopitals aus der eigenen Entwickelung sich allmäh ich verlangsamt. Geschick» lichkeit und Gelegenheit müssen zusammenwirken, do.mit der Prozeh der Erstarrung nicht schneller verläuft, als die Notwendigkeit mit hartem Wort gebietet. Ladon.

M»m letzten Dezember Heft hatte Ladon getadelt, daß die Schlegelbrauerci inBochum sW .außerordentliche Abschreibungen mit in die Tantiemenbcrechnung einbezogen und die Generaloersammlung durch ihren Beschluß dieses Verfahren sanktionin' habe. Jetzt schreibt mir die Ichlegelbrauerei: .Aufsichtralh und Borstand haben, weil über die Richtigkeit der Tantiemenberechnung Zweifel entstanden sind, die strittige Tan» tieme verzangener Jahre nebst Zinsen an die Gesellschaft zurückoergütet." Das ist derftändig und lobenswert!, Auch die Thatsache der Veröffentlichung. Aktienge» sellschafien haben eigentlich doch keinen Grund, zu Allem zu schweigen, was Sffent» lich über sie gesagt wird; sind beinahe (mindestens ihren Aktionären) verpflichtet, Auskunft zu geben und Icrihümer zu berichtigen. Solche Jrrihimer kann auch der gewissenhafteste Kritiker nicht immer vermeiden (auf keinem Gebiet und auf dicsim dunklen seltener noch als auf einem anderen); in der Berichtigung wird » nicht einen lästigen Eingriff, sondern eine Bereicherung seiner Wissenschaft sehen. Als ein Symptom der Entschlossenheit, öfter als bisher öffentlich das Wort zu er- greifen, begrüße ich die folgende Zuschrift des Stahlmerlverbandes. Die Geschäfts» Politik der großen deutschen Verbände wird sehr oft getadelt; so oft und so hart,daß der unbelhkiligt Zuschauende sich fragen muh, ob den gescheiten und erfahrenen Männern, die diese Verbände leiten, denn wirklich so lhörichtes und schädliches Handeln zu» zutrauen sei. Sie wollen verdienen. Das ist ihr Recht; ihre Pflicht sogar: denn dazu sind sie an die Spitze der Gesellschaft berufen. Daß sie aber gar so kurz» sichtig sein, der Altion und dem Ansehen der deutschen Industrie solche Schädigung bereiten sollen, ist schwer zu glauben. Doch sie schweigen: also muß man wohl annehmen, daß die Tadler im Recht sind. Für die Einzelnen und für d!c res publica wäre es besser, wenn, zum Beispiel, auch das viel gescholtene Kohlensyn- dikat Rüge und Angriff nicht stets stumm hinnähme. Denn die Kritik, die diese mächtigen Verbände einer die Gesammtheit gefährdenden Politik verdächtigt, findet ja auch im Ausland ein Echo, mit dem der Deutsche rechnen muß. Die Le ter der Miengesellschafien und Jnteressenverbände sollten jedem Kritiker antworten, den sie für ehrlich und sauber halten. Das mag unbequem sein; ist aber nölhig.

Das Heft Nr. 17 der .Zukunft' (vom dreiundzwanzigsten Januar 1909) bringt einen Artikel .Eisenzölle". der sich auch mit dem Stahlmerkoerband befaßt und uns Veranlassung zu einigen Aeuherungen giebt.

Zunächst möchten wir uns in Bezug auf die Erklärung Carnegies lediglich auf die Bemerkung beschränken, daß Carnegie für den Berkauf seiner Werke an die United States Steel Corporation keine Aktien übernommen hat. sondern nur K«r>68 (festverzinsliche Schuldscheine). Er wurde also durch den Verkauf seiner Werke jedenfalls nicht Hauptaktionär des Stahltrusts und ist es, so viel uns be- kannt, auch heute nicht. Die Schlüsse, die in dem Artikel auf die irrige Vermuth- ung des Gegentheils aufgebaut werden, sind also nicht zutreffend und die Motive, die man Carnegie von anderer Seite für seine Aussage unterstellt, können nicht ohne Weiteres als ausgeschloffen bezeichnet werden.

An den Herausgeber der .Zukunft".

Die Zukunft,

Besonderes Interesse haben für uns folgende Sätze in dem Artikel: »Ter deutsche Stahlmerkoerband kann sich nur schwer seines amerikanischen Konkurrenten erwehren; nur mit den berüchtigten Schleuderpreisen, die im Ausland gelten, ge-ling! es, den Zankces einen Theil der britischen Aufträge streitig zu machen. Die Stärke des Steel Trust zeigt sich in der Höhe seiner Nuslandpreise. Er hält auch in der Fremde darauf, daß die Preise sich nicht zu weit von der Skala entfernen, die für die eigenen Landsliute gilt. Ein Verschleudern der Waare würde den Grund-sätzen der amerikanischen sm»it.ness widersprechen."

Anschließend an diese Worte möchten wir uns doch die Frage gestatten, wek^ halb der Stahlwerkverband Schleuderpreise machen soll, wenn der Trust seine Preise hochhält. Unser Borstand macht es sich zum Prinzip, die Geschäfte nicht etwa vom Grünen Tisch aus zu bearbeiten, sondern ist ständig unterwegs, um in persönlicher Fühlung mit unsercn Vertretern und auch mit den Abnehmern selbst zu bleiben. Unsere Vertreter in allen Ländern sind angewiesen, allen Geschäften persönlich nach-zugehen, und es ist daher ausgeschlossen, daß für uns irgendeine Veranlassung vor-liegt, geringere Preise zu nehmen, als nothwendig ist, um die Aufträge zu er-halten. Weshalb also sollen wir schleudern, wenn der Trust seine Preise hochhält?

Ladon sagt ferner: „Im Geschäftsbericht für das Jahr 1907 hob die Ber» Wallung hervor, daß der durchschnittliche Preis, den die Korporalion beim Verkauf der ausgeführten Waaren erzielte, »ur um Prozent unter den Sätzen blieb, die bei den Jnlandausträgen galten. Solches Zeugniß kann unser Stahlmerk» verband sich nicht ausstellen."

Dürfen mir fragen, woher Sie, geehrter Herr Ladon, die Kenntniß unserer Auslandpreife haben? Wir erinnern daran, daß wir in der Zeit, da wir den viel kritisirten Abschluß mit der Staatsbahnverwaltung machten, im Ausland höhere Preise für die Schienen erzielten, als uns der Herr Minister <zum Theil als Aus» gleich gegenüber den gestiegenen Selbstkosten) bewilligte, und daß der Gestehung» preis jür Schienen in den letzten füns Jahren um mindestens 10 bis 12 Mark gestiegen ist, während uns der Herr Minister nur einen Ausschlag von 8 Mark und bei den Schwellen sogar nur einen Aufschlag von 6 Mark bewilligt hat.

Ladon beschäftigt sich weiter mit dem Verhältnis; des StahlwerkoubandeS zu den reinen Walzmerken und dem Antrag auf Aushebung der Roheisen», Schrott» und Halbzeug-Zölle, Der Herr Handelsminister hat diese Frage in kontradiktorischer Verhandlung einer so eingehenden Untersuchung unterzogen, daß er sich eine zu» treffende Auffassung der Sachlage wohl bilden konnte, und wir nehmen an, daß er die Absicht hat, demnächst im Parlament hierüber so weit Aasklärung zu geben, wie Dies ohne Verletzung wichtiger Interessen möglich ist. Wir können ihm nicht vorgreifen und möchten nur betonen, daß der Stahlwerkvcrband in dieser Frage vor der Oeffentlichkeit sich nur mit gefesselten Händen vertheidigen kann, weil die besten Argumente leider der Oeffentlichkeit vorenthalten werden müssen. Dem aber, der sich ehrlich infvrmiren will und von dem wir erwarten können, daß er die gewonume Kenntniß von Einzelheiten für sich behält, haben wir noch niemals offene und loyale Auskunft verweigert.

In vorzüglicher Hochachtung
Stahlwerkverband
Aktiengesellschaft.

A?n dem Trauerzug, der, im Sommer 1888, der Leiche des Kaisers Friedrich gM vom Neuen Palais in die Friedenskirche folgte, schritt, ziemlich vorn, ein feister Blücher-Husar einher. Er sah müde aus; unmuthig und genirt wie Einer, der genöthigt mar, einen fremden Rock anzuziehen, und nun schnell wieder in seine Kleider kommen möchte. Keine Husarenfigur; stramm saß der Atilla über einem stattlichen Bauch und über die Stirn rann aus dem Kolpak in dicken Ti opfen der Schmeiß. Der Mann hatte in seinem Leben wohl noch nicht oft Wadenstiefel und mgeHosen getragen. FrauBase, die alle dem Königshaus Verwandten am Schnür» ihm hat, wispert der Nachbarin zu: „Der Piinz von Wales!" Und scheue Andacht raschelt durch dieMenge. Alte Potsdamer blicken finster, Muhmen stecken tuschelnd die Köpfe zusammen und unter gesenkten Lidern blinzelt manches Jungfernauge Tantes Zeigfinger nach. Der also ists . .. Den hatten sie sich ganz anders vorgestellt, so zwischen Don Juan und Robert, dem Teufel, wie von den blitzenden Bretterrittern Einen, deren mildem Werben kein Weiberherz widerstehen kann. Du lieber Himmel: ein behäbiger, dicker Herr, den jeder Stabsoffizier der Garde» tavallnie bei Schönen ausstechen würde. Und, von fern wenigstens, der Schwester gar nicht ähnlich. Deren verhärmten und doch von der Sonnenkraft Sieg heischen» dm Wollens durchleuchteten Kopf kannten Alle, die nah bei Chailottenhof dem Einzug der Trauergäste zuschauten, hatte Jeder oft noch an heißen Vorsommer» tagen gesehen, wenn sie neben dem hageren, ergrauten, fahlen Mann, der nicht mehr sprechen, nur gütig noch blicken konnte, durch den lcnzlich prangenden Park fuhr, um den Kaiser, ihren Kaiser den Gaffern zu zeigen. Durch die straffe Haut sah der Betrachter die Nerven leben; und in dem stählern glänzenden Auge der kleinen Frau den ungebrochenen, zumAeuszersten gerüsteten Willen. Des jüngeren Bruders nsr-vus facialis schien unter Fettpolstern zu schlummern; und blicklos lagen, Glaskugeln gleich, die Augen in geräumigen Schädelhöhlen: die Fischaugen der Mutter. Viktoria und Albert: so hatten auch die Eltern geheißen. Und wie in deren Ehe die Frau stärker gewesen war als der Mann, die für den Thron geborene Britin stärker als der kleindeutsche Prinz, dessen Eitelkeit keinen höheren Wunsch kannte als den, unter Engländern ein Engländer zu scheinen, so schien auch in diesem Geschmisterpaar der Wille des Weibes Theil. Im Salonanzug, unter dem neusten Modellhut <1« Knut« toi'me sah Albert Eduard Keffer aus als bei der Potsdamer Leichenparade; aber die Kraft eines unbeirrt bis ans Ziel greifenden Willens hatte Niemand je in ihm gespürt. Die Schwester wollte wirken, wollte die Macht, nicht den Schimmer unfruchtbarer Herrlichkeit. Der Bmver war zufrieden, wenn er behaglich leben konnte und vom Neid sagar als ,11 birer ele^«.ntiai um anerkannt wurde, dessen Laune mondäne Gesetze vorschrieb. Und dieser Asthmatiker sollte König des größten Reiches sein, von dem die Weltgeschichte bis heute berichtet hat. Das kann lustigmerden, dachten die Leute; und witzelten über denDicken.

Die Zukunft,

Zwanzig Jahre mar Albert Eduard alt und hatte mit seinen gesellschaft-
lichen Talenten, mehr vielleicht noch mit den Titeln des Herzog? von Cornrvall,
Herzogs zu Sachsen und Fürsten zu Wales im Sturm schon die Liebe der Dankes
gewonnen, als sein Vater starb. Der schöne ?iinc,e Oollsoi-r ot' ZZer iu«sl
ArÄeious Na^esr^ hatte ihn auf seine Weise erzogen; er hätte den Thronerben
gern wohl zum Muster liberaler Männermürde herangeläutert. Doch der im eng
umschlänkten Kreis kluge und stets emsige Koburger, den der belgische Onkel Leo»
pold für die heikle Rolle deS Prinz<Gemahls gut vorbereitet hatte und der sich
bald warm im Britenreich einzunisten wußte, mar ein Pedant, eine nüchterne,
schmunglose Seele, der die Kinderherzen zwingende Macht des Gemüthes immer
versagt blieb. Da die politischen Vertreter beider großen Parteien, der nobililv
und der Aenrr^, sich mit metteifernden Schmeichlerkünsten um seine Gunst be»
mühten, muchS ihm die Selbstschätzung seines persönlichen Werthes. Für einen
Staatsmann hielt er sich, für den Prototyp des Gentleman; nach kurzer Probe»
zeit, die er benutzt hatte, um sich auf offenem Markt hastig seiner Nationalität zu
entkleiden, mar ihm Alles erlaubt: er durste sogar, seit Aeonen als Erster im In»
selreich, den Fisch mit silbernem Messer schneiden. Deutschen Fürsten, knirschend
erzählt es Treitschke, gab er in hofmeisterndem Ton unerbetene Rathschläge, die
mehr mie Befehle klangen; und auch in der Kinderstube scheint er eher ein Lehrer
als ein Vater gewesen zu sein. Den Töchtern mochte der stattliche Mann wohl im»
ponirm, an dem die Mutter mit allen Fasern ihres Frauengefühles hing; sie lern»
ten, namentlich die älteste, von ihm die Wichtigkeit äußerlich korrekten Wandels
und den ungeblendeten Sinn für das Wesentliche, Der Versuch, mit seines We»
sens Stempel auch den Knaben zu prägen, ist ihm mißlungen. Und mie es immer
in solchem Fall geht: den Sohn zogen Neigung und Trotz weit aus der vom Er-
zieher gewiesenen Bahn, Zu Hause mars auch wirklich gar zu langweilig. Pünkt-
lich wurden ehrbare Küsse getauscht, pünktlich die Staatsgeschäfte erledigt und
pünktlich, wie eine Bill nach Westminster, kam der Klapperftorch in den Bucking»
Ham-Palast. Greife Höflinge lächelten spöttisch: früher mars hier hoch hergegan»
gen. An Versuchungen fehlte es dem Prinzen Albert Eduard nicht und zu der bür»
gerlich wohlanständigen Lebensart hatte er keinen Blutstropfen in sich Weil er
eines Tages (wer weiß, mann?) eine Krone tragen sollte, brauchte der Jüngling
doch nicht Trübsal zu blasen. Vorbereitung für den Herrscherberuf? Unsinn! Der
eoustiunioniii c«nr herrscht; und den Schattenkönig lernt selbst der Unbegabte
im Handumdrehen spielen. Man merkt eben doch, daß Papa kein Brite ist, kein
Kind des lustigen alten Engelland, Ja... Jsts denn aber der Sohn? Der Vater Ko»
burger, die Mutter Welfin, auch sie einer Kobuigerin Tochter, Der Kronprinz
mußte sich sehr englisch zeigen, wenn er für vollbürtig gelten wollte. Darin konnte
der Vater ihm Vorbild sein. Der hehlte nie die Ueberzcugung, daß der Engländer
die Krone der Schöpfung ist. AlsoSpoit, Angelsachsenthum, heitere Lebenslust und

Eduard VII. 22'.,
»L die bunte Abenteuerlichkeit, die einem Britendauphin seit Heinzens tollen Tagen ziemt, War Prinz SchSnkenmüstling nicht Henrich der Fünfte geworden? Her zu »ir, Sir John. Poms, Bardolph,Peto; und vergeht mir das dralle Dortchen nicht! In Eastcheap mar die Kanne Dünnbier spottbillig und ein Pcinz brauchte sich nicht in lästige Schuldknechtschaft zwingen zu lassen, um eine ganze Bande mit Kamniensckt zu sättigen; auch Dortchen gab, roenn sie in der richtigen Temperatur mr, die Blunstgrimofse zu niedrigem Preis. Auf den Großen Boulevards mar schon «im« 60 Luxus und Laster theuer Wer da in der Loliörue eine Rolle spielen, die ersten Spargel und Pfirsiche, die besten Weine und die feinsten Mädchen haben wollte, durfte die goldenen Louis nicht sparen; und Mama hielt die Hand auf den Beutel. Die Noth zwang Albert, sich nach anderen Kumpanen umiusehen, als Bolmgbrokes Sohn sie gesucht hatte Für die emporstrebende reiche Bourgeoisie und besonders für gestern dem Ghetto entwachsene Juden wars ein gefundenes Fressen. Welche Ehre, den Kronprinzen von Gr, fzbritanun dem rthen zu dürfen; und welche Kreditsteigerung, wern man in die Einladurgbriefe schreiben tonnte: Xous aurons I« ?i'iiiee rlo (ZaIIes; oder gar im Stande mar, den In» timsten einen Wechsel zu zeigen, auf den Seine Königliche Hoheit den Namen zu setM geruht hatten. Aus dieser Zeiit stammt die Freundschaft mit dem Türken-Hirsch, die Labouchere zu dem Spottmort stimmte, in Marlborough Hcuse gebe es kein Diner ohne I^riÄir au IIiis<!I>, Der Prinz von Wales ist oft wegen seiner Weibergeschichten gescholten morden In der Legende lebt er als der ärgste Schür» zenjäger, als ein Nimmersatt, den bald nur noch unreife Fruclt reizte. Am Ende wars nicht so schlimm. Tie Pall Mall Eni hüllur gen sind als unwahr er» miesen. Aber der Prinz sah sich gern als veifluchten K?rl gefürchtet. Von der Sitt» samkeitheuchelei hatte er gerade genug; es machte ihm Vergnügen, von den Weib-lein als ein Oger angeschmachtet zu werden. Auch andere Prinzen find nicdttuzend-haster; bergen ihre Menschlichkeiten aber dem Blick der Neugier Diesen Punzen traf man in Theatergarderoben und beim,juu,- der Mokesokolten Nicht sehr fürst» lich, nicht im Stil Eines, den morgen vielleicht ein Diener des Herrn am Altar salben mird. Aber der Minn heuchelte wenigstens nicht, gab sich nicht für sromm und rein aus; und nie vernahm man, er habe seine Macht rmßbra.cht eine Spiöde zu kirren, oder die Polizei auf eine allzu lange treue Mailrisie geh tzt Schlimmer als seine galanten Hansel war der nahe Verkehr mit allerlei !chn»,rigen Sprku» lanten, die, so mußte man glauben, nur aus goldener Leiter zu solcher Höhe ge» klettert sein konnten. Das ging Jahre, Jahrzehnte lang, Heinz halte es so lange nicht einmal bei Falstaff ausgehilten, der doch geistreicher und amüsanter mar als der vom Jockeyklub abgelehnte Balkanmucherer, Albert aber freute sich, wenn « den englischen Sonntagen entlaufen konnte; dann gmgs nach Paris oder an die Rioina, pour tuire la noo«.Da mar er in seinem El nunt bestimmte dieMode, lancnte Weiber und Pferde, spielte den Hihn im Korb der Bordencives(„Xkmg,"), schien reizend ruchlos und kroch.wenn erdieLust spürte, in die dunkelsten Spelunken

Die Zukimsl,
Wer ihn ohne Erbarmen verkammt, hat nicht bedacht, daß ks nicht leicht ist, ein halbes Iah hundert lang Kronprinz zu sein, — dann besonders nicht, wenn der Thronerbe von allen Staatsangelegenheiten streng ferngehalten wird. Unter dem Zwang ihitlosen Harrens hat noch Jeder gelitten, dem die Hoffnung auf eine Krone in die Wiege gerufen ward. Immerhin hätte eine ernstere Natur sich über die Wartezeit hinmegzufristen vermocht; auf dem kleinsten Fleck ist schövserrscheArdeit ja möglich Das mar Alberts Sache nicht. Und die eifersüchtige Mutter hätte ihm auch wohl kaum den minzigsten Ruhm gegönnt. Herumlungern und den Leuten verrathen, daß man die Ungeduld nicht mehr zu zügeln vermag? Als lästigen Topfgucker sich aus der Schwarzen Küche der Politik jagen lassen? Nein, Lieber noch den skrupellosen Lebemann und Herzenbrecher spielen, den der Schnitt seiner Weste und der Ausgang der angefangenen Baccaratpartie wichtiger dünkt als das Schicksal des Vereinigten Königreiches. Nur ein Gebiet hatte die Mutter, die geräuschlos ihre Fäden über Europa hin spann, ihm freigelassen; sie lebte ihrer Trauer, zuerst um den Gatten, dann um den schottischen Leibdiener, dessen Steinbild sie auf alle» Reisen mitschleppte, und mied laute Geselligkeit. Die Pflichten glänzender Repräsentation neidete sie dem Sohne nicht. Und je schlechter sein Ruf wurde, desto sicherer mar sie, daß die Briten das Ende ihrer Herrschertage nicht herbeisehnen würden. In Könige schlüsseln wohnen nicht andere Menschen als in Bürgerhäusern. Mutter und Sohn wurden einander fremd und böse Worte flogen hinüber, herüber. Der Schwager, der älteste Sohn des Kronprinzen starb; die Mutter lebte rüstig fort. Schon früher hatten die Geschwister Viktoria und Albert, wenn sie zusammentrafen, wohl meinnüth'g geseufzt: Uns Beide ruft kein Morgen mehr zur Regirung! Jetzt empftng im Neuen Palais die Witwe eines stolzen Le> bcnsmunsches den müden Mann. Der muntere Modemonarch, dessen Vitalitä allm Slürm'n getrotzt hatte, war allgemach trüg geworden, so träg und morsch, daß er die Mühe scheute, den lange gehätschelten Leib aus der Fetthülle zu schälen. Wozu sich noch anstrengen? liisn ns va plus. Wenn die Polster beseitigt sind, erwacht aus dem Grab des Vermögens am Ende gar die Begierde.
Als die Mutter dann eines Tages doch starb und aus dem Baccaratprinze» König Eduard der siebente wurde, lachte Europa. Das kann hübsch werden, hieß es wieder; dieser HeldderRennplölze und Spieljäle istdem perfioenAIbion zu gönnen. Der wird das llmpii-g rascher herunterbringen, als die stärkste Koalition es ver» möchte. Die Britm nur blieben ernst und kein mißtrauischer Zweifel focht ihre Zuversicht an. Erstens, sagten sie, sind von einem Sechziger dumme Streiche nicht mehr zu sürchlen Zweitens ist er der König, der höchste Repräsentant eines Weltreiches, der missen wird, was er der Würde schuldet, und den wir, so lange es irgend geht, ehren müssen, wie das Wappen, die Fahne des Vaterlandes. Und drittens herrscht übri ihm die Verfassung und ^In^nsr (^art^ ist in Grofjdrita' nien mächtiger als der mächtigste Mann. Ein B.schcn wüst hat er als Kronprinz

ja gemiithschaftet Thut nichts. So treibens reiche Erben oft und werden nach»
der dennoch umsichtige und sparsame Geschäftsleute. Und er hat in Paris, in New-
Jork und Monte Manches kennen und nach dem wahren Werth schätzen gelernt,
was korrektere Prinzen nie sehen; vielleicht befreit er uns endlich von den Puder-
perücken und schafft uns die kaufmannisch moderne Verwaltung, die in London und
in Kalkutta die Händler längst ersehnen. Auch auf dem Festland fanden ruhige
Beobachter in dem Thronwechsel keinen Anlah zur Schadenfreude. Ja, wenn die-
ser echte Koburger jung König geworden wäre! Dann hätte ihm, wie Mephistos
gutem Kaiser, gewiß beliebt, falsch zu schließen: „Es könne wohl zusammengehn
und sei recht münschenswerth und schön, regiren und zugleich genießen." Nun ist
er alt und wird Alles beim Alten lassen. Die paar Skandalprozeffe sind bald ver»
gefsen und die Witzhascher werden die Schnitzeljagd aufgeben. Selbst wenn der
neueHerr aber Fehler macht: unser England ist mit dem streitbaren Katholizismus,
mit Chartisten und Feninn fertig geworden und wird ungefährdet auch einen
schlechten Monarchen ertragen. Eduard hat gute Beziehungen. Er mar das Pa»
thenkind Friedlich Wilhelms des Vierten, der ihm nach der Taufe den schönen
silbernen Glaubensschild schenkte, und Wilhelm der Zweite hat den Oheim bei
jeder Gelegenheit geehrt. Ein erfahrener Weltmann, dem nichts Menschliches
fremd ist und der mit Geschäftsleuten intim verkehrt hat, paßt an die Spitze eines
Staates, dessen Institutionen demBedürfniß eines alten Weltgroßhandels genügen
sollen. Das Alles mar richtig. Aber Europa lachte noch immer.
DaS Lachen hätte harmloser geklungen, wenn Eouard in ruhigen Tagen
auf den Thron gelangt wäre. Doch er wurde König, mährend England gegen
einen zähen Bauernstamm und zugleich gegen den Götzen kämpfte, den es in müh»
»oller Arbeit selbst den Völkern aufgebaut hatte: gegen public «pinion. Eine
böse Zeit für den Mann, dem die Bonvivantrolle des verfluchten Kerls so lange
gefallen hatte. In anderem Sinn ward er nun verflucht. Hatte er nicht bei der
Vorbereitung des .Iäm««nn Kai'ä die Hand im Spiel gehabt? War nicht gerade
deshalb die Untersuchung zur Posse geworden? Rhodes, Milner, Beit: all die dm
Burensreunden verhaßtesten Männer standen ihm nah; uns überall wurde ge»
munkelt, er habe stark in Goldshares spekulirt. Das Lachen klang höhnisch, klang
wie ein Hallaliruf griirmiger Jäger, die mit beinahe noch wilderem Eifer als den
Kolonialminister den König verfolgten. Eine ernstere Natur hätte die Wucht solcher
Verantwortung im Gewissen gefühlt und sich des liu cneur IvAer erworbenen
schlechten Rufes geschämt, der dem Land nun so schädlich wurde. Ein Nervöser
märe unter dm Pfeilen und Schleudern zusammengebrochen. Der Sohn des Ko>
burzers und der Welsin kam nicht aus der Fassung, Cr kannte die Menschen und
hatte oft genug zugesehen, wie man Oeffentliche Meinungen macht: für eineBank,
eine Schwindelgründung, einen Diktator oder eine Dynastie. Nur das geliebte
Spielzeug der Menge nicht mit schroffem Griff auS den Fingern reißen, ehe man

ihr anderen Zeitvertreib bieten kann; hat sie den erst, dann läßt fies selbst fallen. Emste Gesahr ist nicht zu fürchten, denn das Deutsche Reich deckt Englands «ehr« lose Flanke. Die Frist ist also nicht morgen schon abgelaufen Der ehrwürdige Plunderpiunk mittelalterlichen Hojceremonials hat im LebcN Grofzbritaniens seit Jahrhunderten einen breiten Raum eingenommen. Die viktorianische Aera gab der Schaulust karge Nahrung; um so besser: jetzt wird der Heißhunger sich gierig auf jeden Knochen stürzen Lächelnd saß, ohne zu z trern, der fktte König in seinem Palast und studirte Kostümmerke und suchte in alten Hofchromken die Möglich» keit neuen Mummenschanzes. Seine Krönung sollte ein Fest werden, wie von den heute Lebenden noch Keinereins sah Monale lang vorher sollte man d rvon sprechen, Monate lang nachher sich an der Erinnerung meiden. Solcher Aufwand, der auS allen Zonen die Briten und einm reichen Fremdentroß herbeilockt, bringt Geld unter die Leute. Bor der weithin glänzenden Pracht wird Europa schnell das Lachen verlernen. Und mährend die Sinne des Weltpöbels auf die sacht sich ent» hüllenden Wunder der c;<»-or>:>t!,m gelichtet sind, ist Z?it genug, einen Schleich-weg ins Lager des Feindes zu suchen (der das Material gol?enerBrücken liebt) und dem leidipen Kneg ein Ende zu machen, ehe in Westminster das Hochamt beginnt. Die Rechnung mar ricttig. Die Spalten, die zwei Jahre lang den Helden» thaten der Buren, wirklichen und erlogenen, reservirt worden waren, wurden schmaler. Ocironnrioii heischte oebietcrisch Play, Seit Monaten brachte jeder neue Tag neue Mär von der nabenden Herrlichkeit, In den Kidnungstuhl, auf dem King Eowarö sitzen wird, ist der Stiin eingesüzt, an den Jikob die Stirn lehnte, als er die gen Himmel führende Leiter sah. Das Gemanr>, das Kirg Edward tragen miid, hat Löcher, kamit des Priesters Finger die Haut salben kann. Die indischen Fürsten sind eingetroffen. Australiens Vertier« kommen übermorgen rn Southa^ptvn an. Uad die Toiletten, die Prooiantmvss n, die in Lzncon auf-gestapelt srnd! Der Schmatz wollte nicht enden; und saon tauchten die eisten Bilder auf Mögen die Hirterhausleute das ganze Jahr hindurch den Protzen schimpfen, der vorn das beste Stockmerk bewohnt: wenn er Hockzeit hat oder ein Mm kernest giebt, sckaar,n sie sich in Andacht um den „Aufgang sür Herrschaft,«". Und während die edle Kulturmenschheit sich vor dem Schaugerüst drängte und die Reporter ^u gestehen begannen, daß dem Britenreich dcch ein ansthnlicker Macht-rest geblieben s,i, war Eruard auch an das Ziel seines ^me>tiN, wichtige, en Wunsches gelangt: die Bu'en hatten k> pitullrt. Die Aermfren kannten die Konjunktur nicht; sie konnten ihre Freiheit theurer verkaufen, denn der König woll e um jeden Pieis als pe^eLmuKvi' gekrönt sein. Zu Englands Heil halte er lluge Diener. Cgam-berlain und Kitchener stellten die Falle und sorgten dafür, daß lein allzu fetter Köder hineingesteckt wurde. So siel rn das zweite Regirungjrhr Eduards des Siebenten der größte Eisolg, der dem Britenre,ch seit der Eroberung Indiens beschicken mar. England mußte, nachdem Gladstones unglückliche Hand die zum Mischeidenden Eingriff geeignete Stunde versäumt hatte, den Krieg gegen die

Bauernfreistaaten führen; hätte ihn, früher oder später, geführt,'rvenn'nie ein Chamberlain, Rhades oder Milner gelebt häite. Im besten Fall wäre es, wenn Wilhelm nicht in Krügers Hirn falsche Hoffnung geneckt hätte, ein Minenkrieg ge» motten, der ohne Blutverlust beendet werden konnte. Daß dieser Krieg unsittlich war. noch unsittlicher vielleicht als andere Kriege, braucht heute nicht mehr bemiesen zu merden. Die Briten, die stets für die Ideale der höchsten Humanität erglühen, wenn irgendrro einem unschuldig Scheinenden ein Haar gekrümmt wird, waren, wie alle Herren, die zur Stärkung ihrer Macht Knechte brauchen, in der Wahl ihrer Mittel nie von Skrupeln geplagt; der ecmt, hat ihnen immer das Gewissen «setzt. Sinnlos aber und das Beginnen politisch Unmündiger ist der Versuch, die Größe, die (es geht nicht ohne das an deutschen Galatafeln abgegriffene Wort) weltgeschichtliche Bedeutung des Sieges zu leugnen Großbritanien hat Alles er» reicht, was es erreichen wollte, und mährend des harten Ringens zwei werthvolle Erfahrungen gemacht; die erste: daß seire Kolonien im Fühlen und Wollen eng» lisch geblieben sind; die zweite: daß die Nervosität der alten Dame Europa sich zur That nicht zu waffnen vermag. Der Persuch antibritischer Koalition war ge» scheitert. Und unter der den Krieg endcnden Urkunde steht Eduards Name.
Wer wagte nun noch die Behauptung, diesem Begnadeten fehle die Kraft eines unbeirrt bis ans Ziel greifenden Willens? . . Ganz nah nur drohte noch eine Klippe. Mr. und Mrs. Snob waren schon auf dem Weg nach Westminster; Sarah, Röjane. Frau Hading, all die lieben Freundinnen von früher hatten Sitze bestellt. Fünf Erdtheile würden lauschen, wenn der Gekrönte vom Kirchenfürsten das Reichsschmeit empfängt und und schwört, es rur für die gerechte Sache aus der Scheide zu ziehen, l^e ?rin«s ä« 6äIIes als Gesalbter des Herrn? Am Ende lernte Europa doch wieder das Lachen ... Da wurde der König krank. Ueber einen Leidenden lacht man nicht. Die Appendizitis kam sehr gelegen. Starb Eduard, dann lebte er als Glückbringer im Britenlied. Ward er gerettet, dann mar er ein Maltyl« und ein Held und konnte den Rest seiner Tage nützen, um der Fr:ge nachzudenken, warum es so schwer ist, Kronprinz, so kinderleicht, König zu sein. Diese Diagnose wurde hier vor sieben Jahren gewagt. Eouard ist gesund ge» worden, gesunder, als Mancher wünschte, und dieWelt lacht längst nicht mehr.m.mn sie von ihm spricht. Daß der König auf seine besondere Weise ein ganzer Kerl ist, kann kein Verständiger leugnen. Zwar giedts Leute, die meinen, der südafrikanische Handelsabschluß sei nicht so gut, wie man damals annahm. Deren Blick reicht aber wohl nicht weit genug. Daß auf die Lange die Holländer stärker sein werden als die Briten, ist kaum glaublich. Und wenn das Geschäft schlecht märe, dürfte man Eduard nicht dafür verantwortlich machen. Der hat, als Liquidator, so schlau gehandelt, wie die Umstände erlaubten. Zähe Schlauheit, AnpassungfShigkeit, gute Manieren, Nüchternheit: da sind die wichtigsten Qualitäten dieses Königs. Beim Prunkspiel hat er sich nicht lange aufgehalten Seit der Krönung lebt er wie ein vornehmer

Hie Zukunft.
Hnr von ansehnlichem Vermögen, Weder von ärgerndem Pomp noch von Esca»
paden irgendmelcher Art hat man seitdem gehört. Majestät micht Geschäfte und
erholt sich beiBridge und anderer harmlosen Kurzroeil. Macht seine Geschäfte still,
ohne die Absicht anzukünden, ohne den errungenen Erfolg mit beredt« Zunge zu
rühmen.Ein Großhändlerlönig; mit eirer (psiffig verhüllten) Neigung zum Bluff.
Einer, der die leisen Methoden liebt, blutige Händel scheut und sich zum großen
Schlag wohl schwer entschlöffe. Politische Leidenschaft ward im Bild seines Wesens
nie sichtbar. Aber er will nicht ein i oi tÄi'ne^nt sein, sondern ein Reichsmehrer;
will seine Heimath gegen die indische Gefahr affekuriren und ihr, deren Wehr ein
Bischen rostig geworben ist, eine moderne Rüstung schaffen, in der sie die Hege»
monie an sich reißen und festhalten kann. Gegen Deutschland hat er nichts; gegen
den Neffen .. , Einiges. Erstens aber muß er, der als Alberts Sohn und mit lae«
dirtem Ruf auf den Thron kam, die Nationalhymne lauter blasen als der rein«
blUtige Brite von korrektem Lebenswandel (Kipling, ders ebm so macht, ist in»
disches Halbblut); und zweitens hat Deutschland ihn bitterlich enttäuscht. Als er
an Friedrichs Bahre die„Grobheit der Familie Bismarck" schalt und derSchwester
sagte, nur der Wunsch, das Verhältniß zu Deutschland nicht zu trüben, habe ihn
gehindert, Herbert einfach hinauszuwerfen, hoffte er, nach der Entfernung des ersten
Kanzlers werden leichteres Spiel h^ben; werde daö Deutsche Reich in Europa Bn-
taniens Säbel sein und den Russen den Drang nach Centralasien austreiben. Die
Hoffnung trog. Trotz Sansibar und dem Dang<tse wurde, nach allerlei Schwank-
ungen freilich.der politische Verkehr oonJahr zu Jahr schmieriger, Depesche an Krü»
ger, Bagdadbahn, Dreizack, Weltherrschaft, islamisches Patronat, Tmeedmout'),
Haie; und so weiter.Inlnnäum, re^ins, jnbes renovure dolorem?Nein;hasts
oft genug ja vernommen. Jetzt mild im Jnselreich Tag vor Tag dieWahrscheinlich»
Kit eines deutsch-englischen Krieges ermähnt. Und jetzt kommt Eduard endlich nach
Berlin. Er braucht für sein Geschäft noch gutes Wetter. Möchte uns mit Frankreich
„versöhnen" (damit die Furcht, Geisel zu werden, die Freunde an der Seine nicht
mehr schrecke); muß auf die Stunde warten, die ihm ermöglicht, auch in Süd-
europa den um Deutschland gezogenen Kreis zu schließen (austro russischer oder
aüftro>italischer Konflikt); weiß, daß es in Indien ärger aussieht, als der Mann
auf der Straße ahnen darf, und daß Frankreich nicht so ärokipröts ist (Ma-
schinengewehr, Munition), wie Herr Picquart Landsleuien und Nachbarn einzu-
reden versucht. Drum kommt er. Und wir» thun.als sei nie Unfreundliches geschehen.
Wollen wir auch so thun? Einem klugen Kaufmann imponirtman nicht dadurch, daß
man ihr», trotzdem «Einen gestern noch schlecht behandelte und aus demGeschöst zu
drängen bemüht war, mit krummem Rücken umdienert, King Edward ist willkom»
men. Muß in Berlin aber merken, daß er der Gast einer mündigen, stolzen Na»
tion ist, die sich, ohne eitle UeberschStzung ihrer Kraft, stark gmug fühlt,um auch
die Ungnade der sonst m«8t Zi-äeious mäje«t.v ertragen zu können.
Herausgeber und „kra»»vor»icher Rcdalleui- M, Hardcn m Berlin, — Bcrwg der Zulu, fl in Berlin

Die Porurtheillosen.
Shrend der eingeborene Trieb zum Idealen in der Masse unseres Volkes materialistisch entöltet und die Nation der Unfreiheit gegen sich selbst immer mehr verfallt, weil sie nicht die Kühnheit hat. sich den lebendigen For» derungen einer neuen Zeit mit freigeborener Ethik hinzugeben, fehlt es auch nicht an einer Probe vom Gegentheil, Auch eine mißgeschaffene Aufklärung wird der Nation zur Geißel. Ist der Bezirk, worin diese Erscheinung sich aufdringlich zeigt, auch verhältnißmäßig nur klein, so muß der das Ganze Fühlende doch mit großer Sorge dahinblicken; denn in diesem Bezirk wohnen Propheten neuer Kultur und Apostel der Zukunft. Es zeigt sich, daß Waffen selbst, die voll heiligen Eifers geschmiedet morden sind, um den Jrrthum und die Trägheit der Menge zu bekämpfen, ihren Trägein verderblich werden können. Im Namen der Freiheit und Wahrheit hat sich eine Schaar von Reformatoren leiden- schaftlich erhoben; aber sie konnte nicht verhindern, daß aus der Freiheit Willkür «urde und daß die Wahrheitliebe oft in knnische Zmeifelsucht entartete. Die schöne Wallung hat einen trüben, giftigen Bodensatz zurückgelassen. Zu Ehren höherer Sittlichkeit ist ein Ideal gebildet worden, das viel Jugend zu sich hingezogen hat; doch herrscht unter seinen Fahnen nun ein Fanatismus der Frei» hnt, der eben so verderblich ist wie stumpfer Autoritätglaube
Ein Zug des janusköpfigen Zeitgeistes, der zu dem Ausdruck des anderen Gesichtes paßt, eine Form des Idealismus, die anderen Formen der entarteten nationalen Idealität nicht widerspricht, sondern sie natürlich ergänzt.
Die Naturgeschichte dieser neuen Freigeisterei ist nicht eben schwer zu verfolgen. Wer ihrer Entroickelung nachgeht, sieht, daß das Unkraut

auf dem selben Boden steht, worauf eine schöne Pflanzung junger Flucht»
bäume mächst, und daß diese unerfreuliche Geistesform auf den Kampf von
Bätern und Söhnen zurückweist, der in den letzten Jahrzehnten des neun»
zehnten Jahrhunderts mit leidenschaftlicher Heftigkeit geführt worden ist. Nicht
nur in Deutschland. Aehnliche Entmickelungskömpse konnten mir in fast allen
europäischen Ländern beobachten; überall sahen mir die feindsälige Begegnung
zweier Lebensanschauungen, als deren Vertreter die Alten und die Jungen
/sich gegenüberstanden. Diese Bewegung müßte universalhistorisch erklärt wer»
den, wenn der Versuch, sie in ihrem Ablauf genau darzustellen, unternommen
werden sollte. Man müßte von der Entstehung der Industrie und der Grob-
stadt, von n'uen Resultaten der Naturwissenschaften, von der Demokratisirung
der Völker und von vielen neugestaltenden Tendenzen in der modernen Ge»
sellschaft sprechen. Auch müßte darauf hingemiesen werden, daß diese Geisler»
revolution besonders heftig und schrankenlos in den Ländern war, mo nationale
Traditionen und soziale Konventionen nur schwachen Einfluß haben, und daß
die geistige Fluthwelle am Fruchtbarsten von Völkern mit allgemein giltigkn,
festen Lebensformen genutzt werden konnte. In dem noch nicht konsolidiiten
Rußland hat die Bewegung, wenn man von einigen mysteriös herrlichen
Früchten der epischen Kunst absieht, die Formen eines düsteren, gemaltsomin
Nihilismus angenommen; in Frankreich und England dagegen hat sie der so»
zialen Moral und der Kunst beträchtliche Förderung gebracht und nur zerstört,
um gleich auch neu auszubauen. Deutschland liegt zwischen diesem östlich«
Reich und diesen westlichen Ländern nicht nur geographisch in der Milte. CS
dankt dem nothmendig gewordenen Kulturkampf viel; dennoch ist es ohne Er»
schütterung des sittlichen Gleichgewichts nicht abgegangen. Wir haben in un»
serem neuen Reich, wo der Materialismus eines überschnellen Aufschwunges
feindlich mit den neuen Geistesidealen zusammengetroffen ist, das Nihilistische
der Biwegung Keffer übermunden als d« Russen, aber nicht so gut wie Eng»
ISnder und Franzosen.

Als die Auseinandersetzung begann, bei uns um die Mitte der acht»
ziger Jahre etwa, stand ein ganzes Geschlecht den mit den Siegeszeichen von
1570 roch geschmückten Vätern mit dem Recht einer groß wollenden Jugend
gegenüber. Bei den Söhnen war, im Gegensatz zur wohlverdienten Ruht'
bedürftigkeit der Väter, der vom Tagesinteresse gelöste Wille zu freierer Si»>
lichkeit. Das, wogegen die Jugend im Moralischen, Künstlerischen, Sozialen
und Gesellschaftlichen kämpfte, mar wirklich Werth, verneint zu werden. Darum
mar es ein schöner Anblick, als sich der Nachmuchs mit stürmischer B>:gei»
sterung erhob und sein Recht, Welt und Leben selbständig neu zu begreljen,
geltend machte. Aber den Versprechungen dieser ersten Begeisterung entspricht

Sie Voiurlheillosm.
zur Hälfte kaum die konkrete Arbeit, Es ist bezeichnend, daß die neuen Ideale sich bis heute sogar fast nur literarisch und in geroissen Kreisen gesellschaftlich durchgesetzt haben, daß sie aber nirgends schon tief ins Leben des Volkes ge- drungen find. Staat und Gesellschaft ruhen nach wie vor auf den alten Grund» tagen; die Fundamente sind von der Bewegung, die alle Werthe umwerthen Wollte, nicht erschüttert worden. Selbst im eigentlichen Bezirk der revolu- tionären Idee, in der Kunst, find viele der Grundsätze, für die damals mit dem Aufgebot aller Kraft gekämpft wurde, schon wieder preiSgegebm morden und nach dm endlosen Diskussionen über Raturalismus, Psychologie und Stoffmahl erwacht der alte Drang, mit Hilfe damals grundsätzlich bekämpfter Traditionen wieder zur Ordnung, zur Stilform zu gelangen. Dem christlichen Lieben Gott hat die atheistisch wilde Bewegung nichts anzuhaben vermocht und selbst die gute alte Großelternmorcü hat die Jnfamirungen, die ihr zu Theil geworden sind, bei guter Gesundheit überstanden. Die Ulsache dieser relativ geringen Wirkung einer heftigen und groß geplanten Anstrengung ist i» einem fundamentalen Jrrthum zu suchen. In einem Jrrthum, der in einer Schwäche des Lebensgefühls wurzelt. Er besteht in der Annahme, die Kon- «mtionen, Ueberlieferungen und Lebensformen, gegen die der Kampf sich rich» tete, seien Produkte philiströser Willkür und darum ganz und gar auszurotten. Da sich das Beschränkende im Moralischen, Religiösen, Künstlerischen und Gesellschaftlichen oft als schädlich erwiesen hatte, entstand der Trugschluß, die Beschränkung an sich sei schädlich. Man kam zu der allzu wohlfeilen Fol» gerung, die Persönlichkeit sei nur sich selbst und ihrer freien Entschlußkraft tlberlaffen. Daß solcher unsoziale und jugendlich unoriginelle Gedanke durch, bringen und daß er bis heute in gewissen Kreisen Geltung behaupten konnte, ist durchaus als Anzeichen der Unkraft zu nehmen. Denn die Verneinung «llen Zwanges, mit einem Hinweis auf das Natürliche der persönlichen Leiden» schaft, ist verkappte Sentimentalität.

Diese Halbheit hat verschuldet, daß den meisten Arbeiten der Er» neuerer die Stilmerkmale der Negation anhaften. Das sind: Kritizismus und Naturalismus, Luft an der Tendenz und am Prosaischen. Nicht nur für die Gebiete der Kunst gilt Dzs; auch die neuen Gedanken der Moral, der Re« ligion und des Staatsgefühles warm imm,r mehr oder weniger tendenzvoll naturalistisch. Nirgends gingen sie eigentlich weit über die scharfsinnige «on» ftatirung bestehender Zustände, bestehender Mißstände hinaus. Sie vermochten fast nie bis zum Letzten vorzudringen, weil Niemand Etwas von Gesetz, Roth» roendigkeit und Beschränkung hören mochte, weil weniger aus angeborener kon» snvaZwer Gesinnung revolutionirt wurde als aus einer Selbstsucht der un» disz'vliniiten Begabung, Sicherlich wurde Hohes und Reines erstrebt, etwas IS'

Tie Zukunft,
im Instinkt richtig Empfundenes. Die Wortführer der neuen Generation wollten^
in allen Dingen des Lebens wieder die natürliche Kausalität erkennen und'
Blicke ins UrznftSndliche thun. Die Triebe zum Natürlichen steigerten sich
bis zur Leidenschaft und der Kampf gegen die geistige Trägheit nahm Züg«
heroischen Zsrnes an. Aber die Triebe waren nicht genialisch; die Einsicht
reichte zur Analyse, nicht zur Synthese. Da der Blick die tieferen Kausal-
gesetze im Religiösen, Sittlichen, Historischen und Aesthetischen nicht gleich vom
neuerworbenen Standpunkt aus erkennen konnte, nahm man eilfertig an, Zu-
sammenhänge seien gar nicht vorhanden. Die Zuversicht zu einer ewigen Ord-
nung in Welt und Lebm wurde schwer erschüttert. Hinter den Dinge« sah
man das Chaos oder einm nur mechanischen Kreislauf der Kräfte. Und aus
solchen Ideen und aus der darin wie ein Gift verborgenen heimlichen Ver»
zmeiflung vermag die Schaffenskraft nicht dauernde Werke hervorzuzwingen.
Wir mögen die Resultate der Erneuerer betrachten, von welcher Seite
wir wollen: immer sehen mir uns zu ernster Achtung genöthigt, aber ganz
selten nur werden mir restlos überzeugt und dem Neuen gewonnen. Wir
lieben und ehren ein paar starke Peisönlichkeitm, die für sich selbst zu ab-
schließender Meisterschaft gelangt find; aber ihre Bedeutung wurzelt immer
auch in ihrer durch Tradition starken Bürgerlichkeit, in ihrer Selbstbeschränkung^
Bescheidenheit und Handmerkstüchtigkeit. In jeder Zeit halten sie das be-
deutend Entwickelnde geleistet und sie find also nur bedingt als Zöglinge der
neum Freiheitbemegung zu betrachten. Ein Volk hat aber noch keine Kultur,
wenn es ein paar starke Charaktere, hat keine Kunst, wenn es einige vortreff-
liche Künstler hat. Und Das eben wollten die Erneuerer doch: eine Kultur, eine
Kunst für die ganze Nation, geistige Zustände, worin auch der Schwache zur
Kraft gelangt. Das neue Drama und eine psychologisch vertiefte Epik wurden uns
dargk boten; aber welchen thätigen Geist treibt es leidenschaftlich ins Theater^
u,n ein modernes Stück zu sehen, wer greift in kurzen Feierabendstunden z»m
Buch eines dieser neuen Welterklärer, wenn er nach weisen Worten des Lebens
begierig ist? Wer geht nicht, bei größtem Wohlwollen für die neue architek-
tonische Kunst, auch, wenn er all seine Kraft ihrem Werden und Wachsen wid-
met, schließlich immer wieder zur Baukunst der Alten, die nicht gute Grund-
sätze und Tendenzen darbietet, sondein lebendig athmenoe Schönheit! Wer
liebt die an uralten Traditionen erzogene Malerei des alten Holland und
Italien oder des neuen Frankreich nicht mit temperamentvollerer Zärtlichkeit
als die des eigenen Landes! Wem imponirt nicht eine rechte, mannliche Gott-
gläubigkeit mehr als der monistisch darwinistische Mischmasch ganzmoderner Philo-
sophen! Und wem macht nicht die von hundert Vorurtheilen durchsetzte ein-
fache Moral des Bauern mehr Freude als die moralinfreie Aufgeklärtheit der

Literarischen! Edle Kultmversuche werden uns jeden Tag noch in Fülle dar» geboten; doch bedeutet die Aufhäufung dieser Werthe immer noch nicht den Anfang neuer Kultur. Starke und mehr noch sehr bewegliche Geister umgeben uns, die in einem Punkt mit ihrer Erkenntnißkraft tief genug immer dringen; dennoch gelangen die meisten dieser ewig „Jungen" nicht zu den Quellen, aus denen die neues Leben gebärende That fließt. Was sie schaffen, ist ein An» "fang und auch ein Ende, nicht aber ein Glied zwischen Gestern und Morgen. Weder im Denken noch im Thun werden sie klassisch ruhig; und da sie über das Problematische nicht hinauskommen, machen sie die Problematik zum eigen:» lichen Kunst- und Lebensmotiv. Gelangen sie in ihrer Spezialistenarbeit da- hin, in einem Punkt doch den Werth der Tradition und der Beschränkung zu erkennen, so wenden sie diese Einsicht nicht aufs Ganze an, weil sie nicht fühlen, wie das Eine organisch am Anderen hängt, weil sie die Ordnung in» nerhalb der Natur nicht empfinden, sie nicht empfinden wollen. Und DaS eben raubt all ihrem Thun die heitere Ruhe, die bejahende Weisheit; Eigenschaften, die allein im Stande find, ein Werk im edlen Sinn volksthümlich zu machen. Der Emigkeitinstinkt ist einer ganzen Generation getrübt und darum auch der le- bendige Zeitsinn. Die vom Vorurtheil Befreiten sehen Chaos außer sich, weil es in ihnen ist; sie gelangen nicht zur höheren Freiheit, weil der Stolz auf ihr Bischen Freidenkerei. die Furcht vor der Unfreiheit sie daran hindert. Die Revolutionäre von einst vermögen nicht konservativ zu werden: da ist ihre Unzulänglichkeit, Alle großen Erneuerer aber, Luther, Cromwell und Napoleon, Goethe, Kant oder selbst Jbsm haben das Leben nur zu revolulioniren vermocht, »eil sie das e«ig Nothmendige in seiner Urbedeutung aufs Neue zu erfafsen mußten, weil sie die Menschheit in einer zeitgemäßen Form mit sich selbst und mit ihren ewigm Daseinsbedingungen bekannt machten, weil sie die Wahrheit erkannt, die bei keinem Einzelnen ist, sondern immer nur bei Allen. Sie konnten re» «lutioniren, weil sie das Bleibende im Wechselnden meinten. In Gedanken kühn zu sein, ist an sich nichts Großes. Der Schwächste kann sich eilfertig dazu bringen, vis Ungeheuerliche zu denken und auszusprechen. Nicht darauf allein kommt es an. Auch die Gefahr ist zu vermeiden, sich in die Kühnheiten des Denkens ihrer selbst wegen zu verlieben. Unerhörten Gedanken gegenüber kann man Gradbes Faustmort dahin variiren: „Zeige mir die Idee, die ich nicht kühner, den Ge» turkm, den ich nicht frecher denken könnte." Denken ohne Thun ist Lehre >hne Leben, ist ein Spiel für Unmündige und Gewissenlose. Aufgeklärt sein, hei^t nicht, sich frech zum Einzigen zu machen; aufgeklärt ist vielmehr, wer die eigene Relativität fühlt und dieses Gefühl zur Basis des sittlichen Wol» iens macht, wer das im Instinkt liegende Pflichtgesetz, das der Menschheit >em Gesez der Selbsterhaltung ist, mit Bewußtsein nachschafft.

Die Zukunft.

Es braucht nicht mit Augurentieffinn von literarischen Geistern verkündet zu werden, daß an sich nichts unsittlich oder sittlich ist, daß es dizu erst vom menschlichen Denken gemocht wird und daß die jeweilig herrschenden Konvnr rionen der Sitte nur bedingte „Wahrheiten" find. Man kann Das wissen und doch diese Konventionen für segensreich, nothwendig und edel halten und eine Gefahr darin sehen, wenn die einmal giltige Lebensform ohne zureichendes Recht verletzt wird. Das ist das Unmoralische: giltige Konvention ohne zureichendes Recht zu verletzen. Dieses Recht verleiht nicht ein selbstgefälliger Freiheitidealismus, sondern nur die selbstlose Liebe zum Ganzen, der Eifer für das Wohl der Allgemeinheit, die Einficht ins Notwendige. Wer für einen sozial« Werth, den er verneint, der Gesellschaft nicht einen besseren, wenn auch nur von fern, weist, ist frivol. Das Gewissen sagt ihm auch stets, daß er es ist, mag er sich selbst noch so laut überschreien. In Allem, was irgend» wie historisch geworden ist, lebt auch Notwendigkeit; die selbe Nothwendig» keit, die wir einer Pflanze, einem Thierorganismus gegenüber intuitiv als Schönheit und Zweckmäßigkeit, als kosmische Harmonie empfinden. Nnd Roth» wendigkeiten können nur durch Ihresgleichen erfetzt werden. Wer erkennt, daß auch daS sozial, von Alters her Gewordene „geprägte Form ist, die lebend sich entwickelt", oder daß sie eS doch einmal war, Der weiß auch, daß die Mensch- heit ohne Formen, ohne Konventionen nicht einen Tag bestehen könnte, Und er segnet den Zwang, der unser Wesen in die Tiefe nöthigt. Erst von solchem Standpunkt aus läßt sich fruchtbar dann revolutioniren, läßt sich das Ur- sprüngliche und nothwendig Sinnvolle wiederherstellen.

Daß der Mann, dem es um THStigkeit zu thun ist, seine Freiheit nur entfalten kann, indem er in höherer Weise dient und gehorcht: Das ist ei, was dem Selbstgefühl unserer Aufgeklärten beschämend scheint. Daher diese- epidemisch grassirenden Vorurtheillofigkeitideen, in denen doch eben so viel Vor» urtheil enthalten ist wie im trübsten Philistermeinen. Darum ist auö dem Willen zur Freiheit nur eine Bohömekultur hervorgegangen, die nicht ins Volk, nicht in die Tiefe und nicht zur Höhe des nationalen Lebens zu dringen ver» mag. Die Apostel der Freiheit und Vorurtheillosigkeit bleiben im Handel» fast immer Bourgeois. Gaben und Talent wachsen mild in dieser Zeit patho» logischer Nervengereiztheit; aber sie find kaum mehr als künstliches Spielzeug für große Kinder. Darum ist die talentreiche Zeit so bettelarm an großen Charakteren. Die Aufgeklärten haben lebhafte Eindrücke, aber keinen Willen; überall wird analyfirt, nicht gestaltet, man ist kritisch und logisch, nicht schöpferisch. Dem lebhaften Intellektualismus gesellen sich gern feminines Ge» schmScklermesm, KynismuS und Zmeifelsucht, neben der geistigen Beweglichkeit- sehen wir überall ein schlaffes Hinschlendern und die heimlich heranschleichende

Die Bormthelllosen,
Verzweiflung führt den Geist unbemerkt in die Jrrgange eitler Ichsucht hin«
ein. So geschieht eS, daß der Neuerer, der die Kampsbahn der Zeit als Feind
des Philistermaterialismus betreten hat, selbst als ein übler Materialift da»
steht. Noch mehr: daß durch ihn, den geistigen Vertreter einer laut bramar»
basirenden Minorität, den Vernichter aller „Vorurtheile", die allgemeine Ge»
nußsucht und Zügellosigkeit mit vortrefflich klingender Logik legitimisirt wer-
den. Während er theoretisch die Staats» und Gesellschafteinrichtungen negirt,
gründet er doch seine ganze mirthschaftliche und gesellschaftliche Existenz daraus;
und mährend er sich mit brutalem Egoismus seiner Reizsamkeit hingiebt, thut
er, als führe er die Menschheit zu neuen, nie geahnten Zielen.
Das Bohöinehafte der neuen Geisteskultur zeigt sich darin, daß sie sich
im Wesentlichen literarisch giebt. Sie steht zu drei Vierteln auf geduldigem
Zeitung, und Zeitschriftenpapier. Die neue Kunst, Poesie, Kritik, Politik und
Moral: Alles riecht mehr oder weniger nach Holzpapier. Ein goethischer Geist
roürde viele Motive für eine literarische Walpurgisnacht finden. Ein ganzes
Literatengeschlecht, das zur Hälfte doch aus Männern besteht, denen die Haare
schon grauen, stürmt durch die Korridore der Zeitgeschichte wie der Bakka-
laureus im „Faust". AlleS bleibt Raisonnement. Gelangt einer der Gedanken«
revolutionäre einmal zu einer Stellung, wo er dem konkreten Leben praktisch
dienen muß, so wandelt er sich gleich, wie es der radikale Sozialist etwa thut,
dn auf einen Ministersessel gehoben wird. Das Freiheitideal schrumpft dann
zum Ornament ein, zur Schaumünze, die man bei der Arbeit ablegt.
So sind, zum Beispiel, die Begriffe Persönlichkeit und Originalität ge»
fälscht morden, kaum daß sie der Philisterfefseln ledig waren. Als Jndivi»
dualitSt gilt nicht mehr der Mann, der seine Kräfte aufs Höchste entfaltet,
während er sich als Werkzeug der Nothmendigkeit fühlt, und der vollständig
nn Sachlichen aufzugehen strebt, sondern Einer, der sich ander? giebt als der
Durchschnitt, der gewisse Sonderzüze auffallend wie ein Wappen zur Schau
trögt und sich von der „Heerde" im Denken und auch wohl in der Erschein»
ung augenfällig abhebt. Originell ist dem Modernen daS Neue, noch nie Ge»
dachte und Ausgesprochene, das Unerhörte, womit der Philister erschreckt wer-
de» kann. Das führt dann konsequent zur Lust am eitel Paradoxen, an der
Geistreichelei und Besonderlichkeit, zu einer Disposition also, woraus Sno-
bismus, Geziertheit, ja, selbst Lüge und Gewissenlosigkeit hervorgehen. Jeder,
den OriginalitStsucht zwingt, in Paradoxen zu denken, verliert die feinere Ge»
roifsenskultur und verfällt ganz von selbst der Unordnung und der geistigm
Bohememanier. Er mag noch so Richtiges und Eigenthümliches sagen: hart
neben der Wahrheit wird immer die Lüge, neben dem echten Gefühl die alberne
Geckerei stehen. Die Luft an der wirksamen Pointe, an der Sensation tritt

vor die Sachvernunft und macht, daß jede neue Erkenntniß in ihrer Bedeutung übertrieben und zu Tode gehetzt wird, als roäre Aehnliches noch nie gedacht morden; der Literat, der mit ernster Miene, als Ritter der Freiheit und Wahrheit, daherkommt, verläßt die Arena oft genug mit einem Purzelbaum, als Hanswurst.

Im Religiösen befiehlt das Ideal der Borurtheillosigkeit seinen Jüngern, sich über das Wort Gott, wo immer es auftaucht, unbedingt lustig zu machen. Wer an ewige Dinge glaubt und das Christenthum ehrt, ist ein Trottel oder ein Heuchler. Wer von Gesetz und Notwendigkeit spricht, ist eine komische Figur. Da man erkannt hat, daß^alle Formm der Religion relativ find, wird einfach verkündet: AUeS Schwindel! Religion ist gut für die Heerdenthiere, Moralgesetze sind nur für die Dummen. Gottfried Keller läßt die fromme Großmutter zu dem heiter ungläubigen Jukundus, den sie beim Lesen der Bibel trifft, sprechen: „Mein Herr Philosoph, ich glaube immer, Du hast doch ein klein Wenig Gottesfurcht!" Und er läßt Jukundus gelassen antworten: „Ich glaube, der Sache nach habe ich wohl Etwas wie Gottesfurcht, indem ich Schicksal und Leben gegenüber keine Frechheit zu äußern fähig bin." Wie unbequem unmodern von Meister Gottfried! Das Wort Gottesfurcht erregt bei einem recht Aufgeklärten nur Heiterkeit oder Wuth. Frechheiten gegen Schick« sal und Leben zu äußern: DaS ist nachgerade zum Merkmal freier Gesinnung geworden. Ganz gewiß ändern Gläubigkeit und Ungläubigkeit nicht das Ge> ringste am Charakter und am Willen eines Menschen; man ist mit und ohne Shristcngott genau der Selbe. Wohl aber verdirbt diese eitle Freude an der eigenen Geistesfreiheit den Charakter. Wo Kynismen und Frechheiten gegen das Ewige Brauch werden, da muß das Ehrgefühl leiden. Daß es wirklich so ist, beweist die dourgeoismäßig liberale Kümmerlichkeit der Ehrbegriffe in den Kreisen der unentwegt Modernen. Jeder Vorurtheillose redet über die Ehre ungefähr wie Filstaff. Das Duell lehnt er „grundsätzlich" ab, versteht es aber auch nicht, sich im Umgang mit Menschen mit natürlicher Würde jede Kränkung fernzuhalten; vielmehr bringt ihn sein vorlautes Wesen in hundert zweifelhafte Situationen. Er ist nicht bis zum Aeußersten muthig, weil er die Sache nicht über sich stellt. Beleidiger und Beleidigter sitzen zusammen auf dem Sopha und debattiren literarisch über ihren Fall; oder sie laufen vor den Richter, wie Gevatter Schuster und Schneider. Gerade diese Formlosigkeit aber, die schutzlos macht, ist dann schuld, daß die Vorurtheillose» gegen Angriffe und Kränkungen grenzenlos empfindlich sind. Denn mahrhafte Philosophen sind sie ja auch nicht. Man erzürnt und verträgt sich in den Kreisen der Frei- denker so oft und so leicht, 5asz Einem unwillkürlich das sehr bekannte Sprich» mort in den Mund kommt. Stoff für einen aristophanischen Groteskendichier.

Die Borurtheillosen,
Die Ueberlieferunglofigkeit in Dingm der Religion und Moral, die immer rur mit schwankenden Empfindungen, nie «nt klarem Bewußtsein operirt, Zufzeit sich in der Politik als ungeschichtliches Denken. Die Abneigung gegen Alles, mis wie Gesetzlichkeit aussieht, führt dm Modernen im politischen Meinen oft dazu, in der Vergangenheit nichts zu sehen als eine Anhäufung von Zufälligkeiten und Willkürlichkeiten, der Gegenwart gegenüber nihilistisch zu sein und in Gedanken an die Zukunft romantisch. Der Theoretiker des Anarchischen verneint unbedenklich ganze Stände, behandelt ganze Gesellschaft-Keise wie nichtswürdige Individuen und verliert sich, wo er doch rings um-.hegt ist vom Sozialen, wo er der staatlichen Organisation sein Behagen ver> dankt, in politischen Jndifferentismus oder in eine jämmerliche Verachtung des Staates, Es ist kein Zufall, daß von den modernen Revolutionären, von all dm Trägern bedeutender Begabungen, nicht Einer schon als Staatsmann «der Politiker Beträchtliches geleistet oder sich nur auf diesem Gebiet schon «ersucht hat. Wer die Nothmendigkeit von Gesetz und Konvention nicht be-greift, kann nicht herrschen und regiren. Der verstockteste Junker mit erstarrten standestraditionen, der philisterhafteste Bourgeois ist ihm darin überlegen. Als Frondeur. Raisonneur und Bohemien muß dieser wunderliche Freigeist e«ig abseits bleiben; niemals kann er unmittelbaren Einfluß auf den Gang der Ereignisse gewinnen. »
Wahre Verwüstungen richtet die Vorurtheillofigkeitmanie aber in der Familie an, weil die das bequemste Ezperimentirfeld bietet. Es versteht sich, daß die Eheleute ostmtati» aus der Landeskirche austreten. Freilich weiß man oft nicht, ob es aus Grundsatz geschieht oder, um die Kirchensteuer zu ersparen. Mit beleidigendem Erstaunen hört der freie Geist, daß man sich auf dem Meldezettel immer noch als evangelisch bezeichnet. Pfui, eine Lüge! Die Eltern roürdcn glauben, sich mit Schmach zu bedecken, wenn sie ihre Kinder taufen ließen oder wenn sie sie gar zum Abendgebet anhielten. Leichtfertig be» handeln sie das Kind wie einen Erwachsenen und nehmen seiner fragenden Einbildungskraft die Stützen der durch ihr Alter ehrwürdigen und poetisch Verklärten Religion. In Jahren, wo das Kind sich unmöglich schon selbst Pflichten vorschreiben kann, wird ihm das immer noch höchste Pflichtgesetz, das mir in symbolisch allgemeinverständlicher Form weitergeben können, verächtlich gemacht. Mit ihrem Denken und Fühlen sollen die Kleinen beginnen, wo die aufgeklärten Eltern nach schweren inneren Kämpfen gelandet sind. Die Frage, wo das Kind dann enden kann, wird nicht aufgeworfen. Es war Hebbel, -ein Heiliger der Modernen, der davor warnte, etwas geschichtlich Gewordenes zu zertrümmern, bevor man Besseres zu bieten hat.
.Doch die müde Welt
ist über diesen Dingen eingeschlafen.

die sie in ihrem letzten Kampf errang,
und hält sie fest. Wer sie ihr nehmen will.
Der weckt sie auf. Drum prüf' er sich vorher,
ob er auch stark genug ist, sie zu binden,
wenn sie, halb wachgerüttelt, um sich schlägt,
und reich genug, ihr Höheres zu bieten,
wenn sie den Tand unwillig fahren läßt."

Was haben moderne Eltern ihren Kindern als Ersatz zu bieten, außer' einer rmgen Lehre von der Verachtung des Vorurtheils? Nicht einmal das Beispiel eines edlen Lebens in Zucht und Ehren. Natürlich ists für de» moralischen Werth des Erwachsenen gleichgiltig, mir er daS Gehcimniß von L.ben und Tod begreift; nicht gleichgiltig aber ist, wenn er dem Kinde die sinnfälligen Symbole in Jahren raubt, wo es des Gleichnisses am Meisten bedarf. Das eben ist charakteristisch für die Planlosigkeit der modernen Er« ziehungsgrundsätze, daß man das Gemüth des KindeS verwildern läßt, während man es „aufzuklären" meint, Es ist die Schwache, die gesunden geistigen Zwing suchtet. Unsen Epoche wird das Zeitalter des Kindes genannt. Man heuchelt, als seien die Erwachsenen nur der Kinder wegen da; was ja als Ausdruck der Selbsteinschätzung dann sehr charakteristisch ist. Aber trotz allen liberalen Scherzen von der Erziehung zur Kunst oder von sexueller Ausklärung werden aus den Jungen und Mädchen nicht höhere Wesen, sondern kokette, unsrohe, freche und blasirte Rangen, respektlos in jedem Wort, trotz frühen schöngeistigen Interessen ohne Ehrfurcht und müde schon in Jahren, wo das Leben uns Altmodischen erst recht begann. Kinder von „freien Menschen" sagen Erwachsenen Dinge ins Gesicht, daß es Einen in den Fingern juckt; und die Großen lachen darüber. Jungfrauen betragen sich, die Cigarette im Mundwinkel, wie verkleidete Gymnasiasten und die jungen Männer beginnen mit der Weltverachtung bei ihren Eltern. Im Namen Nietzsches womöglich. Takt und Bescheidenheit sind verschwunden, ehrbare gesunde Zucht gilt für philisterhaft. Darum kommt es nie zu einem rechten Familienleben. DaS heißt: die Familie wird dem Kind nie symbolisch für die Staats- und Ge«^ sellschaftordnung. In modernen Bohpmefamilien herrscht eine Stimmung, als lebte sie ständig auf dem Bahnhof odrr im Wirthshaus. Eltern und Kinder lassen sich gehen, daß Einem übel wird. Dem Kind behagt die „Freiheit" natürlich; wird es aber älter, so flucht es seiner Erziehung. Bisher lockte « die modernen Dramatcker und Epiker, immer wieder den Kamps von Vätern und Söhnen darzustellen und der Jugend Mitleid bei den Zuschauern zu. erwecken, weil sie von der sinnlichen Fülle des Lebens durch die starren Ge» sinnungen des Alters zurückgehalten wird. Nicht lange kann es mehr dauern.

Die Vormtheillosen,
bis das Drama des Kindes geschrieben wird, das an allzu großer Freiheit zu Grunde geht; die Tragik des Mädchens, das zu früh schon die innere Unschuld einbüßt, und das Schicksal des Jünglings, dem falsche Freiheit die Energie lahmt. Lebensfrüchte, die faulen, ehe man sie bricht. Es wird gezeigt werden, roie die Väter und Mütter, die es „so gut meinten" (wie früher Meister Anton eS gut meinte, als er die arme Klara ins Waffer trieb) wieder als Angeklagte vor ihren Kindern stehen. Schuldbewußt und ahnunglos zugleich. Der Unterschied ist nur, daß in diesem Bild vom Kampf zwischen Vätern und Söhnen alles Heroische fehlen wird. Wo die Jugend früher aktiv die Idee der Zukunft vertrat, da wird sie nun pzssiv sein, ein dem Untergang geweihtes Geschlecht.
„Man könnt' erzogene Kinder gebären, wenn die Eltern erzogen mären."
Es ist die altgemordene Kindhaftigkeit der Eltern, die Form der Ehe, «as die Kinder verdirbt, ehe sie sich entwickeln können. Ja, darf man von Ehe überhaupt sprechen? Mann und Frau laufen zusammen mit dem beruhigenden Bewußtsein, sich wieder trennen zu können. Im Namen Goethes wird das „Recht der sexuellen Freiheit" verkündet. Freilich ist Das in den meisten Fallen nur eine Gedankenfrucht; aber sie schmeckt schon bitter genug. Was dem Ernsten zum unausrodbaren Lebensschicksal wird: die Begegnung mit der Frau, die er liebt, oder auch die Trennung von ihr, Das ist den „Freien und Reifen" Spiel und Karneval. Zu den Lehrsätzen neuer Elkenntniß gehört ja, das Animalische für sakrosankt zu halten. Besonders ist man in Künstler^ und Literatentreisen auf alberne Unfittlichkeiten stolz Man thut sich brünstig zu« sammen, geht friedlich auseinander, wenn man sich genoffen hat, und die Kinder werden „getheilt". Dann wird das selbe Lied noch einmal oder noch ein paarmal von vorn begonnen. Es gehört zum Programm, über die Ehe als soziale Institution zu spotten. Wer einen Ring trägt, ist geistig zurückgeblieben; «er sich kirchlich trauen läßt, ist ein Idiot oder ein Streber. Daß das Ge» schlechtliche in der Ehe das Wenigste ist und was sie bedeutet und sein kann, «hnt man nicht einmal. Goethe, der so viel Angerufene, nannte die Ehe tiefsinnig eine „Synthese des Unmöglichen". Er meinte, der Mensch stelle mit der Ehe, ähnlich wie mit dem Unsterblichkeitglauben, eine Forderung an sich selbst, so hoch, daß er sie niemals ganz erfüllen könne. Darum hielt er ren Tedanken der Ehe für dm „Gipfel aller Kultur". Unseren Freidenkern sagt dagegen mehr die feuilletsniftische ErklSrungskunst MaupaffintS zu, wonach die Ehe am Tage ein Austausch von schlechter Laune und nachts ein Austausch schlechter Gerüche ist. Nichts leichter, als über die Ehe zu spotten, weil im steten Nebeneinanderleben zweier Menschen noth wendig alle kleinen Menschlich» leiten anschaulich an die Oberfläche kommen müssen und weil der tiefere Sinn

Die Zukunft.

-stets unwägbar und oft ein nur geahntes Geheimnis; zwischen Mann und Frau bleibt. Der Materialismus der Freiheitlichen halt, sich aber nur an das Sichtbare und Kritisirbare; der Egoismus legt aus, wie es den nach Zwang» losigkeit verlangenden Lüsten zusagt. So ist dann die ekle moderne Redensart entstanden, die immer gleichartig beginnt: „Die Liebe ist nichts Anderes als ..." .„Die Ehe, Ehre, Treue, das Leben find nichts Anderes als . . ." „Goethe ergrimmte auss Heftigste über die Redensart: O Du Esel. Du einfältiger Bursche, Du heilloser Kerl, der nach Griechenland läust, um Weisheit zu holen, und nichts Klügeres als jene unsinnige Phrase herausbringt: nichts Anderes. Lauter Negation, lauter Herabsetzung!" WaS hätte er erst gesagt, wenn er in seinem Namen gar den modernen Freidenker hätte behaupten hören, der Mensch sei „nichts Anderes als" die Made im Käse, Genie sei Zufall, Liebe sei Egois» mus, Ehrfurcht sei Vorurtheil. Bequem ist ja solche Phraseologie. Der junge Künstler heirathet vor der Zeit und zeugt muthiz Kinder mit seiner Liebsten; ist er berühmt geworden, so entledigt er sich der Alternden („Aber, Kind, ich bin doch Künstler!") und lebt mit einem schönen jungen Mädel seinem Vergnügen, Und kommt sich gar noch alttestamentarisch vor. Die Frau darf ein uneheliches Kind in die Ehe bringen, der Mann eine Geschlechtskrankheit. Oder die Ueber» einkunft lautet: Rur keine Kinder! DaS Leben soll doch genoffen werden. Für die Zukunft mag die Natur allein sorgen. Der Name, der halb scherzhast einmal einem modernen Lustspiel gegeben worden ist, „Lumpengesindel", ist auf das Bohömeleben der Vorurtheillosen sehr wörtlich anzuwenden! denn es ist immer nur noch ein Schritt bis zur Prostitution.

In gewissen Theilen unserer Literatur ist es ja bis zur Verherrlichung der Prostituirten längst schon gekommen. Der wohllebende Junggeselle spricht vom „kleinen Mädchen" als von einem Opfer der Nothmendigkert. Und er hält den Ehebruch für etwas Geistreiches, die Ehe überhaupt für den größten Schwindel. So kann sich das Geschlechtsoergnügen doch in die Gewänder der höheren Idee hüllen, Goethe läßt sein Gleichen auf dem Schaffst sterben, läßt seine Ottilie verhungern und auch sein Klä'rchen nimmt kein gutes Ende; dennoch wagen unsere knabenhasten Freigeister, sich auf Das, was er als Tragik sah, zu berufen, wenn sie ihre Brunst auf illegalem Wege stillen. Von der rücksichtlosen Genutzsucht im Geschlechtlichen (AuSlebm der Persönlichkeit nennen fies) bis zur Perversion ist dann natürlich nur ein Schritt. Darum begegnet man so ost in den Kreisen der VorurthMosen der konträren Geschlechts« empsindung. Besonders unter den kinderlosen, kranken und vom Mann de« goutirten Frauen, Was wird nicht um die simpelste „Eheirrung" herumgeschrrayt, «m sie ins Licht höherer Sittlichkeit zu rücken! Dabei wird dann die Be« deutung des Geschlechtlichen im Stil der Flegeljahrgesinnung übertrieben, als

Die Borurthkilloie«.
märt der Geschlechtsakt ebin erst entdeckt werden; und so kommt die unbändige Geistesfieiheit eigentlich niemals ganz von den sieben Sachen los. So en5 endloses, mit Zötchen, Anspielungen und Zweideutigkeiten gespicktes Gespräch ron männlichen und «eiblichen Freigeistern über erotische Gegenstände ist nicht nur unwürdig, sondern auch grenzenlos langroeilig. Man möchte den Leutche« zurufen: Geht doch ins Nebenzimmer und thut, roaS Ihr immer nur mit Woiten malt, um endlich zur Sache zu kommen! Aber zur Orgie im klassischen Stil find sie dann auch wieder zu feig und zu impotent.
Himmel, roas für ein Unterhaltungton in den Gesellschaftkreisen der Vorurtheillosen! Selbst Männer, die sehr Wesentliches leisten, entziehen sich »icht dem üblen Brauch, weil sie keine Gesammtkultur haben, weil sie Ma> rionetten eines Talents, einer Tendenz, einer Fähigkeit sind, nicht aber Charaktere.
Neber die Maßen seltsam ist das Erlebniß für Den, der zum ersten Mal mit ehrfürchtiger Scheu eine Gesellschaft gewisser Kreise von modernen Kultur- führern^ besucht, wenn berühmte Männer und Frauen an festlich gedeckter Tafel fitzen. Mit spöttischer Laune und geistreicher Skandalsucht spricht man über Personen und stichelt ironisch an einander herum. Eine Frau, die wie eine sehr elegante Madonna aussieht, erzählt mit heiterer Genugthuung, die ganze Stadt spreche von ihrer Scheidung. Und es sei doch noch gar nicht fo mit. „Nicht wahr, Arthur?" Dem Neuling demonstrirt ein berühmter Künstler, er habe ein^Gedicht gelesen, defsen eine Strophe nur aus dem einzigen Wort Sonne und im Uebiigen nur aus Bindestrichen bestehe. Es sei großartig; die „ganze Impression" sei darin. Schiller ist ihm gräulich und Raffael gilt ihm als Heuchler. Dieser Radikale fitzt zwischen zwei geschiedenen Ehepaaren, die sich über Kreuz wieder verheirathet haben, so daß jede Frau ihren beiden Männer und jeder Mann seine beiden Frauen zur Stelle hat. Der Neuling weiß von nichts und redet die eine der ihm von früher bekannten Frauen mit ihrem alten Namen an, worauf ringsumher ein jubelndes Gelächter los» bricht.^ Ein'Schriftsteller, dessen Werke die Jugend verschlingt, berichtet über den Inhalt eines verbotenen Theaterstückes, das er genial nennt, weil der Liebe Gott darin in Person als ein alter Idiot auf die Bühne gestellt wird.
Und auf eine im Dialog diskret geflüsterte Andeutung, die Schwäche eines Künstlers, von dem eben gesprochen wird, könne in den Folgen seiner unheil- baren Geschlechtskrankheit zu suchen sein, rust der Angeredite laut über den Tisch, LueS sei die stärkste Förderin des Talentes. Dazwischen fallen gute, ja, liefe Bemerkungen über Fragen der Kunst und des Lebens. Während hier ein Dichter von Ruf systematisch von seinen Freunden betrunken gemacht wird und die Damen mit ihren Nachbarn heiter zoten, hört man Worte mahrer und tiefer Empfindung, erlebt man Aeußerungen echten Temperamentes. Alle

DK Zukunft,
diese Leute scheinen anders zu sprechen, als ihnen zu Muth ist-, ihnen sche nt die Frechheit das eigentliche Wappen der Freigeistigkeit. Und doch sind es «icht Ignoranten und noch weniger Nichtswürdige. Jeder Einzelne hat ein Talent und nimmt es nnst damit; und Mancher hat schon Bedeutendes geleistet. Während diese Menschen im Grunde gut und selbst edel sind, zeigen sie sich ängstlich beflissen, als Kyniker und Gesetzlose dazustehen. Aber dieser Unverstand schleicht sich unmerklich dann auch in ihre Arbeit und macht sie brüchig. Dem Thun und Treiben fehlt nicht nur der Takt und die feinere gesellschaftliche Kultur, sondern auch natürliche Würde und Haltung. Der Wirth achtet nicht seine Gäste, denn er steht in der Ecke und spöttelt mit guten Bekannten über Einige von Denen, die er selbst zu sich geladen hat; und die Gäste achten nicht den Mann, an dessen Tisch sie sitzen. Man ver» «chtet natürlich das Geld, aber gerade darum braucht man einen hübschen Haufen davon; man ist Bohdme, aber fürchtet doch die Armuth, wie kein Laster gefürchtet wird. DaS Leben wird als Spiel genommen. Das röcht sich mit unheimlicher Konsequenz, Während die Freien verzückt von JbsenS Bürgerdramen sprechen und im Philisterleben als Psychologen nach versteckter Tragik spüren, werden sie selbst zu Objekten heimlicher Tragoedien. Sie wohnen in ganz unromantischen Miethetagen und leben in dem gar nicht phantastischen Milieu der Jugendstilmöbel. Aber auch hinter ihren weiß» lackirten Thüren und den modern bemusterten Vorhöngen hockt mit lauernden Krallen der Erinnyen schreckliches Geschlecht.

Schädliche Erscheinungen des Aufklärungidealismus zeitigt auch die moderne Frauenbewegung. Bittere Nothwendigkeit sozialer Verhältnisse, dmen der Einzelne nicht ausweichen kann, hat die Frau ins Arbeitgetriebe des Mannes hineingestoßen und sie zu seiner Konkurrentin gemacht. Die Noth der an all^u hastigen Entmickelungen krankenden Zeit hat sie aus der Rolle ihres natür» lichen Wirkungskreises auf den Arbeitmarkt der Nation getrieben und der nackte Kampf ums Dasein verwehrt ihr, die naturgegebene Harmonie so auszubilden, wie es zu ihrem und des ManneZ Glück nothmendig märe. Daß die Frau der unausweichlichen Noth muthig entgegengegangen ist, mar tapfer, aber cs war ein grausamer Jrrthum, in dieser Versklavung eine Befreiung zu erblicken. Statt den Zwang zur Männerarbeit als ein nur für gemisse Zeit nolhwen' diges Uebel zu betrachtm, das übermunden werden muß, hat die moderne Frau mit hysterischem Ucberschmang gethan, als würde sie nun von einem urallen Joch befreit. In Folge dieses fundamentalen Jrrthums ist auch sie, ange» feuert und unterstützt immer vom liberal gesinnten Mann, in geivissen Kreisen dem Fieiheitroahnsinn verfallen; auch sie bejubelt nun ekstatisch jedes übe» wundcne „Vorurtheil" und verkannt im Namen der Natürlichkeit uns des>

Kulturfortschrittes das Wesen von Natur und Kultur. In dem Drang, es dem Mann in allen Dingen gleich zu thun, müht sich die moderne Frau mit bemitleidenswerthem Eifer um uirkeusches Wissen von Dingen, die ihr nicht Außen bringen; sie giebt leichtherzig roerthoolle Formen der Sitte als tote Voiurtheile auf und glaubt, sich hinaufentwickelt zu haben, wenn sie sich Mimisch geberdet. Einige der Folgen find entsetzlich. Ein Geschlecht von «rarbeiteten, vergrämten, freudlosen, dreisten und vermännlichten Frauen kommt herauf, unfroh zum Gedüren, unfähig, gesunde Kinder zur Welt zu bringen und sie harmonisch schön zu erziehen; ein Geschlecht von Mädchen, häßlich gekleidet und salopp in der Haltung, das den Mann als „Unterdrücker" ver» achtet und die Schicksale der Liebe überlegen von sich weist, wenn sie nicht vorzieht, sie in Hetärenhafter Weise zu erleben. Einen Typ ^s moderner Frauen sehen mir, die die Verkehrtheiten der freigeistigen Männer noch überbieten, die nicht Mädchen, nicht Mutter, nicht Geliebte sind und Kameradinnen und vollmnthige Arbeiterinnen doch auch nicht werden können; die muthmillig den Adel zerstören, womit die Natur jede rechte Frau schmückt, und die dieses Wthen gegen sich selbst dann gar noch zu einer Art von Religion, zum Kreiheitideal erheben.*)

Run würde sich das Alles mit der Zeit wieder einrenken und es wäre nicht nölhig, im undankbaren Ton des Moralisten darüber zu sprechen, wenn eS nicht eben eine Mode dieser Zeit wäre, solche Erscheinungen als Zeichen schöner Geistesfreiheit zu preisen und dem nächsten Geschlecht die selbe An> schiuung der Dinge zu empfehlen. Wenn nicht in gewisser Weise Die zu dem Lebendigsten unserer Zeit gehörten, die wir unter der Flagge dieses Ideals «rsammelt sehen. Mit lauten Geberden ziehen sie auf der Straße der Zeit dahin, allen Mitlebendcn als Führer gar voran. In vollem Ernst meinen sie, die Zeit habe aus sie, als auf den Heiland, gewartet. Und sehen doch kein Ziel vor sich. Trotz der zur Schau getragenen Zuversicht ist eS eine Schaar von heimlich Verzweifelten. Stirnen, von denen in der Jugend freie Genialität leuchtete, find zerfurcht von Sorge und Lebensleid, Züge, die einst adelig waren, find verwüstet durch ungehemmte Leidenschaften. Man sieht fast nirgends die gütige Heiterkeit eines Frauenantlitzes, nicht das helle An» geficht eine? reinm Jünglings und auch nicht die stille Größe des meißbältigen Alters. Der geistigen Hast fehlt die innere Ruhe, der Lebendigkeit die Haltung, der Willensgeberde die Würde. Reiche Spuren einer erregten Thätigkeit läßt

*) lieber dieses Thema ist ausführlicher in meinem Buch .Die Frau und die Sunft" (Julius Bard, Berlin 1908) gesprochen worden. Ich verweise darauf, «eil es mir widerstrebt, schon Gesagtes zu wiederholen.

relbst diese Schaar, die nirgends freilich in ganz geschlossenem und darumAicht erkennbarem Kreis vorhanden ist, zurück; aber es ist nichts Definitiveres find Gebäude ohne Fundament. Die Sünden der Väter mider den Heilig« Geist werden an den selben Söhnen heimgesucht, die zum Kampf gegen diese Sünden aufge standen sind. Und mährend die erste Freiheitidee ihren Werth behält, reisen ihre Vertreter als groteske Erscheinungen, zieht Peter Gilgus wieder einmal durchs Land, von Nord zu Süd. Und nicht so bald roird diese Zeit- krankheit vorübergehen, denn manche Wirkung angehäufter Ursachen steht noch aus. Man kann das Wort citiren, das ein kluger Kaufmann vor der be? denklichen Riesengründung eines Waarenhauses gesagt haben soll: „Die Kon» kurrenz fürchte ich nicht, aber den Ausverkauf." So lange die VourtheUlofig» keitmanie zunächst noch auf kleinere Kunst» und Literaturkreise, auf gemifse Enkel Emanzipirter beschränkt bleibt, ist immerhin ein starkes Korrelat vorhanden, furchtbar aber muß es werden, wenn diese Phraseologie mißgeschaffener Auf klärung, die selbst die Besten einmal verwirrt hat und manchmal noch vn- wirrt, mehr noch ins Volk dringt und in die Breite geht; wenn die Generation z«r Herrschaft gelangt, die von den so Gearteten erzogen worden ist. Zur intellektuellen kommt dann eine eben so verderbliche moralische Halbbildung. Der Gutmeinende, gerade der für wahre Freiheit Kämpsende wird darum auch die Energien der Zeit zu unterstützen suchen, die den Ausschweifungen der Freiheit entgegentreten. Solche Energien find vorhanden. Fast scheint es, als gehe die Epoche schrankenloser Liberalisirung ihrem Ende entgegen und als beginne eine Zeit konservativerer Gesinnung. Nicht um einen Konserva» tismus kann eS sich natürlich handeln, der Denktrögheit und Selbstsucht ist, sondern um ein Wollen, das auf endgiltig errungene, wahre und innere Frei; heit gegründet ist und das aus eben dieser Freiheit, aus der Selbstüberwindung, die nützlichen Gesetze der Beschränkung gewinnt. Eine Aufgeklärtheit ist nöthig, die kein Vorurtheil gelten läßt, auch nicht das der Vorurtheillosigkeit, und die ihres inneren Werthes so sicher ist, daß sie den Willen und (waS mehr ist) die Kraft hat, tyrannisch zu werden. Der reine und wahre Despotismus entwickelt sich, nach Goethe, nur aus dem Freiheitsinn; ja, dieser Despotismus ist nichts Anderes als „der Freiheitsinn mit dem Gelingen". Die Fortge- schrittenen unserer Tage hätten nur Eins zu lernen: die schwere Kunst des Gelingens. Sie wird ihnen verschlossen bleiben, man wird über das Wort, über die Tendenz, über die Zeitmode nicht hinauskommen, wenn die^vom Philistermahn Befreiten zu all ihrer rauchigen Unbedingtheit nicht ehrfürchtigen, freien und bemußt gewordenen Gehorsam hinzulernen und diesen besonderen Gehorsam dann mit dem vorher bemährtm Muth zum Grundsatz erheben,

Friedenau. Karl Scheffler,

SoMjuftiz.
Sozialjustiz.
öWH ja, eS giebt noch Richter in Veilin. Heute sogar noch viel mehr als da»
mals, als daö W^rt gepiügt wurde. Nur ... Die Ruthe vom Kammer»
gerichi, die entgegen dem Widerspruch und dem Zorn des grotzen und zu Zeiten sehr
ungerechten Friedrichs des Zweiten ihr Uliheil ausrecht erhielten, weil sie es durch
die Sache geboten fanden, und die lieber nach Spandau gingen als das Recht beug»
teil: manchmal kommen mir ganz absonderliche Gedanken darüber, ob sie heute noch
zu finden wären Obwohl doch heute der König nicht mehr die Macht hat, sie nach
Spandau oder auch nur in Pension zu schicken. Also noch weniger Macht als gegen»
über senil gewordenen Handlangern ... Doch ich schweife ab. Nicht davon wollte
ich sprechen, ES ist schon so: wenn man auf das Gebiet der preußischen Justiz
kommt, thürmen sich die Mängel so dem Blick, daß sich der, den man eigentlich ins
Auge fassen wollte, fast dahinter verbirgt. Kramen wir ihn hervor!
Man hat oft u> d lange und nichl immer mit R.'cht über Klassenjustiz ge»
stöhnt, geich ilien und gepoltert WaS man unter dem Begriff »Klassenjustiz* ver>
ftind, war dann fteis eine ungerecht Uccheilefi.idung z°l Ungunsten der urteilenden
Klaffe, ES soll nicht in Abrede gkst> llt meiden, daß Fllle solcher Klassenjustiz vor»
gekommen sind und wohl auch noch vorkommen. Aber nicht oft mehr. Unter dem
Eindruck des Pdial/nhalls und der vielfach allzu senlimentalisch genommenen sozialen
Bestrebungen Hut sich j>tz> eine ganz andere Art von Klassenjustiz mählich heraus»
gebildet: die den HiilSarbeitern, den Angestellten unbedingt und um jeden Preis
gegen den Aibeiiuebrr R,cht giebt. Man braucht gar nicht die für die kurze Zeit
erstaunlich l^nge L,ne von Fehlu'theilen, weniger schlimmen und monstiösen Fehl»
urzheilen, der Kausmannsgcrichte heranzu>i,hen, um die Behauplung zu begründen.
Auch sie zwar würben im Wesentl chen das Selbe erweisen; denn da der eine der
beiden kakf nSnnischen Be sitzenden Anstellender, der andere Angestellter ist, so mutz,
da der Anstellende in der Regel nicht die Interessen seiner Beiufsgenossen so völlig
preisgeben, ihie Rechte so völlig v,rlenu,n wi,d. regelmäßig der Vorsitzende Jurist
dm Ausschlag nach dem Unfinnigen hi» gegeben haben. Ein graste« Beispiel will
ich anführen, um wenigstens den Geschmack der Sache ahnen zu lassen und vor
dem Schein der Uebert,eidung geschützt zu sein, E,n Angestellter, der seinen Chef
(mit dein er sich llbr g, »s duzie) in Gegenwart des Publikums auf eine Auf»
sorderung dahi > beschiel, n halte: »Das thue gesölligst selbst. Tu Ochse!" war vom
Chef sosort entlassen morden. DaS Kauimannsgeiicht erklärte diese sofoitige Eni»
lastung für rechiswidii, m,d sprach drin taitvollen Angestellten das Recht auf das
bis zum nächsten Kündig ,, gleimin fällige Gehalt zu. Ko nmentar überflü sig.
Die E, h »lichtet, der Re hispcechung ist durchaus gewahrt: denn die sinnlose
Uebertreibung eines an sich löblichenPiinz ps('einSchwachen, gegenüber dem Starken
zu seinem Rechi zu verhelfe») g>as iri bei ce» höheren und höchsten Gerichten genau
so wie bei den niederen. Früher w!l,de ich gesagl haben: Die Krone hat Dem ein
neuerliches Urih,il des K^mnieigerichtS ausgesetzt. Jetzt bin ich skeptisch r und spreche,
lieber nichi von der K «ne M^n kann zu leicht deinentirt weiden (so ists übrigens
bei Allem, was mii Kronen zusammenh!ngl), in diesem Fall einfach dadurch, daß,
der bisher höchste Tru »ps de'ch noch übertrumpft wird. Die große Karlenfabrik,
die als.Soziale Nhn^nglosigk^ii" sirinirl, bnngt eben ständig neue Muster aus
2^

den Markt, und wen» das Spiel auch schon langst vollständig ist, kommt es ihr gar nicht darauf an, noch eine dreiunddreißigste oder fünfunddreißigfte Sorte nachzu» liefern, die dann einstweilen (die Weile ist nicht immer lang) als unftechbarer Trumpf auf den Tisch fliegt. AIS einstweilen unftechbarer Trumpf (so will ich mich daher vorsichtiger ausdrucken) ist jetzt ein Urtheil des Königlichen Kammergerichts auf du, Tisch geflogen, an dem um die soziale Entwickelung der einzelnen Berufe und Stände nach seltsamen Regeln gespielt wird; ein Urtheil, daö ein Symptom so wunderlich«, Denken? der sozial Richtenden ist, daß die Beschäftigung mit ihm zur Pflicht wird.

In Breslau hat ein Kaufmann zwei in verschiedenen Stadtlheilen gelegene Kontorbetliebe, in denen er fünf Buchhalter und fünf Lehrlinge beschäftigt. Das Unglück will, daß alle fünf Buchhalter und ein älterer Lehrling zu gleicher Zeit krank sind, so daß ihm zur Ausrechterhaltung des Betriebes nur vier Lehrlinge, von denen zwei erst ganz neuerlich eingetreten sind, zur Verfügung stehen. Bei dieser Sachlage behält der Kaufmann einen Lehrling an drei verschiedenen Tagen vom Besuch der Fortbildungschule zurück. Anklage wegen Verstoßes gegen die Gewerbeordnung § IÄ7 u. s. w. Schöffengericht und Berusungskammer sprechen frei; das Kammergericht hebt das freisprechende Urtheil auf. DaS Weitere, wie nun der unselige Kaufmann seiner endgilligen Bestrafung zugeführt wurde, inter» essirt hier nicht. Hier intensfirt nur die Begründung, die das Kammergericht seinem Spruch gab. Da heißt es wörtlich: »Der Lehrling ist nicht Gehilse des Lehrherrn und nicht dazu bestimmt, im Interesse des Lehrherrn in dessen gewerblichem Betrieb thätig zu sein. Nur Umstände in der Person des Lehrlings lassen eine BusSumung >der Fortbildungschule) entschuldigt erscheinen." Jfts zu glauben?

Das Kammergericht hat sich bei seinem Spruch ganz einfach auf den Stand» Punkt des Lehrlings oder seines gesetzlichen Vertreters gestellt, der für seinen Ge» wallunlcrgebencn einen Lehrvertrag abschließt. Der denkt freilich nur ans Jntereffe des Lehrlings: er will nur, daß der Lehrling lernt. Wie Das der Lehrherr mit seinen Interessen vereinbart, wird und darf ihm verdammt gleichgiltig sein. Da das Gericht aber nicht die Ausgabe hat, sich auf den Standpunkt einer Partei zu stellen, sondern die Interessen beider Rechtsgegncr ins Auge fassen, verständig prüfen und ihnen den rechtlichen Ausgleich finden soll, kann man nicht behaupten, daß das Sammergericht seiner Aufgabe gerecht geworden sei. Der Lehrvertrag ist nämlich (ist es nicht traurig, an solche Primitiv« erinnern zu müssen?) ein gegen» seitiger Vertrag, von dem Lchrherr und Lehrling Bortheile erwarten. Das Ber» HSltniß zwischen Lehrherrn und Lehrling ist auch durchaus nicht so wie das zwi» schen Lehrer und Schüler. Hier besteht die Gegenleistung des Schülers einfach in der Geldzahlung vom Schüler an den Lehrer; dort besteht die Gegenleistung ... Worin? Oder hat der Lehrherr keimn Anspruch aus Gegenleistung? Ist er der Einzige aus der Welt, dem das Gesetz nur Pflichten aufbürdet? Macht e, sich die Mühe, den Lehrling anzulernen und die Kosten für dessen Naluralvervflegung oder die längst üblich gewordene Abfindungsumme zu zahlen, in dem idealen Bestreben, aus einem jungen, dummen Bengel einen gelernten Kaufmann zu erziehen? Glaubt das Kammergericht in icr That, daß die irgendeinem Stand Angehörigen regel» mäßig einen Bertrag schliche» werden, der ihnen Lehrpflichten und Zahlpflichlen aufbürdet, ohne daß sie dadurch irgendwelche Gegenrechte erlangen? Neir, Ter Lehrvertrag bringt dem Lehrherrn das Rccht, d.'n Lehrling in seinem Interesse zu

verwenden, so weit dadurch nicht da« Interesse de« Lehrlings verletzt wird. Stohen Beider Interessen auf einander, so wird das gewichtigere den Ausschlag zu geben haben. Welches? Das ist natürlich eine Frage des einzelnen Falls, Per vorlie» gende zeigt aber gut, daß die einseitige Wahrnehmung des Lehrlinginteresses schließlich zum Absurden führen muß und daß das Interesse des Lehrlings, wohl »erstanden, verbietet, es einseitig auf Kosten des lehrherrlichen wahrzunehmen. Dos Sammergericht sagt, der Lehrherr hätte den Lehrling trotz Allem in die Fort» bildungschule schicken müssen. Dann wäre ihm nichts übrig geblieben, als eins seiner Kontore für diese Stunden zu schließen. Damit hülle er seinem Lehrling ein ?ei p!el gegeben, wie man einen Betrieb nicht leiten dars; man soll ein unlerge» ordnetes Interesse nicht einem höheren voranstellen. Was soll denn der Lehrling lernen? Er soll lernen, ein Saufmann zu weiden Dazu braucht er sicherlich Kennt» niß von Waaren und Preisen und Buchführung und manchem Anderen: aber wenn er all diese Kenntnisse zehnmal am Schnürchen hat, wird er doch niemals ein Kauf- mann werden, bevor er die Grundsäße der Betriebsleitung kennt. Was stand siir den Lehrling auf dem Spiel? Die paar Einjelkenntnisse, die ihm dreimal zwei Stunden in der Fortbildungschule verschafft hätten; die der Fleiß weniger Stunden zu Haus ihm nachträglich verschassen konnte. Ist Das wirklich wichtiger als die Erlenntnih, daß man die Räder, die das Brot für den Unternehmer und für die Angestellten mahlen, nicht um einer Kleinigkeit willen stillstehen lassen darf?

In der Geschäftswelt hat dieses Kammergerichtsurtheil natürlich Aufsehen erregt und in de« Fachpresse lieft man die Frage: »Wer wird denn noch so dumm sein, Lehrlinge zu halten, wenn der Kammergerichtsgrundsatz Rechtsgeltung haben soll?" Eine gar nicht so dumme Frage, die deutlich zeigt, wie wenig das Kammer» gerichtsurtheil dem Interesse der Lehrlinge gerecht wird. Und es ist kein Wunder, daß mehrere schlesische Handelskammern sich mit Eingaben an den Minister ge» wandt haben, um sür den Rothfall eine Gesetzesänderung herbeizuführen. Die wäre an sich nicht nöthig. Nöthig märe uur eine Schürfung des gesunden Menschevver» standes bei den Richtern, die es in Berlin immer noch giebt, und eine Beschränk« ung ihrer sozialen Ahnunglosigkeit, die nach im luftigen Nirgendheim giltigen Grund» sägen die harten thatsSchlichen Verhältnisse in Preußen regeln will. Freilich ist eS leichte«, eine authentische Gesetzeiinterpretation zu geben als diese Bedingungen zu ändern. Wenn also die Grundsätze des Kammergerichts Gemeingut der preußischen Rechtsprechung werden sollten, wie zu besorgen ist, so mag man immerhin zu der authentischen Interpretation schreiten. Aber täuschen wir uns nicht: eine Rechtspflege «eht vor ihrem Bankerot, wenn der Gesetzgeber Aufgaben des Richter« übernehmen muß; wenn dem Richter die Fähigkeit verloren ging, kraft seines Verstandes und aus seiner Kenntnis; der sozialen Lebentbedingungen heraus die Gesetze sinngemäß anzuroendm. Und der Anlaß, so gering er an sich sein mag. ist von symptomatischer Wichtigkeit. Schließlich werten ja nicht, noch so viel Betlernwirthschaft und Pro» itktion in Rechnung gestellt, die mindeftbegabten Juristen zu Sammergerichtsräthen gemacht. Sicherlich sind die schwächsten noch besserer Durchschnitt; bester Durch» schnitt in Preußen. Und wo daS trockene Kernholz morsch zusammenbricht. waS soll man da von der Tragfähigkeit der grünen Schößlinge erwarten?

Johannes W. Harnisch.

SO"

SS4
Vi« Zukunft,
Hungrige Augen.
^AAor dem Hausthor hatte sich eine Menschenmenge angesammelt, versperrte den ^g^» Weg und wartete mit der unerschutierlichen Geduld der Wiener auf dos Er» scheinen des Trauerzuges. Der feierliche schwarze Thülsteher und der vierspännige Leichenwagen verhießen ein B gräbniß Erster Klasse.
»Wir iS denn g'sto,b'n? Die Hausfrau?"
»Ka Red'. Die Gubernant vom Herrn von Professor."
‚A gengan's weiter! Für die G ‚b rnant' macht An« solchene G'schichten?"
„No ja. S' Kind hat's pflegt und hat sich ang'steckt und is g'stoib'n. Er i» a Wiiiber.«
‚‚A so!" Ein vieldeutiges, beistehendes Lächeln zeigte sich plötzlich auf allen Gesichtein der Mäßigen, die neugierig Feagen und Antworten verfolgten.
^Dann wird er scho' wiss, N, warum Hat sie s>' um'bracht?"
.Glaub' nit. Aber vielleicht er sie. A so a Toller hals leicht, Nix G'misses weiß ma' nit. Pst, da kommens!"
Die jetzt aus dem Hau« T.ktendrn wurden gemustert, die Kränze gezählt und besprochen, die Widmung'chleisen abbuchstab.rt und die Summe berechnet, die sichs die G ber hatten kosten l‚sscn.
Der Theilnehier an dem Zuge maren nicht viele. Als Einer der Letzten kam ein elegant gekieid'ter Mann; ‚ine au^allend schöne Erscheinung. Da g/ng wieder ein Sloßen und Ra inen :u ch die M nge.
»PK! Da is er!" »Der Professur!- ‚A so a schener Herr!" »Da glaub' i's, daß er die Freil'n im L b'„ nit los g'rooiden is," E>n unterdrücktes Lachcn folgte dem moh'verftandinen Witz '>
Der Prof>ssur schriit hastig und unwillig durch die Reihen. Sein Gesicht sah mehr geärgert und gereizt aus als traurig Vi lleicht dachte er daran, daß dieses Zpießruth nlauf.n sich noch zweimal miedeih^len mußte. Bor der Kirche und auf dem Friedhof
Enl>l‚ch war auch Tas vorüber. Bei den Wenigen die nrch das Grab um> standen, 'chk n die Kesialt des Pivf sso s nicht die Bemundeiung zu sindin, die ihm die müßigen Zusvau>r geiolli Hillen. Sieif, fremd, kühl machte man ihm Plag, Er sühlie das Fe ndliche. Die Worte, die er an die Mutter der Verstorbenen richten wollte, erstarb.n in ein m und‚milchen Gemurmel, Sie vrrat'schicdeie itm mit einem eisigen Kopfnick, n. Er kuß e ihr die paus und zog nach ein« stummen Verbeugung g gen die llebr'gen, d‚n Freund, der ihn bepleiiet haue, mit sich forl. Bor dem W^gen blieb er auf^ihi» nd st hei, .Nuch Haus", sagle er zum Kulscher. »Und Sie kommen i»il mir nrchl wahr? Ich habe gerade noch Zeit sür eine Schachpirlie," Die an den Fr‚und g‚r chie e Alrfsvrderung halte e nen Ton. der jeden Widerspruch auSzusch>‚esi‚n stiien. Der Andere v.rsuchie ihn auch Nicht. Im Wa^en zog 0er Professor sein Notizbuch heraus und verliefe sich so darin, daß kein Wort, gewcchs.lt wurde. Auch in seiner Wohnung blieb er stumm

und ging mit großen Schritten auf und ab. Der Freund suchte endlich ein So, sprSch zu beginnen.
«Was macht Ihre Kleine?"
.Danke; sie ist schon wieder ganz hergestellt. Es war nicht nöthig, daß Anna sich für sie opferte. Das Kind wäre vernüaft'g genug gewesen, die Nolhmendigkeit einer anderen Pflegerin einzusehen. Aber nein: sie mußte es thun. Ich mochte sagen, was ich wollte. Belogen hat sie mich noch. M t ihrer UnempfSnglichkeir und Gesundheit geprahlt. Nur um ihren Willen durchzusetzen und mir das.,Opfer' bringen zu können. Und für solche Unvernunft svllle ich in Dankbarkeit zerfließen und jetzt in Leid. Huben Sie bemerkt, wie mich Annas Mutter heule ansah? Ueber» Haupt: das Schicksal verfolgt mich geradezu I'
.Sie? Em Mann, der eine solche Stellung hat, so viel Glück im Leben hatte und daju noch so aussieht wie Sie, hat doch kein Recht zu solchen Reden.'
Der Professor fuhr sich in die Haare. «Bitie, kommen Sie mir nur nicht mit meinem Aussehen! Das ist ja mein Unglück. Schon in der Schule sing es an. Und später erst! Glauben Sie, es ist angenehm, immer der ,schöne Dokior' zu heißen?"
»Aber wenn man daneben Verstand hat, ists doch nur eine erfreuliche Zu» gäbe fürs Leben."
«Nein. Einen Dummkopf mag es vielleicht freuen, wenn er überall auffällt, wo er eintritt. Mir ists entsetzlich. Mußte mich auch der Teufel reiten, gerade noch Frauenarzt zu werden. Das hat mein Unglück voll gemacht. Haben Sie nicht oft schon geHort, daß ich die Hälfte meiner Praxis meiner Erscheinung verdanke?"
Ter Freund schwieg, El halte es nicht nur gehört, sondern auch selbst gesagt,
«Wissen Sie, was für mich schrecklich ist?" suhr der Professor erregt fort;
»ich kann den Blick aus den Fiauenaugen nicht mehr vertragen Immer ists das Selbe. Immer lese ich las Silbe darin: einen Hunger nach Etwas, das ich nicht geben kann. Frauen sind unersättlich. Daß der Arzt, wie jeder denkende Mann, oft und oft einzig für seinen Beruf lebt, alles Andere ihm zur Episode ohne Be> deutung wird: Das verstehen sie nicht. Wollen eö nicht verstehen. Und es ist merk- würdig: gemisse Eigenschaften oder Eigenheiten in uns scheinen auch immer wieder die selbe Wirkung aus Andere zu üben. Es gab auch Frauen, die mich nichl mochten, unter denen, die ich kennen lernte. Tie waren eigemlich Erholung. Aber bei den Uebrigen war es, mit einigen Varianten, einem kleinen Gewitter hier und da, zum Schluß doch immer das Selbe. Jmnier der selbe Hunger in den Augen; sogar, wenn sie in Zorn gerielhen oder vorgaben, mich zu hassen."
«Vielleicht mißdeuten Sie die Blicke manchmal, lieber Professor, wenn Sie erregt und überreizt sind. Oft genug mag auch Bewunderung und Dankbarkeit für den Arzt gesprochen haben."
«Ach, die Patienlinnendankbarkeit die mit der kostbaren Cigarettentasche ansängt und am Ende . . . Nein, ein Ende findet sie überhaupt nicht. Und wenn ich es fand, mars schrecklich. Sehen Sie: meine Frau habe ich wirklich liebgehabt, als mir heiratheten. Sie war jung, lMsch, schüchtern und so stolz aus mich. Da» mals war ich noch nicht berühmt und konnte ihr mehr Zeit widmen. Als dann mein Virus den ganzen Mann brauchte und fand, wurde sie die Duldende, Re» fignirte. Gesagt hat sie nicht viel. Aber die Augen! Später wurde sie, wahrschein»

Die Zukunft,
lich aufgestachelt durch die Mutter, die Märtyrerin mit Bewußtsein ihrer Tugenden,
Sie mar ja ein Muster an Aufopferung, ‚Wie geschaffen zur Frau eines Arztes',
sagten Alle. Wie oft hat sie auf mich gemariet, wenn ich spät nach Haus kam
Dann sah sie sanft lächelnd da. ‚Jch habe schon solchen Hunger, Mannt, aber ohne
Dich konnte ich nicht essen.' Einmal wurde ich bei solcher Gelegenheit grob. Ich
hatte gerade einen schwierigen Fall gehabt. Und dann zu Haus dieses blasse Bor>
wurfSgesicht, Worte, die in Nachsicht getränkt waren, daß sie mir Übel machten.
Ich warf die Serviette hin und schrie: Zum Donnerwetter, ich wäre ja so froh,
wenn Du nicht immer auf mich warten wolltest! Darauf natürlich ThrSnen und
Klagen. Frauen tauchen ihre Vorwürfe immer in Salzwasser. Wie die Ruthen,
mit denen Gefangene gepeitscht werden. Das soll man aushallen! Aber dann hatte
sie mir EtmaS zu verzeihen. DaS that ihr wohl. Und sie lenkte ein und war wie»
der ganz Demuth und Hingebung. Wenn Sie Jahre lang sanfte Duldung um sich
haben, werden Sie dagegen unduldsam, geradezu wüthend, sage ich Ihnen.'
„DaS mag sein," meinte der Andere zögernd.
.Ich danke Ihnen.'
.Wofür?'
.Daß Sie jetzt nicht sagten: .Ein edler Mensch nicht.' Das ist so eine der
beliebten Antworten auf solche Sätze. Aber feien Sie nur mit einem Menschen
zusammengesperrt, der Ihnen Tag vor Tag süße Speisen nachträgt und, wenn
Sie kein Verlangen danach haben, immer wieder lächelnd dasteht und die süße
Schüssel entgegenhält. Und dann bleiben Sie gut und rückstchtvoll, wenn Sie
können. Merkwürdig ist, daß Alle in solchen Fällen die Schuld beim Mann suchen,
nie dafür VerstSndniß haben, wie viel Zwang und Beherrschungskraft auch ein
solcher Engel erfordert. Immer ist die Frau die Leidende.«
.Als der schwächere Theil', murmelte der Andere.
»Ist j« gar nicht wahr!" schrie der Professor. .Was wollen Sie in unseren
Kreisen einer Frau gegenüber thun? Sich scheiden lassen? Ja, lassen Sie sich
scheiden, wenn sie nicht will I Aus Liebe zu den Kindern nicht fortgeht, aus Pflicht,
gefühl, Güte, — waS weiß ich. Gegen Güte, Liebe und all die schön benannten Ge»
fühle läßt sich nicht kämpfen. Es ist manchmal, als sollte Einer zu Tode gestreichelt
werden und müßte noch dafür danken. Als meine Frau gestorben war, sagte meine
Schwiegermutter: ‚Wie wird unsere Emma Dir fehlen! Aber jetzt kommt die Reue
zu spät.' Dabei sah sie mich an, als sei ich ein Mörder. Die Reue kam nicht
zu spät: sie ließ sich überhaupt nicht sehen. Aber dann kam Anna. Und da warZ
wieder das Selbe. Ich kann Ihnen sagen: Reue märe dagegen nichts gewesen,
so hat sie mich gequält. Heute fluchen mir wieder etliche Angehörige und pro»
phezeien mir ‚Reue', die nicht kommt. Und ich war von HauS aus wirklich kein
schlechter Mensch.'
.Aber Anna war eine ungewöhnliche Frau Unbezahlbar in ihren Leistungen.'
»Ja. Doch eben daS .Unbezahlbare' nach allen Richtungen hin machte die
Sache peinlich. Ich habe selten ein so vielseitig begabtes Wesen gesehen. Sie
konnte Alle« und machte Alles. Ihr Bater hatte sie mir ins HauS gebracht Ich
war in meiner schwierigen Lage mit den Kindern froh darüber. Sie hatte ihre
Lehrerinnenprüfung gemacht und wollte die Stelle gern haben. Sie erzog und
unterrichtete die Sinder. Bald führte sie auch meine Wirthschaft, kochte, putzte die

Hungrige Augen,
Instrumente, wußte um jeden Krankheitfall, von dem sie einmal gehört hatte, führte meine Bücher und Rechnungen. Kurz: sie .opferte sich geradezu auf, nach Aller Urtheil, Das war nicht angenehm für mich. Wenn ich ihr Vorstellungen machte, beschwor sie mich, sie gewähren zu lassen! ihre größte Freude, ihr Glück sei, für mich und meine Kinder zu sorgen. Dazu wieder diese Augen, denen ich überall begegne. Was sollte ich thun? Und nun, mit klarem Blick übersehen: was war das wirkliche Resultat dieses .geopferten' Lebens? Mein HauS war musterhaft geführt und sie «sparte mir mit ihrer THStigkeit zwei bis drei bezahlte Kräfte, Sine Ersparniß. auf die ich keinen Werth lege. Mit ihrem Bater, der mein Freund v«, hat sie mich durch ihren liebereifer auseinandergebracht. Ich glaube, er haßt «ich. Wie einen Verbrecher. Und ich bin wirklich unschuldig. Bor der Welt hat sie mich als tyrannischen Egoisten erscheinen lassen, der feine Frau unglücklich ge> macht hat und jetzt die Erzieherin seiner Kinder eben so ausnützt und in den Tod hegt. Und wie oft habe ich mich gescheut, nach Haus zu gehen, aus Angst vor der ftän» digen Beobachtung, den immer auf mich gerichteten Blicken! Meine kleinen Mädchen machte sie mir zu weich und sentimental fürs Leben. Eines Tages bemerke ich, wie meine Aelteste heimlich den Pelz küßt, den sie mir zum Anziehen bringt. Sie wird roth, wenn ich sie anrede, und verfolgt meine Bewegungen mit dem selben Blick wie Anna. Da habe ich mit Der geredet, ‚Lilly liebt Sie so sehr, Herr Professor', sagt sie; .freuen Sie sich doch der Zuneigung dieses Kindes.' Aber so I'M nicht sein, schreie ich DaS ist unnatürlich. Ungesund. Mir unerträglich. Machen Sie diesem Ueberschwang ein Ende! WaS sagt sie mir daraus? ‚Wie kann die Liebe enden? Die wars nicht, ders geschah' Ich liebe solche Citate nicht. Und am Allerwenigsten, wenn sie falsch sind. Doch war ich wieder wehrlos gemacht Ganz wehrlos. , . Nun werde ich meine Töchter in ein Institut geben. Ich kann außer einer unsichtbaren Köchin jetzt nichts Weibliche« um mich ver» tragen .., Das Alles klingt so häßlich, so undankbar, nicht wahr? Sie werden mich für einen herzlosen Barbaren halten. Und Der bin ich, weiß Gott, nicht. Lassen Sie uns lieber cm unsere Schachpartie denken."
.Sie hätten Anna vielleicht Heirathen sollen."
Der Professor sah den Freund etwas spöttisch an, »Sagen Sie mal, empört es Sie nicht eigentlich, im Gedanken an Ihre Tochter, wenn die Hetrath von des Mannes Seite so als der höchste. Alles bezahlende Lohn betrachtet wird?"
Der Andere lachte etwas gezwungen „Ach, wenn Ihre Töchter erst er» wachsen sind, werden Sie auch anders darüber denken. Doch ich glaube, unsere Irene hat Recht, wenn sie meint, daß Sie nur deshalb der Welt eine so rauhe Außenseite zeigen, weil Ihr Inneres so schutzlos weich und empfindlich ist.'
Er sah den Prosessor von der Seite an, um nach der Wirkung diese« Wortes i» forschen, und dachte beim Aufstellen der Schachfiguren: »Jetzt kann ich unserer Irene doch einige Winke geben."
Wien. Helene Migerka.

Die Zukunft,
Prinzessin.
Prinzessin. Venezianisches Hcrbstidyll.
Torcello.
An einem Tage licß der Küstenwind
uns an dem Saum der Fieberinseln landen,
am Saum der Inseln, die vergessen sind.
Und weil die Seelen sich allmählich fanden,
erzitterten mir nicht, daß wir allein,
daß mir allein am Saum der Insel standen.
Wir traten still ins tote Land hinein.
Bon einem Glockenthurme fiel die Stunde.
Aus einem Platze lag ein Thron von Stein.
Und wir begriffen, während in die Runde
das Auge ging, daß hier ei» Gott gewesen:
noch stand ein Gotteshaus im Hintergrunde,
»Du sollst die Steine nicht vom Boden lesen;
und wenn die Steine wirklich sterben wollen,
so laß die Steine sterben und verwesen.
Es scheint, daß Tote nicht mehr leben sollen:
Das ist, wenn Du sie liegen läßt, der Dank,
DaS ist das Lob, das wir den Toten zollen.
Die Hand des Fiebers, durchsichtig und krank,
schloß unS die Thür des Heiligthumes auf;
wir saßen betend auf der Büßerbank.
Und ein Gemurmel stieg von Knauf zu Knauf
um die Glasur de« Säulen und Altäre
zum Gold der müden Heiligen herauf.
Wie heilig leuchtete die müde MSre!
Da war es uns, als wenn auf einem Grunde
von Gold der Herbst in allen Herzen wäre.
, , ,: , Und wieder klirrte mit dem Schlüsselbunde
die Hand. Wir gingen rasch, als wenn wir frören,
Bon einem Glockenthurme fiel die Stunde.
Wir gingen sacht, um nicht den Tod zu stören.
Benno Seiger.

Variets.

Die Revolution des Theaters. Ergebnisse aus dem München« Künstler» Theater. Georg Müller in München. (Ein Kapitel als Probe)

Das Drama in seiner einfachsten Gestalt ist rhythmische Bewegung des Körpers im Raum. Das .Bariötö' ist die statte, wo das Drama in dieser seiner einfachsten Form heute noch gepflegt wird: als Tanz, Akrobatik, Jonglirtechnik, Seiltänzern, Taschenspiellni, Ring» und Fruftkampf, Spiel mit dressirlen Thieren, Singspiel <Chanson), MaSkenieigen und was sonst Alles. Die dramatische Wirkung dieser Vorführungen ist eben so wenig zu leugnen wie die Möglichkeit ihrer höchst künft» lerischen Biredelung, Wir brauchen nur an Tänzerinnen wie Ruth St. Denis, die Saharet und die Barrison, an gewisse „Excentrics", Kunstreiter, jopamsche Akro» baten zu denken, um sofort überzeugt zu sein, daß die .Artisten" ihren Namen mit Berechtigung sühren, sobald si.' künstlerisch erzogen sind.

Das ist nun heute bei ihnen eben so selten der Fall wie beim übrigen Theater u^d bei allen anderen für breiteste Oeffentlichkeit berechneten Funktionen im Durch» schnitt auch Deshalb auch hier im literarischen Zeitalter ein Absondern der Kreise .höherer Bildung", der „ästhetisch Verseinerten'. Man überließ das Vari^S sich selbst und Denen, die ihren Erwerb darin suchten, fast immer Kinder der unteren Volksschichten, die nun selbstverständlich den Leistungen ihrer angeborenen oder an» gedrillten Geschicklichkeit die Geschmacksqualiiät aufprägten, die man in ihren Kreisen jür die „feinste" hielt. Jedermann kennt diesen prachtvollen, hochedlin Geschmack der Schausteller, der so groleSk geschmacklos ist, daß er fast wieder anfängt, reiz» voll zu sein. Ja, eö hat etwas Rührendes, diescö harmlose Schwelgen im arm» sülizsten Simili, in Tand, Flitter. Buntheit und Trödel, diese kindliche Ahnung» losizkeit, daß all dieser Glanz, all diese Herrlichkeit in Wahrheit das tiesste ästhetische Elend ist. Was jedoch dabei imponiren muß, ist der unfehlbare, ungebrochene, rujsige Instinkt, der die ganz im Leiblichen, imAnimalischen und Sinnlichen wurzelnde Dramatik der Artisten festbannt in eine Sphäre voll Luft erregender Eindrücke, ge» steigert» Vitalität, traumhaft gelöster Unmirklichkeit und Phantastik, Diese ‚ani» malischen Dramatiker' wissen im Grunde noch am Meisten von der lebendigen Zweckbestimmung des Dramas, von der »Lust", die es im Menschen entzünden soll, .daß er sein Haupt stolz und froh" emporrichtet. Daher auch in ihnen die Sorg» fall für sichere, saubere .Arbeit", sür »schlagende", unmittelbar überzeugende Aus» sührung im Durchschnitt viel mehr zu finden ist als beim Schauspiel. Goethe wußte sehr wohl, warum er de» Schauspielern die Seiltänzer als Muster vorrückte und ihnen eine Bühne wünschte, so schmal wie deren Seil, damit sich kein Ungeschickter darauf halten könne. Nicht umsonst stellt er in den .Lehrjahren" eine «rtistin, die Mignon, mit ihrem vollendeten, allbeglückenden Eiertanz den noch unorgani» firlen, unerzogenen, halbdilettantisch im Unklaren herumtappenden Schauspielern gegenüber, die sich am‚Hamlet" versuchen, ohne auch nur die mindeste ihrer Hand» weiks'Ferl! gleiten so zu beherrschen wie die kindliche Mignon ihren Tanz

Begreislich, wie es kommen konnte, daß selbst dic Höchstgebildeten in Deutsch» land, vornehmlich die Künstler, dem feineren Vaiiöll! immer hold geblieben sind, ja, es sog« dem Schauspiel manchmal vorziehen. Um so lebhafter beklagte man seine RücksiSndigkeii in Dingen des Geschmackes. Man beschloß, es zu .reformiren':

man wollte eS eben so .literarisch" machen wie das Theater selbst. Literarisch war schon daS Schlagwort, unter dem man zu Feld« zog: »Uebnbrettl'. Nietzsche, der schauderhaft mißverstandene, im Grunde seines Herzens nach Entliteralisiiung der deutschen Kultur dürstende Abgott des Literatenthumes, stand unfreiwillig Gevatter. Man begann also, auch das Baiiötü in eine Bude für Literatur»Berschleiß zu .läutern". All die zahllosen ungelesenen, unhonorirten Lyriker hofften sich goldene Tage davon und kullivirten die .groteske Note', um auf dem .Ueberbreltl" die Tantieme» spendende Popularität zu haschen, gegen die sie vorher so verächtlich ge» than hatten. Man schloß ein Bündniß mit den tüchtigen Idealisten, die »das Boll zur Kunst erziehen" wollen, und .reformirte" frisch drauf los. Sogar der Tanz wurde reformirt und dem Publikum gepredigt, wie »reiner» doch die Freude sei, zu der gewisse Tanz»Diakonissinnen es erziehen wollten, als die arg erotischen Reize der gewönlichen Brettl. Diva. Das Refokm»Brettl wurde so literarisch, daß eS bald nur noch Literaten als Publikum hatte. Das Bariutö selbst, dem allabendlich Taufende und Tausende zuströmen, prositirte nicht davon. Das große Publikum, mit ihm die Höchstgebildeten und Künstler, verriethen nicht die mindeste Neigung, sich durch Brettl und Cabaret .erziehen' zu lassen. Sie wollten sich nach wie vor nur amusiren und fanden nichts weniger amüsant als die Literatur.

Trotzdem war eS inzwischen einer anderen Macht gelungen, wenigstens in Einzelnem auf das Variötö formend einzuwirken. Diese Macht mar abermals die künstlerische Kultur Münchens. Sie organisirte sich in der Richtung auf daS Bariöte zuerst i» den .Elf Scharfrichtern". Zwar war auch hier noch viel Literatur bei» gemengt. Aber Frank Widekind als Bänkelsänger, Robert Kothe als Chansonnier, gewisse Grotesk>Nummeru der Delvard, dic mimo»dramatische Akrobatik, mit der man Szenen wie Gumppenbergs .Tragoedie in einem Satz' exekutirte. die rassige Geste mancher Liedersängerin: Das war echtes Barwtü, echt im Material und in der Technik und dabei durchaus künstlerisch empfunden, aus der verbrauchten Schablone heraus gelöst. Die enge Zusammengkhörigkeit mit der .hohen" Kunst zeigte sich schon in der Person mancher dieser »Scharfrichter": Ernst Stern trat hier als Schnellmaler auf, Kothe wurde der Erneuerer des Gesanges zur Laute und schenkte uns damit eine edelste Hauskunft wieder, die allzu lange von der offiziellen Konzert» leuche und Slavierpest zurückgedrängt gewesen war. Im Kostüm wie in der szenischen Behandlung folgte man unter FalckenberaS und Bremers Regie in Vielem schon dem vereinfachendem Impressionismus, der später im Künstlertheater neben der architektonischen Monumentalität auch wieder zur Geltung gelangte. DaS sind Zusammenhänge, die beiveisen, daß daS Bariö!« der »hohen' Theaterkunft gegen» über nicht als eine »mindere' Sorte zu gelten braucht, so wenig wie die Ange» wandte Kunst gegenüber der Malerei und Plastik. Eü kommt nur auf das .Wie' an. Andere Variö!6formen, die sich unter der Einwirkung der München« künsl» lerischen Kultur bereits wieder zu hoher Stufe emporgerungen haben, sind die Marionettentheater und die Schattenspiele.

AuS den hier aufgezählten Anfängen ergiebt sich jedenfalls, daß ein Durch» dringen des Bariötö mit dem formenden Schöpfergeift der in München entftan» denen künstlerischen Kultur bald ans Ziel führen wird. Wir werden da vielleicht noch schneller vorankommen als im .großen" Theater, denn Münchens KünftKr» schast steckt voll Bariöts Talent, wie man auf jedem Künstler» oder Atelinfest wahr»

Vsrietö.
nehmen kann ES giebt kaum eine Bari6tö»Nummer, die in der münchener Künstler» schaft nicht virtuose Amateure hätte.
Wenn wir nun aber daran gehen, die Organisation auszubilden, durch »elche Variötö und Kunst zur Einheit im Großen verschmolzen werden, so müssen vir vor Allem festhalten, daß das Variöl« von seinem Charakter, von seiner tech» nischen, zweckentsprechenden und materialgerechten Wesenheit nicht nur nichts ein» büßen darf, sondern durch Aufnahme des künstlerischen SchöpsergeifteS in seinen Schoß noch gestärkt «erden soll in der Ausprägung seines eigensten Wesens, seiner Sefte, Das Barislv, wie es ist, freilich nur in seinen technischen Höchstleistungen, soll eben so die Fassung erhalten, die unserer allgemeinen kulturellen Lage ent» spricht, wie sie das Theater nun besitzen kann. Technische Höchstleistungen des Laiist« sind ja immer an sich schon künstlerisch und eS liegt lediglich an der ge» schmackswidrigen .Aufmachung", an der üblen Kostümirung und der trödelbuden» hasteu, glitzeiigen Umgebung und Ausschmückung, wenn sie in den gegenwärtigen BaristäS nicht auch so wirken. Keine „Veredelung" oder .Erziehung' brauchtS dai vielmehr geschmackvoll durchgebildete Fassung bis zu« künstlerischen Beein» flufsung der Eleganz des RestaurationbetriebeS, — und was sonst Alles zu einem »richtig gehenden" Bariste gehört.
Doch nicht uur wegen des Bari«!« um seiner selbst willen: auch um des .hohen', des „höchsten" Dramas, um der Theaterkunft willen ist es unausbleiblich, daß mir uns den Artisten kameradschaftlich zur Verfügung stellen. Im Nachwuchs der Artiftenfchaft werden mir die tauglichsten Rekruten für eine unseren gestriger» ten Ansprüchen besser als bisher genügende Schauspielerschaft werben: dort eher als irgendwo anders. Denn die meisten Artisten Produktionen verlangen als erste, unerläßlichste Voraussetzung einen vollkommen gesunden, schön entwickelten Körper. Ein angeborenes Talent, den eigenen Körper als Ausdrucksmittel zu beherrschen, zu Pflegen, geschmeidig und dem Temperament gehorsam zu machen. Alles, was man .gymnische Erziehung" heißt, finden wir bei den jungen Artisten gewisser <Sat> nmgen mehr entwickelt als bei dem Nachmuchs des Schauspieles. Man wird Solche auswählen, die dazu auch noch die zu einer „musischen Erziehung' nothmendigen Begabungen, Verstandes» und Bildungqualitätm besitzen oder erwerben können, und dann wird man eher hoffen dürfen, dem steinerweichenden Jammer abzu» helfen, den heute alle „besseren" Theaterleiter über den „Mangel an Nachwuchs" im Schauspiel erheben. Es sieht jetzt wirklich traurig auS. Die Literatur, welche die führenden Schauspielhäuser knechtet, hat keinen oder nur wenig Bedarf an ele» mentar begabten Menschen, die aus der Fülle einer von rassigen Impulsen zur rhythmischen Entladung getriebenen Animalität heraus schöpferisch wären. Ihr ist der Schauspieler Mittel zum Zweck, Literatur»Kolporteur Mit diesem Herabdrücken des ganzen Standes durch die Literatur sank auch die Qualität deö Nachwuchses, Natürlich. Denn die Aussicht, wiiklich große, echt schauspielerische Aufgaben lösen zu dürfen, wurde für das Anfängertalent immer geringer. Was die Literatur der» langte, waren mehr Jmitatorenlricks; und selbst wo die Literatur große Form» schöpsung forderte, trat der noch literarischere Regisseur oder Direktor dazwischen und sorgte für „Differenzirung" der großen, einheitlich geschauten Form. An» Ipruchsvollere Talente verzichteten daher gern auf die Theaterlaufbahn, wenn sie «cht gerade auch „Stimme" hatten und WagnersSnger werden konnten. Kein

Die Zukunft,

Wunder, wenn der Schauspielerersatz von Jahr zu Jahr kläglicher wird. Von vereinzelten gluckliche« Ausnahmen abgesehen, hat der Schauspielnachmuchs im literarischen Zeitaller einen entschieden proletarischen Charakter angenommen: rachitische, in Aolge von Unterernährung irgendwie zurückgebliebene, kleines schwäch' liche Typen überwiegen, bei Mannlein wie bei Weiblein. Gute Chargenspieler sind am Leichtesten zu haben, Edeltyoen verschwinden; wogegen man auf den best» Bühnen Schauspielerinnen sehen kann, deren miserabler „Akt" jedem an der Bilden» den Kunst geschulten Auge durch alle Kostümirung hindurch auf den ersten Blick auffüllt, Helden, die watscheln, Heroinen mit vom Schnüren entstellten Hüften, Lieb» Haber mit Bauchansatz und saft überall, namentlich bei den jungen und jüngsten Darstellern und Darstellerinnen, eine erstaunliche BernachlSssigurig der körperlichen Erziehung. Kaum irgendwo auf der Bühne merkt man Etwas von der besseren Kinderstube, von der Belebung des Sportes in Deutschland. Wozu auch? Die Literatur wählt ihre „Helden" ja aus den .Adelsmenschen" der Seistigkeit: Neu» rcisthenikern. Hysterischen und sonstigen Stammgästen gewisser Spezialürzte. Da soll es schöne, hochgewachsene, feingegliederle, temperamentvolle Menschenkinder noch verlocken, an das Schauspiel zu gehen, in dieses zum psychologischen Laboratorium gewordene Institut, wo Der am Höchsten gilt, der sich am Besten als Versuchs» kaninchen für Nervenvivisekiion eignet? Wie kann man sich wundern über die ge» ringe Qualiiät des Nachwuchses im Schauspiel, wenn die Schauspielkunst als solche von der herrschenden Literatur so tief im Kurs herabgedrückt wird?

Im Variö «: „da ist der Mann noch waS werih!" Und das Weib erst recht. Da hats Jeder, der Etwas kann, noch in der Hand, sein Talent unbeküm» mert und unverkümmert zu entfalten. Drum hat das Variöt« so viel Verlockendes für starke, animalische Temperamente bis in die höchsten Gesellschastschichten hinaus, wo man sich durch den Sport schon als Amateur des Bariöiö sühlt. Ganz ab» gesehen von den schönen Weibern Aber hat nicht Goethe die animalische Schön» heit der ffrau und des Mannes ausdrücklich als ein nothwendiges Mittel der dra- matischen Lkunstwirkung in Anspruch genommen? Während die Literatur»Dramatik, die sich ihrer Art nach vorwiegend an den kritischen Verstand wendet, die Leiblich» keit auf der Bühne verkümmern läßt, öffnet das Vari6lö der blühenden Sinnlich» keil unbegrenzte Bahn und lockt daher sogar aus der Hefe des Proletariates noch die reizendsten Gestalten, allerlei buntes, gleißendes Geziefer und überraschende Wunder hervor. All die frischen, verwegenen Buben und Mädel, die gar nicht daS Geld hätten, um die kostspielige Ausbildung sür das „höhere" Bllhnenfach sich leisten zu können, heimst das Bariölö ein Wie viele sind darunter, die, wenn sie mit künstlerischen Einflüssen in Kontakt gesetzt würden, selbst vollkommen Künstlerisches leisten könnten! Fast in jeder Barigi«-Borstellurig. selbst in ganz untergeordneten, sieht man de» Einen oder die Andere, von denen man Das glauben möchte, und bedauert, daß so viel rassiges Talent aus dem Volksthum verkommt.

Der noch Hir sindende Typ eines Bari6tö>Zuschauerraumes wird die Bor» züge eines eleganten Restaurants mit denen eines Logenhauses zu vereinigen ha» ben. Wir werden jedenfalls an die Lösung des Kulturproblems, das uns das VariÄk! stellt, mit dem Bewußtsein herantreten, keine geringere Aufgabe zu er» stillen, als die ist, die uns das Drama und die Oper auferlegten.

München, Georg Fuchs

Hinzpeter,
Hinzpeter.
's am Morgen des neunten März 1888 aus dem Palais des ersten Kaisers die Purpurftandarte des Preußenkönigs auf Halbmast sank, trat die Tonne hinter die Fittiche des Todesengels und tiese Schatten fielen auf das deutsche Land, Im einfachen Berlin der achtziger Jahre, das gewohnt war, mittags, um die Zeit der Wachtparade, vor dem Eckfenster des Kaiserhauses auf das Erscheinen des treuen Gesichtes seines alten Herrn zu warten, wars, als ob im HauZ der Laier gestorben wäre; kein vordringlicher Prunk störte die Stimmung der in ihrem Gefühl einigen Volksgenossen. Und wie wortlosen Händedruck, der zum Gegen» druck zwang, empfand das V^lk die erste Botschaft seines neuen Kaisers: »Hin» sichtlich der bisher üblichen Landestrauer wollen Wir keine Bestimmung treffen, vielmehr einem jeden Deutschen überlasten, wie er angesichts des Hnrnganges eines solchen Monarchen seiner Betrlibniß Ausdruck geben, auch die Dauer de« Ein» schränkung öffentlicher Unterhaltungen für sachgemäß erachten will."
Neunundneunzig Tage sah Deutschland seinen zweiten Kaiser hinsterben , ,, In dem Augenblick aber, da in der MitlagSgluth des fünfzehnten Juni Schloß Friedrichskron die Zeichen neuer Trauer hißte, stürmte auch schon bereit» gehaltenes Aufgebot im Lauischritt vor, um Schloß, Park und alle Zugänge zu besetzen. Schloß Friedrichskron, das die Hülle Kaiser Friedrichs barg, mar im Belageiungzuftand, Und ein genau ausgearbeitetes Programm regelte die Trauer» feier für .unseren Fritz".
Die ersten Eilasse des dritten Kaisers, datirt vom Todestage seines Baters, richteten sich an Heer und Marine, wurden im Ausland, besonders in Frankreich, als Vorbote» nahen Kcieges gedeutet, erregten aber auch in frei g, sinnten Kreisen deS Inlands Bedenken ob der bis dahin ungewohnten allzu häufigen Anrufung des allerhöchsten Herrn, worin man ein Residuum der Waloersee Konventikel des Herbstes 1887 erblickte.
Und noch hatte die Gruft de« Friedenskirche sich nicht geschlossen: da hob schon der heute fast vergessene Streit de« Aerzte an, drangen Girüchte über Zwist in den kaiserlichen Familien in die Menge, begann die lange Reihe Streit» und Vegenschriften für, um und wider Kaiser Friedrich.
Das Bild des jungen Kaisers in Gesahr, verzeichnet und verzerrt zu werden.
Da trat ein Mann, der bisher die Oeffentlichkeit kaum beschäftigt halte, Or, Hinzpeter, mit eine« Werihung Kaiser Wilhelms auf den Plan, die er selbst als .eine Skizze, nach der Natur gezeichnet' fignirte. »Die preußische Dynastie hat durch unvergleichliche Leistungen den gerechten Anspruch auf das Bertram« des ganzen deutschen Volkes; und dieses bringt solches auch dem jungen Kaiser be» «ilimlligft entgegen. Sehr fern liegt dem Schreiber der folgenden Seiten die Prä» tension, eS erst schaffen zu wollen. Aber da er mehr «IS zwanzig Jahre hindurch die, Entroickclung dieser Individualität zu vc, folgen im Stande und wöhrcnd mehr alt der HSlste dieser Zeit ihr We en zum Gegenstand eifrigsten Studiums zu machen Krusen wa«. so glaubt er, ein Bild zeichnen zu können, welckes realistischer ge» halten sein kann als die unzähligen Phantasicproduk e. die verbreitet werden, und welches darum vielleicht eher Glauben und Sympathie zu erwecken vermag.«

»ie Zukunft,
Die Brochure, die trotz ihrem gequälten Stil im Laufe eines Jahns neu»
Auflagen erlebte, ift heute nur noch bei Sammlein und in Bibliotheken zu finden.
Es verlohnt sich daher, einige Stellen hier wiederzugeben, die erneutes Interesse
beanspruchen hülsten.
«Aus der Verbindung von welsischem, leicht in Energie umgesetztem Starr»
sinn und hohenzollernschem, mit Idealismus gepaartem Eigenwillen wurde am sieben»
undzwanzigsten Januar 1859 ein menschliches Wesen geboren mit eigenthümlich
stark ausgeprägter Individualität, welche, durch nichts wirklich verändert, selbst den
mächtigsten äußeren Einflössen widerstehend, in ihrer Eigenart sich konsequent ent-
wickelt hat; ein Wesen von eigenthümlich kristallinischem Gefüge, welches durch alle
Phasen der EntWickelung sich erhalten, in allen natürlichen Metamorphosen pett
seinen Charakter bewahrt hat . , . Aber je leichter alle diese Aeußerlichkeiten (de:
höfischen Etikette) mit dein nöthigen Eifer sich besorgen und erreichen ließen, desto
schwerer war es, das innere Wesen zu sassen und die Enlwickclung desselben in
eine bestimmte Richtung zu schieben. Schon der Zucht des Denkens widerstrebte
die spröde Natur auf das Aeußerfte .... Nur die äußerste Strenge und das ener»
gische Zusammenwirken aller konkurrirenden Autoritäten vermochte das Widerstreben
zu überwältigen, bis das «machte Bewußtsein den eigenen Willen zum Beistand
heranführte, womit dann jede Schwierigkeit bald gehoben war. Selbst diesem zeit»
weise gewaltigen Druck der methodisch vorgehenden moralischen Möchte entzog sich
aber stets das innere Wesen des heranwachsenden Prinzen; es entwickelte sich seiner
eigenen Natur gemäß stetig fort, von den Süßeren Einflüssen berührt' modiflzirt.
dirigirt, aber niemals wesentlich vergiltcrt oder verschoben,'
Als die Brochure Hinzpeters erschien, wußte man von ihrem damals ei»»
undsechzigjährigen Verfasser nicht viel mehr, als daß er 18S6 zum Erzieher der
kronprinzlichen Söhne ernannt worden war, die Prinzen Wilhelm und Heinrict,
auch nach Kassel begleitet und 1883 eine Festschrift zur Silbernen Hochzeit des
KronprivzenpaareS verfaßt hatte; ein kurz vorher veröffentlichter Dankbrief bei
Kronprinzen aus San Rem« bewies, daß Dr. Georg Ernst Hinzpeter auch nach
Beendigung des ihm übertragenen Erziehungwerkes Beziehungen zum Kronprinzen
aufrecht zu erhallen gewußt hatte.
Daß übrigens Hinzpeter schon lange vor 1866 dem Kronprinzenpaare at»
tachirt gewesen war, bezeugt eine Erinneiung Bismarcks aus dem Jahr 1863
(Gedanken und Erinnerungen, I, 315): »Während die polnische Frage die Oeffe».»
liche Meinung bei uns beschäftigte und die alvenSlebensche Konvention die unver»
ständige Entrüstung der Liberalen im Landtage erregte, wurde mir in einer Se»
sellschaft bei dem Kronprinzen Herr Hinzpeter vorgestellt. Da er im täglichen Ber»
kehr mit den Herrschaften mar und sich mir als ein Mann von konservativer Ee»
sinnung zu erkennen gab, ließ ich mich auf ein Gespräch mit ihm ein, in dem tcd
ihm meine Auffassung der polnischen Frage auseinandersetzte, in der Erwartung,
daß er hin und wieder Gelegenheit finden werde, im Sinn derselben zu sprechen
Einige Tage darauf schrieb er mir, die Frau Kronprinzessin habe ihn gefragt, mas
ich so lange mit ihm gesprochen hätte. Er habe ihr Alles erzählt und dann eine
Aufzeichnung seiner Erzählung gemacht, die er mir mit der Bitte um Prüfung und
Berichtigung überschickte. Ich antwortete ihm, daß ich diese Bitte ablehnen müsse;
wenn ich sie «stillte, so würde ich nach Dem, was er selbst meldete, nicht zu ihm.

Hwzpetei,
sondern zu der Frau Kronprinzessin mich schriftlich über die Frage äußern, waS'
ich nur mündlich zu thun bereit sei.'
Hatte der Mann, der fast sechs Luftren lang im Beitrauen des Kronprinzen»
paareS gewesen mar, im Neuen Kurs seine Rolle ausgespielt oder Mar ihm bestimmt,
dem unerwartet jung und rasch zur Herrschergemalt gelangten Kronprinzensohn
auch weiterhin als Mentor zu dienen?
In dem im Spätsommer dieses Jahres herausgegebenen .Zweiundzwanzigsten
Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg zu Biele»
selb' fand ich, von der Hand Dr. Karl Möllers, des Ministerbruders, und Pater
Hörsters eine Sludie über «Hinzpeters Stellung in politischer, sozialer, pädago»
gischer und religiöser Hinsicht", von der bei der Loyalität des Verfassers und der
Jahresberichtöredaktion unbedenklich anzunehmen ist, daß sie das kaiserliche im-
primätur erhalten hotte. In dieser Studie heißt eö:
«Die historische Bedeutung HinzpeterS beruht zweifellos in erster Linie nicht
darauf, daß er den Kaiser Wilhelm den Zweiten in seiner Jugend unterrichtet
und seine Ausbildung auf dem Gymnasium in Kassel Übermacht hat, sondern darauf,
daß er später als Rathgeber des Kaisers bei vielen wichtigen Angelegenheiten eine
hervorragende Rolle gespielt hat. Hinzpeters politische Bedeutung liegt in seiner
Einwirkung auf Staatsangelegenheiten. Er konnte dadurch auf Staatsangelegen»
heikn Einfluß ausüben, daß Wilhelm der Zweite ihn bei vielen der wichtigsten
Entscheidungen um seinen Rath fragte. Das geschah bis zum Regirungantritt als
Prinz und etwa mährend der ersten HSlste seiner Regiruvg. Später hat der Kaiser
mit seinem früheren Lehrer auch viele wichtige Staatsangelegenheiten besprochen,
aber wohl ohne ihn direkt um seine» Rath zu fragen. Im Folgenden gebe ich
eine Anzahl von charakteristischen Beispielen, wo Hinzpeter während dieser ersten
Periode auf die Staatsangelegenheiten mit Erfolg Einfluß geübt hat. Manche an»
dere Fälle eignen sich zur Zeit nicht zur Veröffentlichung."
Anmerkung: «Deranige Ergänzungen zu diesem Aufsatz sollen im biele»
selber Städtischen Archiv niedergelegt werden,"
Ich habe wörtlich citirt; nichts verschwiegen und nichts hinzugesetzt.
Eingehend beschäftigt sich Möller dann mit HinzpeterS THStigkeit während
des Bergarbeiterstrikes vom Jahr 1899, mit seine, (politischen) Stellung zum Sotholi»
zismuS und verräth uns auch, daß Hinzpeter der Bater des später im Reichstag kläg°
lich gescheiterten Trunksuchtgesetzentwurfes gewesen war. Mindestens so interessant
wie die Darbietung dieser Details märe es jedoch gewesen, aus der intimen Kennt»
»iß der in Betracht kommenden Persönlichkeiten und Verhältnisse heraus die Stel»
lung zu beleuchten, die Hinzpeter kurz nach der Jahreswende 1889/SO im Kampf
Bismarcks gegen die Konservativen eingenommen hat, insbesondere nach Aufstellung
der Kandidatur Hammerftein in Bielefeld und dem damit in Zusammenhang stehen»
den Ausschluß der Kreuzzeitung aus den königlichen Schlössern, Denn damals diente
Hinzpeter als Mittler zwischen den Konservativen und der Person des Kaisers
und verpflichtete sich sogar, nachdem der Kaiser sich über die Kandidatur Hammer»
steins mißfällig ausgesprochen hatte, »die für die Konservativen in Bielefeld bei
Ausstellung des Freiherrn von Hammerftein maßgebend gewesenen, durchaus loyalen
Grund: bei Gelegenheit seiner in kürzester Frist anzutretenden Reise nach Berlin,

zu« Kenntniß Sr. Majestät zu bringen/' (Leuß: Wilhelm Freiherr v. Hammer»
liein lZ«5).
Noch am Neujahrstag 189« hatte der Kaiser am Schluß seines Glückwunsch,
briefes an Bismarck geschrieben: »Ich weiß sehr wohl, welch reicher Antheil an
diesen Erfolgen Ihrer aufopfernden und schaffensfreudigen Thatkrast gebührt, und
bitte Gott, er möge mir in meinem schweren und veraitworrungvollin Herrscher»
beruf Jhrrn treuen und «probten Raih noch viele Jahre erhalten' Aber schon
wenige Wochen darauf hatte die Slimmung des Kaisers umgeschlagen und vom
sechsundzwanzigsten Januar 1890 ab konnte man von einem Tag zum andeien
verfolgen, wie die Kluft zwischen Kaiser und Kanzler sich d,hnie, wie ile kü, stlich
erweitert wurde. .Dem Kanzler", las man später in den Hamburger Nachrichten,
.wurde das Aushallen wesentlich erschwert durch die Bestrebungen Anderer sich
zwischen ihn und den Kaiser zu schieben und dem Kaiser näher zu treten, als ihm
der Kanzler stand, de« nach der Verfassung der alleinige Ratdg?ber des Kaisers
und der dem preußischen Staat für die Gesammtpolitik verantwrrtliche Minister»
Präsident war. Diese Zwischenlchiebungen waren eS zunächst welche die Halibar»
Kit der verfassungirüßigen Stellung des Reichskanzlers beeinträchtigten l sie fanden
von mannichfachen Seilen her statt: von mili örijchcr Seite, vcn Pr vaileuten, die
das Ohr des Kaisers suchten, von Kollegen des Kanzlers, von konservat viN F,ak»
tionführern und auch von höheren Stellen aus."
Das Gebiet, wo die an sich heterogenen und nur in ihrem Gegensatz zu
Bismarck homogenen Elemente sich zusamo enfanden, wo sie nach S orck«s R^th
versuchlen. dem Kaiser indirekt den Gegensatz zu Bismarck zu zeigen, mar das der
Sozialpolitik Möller erzählt uns' ‚Jn sozialen Fragen hat Hinzpeter den Kaiser
schon zu beeinflussen gesucht, als Diiser noch Prinz Wilh,lm war, und donrals wohl
hauptsächlich Hinzveter war der richtigen A, ficht, daß die polnischen Kämpfe in
Deutschland für die nächste Zeil im Wesentlichen abge'chlrssen seien. Die LSiung
der sozialen Fragen dagegen hi lt Hinzpeler für eine der micdli^ften Aufgaben des
Herrschers, von deren Erfolg der innere Friede und die Zulauf, Deutschlands ab»
hinge. Wenn auch in sozialen Fragen ein Monarch r>oH weniger als in polnischen
Fragen allein entscheiden könne, so wäre es nach Hin veiers Meinung zu einer
Zeit, wie der jetzigen, doch unbedingt nölhig, daß der Herrscher volles und klares
BerstSndnih lür diese wichtigen Angelegenheiten hätte, und Hinteler üußlrie desbalb
oft, daß er es für seine Pflicht halte, seinen früheren Zolling darüber u insvrmiren."
I'oul, ci^p^I>6 >lu I» rriäniörs, clnnt «rr f<rit er>vi>äger t>» elivse» »u
rc>i, läßt Lewing feinen Riccaut sagen. Die Art, wie man den König die sozial»
politischen Dinge sehen lehrle, war nicht die Art Bismarcks, besten eifahrene und
in der Praxi« des Lebens und der Politik g stkhlie W iSheir mußte, laß mar .eng
bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Räume sU Herr sich die Sachen,"
sondern die A,t Hinzreters und anderer Dilettanten und Schwäimer, die in be»
wüßtem Gegensatz zu Bismarck, doch wohl o!me die Ten enz. am Stur, deS
Kanzlers mitzuarbeilen, das Bestreben halten, das in der Sludiiftube E.sonnrne
in die Wirklichkeit des Lebens zu übertragen, d,m Kaiser in seiwm Bemiiden, das
Boll glücklich zu machen, zur Seite zu stehen und ihn in seinem von Mystizismus
nicht freien Glauben an die Macht der von Gottes Gnaden empor» und heraus»
gehobenen Persönlichkeit zu stützen.

Hinzpeter,
2t)7
In den Februartagen deS Jahres 1890 war eS vielleicht das erste Mal, daß der Kaiser sich vor Minister« und StaatSrSthen auf die sieghafte Kraft seiner Persönlichkeit berief, um seinen Willen dem Rath seines treuen deutschen DierierS entgegenzusetzen. Mit bitterer Ironie hat Bismarck später von einer Berhinzpeterung des Hofes gesprochen und die Gruppe um den einstigen Lehrer des Kaisers als das Kuratorium bezeichnet, das zur Lieferung von Ideen Herrn von Boetticher zur Seite gesetzt sei.

Am sechslmdzwanzigsten Januar 1890 war Bismarck nach längerer Abwesenheit aus Friedrichsruh nach Berlin zurückgekehrt. Nachdem er dem Kaiser das Portefeuille des Handelsministeriums zu Gunsten des Freiherrn von Berlepsch zur Verfügung ge» stellt hatte, war am selben Tag unter dem Vorsitz des Kaisers Kronrath, in dem auf kaiserlichen Befehl Staatssekretär von Boetticher zur Ueberrafchung Bismarcks zwei kaiserliche Erlasse verlas, die, nach demEntvurfHinzpeters, den Willen des Monarchen aussprachen, neben dem weiteren Ausbau der Arbeiterverficherungsgesetzgebung auch die bestehenden Borschriften der Gewerbeordnung über die Verhältnisse der Fabiik» arbeit» einer Prüfung zu unterziehen. Bismarck nahm sofort in längerer Rede Stellung gegen die Erlaffe und erklärte, daß sie weit über daS Maß und den Umfang der mit der Kaiserlichen Botschaft vom siebenzehnten November 1881 ein» geleiteten und mit der Alters» und Jnvaliditätversicherung vorläufig abgeschlossenen Sozialpolitik des Reiches hinausgingen und nur geeignet seien, die Arbeiterschaft erst recht der sozialdemokratischen Agitation zu überantworten.

Kaiser und Kronrath theilten die Bedenken des Kanzlers nicht; daS Einzige, mas> Bismarck erreichen konnte, war, daß ihm die Umformung der Erlasse über» tragen wurde, auf deren Publikaiion der Kaiser, trotzdem Bismarck abrieth, be< harrte So kam es, dasz die zwei Erlasse vom vierten Februar 1890 zwar daS Gepräge biSmärcklscher Redaktion tragen, jedoch nicht die Gegenzeichnung deS Reichs» kanzlers, der vor dem Urtheil der Geschichte die Verantwortung für die beiden Enunziationen nicht übernehmen zu können geglaubt hatte.

An den Sitzungen des StaatSralheS, der das Programm für die Berathungen der durch Bismarck in die Erlasse hineingebrachten und auf Grund der Ellasse ein» berufenen Internationalen Konfeienz aufzustellen hatte, nahm Fürst Bismarck nur passiv Theil; um so eifriger betheiligte sich der Kaiser an den Verhandlungen Nach damaligen offiziösen Berichten hat der Kaiser die Mitglieder des Staatsrathes, denen nun auch Hinzpeter zugesellt mar, heauftragt, überall der Meinung enigegen» zutreten, dasz zwischen der Aufnahme der Arbeiterschutzgesetzgebung und der Ar» beiterbewegung irgendein innrer Zusammenhang bestehe, und hat mit erHobe» ner Stimme hinzugesügt, mit der Sozialdemokratie werde er schon selbst fertig zu werden wissen. . .

Der Wunsch des Kaisers, seine sozialen Ideen durchzusetzen, der Glaube, dieses Ziel durch die bezwingende Macht seiner Persönlichkeit erreichen zu können, und die Abneigung Bismarcks, dem neuen Herrn aus diesem neuen Wege zu folgen, schufen eine breite Gasse für den Zustrom unbeamteter und unverantwortlicher Rath» geber der Krone. An ihrer Spitze schritt 1890 Hinzpeter. Dabei hatte dieser Pädagoge (ich schöpfe hier wiederum aus Möllers e«»f>!ssio„s), als er den Plan faßte, seinen ehemaligen Zögling in einem den Intentionen deS leitenden und verantwortlichen Staatsmannes entgegengesetzten Sinn über die sozialen Fragen zu informiren, sich

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_275.html[18.07.2014 18:00:52]

2ö«
Die Zukunft,
«st wenig noch mit Volkswirthschast und Sozialpolitik beschäftigt: der sich zu<
drängende Rathgeber war selbst noch des Rothes bedlirftig und holte sich diejen
Rath und volkswirthschaftliche und soziale Weisheit bei seinem Freund Dr. Karl
Mölln. Hie Bismarck, hie Möller! Welch ein Wagemuth, angesichts diese« (wenn
auch postumen) Zugeständnisses des Dilettantismus, den Kaiser gegen seinen das
Menschenmah weit überragenden Kanzler zu berathenl
Dadurch, daß ers that, ward Hinzpeler, bewußt oder unbewußt, einer de,
Totengräber Bismarcks und half, parallel mit Eulenburg und Genossen (Hohen»
lohe II, 497) marschirend, dem Schödling des Dilettantismus Eingang in unsere
gesummte Politik verschaffen, die verantwortlichen Königsräthe in den Schatten
der unveraniwortlichen stellen und damit die Fundamente der Reichs» und Staats»
Verfassung lockern.
Wie sremd und verständnihloS Hinzpeter Bismarcks Wesen, Bismarcks Psyche,
Bismarcks historischer Größe gegenüberstand, wie wenig er die realen Faktoren
unseres politischen Lebens begriff, dafür zeugt sein Versuch, auch den entamteten
Bismarck unttr die Unverantwortlichen einzureihen. Nach Möllers Bericht hat
Hinzpeter sich längere Zeit eifrig bemüht, eine Versöhnung zwischen Kaiser und
Bismarck auf der Grundlage herbeizuführen, daß der Kaiser in allen wichtigen
Staatsangelegenheiten Bismarck um seine Ansicht befragte, ohne daß Bismarck eine
amtliche Stellung einnähme. .Leider" (so schließt Möller seine Mittheilung) .sind
diese Versuche gescheitert, durch die Bismarcks ftaatsmSnnisches Genie dem Reich
erhalten werden sollte; jedoch sind sie nicht durch HinzpeterS oder des Kaisers
Schuld mißlungen."
. . . »Alles, was Sie bei dieser Gelegenheit über die Schwierigkeit deS
Jngangehaltens der konstitutionellen Siaatsmaschine sagen, unterschreibe ich durch»
aus, nur kann ich die Ansicht nicht gelten lassen, daß mein so nölhigeS Vertrauen
zu Ihnen und den anderen Röthen der Krone mangele ... Ja, kann ein Monarch
seirem Premier ein größeres Vertrauen beweisen als ich, der Ihnen zu so ver»
schiedenen Malen und nun auch jetzt zuletzt noch private Briefe zusendet, die über
momentan schwebende Fragen sprechen, damit Sie sich überzeugen, daß ich nichts
der Art hinter Ihrem Rücken betreibe? Wenn ich Ihnen den Brief des Generals
von Manteuffel in der memele, Angelegenheit sendete, weil er mir ein Novum
(Totleben) zu enthalten schien und ich deshalb Ihre Ansicht hören wollte, wenn
ich Ihnen deS Generals oon Boyen Brief mittheilte, eben so einige ZeitungauS»
schnitte, bemerkend daß diese Piöcen genau Das wiedergäben, was ich unver»
ändert seit Jahr und Tag überall und offiziell ausgesprochen Hütte — so sollte
ich glauben, daß ich mein Vertrauen kaum steigern könnte. Daß ich aber über»
Haupt mein Ohr den Slimmen verschließen sollte, die in gewissen wichtigen Augen»
blicken sich vertrauensvoll an mich wenden, — DaS werden Sie selbst nicht ver»
langen.' (König Wilhelm an Bismarck am sechsundzwanzigsten Februar 1869)
München. Dr. Eduard Bloch.
Herausgeber und »eranlmvrllicher Rcdattcuri M, Haide» in Berlin, — Bcrliig c^'r Zuko st in Berlin
Druck von G, Bernstein in Berlin,

Berlin, den 20. Februar 190«.
I—»^L
Liquidation.
^^or siebenzigJahren,alsderEmir Abd elKader, trotzdem ervon denFran-
'«Wzosen geschlagen und zuzwei Friedensschlüssen gezwungen worden war,
denHeiligen Krieg predigte und von Marokko her immer wiederHilfe erhielt,
iagteLouis Philippe, Frankreich werde in Algerien erst ungefährdet sein, wenn
c? auch im Scherifenreich herrsche. Sechs Jahre danach waren die Truppen
des Sultans Abd ur Rahman vom General Bugeaud am Jsly geschlagen,
die Hafenstädte Tanger und Mogador vom Prinzen Joinville bombardirt;
im Vertrag vonTanger mußteMarokko den neuenHerrenAlgeriensdie selbe
Grenze und das selbe Lebensrecht zuerkennen wie einst den Türken. Das ge-
schah 1844. Britanien wird unruhig, streckt die Polypenarme nach dem ma-
rokkanischen Handel aus und erzwingt 1856 einen Handelsvertrag. In dem
selben Jahr versucht der Preuhenprinz Adalbert eine Landung an der Rif-
küste; die Mannschaft seiner Korvette „Danzig" wird von den Piraten mit
Flintenkugeln verjagt. Sieben Tote und achtzehnVerwundete: mit dieser Bi-
lanz schließt der erste deutsche Versuchern Maghreb el Alfa als Freund und Kul»
lurbringer Fuh zu fassen. Auch Frankreich ist noch weit vom Ziel seiner Wün-
sche. England erlaubt ihm nicht, über die Grenze zu greifen. Schon Nelson
hatte gesagt, Tanger müsse marokkanisch bleiben oder englisch werden- „an
den Südküsten Europas sind Flottenerfolge für uns nur möglich, wenn wir
m Tanger sitzen oder mindestens auf die Ergebenheit des Sultans von Ma-
rokko zählen können." Alle Minister und Botschafterdes Britenreicheö dachten
so. Als Louis Napoleon vorschlägt, Nordafrika unter dieWestmächte zu ver-
lheilen, Egypten den Briten, Marokko den Franzosen, Tunis den Italienern
zu geben, erinnert Palmerston an den Plan des Bourgeoiskönigs und lehnt, im

Ton sittsamer Unschuld, dieeinunzüchtiger Antrag gekränkt hat, den Vorschlag ab. „Wir wollen Egypten ja gar nicht; wollen nur, daß eS türtisch bleibt und nichteinerEuropSermachtzufällt.Handelnund wandeln wollenmirinEgypten, nicht dieLast derRegirung aufuns nehmen. Und dieHerrschaft überEgyptcn wäre keine Kompensation für eine französische Eroberung Marokkos. Wir müssen beiden Ländern mit unserem Handelseinfluh zu neuer Blülhe zu helfen versuchen, uns aber vor Kreuzzügen und Erobererkriegen hüten, die uns vor dem Richterstuhl aller anderen cioilisirten Völker verurtheilen würden."
Marokko muß zur britischen MachtsphSre gehören: Das bleibt die Losung. Vor fünfzig Jahren schrieb Palmerston an John Russell, den Staatssekretär im AuswSrtigenAmt:„Ein französischerMinister hat neulich gesagt, Frankreich könne sich in Algerien erst sicher fühlen, wenn es an der atlantischen Küste Afrikas einen Hafen habe. Gegen wen soll dieserHafen den algerischen Besitzstand schützen? Offenbar nur gegen England. Frankreich sucht die Mög» lichkeit, uns die Einfahrt ins Mittelländische Meer zu sperren." Das Recht, in diesem Meer nach seinem Bedürfnih zu schalten, läßt England sich aber um keinen Preis abkaufen. Marokko liegt als ein Zankapfel zwischen den WestmSchten. Gut für uns, denktBismarck, in dessen c.iiiciiomal- clk>s coilitions der Bund dieser Mächte als der lästigste Alb wirkt; regt sich drum, nicht auf, als 1886 der von England, Frankreich und Deutschland vorge» schlagen? Handelsvertragsplan in Fez abgelehnt wird, und bleibt auf dem Standpunkt, den er in den Tagen der MadriderKonfcrenz gewählt hat. Da ließ er Frankreichs marokkanischeWünsche so stark unterstützen, daß der Bot» schafter Graf Saint.Vallier ihm deq Dank der Republik abstatten mußte. Chlodwig Hohenlohe soll den Franzosen „offen sagen, daß wir uns freuen, wenn sie in Tunis, Westafrika oder im Orient ihre Interessen «ahrnehmen und dadurch abgehalten werden, ihre Blicke nach derNheingrenze zu richten. Wir wollen Frankreich aber nicht etwa in Verwickelungen hineinhetzen; wir find ruhigeZuschauer, werden Frankreich nicht inkommodiren und verlangen von ihm nichts Anderes alsRuhe undFrieden." General Pittie (der von Ae» tereburg, wo er, als MilitSrkabinetschef, bei der Bestattung Alexanders des Zweiten den Präsidenten der Republik vertrat, nach Berlin kommt) hört aus dem Munde dee Kanzlers den Rath, in Tunis ohne Rücksicht auf Italien vorzugehen. Je mehr Arbeit die Franzofen in Afrika haben, desto weniger Zeit bleibt ihnen, an die Vogesen zu denken; und je näher sie der Meerenge von Gibraltar sind, desto schmerer wird ihnen dieVerslöiidigung mit England.
Als Bitmarck weggeschickt ist. setzt das Deutsche Reich in Fez den Abschluß eines Handelsoertrages durch. Salisbury wüthet, muß es aber leiden.

Siquidot'oil.
Englands Einfluß scheint im Scherifenreich zu versickern. Wächst aber wie» der, alsAbd uIAziz den Thron bestiegen und dem schottischenKaid MacLean leine Reiterei anvertraut hat. Frankreich hineinlassen? Niemals. Im Jahr des Faschodastreites will die englische Admiralität die Küste Marokkos als Stützpunkt gegen die algerischen Höfen benutzen; wenn aus dem Maghreb dann die Rebellenfahne ins französische Kolonialreich getragen wird, werden die Pariser nachgeben. Das geschieht schon vorher. Oberst Marchand muß abziehen. Seit denTagen des Mädchens oonOrleans haben Briten und Franzosen einander nicht hitziger gehaßt. Der Bur wird verherrlicht, die alte Kö> «igin beschimpft, die Weltausstellung von den Engländern boykottirt. Marokko? Lieber als den Franzosen gönnen wirs noch den Deutschen, sagt Chamberlain ziemlich laut. Ein anglo-deutsches Bündniß dünkt ihn mit solchem Preis nicht zu theuer bezahlt. Warum? In Birmingham spricht ers allzu offen aus: „In China, inAfghanisten, in Indien haben wir mit Rußland zu rechnen; und ohne einen Verbündeten können wir den Russen nicht ernstlich schaden." Deutschland soll also wieder Britaniens Degen sein. Doch dieser BündnißplanfindetnichteinmaI inChamberlainsHeimathungetheiltenBei» fall. Das Deutsche Reich, heißt« da, ist uns als Konkurrent viel gefährlicher «IsRußland; wird sich übrigens hüten, so weit von derbismärckischenTradition abzuweichen, daß es offen für uns gegen Ruhland optirt.Hat sich gehü» tet; und oerdient gerade dafür nicht Tadel. Ein paar Monate danach ist der DeutscheKaiser inKonstantinopel, Jerusalem,Damaskus; preist den großen Saladin, verspricht den Musulmanen seinen Schutz und scheint entschlossen,den Glanz des Britennamens im Gebiete des Isla m zu überstrahlen. Eine gewaltige Flotte und einen möchtigenNimbusin derOsmanenwelt?Das ertrügeEngland nicht. Chamberlainempsiehlteinstweilen nicht mehreinBündnih, nurnoch(in Wakesield) eine Verständigung mit Deutschland; und als er, unter Eduard, den alten Plan wieder aufnimmt, ist ihm auf beiden Seiten des Kanals die Stimmung noch weniger günstig. Wenn wir unser Prestigeschmälern lassen, sagt Roseberv im Oberhaus, sind wir auf unseren Inseln nicht mehr sicher. Und wer bedroht dieses Prestige in China und in den muslimischen Ländern? Deutschlands Schiffahrt und Handel dehnt sich von Tag zu Tag weiter aus; fast kaufen wir den Deutschen schon eben so viel ab wie sie uns und fühlen lmerkens auch an dem Geschrei der Arbeitlosen), wie unscrGewerbe unter der Konkurrenz leidet; wir müssen uns gegen das Deutsche Reich schützen, nicht uns ihm verbünden. Wilhelm hatgefährliche Weltherrschaftplöne, GrafBülow, der so schroff gegen Chamberlain gesprochen und auf Persien und Marokko als auf zwei Brennpunkte Hingewiejen hat, ist auch nicht unser Freund St*

und das deutsche Volk hat mit einer ihm sonst fremden Leidenschaft für die Buren Partei ergriffen.So spricht man drüben.Bei uns haben nur die fan«: ti ichen Russenfeinde Lust zu einem Bündnih, dessen Hauptzweck wSre,Deutschlands Militärmacht in den Dienst der antirussischen Politik Grohbritanienö zu stellen, Chamberlain istderinDeutschlandverhahtesteMann (Spucknäpfe mit seinem Bildnih werden oerkauft): was Der räth, kann dem Deutschen Reich nur schaden. Und als Marquis Jto in London Geld und einen Schutz vertrag erlangt hat.braucht England nicht mehr in Europa ein Schwert gegen Ruhland zu suchen. Eduards klügster Wunsch ist erfüllt: Japan wird die Russen schwächen, JndiensGrenzen schützen, die Bankers den Werth britischer Freund» schuft richtigschätzen lehrenund die Franzosen in Jndochina einschüchtern. Mit der um ihrenindochinefischenBefitzstandbesorgtenRepublikkann England sich verständigen; muß sogar, wenn es noch von gescheiten Männern regirt wird. Herr Delcasse geht nach London, King Edward nach Paris, Lord Lansdowne und der Botschafter Paul Cambon verhandeln eifrig: und am achten April 19(14 wird der Vertrag unterzeichnet, der, wie Louis Napoleon 1857 gewollt hat, den Briten Egypten, den Franzosen Marokko giebt. Die in Deutschland Regnenden bleiben ruhig. Im Reichstag sagt der Kanzler: „ Wir sind, wieim Mittelmeere überhaupt, in Marokko im Wesentlichen wirty» schaftlich interesftrt. Wir haben keinenGrund, zu befürchten, daß unsere merkantilen Interessen in Marokko von irgendeiner Macht mißachtet oder ver» letzt werden könnten. Wir haben auch keine Ursache, anzunehmen, das englisch-französische Kolonialabkommen enthalte eine Spitze gegen irgendeine andere Macht. Ein gespanntesVerhöltnißzwijchen Frankreich und England brauchen wir schon deshalb nicht zu wünschen, weil ein solchesVerhSltniß eineGefShi> dungdesWe»friedenswäre,dessenAufrechterhaltungwiraufrichtigerstreben."
Zwölfter Äpril 1904. DreiWochen vorher hatDelcafse den Fürsten Radotin vcrficheit, die Handelsfreiheit werde strengundinweitestemUmfange(ri^ou-i«u^,i„>nt oniiei-omün!) gewahrt werden. Wilhelm hofft noch, Frank» reich rasch versöhnen, mit dem Präsidenten der Republik sich persönlich verständigen zu können. Daß KieEnttSuschungihnarg verstimmthat, zeigt dieTonart seinerReden; zeigl dcrEifer, mit demderKanzlerscitdemFrühjahr19C5sich der marokkanischen Sache annimmt. Am letzten Märztag landet derKaiser in Tanger. DerBesuch oerKüstenstadt ist alseinsnmbolischerAktgedacht: Wil» Helm sollalsReprSsentantdeutscherMacht sichtbar werden, den Vertretern de5 ^ ultansim Privatgesprächunverbindlicheflichkeit spenden und wieder verschwinden. Doch er spricht laut zu dem braunenVolk. Bleibt nurzweiStuii' den; hält aber eineRede, die amQuaid'OrsaynichtmehralsinderWUHelm-

Ll^uidation,
27,
liraße überrascht. „In dem Sultan, dem mein Besuch gilt, sehe ich den absolut unabhöngigenHerrn dieses Landes,das unantastbar istundbleibenmuh.Nur mit dem souverainen Sultan wird Deutschland über seine marokkanischen Interessen verhandeln." Er hat geschwankt; vor der Landung den Kapitän des Du Liisz'Ia gefragt, ob nicht zu viel See sein werde, und noch auf dem Landungfteg dem französischen Geschäftsträger Grafen Cherisey die Frage entgegengerufen, ob auch sicher nichts aus Paris angelangt sei. Jetzt hat er gesprochen und die Reichspolitik festgelegt. Daß man zehn Wochen nach dcr kaiserlichen Verkündung, Deutschland werde nur mit dem Sultan oerhandeln, sichin Berlin nicht, wieRouvierwünschte, zudirekterVerhandlungmitFrank» reich entschloß, sollten Deutsche nicht tadeln. Der Kaiser, sagte Fürst Bülow zum Botschafter Bihourd. „kann den Sultan, dem er sich verpflichtet hat, nicht im Stich lassen; doch die Zukunft gehört Dem, der zu warten versteht. Die Unabhängigkeit desSultans muß betont und eine Organisation von den Mächten versucht werden. Wenn derVersuch mißlingt (was sehrmöglich ist), kann Frankreich dieRolle, die es ersehnt, übernehmen." Delcasse, derim Wandelgang des Abgeordnetenhauses über den coup cle tti^iUr« von Tanger gespottet an die dem alten Krüger verheißene Hilfe, an die zum Kampf gegen die gelbe Rasse gepanzerte Faust erinnert und höhnisch gesagt haben sollte, auch diesmal werde dem dröhnenden Wort nicht die That folgen, war fort und des Kaisers Zorn verraucht. Zu dem General oeLacroir sprach er: „Jetzt werde ich Sie nicht mehrgeniren."ZudemMilitSrbevollmächtigtenMarquis de La Guiche: „Ich werde Ihnen keine Schwierigkeiten mehr machen und habe dem Grafen Tattenbach die versöhnlichsten Instruktionen gegeben." Noch in der Zeit des Deserteurstreites konnte Graf Khevenhueller, der Botschafter Oesterreich» Ungarns, dem Minister Pichon melden, der Kaiser sei für die freundschaftliche Schlichtung des Haders. Trotzdem sagt Herr Tardieu in seinem Buch „l^a coiilei-erice ä'^lFeziras«: „Wilhelm der Zweite erklärt Jedem, mit dem er darüber spricht, er sei der marokkanischen Widrigkeiten satt, SeinWunschwar aber,man solle dasRecht haben, von einemTriumph Deutschlands zu reden; undgekrönkterStolzmachtihnvomerstenKonferenz' tag an zum wüthenden Gegner unserer Diplomatie. Er entscheidet. Er telegraphirt an die fremden StaatshSupter. Daß unsere Festigkeit in Algefiras den ehrenvollen Ausgleich erreichte, wurde nur möglich, weil auf den Kaiser eingewirkt worden war."JnschmerzlicherScham liest derDeutschesolcheZätze. Braucht er wirklich noch im AuswärtigenAmt (das BaronSchoen neulich so zaghaft und unzulänglich vertheidigt hat) und draußen Sündenböcke zusuchen? Kann er zweifeln, warum Alles so kommen muhte, wie es gekommen ist?

Tie Zukunft.

Vier Jahre lang haben wir um Marokko gehadert; muhte auch der wohlwollende Beurtheiler glauben, Deutschland wolle den Franzosen das Scherifenreich sperren.ZweimalstelltedieserStreitunsvordieernstesteKriegögefahr, die das Reich erlebt hat. Nun ist, am neunten Februar, von dem Frei» Herrn von Schoen und dem Botschafter Jules Cambon ein Vertrag unterzeichnet worden, der alle französischen Wünsche erfüllt, feststellt, daß Deutschland in Marokko „ausschließlich" Wirthschastinteressen habe, und die Fron» zosen nur verpflichtet, dem deutschenHandel und Gewerbe daS selbe Recht zu gewähren wie dem jeder anderen Nation. Der Schlußsatz lautet: „BeideRegirungen erklären,dah sie keine Maßregel ergreifen noch ermuthigen werden, die geeignet wäre, zu ihren eigenen Gunsten oder zu Gunsten irgendeiner anderen Macht mirthschaftliche Vorrechte zu schaffen, und daß sie trachten werden, ihreStaatsangehörigen an den Geschäften gemeinsam zu betheiligen, de< ren Ausführung ihnen übertragen werdensoll." Der Gedanke, den der (schlecht übersetzte)Text ausdrücken will, bleibt im Bereich der Hoffnung. Frankreich ist Herr inMarokko. Von hundert Aufträgen werden denFranzosen fortan wohl mindestens achtzig zufallen; aber sie werden „trachten" (ilsclierclieronl), die deutschenMitwerberdaran zubetheiligen.ObdiesesTrachten immer von ernstemEiferunterst ützt werden und wie oft es zum Erfolg führen wird, wollen mir ohneJllusion abwarten. Und bedenken, daß England auchnoch daistundgeroiß nichtLusthat,sichdieMöglichkeitzu profitlichenGeschöften inMarokko vondm liebenpariserFreundennehmen zulassen. Einen Vertrag dieses Inhaltes konnten wirjedenTaghaben.AuchvonDelcasfe.derseinenBotschafterimmer wieder anwies,zufragen,was man inBerlin denneigentlichwolle.Dahmansich inslln> vermeidlichegefügtunddem ertraglosen Vergnügen, die Franzosenzu ürgem, entsagthat,istverstSndig,sSeitAlgesirasmurdehierempfohlen,denKampfauf' zugeben,in dem doch keinSiegmehr zu erstreiten sei,unddenGegn<rnichtmit Nadelstichenzuärgern.)DerRückblicklehrt aber,wiebei unsregirtworden ift.

Darum Räuber und Mörder! Darum die WestmSchte aneinandergeschmiedet, die anglo-russische Freundschaft ermöglicht, Italien zur uns unbequemsten Option gezwungen, im Bereich des Islam das Ansehen geschmälert, demüthigende Zumuthungen hingenommen, Rückzüge beschlossen, werthvolle Kräfte verbraucht, unsere ganze Weltstellung verschlechtert. Um einen Vertrag, den wir ohne die allergeringste Anstrengung stets haben konnten und der uns sacht auf denbismörckischenStandpunkt von 1880zurückfühlt. Warö nöthig, ihn zu verlassen, denFranzosen zuzurufen, daß „wir hinter Marokko stehen", in den Landsleuten am Atlas erst Hoffnungen zu wecken, die so bitterlich nun enttäuscht werden? Vorbei, Wer schlecht gewirthfchaftet hat, muh

sich zueinem Arrangement mit den ihm im Augenblick Ueberlegenen entschließen. Das ist zu ertragen. Nur darf man sich nicht darüber täuschen, daß dieser Vertrag das dunkle Denkmal einer Politik ist, die Bankerot gemacht hat. Und deshalb im deutschen Land nie wieder möglich werden darf. Im l'.auIoishatHerrD'Aral erzählt: „EindeutscherDiplomat von hohemRang sagte mir gestern, er könne bezeugen, daß die glücklicheBeendung desdeutsch' französischen Mißverständnisses dem Kaiser zu danken sei, der in seinen letzten Gesprächen mit dem Fürsten Bülow immer wieder diese Lösung empfohlen und dem Kanzler gerathen habe, im Verkehr mit Frankreich seine politische Haltung zu ändern. Und wissen Sie, fügte der Deutsche hinzu, welcher Grund denKaiser mitbestimmt hat, hinter den Coulisfen fürSie zu wirken? So un» wahrscheinlich es klingt: die Freude darüber, daß in den Tagen der Ausein» Versetzung mit seinem Kanzler die Oeffentliche Meinung Frankreichs für ihn war und den vom Fürsten Bülow zuerst gewählten Standpunkt tadelte."
Solche Legende schleicht nicht zum ersten Mal durchs Nachbarland. Daß sie noch jetzt vorwärts kommt, nach dem Novembersturm noch Glauben findet, beweist, wie der Dualismus und die Unstetheit deutscher Politik die Geister »erwirrt hat. Herr D'Aral sollte sich sammtseinem deutschen Diplomaten von hohem Rang vor trügerischer Hoffnung hüten. Die Zeit, in der es neben der offiziell amtlichen eine kaiserliche Politik gab, liegt hinter unö; muß hinter uns liegen. DerKaiserkannnichtAnderes wollen alssein Kanzler; mühte.nach dem Sinn der Reichsverfasfung, ins höchste Amt einen neuen Mann rufen, wenn er dasHandeln deöalten nichtmehrzubilligen vermöchte.Wilhelm hat in furchtbar ernsterStunde verheißen, die von der Verfassung vorgeschriebene Verantwortlichkeitfortanzuwahrenundauf seinem hohen Sitz für die Einheitlichkeit deutscher Politik zu sorgen. Hätte er an der Nothwendigkeit der Novemberdebatte noch gezweifelt, dann wäre er jetzt gewiß überzeugt. So beschämendschlechteGeschäftewieimMarokkohandel konnte das Deutsche Reich nur in Tagen zwiespältigen und drum kraftlosen Wollens machen.Und einenZu» stand, den dieFranzosen zurücksehnen, muß der ungetrübte Blick einesDeutschenKaisers alsdemReich(und damit auch dessen höchstem Repräsentanten) schädlich erkennen. Wir haben das langwierige Spiel verloren. Wissen nun wenigstens aber, warum es, trotz allen Trümpfen, nicht zu gewinnen war.
Während in der Wilhelmstrabe der Vertrag unterzeichnet wurde, zog König EduardmitseinerFrauin Berlin ein. Vielleicht hat erHerrn Cambon, als er ihn am nächsten Abend im Opernhause sah, gefragt, ob nun nichtAlles genauso gekommen sei, wie ers vorausgesagt habe.DerGesandte Regnault wird in Fez alSBringer desHeils gefeiert, MuleyHafid hat derRepublikHerz und

i
Handgeöffnetund von Deutschland, dessen Nimbus in OstundWestden Islam nur noch Blendwerk dünkt, ist nichts mehr zu fürchten. .Alleshoben wir, trotz ClemenceausGalliertemperament, ohne Krieg erreicht; wie ichs dem kleinen Delcassö beim pariserFrühftück prophezeit habe." Kein Wunder, daß derKing vergnügt war. Leicht ists ihm nichtgeworden, seine Landsleute von derPolitik Nelsons und Palmerstons abzubringen; jetzt sahen sie doch, daß der Verzicht auf Marokko kein ertragloses Opfer war. „Den deutschen Flottenbau können wir nicht hindern, nur überbieten; in derWeltMohammeds aber, ohne deren FreundschaftunserindischerBesitzunhaltbarist, Überstrahltuns fürs Ersteauch die stärkste Kontinentalmacht nicht. Dieses Deutschland bleibt Unsereineni übrigens immereinRäthselreich. Jahre lang haben siemich hieralsHansLüderlich gehöhnt, geschimpft, als denVater aller deutschen Leiden verwünscht: und nun, dichtam Ziel meinerWünsche, werdeich mit Jubelrufen von den Bürgern empfangen, lese ich.derihnen in Europa dieHegemonieentriß,dieMöglichkeitderExpansioninandereErdtheileihnenschmälerte,Artikel,in denen mir wie dem treusten Freund und nützlichstenHelfer desReiches gehuldigt wird. Für so eigennutzlose Feierstimmung wäre der Brite nichtzu haben. Der will wissen, was bei dem Gejauchz herauskommt. Wenn William uns angethan hätte, was ich den Deutschen that, mühte ich ihn bitten, nicht an der englischen Küste zu landen, und kein Lord'Mayor dürfte wagen, ihm hymnischen Gruh zu bieten." So mochte Eduard denken. Immerhin blieb der Ueberschwang vereinzelt, derKaisersprach an der Prunktafel ohneallzuheftigeEmphase und die Bolksfeststimmung, die sich hier und da zeigte, erwuchs aus dem Gefühl, dah ein neues Kapitel deutscher Geschichte begonnen habe und das alte uns nicht länger schaden könne. Eine verunglückte Einholung (der Hofzug hält vor der Bahn» Hofshalle, der ganzeHof muß sich in Trab setzen.um die hohen Gäste nichtzu lange ohneWillkommensgruh zu lassen, Galakutschenpferde scheuen und bäumen sich,dieKönigin und dieKaiserin müssen auf offenerStraße ineinenanderen Wagen umsteigen, dessen Lenker dann nicht weih, vor welches Schloßportal er fahren soll); aber die Gewißheit, daß des ärgstenMißvergnügensWinter überstanden ist. Eduardgiebt sich artig, klug, taktvoll und einfach; wünscht der deutschenKunst und Wissenschaft (nicht dem Gewerbe, derpolitischen und militärischen Macht) noch reichere Blüthe und sagt so ruhig, als könne kein Mensch an der Aufrichtigkeit solchen Wollens zweifeln, er strebe nach einem guten, herzlichenVerhSltniß zuDeutschland.Jst wohl auch aufrichtig. Denn einstweilen (oft wars hier zu lesen) hat er genug erreicht, zur gefährlichsten Probe entschließt England sich schwer und ein so erfahrener Geschäftsmann

weiß, daß er das erwachte Deutschland nicht behandeln darf wie das schlummernde, daS stumm einen Willen im weiten Reich schalten ließ.
Dieses Bewußtsein kann uns rrösten.Seit im November die Nation gesprachen und laut den Entschluß »«kündet hat. ihr Schicksal selbst zu gestalten, werden wir besser behandelt. JnSüdoftemopa ist.da wir still und ernst thaten, was Reichsinteresse und Bundesgenossenpflicht befahlen, die Intimität unsererGegner ein Bischenrostig geworden; und diese Gegnerwisfen jetzt, daß sie mit dreiundsechzig Millionen deutscher Menschen zu rechnen haben, nicht nur mit Einem, auf dessen Nerven sie Jahrzehnte lang durch Schmeichlerlist oder Einschüchterung wirken zu können hofften. Zwei Erfolge. Die nicht funkeln und Hochgefühle erregen, die wir, nach langer Entbehrung, aber hüten müssen wie des Reiches Hort. Keine Reden mehr, die werben oder drohen, dieReichspolitik binden oder die Freiheit der Wahl hemmen. Weder pomphafte Feste nochschwachgemutheBetheuerungen friedfertiger Geduld.Dienirgendsanzuiveifelnde Entschlossenheitzu einemvondernationalen EhregefordertenKrieg sichert heutzutage den Frieden am Besten, Wir wollen Keinem Etwas nehmen, Keinen grundlos kränken, doch vonKeinem auch demüthigendeZumuthung dul» den. NeueBündnissebrauchen wir nicht,könntenbisübermorgenauchkeine erlangen; und derVersuch, die den Briten. Rüsten, Italienern, Japanern und MohammedaneinverbündeteFranzösischeRepublikfüreinGeneralabkommen HU gewinnen, brächte, wenn er gelänge, reduz sie stantibus nur den Westmächten Vortheil und mühte in jedem Fall die Hoffnung auf eine nahe Revision des frankfurter Friedensvertrages nähren. Wir wollen dem Reich auf anständige und verständigeArtGeld schaffen, dafür sorgen, daßnichtRiesensummen ohneNoth ausgegebenwerden(auchnichtfürunzeitgemSheSchlachtschiffe eines noch niemals erprobten Typs), zur Sicherung der Einheit nationalen und kaiserlichen Wollens alles würdig Mögliche thun und in furchtloser Ruhe warten, bis die Anderen sich wieder bemühen, Geschäfte mit unS zumachen. Frankreich istnicht „versöhnt" und England vergißt auch in illuminirten und mit buntem Papier geputzten Straßen niemals, was seinLebensinteresse heischt.Nur ein blinderTropf kann sichdem Wahn hingeben, seit dem neunten Februartag sei Alles wieder in schönsterOrdnung. Bis dahinistsnoch weit; brauchts Geduld und Tapferkeit. Doch die drückendsteLast ist vonGermaniens Schultern genommen. Hastig geknüpfte Bünde lockern sich leicht.Auch die Umarmung kann lästig werden. Und Deutschland ist unüberwindlich, wenn weiß, was es will, wollen muß, und die gesammelte Kraft nur da muthig einsetzt, wo die großen Zeichen der Zeit ihm den Weg in die Zukunft weisen.

»ie Zukunft.
Sophistenthum.
as Sophistenthum der niedergehenden heUcnischcn Kulturwelt mar eine-
Erscheinung, die sich mit dem PharisäismuS in Palästina und dem
Jesuitismus der spateren abendländischen Kulturwelt in Parallele bringen läßt.
Assterbende Völker pflegen oft mit einer gewissen Gewaltsamkeit einm Typus
herauszubilden, der sich ihres Lebensinhaltes, ihrer Glaubens' und Denkweise
zu bemächtigen sucht, um sie aus feste, unverbrüchliche Formeln und Lebensregeln
zu bringen, wie im Judaea der nachexilischen und im katholischen Abendland
dcr nachreformatorischen Zeit; oder der durch Auslösung der alten Glaubens» und
Sittengesetze in allgemeiner Skepsis mit blendender Dialektik die Geister zu
bannen versteht, wie in Griechenland, wo die scheinbare intellektuelle lieber»
leginhkit, die Für und Wider mit gleicher Kunst zu beweisen muhte, der Eitel»
keit des Volksgenius schmeichelte und ihn in nicht minder starke Fesseln schlug
als die Gesetzes» und Glaubensformeln die Völker im frühen Osten und späten
Westen. Ob diese Erscheinung nun in positiven Niederschlägen oder in negirender
Gestalt zum Ausdruck kommt: sie muß als ein Versuch angesehen werden,
aus eirer trohenden Verherung gewissermaßen zu retten, was zu retten ist^
und den jeweiligen Völkern den wankenden inneren Halt zu ersetzen, indem
ihnen ein Netz über den Kopf geworfen wird, an das sie sich klammern können
und an dem sie zugleich von den jeweiligen Pharisäern, Sophisten und Jesuiten
gehalten und beherrscht werden,
Das Sophistenthum rettete das Griechenvolk aus seinem politischen
Bankeiot und bemahlte es vor dem Untergang in dem Völkerbrei, der sich
von Kleinasien und der Levante westwärts ergoß. Der dialektische Jesuitismus
sicherte ihm eine neue Machtstellung in der antiken Kulturmelt. Die blen<
den den großen Redner, wie Protagoras, der bedeutendste dcr Sophisten, machten
glänzenoe Geschäfte, denn sie arbeiteten nur sür schweres Geld; auch die kleineren
Geister waren von den Bürgern gesucht, weil sie verstanden, die Jünglinge
in allerlei Künden, Gl schicklichkeiten und Fertigkeiten zu unterrichten, die Ruhm
und Gold zu erringen geeignet waren. So wurden die Sophisten die brauch»
baren Lehrer und Bildner des verarmenden Griechenvolkes, das vor der Auf»
lösung seiner sozmlen und seiner politischen Einrichtungen stand und sich, wie
die Glieder einer heruntergekommenen Adelsfamilie, gewissermaßen nach einem
„Erwerb" umsehen mußte. Die Sophisten haben aus dem dekadenten Hellenen
den „Graeculus" geschaffen, den in allen Sätteln gerechten, vielgemandten
Virtuosen der Antike, der als Baumeister, Bildhauer, Pädagoge, Schauspiel«,
Tänzer, Kochkilnstler das spätere römische Reich durchmallte, ein Typus, auf
den der Romer verächtlich herabsah, der ihm aber zu seinem Herrendienst sehr

Sophistenthum,
brauchbar erschien. Die Volkserbitterung, die dm großen Bekämpf» der Sophisten in den Tod brachte, dürfte damit eine weitere Motioirung erhalten. Nicht nur ideelle und religiöse Interessen standen aus dem Spiel, Denn schließlich ro« es Sokrates nicht allein, der die Existenz der alten Götterroelt in Frage stellte (Das thaten die Sophistm auch); vielmehr handelte es sich noch um soziale und materielle Interessen, in denen die Sophisten sich gefährdet sahen. Sokrates nahm kein Geld für seine Unterweisung in der Tugend und mit tieser war nichts zu versierten.
Das Sophistenthum siegte auf der ganzen Linie, Wie Walter Pater") bemerkt, lag es dm Griechen längst im Blut und brach elementar hervor, sobald sich dir rechte Brut» und Nährstätte dafür aufgethan hatte: der Demos von Athm. Von hier ging es dann wie ein Bazillenschwarm über die hellenische und die übrige antike Welt. „Der wahre, der dynamische Sophist", sagt Pater, „mar also das athenische Alltagspublikum und die offenkundigen, die pro» sessionellen Sophistm spielten mmiger die Rolle seiner geistigen Führer als die seiner Schüler und Jünger. Sie sorgten nur dafür, daß ihm sein Glaube kauernd gmügte saboriäsr 6sn8 son sen« nennen eS die Franzosen), wie der WSltn ein mildes Thier (Dies ist Platos eigenes Bild) dadurch im Zaum bSlt, daß er sich mit klugem Vorbedacht allen seinm Launen fügt. Die Sophistm waren nicht so sehr die Urheber wie das Erzeugniß ihrer sozialen Umgebung. Sie hatten mit großer Klugheit das treibende Element der Gesellschaft, die sie unterhielt, erkannt und bestimmt und wollten es nur regeln und dadurch selbst erhalten. Der Führer der Sophisten, ProtagoraS, hat die Physik oder Metaphysik des Herakiit auf die Ethik angewandt; und nun mar es, als ob das scheidende heraklitische Feuer auch das Leben, die Gedanken, die Gefühle und dm Willen der Menschen ergriffen hätte." Heraklit, dm dunklen Philo» sophen der Antike, hier als Vater der Sophistm bezeichnet zu finden, dürfte auf den ersten Blick überraschen. An anderer Stelle spricht Pater von der Gegnerschaft Platos gegen die erfolgreichen Sophisten der Zeit, „in denen die alte skeptische Bemegungphilosophie als Moraltheologie wieder auferstanden zu sein schien." Plato hatte von seinem Meister Sokrates die Vorliebe für die „angreifende Gedankenstrenge" der eleatischm Schule übernommen und °us dieier Grundlage errichtete er seine Philophie. entwarf er schließlich das Blld der „idealen Stadt", indem er die Strahlen griechischen Lebens, zu wahrer Harmonie vereint, dem zerfahrenen Leben seiner Zeit vor Augm stellte. Das Urbild dieser idealen Stadt aber war für Plato Sparta. Der Athener richtete aus dem Wirrmar seiner Vaterstadt die verzweifelten Blicke suchend nach dem Eurotasthal. Immer mar dem Griechen dorische Philosophie und Plato und der Platonismus. Borlesungen. Eugen Diederichs in Jena.

Lebensweise als die eigentliche, echt hellenische erschienen; und wie er auch in guten Tagen mit dem glänzenden und lebenslustigen Athen sympathisirte: er empfand dessen Kultur doch überall in gewissem Grade als fremdartig und in Zeiten der politischen mie der sozialen Gefahr suchte er seinen Rückhalt an Sparta. Als die größte soziale Gefahr für das echte Griechenthum im dorischen Sinn hatten Sokrates und Plato das Sophistenthum erkannt. Dieses mar aber, mie wir sahen, nur die letzte Konsequenz und der praktische Nieder« schlag der jonischen Philosophie, die sich auf Heraklit gründete. Dieser große Einsame hatte bei seiner Lehre vom ewigen Fluß aller Dinge wohl nicht daran gedacht, eine Moraltheologie, eine Nutzanwendung für das wirkliche Leben daraus zu gewinnen; doch seine Schüler und Nachfolger mußten sich dieser dankbaren und einträglichen Aufgabe eben so sicher unterziehen, wie der Jesuismus einmal als Jesuitismus ausgeschlachtet werden mußte. Die Sophistik, die Schwarz als Weiß und Weift als Schwarz beweisen konnte, die Recht in Unrecht und Unrecht in Recht verkehrte und schließlich sagte: Im letzten Grund ifts gleich» giltig, wie ich handle, denn Alles ist in einander verschlungen. Bös in Gu! und Gut in Bös, diese Sophistik kann man einen natüilichen Jesuilismus nennen, der sich auf eben-den Satz gründet: „Der Zweck heiligt die Mittel". Durch ein ungeheuerliches Verbrechen, das die Welt entsetzt, durch eine despotische Vergewaltigung, die die Völker aufrüttelt, wird dem Fortschritt und der Ent> Wickelung oft eben so gedient mie durch eine heilsame Einrichtung, die überall auch Indolenz und Mißbrauche mit heranzieht. Das sind freilich Wahrheiten, deren Nutzanwendung wir dem natürlichen Verlauf der Dinge und der ge> schichtlichen Fügung zu überlassen haben, die aber der sophistische Geist im eigenen Interesse fruchtbar zu machen sucht, mie der jesuitische sich im Interesse des Reiches Gottcs und seiner irdischen Vertretung, der Katholischen Kirche, jenseits von Gut und Böse in diesem Sinn stellt. Was Sokrates und Plato also im Sophistizismus bekämpften, mar ein jesuitisch, schillerndes Prinzip, das auf Grund des ^u>r?> ^5?«: die Gewissen entlastete; und der jonische Geist erscheint katholisirend gegenüber dem dorischen, in dem wir das protestantische Prinzip innerhalb der hellenischen Kulturwelt zu erkennen haben.

Die Spartaner find von den übrigen Griechen wohl mehr verehrt und gefürchtet als geliebt morden; die Athener aber wurden wegen ihrer dialektischen Ueberlegenheit gehaßt. In der Geschichte hat sich dies Verhältnis; umgekehrt. Der Freistaat Athen will uns als die Vollendung griechischen Wesens erscheinen und in Sparta erkennen mir nur eine finstere Kaserne und Zwingburg, in der das Menschenmesen in einseitiger Zuchtmahl verstümmelt murde. In dicscr Beleuchtung wird der Jugend die griechische Geschichte und Kultur gejeigt; und auch Schiller hat in seiner Vorlesung über die „Gesetzgebung des Lykurg und Solon" zu einer solchen Auffassung der Verhältnisse beigetragen. Die>e

Auffassung aber ist eine höchst oberflächliche, so weit sie Sparta und die dorische Kultur betrifft. Sparta war von einer Art Gcheimniß umwoben und selbst die zeitgenöjsischen Griechen haben niemals völlig klaren Einblick in die inneren Verhältnisse und den wahren Lebensgeist der Herrengeschlechter gewinnen können, die im Eurotasthal herrschten. Die meisten kannten nur die äußerliche Er« scheinung des spartanischen Wesens: das militärische Auftreten, die lakonische Rekemeise, die schlichte Tracht und karge Lebensweise, die allein von der Uebung und Ausbildung des Körpers ausgefüllt schien. Und die Spartaner selbst wollten so und nur so gesehen werden; es war eine verschlagene Politik dieses ftaatsklügften Volkes derÄrde, sich als roh und unwissend verschreien zu lassen, um auS dieser Täuschung der Welt Vortheile zu ziehen. Die Spartaner wollten von ihren Gegnern geistig unterschätzt werden, um deren sorglose Haltung Keffer überraschen zu können; und sie begünstigten bei ihren Anhängern die Auffassung, das ganze spartanische Wesen bestehe in der straffen Manneszucht, dem täglichen Drill, der kargen Lebensmeise und der schweren dorischen Gürtung. Insgeheim aber erluftigten sie sich über die Getäuschten und spotteten ihrer Anhänger wie ihrer Gegner, besonders der Athener, die dem schmerzüngigen und ungelenken Spartaner durch den blendenden Schwall ihrer Dialektik zu imponirm glaubten, bis er, in schlagfertiger Geistesgegenwart von Jugend auf geübt, den Gegner mit einem treffenden epigrammatischen Wort unerwartet »<Z absui-clum führte. Und insgeheim trieben sie ihre Philosophie und übten sich in einem Wissen nach der pyrhagoräischen Schule, wovon die übrige Griechen« melt kaum eine Ahnung hatte. Nur Einzelne, wie Plato, kamen dahinter, daß es in LakedSmon mehr Philosophie gebe als irgendwo sonst in der Welt. Keinem Fremden wurde je ein Einblick in ihre Schulen gestattet, und so lange Fremde in der Stadt weilten, ruhten die Studien und Uebungen. Sollten sie wieder beginnen, dann wurden die Fremden aus der Stadt gemiesen Diese bekamen nur die unerfreuliche, Harle Lebensmeise zu sehen Sobald die Spar« tarier aber unter sich waren, kam ihre Lernbegier, die in der Erziehung zu strenger Einfalt und verhaltener Kraft gipfelte, zum Ausdruck. Die Kultur-geschichte kennt kein anderes Beispiel dafür, daß Dürftigkeit der ganzen Lebens» Haltung, Beschränkung auf die nothm.'ndigsten Bedürfnisse, Verachtung jeglichen nnnlichen Genusses, bei Abwesenheit aller transszendentalen Anwandlungen also eine gemisse mönchische Art und Lebensweise, als die Kennzeichen rrahren Akels» und Herrenmenschenthumes gemerthei wurden. Heloten durften sich in p. unkvolle Gewänder stecken und die köstlichsten Speisen genießen: sich so zu vergnügen, ist Sklavenart Der Spartiate blieb nüchtern, ging im groben Hemd einher und begnügte sich mit der schwarzen Suppe. Zu seiner Erlustigung wurden dann Heloten betrunken gemacht, um ihm durch den abschreckenden Anblick zugleich das Trinken zu verleiden. Und daraus erwuchs sein tiefes

Lebensgefühl und seine Lebensfreude, daß er alles Matzlose und nur genießende Leben verachten konnte und über die Mittel enden, die dieser DaseinSart ergedm waren, wie die gesammte Griechenwelt der Zeit, nicht nur politisch, sondern auch geistig die Oberhand behielt. Die unerschütterliche, nicht nur militärisch ge> schlössen?, sondern zugleich musisch gestimmte und durchgeistigte L, bensgemein» schast im Eurotaethal, die wie eine einsame Hochburg in einem brandenden Volksmeer stand, mar es, die es dem Griechenvolk, bis auf die Athener Sokrates und Plato, immer wieder angethan hat und vor der Athen mit all seiner hohen und raffiniiten Marmor und LebensKmst, mit all seinen Reizen und Lockungen verbleichen mußte. Und cs war ein Zeichen des im Grunde noch gesunden Sinnes der Griechen b s in ihre späten sophistischen Tage, daß sie von Athen immer wieder nach Sparta blickten und über der blendenden Stadt des Perikles und Phidias die verhaltene Frohkraft schlichter Harmonie nicht verachten lernten, sondern nur immer mehr ehren, die in ihrer apollinischen, mannlich-musischen Geschlossenheit nur einmal verwirklicht morden ist und nur mit den Geschlechtern aussterben könnt?, die ihre Glieder waren.

Die Nachwelt hat sich nicht für den dorischen, sondern für den jonischen Geist des Griechenthumes entschieden. Sie hat, wie die zeitgenossischsn Griechen selbst, nur die Außenseite der lakedämonischen Kultur gesehen, den verborgenen hohen musischen Geist aber nicht erkannt, der die Gemeinschaft beseelt und in dem sie ihren einzigen dauerbaren Zusammenhalt gefunden hat. Wer zum Vergleich auf Rom verweisen wollte, müßte bedenken, daß dort eine zusammengewürfelte Kriezerbanöe sich innerhalb einer Welt von Feinden zu behaupten suchte. Tre gefährdete Luge erhob ihren Muth und steigerte ihre Kraft und Intelligenz. Sie mußte ein instinktives Zusammenwachsen, einen unerschütterlichen staatlich-nZusamm-nhilt bewirken, der eines musischenElemenles entbehren konnte, zu dem die Zeit wie die Kraft gebrach. Dem Römer stand der Sinn allein nach dem Ausbau seines Staatswesens, das er mit immer neuen und stärkeren Fortifikationen zu umgeben wie zu durchsetzen strebie, gleich einer ungeheuren Feste, um den inneren wie den äußeren Stürmen zu trotzen. Der Mensch mar um des Staates willen da; aber der Römer, so weit ihn der Dienst für den Staat nicht in Anspruch nahm, blieb sich selbst überlassen. Da mar keine Behörde, die seine weitere Menschenbilvui-g, die seine gymnastische und musische Erziehung in die Hand genommen hätte. Die Römer waren ein durchaus amusisches Volk, das seine Muße nur mit rohem Sinnengenuß auszufüllen mußte. In Sparta h ngegen stand eine Kriegerkaste innerhalb einer stammverwandten Welt, aus der sie sich herausheben konnte nicht allein durch Kriegstüchtigkeit (denn die eignete auch dem Barbaren), sondern nur durch eine höhere Lebensweise. Sie mußten eine neue Weise, zu leben, erfinden, die sie von der übrigen Griechenmelt abhob; und diese Leben:-

Sophistenthu»,.
583
-weise forderte die geistige und körperliche Durchbilcung dcS lakedämonischen Menschen zu harmonisch geschlossener Einheit, „Wozu dies unablässige Fronen Tag vor Tag? Wozu diese mühevolle, endlose Erziehung, die nicht einmal zu etwas besonders Nützlichem und Erfreulichem veihilst?" Auf diese Frage eines Platoschülers hätte ein intelligenter junger Spartaner erwidern können: „Auf daß ich selbst ein vollkommenes Kunstmerk werde und mich so vor den Augcn von ganz Hellas zeigen könne" (Pater), So mar hier der Mensch nicht nur u« des Staates willen, sondem zugleich der Staat um des Menschen willen da. Wie der Mensch den Staat nicht verließ, so ließ der Staat den Menschen nicht los; er überließ ihn keinen Augenblick sich selbst, sondern hielt ihn stets im Schwung und Bewußtsein seiner menschenbildnerischen Aufgabe an sich selbst wie an seinen Mitgenosssn. Von Zion hat die abendländische Menschheit ihre religiöse Kultur, von Rom hat sie ihre staatsmissenschaftliche und juridische Bildung übernommen. Das dorische Ideal, die lakelämonische Weise, die Religion und Staat, Gottesdienst und Gemeinschajtleben, unlösbar in einander verschlungen und durchdrungen, in dem recht arischen Einklang als den Dienst am Menschen zum Ausdruck brachte, ist ihr verloren. Nur in Sparta war verwirklicht, wcnoch die abendländische Kulturmelt, insbesondere die deutsche, wie nach einem fernen, unerreichbaren Ideal tastet: der Einklang zwischen Religion und Leben, zwischen Glauben und Wissen Unsere Erziehung und Bildung ist ein Mischprodukt aus jonischem Sophistiz'smus, semitischem EthiziSmuS und römischem Juristizismusi sie wird von drei Kultursphären in die Arbeit genommen, denen das musische Element völlig fehlt. Wäre Sparta an die Stelle von Rom getreten, märe das Abendland dorisch, statt römisch» zionistisch gestimmt morden, dann halten wir das Ziel schon erreicht, nach de n unsere Kulturentmickelung jetzt langsam eist hinstrebt,
Nietzsche behauptet, Goethe habe die Griechen nicht verstanden, weil er nur die apollinische Außenseite ihrer Kultur gesehen, nicht aber zugleich ihren wahren und tieferen dionysischen Lebensgrund erkannt habe. Eine Ausartung dieser apollinischen Kultur war tie Sophistik, eine andere der Alcxandrinismus; jene eine kulturpolitisch-dialektische Verirrung, dieser eine intellektuelle. Beide Erscheinungen aber waren bedingt und nur möglich durch die Lösung des griechischen Geistes von dem dionysischen Lebensgrunde, den wie einen heiligen Hort und die letzte Reserve des Hellenismus wiederum die lakedämonischen Dorer wahrten. Der Jonismus, der in den Sophistizismus und später in den Alixandrinismus überging, mar wie eine abschnurrende Uhr, der man den Per» venoikrl ausgehängt hat. So arbeitete der griechische Intellekt mit gleichsam „ausgehängtem Willen" nach dem politischen Bankerot »Griechenlands weiter, um« Preisgcbung des dorischen Jzeals vom „großen Einklang". Mit dem jonischen Auge haben mir Abendländer das Griechenthum sehen uns abschätzen

gelernt; auch für Goethe blieb es nur ein ästhetisches Problem und wurde zu keiner dionysischen Aufgabe. Die platonische Philosophie, in der die eleatische Lehre von dem 5v, dem ewig Seienden, für die die wirkliche Welt nm als eine Art Vision bestand, mit der heraklitischen Lehre vom ewigen Fluß der Dinge, dem navia pe?, als dem wechselnden Niederschlag des wirklichen Lebens aus der Welt der Ideen, zu harmonischer Ergänzung in einem groß» artigen System zusammengeflossen war, wurde dem Abendland zunächst durch die alexandrinische Schule in Gestalt des Neuplatonismus vermittelt, in de« sich auf Grund der Emanationtheorie vom absteigenden Ursprung aller Lebms- entwickelung aus dem göttlichen Urmesen die platonische Jdeenlehre mit der christlichen Erlösungtheorie verschmolz. Auf diesem Weg vollzog sich die erste Berührung mit dem hellenischen Geist. Die nächste und unmittelbare Verbin» düng mit den Werken der Antike brachte die Renaissance. Die Wiedergeburt anliken Gcistes in Italien, die man unter diesem Namen versteht, trug aber entschieden dorischen Charakter. Das erscheint begreiflich, wenn man bedenkt, daß Großgriechenland ursprünglich vorwiegend dorisch tolonifirt mar. Auch die Nachkommen der germanischen Elemente, die Italien in der Völkerwanderung» zeit durchsetzt hatten, mußten in ihrer noch ungebrochenen Kraft mit der stark- sinnigen dorischen Lebensauffassung mehr sympathisiren als mit dem greiser» hasten Jonismus. Die Wiederbelebung der Philosophie Platos am Hof der Medicäer trug nur dazu bei, die wilden Lebensmellen der Renaissancen,«,» schen zu sänftigen, ohne ihre Kraft zu brechen. Das übrige Italien lebte sich „dorisch" aus, indem es den Einklang zwischen Kunst und Leben zwar aus etwas gewaltsame Weise suchte, aber doch verwirklichte, wie ihn danach keine andere Zeit wieder gesehen hat. Den alexandrinischen Betrieb der Antike hatten die Gelehrten nach Italien gebracht, die nach dem Fall von Byzanz dorthin geflüchtet waren; aber er konnte auf diesem Boden nicht Wurzel fassen, er hat seinen eigentlichen Nährboden erst später weiter im Norden gefunden: indem humanistischen Deutschland,

In Italien war die Renaissance neben dem Papstthum erwachsen und die stu<ti.i Kumaniors, der neuen platonischen Akademie am Hofe der Me- dicäer hatten keine kirchenfeindliche Tendenz. Diese trat in Deutschland sofort hervor und wurde später unterstützt und verschärft von der reformatorischen Bewegung der religiösen Renaissance, die aber zugleich eine Spaltung in den deutschen Humanismus gebracht und eine noch heute fortwährende Scheidung der Geister bewirkt hat. Die reformatorischen Humanisten, Melanchthon und Hutten, traten unter Luthers Führung den philologischen Humanisten unter Erasmus schroff gegenüber. Beide Parteien waren kirchenkritisch, aber sie stellte» sich fast feindlicher gegen einander als gegen Rom. Und diese Stellungnahme bleibt bezeichnend sür deutsches Wesen wie sür die Qualität des deutschen Hu.

Sophistenthum.
Manismus. Luthers Eifern gegen Erasmus mar tiefer begründet als in bloßen Meinungverschiedenheiten über religiöse Dinge, über kirchliche Einrichtungen und die Vorstellung vom göttlichen Wesen. „Erasmus ist nicht ein Grócus", sagte er, „sondern ein Gräeulus". Damit hat HuMr ihn als einen geistigen Nachfolger der jonisch alexandrinischen Schule erkannt, die ich die soph frisch» dialektische nannte und die sich in Deutschland als philosophische aufthat, um in öder Woit- und Buchstabenkrämerei Geist und Wesen der Antike aus ihren hinterlassenen Werken auszutreiben. „Zu beißen und zu stochern hat er (Erasmus) ein Geist und Muth und die Wort sind sehr geschwind und glatt. Im Lehren ist er gar kalt, taug nichts; er kann wohl waschen, aber die Wort sind gemacht, nicht gewachsen. Darumb sagt Cicero: Kein bessere Art, den Leuten das Herz zu rühren und sie zu bewegen ist, denn wenn Dirs zuvor selbs zu Herzen gehet. Wir s^nd^t in der Morgenröthe des künstigen Lebens, denn roir^ahen an miederumb zu erlangen das Erkermtniß der Kreaturen. E,,asinus aber fraget nichrs^anach,^ekürmnert sich wenig, wie die FruHt im Mutter» leibe sormiret, zugericht und gemacht wird. Wir aber beginnen, von'ÄötAs Gnaden seine Herrlichen Werk und Wund« auch aus den Blümlein^zu er» kennen. Da er sagte, er sprach, da stund er da, auch in eine Pfirsickkern^der» selbige^obmohl^eme Schäle sehr ^ark^rst, doch muß sie sich zu einerlei! aufihun durch den ^t^r weichen Kein, so drinnen"ist'. Ties überg^h^Erasmus fein und achtets nicht, siehst die Weaturen^än'mke die 5Kch5'ein.Mu,Thor."
Aer Humanismus war eine Reaktion gegen die mittelalterliche Scholastik. Aber dm kaum von der scholastisch« Begriffsspalterei befreiten deutschen Ge st sehen wir dem anderen Formalismus pedantisch-philologischer Worrspalterei überantwortet. Der frische Geist Luthers, der dem dürren Erasmus die lebendige Gott» Natur vor Augen führt, hat in den folgenden reformatorischen Humanisten nicht nachgehalten. Sie sind bibel» und buchstabengläubig erstarrt, wie ihre Kol» legen von der anderen humanistischen Fakultät philologisch. Eine neue Renaissance mußte einsetzen, um dem wahren Humanismus Bahn zu schoffm, der sein Ziel nicht im Studium des klassischen Alterthumes erschöpft sieht. Vor» dereitet wmde diese zweite Renaissance von so versch edenartigen Geistern wie Michael Montaigne, Baco von Verulam und AmoS Comenius. Sie wandten sich von entgegengesetzten Wegen aus gegen den einseitigen Betrieb der Ku-
Illänioi-». In Deutschland trat die pietistische Partei auf diese Seite und schuf zunächst die Erziehunganstalten von A. H Francke und seinen Nach» folgern, wo die reale Biloung gegenüber der rein philologisch-formalen zum ersten Mal ihre PflegestStten fand. Im achtzehnten Jahrhundert folgten die Philan» thropen diesen Vorgängern; und durch ihre Erziehung» und Unterrichts weise auf humaner Grundlage ist der Gegensatz zwischen realistischer und humani» frischer Bildung erst recht scharf in die Erscheinung gerufen und zu einem

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_293.html[18.07.2014 18:00:55]

Kampfruf für zmei verschiedene Weltanschauungen und Lebensauffassungen ge» worden, die bis in die Gegenwart hinein vergeblich nach einem Ausgleich ge» rungen haben.

Der humanistische Wissensbetrieb im alexandrinischen Sinn hat durch unsere Gymnasien und Hochschulen die Herrschaft in deutschen Landen be- halten und die wahren Humanisten im Geist Platos, unsere großen Dichter» Denker, Herder, Lessing, Schiller, Goethe, konnten eben darum im deutschen Volk nicht durchdringen und lebendig werden. Sie waren Gegner des Akade- mismus, der auf die Akademie Platos zurückgeht als auf sein UrbUd, wie diese wohl schon unter den Nachfolgern des Plato dogmatisch formalistisch zu erstarren begann, bis die Lehre des Meisters endlich im ReuplatonismuS dok» trinä'r festgelegt blieb. Unsere Dichterdenker unterschieden mit Schiller zwischen dem Brotgelehrten und dem philosophischen Kopf, wie wir mit Schopenhauer zwischen dem geborenen und dem Kathederphilosophen unterscheiden. Und Plato hat diese Platoniker auf unseren Kathedern zum Theil selbst auf dem Ge» wissen. Auch seine Philosophie war nicht frei von einem sophistischen Moment; selbst ein SokrateS konnte sich ja nicht ganz dem Geist feiner Zeit entziehen, der überall sophistisch durchmittert mar. Wir haben den Demos von Athen als den eigentlichen und ursprünglichen Sophistm erkannt, dessen Wortführer die sogenannten Sophisten waren. „Man fühlt sich manchmal zu seinem Un- behagen versucht", sagt Pater, „auf den platonischen Sokrates ein Wort anzu» wenden, mit dem Sokrates im Euthydemus dm Sophismus oder vielleicht en eai ieatur« sich selbst bezeichnet. Seine Gewandtheit im Wortstreit ist so groß, daß er jede beliebige Behauptung, ob richtig oder unrichtig, widerlegen kann." Und Pater meint, daß eine gefährliche Leichtigkeit, alles Mögliche gleich gut zu beweisen, auch den SokrateS nicht weniger heimgesucht habe als Andere, — wonach er eigentlich „sein Schicksal verdient" habe. Platos Sophisterei aber kommt bei der Schilderung seiner „idealen Stadt" zum Vorschein. Diese soll die höchste Schönheit und menschliche Vollendung in harmonischem Zusammen- wirken in sich vereinigen; aber die großen Dichter und Denker sollen darin keine bleibende Stalte haben. „Und wenn nun ein so göttlicher, Freude drin» gender Mensch", heißt es da, „mit seinen Werken unsere Stadt besuchte, in der Absicht, sie uns vorzuführen, dann würden mir ihm als einem heiligen, munderbaren, Freude bringenden Wesen gewiß mit der größten Ehrerbietung begegnen; aber bleiben dürfte er nicht. Wir würden ihm bedeuten, daß Seines- gleichen nicht in unserer Mitte ist noch auch sein darf, und würden ihn «eiter- ziehen heißen nach einer anderen Stadt, sein Haupt gesalbt mit Mv.rrb.en und umflochten mit einer wollenen Krone, weil er an sich etwas halb Göttliches ist. Wir selbst aber würden uns der Nützlichkeit halber mit einem strengeren und weniger anmuthigen Poeten begnügen." Und warum geschieht Dies? Da-

mit die Harmonie der Jdealstadt nicht gestört roerde. Diese gründet sich aber auf die „Gemüthsruhe" der Bürger, die nicht unnöthig beunruhigt werden sollen von Einem, der alle Anderen überragt und dessen elementare Natur alle Grenzsteine umstürzt; denn in der idealen Stadt soll „das größte Glück der größten Zahl" verwirklicht werden. Wir vermuthen, Plato selbst würde nickt da hinein gehört haben und bald aus seiner eigenen Schöpfung, „das Haupt gesalbt mit Myrrhen und umflochten mit einer wollenen Krone", vertrieben morden sein. Die ideale Stadt ist auch bis heute nicht verwirklicht worden, so Viele sich inzwischen nach Plato' in Utopien darum bemüht haben. Aber auch im modernen Staat sind die wahren Denker und Dichter nur geduldet. Sie werden mit dem Lorberlranz geschmückt, aber zugleich wird ihnen, recht sophistisch, bedeutet, daß sie keine Existenzberechtigung hier haben. Darum konnten und können die wahren Humanisten auch heute noch nirgends in ihrem Volk lebendig werden und die Herrschaft bleibt den Alexandrinern in dm beamteten Berufen und den Sophisten in den freien.

Sollen mir moderne Bezeichnungen für diese PseudoHumanisten wählen, dann könnten wir die Einen als die Professoren im weitesten Sinne, nämlich alle Professionellen, die Anderen mit dem burschikosen Ausdruck der Wilden oder Freischärler bezeichnen. Unter die zweite Bezeichnung würde die gesummte Boheme fallen, die politische wie die künstlerische. Der moderne Wissenschaft» liche Betrieb ist im Spezialismus erstarrt; die Kunst hat wieder den Weg zur Natur gesucht. Das scheinen auf den ersten Blick Dinge, die gar nichts mit einander zu thun haben. Und doch zeigen sie die Anwendung der selben Me> thode auf verschiedenen Lebensgebieten. Hier wie dort ist es die Manie, unter Verachtung oder doch Nichtachtung der Materie und des Stofflichen seine Kunst zu zeigen. Diese wird bei einem heroischen Vorwurf, wo die Sprache des Gegenstandes gleichsam für den Autor selber dichtet und denkt, weniger in die Erscheinung treten und bemerkbar werden als bei einer unscheinbaren Materie. Ein historisches Gemälde, eine Alpenlandschaft, ein Schlachtenbild, ein römi» sches Bacchanal wirken schon durch das Thema auf den Beschauer und es braucht keine Meisterhand, um ihn zu fesseln. Nicht anders bei der Behandlung großer geschichtlicher Ereignisse oder munderbarer, romantischer Geschehnisse. Goethes Kunst würde nur um so Heller strahlen, wenn er sich an alltaglichen und gewöhnlichen Stoffen versucht hätte, statt an antiken, historischen und romantischen; und sie erscheint größer und höher in „Hermann und Dorothea" als in „Iphigenie". So sprechen und denken diese modernen Sophisten: denn eS ist der selbe Sophistizismus im wissenschaftlich-spezialistischen wie im künstlerisch-naturalistischen Betrieb. Die Einen wollen an historischem und philologischem Kleinkram, der für keinen Menschen Interesse hat, ihre Wissenschaft» liche Methode vorführen, um zu zeigen, was sie können, und zugleich zu zeigen,

Die Zukunft.
daß es im Grunde ganz gleichgiltig ist, an welcher Materie man sich bethütigt; die Anderen malen uns irgendeinen Dreck mit rafsinirter Technik, denn auf die allein kommt es an. So hat man sich allmählich gewöhnt, das Schöne und Heroische zu meiden und eher das Häßliche und Alltägliche zu suchen, das Aschgraue, weil man sich daran besser produziren kann. Für die Chemie giebt eS keinen Dreck, der sich nicht in bekannte Stoffe auflösen, an dem sich nicht wenigstens eine Analyse versuchen ließe. Und so soll eS auch für die Wissen» schaft und für die Kunst keinen Dreck mehr geben, der nicht um und umge» wendet und in die Wechsel» und reizvollste Beleuchtung gesetzt werden dürfte. So Habens auch die alten Sophisten in ihrer Weise geübt: es ist die An» wendung der dialektischen Methode auf Kunst und Wissenschaft, die aus Dreck Gold herauslügt und Gold in Dreck umbemeist.
Alles ist erlaubt: diese Parole der Moderne hat man auf verschieden» artige Weise zu erhärten, historisch zu begründen, wissenschaftlich zu rechtferti» gen und sozialpsychologisch zu stützen versucht. Die oberen Zehntausend be» riefen sich dabei auf Nietzsches Herrenmoral; die unteren, sozialistisch empsin» denden Schichten auf die Fragwürdigkeit des Eigenthumsbegriffes und, so weit sie das Bedürfniß fühlten, ihrer „neuen Ethik" die philosophische Weihe zu geben, auf die uralte Lehre vom ewigen Flug, von der Vermandlungfähigkeit und Wechselseitigkeit (Relativität) allir Dinge. Wer unter ihnen nur den Versuch machte, sich eine sogenannte Existenz zu gründen, ein Leben aufzubauen, ein Heim zu schaffen, wurde als Philister, Banause, Verräther an der heiligen Sache der freien Persönlichkeit gebrandmarkt. Schillers Lied von der Glocke wurde als das „Hohe Lied des Philistertums" bezeichnet. Und schon hört man die Ehe ein „legalisirtes Konkubinat" nennen. So ward durch die modernen und modernsten Ideen, die mir als uralten Ursprunges erkannt haben, oben wie unten viel Leben verwüstet. Die Skandalprozesse der jüngsten Zeit ließen uns in ein Treiben blicken, das jedes Gelüsten erprobt, nur die eine hohe Lust nicht zu kennen scheint, am Ausbau unserer deutschen Kultur, an der Steigerung und Veredelung deutschen Wesens mitzuwirken. Diese Boheme der Oberschicht blickt so verächtlich auf diese Aufgabe wie die sozialistische und anarchistische. Und Beide sind einander merth, als die Sophisten unserer Tage, die der heilig schaffenden Gemalt wahren Lebensdranges den Weg sperren und nur einer fichtenden Kulturbemegung in strengeren Formen und strafferer Fassung weichen werden, wenn sie nach dem Ideal strebt, das wir bei den Griechen als das dorische erkannt haben und als letzte eherne Forderung deutschen Wesens uns sichern müssen.
Heinrich Driesmans.

Otavi Q Co.
Otavi Sc Co.
ie Börse hungert nach neuen Spielpapieren. Die Aktie der Donnersmarck» Hütte genügte ihr nicht. Otavi und Alles, was dazu gehört, konnte schon eher den Appetit stillen. Der kleinste Budiker weiß seit ein paar Wochen, waS Solonialwerthe sind. Für den Nothfall tröstet er sich mit der Gewißheit, daß es eine nationale Pflicht sei, gerade in diesen Papieren sein Geld zu verlieren; und man konnte ja ziemlich billig in den Besitz dieser neusten Gutscheine auf die irdische Seligkeit gelangen. Der Bürger nehme sich ein Beispiel an dem KolonialsekretSr. Der hat die göttliche Ruhe, die ihn auf das Gehudel da unten pfeifen läßt. Be» sonders auf die Presse. .Mögen die Tintenkulis sich künstlich aufregen; mir ists schnuppe!' Peinlicher war schon, daß Herr Erzberger im Reichstag von .Prospekt» rede" und .Kurslreiberei" sprach. Das erweckte unangenehme Erinnerungen an schwüle Stunden im Schinkelplatzpalais. Was hatte Herr Bernhard Dernburg gesagt? Am einundzwanzigsten Januar sprach er, als Gast der Deutschen Kolonialgesell» schaft, im Sitzungsaal des Wallothauses über seine .füdwestafrikanischen Reiseein. drücke". Ohne Pose (wenn die Nichtachtung jeglicher Form nicht auch Pose ist) schilderte er, was er gesehen habe. Und vielleicht noch mehr. So erzählte er von einer Besichtigung der Otavimine, rühmte die Ausschlüsse und plauderte dann über die Gesellschaft und ihre Aussichten, .Die Gesellschaft hat im Jahr 1907 IS 000 Tonnen 40prozentigen Kupferstein ausgeführt. Im ersten Semester ihres neuen Geschäftsjahres hat sie bereits das selbe Gewicht exportirt, so daß man in diesem Jahr aus eine Ausfuhr von über 30 000 Tonnen Kupfererz kommen kann. Das ist schon ein nicht unbedeutender Prozentsatz des deutschen Konsums. Die Ent» Wickelung der Mine hat unter Arbeilerschmierigkeiten und unter dem Wechsel des Personals gelitten und bei ihrer Aufschließung mögen mancherlei Versehen nicht vermied«« worden sein. Doch zeigt der finanzielle Abschluß (allerdings unterstützt noch zum Theil durch hohe Kupferpreise), daß nicht nur die Mine, sondern auch die Bahn gut prosperirt und daß aus diesem einen Unternehmen im letzten Jahr über 2 Millionen Mark erzielt worden find." Gehörte das Urtheil über den finan» ziellen Abschluß und die Aussichten der Otavigesellschaft auch zu den Reiseein» drücken Seiner Excellenz? Fast klang es, als habe aus dem Munde des Staatssekre» tärs diesmal der Bankdirektor gesprochen. Dem mag vor der andächtig lauschenden Zuhörerschaft im Reichstagssaal die Erinnerung an die.gemüthlichen Aussprachen' mit den Vertretern der Handelsredaktionen, nach den Bilanzgeburten der Darm» ftkdter Bank, aufgetaucht sein. Da fielen oft g«nz witzige Bemerkungen über Deutsch» Lux und Heldburg; die Rezensenten durften ja nicht auf Irrwege gerathen. Dem Ab» geordneten Erzberger antwortete der Staatssekretär gemächlich, daß er sich in seiner Rede nur auf den Geschäftsbericht der Gesellschaft gestützt habe. Da handelte sich« also nicht um „Reiseeindrlicke", Zwar habe er erklärt, daß die „Aussichten" des Unternehmens gut seien; von der .Zukunft" der Gesellschaft habe er aber nicht gesprochen. Eine feine Unterscheidung, mit der die Philosophie sich auf ihre Art abfinden muß. Daß zwischen der Hausse in Otaviantheilen und den Worten Dern» burgS ein ursächlicher Zusammenhang bestand, wird natürlich nicht leicht zu erwei» sen sein. Nicht zu bestreiten ist aber, daß die Börse sich von den .südweftafrikani» schen Eindrücken" zu ungewöhnlicher Geschäftigkeit stimmen ließ. Daß Herr Dern»

bürg bei der Abwehr der Angriffe Erzbergers in Bezug auf die Bewegung des Kupferpreises arg geirrt hat, wurde nicht ohne eine leise Schadenfreude konftatirt. Die Steigerung des Otavikurses paßt ganz und gar nicht zu der Gestaltung der Kupfer- notizen. Kupfer ist in letzter Zeit stets zurückgegangen. Bis auf 58'/, Pfund Ster» ling. Im Jahr 1S0S war der niedrigste KurS 56'/«: so niedrig war er seit Jahren nicht gewesen. Otaviantheile 208, Kupfer 58 5j; Otaviantheile 96, Kupfer öl'/,: diese Kuriosität läßt sich nicht aus der Welt reden. Als Otavi die Mitte ihre« Hochftieges erreicht hatten, war Kupfer 2'/, Pfund höher als heute. Darüber half sich de« Staatssekretär mit der Behauptung hinweg, der Kupserpreis sei zur Zeit der niedrigsten Bewerthung der Otaviantheile bis auf 40 Pfund zurückgegangen, habe sich also, seit diese Aktien stiegen, auch gehoben. Eine Kupfernotiz von 40 Pfund gab es aber seit fünfzehn Jahren nicht; und in der letzten Zeit sah es aus dem Kupfer- markt nie gut aus. Sieger ist Her« Dernburg im Otavistreit also nicht geblieben.
Die Börse hält gern fest, was sie einmal gepackt hat. Das Finanzkonsor> tium, das von der Diskontogesellschaft geleitet wurde, hat seine Bestände ausver» kauft. Das war das eine Haussemotiv. Wahrscheinlich geht hinter den Coulissen Etwas vor und eine Neberraschung (natürlich eine angenehme) ist zu erwarten. Das war das zweite Motiv. Dazu kam die Hoffnung auf eine gute Dividende. Die Verwaltung hat in dem Prospekt, der im Januar die Otavi'Antheile an die berliner Börse geleitete, eine höhere Dividende verheißen, als für 1907/08 (9 Prozent) ge» zahlt worden ist. Trotzdem hat der Otavirummel im Besonderen, hal die Auf» kiyelung der kleinen Spekulanten zum Kauf von .Kolonialmaaren" im Allgemeinen manches Bedenkliche. Am dreizehnten Januar wurden die Otaviantheile zum ersten Mal, zu 179 Prozent, in Berlin notirt; und schon zwei Wochen später waren sie auf 210 angelangt-, also um 30 Prozent höher als vor drei Wochen. Was hatte sich inzwischen ereignet? Her« Dernburg hatte geredet. DaS war AlleS. Denn das Dividendenversprechen gab ja schon der Prospekt, Man spekulirte eben in der Hoff» nung auf eine geheimnihvolle Ueberraschung. Vielleicht übernimmt da« Reich die Otavibahn? Die Bermuthung ist auch ohne triftige Gründe erlaubt; man kann ja nicht wissen, ob das Interesse des Kolonialsekrelörs für die Otavigesellschaft nicht mit irgendwelchen Bahnplönen zusammenhängt. Lrg« ... Bei einem KurS von mehr als 210 müßte die Dividende mindestens 12 Prozent betragen. Am letzten MSrztag geht das Geschäftsjahr zu Ende. Wird der reichliche Absatz von Kupfererz an» halten und wird die gesteigerte Dividendenhoffnung nicht trügen? Selbst wenn AlleS gut geht, wird man sich wohl überlegen, ob man die Dividende um 3 Prozent erhöhen soll. Wo die Spekulation so laut mitredet, sind große Abschreibungen und Rückstellungen besonders nöthig. Erst wenn da nichts mehr fehlt, darf an die Erhöhung der Dividende gedacht werden. Die Otavigesellschaft hat eine Bahn (von Swakopmund nach Jsumeb und Karibik), die gut rentirt. Ihr ErtrSgniß war im Geschäftsjahr 1907/08 ums Doppelte größer als der lleberschuß des zweiten wer benden Faktors der Gesellschaft, des Supferbergbaues. DaS Glück dieses Besitzes hängt eben so von der Ergiebigkeit der Kupferminen wie von dem Zustand des Supfermarktes ab. Da siehts aber, wie schon erwähnt wurde, nicht gut aus.
Die amerikanischen Produzenten und Spekulanten (Begriffe, die drüben ja nahezu identisch sind) beherrschen den Weltmarkt; und unzuverlässige Statistiken besorgen das Uebrige. Bon den Yankee« hängt AlleS ab. Denn London geht natürlich fast

OK»! K Co.
2Sl
immer mit New Jork. Noch ist auf dem Kupfermarkt die Nachfrage gering; die Produktion aber wächst. Für das Jahr 1909 wird eine Rekordziffer erwartet. Dieses Verhältnis ist der Preisgestaltung natürlich nicht günstig. Daß der Ab» saß der Otavigesellschaft auf die Dauer nicht unberührt von den Borgängen auf dem Weltmarkt bleiben kann, weiß jeder Sachkenner. Da nun die Rentabilität der Otavibahn bis jetzt zum großen Theil von den Erztransporter! abhängt, lassen sich die beiden Gewinnquellen der Gesellschaft nicht von einander trennen. Und deshalb ist eine Periode sinkender Kupferpreise nicht gerade der richtige Zeit- punkt für ein/ Otaviorgie. Die Eisenbahn allein steht mit mehr als 18 Millionen Mark zu Buch und das Stammkapital der Gesellschaft beträgt nur 20 Millionen; die Bahn repräsentirt also einen so beträchtlichen Theil des Gesammtvermögens, daß ihre Rentabilität die Lebensbedingung ist. Wird da« Reich diese Bahn übernehmen? Und wie wird sich das VerhSltniß der South West Africa Company zur Otavi» gesellschaft künftig gestalten? Das sind wichtige Fragen. Die Company erhielt für die Abtretung ihrer Rechte im Otavigebiet von der Gesellschaft etwa 80 00« Stück der Antheile. Außerdem ist sie Besitzerin von 100000 Genuhscheinen, der Hälfte der Gesammtsumme. Diese englische Company ist an der Otavigesellschaft also stark betheiligt und man muß abwarten, ob sie von der Erlaubnih Gebrauch machen wird, vom Mai 1909 an ihre Antheile verkaufen. Käme dieser Posten aus den Markt, so würde er den Kurs drücken. Mit dieser Möglichkeit muß man heute schon rechnen. Ob der begreifliche Wunsch, die Otavigesellschaft von englischem Einfluß zu befreien, in absehbarer Zeit erfüllt werden kann? Das Vorgehen der South West Africa Co. wird sich vermuthlich nach dem Ausfall der Dividende richten; und üb« die weiß man noch nichts Bestimmtes. Ohne Kursdruck wird die Befreiung von britischen Mitbestimmungrechten aber kaum zu haben sein. Denken die AntheilkSufer daran? Nationale und spekulative Wünsche streben hier wieder mal nach verschiedenen Seiten. Die Otaviwnthe sind das einzige Kolonialpapier, das an der berliner Börse notirt wird. Vor etwa zwei Jahren waren sie mit einem Kurs von 1S9 in Ham» bürg eingezogen. Die Thatsache, daß die Antheile an der größten deutschen Börse «ine« Markt haben, hebt sie über alle anderen Kolonialpapiere hinaus. Für diese Papiere geben die Kommisstonfirmen Brief» und Geldkurse an; aber ohne jede Bei» Kindlichkeit. Schon der Mangel offizieller Kursnotirung macht solche Werthpapiere (oft genug sind stes nicht) für den kleinen Kapitalisten ungeeignet. Sollen deshalb min möglichst viele Kolonialwerthe an die berliner Börse gebracht und den Bolls» «rsparnissen die Pforten des Kolonialparadieses geöffnet werden? Vor diesem Ent» schluß möge man sich hüten. Die Entwicklung giebt schon heute zu ernsten Bedenken »nlah. Die Aktie der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, die nach dem privaten Kursbericht eines bekannten Bankhauses für Kolonialpapiere im No» vembe« 1908 zu 230 Prozent angeboten war, ist im »neu entfachten" (nicht er» wachten) Kolonialparorysmus auf über 600 Prozent gestiegen. Da die Deutsche Kolonialgesellschaft zuletzt 20 Prozent Dividende gezahlt hat, b,ächte die Aktie bei dem jetzigen Kurs nur noch 4 Prozent. Den Boom haben die Diamantenfunde und deren Verherrlichung bewirkt. Mancher mag dadurch getäuscht worden sein, daß über die Umsätze und Kursveränderungen der Kolonialwerthe in den Börsenberichte» gesprochen wurde. Aber bei den ShareS der South West Africa Co., South Africa« Territories und ähnlicher Gesellschaften handelt sichs um Privatvergnügunge», die

mohl den Berichterstatter, nicht aber den amtlichen Kurszettel interessiren. Die »Förderer kolonialer Bestrebungen", wie et so schön heißt, möchte» nun gern so schnell wie möglich das Gebiet der „offiziellen" berliner Börse für die verschiede»« Kolonialpapiere gewinnen. Herr Karl von der H'ydt empfiehlt in der Deuischen Kolonialzeitung eine »möglichst weitgehende Zulassung" der Kolonialwerthe, weil diese Papiere ‚sür den kleinen Kapitalanleger bestimmt" seien. Ich weiß nicht, ob diese Meinung sich mit dem Grundsatz vereinen laßt, die kleinen Leute von allen spekulativen GeschSfien fernzuhalten. Einstweilen kann man die Anlheile deutscher Kolonialgesellschaflen doch nicht mit Preußenkonsols auf eine Slufe stellen. Was ist wichtiger: die deutschen Kolomen mit dem Velde des Volkes zu finanziren oder dafür zu sorgen, daß das Vermögen der kleinen Leute im Lande bleibt? Der Groß» kapitalist will sich die Finger nicht verbrennen. Ihm paßts, wenn die Börse als Mittlerin zwischen den Kolonialgründungen und dem Publikum waltet. Nu« immer «lleS abwälzen! Für den Verkauf der Otaviantheile hat die Diskontogesellschaft Vi Prozent als Exlravergütung bewilligt. Jetzt kann sie aufathmen. Elmas Be» klemmendes hats ja doch, ein Papier im Portefeuille zu halten, dessen Börsenwerth noch vor einem Jahr nm die Hälfte niedriger war. Ende Januar 1908 waren Otaviantheile an der Hamburger Börse zu 98 angeboten. Und schließlich kann die Otavigesellschaft kein stärkeres Reizmittel bieten als eine Dividende von 9 Prozent (für 1907/08). Im Jahr 1906/07 hatte sie nicht« gezahlt. Dabei ein 5urS, der den Preis vieler Aktien unserer besten Banken und Jndustriegesellschaften übersteigt. Und diese heimischen Unternehmungen haben ihre Rentabilität Jahre lang bewiese». Und nun soll die durch Extraprämien und Minifterreden entfachte Kaufluft für Kolonialpapiere gar noch legitimirt werden. „Zulassung einer möglichst großen Anzahl von Kolonialmerthen an die berliner Börse.« Damit der Herr Registrator, der Herr Budiker und die sparsame Vertreterin des horizontalen Gewerbes künftig ihre Nothgroschen nicht mehr in Konsols oder Reichsanleihe anzulegen brauchen, sondern die Wahl zwischen Togo, Samoa, Kamerun, Neu»Guinea, Usambara haben. Es giebt ja genug Kolonialgesellschaften. Der Kurszettel des Kolonialkontors Von der Hi ydt zählt 38 verschiedene Namen auf. Da hat man die Wahl. Doch später vielleicht auch die Qual, Jedenfalls sollte man auf die Dividendenspalten «chten. Da giebtS eine Menge Nullen. Ostm-um eovsso: Mögen die Großen ihr Geld in Kautschuk und Sisalhanf anlegen; die Kleinen verschone man mit solchen Ge» schästen. Ein unfreundlicher Beurtheiler könnte in Deutschland den Mangel an Kolo» nialtalent schon dadurch bewiesen finden^ daß die Förderung der Kolonialarbeit nicht anders als durch sinnlose Kurstreibereien zum Ausdruck gebracht werden kann.

Auf die neulich hier veröffentlichte Erklärung des Stahlmerkverbandes brauche ich nicht viel zu erwidern. Der amerikanische Stahltrust hat zum Ankauf der Carnegie Steel Company im Jahr 190l rund 300 Millionen Dollars ausgewendet, die in Aktien und Obligationen bezahlt wurden. Das ist ungefähr der vierte Theil deS Gesammttopitals. Carnegie, der Besitzer dieser Papiere des StahltruftS, ist also ein Hauptinteressent des Trusts. Und die Schlüsse, die ich aus dieser Thatsache zog, sind richtig. Die Auseinandersetzungen zwischen Rockefeller-Morgan und Car» negie sind ja bekannt genug; und daß der Stahlwerkverband die Vorgänge anders auffaßt, braucht mich nicht zu beirren. Weshalb der Stahlwerkverband sich zu Schleuderpreisen entschließt? Um sich im Ausland einen möglichst großen Markt

zu schaffen. Was sind Schleuderpreise? Notirungen, die sich vom Durchschnitts»
preis beträchtlich entfernen. Ich behaupte also noch einmal, daß der Stahlmerk»
verband nach dem Ausland zu wesentlich niedrigeren Preisen verkauft als im Inland.
Bon sachkundigen Männern ist mir gesagt worden: „Vierzig Prozent der Pro»
duktion des Stahlwerkverbandes gehen ins Ausland und erzielen nur in seltenen
Ausnahmefällen die üblichen Preise. Meistens ist die Preisdifferenz recht wesentlich;
manche Tonne wird bis zu 20 Mark unter dem Jnlandpreis verkauft," In ein»
zelnen Fällen hat der Stahlwerkoerband franko Ausland billiger geliefert als im
Inland ab Werk? er hat die ganze Fracht also „dazu gegeben". Sind Das nicht
Schleuderpreise, Herr Generaldirektor Schaltenbrand? Ich sagte: „Auf Soften des
Inlandes". Das muß für die Auslandpreise aufkommen. Eine unserer ersten Elek»
rrizitStfirmen sah sich genöthigt, eine große Schienenlieferung nach Belgien zu ver»
geben, weil die Preise des Stahlwerkoerbandes nicht zu bezahlen waren. Im preuhi»
schen Abgeordnetenhaus ist der Regirung der Borwurf gemacht worden, sie habe
sich bei dem „viel kritisirten" (ipsissima verba des Stahlwerkoerbandes) Abschluß
mit dem düsseldorfer Verband übers Ohr hauen lassen; denn sie hätte die Tonne
um 1« Mark billiger haben können. Man vergleiche damit, was der Stahlwerk»
verband hier erklärt hat. Seltsam ist auch der Grundsatz, nur Dem Auskunft zu
geben, der die so gewonnene Kenntnih für sich behält. Ich möchte annehmen, daß
ein Verband von solcher Macht auch der Oeffentlichkeit nicht allzu viel zu verbergen hat.
Ladon.

Juftizminister Alberti.

instag, am achten September 1908, wanderte der ehemalige Juftizminifter
Geheime Konferenzrath Adler Alberti über den Nytorr, stieg langsam die
Treppe zum Gerichtsgebäude hinan und verschwand zwischen den Säulen des Por-
tals. Nichts Ungewöhnliches war an ihm zu bemerken. Die Haltung war aufrecht
und er begrüßte die Leute mit dem ihm eigenen mürrischen Lächeln. Er betrat
das Polizeibureau. Die Schußleute fuhren in die Höhe und begrüßten ehrerbietig
ihren alten Vorgesetzten. Seine Ezcellenz wünschte, mit dem Herrn Polizeidirektor
zu reden. Man antwortete, der Herr Direktor sei nicht anwesend.
„Daun kann ich ja mit seinem Vertreter reden,"
Er wurde in das kleine Bureau des Oberschutzmannes Jakobsen gesührt,
Die Thür schloß sich; aber noch ehe Seine Ezcellenz sich auf den Stuhl gesetzt
hatte, der ihm ehrebietig zur Verfügung gestellt wurde, sagte er: „Ich komme
wegen einer Anmeldung. Ich habe mich der Fälschung und des Betruges schuldig
gemacht. Wollen Sie die Güte haben und ein Protokol über mich aufnehmen."

Vit Zukunft,
Er überreichte dem Oberschutzmann ein Dokument, das aus einem Hausen zusammengehefteter Papiere bestand. Darauf waren die Nummern von Kreditvn-einSobligationen (ungefähr neun Millionen Kronen) genannt. ES war ein Depositenbeweis, von den beiden Privatbankdirektoren Larsen und With ausgestellt. Und ohne ein Zucken in dem leblos scheinenden Gesicht sagte Seine Excellenz: »Dieser Beweis ist gefälscht. Ich habe die Namen der Direktoren nachgeschrieben."
... Bei den Fuchsvorlesungen im Jahr 1868 fiel mir unter den Kameraden ein ganz junger Student auf, dessen Aeußcres die Aufmerksamkeit auf sich lenkn mußte. Er war ein Hüne von Gestalt und kräftig, ein Bischen schwerfällig gebaut. Auf dem kurzen Hals saß ein verhSltnißmSßig kleiner Kopf. Auf den Wange» lag frische Röthe und in dem fast maskenartig stillstehenden Gesicht blitzte ein Paar kleiner, kalter und bauernschlauer Augen. Der Bursche hatte es offenbar sanftdick hinter den Ohren; darüber waren wir Alle einig. Wenn wir ihn schon damals als Juftizminifter der Linken bezeichneten, so hatte Das seinen Grund darin, daß er der Sohn des hochangesehenen Bauernführers und Rechtsanwalts, des Stifters und Direktors der seelandischen Bauernstand-Sparkasse, Karl Alberti, mar. Nicht, weil er sich irgendwelchen juristischen Ansehens unter seinen Zeitgenossen «freute. Im Gegentheil! Studiosus zuris Adler Alberti war ein ausgeprägter Cvniln,
Sein alter Repetitor, der spätere Konseilpräsident und Minister des Aeußeren Professor Deuntzer, hat im Folketing mitgetheilt, der junge Alberti habe oft gesagt, das, es für ihn kein anderes Moralgesetz gebe als das Strafgesetz. Obgleich er der Sohn eines hervorragenden Politikers war, zeigte er keinerlei Interesse für politische oder soziale Fragen; noch weniger für Literatur und Journalistik.
Die siebenziger Jahre waren in Dänemark eben so wie in Deutschland eine Zeit des Durchbruchs. DaS gewaltsame Vordringen des Sozialismus brachte selbst der konservativen Jugend ein Verständnis; dafür bei, daß es eine Soziale Frage gebe, die unier den herrschenden Staatsbürgerformen schwer zu beantworten sei. Aber 3W6. ^ur. Alberti hatte, eben so wie später der Juftizminifter, keinen Begriff von der kulturellen Bedeutung des Sozialismus. Hierzu kamen in Dänemark noch die bahnbrechenden Borlesungen von Georg Brandes. Da fing es in den Gehirnen der reaktionären Jugend zu dämmern an. Die Meisten von uns wurden in literarischer wie in religiöser Beziehung radikal, wenn wir auch noch weit davon entfernt waren, politisch auf der Linken zu stehen, geschweige denn Bauunfreunde zu sein. Aber Adler Alberti war damals, wie jetzt, auf religiösem wie auf literarischem Gebiet ganz indifferent.
Alberti ist von italienischer oder südfranzösischer Abstammung (was m Wirklichkeit das Selbe bedeutet). Gallier und Germanen sind im Wesen unter» schieden. Im modernen Europa ist der Deutsche der Mann der Organisation, des Gesetzes, der Disziplin, der Ordnung. Er bleibt sich überall gleich, mag er nun Bismarck oder Wilhelm, August Bebel oder Eugen Richter heißen, einerlei, ob von Sozialismus, Liberalismus oder Militarismus die Rede ist. DeS Deutschen diametraler Gegensatz ist der Italiener, der moderne Italiener. Ihm fehlt jeder Respekt für Ordnung, Gesetz, Disziplin, Militarismus, Sozialismus. Er besitzt nicht des Franzosen kleinlichen Sinn für das Ansammeln von Mammon, nicht deö Engländers, deS Russen oder des Japaners Ehrgeiz, der Herr der Welt zu werden. Er ist Anarchist, mit des Anarchisten und deS Kindes rein elementarem Mangel an

Begriffen von Mein und Dein, So ift er, mag er hoch stehen wie Crispi und Nasi oder tief unten wie Luchem, Besci oder Caserio Caselli. Dabei sind freilich diese Italiener gute Brüder, gute Kameraden, gute Freunde den Frauen gegenüber, denen, die sie aushalten, wie denen, von denen sie ausgehalten werden. Und dann sind sie unheilbare Hazardspieler.

So war auch Adler Alberti.

Er machte ein glänzendes juristisches Examen und seine Kenntnisse waren solide. Doch hatte er keine Spur von wissenschaftlicher Begabung. Auf diesem wie auf allen anderen Gebieten lachte er über jede Art von Idealismus. Ihm kam «s nur darauf an, seine Fähigkeiten und sein Wissen auszunutzen, um sich Geld und dadurch Macht zu verschassen. Eigentlich geldgierig ift er niemals gewesen. Schon als Bureauvorsteher eines Rechtsanwalts fing er an, Geschäfte und Spekulationen an der Börse zu betreiben. Er hatte Unglück als Spekulant: und diese« Unglück hat ihn weiter verfolgt. Um den Verlust zu decken, gerieth er auf die Berbrecherbahn und eignete sich auf betrügerischem Wege eine Pfandobligation an, die einem nahen Verwandten gehörte. Mit Hilse eines Freundes kam er glücklich darüber hinweg. Er wurde Advokat, aber seine Advokatenthätigkeit war nicht sehr an» gesehen unter seinen Kollegen und wegen eines schmutzigen Grundstücksverkaufes wurde er Ende der siebenziger Jahre in dem damaligen Hauptorgan der Bourgeoisie („Daß-dlsäet«) heftig angegriffen. Er fuhr fort, an der Börse zu spielen, verlor in den ersten Jahren an zwanzigtausend Kronen und gerieth in die Hönde von Wucherern,

Die achtziger Jahre waren eine unglückliche Zeit sür Dänemark. Ein Guts-besitzer-Ministerium, das sich auf eine geringe Minorität im Volk stützte, hatte die Verfassung gesprengt und die Preßfreiheit eingeschränkt. Für das Geld des Volkes, aber ohne die Zustimmung des Folketings erbaute m«n eine halbfertige Festung um Kopenhagen, Alte Anhänger der Rechten gingen zur Opposition über. Jeder ehrliche Anhänger der Linken ward vom Zorn ergriffen. Nur ein „Mann der Linken' verhielt sich passiv. Nur wenn man davon munkelte, daß er (des alten Bauernführers Sohn und Erbe) doch Sympathie mit der Linken hege, kam Leben in ihn hinein; und er strengte einen Prozeß gegen die vermeintlichen Beleidiger an. Da, im Jahr 1887, wurde der alte Alberti krank und sah sich außer Stande, die seelandische Bauernstand-Sparkasse zu leiten. Die seelandischen Bauern, die dem alten Mann so viel verdankten, wünschten, er möge bis an seinen Tod wenigstens den Direktortitel behalten. Deshalb wählte man den Sohn zum interimistischen Direktor; in eine Stellung, die er bis zu des VaterS Tode (1890) bekleidete. Die Sparkasse mar auf einem politischen und persönlichen Bertrauensverhältniß zwischen dem alten Alberti und den Bauern aufgebaut; und da sich der junge Alberti klar darüber war, daß sich dieses Verhältnis; nicht ohne Weiteres auf ihn übertragen ließ, suchte er die Bauern zu gewinnen, indem er an ihren Geldbeutel appellirte. Im Lause eines Jahres startete er zwei Geschäfte, die den Bauern scheinbar großen pekuniären Vortheil brachten: .Die Feuerversicherung der Jnselstifte" und „1"Ks I^r-m«rs ok OemmärK", ein Butterexportgeschäft, das auf dem Genossenschaftprinzip aufgebaut war und etwa fünfzig Molkereigenossenschaften umfaßte. Alberti ließ sich zum alleinherrschenden Direktor des ButterexportvereinS ernennen. Und um die Fälschungen und Betrügereien zu verbergen, die zu begehen er von Anfang an ent» schlössen war, richtete er eine Buchführung ein, die eine Entdeckung der Unterschla»

gungen erschwerte. Auch hatte nur er Zutritt zu der Kasse und zu dem Sassenbuch: und so war denn Alles für die Millionen-Betrügereien vorbereitet/ die er spater begehen sollte. Dann reiste er nach London und schloß einen Kontrakt mit einer jungen englischen Buttnsirma, Willer K Biley, ab. In diesem Kontrakt wird „l'Ke ?srmsrs «k OsnmsrK" mit Alberti identisch gemacht. Alle Geldbeträge sollen aus Albertis Privatkonto in der London Joint L Stock Bank ausbezahlt werden. ,?K« ?»rrasi-s" hatten kein selbständiges Konto.

Während er nun das Geld des Exportgeschäftes zu wilden Terminspekulationen benutzte, gewann er das Vertrauen der Bauern, indem er die Butter der Meiereien mit einem unverhältnismäßig hohen Preis bezahlte. Bei der Lieferung von Butte, aus den Meiereien an den Export»«««« wurde sofort ein vorläufiger Preis aus bezahlt. Nun war oft aber dieser vorläufige Preis zu hoch im BerhSltnih zu dem, den man in England erzielte. Alberti ließ trotzdem die Meiereien den Preis ein-säckeln, den sie empfangen hatten, um den Berein zusammenzuhalten, und fälschte die Bücher, damit es aussehe, als ob er wirklich solche Preise in England erzielt habe. Willer K Bileys Kontokorrente, auf denen die wirklichen Beträge standen, verbarg er sorgfällig vor dem Kontorpersonal des Vereins.

Gegen Schluß des Rechnungjahres, wenn die Kontokorrente zur Revision vorgelegt werden sollten und es sich also darum handelte, die Papiere in Ordnung zu haben, reiste er mit einem Theil davon nach England. Er erklärte Hirrn Wil-ler ruhig, daß er, um die Meiereien festzuhalten, höhere Beträge bescheinigt haben müsse. Willer erhielt dann die echten Kontokorrente von Alberti und lieferte ihm darauf andere mit höheren Ziffern aus. Alberti ließ diese falschen Aufstellungen nicht nur machen, um zu verdecken, daß er den Meiereien zu viel ausbezahlt, son-dern auch, um zu verbergen, daß er von dem Velde des Vereins gestohlen habe. So hat Alberti die Sache im Verhör erklärt; und Allerlei spricht dafür, daß es richtig ist. Auf alle Fälle besteht zwischen Willer <d Bileys Büchern und denen des dänischen Exportvereins eine Differenz von nicht weniger als 264,702 Psund Sterling. Nachgewiesen ist auch, daß 60,00« Pfund im Jahr 1901 an Albertis Privatkonto in der London Joint K Stock Bank ausbezahlt worden sind. DaZ, sagt Alberti, sei eine Extragebühr gewesen, die er sich von Willer K Biley aus-bedungen habe, weil er der Firma so gute Geschäfte verschafft hatte.

Während Alberti im Lauf der Jahre durch Fälschungen und Betrügereien „1'ds ?ärrnsi-s ok Oönm«rK" 6 Millionen schuldig wurde, machte er sich gleich-zeitig „Osi, sjiMäiigsK« Songsstaiiäs LparKksss" gegenüber eines ähnlichen Verbrechens schuldig. Nachdem er das Vertrauen der Bauern dadurch gewonnen hatte, daß er sie zum Schein Geld verdienen ließ, wurde er bei des Baters Tod, trotz dem Protest der radikalen Linken, zum Direktor der Sparkasse gewählt. Auf Grund des persönlichen Vertraueniv,rhältnisses, das zwischen dem Stifter der Spar-kasse und den Bauern geherrscht hatte, war nicht viel darüber geredet worden, daß die Buchführung primitiv eingerichtet und die Kontrole, die durch die Revisoren und die Direktoren ausgeübt wurde, gänzlich illusorisch war. Auf der General-versammlung, die den jungen Alberti zum Direktor wählte, machte ein Hofbesitzer, Ole Hansen, den Borschlag, den neuen Mann schörser zu kontrolircn. Die Annahme dieses Borschlages, die AlbertiS Betrügereien verhindert hätte, wußte er zu hindern. Damals war Ole Hansen Albertis politischer Gegner. Ein paar Jahre spät«

Justizminister Alberti.
ZS7
war er Albertis intimster politischer Genosse und mit Albertis Hilfe wurde dieser einfache Baun, der nicht das geringste Berständniß für Buchhalter« und Ab» rcchnungwesen hatte, im Lauf der Jahre Mitglied der Sparkassendirektion, Revisor des Batterexportvereins, Minister für Landwirthschaft und schließlich, als er in Folge von „Kränklichkeit" seinen Abschied mit voller Minifterpension nahm, .landmirthschaftkundiger Direktor der Nationaloank". Ole Hansen hat seitdem nie wieder den Borschlag gemacht, die Kontrole zu verschärfen.
Wahrscheinlich schon während der Bater totkrank war, hat Alberti ange» fangen, die Sparkasse zu betrügen; jedenfalls gleich nach dem Antritt dn Direktor» ftellung. Aus den Rechnungen geht hervor, daß für neun bis zehn Millionen Kronen Kreditvereinsobligationen verkauft worden sind, von denen drei bis vier Millionen singirt waren. Am Schluß des R.'chnungjahreS deckte er sich den Revisoren gegenüber, indem er Depositenbeweise fälschte, die sich schließlich auf neun Millionen Kronen beliefen. Dann ließ Alberti von Zeit zu Zeit den Buchhalter der Sparkasse große Beträge auf die Kreditseite des Butterexports in den Büchern der Sparkasse aufführen, obwohl er diese Beträge nicht einzahlte. Damit bekam die Sparkasse pro form» etwa sechs Millionen Kronen Guthaben bei „l'Ks ?ärme>8 ok Oenrusi-K".
Im Ganzen hat Alberti Sparkasse und Txportverein um zwanzig Millionen Kronen geprellt. Ein Theil dieser großen Summe ist in Folge von wahnfinnigen und unglücklichen Terminspekulationen verloren worden.
DaS Geld, das von der londoner Bank an Thompson & Co. eingezahlt wurde, war das Geld des ButterexvortvereinS. In London hatte man allmählich die Auf» fassung bekommen, daß Alberti und der Butterexportverein identisch seien. Und selbst wenn man fand, daß dieser dänische Buttergroßhändler etwas wild disponire, so war es ja nicht die Sache der Engländer, sich mit dieser Seite des Geschäftes zu beschäftigen. Recht interessant istS, Albertis Spekulationen zu verfolgen. Als er im ersten Jahr Alles verloren hat, was er eingesetzt hatte, wird er vor» sichtig. Als er aber im nächsten Jahr die paar Tausend verliert, die er gewagt hatte, gewinnt seine Spielernatur wieder Macht über ihn. Obwohl er in Wirklichkeit nichts besitzt, wirft er 700 «00 Kronen auf den Markt. Er verliert die ganze Summe. Dann riskirt er eine Million. Und als er davon ein Viertel verliert, noch eine zweite. Er gewinnt 50 000 Kronen mehr, als er im vorigen Jahr verloren hatte. Noch eine Million. Er gewinnt 70 000 Kronen. Tann läßt er anderthalb Millionen draufgehen. Und von diesem Augenblick an wird seine durch alljährliche Millionenverluste aufgestachelte Spielleiden!cha!t zum Wahnsinn auf» gewirbelt. Er verliert alle Herrschaft über sich und endet als einer der größten Betrüger, die Europa jemals gekannt hat.
Am siebenten September erhielt Alberti von Mr. Willer einen Brief, in dem stand: .Sie können keine Wechsel mehr bekommen." Da begriff Aiberti, daß «s mit ihm aus sei. In den Butterexvortbüchern hatte er Willer ck, Biley als Debitor für einen Borschutzbelauf von 93 000 Pfund führen lassen leine Summe, die er verspielt hatte), Als er den Wechselkredit, um den er sich bemühte, nicht erhalten konnte, stellte er sich der Behörde.
.., Ehe ich die Entwickelung des Politikers Alberti schildre, möchte ich noch bemerken, daß er nicht nur Sparkassendirektor, Butterexporteur und Rechtsanwalt

war, sondern auch Ziegeleibesitzer, Grund» und Bauspekulant. Auch do hatte er Unglück und verlor große Summen.
Wie als Geschäftsmann, war er auch als Politiker ein Verbrecher und Ber« derber. Unter Denen, die er in erster Linie Alberlis Wahl als Sparkaflendirektor entgegenarbeiteten, war der Gründer und Redakteur von .Politiken", der Folketing-abgeordnete V, Hörup. Er war der Führer der radikalen Linken. Ein höchst begabter Mann, .ein Späher in das Land der Zukunft". Ein guter Redner, der in jedem Parlament einen ersten Platz eingenommen hätte. Als Schriftsteller ei» Künstler, der sich mit den Besten der Weltpresse messen konnte. Ein Idealist, der uneigennützige Freund des Bauern, des Häuslers, des Arbeiters Ein freisinniger Bürger, aber ein Hasser der kopenhagener Bourgeoisie mit der niedrigen Stn».
Sechzehn Jahre lang hatte Hörup den köger Kreis im Folketing ruhmvoll ver> treten. Am zwanzigsten April 1892 muhte er Alberti weichen, der sich als ge> mäßigt« Vertreter der Linken (mit Unterstützung der Rechten) ausstellen ließ.
Anfangs wirkte er im Saal des Folketing nicht stark. Ein langweiliger Redner den Niemand anhören mochte. Erst allmählich gelang es ihm, einen gemüthliche» Pferdehändlerton zu finden, der den Bauern zusagte. In den ersten Jahren war er recht einsam und einflußlos. Man hielt ihn für politisch unzuverlässig und fühlte sich abgestoßen von seinem brutalen Auftreten. Dann gewann er Anhang, Zu allerlei Zwecken hatte er sich den seelandischen Bauern verbündet, Millionen rollten durch seine fetten Hände, er war der gute Freund aller Hofbesitzer und ließ sie Geld verdienen, viel Geld. Er war kein feiner Kopenhagener, sondern ein solider Agrarier, ein gerissener Advokat, in größerem Stil als der Vater. Und dann vor er ein Feind der Sozialdemokraten, was den dänischen Bauern auch zusagt.
Unbeweglich stand Alberti viele Stunden hinter einander auf seinem Pias, Er gehörte nicht zu den Mitgliedern, die sich mit Vorliebe plaudernd im Folketing-saal hin und her bewegen. Kerzengerade stand er da und hörte selbst die schärfste» Angriffe kaltblütig an. Kein Mensch konnte ihm ansehen, was in seinem Inneren vorging. Nur manchmal fuhr er sich über die schwitzende Stirn. Er hielt lange Reden, wohl die längsten, die überhaupt im dänischen Folketing gehalten worden sind. Selbst wenn er ununterbrochen und schnell drei Stunden lang geredet hatte, war keine Müdigkeit an ihm zu spüren. Er sprach wie ein Advokat,der vor der Schrank steht und den Richtern eine Sache auseinandersetzt. Da seine Richter Bauern waren, würzte er den Bortrag mit derben Pferdehändlerwitzen.
Im Jahr 18S5 schlössen sich die Radikalen und die gemäßigten Anhänger der Linken zu einer Partei zusammen, zu der nun mehr als die Hälfte der Mitglieder des Folketings gehörte. Und alS diese Partei 1301 ans Ruder gelangte, wurde Alberti Justizminister. Er machte seinen Eintritt ins Ministerium davon abhängig, daß er Sparkassendirektor blieb; denn ohne diese Einnahme könne er nicht aus» kommen. So ereignete sich das in der parlamentarischen Geschichte noch nie Da» gewesene, daß ein Justizminister zugleich Sparkassendireklor, Butterhändler, Ziegelei-besitzer und Grundspekulant war.
Als Minister hat Alberti nicht nur daS Programm der Linken gefälscht, sondern auch im Amt verbrecherisch gehandelt. Er hat sich in vielen Fällen eines schamlosen NepotismuS schuldig gemacht. Er hat Bauherren, bei deren Unter» nehmungen er als Ziegeleibesitzer interessirt war, gesetzwidrige Dispense ertheilr,

unier einem nichtssagenden Vorwand einem Mann die Konzession zu eine« Kine» matographentheater entzogen, das ihm eine jährliche Einnahme von 40000 Kronen sicherte, und sie ein paar Freunden geschenkt. Er hat ohne Submission einem Freund große Staatsarbeiten zugeschanzt und dadurch der Staatskasse beträchtliche Verluste bereitet. Er hat sich also vieler Verbrechen schuldig gemacht, die nach dänischem Gesetz mit GefSngniß und Amtsverlust bestraft werden.

In der vorigen Session wurden diese Schandthaten im Landsting, dann auch im Folketing unwiderleglich bewiesen. Alberti wurde von den Wortführern aller Parteien angegriffen, nur nicht von der Regirungpartei, von der zu dieser Zeit die radikale Linke geschieden war. Während dieser Debatte war Albertis Frech» heit und Dickfelligkeit grenzenlos; und sie wirkte auf unsere Bauern. Sie fanden, Alberti sei ein höllischer Kerl, dem Niemand was anhaben könne. Und je frecher er war, um so größeres Vertrauen schenkten sie ihm. Mit einer Brutalität, die in unserem konstitutionellen Leben ihresgleichen sucht, wies die Regirungpartei den Antrag ab, die BervaltungthStigkeit Albertis durch eine Kommission unter» suchen zu lassen. Als Sieger ging Alberti aus den Debatten hervor; aber schon damals war sein Fall von seinem nächsten politischen Freund, dem Ministerpräsi» Kenten und Berlheidigungminifter I. C. Christensen, beschlossen. Alberti war zu arg kompromittirt; nur durfte es nicht aussehen, als habe die Opposition den Koloß gestürzt. Im Juli nahm Alberti seinen Abschied, weil er l.ein wahrer Hüne an Kraft) krank und müde sei; er wurde zum Geheimen Konferenzrath ernannt. Am achten September stellte Seine Excellenz sich der Polizei.

Das Ministerium, das sich noch immer des Vertrauens der Mehrheit er» sreute, dachte nicht daran, abzudanken; aber die Oeffentliche Meinung erhob sich mit nie gekannter Wucht und die drei am Meisten kompromittirten Kollegen Albertis wurden ihm nachgestoßen. Der ehemalige Landwirthschaftminifler Ole Hznsen muhte denDirektorpostenanderNalionalbankaufgebeniderKonseilprSsidentJ C, Christensen und der Minister bis Innern Sigurd Berg wurden gezwungen, ihren Abschied zu nehmen. Bon Ole Hansen habe ich schon geredet. Herr I. C. Christensen, ein Bauernsohn, westjütischer Kantor und Dorschnllehrer, ist ein vorzüglicher poli» tischer Taktiker; aber ein zweideutiger und unzuverläjsiger Politiker. In voller Uebereinftimmung mit Alberti hat er als Minister die Grundsätze der Linken ge» illscht, der Herrsucht der Bauern geschmeichelt und dadurch die Mehrheit in eine sanatische Bauernpartei umgewandelt. Herr Sigurd Berg ist ein Dutzendmann, der auf den Ministersessel gehoben wurde, weil er von seinem Vater (einem der Großen in den Reihen der Linken) die Gewalt über zwölf verbreitete Provinzial» Zeitungen geerbt hatte.

Ueber sechs Monate sitzt der ehemalige Juftizminister schon in Untersuchung» Haft. Die Gesängnißlust hat seine Wangen gebleicht und ein graugesprenkelter Bollbart hat ihn sast unkenntlich gemacht. Aber er tritt bei den Verhören mit einer unerschütterlichen Ruhe aus, diktirt endlose Schriftsätze und sucht durch allerlei Ausflüchte die Sache in die Länge zu ziehen. Tausende sind durch Albertis Be» trügereien ruinirt worden. Doch Reue kennt dieser freche Bauernfänger nicht,

Frederiksberg. Thomas Graae.

Helbstanzeigen.

Ju den Mauern. Julius Bard, Berlin.

In alten miener Häusern sieht man zuweilen an den Wänden zart getönte, mehr typisch gehaltene als individuell betonte Miniaturportraits längst verstorbener Verwandten freundlich, feierlich oder gleichgillig auf den Hausialh hinabschauen, den sie selbst einst geschafft, bewohnt, betreut und in dessen Mitte sie ihr stilles, enges Dasein gelebt haben. Wer diese kleinen Bildnisse aufbewahrt, weiß auch von ihnen zu erzählen; und wer in der zärtlich eingeschränkten Welt dieser Stuben ein unwillkürliches Symbol des alten Oesterreich auf sich wirken läßt, lauscht unvn< sehens einer Sprache, die ihni gleichnitzhaft selbst die gegenwärtige, durch den Ber< laus mannichfacher, trübender oder klärender politischer und gesellschaftlicher Um» bildungen veränderte Heimath deutet. Aus dem letzten Vorrath von Andenken und Erinnerungen steigen erst unbestimmt, bald immer deutlicher die Linien dieses Staates auf, einer nur mehr nnchhallenden Geschichte und allmählich aufgelösten Einheit, die vor eben einem Jahrhundert vielleicht ihre vollste Eigenart zur Blüthe gebracht hatte. Dieser Blülhe leises Nachwehen, der seltsame Dust, den dieses Einst noch heute aushaucht, diese scheinbar sich verlierenden Umrisse sind wesenhafter und blei» bender, als man gemeinhin glaubt. Die heutige G,sellschast erscheint freilich viel< fälliger, willkürlicher und beweglicher; aber in ihren bestimmenden Charakteren, die sich gemessen und besonnen mehr im Mittel- als im Bordergrunde halten, wallet doch noch immer gerade das Typische vor, das aus den alten Miniaturen mit einem geheimnißvollen, gleichartigen und räthselhaften Reiz spricht. Hält man solche Geschichten fest, dir von den Männern und Frauen der kleinen Bildnisse berichten, so ergeben sich einfache, doch deutsame Erlebnisse und eine eigenthümliche Gemein» schaft der Geschicke, Menschen stehen in einem bevormundeten und eingeschränkten Bereich ererbter Zusammengehörigkeit und wandeln einen vorgczeichnetcn Weg, nicht ohne daß ihre willentlichen Handlungen, ihre Impulse und Gedanken eine merkwürdige Tragik mit abgedämpften Lauten darthun, indem die greise Macht des Absolutismus, in die sie hineingeboren wurden, und die Macht der überkommenen Sitten ihr innerstes Wesen im Widerstreite geformt haben. Tie wunderliche Hn> monie, die ihre kleinen und großen Kämpfe im Rückblick von unserem Heute auS so zusammenfaßt, daß sich selbst die Gegenwart an dieses Einst schließt, rechtfertigt die Liebe, womit der Oesterreicher selbst an der sragwürdigen Vergangenheit seiner Heimath hängt. Und die Geschichte eines früh verblichenen österreichischen Bürgers, der, in das Leben seiner Zeit wie ein Kind hinausgestellt, hilflos und doch heiter sich treiben ließ, von Napoleons aufleuchtendem Genius, von dem Geist eines freiste», mit der Nalurgewalt menschlicher Dämonie wirkenden Mannes das eigene F Smmchen der Begeisterung, des inbrünstigen und hinfälligen Palhos entsacht sah, dessen Seele wie ein Falter an das blendende Licht dieser Elementarerschnnung gerieth und versengt zu Boden fiel, dieses arme Lebensläufchen verdient am Ende, dargestellt und nicht ohne Theilnahme betrachtet zu werden, da es, weniger individuell betont als typisch, mit dem Schicksal des Staates sinnbildlich zugleich und nothwendig verwachsen ist. Ließ doch dieser Staat selbst, inmitten der bemühten und treibenden Mächte der wirkenden Geschichte, gleichsam geduldig und scheinbar thatenlos sein eigenes Bild formen, ohne aus Eigenem zu gestalten. In engen Mauern vollzog

Selbftanzeigen.
3M
lich ein enges Geschick, die Menschen wurden von einer Macht, deren Staatskunft
und Technik vielleicht noch heute unter anderen Geberden fortlebt, nach außen ein«
geschränkt und bevormundet, während sich nach innen eine Vertiefung, Bescheidung
und Verzärtelung vollziehen mutzte, die sie untüchtig machte und doch zugleich
verfeinerte. Bielleicht liegt darin das Geheimniß des bleibenden Zaubers, den Wie«
in der deutschen Welt auf jeden Betrachter noch heute übt. Und vielleicht leben
die Menschen noch heute, die aus diesen Miniaturen mit mehr typisch gehaltenen
«ls individuell ausgeformten Zügen grützen... So möchte diese bescheidene Lebens«
««schichte einen typischen Charakter, ein wesentlich österreichisches Schicksal mit Worten
erzählen, aus denen die innewohnende Musik dieser Heimath vielleicht dem unver»
wirrten Gehör des aufmerksamen Lauschers erklingt.
Wien. Otto Stoessl.
V
Moderne Philosophie. Ein Lesebuch zur Einführung in ihre Standpunkte
uud P^>bleme, Stuttgart, Ferdinand Enke.
Das Buch möchte in der Form einer Sammlung von Auszügen aus zeit«
genösfischen Autoren eine Einleitung in die Philosophie der Gegenwart geben. S»
unterscheidet es sich von den bekannten Werken, die eine ähnliche Einführung i»
systematische« Darstellung erstreben, durch die Objektivität in der Wiedergabe der
verschiedenen Theorien und Anschauungen, von den philosophischen Lesebüchern durch
die enge Bezogenheit auf das Denken unserer Zeit, Aber da es eine Einleitung in
die Philosophie in ihrer ganzen Lebendigkeit, nicht in eine bestimmte Denkmeise
«der ein besonderes System sein will, soll dem Lefer die Freiheit der eigenen Stellung»
«chme nicht vorenthalten sein. Vielmehr will es gerade durch ein eigenthümlicheS
Arrangement die Entscheidung dem Leser ermöglichen. So sind die ausgewählten
Abschnitte nicht nach den Autoren zusammengestellt, nicht nach ihrem geschichtlichen,
sondern lediglich nach ihrem sachlichen Zusammenhang. Die einzelnen Abschnitte sind
so ausgewählt, daß sie irgendeine bestimmte Frage oder Theorie, die im Border»
grund der Diskussion sieht, erhellen, und zwar sind, zum Zweck möglichst vollständiger
Orientirung, immer mehrere von einander abweichende Lösungversuche gegeben. Nicht
das Genieingut der Forschung, sondern, was Problem ist, soll dargestellt werde»,
nicht eine fertige Lösung oder eine einseitige Auffassung, sondern die ganze Biel»
seitigkeit eineS Problemes, die einander bekämpfenden Richtungen des moderne»
Denkens soll der Leser kennen lernen. Ich habe mich bemüht, möglichst aus alle»
Gebiete» der Philosophie die hervorragendsten Vertreter zu Wort kommen zu lassen.
^ Max Frischeisen-Köhler.
Entwickelnngsgeschichte der Menschheit. Erster Band: Kultur und Denke»
der alten E»yvter. Leipzig. R. VoigtlSndns Verlag.
Die Schilderung der altegyptischen Kultur soll in eine geschichtvhiloso»
Phische Darstellung der Menschentwickelung einleiten. Das ganze Werk soll höchstens
zehn Bände gleichen UmfangeS umsassen und sich in drei Haupttheile gliedern. Der
erste Theil soll Egypter, Babylonier und Juden, Griechen und Römer behandeln,
<!n zweiter die semitischen Kulturen des Islam, Perser und Inder, Chinesen und
Japaner, ein dritter die Völker Europas und die europäischen Elemente seiner
Kolonie»; ein Anhang hätte schließlich die Naturvölker zu bearbeiten, an die sich
St

Kulturen wie die der Inka und Maja zwanglos anschließen. Den erste» Theil hoffe-
ich binnen drei Jahren abzuschließen. Als Geschichtphilosophie schließt sich mein
Werk den Arbeiten an, die von Herder und Hegel über Comte und Spencer zu
Lamprecht, Breysig und Anderen führen. Als Philosoph möchte ich den spekula»
tiven Charakter aller vergleichenden und psychologischen Studien im Gebiete der^
Universalgeschichte besonders betonen. Ich glaube, daß die Gewinnung philoso»
phischer Gesichtspunkte große Bortheile bietet; sie hilft wesentlich zu besserer und
tieferer Ausnützung des Stoffes, klärt im Ganzen wie im Einzelnen und erweitert
den Horizont der Forschung. Der Philosoph steht dem Stoff freier gegenüber als^
der Fachhistoriker; ihm ist gestattet, zum Zweck der intensiven Ausnutzung desMa»
terials methodisch einseitig und selbst schrullenhaft zu sein; nur muß er sich der
Wirklichkeit gegenüber klar bleiben, daß er einseitig ist. Der Historiker spricht ein»
fach von einem tieferen Eindringen in die Quellen; der Philosoph muß versuchen,
das tiesrre Eindringen seinem Wesen nach klar zu bestimmen, die Methode so weit
bewußt zu machen, daß sie bewußt und schulmSßig geübt werden kann. Er muß
sie ins Extrem treiben, damit sie Alles ergiebt, was der Stoff mit ihrer Hilse geben
kann. Der Historiker kann sich genügen lassen, das Gemeinsame aller EntWickelungen
in den Einzelentwickelungen sichtbar und fühlbar werden zu lassen; der Geschicht»
Philosoph muh versuchen, alle Differenzen der Einzeleulmickelungen auf das Gc<
meinsame mit allen Mitteln der Logik so vollkommen wie möglich zu reduziren:
der unlösbare Rest, der seiner Methode widerstrebt, wird erst dann vollständig her»
vortreten und die Ergänzung des bewußt einseitigen Bildes, die geläuterte Her^
stellung der vorläufig' ausgeschalteten Begriffe fordern. Der Historiker darf mit de»,
aus der deutschen Entwickelung gewonnenen, zwiespältigen und zerfließenden, rein
völkerpsycholvgischen Stusen-Begriffen zufrieden sein; der Geschichtphilosoph muß
Äer sie wegschreiten. Ersetzt werden sollen sie durch Maßstäbe, gebildet aus zeitlich
geordneten Reihen fester, klar aufweisbarer und vergleichbarer Punkte in den ein»
zelnen Gebieten der Kultur, die zu diesem Zweck zu trennen sind. Dahinter wird
dann vielleicht ein neues Element fichtbar werden, das das Gemeinsame aller Ent-
Wickelungen darstellt und, psychologischen oder mathematischen Charakters, im Ge»
biete der Kinder» und der Völkerpsychologie verwerthbar ist. Der Historiker muß
endlich seine Arbeit als Selbstzweck ansehen; der Philosoph muß sie als Mittel zu
höheren, praktischen Zwecken soffen; eine Böller- und Kinderpsychologie, eine Böller»
und Kinderpädagogik, eine Logik und Ethik sollen das Gebäude krönen; die Welt»
geschichte muß der Gegenwart dienen. Natürlich darf der Philosoph nirgends den
Boden der Wirklichkeit verlieren; er darf im Hinblick auf das Kauze und auf den
heuristischen Charakter seiner Arbeit kühn vorangehen, wo den Fachmann berech»
tigte Bedenken fesseln; die Thatsachen, die ihm die Fachwissenschaft bieten kann,
muß er aber möglichst vollkommen und exakt festhalten. Ich habe mich bemüht,
den Stoff künstlerisch zu gestalten, das trocken Wissenschaftliche und Methodische
zurücktreten zu lassen hinter die Ausgabe, Werden und Bergehen eines ganzen
Volkes aus seiner Seele zu begreifen und in Beziehung zum Ganzen der Mensche
heit zu setzen. Die Masse des Stoffes, die Mängel unserer Ueberlieferung, die Neu»
heit solcher Untersuchungen haben die gute Absicht wohl vielfach gehindert. Dem
Laien bietet das Buch in seinen sechs Kapiteln eine erste Darstellung der gesammten
egyvtischen Kultur nicht in Stücken, sondern als einer einheitlichen Entwickelung.
Leipzig. Dr. Hermann Schneider.

m Frühjahr 1875 ging durch die Reihen der Andächtigen, die im alten Dom an der Spree sich festtagliche Erbauung suchten, ein unruhiges Staunen. Sie waren an eine feierliche Kanzelberedsamkeit gewöhnt, an den strengen Pomp und die getragene Würde eines kunstvollen Theologenpathos, in dessen schwingenden Orgelton kein profaner Laut schrill hineinklingen durfte; sie hatten, wenn hinter ihnm die gepolsterten Thünn sich schlössen, dm Lärm und das Hasten des Alltages vergessen und bis zum Ende des Gottesdienstes nur in dem reinen Reich gelebt, das nicht von dieser Welt ist. Nun erklang eine fremde Weise; nun wurde mit derbem Griff die Schranke weggerückt, die so lange die Weihesphäre der Gottesverkündung von der gemeinen Wirklichkeit geschieden hatte. Der neue Hofpredi» ger, dessen untersetzte Gestalt im Talar straffer und höher erschien, sprach nicht nur von der Heiligen Schrift, von der Paradiesesseligkeit und der rechten göttlichen Hilfe: er sprach auch von den Freuden und Leiden des täglichen Lebens, dm klemm und kleinsten, sprach davon wie ein geprüfter Mann, der sie selbst erlebt und erlitte» hat, mit einer volksthümlichen Kraft und Eindringlichkeit, die rasch und sicher dm Weg in mge Intelligenzen fand. Wichern und Ahlfeld schienen in der Hof» kirche wieder lebendig gemordm zu sein; aber ein besonderer Reiz ging noch von dem Redner aus: die Macht eines starken Temperamentes, Wenn dieser ausdrucks» »olle Kopf, den leider kein gutes Auge freundlich erhellte, in heftiger Erregung zuckte, dann zündetm die Blitze gleich auch in den Hörermassm und ein inbrünsti» ger Fanatismus wirbelte auf, daß man sich nicht mehr in der nüchternen Ricolaitm» stadr glaubte, sondern bei dm fränkischen Kreuzfahrern, die einst zu der heldischen HeilSthat der Ruf entflammte: Gott will es! Und einm Kreuzzug schien der neue Hofprediger wirklich zu sinnen, den Kreuzzug gegen die sündige Hauptstadt, die sein flackernder Blick wohl wie das babylonische Weib aus der Offenbarung Jo» hannis sah. Herr Christian Adolf Stoecker war kein weltfremder Dimer am Wort; er hatte von Europa ein stattliches Stück kennen gelernt, hatte die Schweiz und Italien bereist, den Norden und den Süden des deutschen Landes durchstreift, war in Kurland Hauslehrer und in Metz Soldatenpfarrer gewesen und mit neunund« dreißig Jahren als Hofprediger nach Berlin berufen mordm. Die Hauptstadt des neuen Reiches mochte er sich anders vorgestellt haben, als er sie fand, und der Ge» gensatz von Ideal und Wirklichkeit, der die Dichter weckt, hat hier vielleicht aus der Gelassenheit des Geistlichen dm Agitator aufgerüttelt. Es war die Zeit des Kraches. Ein schwärzliches Gewimmel von Bankdiebm bedeckte weithin dieStrecke, dm überlebenden Spekulanten mar der Schrecken ins schlotternde Gebein gefahren und die Allgemeinftimmung, wie es so hübsch immer in dm Börsenberichten heißt, mar recht katzmjämmerlich. Aber die Kapitalistmmoral, die den Darmin sich ins bequeme Bankenvolavük übersetzt hat, lebte noch munter fort, Freihandel, Frei»
SS*

zügigkeit und Gewerbefreiheit schienen das letzte Wort mirthschaftlicher Weisheit und die Goldwährung sollte dm internationalen Schlittenpartien des mobilen Ka» pitalS leise die Wege ebnen. In der Politik gab Herr Bamberger den Ton an, in der Literatur Herr Lindau, die Presse lenkte sacht in die Bahnen deS Börsencou. rierS ein Jeder Gebildete, der auf sich hielt, war ein stolzer Materialist, höhnte die Pfaffen und Muck«, ließ Gott einen guten Mann sein und fürchtete sich weder vor Hölle noch Teufel. Die Ehrfurcht, die Goethe als den letzten Z»eck aller sitt> lichen Erziehung preist, mar diesem HSndlervolk längst verloren gegangen oder grüßte huldigend doch nur noch den baren, blanken Besitz, ohne nach seiner Her» tunft ängstlich zu fragen, und eS galt fast schon als ein Zeichen rückständiger Ge- sinnung, deutsch zu empfinden oder gar sromm zu sein. In dieses neue Berlin, dessen öffentlichstes Leben, ehe seit der Begründung des Deutschen Reiche? noch ein Lustruin verstrichen mar, sich beinahe völlig entdeutscht hatte, trat nun Stoecker. Jsts ein Wunder, daß es ihm nicht gefiel, daß er es zu hassen begann, mit dem hrißen Zorn eine? protestantischen und borussischen Jeremias? Und da er den bösen Geist besonders häufig in Leuten verkörpert sah, die sehr schwarzes Han und sehr gebogene Nasen hatten: istS ein Wunder, daß diese Leute ihm ganz besonders ge» fährlich erschienen? Er verstand nicht, daß in dem ältesten Häntlervolk d« ><«»i» schen Melkmale des ZVischenhändlergeistes sich früher und deutlicher zeigen mußten als in dem Wirthsvolk, dem Seßhaftigkeit und Grundeigenthum, kriegerische und feudale Gewohnheiten das Gemissen stärkten, und er sah die nahe Zeit nicht vor- aus, wo zwischen jüdischen und christlichen Mobilkapitalisten der Unterschied kaum noch,zu merken sein würde. Von den Juden schien alles Unheil zu stammen, der beherrschende E nftuß der Juden mußte onnichtet werden. Ohne Erbarmen. Ver» nichtet mit Stumpf und Stiel, Der neue Hofprediger wurde Antisemit.

Das war ein Beweis von Kurzfichligkeit, ganz sicher aber auch ein Beweis von Math Denn die liberale P>efse, die einzige, die damals mächtig mar, hatte rechtzeitig eingesehen, daß der Gnst, der unter dem Namen der Judenhcit be» kämpft wurde, der Geist deS Liberalismus der zweiten Epoche mar, des Liberalis- mus, der nicht mehr für politische Freiheiten und Volktrechte focht, sondern für Sankt Manchester und für die Herrlichkeiten des Händlerparadieses, und sie maff« nete sich eilig deshalb, auch wo sie »on anschen Christen geleitet war, gegen den hitzig vorwärts drängenden Feind. Das Pießgewerbe mar längst ein großkapita- listisches Unternehmen geworden, eine politische Zeitung war der Vorwand zu ein» träglichen Annoncengeschäften und von Großkapitalisten, die, als die im Kampf ums bourgeoise Dasein Tauglichsten, sast immer klüger als ihre Gegner sind, mar nicht zu erwarten, daß sie m emem Krieg, dessen letztes Zi^l der mammonistijche Geist mar, ihre Kullheere neutralisiren würden. Wer sich offen als Antisemiten bekannte, Der muhte (und muß noch heute) darauf gefaßt sein, für vogelfrei er» klart zu werden; er mag noch so große Verdienste haben, in seinem Fach noch so

bedeutend sein: er rvird geächtet, wird zum Auswurf der Menschheit gerechnet; La»
garde und Dühring, Treitschke und Wagner können davon erzählen. Man sollte
meinen, der Kampf gegen den Semitismus märe, roenn er aus Ueberzeugung ge-
führt roird, an und für sich nicht verächtlicher als der Kampf gegen Katholizismus,
Kapitalismus, Junkerthum und Sozialismus; aber die liberale Presse will von
solcher Unbefangenheit nichts HSien, sie schleudert Jeden, der sich gegen Israel er-
hebt, in den Pfuhl scheusöliger Sünder und ist dann in ihrer Thorheit noch zum
Frohlocken bereit, roenn die Führung in diesem Kampf mehr und mehr unsauberen
Persönlichkeiten zufällt, die nichts zu verlieren haben und denen kein Bannstrahl
deshalb schaden kann. Diese Taktik d«f man thöricht nennen; eS ist begreiflich,
daß rechtschaffene und reinliche Juden, deren Zahl ja nicht gering ist, sich leiden«
schaftlich gegen dm Kollektivhaß auflehnen, der ihnen ein geliebtes Vaterland be-
streiten will; aber man leistet ihnen einen schlechten Dienst, wenn man diesen Haß,
statt ihn als unbegründet und kurzsichtig zu erweisen, von vorn herein wie die er»
bSrmlichste Ruchlosigkeit mit dem Schandmahl versieht. Warum soll man nicht
ruhig darüber reden, wie über andere soziale Erscheinungen? Diese Taktik hat zu
dm Triumphen des Herrn Ahlmardt und zur Vergötterung des Herrn Lueger ge»
führt; sie hat auch Stoecker vielleicht weiter getrieben, als er eigentlich gehm wollte.
Er hatte zuerst nur die Auswüchse des jüdischen Geistes bekämpft, in ziemlich ruhi-
ger Tonart; das große Kesseltreiben, daß gegen ihn begann, hetzte ihn in immer
wilderen Haß hinein: er wurde ungerecht, vergaß die gemaltigen Anregungen,
die das Volk deS Buches der Menschheit gegeben hat, und bedachte nicht, daß er
die stärksten Waffen von dem Judm Lassalle und von Stahl entlehnt hatte, der
bis in sein achtzehntes Lebensjahr auch ein Jude gemesm mar. Er wurde ungerecht,
— und war und blieb doch ein Prediger, der vor allen Anderen gerecht und wahr-
haftig sein sollte. Das war sein erster Fehler; und in diese sterbliche Stelle bohrte
die Wuth der Gekränkten seitdem ohne Ermatten den Dolch.
Wer Zeitungm liest, könnte glauben, Stoecker habe sein Lebm lang sich nur
mit grausamer Judenhetze beschäftigtund sei ein unbeträchtlicher Kneipendemagoge.
Das ist eine läppische Fälschung, ist eine von hundert Fälschungen, die zwei Jahr-
zehnte lang diesm außerordentlich begabten Mann verfolgt und zu immer skrupel-
loseren Lampfarten gezmungm haben. Stoecker hat die evangelisch, soziale Bewegung
möglich gemacht: Das ist sein unvergängliches Verdienst; und dieses Verdienst
bleibt groß und geschichtlich bedeutsam, obwohl der christlich'soziale Gedanke nicht
dem Him des berliner Hofpredigers mtsprungen mar. Es mar ein katholischer Ge-
danke. Bosfuet, der nicht nur der in Demuth ersterbende Bewunderer des Sonnen-
könig?, sondern auch ein Mann von sehr starkem sozialen Empfinden war, hatte
ihm in seinen Predigtm beredte Worte geliehm, Saint» Simon hatte laut vom
Papst Hilfe und Schutz für die Armm und Elenden erfleht, La Mennais, der
stürmende Bretone, hatte einm demokratisch»sozialm Katholizismus erträumt und

SOS Die Zukunft,
seit dies« Zeit, von Lacorsaire und Veuillot bis zum Herrn de Mun, hat es nie an Versuchen gefehlt, RomS gewaltige Macht für eine christliche Sozialreform'zu gewinnen. Auch die katholische Wissenschaft war nicht müßig gemesen.'Um die Mitte unseres Jahrhunderts erschien das berühmteBuch des Philosophen Francis Hurt über das soziale Reich deS Chriftenthums, zehn Jahre später rief DSllinger die katholischen Vereine zur Beschäftigung mit der sozialen Frage auf, der Bischof Ketteler veröffentlichte sein Buch über die Arbeiterfrage, das die laffallischen^Pro« duktivgenossenschaften empfahl, christlich»soziale Vereine und Zeitungen wurden ringsum gegründet und der Domkapitular Moufang entwarf, unter Kettelers Ein» ftufz, ein vollständiges katholisch-soziales Programm. Alle diese Männer erkannten, daß auf dem Wege mitleidlosen GewShrenlassenS ein Fortschreiten unmög» lich war, daß die Selbsthilfe und das freie Spiel der Kräfte versagten und daß mirthschaftlicheFährlichkeiten heraufkamen, neben denen die formalpolitischen Fragen minzig und ernster Betrachtung unmerth erscheinen mußten. Gegen die liberale Weltanschauung hat selbst Bismarck niemals besser als Ketteln gesprochen und aus dem Buch des Bischofs von Mainz konnte der Freiherr von Stumm dem Deutschen Reichstag die fürchterlichsten Stellen vorlesen. In diese Stimmung der katholischen Geistlichen schlugen prasselnd die Maigesetze ein: und nun schien es, als sollte Cavours ahnendes Wort Wahrheit werden, das ein Bündniß des Ultra» montanismus mit dem Sozialismus vorausgesagt hatte, denn Centrum und So> zialdemokratie maischirten bald darauf vereint in die Wahlschlacht. Und nun wurde es auch unter dm protestantischen Geistlichen lebendig. Der Krach hatte die Aerm» sten noch ärmer gemacht und die Arbeitgelegenheiten verringert, die Sozialdemo» trat« mar rasch erstarkt und hatte am zehnten Januar 1877 fast eine Million Stimmen erhalten, Hödels und Nobilings Attentate auf den alten Kaiser hatten heiße Empörung, aber auch bußfertige Trauer geweckt und die Entscheidung über das Sozialistengesetz stand bevor. Sollte die römische Kirche den deutschen Ar» heitern als Hort ihr« Freiheit erscheinen? Sollte der Protestantismus kühl und gleichgiltig dm Kämpfen zusehen, die ein eben geeintes Volk zu zerreiven drohten? Nimmermehr! Damals schrittStoecker furchtlos, fast tollkühn voran. Er ging über Wichems Wege hinaus, weil er einsah, daß die Innere Mission und die Assozia» tio« der Hilfebedürftigen dem Anspruch einer neum Zeit nicht mehr genügten, und weil er denStaat selbst, dasKönigthum und dieRegirung, zur Rettung herbeirufen wollte. Er nannte Jesus dm Proletarierkönig, hieß die Bibel ein Arbeiterbuch und wagte, unter dem Toben und Heulen der sozialdemokratischen Massen, Dm zu bekennen, der denArmen einst das Evangelium, diesroheBotschaft, verkündet hatte. Das mar Stoeckers größte Zeit; doch es mar vielleicht auch die Zeit seiner schwersten Kämpfe. In dm Versammlungen mußte er sich mit dem wüsten HanS Most und dessen Gesellen herumbalgen, in der liberalen Presse wurde unermüd» lich gegen ihn der Feldzug geführt. Ein Prediger, der in dm Eiskeller ging und

«ufreizende Reden hielt, ein Hofprediger, der nicht seine heiligste Aufgabe darin sah, jedeForm des Besitzes zu schützen: Das »ar nicht zu dulden. Die Sozialisten im Talar, hieß eö, find noch schlimmer als die Sozialisten in der Blouse; und Hegen den Muckersozialismus wurde auf der ganzen Linie mobil gemacht. Dabei »»r das besondere Talent de? deutschen Liberalismus thätig, der es immer «er» standen hat, sich alle bedeutenden Kräfte der Zeit zu verfeinden; aber es kam noch ein Anderes hinzu, nicht nur die Angst vor einer antikapitalistischen Bewegung, fondern auch die ärgere Furcht vor einer Stärkung der Kirchenmacht. Die Kirche war ja tot, auf ihrem Grabe erhob sich der stolze Prunkpalast des Materialismus und die Pfaffen litt mair höchstens noch als unschädliche Trostspender für alteWeiber; und nun wollte ein Pfaffe ins Volk gehm, aus der Berührung mit dem Volk sei» nem Glauben neue Kraft gewinnen und dm berufenen Politikern ins Handmerk pfuschen? Da lauerte eine Gefahr; uno deshalb wurde es nöthig, den Schädling, ehe es zu spät mar, auszujäten. Alle Vorwürfe, die damals gegen Stoecker erhoben wurden, sind gegenstandlos. Er wollte, wie er im Jahr l?9t schrieb, den christ» liehen Glauben auf die soziale Welt anwenden und die soziale Welt mit dem christ- lichen Glauben erfüllen; dieser hohen Ausgabe braucht selbst ein Prediger des Herrn sich nicht zu schämen. Und Stoecker trat nicht wie ein thörichter Knabe an seine Arbeit heran; er wußte genau, was er wollte, was möglich und erreichbar war, und fein christlich-soziales Programm vom Jahr l«78 beweist, wenn es auch von Rod» bertuS und Rudolf Meyer wichtige Theile entlieh, doch heute noch, wie unendlich « an Einficht und anKenntniß der Volksbedürfnisse dem landläufigenLiberalis- mus überlegen war. Er fand, namentlich unter der Jugend und bei denHandmerkern, die noch an eine Wiedereroberung des goldenen Bodens glaubten, eine begeisterte Anhängerschaar, aber er wurde auch von Mösts und Richters Gemeinde mit un- barmherziger, mit manchmal beinahe wahnwitziger Wuth angefeindet, offen und heimlich, mit jeder Waffe, die für den Augenblick wirksam schien. Das Vollbrin- gen dieses Mannes, der ganz allein (denn der Pastor Todt mar kein ausdauernder Kämpfer) das Riesenwerk unternahm, eine Millionenstadt zu bekehren, die Reichen aus trägem Schlummer zu reißen und die gewaltthätige Stimmung der Armen zu mildern, müßte uns heute groß erscheinen, wenn hinter dem starken Willen, der «S vermochte, auch ein starkes Herz zu spüren märe. Ein starkes und gütiges Herz aber mar Stoecker nicht. Ran thut ihm wohl nicht Unrecht, wenn man sagt, daß ihn nicht dieLiebe geleitet hat, dieLiebe zu den Geringsten imVolk, sondern derWille zur Macht. Er sah die Kirche bedroht und verlassen, deren Diener er war, sah den Einfluß des Römerthumes wachsen und fühlte, wie ringsum der Atheismus das Erdreich untergrub; er wollte die Arbeiterklaffe dem Glauben zurückgewinnen, mit ihr vereint den Liberalismus ausroden und die Kirchengewalt auf den festen Fels des sozialenKönigthumes gründen; deshalb unternahm er denFeldzug fürThron und Altar: der Thron sollte den Altar sichern, aber der Altar sollte um ein paar

Stufen höher sein als d« Thron. Wäre der christlich-soziale Gedanke ihm mehr gewesen als Mittel zum Zweck, dann hätte er ihn nicht mit allerlei hierarchische» Forderungen bepackt, nicht so eigensinnig an jedem Punkt undPünktchen des positiven Bekenntnisses festgehalten. Stoecker mar in erster Reihe immer der streit» bare Kirchenmann, den meichmüthigeWallungen nicht übermannten; ermollte seiner Kirche in der Zeitlichkeit ihren alten Glanz zurückerobern, — seiner Kirche, die nicht um eine Haaresbreite verändert und im Aussehen modernifirt werden durste. Alles oder nichts: Das mar seine Losung; und jeder Weg war ihm willkommen, auf dem Alles erreicht werden konnte. Deshalb trat, als er vor der zuchtlosen De» mokratie das Schaudern zu empfinden begann, der christlich-soziale Gedanke in ihm mehr und mehr zurück; deshalb berauschte er sich an Hubers Hoffnung, es könne gelingen, den vorrevolutionären StaatSköi per noch einmal lebendig zu machen, und schwelgte inStahls Wort von derSolidaritcit aller konservativen Interessen; des» halb machte der Hofprediger in semem Leben den zweiten Fehler: er wurde Berufspolitiker und Mitglied der Konservativen Partei.

Dieser Fehler brachte weder der alten Partei noch dem neuen Mitglied Ge» »inn. Die Konservativen, die eine Partei der Grundbesitzer und Bauern sind brauchen im Kampf um ihre agrarischen Interessen heute alle Kräfte, sie können außer dem Höndlerhafz nicht auch noch die Fkindschaft freier Geister gegen die Orthodoxie ertragen und dürfen an dm ewig nutzlosen Versuch, Abgestorbenes zu neuem Leben zu wecken, nicht kostbare Zeit verzetteln. Der Hofprediger wurde ihnen ein guter Agitator und ein schlagfertiger Redner; aber seine Persönlichkeit und die Stärkung, die er dem starren Dogmatismus und dem Antisemitismus ver» lieh, haben den agrarischen Forderungen den leidenschaftlichen Haß zugezogen, der sie so lange umheulte. Die Kunst der Konservativen, alle neuen Strömungen, die ihnen gefährlich werden könnten, geschickt in ihre Kanäle zu leiten, ist nicht zu unterschätzen; aber es ist doch fraglich, ob sie gut daran thaten, um Stoecker zu werben. Er hat ihnen die christlich »soziale und die antisemitische Bewegung für ein paar Jahre unschädlich gemacht, aber er war dann in ihren Reihen der Schwarze Mann, der die Agrarier aus anderen Parteien zurückschreckte; auch solche, die mit den Grafen Kunitz und Mirbach sich leicht verstandigen konnten. Noch schlimmer mar die Wirkung für Stoecker selbst. Er mußte nun zwei Gesichter zeigen, zwei ver» schiedeneTonarten in Bereitschaft halten: eine für dieChristlich-Sozialen und eine andere für die Konservativen; dort wollte man von sozialen Reformen, und nicht von zimperlichen, hören, hier von Autorität, von Ordnung und strenger Zucht. Der Stoecker der Evangelisch»Sozialm Kongresse sah dem Abgeordneten,der imNamen der Konservativen Partei das Wort führte, gar nicht ähnlich. Stoecker war stark genug, um allein bleiben zu können; nur der Mann, der allein steht, kann immer, gegen Freund und Feind, ehrlich und wahrhaftig sein, ohne sich um taktische Kniffe und Pfiffe zu kümmern. So lange Stoecker allein stand, mar er eine einheitliche Erscheinung, der, trotz ihrer Begrmztheit und ihren Mängeln, der unbefangene

Stoecker.
Betrachter fast Etwas wie Bewunderung zollen mußte. Als er Berufspolitiker
und konservativer Parteimann wurde, mußte er hier vertuschen und da verschweigen,
bald Rücksichten nehmen und bald unsaubere Hönde drücken; mit der stolzen Lo,
sung „Alles oder nichts" war es nun vorbei und dieZeit schwächlicher Kompromisse
brach an. Dahin hatte der Wille zur Macht ihn geführt. Als ob Macht nicht auch
aus der Einsamkeit einer stillen Schreibstube zu erwerben märe; als ob die drei
Manner, die durch dm Gedanken auf unser Jahrhundert den mächtigsten Einfluß
grübt haben, Hegel, Darmin und Marx, bei Parteien Unterschlupf und Hilfe ge»
sucht hätten! Die Parteipolitik verdirbt wirklich, nach Freytags Wort, den Cha»
rakter; und sie lähmt auch die Kraft. Der Abgeordnete Stöcker mar nicht mehr der
starke Mann, der 1878 im Eiskeller zu den berliner Arbeitem gesprochen hatte
er mar ein pfiffiger Taktiker geworden, — und »ar doch ein Prediger geblieben,
der vor allen Anderen gerecht und wahrhastig sein sollte.
Man muß sich dieser Entwicklung erinnern, wenn man verstehen will, mas
im Herbst 1895 ans Licht kam. Den Frerherrn von Hammerstein, dessen Lüder»
lichkeit seit Jahren bekannt mar, nannte derHofprediger seinen Freunds er brauchte
den allmächtigen Beherrscher der Kreuzzeitung und die Taktik gebot dem Politiker
dasSchmeigen. DerFreiherr von Hammerstein hat betrogen, unterschlagen, Wechsel
gefälscht und zulegt, um würdig zu vollmden, die Privatbriese seiner Parteigenossen
verschachert. KeineKolportagephantasie kann einen ärgeren Heuchelmicht ausdenken;
und Stoecker, der den Mann ganz kennen mußte, Stoecker, der jedem kleinsten Bank»
Kanditen Schandsäulen errichtete, schwieg und fand auch später noch höchstens leise
Töne wehmüthiger Trauer über den schmerzlichen Fall: denn die Parteitaktik »er«
bot ja, daß von der Sache viel geredet werde. Es mar dumm und unanständig,
wenn so gethan wurde, als stehe Stoecker mit Hammerstein auf einer Stufe; Stoecker
hat nichts verbrochen, maS ihn als Menschen der Achtung unwürdig machen könnte;
er hat genau so gehandelt, wie gut diSziplinirte Parteimänner immer handeln.
Im Jrhr 1888 wünschte er Bismarcks Entlassung; diesen Wunsch barg er, als
kluger Mann, in des Busens Tiefe und suchte, mit Hammersteins Hilfe, zwischen
dem jungen Monarchen und seinem Kanzler Zwietracht zu säen, ohne daß der
Kaiser die Absicht bemerken konnte. Die Epistel, die man den Scheiterhaufenbries
nennt, zeigt ihn als Meister der Taktik, vielleicht auch als Meister der Psycho»
logie, und wmn Jemand ihm gesagt hätte, es wäre doch schöner gewesen, offen
damals auszusprechen, daß ihm die Politik Bismarcks unheilvoll und Verderb»
lich erscheine, dann hätte er den naiven Narren ausgelacht, der noch in dem Wahn
lebte, moralische Bedenken könnten in der Politik, in der hohen und großen, maß»
gebend sein. Der Politiker halte Recht und konnte ruhig in der Konservativen
Partei bleiben, wenn sie, die angeblich doch auf die dismärckische Allmeisheit schwört,
ihn noch haben wollte; das Predigtamt aber, das von seinem Vermalter die lau»
terste Wahrhaftigkeit fordert, und die Aufgabe, in der sozialen Wirklichkeit die
christlichen LebensmSchte zur Geltung zu bringen, mußte er dann Anderen über-

lassen, die es noch nicht zu seiner taktischen Meisterschaft gebracht hatten. Stoeckn wollte nicht vom Platz «eichen. Cr warim Dezember 1835 geboren und ein reich« Leben lag hinter ihm, ein Leben, das Kampf war und Sieg und starkes Voll» bringen, ein Leben voll guter Thaten und schlimmer Irrungen, nach sterblicher Menschen Art. Er hatte alle Beschwerden gesund überstanden, sein zäher Körper trotzte jedem Ungemach und keine Aufregung focht ihn an: er fuhr die Nicht durch, sprach zweimal an einem Tage, las fünfzig Fälschungen seiner Reden, war dabei kreuzvergnügt, aß und trank und verdaute wie ein robuster Bauer und schlief den Schlaf des Gerechten. Ein Mann, der Das auszuhalten vermag, ist nicht verb? sucht und kann dem Vaterlande noch nützen. Denen, die, ohne seine Mein» ungen zu theilen, doch seine Kraft schätzten, konnte er die Bitte nicht verübeln: er möge wählen, ob er ein politischer Geschäftsmann bleiben oder, nach reuigem Be> kenntniß eines Jrrthumes.zu dem besten Werk seines LebenS zurückkehren und im sozialen Kampf noch einmal der Künder christlichen Empfindens werden wolle.

... Diesen Zützen, die vor dreizehn I ihren geschrieben wurden (und deren jugendlich hitzige Tonart ich heute nicht dämpfen mag) ist nun, nach Stoeckn! Tod, nichts Wesentliches hinzuzufügen. Der Bauernsohn ist noch lange rüstig geblieben, hat noch manche wirksame Rede gehalten und sich für die Sache, die ihn gut vünkte, agitatorisch bemüht. Mählich aber erblich sein Stern, die Mafien ent> glitten ihm und den adeligen Freunden war er ein Bisch m unbequem, seit er die Hofgunst verloren hatte. Der alte Kaiser hatte ihn nicht geliebt; fand ihn flk «inen Prediger nicht leis und nicht mild genug, meinte aber, „daS Spektakel sei nützlich, um die Juden etwas bescheidener zu machen". Der junge Kaiser mm zu> nächst bis zur Schwärmerei von ihm eingenommen, pries ihn sogar einer klugen Jüdin, in deren Haus er gern einkehrte, wurde dann aber von Stumm und Ge> «offen gegen ihn gestimmt und schrieb im Februar 1896 an Hinzpeter: „Stoeckn hat geendigt, wie ich es vor Jahren vorausgesagt habe. Politische Pastoren find <in Unding. Wer Christ ist, Der ist auch .sozial'. Christlich-Sozial ist Unsinn und führt zu Selbstüberhebung und Unduldsamkeit, Beides dem Chriftenthum schnurstracks zuwiderlaufend. Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinde kümmern, die Nächstenliebe pflegen, aber die Politik aus dem Spiele lassen, diemeil sie Das gar nichts angeht.'Das sollte fritzisch klingen; klang «der nicht ganz so. Stoeckn hatte noch nicht „geendigt"; hatte sich entschloffen, aus dem Elferausschuß der Konservativen, dann auch aus der Partei zu scheiden, mar als Organisator und Stadtmissionar aber eine Macht geblieben. Seit er von oben geächtet war, wurde das Wirken ihm schwer. Sein ungütiges Antlitz blickte vergrämt und verbittert drein. Nun ist er tot. Ein liebenswerther Mensch schien er dem Fernen nicht. Aber ein muthiger Mann, der lieber vervehmt durchs Leben schreiten als mit den Bebänderten um die Wette im Staub kriechen w«llte.

H«mi»,kbcr und veranlmorllichei Redakteur: W. Haiden i» Berlin. — Verla« de» gnlNnft K Berlin
Druck von S>. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 27. Februar
Zasten.
HWon der Finanzrcr'orm, iv sprach beim Festessen des Deutschen Land' wirthschaftrathes der Reichskanzler, «hängt die Ehre, die Macht, die Sicherheit des Landes ab". Einem Mann, der gar so gern kultivirt und mo> dernscheinen möchte, muß solche Phrasenleistung schwer werden. Warum entschließt er sich dazu? Er weiß, daß über die Ehre, die Macht und Si ch erhei des Reiches die Beantwortung ganz anderer Fragen entscheidet als der, ob in der Zeit deS^ejirnium quacli-iizzesimsle, vielleicht auch erst nach den Öfterferien dreihundert oder fünfhundert Millionen bewilligt werden. (Vor zwei Jahren warenszmeihundert; und wennso weitergewirthschaftet wird wie seit 1890, wird man von dem neuen Reichstag, was auch der alte bewilligt haben mag, 1912 wieder mehrGeld fordern.) Davon hängt allenfalls die Beantwortung derFrage ab, ob im Lenz dieSteUung desKanzlers bequem oder unbequem sein wird. Ob er sich wieder als den Mann präsentiren kann, der Alles macht; selbst die schwierigsten Sachen; selbst mit einem Parteienpool, dem kein positiver Gedanke gemeinsam ist. Alle, die ihm solches Triümphchen nicht gönnen, arbeiten (besonders in der Beletage des Reichshauses) gegen ihn. Wird aus der Reichefinanzreform (der aus Miquels Masse stammende Name ist für das jetzt Geplante viel zu pomphaft) nichts Rechtes, dann ist derKanzleraufseinem Sitz nicht mehr ganz sicher; muß gehen oder wiedermit dem Centrum anbandeln, verliert den Nimbus des Novembermannes und fällt, wenn er sacht ins Rutschen gebracht worden ist, nicht als Opfer konstitutioneller Ueberzeugung, sondern, unbetrauert, als Einer, der sich verrechnet hat. Das ist derWunsch seinexhohen undhochsten Gegner; die sich deshalb für 2,'.

Die Zukunst.

die neuen Reichssteuern natürlich nicht ereifern. Ein Starker, einMann von politischerLeidenschaftmürdeinsolcherLagevor derWahlderTaktiknichtzaudern. Den Dienst, den er im Spätherbst derNation und dem Reichshaupt geleimt hat, von seinen Leuten betonen lassen und (ohne denKaiserzukrönken, versteht sich) in seinerHaltung zeigen: Ich stehe und falle mit meiner Novemberthat; und wer mir nach dem Leben trachtet, will das Deutsche Reich indieJammertage desKrqptoabsolutismus zurückführen. Den Bundesrath zur Wehr auf» rufen und mit seiner Mehrheit so deutlich reden, daß sie merkt, um welchem Einsatz sie spielt. „Euch Konservativen liegt, trotz allen schönen Worten, nichts an mir. Die Handelsverträge habe ich Euch gemacht; und daß die nächsten anders aussehen werden, wißtJhr. Möchtet miedermit dem Centrum regnen und findet mich zu liberal, zu westdeutsch; besonders, seit ich den König für die Erweilerung des preußischen Wahlrechtes engagirt und die Nachlahsteucr empfohlen habe. In der Wahlrechtsfrage war mein Fehler nur, daß ich zu spät kam; 1907 muhte ichs machen. Mich erinnern, daß die kluge Queen Victoria vor fünfundsünfzig Jahren an den König der Belgier schrieb: ‚DieAusdehnung des Wahlrechteswarunoermeidlich und man durfte nicht warten, bis der laute Volksruf zur Nachgiebigkeit zwang ' Die Nachlaßsteuer ist ein Roth» behelf. Wir wollen die ganze Nachlaßmasse, vor der Vertheilung. fasten; auch vor der Entscheidung darüber, was an Ehegatten und Kinder fällt, die von der Erbschaftsteuer ja frei find. Der Modus hat Mängel und ist dem verschuldeten Landwirth. derGeschwistern den Erbtheil auszahlen muß, recht lästig. Einverstanden. AberwihtJhr eineSteuer, dieKeinemzurLastwird?

Und unsere Sätze find niedrig, der größte Theil der Kleinbauern bleibt frei, die Steuerpflicht beginnt erst bei zwanzigtausend Mark und von dieserNachlaßsumme sind hundert Mark, auf Wunsch in Raten, zu zahlen. Darum Räuber und Mordbrenner? Weil der Besitz in der Stunde des UebergangeS aus kalten Händen in warme ein winziges Bruchlheilchen an den Staat ab» geben, ein Nachlaß von zweihunderttausend Mark um viertausend geschmälert werden soll,wird dieFamilie und derchristlicheFamiliensinnzerstört und dasThor indieKasernederKommunistengesellschaft geöffnet?Kindern könnt Jhrs erzählen. Die Entwickelung aber nicht aufhalten, die zwischen er. erbtem und erworbenem Besitz schärfer als bisher unterscheiden, das Vermögen am Stadion des Eigenthumswcchsels packen und die Gebelaune deS Erben für den Staat ausnützen will, dessen Rechtsschutz den ruhigen Erbgang erst sichert. Jetzt könnt Ihr die Steuer ja noch zu Fall bringen; dürft Euch aber nichtwundern, wenn Euch nachgesagt wird,daßJhr sie imGrunde nur als Kontrole des Vermögens und späterer SelbsteinschStzung haßt. Ist

Euch denn aber verbürgt, daß nicht eines Tages ein Ministerpräsident die Landräthe anweist, dieEinschStzung in lSndlichenKreisen mit SuherfterStrenge prüfen zu lassen? Glaubt Ihr überhaupt ernstlich, alle Privilegien und Her» renrechte aus vergängttierZett ewig bewahren und, statt Preußen mehr und mehr zu verdeutschen, das Reich völligLerpreuhen zu können?SehtJhrnoch immer niHt, daß Eure Politiksorte jenseits von der E?5e nicht gedeiht und Preußen heute noch, wie die vorhin citirte Vickv anno 48 an Leopold, im Aerger über Stockmar, schrieb, das Land der den anderen Deutschen unsum- pathischen Leute ist? Wenn Ihr von Bismarck mehr als von Kleist-Retzow, von Rodbertus mehr als von Studt gelernt hättet, ftecktetJhr, ehe es zu spät ist, Euren Pflock um ein paar Löcher zurück, nähmet die englische Gentry zum Vorbild, schicktet Euch in die Zeit und bedächtet, daß Deutschland durch die Industrie reich geworden und daß Jndustrialismus eine Kulturform ist, die sich am Ende auch politisch durchsetzen muß. Spürt Ihr nicht, daß ich Euch denUebergang erleichtern,an diekühleLuft derneuenMorgenröthegewöhnen will? Einen daförBesseren findetJhr nicht. Daß der strahburgerWedel oder der breslauerZedlitz, daßBethmann oder Marschall mehr für Euch thun könne, träumen nurEsel; vermehr zu thun versuchte,würde denFallEurerKasten» rechte nur beschleunigen. ErwSgts; und verständigt Euch mit der linkenBlock- hälfte schnell über greifbare und ergiebigeSteuerobjekte. Und Ihr, Industrie- konservative (Nationalliberale) und Handelsschützer (Freisinnige), fragt Euch, ob Ihr die Konjunktur noch einmal versäumen dürft. Wie auch nur fünf Jahreagrarisch-klerikaierGesetzgebung,selbstvomZwang des Tages gemäßig- ter, auf die von Euch vertretenen Interessen wirken müßten. Ich bin der Ex- ponent Eurer Gedankenwelt^ kanns aber nur bleiben, wenn Ihr mir das dem Reich nöthige Kleingeld schafft. Zerbrecht Euch, bitte, also ein Bischen rasch die geehrten Köpfe und fordert dann einenPreis, für den ich, als Vertrauens- mann des deutschen Bürgerthumes, mich getrost einsetzen kann."

Solche Methode liegt dem Fürsten Bülow nicht. Des Kaisers Mann zu sein, dünkt ihn wichtiger; auch für flottbecker und römischePenfionSrrage möchte er sich dieHuldWilhelms sichern, die ihm (er hatsichsmitErfolgein- gebildet und ist schließlich nicht ohne allen Grund von Philipp Eulenburg für Berlin kandidirt worden) Lebensbedürfniß ist. Deshalb läßt er die ihm Ergebenen thun, als Habesichs im November nur um Cirrocumuligehandelt, umSchäfchengemölk, das für beständig schönes Wetter zeugte, und als seider deutsche Himmel seitdem dunstlos hell. An den Konflikt, an die Kaiserkrisis soll nicht erinnert, sondern geschrieben und geredet werden, als sei Alles in bester Ordnung. Ein verhängnißvollerFehler.DieGegenparteischweigtnicht;

trägt auf leisen Sohlen die Kunde durchs Land, der kaiserliche Minister habe mit markirten Karten gespielt und versuche drum jetzt, die heikle Episode aus demGedöchtniß zu tilgen. Die unklare undunmännlicheRede, mit der er sich im Landtagssaal neuer Gnade empfahl, hat dem Fürsten die im Advent gesammelte Summe nationalen Vertrauens schon gemindert. Daß er sich am Tisch desLandwirthschaftrathcs als denUrhcber des verstärkten Agrarschutzes bekannte, war ein Zeichen wiedererwachenden Muthes. Noch kann er wählen. Als Mandatar der besten deutschen Köpfe stehen und fallen (und nach dem Sturz von anderer Stelle aus für das im Bereich des Möglichen als noth« wendig Erkannte weiterkämpfen) oder, trotz derHSufung edlerQualitäten auf seinemEhrenscheitel, klüglich undunbeseufztsterben.WerihmimNovember gezürnt hat, vergijzts ihm niemals; mag derdamalszu aufrechtcrTapferkeitGezwungene sichnochsotiefneigenundbeugen.MitblöderemAuge müßte ersehen, wodie starken Wurzeln seinerKraft sind. Daß er seitdem Dezember 1906 mit einemGcspann fahren will, das nach Rechts und Links auseinanderstrebt und nur zusammenzuhalten ist, wenn mans,ohneeinevorwärtsführendeLeistung von ihm zu fordern, auf dem selben Fleck vor dem Wagen stampfen und wiehern läßt, beweist, wie kurz seinAugenmaß ist. Doch deSSchicksalsGunst hatihrn noch eine (shance geboten. Nützt er sie oder oertrödelt die Zeit auf den Gemeinplätzen, wo nur saftloses Phrasenunkraut aufwuchert? „UmfaffendeReorganisation der gesammten Finanzgebahrung": damit fings an, „Von der Finanzreform hängt die Ehre, die Macht, die Sicherheit des Landes ab": so weitsind wirnun. Nach Aschermittwoch darfmanNüchternheitheischen. Mir, Macht, Sicherheit desReiches hängt davon ab, daß dieGej.chäftsführung nicht wieder Einem zufällt, der nicht verantwortlich gemacht, nicht aus dem Amt entjer.nt werden kann und der, beinoch so brillanten Gaben, vom Staatsmann k^iMkWMtropfcn in sichhat. Nurdavon; nichtsAndereskannfiegefShrden.

Der Rest ist eine Geldfrage, deren Beantwortung in allerRuhe zuerrechnen ist. Dazu brauchtman nicht ganzeJahre zu verschwatzen. JnanderenLäN' dern benutzen die Parteien die Stunde staatlicher Geldnoth, um ihre politischen Machtwünsche durchzudrücken. Ganz einfach: „Die Schicht, die uns abgeordnet hat, ist nur dann bereit, mehr in die Staatskasse zu steuern, wenn auchihrMittegirungrechtgemehrt wird," Ganzvernünftig: je grühereSum» mcn Einer in ein linternehmen steckt, desto grüßer wird sein Recht, über die Verwaltung undVerwendung, über den Geschäftsbetrieb mitzureden. Solche Forderung würde unsere braven Fraktionen unsittlich dünken. Deren Führern färbt-ZornoderSchamjadieStirn,wcnn fiegefragtwerden,obsienichtStaatssckielSr werden möchten. Die haben den Willen zur Macht noch nicht gelernt

Fasten.
und wünschen zaghaft nur, daß ihre Wähler nicht, unter neuerLast, allzu laut ächzen. Also handelt fichs wirklich nur um das Geld. Fünfhundert Millionen. Die giebt Deutschlands Volk ja in sechs, fieoenWochen fürBier aus.Rauschtränke und Tabak könnten den Reichsschmerz schnell stillen. Wenn man die Massen mit ruhigerEindringlichkeit vorbereitet, dann Brauer, Brenner, Ta> bakbauer, Händler, Wirthe zur Interessenvertretung berufen und aufgefor» dert hätte, den ihnen bequemsten Weg zu zeigen, auf dem das unentbehrliche Geld aus ihrem Bezirk in die Reichskasse zu schaffen ist, wären wir längst am Ziel. Das war ohne das Centrum, die einzige Reichspartei, die in Nord und Süd, Ost und West Massenanhang hat, freilich nicht zu erreichen. Und Cae» saren, Demagogen, schwache Regirungen allerSorten ärgern lieber die Wohlhabenden alsden Haufen, derimAgirenundReagirenwenigerhöflichist. (Die Behauptung, der Reiche leiste bei uns dem Steuerfiskus nicht genug, ist eine dummeLüge: er giebt einen Riesentheil seineSEinkommens ab und man darf wirklich nicht staunen, wenn ihm nachgerade vor der Ausficht graut, noch mehr zahlen und dem Besitzlosen ein erweitertes Bestimmungrecht gewähren zu müssen. Dem Reichen gehäufte Pflicht, dem Armen weiter reichendes Recht: diese sozialethische Losung kann nurEiner verfechten, der wähnt, grohe Einkunft sei nur dem Glückszufall, nicht dem Fleiß und dem Hirnvermvgen zu danken.) DirekteNeichssteuern wollen dieBundesregirungen nicht; Nothstandszuschläge, nach britischem Muster, die der Reichsrechnung den ersehnten „beweglichen Faktor" liefern könnten, würde der morscheBlock nichttra» gen. Aus allen Winkeln will mans also zusammenkratzen. Bier und Schnaps, Wein und Tabak, Gas und Elektrizität, Nachlaß und Annoncen. In einer Zeit schwacher JndustriebeschSftigung und leiserKrifis, die entstehen muhte, weil das mobile Kapital vom wachsenden Gewerbe verschluckt und eine ge» nügende Neubildung noch nicht gelungen ist. Ein geistlos zusammengelesener Strauß; und eine Blamage desBinders.dah von achtBlüthen vier schonvermelkt find. Der von Kaiser und Kanzler zu früh und zu lautgelobte HerrSydow paßt nicht auf denPlatz,auf den er aus dem Reichspostamt geholtward; der beste Bureauregent und UnterstaatssekretSr, der sich erdenken läßt, doch kein Vordergrundmann, der den Parteien zu imponiren, mit ihnen Geschäfte zu konstruiren und abzuwickeln vermag. Wer, als ein Dutzendsprecher, von einer vierstündigen Einführungrede (dieKeiner anhört, kaum Einer zu Ende liest) Etwas hofft, wer den Telephonverkehr, statt die lächerlich hohen Preise auf die Hälfte herabzusetzen und so den Abertausenden des Mittelstandes erst erschwinglich zumachen, vertheuern will, taugt nicht zum Schatzamtsbeherrscher. Herr Sydow hat für seine Pläne im Reichstag nichts gewirkt; und der

Kanzler, von dem er in seiner Angst Hilfe erwartet, sieht den Körper der Wirthschaft nicht so plastisch vor sich, daß er mehr spenden könnte als aUgemeine Rednerei, als eine substanzlose Brühe, die (man merkts) gestern erst aus dem Trichter ins GedSchtniß tröpfelte. Lest Bismarcks, lest nur Posadowskys Zoll» und Steueneden: und meßt dran das Niveau von heute. Irgendwie, irgendwannwird man sichtrotzAlledemverftändigen. (Die Freisinnigen, die von dem Brunftplatz an der Regirungsonne nicht leicht in die Kälte kriegerischen Lagerlebens zurückfänden, sind zum Agentendienst in dieser Sache berufen.) Doch welcherKraftoerbrauch; welcherZeitverluft; und lange würde die Freude nichtwähren. Von der „umfassenden Reorganisirung der gesammten Finanzgebahrung" reden Ernsthafte kaum noch. Nur Geld herbei! Den Gestank einer vespasianischen Harnsteuer ertrüge man gern, wenn sie genug brächte. Wird nach solchem Rezept aber die Reichswirthschaft auf dieDauer gesund? Seit der dritteKaifer regirt, ist die Reichsschuld in SngstigendemTempo gewachsen; und wird eben so schnell weitermachsen, wennwir nicht in den Grundsatz der Privatwirthschaft zurückkehren, daß die Ausgabe derEinnahme angepaßt werden muß, „Das brauche ich, muß es also einnehmen": mit solchem Leichtsinn gehts auch von Staates wegen nicht. Wir haben von „altpreuhischer Sparsamkeit" zwar stets gesprochen, dabei aber skruvellos ausgegeben. Das größte Landheer (achthundert) und eine große Flotte (vierhundert Millionen fürs Jahr 1909): die Versicherungsumme wird allmählich zu hoch. Längst ward es hier vorausgesagt. Als im erstenKanzlerjahr des Grafen Bülow um die Karnevalszeit dieRäder des carrus riavslis durch Deutschlands verschneite Auen rollten, jauchzte Germaniens Herz. Frauen» vereine und Thespiskärrner.Kneipenwirthe und Rabbiner priesen dem deut» schen Volk den Schlachtschiffbau als Allheilmittel an. Der gute Haushalter berechnet Kosten, Risiko und Ertrag, ehe er sein Leben oder sein Haus versichert; so müßte auch ein Volk nüchtern und bedächtig errechnen, welcheGefahrenprämien es zahlen will, durch sein Interesse zu zahlen gezwungen ist. Wer hatte dazu Lust, als im Reichstag über das neue Flottengesetz geredet wurde? Jetzt erst, hieß es, naht die große Epoche deutscher Weltmacht; naht einGlanz, der alles bisherGeschaute übe, strahlen wird. Wenn wir durch un» sereRüstung reichereKonkurrenten nöthigen, für neue Schiffe zehnmal zwanzig Millionen auszugeben, so haben wir ihr für denHanoel verfügbares Kapital um zweihundert Millionen gemindert; und wennwir ihnen ein Linienschiff zusammenschießen, so haben wir ihnen empfindlicheren Schaden bereitet, als er auf kontinentalen Schlachtfeldern durch einen Streich möglich wäre. HSndlerimperien können einander nur kapitalistisch bekämpfen. Macht Geld,

Fast«,.
317
handelt die billigste Bodenfrucht ein und laßt die besten Maschinen speziali»
sirte Arbeit leisten. Wenn AUdeutschland aussieht wie Bochum, Birming-
ham, Charleroi, wenn überall Schornsteine qualmen, alle Latifundien zu
Land fitzen reicher Fabrikanten geworden sind und die letzten intensiv bewirth»
schafteten Bauerngüter in Pommern und Ostpreußen von der Neugier an»
gestaunt werden wie jetzt die «IsKuriositSt erhaltene letzteFarm in NewAork,
Hann muhBritanien stöhnend sich fürbefiegt erklären und Deutschland ist in
der Welt wirklich vornan. WerS geglaubt hat, ist nur für ein schmales Weil»
chen selig geworden. Seit 1900 hat sich die Schuld des Reiches um andert-
halb Milliarden erhöht, die Weltstellung des Reiches beträchtlich verschlech-
tert: das ohne starke Flotte erworbene Prestige ist in den Lustren größten
Flottenaufwandes geschwunden und der deutsche Handel wird 1917, wenn
drüben alle geplanten Dreadnoughts undJnvincibles fertig sind, nicht besse-
ren Marineschutz haben als am ersten Tag des Jahrhunderts. Unterseeboot
und Luftschiff, Torpedo und Streumine.- da ist billigere Assekuranz; eine, die
sich der Meisterschaft deutscher Technik anpaßt und denNachbarnichtärgert.
Weil wir eine Schlachtflotte gebaut haben, sind die Reichsfinanzen
siech und die Kanaloettern unsere Feinde geworden. (Das wissen hmte auch
ganz oben die Meisten; sagens aber nicht. Nikolai Pawlowitsch hörte nicht
Hern, was seinenWünschen und Neigungen widersprach; und daJederwußte,
daß er mit unerfreulicherBotschaft keinen Dank ernten werde, oerschwieg Je-
der dem GossudarwidrigeWahrheit.EduardsMutter,diedavonerfuhr,schrieb
an denKoburger, der russischer General und britischer Prinz-Gemahl gewesen
war, nach Brüssel, das Hauptziel der Fürstenerziehung müsse sein, den Zög-
ling in Selbstzucht zu gewöhnen. „Wenn sie sich nicht selbst imZaum halten
und kontroliren lernen, wenn sie nach unwillkommenen Meldungen Aerger
zeigen, wird ihnen alsKönigen und Kaisern bald kein Mensch mehrdieWahr-
heit sagen; und Das wäre doch ein großes Unglück.") Weil Grohbritanien
im Flottenbau, in der Werbung um Musulmanen und Jankees die Vorbe-
reitung eines Angriffes witterte, der es einst ein werthvolles Stück seinesKo»
lonialbesitzes kosten könnte, hat es uns überall Feindschaft gestiftet, die Feh-
ler kaiserlicher Politik schlau ausgenützt, dem Deutschen Reich die Schlappe
von Algefiras verschafft und die zu dem Vertragsabschluß vom neunten Fe»
bruar1909nöthigeResignation aufgezwungen.Daßeinpolitischempsindender
Deutscher auf diesen Vertrag, der uns nicht einen Heller mehr giebt,als schon
»onDelcasse zu haben war, stolz sein werde, durfte man nicht erwarten. Auch
^icht,wenn den Deutschen wirklich, wie geflüstert wird, ein Drittel der in Ma-
rokko erlangbaren AuftrSgezugedacht wäre; mit diesenAuftrsigen ist kein Staat

zu machen und das Drittel sähe beiLicht wohl «cht dürftig aus.Dennoch haben hohe und höchste Herren um die Paternität dieses Vertrages vor Europens lächelndem Auge gestritten. Am siebenzehnten Februarmorgen wurde im pariser Platin" die Depesche veröffentlicht, die Wilhelm an den Fürsten Nadolin geschickt hatte, Deutscher Wortlaut: „ Empfangen Sie meine Glück» wünsche und meinen warmen Dank dafür, daß Sie zum Abschluß des Vertrage« mit Ihrer Arbeit beigetragen haben. Dieser Vertragsabschluß hat den an sich schon so gelungenen Besuch des cnglischenKönigpaareo noch herzlicher gestaltet.SeineMajestSthatmich dazu lebhaftbeglückwünscht. JchhabeCambon dasGrohkreuz des Rothen Adlers gegeben. Wilhelm I.N." DerAdressat hatte an dem Vertrag, der den Maghreb der Französischen Republik ausliefert, nicht mitgewirkt. Daß die Kunde vom Abschluß dieses Vertrages den Britenkönig gefreut hat.ist begreiflich: denn ihm brachte sie einen Erfolg- die Erfüllung desdenpariserFreunden seit 1905Verheißenen. Sein Glückwunsch mußte wie Hohn klingen; wenn Herr Fürstenberg nach dem Sieg bei Herne demKonsul Gutmann zum ehrenvollenAusgangdesKampfes gratulirt hätte, wäre neben der Hedwigskirche schlechtes Wetter gewesen. Die Frage, ob ein Hofbesuch „gelingt",ist belanglos neben der anderen: ob einReich durch eine Liquidation sein Ansehen schädigt. Und der Glückwunsch des eifrigsten Konkurrenten beweist nur, daß dieser Gegner Grund zurFreude zu haben glaubt. Eduard wollte Europa und dem Islam zeigen, daß Deutschland gegen den Angelnconcern nichts durchsetzen kann, und läßt, da ers erreicht hat, lebhafte Genugthuung merken. Ein dramatisches Temperament findet darin denAn«laß zum Lob Dessen, der den Verirag gemacht hat. Des Botschafters; nicht des Kanzlers. Noch am selben Tag aber sagt Fürst Bülow öffentlich: „Für das Abkommen mit der französischenRegirung haben Herr Cambon und ich die Form gefunden." KeinWörtchen für den Standesgenossen an der Seine. Daß der Kaiser dieseDepesche schreiben konnte, muß seine Landsleute betrüben; viel tiefer noch, daß sie veröffentlicht und in der alten Tonart besprochen wurde. Und dafür ist der Kaiserliche Botschafter und Obersttruchseß verantwortlich. Er Hais mit auffälliger Emphase bestritten; in die Wilhelmstraße gerufen, mitderganzen Geschichte habe ernichtszuthungehabt. Unddasschrosfe Dementi, mit dem die Männer des „Mim" antworteten, hingmommen. Er hat die Veröffentlichung, die er, bei seinen Beziehungen zu Varilla, hindern konnte, gebilligtundeinenKommentardazudiktirt.Das durfte er nurmitErlaubnih des Auswärtigen Amtes. Und wie stehtsum die AutoritSteines Henn, der in fremdem Land das Deutsche Reich vertreten soll, wenn die größteZei» ,,ng dieses Landes ihn falscherAngabe zeihtund keinWiderspruch hörbar wird?

Fasten.
Fürst Hugo von Radolin-Rlldolinski hat kein zuverlässiges Gedächtniß; was er im Januar 1891 der H-Trias (Hohenlohe, Holstein, Hatzfelds überBismarcks letzten Verkehr mit der Kaiserin Friedrich erzählte, stimmt mitDem, was der ersteKanzler darüber gesagt und aufgeschrieben hatte, nicht überein. Dabei handelte fichs um Radolins großeZeit,in der er die vom dritten Kaiser mit Gunst und Vertrauen belohnten Dienste geleistet hat. Ob die Depesche des Kaisers ihm zurPrüfung vorgelegt, ob sie von ihm für Varillas Blatt kommentirt wurde, mühte er schließlich aber missen. Schmach ister, doch kein Böse« wicht. Hat, nach den neusten Vertrauensbeweisen, für eines Augenblicks Dauer sich vielleicht in noch höherem Glanz gesehen und die Haltbarkeit, die Wehr» kraft des Chefs allzu niedrig geschätzt. In der unerhofften Freude an dem Lorberblättlein, das ihm das Ende des langmierigenMarokkostreiteseinttug, nicht an die mögliche FShrniß der nächsten Stunde gedacht. Hofmensch, nicht Politiker: sagte schon Bismarck; der ihm eine Botschaft ersten Ranges nicht anvertraut hätte. An der Interview, in der das Wort siel, „subalternerEhrgeiz" habe im berliner Auswärtigen Amt den Marokkohader angezettelt, ist der Botschafter sicher unschuldig. (Nicht so sicher ein Botschaftrath, der vom Kaiser geduzt wird, also berechtigt wäre, sich zu den Intimen Wilhelms zu zählen, und der seit Jahren allerlei Scherifisches in diePrehmelt gesetzt hat.) Zweck der Interview: die Franzosen zu überzeugen, daß der Deutsche Kaiser stets für sie gewirkt hat. „Alle entstandenen Schwierigkeiten hat er beseitigt und auch derneueVertiagistseinerpersönlichenPolitikzu danken."Sokönntc, «icher dem erwähnten Günstling, auch der monegassische Ordensgenosse des Fürsten Eulenburg gesprochen haben. Wer dem deutschen Volk sagt, derErtrag des vierjährigenDiplomatenfeldzuges, dessen Etapenstrahe von Berlin über Paris, Tanger, Casablanca, Algesiras insOstsuItanat führte, sei durch Eingriffe Wilhelms des Zweiten herausgeholt worden, mag es auf seine Gefahr thun; dürfte aber nicht glauben, dem Kaiser damit zu nützen. Die Eingriffe und deren Wirkung sind längst ja bekannt. Doch unbestreitbar ist auch die Thatsache, daß die vomKaiser nach der Rückkehr ausJtalien gewünschtePc» litik vom Kanzler vertreten und den Untergebenen zur Pflicht gemacht worden ist; dahFürftBülow jeden amtlichen Schritt befohlen oder gebilligt, jede Note geprüft und fast jede korrigirt hat; und dahHerr von Holstein, der zuerst gegenjedenJngerenzversuch, dann fürtapfere.nichtherausforderndeFestig» Kit war (und noch immer zum Prügelknaben gemacht werden soll), zu selb, ständigem Handeln, offenem oder heimlichem, ebensowenig gekommen istwic sein Freund Radolin.Der sich alsObjekt allerBlicke gewih nicht wohl fühlt.
Die Zeit schädlicher und beschämenderWirrnih darf nicht wiederkehren.

Deshalb muß die deutsche Nation, so widrig ihrs ist, auf die Leute achten, die mit alberner oder schlauer Entstellung historischer Thatbestände, mit Heuchelzähren und ruchloser Schmeichelrede den Kaiser aus weise gewählter Zurückhaltung zu locken suchen. Noch ists nicht nöthig, sie aufzuzählen und anzuprangern; nicht, so lange ihr bärmliches Mühen belächelt wird. Vom November bis in den Januar haben wir ruhig gelebt und leidliche Geschäfte gemacht. Der FallSchlieffen war unbequem; der FallRadolin ein schrecken- des Symptom. Weh dem Reich und seinem höchsten Haus, wenn die alte Noth sich erneute! Deutschland hat von draußen nichts zu fürchten; sein un» erschütterlicher Entschluß, Keinen muthwillig zu kränken, vonKeinem dem»» thigendeZumuthung hinzunehmen, bändigt dieFeinde. Frankreich hat Grund, den Nachbar zu fürchten; und seine Freundschaft brächte uns nur Gewinn, wenn es sich zueinemSchutzbündniß herbeiliehe (dasOesterreich, um gegen Italien noch besser assekurirt zusein, vermitteln könnte). Solches clisriAementü vus ist einstweilen unwahrscheinlich und eine „Versöhnung", die uns keinen sicheren Bundesgenossen im Westen schafft, könnte uns dort nur lähmen und den Feinden das leiseVorspiel erleichtern. Ruhland weiß, daß es im Zustand sehr langsamer Genesung nichtwagen darf, das Reichscentrum von denKern» truppen zu entblößen, der Anarchie, nach kaukasischem Muster, auszuliefern und seine Wehrmacht von heute milder deutschen zu messen. Weil diese beiden Reiche keinen Krieg führen wollen und weil Deutschland durch Bluffs nicht mehr einzuschüchtern ist, sänftigt Eduard die Stimme. Ohne Franzosen und Russen ist selbst im nahen Orient nichts Rechtes anzufangen. Gute Untersee- boote undLuftschiffe(Beidefehlen den Briten noch) würden selbst dermodern- sten Armada gefährlich; die deutsche Flotte würde sich einer Uebermacht nicht zum aussichtlosenKampf stellen und auf deutschemBoden wäreTomm« At- kins verloren. Von außen droht nichts Schlimmes. Draußen wird Deutschland wieder respektirt,seit dieNation erwachtist undfichzu demGelöbniß erhoben hat, ihres Schicksals Gestaltung nie mehr dem fehlbaren Menschenwillen eines Einzelnen zu überlassen.Sie darf nichtwieder entschlummern.Wersmit dem Reich, dem Ewigen Bund, dem Kaiser gut meint, darf nicht wünschen, daß dieNooembersaat keimlos bleibe. WihtJhr,wai geschähe,wenn die grausam ernste Auseinandersetzung noch einmal unvermeidlich würde?Bei harmlosen Reden und Artikeln bliebe es dann nicht. Statt Sündenböcke zu suchen und einen Lügenhag als ZufluchtstStte des NeichsreprSsentanten zu empfehlen, sollten dieKaiserlichen ihremHerrn sagen, daß er nie so derVertrauensmann derNationmar, in zwei Dezennien nicht, wie in den letzten Monate» des von» gm Jahres. Verscherztes Vertrauen wird nie wieder erworben. Noch istö nicht

Fasten,
HU spät. Noch aber auch für Volk und Kaiser die Fastenfrist nicht verstrichen cknd kein Butterbrief löst, selbstmitrömischem Siegel, von der schweren Pflicht Mr Entsagung. Feste, Maskenzüge, HofnarrengelSrm will das Volk nicht mehr. Unterschätzt es nicht, weil es still ist, Manches anhört und die pfiffigen Kaiserretter nicht wegjagt. Es hat unterm Nebelmond wollen gelernt.
Von außen ist nichts Schlimmes zu fürchten. Nur jetzt nicht hastige Pil« Herfahrten nach England; noch Bettelrundgänge, um von reichen Leuten das zur Gründung einer englischenWanderbühne nöthige Geld einzusöckeln.Die brauchen wirnicht; auch sonst keine künstliche Förderung anglo-deutschenEm-Hfindllngauötausches. Stolze Ruhe. Wenn das Flottengesetz abläuft, wird zu erwägen sein, ob die modernste Technik zum Schutz der deutschen Küste und des deutschenUeberseebesitzes an Menschen und Gütern nicht wirksamere und billigere Mittel bietet als die bisber angeschafften. Wo vernünftig und ohne Reichsschaden zusparmist.Kiotschau,Helgoland,Südwestaftika: für eineMil» liarde giebtsnützlicheieVerwendung.Bis dasReich sich ausEigenem nährt, sollen die Feier flöten schweigen, die Straßen ohnePutz aus Papier,Flaggentuch, Marmelstein bleiben. Jahre lang kein Fest, kein Einzug, keine Denkmalsent» ihüllung:dannschmecktsoielleichtwieder.JahrelangkeineRede,diedemErdkreiS kündet, daß wir die nettsten, artigsten.friedlichftenLeute sind: dann erkennt man iasVolkSchillerswieder,das die vor demKamvfum die Ehre Zagenden nichts» würdignennt. Tapfere Politik. AnGelegenheitwirdS nichtfehlen. Warum ists uns im Oftsultanat besser gegangen als in dem des Westens ? Weil die erw achte Nation für die Einheitlichkeit und Stetigkeit deutschen Handelns gesorgt hat. Diplomaten, die sich inWeimar fühlten wie Alexander in Makedonien, schon an der Ilm aber ihr Töpfchen nie auf dem richtigen Feuerloch hatten, konn-te» zur Abkehr von Oesterreich rathen. Ein Politikerhirn muhte ahnen, daß die internationaleLagegarkeineWahl lieh und ein drängendes Lebensinterefse unsandieSeitedesBundesgenoffen trieb. ?rc>Katumest. Die abenteuernde Eitelkeit des Herrn Jswolskij hat gegen diesen festen Bund nichts vermocht. Ob er in Aehrenthal den Todfeind sieht, den er um jeden Preis ärgern und puffen möchte: er muh mit dem Bündnihfall rechnen, der zur Abwehr eines russischen Angriffes D eutschland mitOesterreich-Ungarn vereint. KleineKniffe gelingen ihm. Ruhland übernimmt Bulgariens Türkenschuld, empfängtFer» dinand inPetersStadt wie einen anerkanntenZaren und ködert die vomJoch befreite Nation am Ende aus der neuen Intimität mit den wienerHerren; ver» stimmt aber, auher den edlen serbischen Brüdern, auch dieTürken, denen der A«li von Ostrumelien noch nicht lange genug zappelt. Und wenn er die von dem Heldenjüngling Georg, dem Sohn des Rothen Peters, Angeführten in einen

Krieg hetzt, bleiben sieentweder allein und entkräften sich in einer langen Gue>
rill» oder sehen die moskomitischenSlaven herbeieilen und erleben schauernd
dann den im Ersten Artikel des dcutsch-österreichischen Vertrages vorgesehenen
Bündnihfall. Selbst auf Hitzköpfe wirkt solche Vorstellung wie eine eisige
Douche. Daß wir uns zu demVersuch eines Druckes aufWien nichthergaben,
war gescheit; kein halbwegsVerstöndiger (also auchHerrPichonnicht) konnte
Anderes erwarten. Oesterreich muß in jeder Stunde wissen, daß Deutschland
sich derPflichtnicht entziehtunddieunbequemsteKonsequenznichtscheut. Die
Funken magDer austreten, der sieamHaemus angefacht hat. TapfereBünd-
nihtreue genügt abernochnichtWichtigeresistdauntenzuthunWiekommtdas
Deutsche Reich in den von den Osmanen beherrschten Ländern nach der anglo»
rusfischenZettelung wieder ins Vertrauen und (namentlich) ins Geschäft? Der
Verzicht auf Marokko ist, nach dem Feldgeschrei m CsIIos, keine Empfehlung:
und die Ersetzung dcsBritendienersKiamil durchHilmi ein Erfolg, der kaum
lange wirken wird. Das Jungtürkenregime kann sich nicht halten; dieFühnr
sind unreif,wurzellos,keinePolitiker. Freiheit, Gleichheit,Brüderlichkeit rool-
len sie: und haben denKorangegensich.der die Mohammedaner hochüberalle
anderen Sterblichen stellt, und würden, wenn ihreKonstitutionmehrmörealS
ein schmieriger Papierfetzen, in Europa den schrumpfenden Türkenftamm in
die Ohnmacht einer stets überstimmten Minderheit erNiedern. Der Mujul»
man soll den Juden, der ihm nach dem heiligsten Gesetz ein oerdammterHund
ist, soll den gehaßten Christen im Besitz der selben Rechte sehen, die ihm,
dem bisherPrioilegirten, eingeräumt find? DerTürke soll ruhig warten, bis
dieanderenNationenihnmajorisirtundausderMachtgedrSngthaben? Koran
undEuropäerverfassung:DasgicbtkeinenReim. Abd ul Hamid athmetschon
wiederfreier. Ob ergemordet wird, mieseinNachfolger heißt, mit melchemNe>
girungsnstem mans dann versucht: dasAlles kann uns ziemlichgleich gelten.
Wirmollen dasVertrauen und den Handelswegzurückgewinnen.Von denträ»
genTürken, dienoch kein DriUmeistereuropäisirthat, wird nichts zu haben sein.
Dochihr Reichmuh rasch zerfallen oderden stärksten Stämmen, unter einer os-
manischen Centralgemalt, für ihre Bezirke völlige Autonomie gewähren. Rur
dann ist die Reichseinheit haltbar und eineneueBlüthederverödetenProvin»
zen möglich. Syrien, einst eine Kornkammer der Alten Welt, ruft laut schon
nachdem xeU'ßovornment als letzterHilfeaustiefsterNoth.WennDeutsch»
land und Oesterreich sich fürdieseForderungen einsetzten, hättensieim Türken»
reich bald mehrFreunde alsdieWestmöchte. Ein anderer Weg führtheute nicht
ins Herz des Islam; und je mehrGeld derReichsschatz verlangt,desto ernster
wird die Bchördenpflicht, in alle Profitparadiese den Pfad zu bahnen.

ie Hans von Marees auf die Münchener gcivirkt hat, die einst, ach, so V^IW viel Unsinn über ihn geredet haben, wenn sie sich überhaupt mit ihm abgaben, ist mir und vielen Anderen zur freudigen Ueberraschung geworden. Er selbst hatte sich nicht weniger darüber gewundert. Es ging ihm sehr schlecht in München. Die alte brave Wirthin lebt noch, die ihn am Anfang der sech» Higer Jahre in einem kleinen Hinterstübchen bei sich wohnen hatte. Er mache sich prinzipiell nicht viel aus einer luxuriösen Wohnuno, sagte er dem Fräulein, als er statt des gkräumigen Voroerzimmns den kleinen dunklen Raum nahm. Sie erzählte mir, er sei manchmal sehr mager gewesen und sie habe ihm oft einen Teller Suppe geben wollen, aber er sei prinzipiell gegen Suppe gewesen. Sie erstarb in Ehrfurcht vor seinen Prinz'vien. Der Herr von Maises, so sagt sie noch heute, mar halt gar ein zu seiner Herr. Ihr Schwager mar der bekannte Maler Bamberg», Schüler Rottmanns. Hinter Den steckte sie sich, um herauszukriegen, wie es mit ihrem Miethherrn stehe. Sie mir Lehrerin ge» mescn und hatte Bildung und viel für ihre Herren übrig. Bamberger mutzte schon von Marpes. Manche wußten in München von ihm. Ueber das Talent mar nicht zu reden; er wollte nur eben nicht. Wenn er ein Bischen besser ge» zeichnet hätte, zum Beispiel. Und dann trippelte die sorgsame Wirthin zu Herrn von Marees und brachte es ihm auf Umwegen bei. Der aber, sonst galant wie ein Ritter, wurde ungemüthlich, menn man ihm mit solchen Dingen kam. Seine Bilder seien nicht zum Riechen da^ er male so und Herr Bamberger male so. Bista! Es gab manchen Tag, wo er überhaupt nicht malte, sondern im Stübchen blieb, mäuschenstill. Das Fräulein zirbrach sich den Kopf, von was er lebe; er machte sich prinzipiell nicht viel aus dem Essen. Einmal hört sie, wie er einem Bekannten, der zu ihm kam, erzählt, er esse immer zu Hius. Zu ihr aber sagte er, er esse immer im Rheinischen Hof, und sie hatte von so einem feinen Herrn auch gar nichts Anderes erwartet. Einmal kam er zwei Tage und zwei Nächte nicht nach Haus, Das Fräulein bekam eS mit der Angst und ging zum ersten Mal in sein Atelier in der Lundmehrstraße. Sie wollte da zuerst gar nicht glauben, daß es das Atelier des H^rrn von Marves sein sollte. Denn es mar eigentlich eine Waschküche, Da saß Herr von Marees vor einem großen Bild, das er gerade dreimal mit dem Messer durchgeschnitten hatte. Die Lappen Hinzen erbärmlich zwischen den Goldleisten und Herr von Marpes hatte den Kopf zwischen den Händen und meinte wie ein kleiner Junge. Freilich hatte er sich gleich wieder zusammen, behauptete, dos Alles sei Unsinn, das Bild habe nichts getaugt und hier schenke er dem Fräulein eine Skizze. Jetzt müsse er in den Rheinischen Hof, wo ihn ein Graf oder ein Minister erwarte. Als daS

Sie Zukunst.
Fräulein ihrem Schwager Bamberger die Geschichte erzählte, hob Der n« dir
Achseln: Das mußte so kommen. „Wenn der feine Herr nur mal von seinem-
hohmGaul absteigen wollte, dann brauchte er nicht in der Waschküche zu hungern."
Das Wort sollt mir jedesmal ein, wenn ich vor dem Heiligm Georg
in der Nationalgalerie stehe. Es rft ein starr und groß im Sattel sitzender
Ritter, der kühl zu dem Drachen hinabblickt, der sich vor seiner Lanze windet,
und er trögt die Züge des Malers.
Des Malers! Es widerstrebt Jedem, der ihn näher kennt, ihn so zu
nennen, obwohl kein Einziger in Deutschland, vom Mittelalter an gerechnet,
diesen Berufstitel mit höherem Recht trögt. Wmige von den Unseren haben
sich in der Jugend so frei von Allem, was nicht zur Sache gehört, zu halten
verstanden wie der Maler der „Diana" und der „Ichmemme", die in der
münchener Waschküche entstanden. Keiner ist Dem, was sich ausschließlich dem
malenden Genie erschließt, so nah gekommen. Das will in unserer Zeit der
aufgeklärten Künstler viel heißen. Nun weiß ja bald jeder Anstreicher, was
die wirkliche, reine und wahre Malerei ist. Die Schlagwort« erschüttern die
Klause weltferner Einsiedler und ich sehe die Zeit kommen, wo sich die Or»
denssterne auf den Monarchenportraits in Flecke reiner Farben auflösen. Recht
so! Die Zugänglichkeit einer Anschauung hindert Keinen, sich ihrer zum eigenen
und zu Anderer Vortheil zu bedienen. Maises aber faßte die Aufgabe an»
ders auf; weniger „aktuell" und dafür intensiver. Wohl hielt er sich ausschließ»
lich an die Möglichkeiten des Malers. Man bemerkt von den frühesten, zum
Theil merthlosen Anfängen an, wie er das reale Objekt durch Uebertragung
in Farben und Flecke zu Überminden sucht. Aber unter den vorhandenen
Möglichkeiten gab es für ihn keine Entscheidung außer der Frage, was er da»
mit anfangen konnte. So band er sich an keine Zeit, an keine Nationalität,
an Kine Schule, um die seinem Werden vortheilhaften Anreger zu finden. Er
wählte seinem Instinkt gemäß; und eine der vielen Quellen, aus denen uns
die Einsicht in seine Größe zufließt, ist der umfassende Reichthum seines Wahl-
vermögens. Wir begegnen zuerst den Franzosen und Rembrandt, dann den
Spaniern und Venezianern, dann den großen Römern des Cinquecento und
zuletzt der Antike. Das giebt einen ungeheuren Umfang. Der würde an sich
aber nur einen meitzielenden Eklektizismus bedeuten und könnte unter Um»
standen nur die Wioerstandlosigkeit eines Enthusiasten sehen lassen. Seine po«
sitive Bedeutung erwächst aus der wundervollen Organisation dieser Anregungen:
daß Marves nur den größten Erscheinungen der Kunst Einlaß gewährte und
daß er keine, die er aufnahm, ungenutzt von sich ließ. Keine einzige gab er
wieder auf. Rembrandt, sein frühester Besitz, ist bis zuletzt sein Eigenthum
geblieben. Die Franzosen, von denen er ausging, spielen in der Genesis seiner
Kunst eine.xocchselreiche Rolle. Er wandte sich später, unter dem Zwang mäch»

tizerer Absichten, immer weiter von ihnen ab, aber keins seiner spatesten Bilder verleugnet, was er im Jahr 69 Delacroix verdankt hatte. So mar es mit Tizian und Giorgione, mit Raffael und endlich mit der Antike. Wie <mö so verschiedenartigen Werthen ein neuer entsteht, so geeint und in sich abgeschlossen, so eigenartig, daß man ihn immer nur mit dem Namen Marees zu bezeichnen vermag: Das ist ein wundervolles Schauspiel, wohl geeignet, jeden Freund des Schönen zu eiquicken.

Doch ist es nicht Alles. Die Analyse der Kunst von Mörses ergiebt noch ein anderes, nicht mit künstlerischen Begriffen zu erschöpfendes Moment. Man konstatirt Thatsachen, wenn man die universelle Bedeutung dieses Künstlers aus dem Umfang seiner realisirten Absichten gewinnt, trifft nicht die Kraft, die die Thatsachen trieb, die das Gesammtbilo seiner Schöpfung nicht nur harmonisch, sondern lebendig erhält. Ein gewaltiger Mensch stand hinter diesem Maler, an Willen von unbezminglicher Kraft, ein Held, der im Sattel blieb, der bis zum letzten Athemzuge gekämpft hat. Ohne es zu wollen, hat der kleine Maler Bamberger üb« den Miethherrn seiner Schwägerin das entscheidendste Wort gesagt. Dah Maises sich nie herbeiließ, von seinem hohen Gaul zu steigen, daß er heute so vor uns steht wie der Ritter Georg seines Bildes, ist sein bestes Verdienst. Denn Das will heute und in allen Zeiten so viel sagen wie damals, als er lebte. Und es gehört kein Kunstverstand dazu, um es zu würdigen. Dem Kunstverftand muthet er noch heute zu große Opfer zu. Opfer an dem Autoritätenglauben, Opfer an mancher für allgemein giltig gc> haltenen Handmerkerüberzeugung und nicht geringe Anstrengung der Auffassung. Wer von den Kunstgelehrten kann einem Künstler unbeschränkte Anerkennung zollen, dn in seinem kurzen Dasein auch nicht ein einziges Mal lange genug stillhielt, um sich die Elia uette seines Wesens und seiner Art aufkleben zu lassen, der stolz seine Werke nicht nur der Oeffentlichkeit, sondern selbst den Intimen vorenthielt, nie, seit er reif war, eine Ausstellung beschickte und als Künstler und Mensch aller Routine des KunfttieibenS gleich unzugänglich war? Wer von den Liebhadern, die gelernt haben, jede Skizze ihrer Lieblinge wie eine Kostka: keit zu pflegen, die wissen, was der vom gebenedeiten Moment eingegebene Strich auf der Leinewand für das opus bedeutet, kann sich der Darstellungwelt eines Maröes anpaffen, der seine kostbarsten Zeichnungen wie alte Zeitungen behandelte und Gemälde, an denen er nicht mehr arbeitete, wegwarf oder verbrannte? Mancher bequemt sich schwer, ein Werk zu schätzen, dem der eigene Urheber so wenig Zärtlichkeit ermies.

So mird noch manches Jihr vergehen, bis diese Kunst populär wird.

Schneller kann sich der Mensch die Herzen erobern. Zumal der Jugend. Selten hat die Kunst ein gleich vorbildliches Menschenthum hervorgebracht. Ich sage nicht, daß Leute wie Michelangelo, Rembrandt oder Greco weniger adeliger

Art waren. In unsenr Zeit aber vermiffen wir Erscheinungen, die eine gleich bedingunglose Hingabe an die Sache mit der Schärfe des Urtheiles und der Ungebrochenheit der Ansprüche an das Leben vereinen. Unsere Zeit hat erstens geniale Individuen, die einer angeborenen Gabe das Maximum von Leistung abzwingen. Die Epoche der Impressionisten in Frankreich brachte deren mehrere hervor und Deutschland kann mit Recht darauf stolz sein, zur Anerkennung ihres folgenreichen Künstlerthumes beigetragen zu haben. An Reinheit ihrer Gesinnung, an Tüchtigkeit stehen sie neben den alten Meistern, deren Resultat sie im zeitgenössischen Geist so logisch fortgesetzt haben, daß wir sie zu den Alten rechnen können. Eine uns Heutigen manchmal kaum wahrnehmbare Nuance schmälert ihren Nimbus. Ein Egoismus, der trotz dem rücksichtlosen Einsatz ihrer Gaben (oder vielleicht gerade deshalb) besteht, eine gewisse Enge des Standpunktes, für den sie bis zur Selbstopferung stritten, etwas gar zu Persönliches innerhalb ihres weit sichtbaren Modernismus. Ich möchte es das Artisten« thum nennen, ein unmerkliches Zurücktreten des Menschen hinter den Ehrgeiz deS Künstlers. Unsere Zeit hat dann Träumer, wandelnde Anachronismen, die sich von der auslaugenden Schärfe unserer Epoche in das Jenseits der machsenden Formenmelt flüchten, verzagte Wehleidige, die von fremden Zeiten und Zonen erbetteln, was ihnen der eingeborene Geist des Zeitgenössischen versagt. Die Generation von Muses hat in Deutschland die typischsten solcher Erscheinungen, denen mir auch in England und anderen Ländern, fast nie in Frankreich de» gegnen, hervorgebracht. Von Denen ist Maröes noch viel weiter entfernt. Kunst hieß für ihn nicht Traum, sondern Leben. Sie war ihm die größte Realität.

Der Begriff des Werdens, das Wachs! Humes, des Fortschrittes verband sich so mg mit seiner Anschauung von künstlerischer Schöpfung, daß ihm das Werk selbst, wenn es hinter ihm lag, gering erschien. Seine Bilder waren für ihm verflossene Taze, deren Erlebniß in ihm zurückblieb. Nicht ihretwegen malte er, sondern, um zu erleben, um tiefer in das Reich der Erscheinung^« dringen. Er arbeitete zu seiner Freude und zum Nutzen jenes ganz unpersönlichen Geistes des Fortschrittes, den unsere entgötterte Zeit als letztes Heiligthum verehrt. Sein Auge tiüdte sich nicht an der ungeheuerlichen Verkennung seines Genius, sein Rücken mar von keiner Sucht nach Ehre oder Gewinn gekrümmt. Er betrachtete sich als den Vermalter eines Pfandes der Menschheit. So konnte ihn kein persönliches Mißgeschick bedrohen. 1884 schreibt er an Konrad Fiedler: „Eine reine, klare Idee ganz zu erfassen und zur Anschauung zu bringm, trotz Zeit und Umständen, soll doch immer als letztes Ziel vor Augen stehen. Könnte man sich sagen, Das nur annähernd erreicht zu haben, so ließe sich alles Weh und Ungemach belächeln,"

Es gehört ein Gesiihl für solche höchste Aufgaben dazu, um die Be» deutunz Hansens von Maröes ganz zu ermessen. Als mir im Dezember,

Maises in Berlin,
3,7
nnm Tag vor dem einundfiebenzigsten Geburtstag des Meisters, die erste Maröes.AuSsteUung in München begannen, fragten mir unS: Wie wird es werden? Wird das München der Kaulbach und Lenbach dem Großen die schuloige Ehrfurcht erweisen? Es kam ganz anders, als selbst die Kühnst« gehofft hatten. Die Alten standen verwundert. Wer hätte Das gedacht? War Das der Marees, der 1887 klanglos in Rom gestorben m«? War das Werk des damals als verrückt verschrienen Prahlhansen anders geworden? Oder hatte sich die Welt gedreht? Nur das kleine alte Fräulein, die Wirthin des Herrn von Mar«eS, wunderte sich nicht. Das, sagte sie mir, habe sie sich immer gedacht, weil es gar ein so feiner Herr war. Die Jugend hielt sich nicht lange mit Fragen auf, Sie trug Kranze vor die heiligen Gestalten der tzcsperiden. Und strahlende Augen blickten zu der Totenmaske mit den Zügen des Ritters Georg hinauf. Ich gestehe, ich habe in diesen Wochen dem verketzerten München Mancherlei abgebeten.
Nun ist die ganze Ausstellung nach Berlin in daS Haus der Sezession gekommen und ist noch prächtiger und vollständiger geworden, als sie in der Münchener Sezession mar. Der Erfolg in München, der größte, der in unserer Zeit einem Künstler wurde, könnte die Erwartung zuversichtlich stimmen. Doch bleibt abzuwarten, ob Berlin für reine, klare Ideen empfänglich ist.
Julius Meier.Graefe.
... .Herrn von MaröeS habe ich bleich und abgemagert von angestrengter Ar-beit und Hitze gefunden. In seiner durchaus liebentwürdigen Gesellschaft bin ich von Florenz üb» Sien« nach Rom gereift (18L5), Fiedler glaubt, einen Größeren als mich in Hans vonMaröes gefunden zu haben. Warten wirS ab!.. Da ich im Umgang abends »uraufMaiöe« angemiesen bin (der, nebenbei gesagt, die schopenhauerischePhilosophie zu feinem eigenen Borthen benutzt bat, wie vorauszusehen war), so kannst Du Dir den» Kn,daßmein menschliches Leben zu Unmöglichkeiten führt. "(AnselmFeueibach).Man hatte allen Grund, es zu begrüßen wenn die Künstler unserer oder eine« Folgezeit an der hohen und lauteren Kunftgesinnung, die auS den Werken von MaröeS spricht, ein Bei piel nehmen und ei stärkend und befruchtend auf ihre eigene Gesinnung überwirken lassen wollten... Die Gestalten von Maröes führen ein hesperidisches, man möchte sa» gen: ein vegetatives, paradiesisches Dasein ohne Schuld und Schicksal. Eine solche Welt der fiktiven Vorstellung vermag aber nur die höchste Bollerdung, nur die vollste künft» lerische Beherrschung der Form auf die Dauer vor demEindruck einer ermüdendenMo-notonie zu bewahren... Alle, die Mörses kannten, bezeugen, daß er ein großes dialekti-sches Talent und Bediirfniß hatte: er war ein Mann von unbestreitbar ungewöhnlicher geistig« Veranlagung und bestrickender Redegabe." (Julius Allgeyer.)
2«

DK ZuKmft,

Die Zamilie 5owositz.*)

s giebt große Talente, reiche Begabungen, die einen VorzugSplatz auf dem Parnaß nicht erringen können, mährend Anderen, minder Begabten dieses Glück mühelos in den Schoß fällt. Woran liegt es? Fehlt dm Elsten viel, leicht der Funke, der aus ihren Werken zum Publikum Überspringt? Ist dieser Funke die Persönlichkeit des Dichters, die hinter dem Buch steht, die all sein Schaffen, seine Gestalten durchleuchtet?

Auguste Hauschner ist eine Schriftstellerin von hohem Rang. So viel ich weiß, auch von der Kritik voll anerkannt. Einem größeren Publikum ist sie fremd geblieben. Wer ist sie? Wir erfahren es nicht. Ihr innerstes Sein, der Stil ihres Wesens bleibt uns verhüllt. Ihren Romanen fehlt daS Persönlich-keitgepräge, die Temperamentsfarbe. Sie schreibt geroissermaßcn inkognito.

Auguste Hauschner vertritt ein äußerst seltenes Genre in der weiblichen Literatur der Gegenwart. Niemand, der ihre letzten Romane liest, wird einen weiblichen Autor vermuthen. Es find männliche Bücher. Bücher von einer un-vngleichlichen Objektivität. Jede weibliche Note fehlt. Subjektive Regungen oder Neigungen, daS Spiel der Phantasie: sie find ausgeschaltet. Die Tat-sachen reden. Die Dichterin schweigt. Keine Uebertreibungen. Keine Rhetorik, keine Phrasen. Nichts Sensationelles. Kein Schnörkelmerk.

Unbestechlich ist ihr Wahrheit- und Gerechtigkeitsinn. Selbst starken eigenen Sympathien oder Antipathien würde sie nicht die geringste Konzession machen. Feinhörig und luchsäugig ist sie, aber nicht »eit ist ihr Blick, An der Ebene haftet er, nicht zu Gipfeln schwingt er sich auf, Unbeflügelt ist sie.

In ihrem vorletzten Roman („Zwischen zwei Welten") wird meines Dafürhaltens die Pnteilosigkeit, vom künstlerischen und menschlichen Stand-punkt aus, zu einem Fehler. Der Roman behandelt den Konflikt zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in einem böhmischen Fabrikdistrikt, Ungefähr Hauptmanns Thema in „Die Weber". Hier wie dort Spinnereien und Webereien. Ein Buch von gründlichem Ernst, hellstem Verstand, von vollendeter Such- und Menschenkenntnis;. Der Leser wird außerordentlich interessirt, aber nicht fortgerissen, nicht hineingerissen in die Bewegung. Sehr klug, sehr scharf-sinnig mögt Frau Hauschner zwischen den Parteien das Für und das Wider ab. Und siehe: Beide scheinen im Recht oder im Unrecht. Gleichmäßig ist zwischen ihnen Licht und Schatten vertheilt; DaS heißt: eigentlich nur der Schatten, denn des Lichts ist wenig.

Hauptmann legt sein Herz, seine Gesinnung, seine Weltanschauung in sein Dichtmerk. Er ist mitten unter den armen Webern. Er glüht, er hungert.

') Roman von Augufte Hauschner; Egon Fleische! <K Co, in Berlin,

er schluchzt mit ihnen. Und darum wirkt sein Drama so erschütternd. Auguste Hauschnei steht über den Parteien. Sie bleibt kühl. DerZLeser auch.'
Aehnliches gilt von dem neuen Roman, der „Familie Loroofitz", wenn ich ihn mit „Jettchen Gebert" vergleiche. Auf den ersten hundert Seiten wird man sofort an Herrmanns Roman erinnert. Hier «ie dort handelt es sich um eine müßig begüterte, mäßig gebildete jüdische Kaufmannsfamilie mit Onkeln uns Tanten, Vettern und Basen. Nur steht die Familie Gebert in Berlin (ob» mohl der Roman um vierzig Jahre früher spielt als der von Auguste Haufchner) um einen Kulturgrad höher als die Familie Loroofitz in Prag, die noch ganz in jüdischen Traditionen lebt.
Jettchen Gebert hat einen sensationellen Erfolg gehabt. Die Familie Loroofitz hat ihn nicht. An durchdringender Intelligenz, an Schärfe der Beobachtung, an überlegener Sicherheit des Wissens und Könnens übertrifft der Roman der Hauschner Jettchen Gebert. Aber ihm fehlt die Blutmarme dieses Buches. Dem Verfasser ist sein Jettchen ans Herz gewachsen. Geberts find seine Familie, er gehört zu ihnen. Er liebt ihre Schwächen, er lächelt über ihre Eigenthüm» lichkeiten. Auguste Hauschner wahrt die Distanz« zwischen sich und Lo»ofi«ens. Nicht blutsverwandt, nicht mahlverwandt ist sie ihnen. Fehlt ihr vielleicht die Mutterliebe für ihre Gestalten?
Oder irre ich mich? Und was mir als ein Mangel erscheint, ihre un» beirrbare Objektivität, ist ein Vorzug, ist historischer Geist?
Im Zusammenhang mit dem männlichen Charakter ihrer Bücher ist es verständlich, daß immer nur Männer im Mittelpunkte ihrer Romane stehen. Die Frauen sind eine Huantit« nSZIiAeädls.
Den Hintergrund der Familie Lowositz bildet die munderschöne Stadt Prag. Drei ineinandergreifende Motive beherrschen den Roman. Einmal istS der Werdegang eines genialisch veranlagten jungen Menschen, des Rudolf Lo» roositz. Dann die Charakterisirung des prager Judenthums, etwa ums Jahr 1870, veranschaulicht durch die Familie Lowositz. Drittms die Schilderung der Konflikte zwischen Czechen und Deutschen, wobei die Studenten in Aktion treten und der Grabenbummel der deutschen Couleurstudenten Bedeutung hat. Das Interesse an diesen Kämpfen wird kaum abgeschwächt durch die Vorkommnisse, die jetzt wieder die Spalten der Zeitungen füllten und die fast identisch sind mit dem Bild, das Auguste Hauschner von den Exzessen aus den sechziger Jahren entwirft. Damals wie jetzt finden wir die Czechen immer an der Grenze ausschreitender Roheit. Aber „in ihrer Unreife steckte das Feuer, das impulsive Wagen der Jugend". Ihre kindliche Ruhmredigkeit, die fana> tische Liebe für ihre Nationalität, der Glaube an die große Zukunft des Czechen- thumes: sie haben beinahe etwas Rührendes.
Der Student Jesch, der tagein, tagaus im Lesezimmer der Bibliothek fitzt,

nicht nur, um es mann zu haben, sondern hauptsächlich, um aus alten Chro»
niken PragS Geschichte zu studiren, von Glanz und Blüthe czechischer Geschlecht«
zu erfahren, sich an der ruhmvollen Vergangenheit Prags zu berauschen. Und
Hyka, ei» anderer Student, der sich mundert, daß in einer czechischen Gesell«
schuft ein junges Mädchen ein ins Czechische übersetztes Gedicht von Schiller
deklamirt. Warum Schiller? Wir Czechenlhaben größere Dichter.

I ^ ^ Mich persönlich hat^inZdem Roman!>die Milieuschilderung'der jüdischen
Familie besonders interessirt. So treu, so charakteristisch ist hier die Wieder»
gäbe der Wirklichkeit, als wären die Gespräche der Familie einem Phonogra«
phen entnommen, in dm man sie hineingesprochen hat.

Der strenge, despotische Vater, der bei den Mahlzeiten die Zeitung liest
und das Schweigen in der Familie für ein Erfordernis; der Vatermürde hält.
Er halt es auch für pädagogisch, zu «adeln. Alttestamentarischer Geist. Die
Schatten des Ghetto gehen in diesm jüdisch« Kreisen noch um. Es wird auch
noch ganz ordentlich gemauschelt. Das Wort „Jude" darf vor Andersgläubigen
nicht ausgesprochen werden. Ausgeprägtester Geschäftssinn. Herr Lowositz kann
schon das Wort „Idealist" nicht hörm. Von einem Idealisten ist die Rede,
der von einem Schwager erhalten werden muß. „Der Schwager ist ja so reich",
wendet man ein. Und Lowositz: „Reich hin, reich her, wenn ein Jude fünf»
tausend Guldm Einkommen hat, hat er für sechstausend arme Verwandte."
Er ist kein strenggläubiger Jude. „Aber er hältZdarauf, sich an hohen
Feiertagen mit Jehovah gut zu stellen und sich durch Befolgung', der Gebete
seine Gunst zu sichen."

Und die jungen Mädchen in diesen Familien! Traurig! Schaurig für
eine gefinnungtüchtige Feministin. Diese lebhaften, beweglichen Jungferchen
lassen sich nicht etwa Arges zu Schulden kommen. Im Gegentheil: dem Leben
bleiben sie unendlich viel schuldig Von so unbeschreiblicher Banalität sind sie,
von so unglaublicher Armsäligkeit! Nach Liebe aber dürsten sie alle. Ein grüner
Flirt mit Gymnasiasten genügt schon ihren bescheidenen Ansprüchen.
Für den Mann: „Verdienen", für das Mädchen: eine „Partie", Da»
ist hier Zweck des Lebens. Daß die Mutter Lowositz ab und zu in eine Heil»
anstatt geschickt wird, verheimlicht man den erwachsenen Kindern. Käme eS
herum, „es würde der Tochter an der Partie schaden".

„Stuß (sagt die ältere, verwitwete Stiefschwester zu der jungen Kamills,
nach einer Gesellschaft), das viele Geld herauszuwerfen! Was hast Du schon
davon gehabt? Unter all den Jüngelchen, die sich mit Dir herumgedreht haben,
war nicht einer 'ne Partie."

Und all diese jungen Mädchen nehmen nicht nur die Männer, die erst»
besten, aus der Hand ihrer Eltern: sie schwimmen auch nach der Verlobung
mit ihren murkligen, ordinären Herren in Wonne und glauben, daß der Ihre

fürchterlich in sie verliebt ist. Und es dreht sich doch immer nur um die Mitgift. Ein paar tausend Gulden mehr oder weniger: Das entschied über ihr Schicksal. Kamill« LowosißIhat zwar jschmärmerische Momente. Sie möchte im Grünen leben und schlafen'und in Mondnächten auf ihrem Klavier spielen, dag auch im Grünen stehen müßte. 'Sie zögert auch, als man iljr den minderen, dicken Felix Katzler zur Ehe anbietet. 'Schließlich^ aber verlobt sie sich doch mit ihm und schwimmt nun^eben so inZSeligkeit wie ihre Gefährtinnen.
Und alle diese jungen Madchen haben nichts Eiligeres zu thun, als nach der Verlobung diese plumpen Verdiener, die sie vorher kaum flüchtig einige Male gesehen hatten, aufrichtig und herzhafte« lieben.
Was ist Liebe UWas man dafür hält. Und sie lieben eigentlich gar nicht den Felix und nicht den Wäschefabrikanten und den Theateragenten. Sie lieben die Liebe. ^Und^diese durchZHeirathoermittler ehelich versorgten Fräu» lein «erden treffliche und pflichtgetreue Gattinnen, aller Wahrscheinlichkeit nach auch liebeoollelMütter.?
Herzbeklemmend, diese weiblichen Schicksale, diese Mädchen, die sich form» lich freudig in den ewigen Kreislauf ihrer^trübsäligen, seit so vielen Genera» tionen vorgezeichneten Existenz einfügen, nachdem sie einen kurzen, kurzen Früh- lingstraum geträumt haben.
Nicht eine scheinbar unüberbrückbare Kluft zwischen diesen Mädchen von anno dazumal und den^Suffragettes von heute?
Doch wer weiß! Wer weih! Ich weiß; behalte es aber für mich.
Aus dieser nüchternen, liebeleeren Atmosphäre des Hauses Lowofitz wächst der Sohn, der jung<Rudolf, auf, einZSchman im Ententeich.^ Er ist derAn eine neue Zeit, eine neue Weltanschauung Hinüberstrebende. gWie dieZJude» in Schnitzlers Roman sucht er „den Weg ins Freie". Die Bedingungen seiner Entwicklung sind die denkbar ungünstigstm. Seine Natur fordert ein schnelles Tempo und er sieht sich auf Schritt und TM gehemmt.
Zuerst von der Enge und Dumpfheit der Schule. Giebt es noch ein Buch, das die Jugendgeschichte eines begabten Menschen erzählt und in dem nicht der Widermille gegen die Schule ihren Ausdruck fände! Ganz auf Kampf ist der Knabe gestellt. Die Judenfeindlichkeit vermundet unablässig seine sen- sible Seele. Singen doch halbwüchsige czechische Mädchen hinter ihm her: „Mein neuer Karren ist mir lieb, jeder Jude ist ein Dieb."
Und nicht nur gegen den Antisemitismus, auch gegm den Semitismus, die jüdisch« Traditionen der eigenen Familie, hat er anzukämpfen. Unertrög» lich mit ihrem öden Geplärr sind ihm die Uebungstunden der „ExHorte", die der jüdische Ritus fordert. Und ihm fehlt der Balsam für solche Wunden: die Jugend fehlt ihm; nie ist Rudolf jung gewesen. Ein unharmonischer Jüng> ling. Wie sollte er auch harmonisch sein! Jude und doch herausgewachsen auS

dem Judenthum. Deutscher und doch von den Deutschen über die Achsel an-
'gesehen. Und von den Czechen wiederum als Deutscher und als Jude mißachtet.
Ein seelisch Obdachloser. „Wer bin ich? Wo bin ich zu Haus?"
Ein unsteter, tappender, grübelnder Geist, der voll Schmerz am Leben
herumräthselt. Immer unterwegs auf geistigen SpazirgSngen in weite nedel>
haste Fernen hinaus. Oft spöttisch, skeptisch, hochfahrend. Kein herzlicher Käme»
rad. Zerrissen, wund, mit einem Wort: modern.
Und dabei ist er so verliebt, wie es nur je ein Primaner gemesm ist.
Südliche Sinne und nordischer Kopf. So ziemlich drauflos ohne feinere Aus>
lese liebt er. WildwSchsige Frühlingstriebe.
Oft genug werden seine schönsten Vorsätze, sein feuriger Idealismus iso
will er eine Gemeinde nach Christi ursprünglichen Lehren gründen) von den
dunklen, unbekannten Trieben überfluthet. die wie Feuerwellen in ihm auf»
stiegen und alle Idealität in ihm versengen.
Mit sich und seiner Umgebung zerfallen, mude des zerrüttenden, frucht»
losen Ankämpfens gegen all diese Widerstände (schließlich kommen noch die An-
rempelungen seiner Kommilitionen, die ihn für czechenfreundlich halten, hinzu),
schüttelt er den Staub der geliebten Stadt von seinen Füßen^ um zu einem
idealen Menschenthum zu gelangen. Wo? In Berlin! Ob der angehende
junge Kosmopolit auf dieser Jagd nach dem Ideal Sieger gebliebm ist, er»
fahren mir nicht. Mit seiner Abreise von Prag bricht der Roman ab.
Ein Buch, mit einem Stern zu bezeichnen, ist die Familie Lomositz. Und
doch: es macht nicht froh, nicht frei. Pessimistisch ist sein Gesicht.
Gemifz: so ist das Leben; gerade so, wie Auguste Hauschner es zeigt.
Aber es brauchte doch nicht so zu sein.
Aus welcher Schicksalsnothmendigteit, aus welchen angeborenen Jnstink»
ten oder Ideen heraus Haffen sich denn Czechen und Deutsche und verachten
Czechen und Deutsche die Juden? Und warum hängen die Juden so zäh an
ihren Traditionen und die deutschen Studentm an ihrem Grabenbummel in
Couleur? Es giebt in der Chemie Elemente, die einander naturgemäß anziehen
od« abstoßen. Auf den Nationalitatenhaß, diesen Spezialitätenrummel auf der
Weltbühne, findet solches Naturgesetz keine Anwendung. Der Czeche haßt ja
gar nicht den Deutschen. Er haßt die Idee: deutsch. Ein metaphysischer Haß.
Eine transszendente Jdeenirrunz. Oder ists ein Sieg der bew KumMe
(brüllen thut sie ja wie ein Löwe) über den Intellekt?
Sümpfe sind auszutrocknen, wirkliche und geistige. Und dem entsumpften
Erdreich würden blühende Saaten entsprießen.
Friede auf Erden! In aller Ewigkeit eine Utopie?
Gewiß: so ist das Leben; gerade so, wie der Roman es zeigt. Aber aus
Dunkel und Dämmerung möchten wir ins Morgenroth. Augufte Hauschner
fehlen die Morgenröthen.
Hedwig Dohm.

Stendhal.
333
Stendhal.*)
„Noch eine MaSK — eine andere Maske!"
Nietzsche.
S ift vier Jahre her, daß der feurige und kampfluftige Hohepriester der zeit»
genSssischen Kritik, Renö Doumic, von der berühmten Kanzel der „Rsvus
6«s Vsux UonÄss", umstrahlt von dem Glänze des Weltblattes, den großen
Bann gegen den lächelnden und brillanten EpikurSer Henri Beyle schleuderte und
eS unternahm, dessen einem blumigen, verspäteten Lenz neu entgegenmachsenden
Ruhm unter seinen unerbittlichen Anklagen zu begraben. Nach Doumic war Stendhal
eitel, ehrgeizig, sinnlich und (noch schrecklicher für die demokratischen Franzosen
und die Nation der »^equeris" und der Revolution) plump und pöbelhaft.
Vor nicht lange« Zeit hat Jean Carröre in einem großen politischen Blatt
in Italien unter Wiederherbetung und Umschreibung einer alten Litanei, die er in
der .Ksvus Lsdäomsäairs" um« dem Titel „Usuvsis m»!tre8" (der modernen
französischen Literatur) angestimmt hatte, gegen Beule>SKndhal die Anklage er»
hoben, er sei eitel, boshaft, egoistisch gewesen und habe, was noch schlimmer sei,
den Samen der Unsittlichkeit und Verderbniß in die Seelen de« Jugend gesenkt,
die nach den Aufregungen der modernen literarischen Empfindsamkeit trachte.
Ich denke, der witzige und geistvolle Sproß des Dauphinö wird im Jen»
leits gelächelt und sich dazu beglückwünscht haben, daß die Nachwelt von 1880 und
1S00, an die er sich mit seinen Werken wendete, noch so wenig BerftKudnih für
ihn besitzt; denn noch größer als das Gefallen an der Bewunderung seiner Schriften
düifte bei ihm die Genugthuung darüber sein, daß man auch heute noch DaS
für bare Münzen nimmt, was er bei Lebzeiten über seine Person in Umlauf ge»
bracht hatte.
Es ift wahrhaftig ein seltsame« Los, das Stendhal gehabt hat.
Die Beschuldigungen und Verleumdungen seiner Feinde, die zähnefletschende
Gehässigkeit, der kleinliche Aerger, die aufgeblasene, schlecht verhehlte Verachtung
der Flachköpfe, die in ihrer „puclidonäsi-ie- beleidigt waren, die Verwünschung
aus dem tiefsten Herze« Derer, die er geißelte und wohl auch mit seinen Pfeilen
verwundete, die aus der Furcht entspringende Abneigung Aller, deren «eichliche
Behaglichkeit und schwammige Gedankenlosigkeit er mit einem „esprit clloquänt"
störte, alle Zornausbrüche und Feindschaften, die er erweckte, müssen ihm unge»
heures Vergnügen bereitet haben, weil sie ihm den Beweis lieferten, daß er ganz
anders war als der große Hause oder doch, daß seine Maskirung gelungen war.
Sollte es mir gelingen (was ich nicht allzu bestimmt in Aussicht stellen will),
einiges Licht auf sein wahres und innerstes Wesen zu werfen, so würde ich dem
Meister vielleicht einen ganz schlechten Dienst leisten, da sein Hauptvergnügen darin
bestand, anders zu erscheinen, als er wirklich war. Doch wird er, de« lächelnd
*) Einen neuen Italiener stellt der Verlag Oesterheide Co. deutschen Lesern vor.
Er giebt den Band »Auf den Spuren des Lebens- von Leo G Sera heraus; Studien
aus den Gebieten der Natur und der Gesellschaft. Einen Band, der Vieles und viel bringt
und der nicht unbemerkt bleiben wird. Wie der neue Mann sieht und empfindet, mag das
Bruchstück aus einer größeren Arbeit lehren, das hier, als eine Probe, veröffentlicht wird.

herüberschaut, einen schlechten Scherz nicht allzu übel aufnehmen, da er selbst so gern solche Scherze gemacht hat. Und könnte dabei nicht eine neue Maske für ihn herauskommen? Könnte nicht eine neue „Erscheinung* sein geheimnitzvolles und unentzifferbares .Wesen* abermals dem Auge entrücken?

,,. Bielleicht ist eS nie einem Schriftsteller so ergangen wie Stendhal, kr, der seinen Zeitgenossen so gut wie unbekannt geblieben war, der nur einen Augen» blick des unrühmlichen Ruhmes erlebt hat, als er „Rougs et Xoir- veröffentlichte, sieht mehr als fünfzig Jahre nach seinem Tode eine (allerdings nicht eben aus» gedehnte) Gemeinde an seinem Leben, seinen Werken, seiner rälhselhaften Person» lichkeit lebhaften Antheil nehmen. Ja, es hat sich in liebevoller Verehrung seines Andenkens eine Gruppe von erlesenen Geistern gebildet (darunter zwei große le» bende Romanschriftsteller), die keine Propaganda» und Verbreitungzwecke verfolgt, sondern nur sich ästhetisch erbauen und den Meister bewundern will. Dank den zahl» reichen Beule« Verehrern, namentlich aber Kasimir Stryienski, ist eine wahre Stendhal» Literatur entstanden; seine längst bekannten und die nach und nach bekannt ge» wordenen hinterlassenen Werke bieten bereits genügendes Material dar, um eine zuverlässigere Deutung der bizarren Persönlichkeit zu unternehmen.

Ein Essai Paul BourgetS über Beyle kommt dem wahren Bilde dieses einzig» artigen Geistes am Nächsten, obschon eS, wie alle Schöpfungen des Verfassers von „Andrö CorneliS", von Zeit zu Zeit einen unvermutheten Lichtstrahl ausbliyen läßt, um uns dann wie mit Absicht wieder in die Finsternitz zu versenken, Paul Bourget behauptet, daß die sensualiftische und ideologische Philosophie Condillsct und De Tr«yS im Verein mit der Kriegöpoesie und der italienischen Dichtung dem Geiste Beyles die erste Form gegeben und zur Entwickelung verholfen haben.

Viele seiner Maximen und Aphorismen über die verschiedenen Charaktere und über die Liebe (so lassen sie sich jedenfalls bezeichnen, da die kurzen, plastischen, wenn schon ganz anspruchlosen Sätze oft die Glätte und Eleganz der hippokrati» schen oder salernitanischen Maximen haben) und viele seiner glänzenden spersus über die Ursachen der menschlichen Handlungen und Leidenschaften lassen äugen» scheinlich den Einfluß der cabaniöschen Ideen erkennen. Aber woher hatte er die glückliche Gabe des bis in die Tiefen dringenden Blicks, den unbegrenzten Wahr» heitsinn, der wie ein unbestimmbarer Dust seineu knappen Sätzen entströmt, den Aussprüchen, die hell und glänzend sind, wie Edelsteine in einem Schmuck?

Diese Frage führt unS auf unseren Weg und läßt uns bereit« vorfühlen, daß nicht in der formellen BerstandesmSßigkeit, nicht in den ernsten und strengen Linien seiner Gedankenwelt die sichere Grundlage seines Geistes zu finden sei.

... Man denke sich einen Charakter, der zur Schwermut!) neigt, dielleicht, weil ihm in der Kindheit Gewalt angethan worden ist, vielleicht auch in Folge von Naturanlage, eine Seele, die durch frühzeitige Erfahrung (dank einer noch unver» fälschten Natur oder auS anderer Ursache) die ganze ästhetische Kleinlichkeit und Häßlichkeit des Schmerze«, seine ganze Oede und Erbärmlichkeit empfunden hätte; einen Geist von einer verborgenen Gluth, wie das Feuer unter der Asche, der mit unfehlbar sicherem Blick durchschaute, wie der Schmerz der weiblichen Natur zu» wider sei und wie die Frau ihn von sich und dem Manne, dessen Trost sie viel» leicht deshalb genannt wird, fernhalte, weil sie sich im tiefsten Inneren nicht mit ihm aussöhnen kann; man denke sich ein Herz, das bei Zeiten die Täuschung»

des Manne« über die Frau und die Irrungen des ewigen männlichen Idealismus kennen gelernt hätte, den man anscheinend nur aufzieht, um in den entgegenge» setzten Jrrthum, den Pessimismus, zu verfallen, ein Herz, dem die ganze Schwäche und Jämmerlichkeit des „Gutseins", die UnVollkommenheit der Waffen, mit denen das Gute gegen das Böse kämpft, klar wäre: und man hat den jugendlichen Seelen» zustand Stendhals.

Unter den selbstverständlichen Schwankungen und äußerlichen Erlebnissen der jungen Jahre hat diese Phase bei ihm ziemlich lange gedauert; bis über seine Liebschaft mit Melanie Guilbert hinaus. Aber sie war, wie bemerkt werden muß, eher intuitiv und unmittelbar als überlegt und tiefgründig.

Sein Leben nahm eine entscheidende Wendung, als er, der nach Paris ge- kommen war, um in das Polytechnikum einzutreten, nach langem Bedenken darauf verzichtete, obwohl die glänzenden Fortschritte in der Mathematik auf dem Gym» nafium zu Grenoble ihm ausgezeichnete Erfolge zu versprechen schienen. Hier liegt, wie mir scheint, der entscheidende Punkt seines Lebens, der Schlußstein seines mo» ralischen Gebäudes. Im geraden Gegensatze zu der Ermahnung, die die Courtisane Zulietta in einer verfänglichen Lage an Rousseau richtete: „Latz von den Frauen und geh' der Mathematik nach!" sagte er zu sich selber (wie er oft vor seinen Freunden wiederholt hat): „Laß von der Mathematik und geh' den Frauen nach!" Seme ganze THStigkeit, alle seine Wunsche und Gewohnheiten richten sich von nun an ganz bemußt auf dieses bestimmte Ziel und er bleibt sein ganzes Leben hin» durch der Regel treu: «Thue nie Etwas, das einer Frau, die wahrhaft, also in gefährlicher Weife Frau ist, häßlich und niedrig vorkommt!" Davon geht in Zu» kunst sein Geschmack aus: seine Liebe zur Kunst, zum Schönen, zum leichten und angenehmen Leben, seine Geringschätzung der deutschen Schwerfälligkeit, der lymphatischen, leblosen Sentimentalität, der Uneleganz und materiellen Sinnes» richtung der Deutschen, endlich auch seine Bewunderung de« Italiener.

Aber im Anfang hatte er nur sehr dürftige Selbstkenntniß. Als er zum ersten Mal nach Italien kam (und noch viele Jahre lang), dachte er nur daran, das Leben zu genießen, wie ein junger Mann, der seine idealen Kräfte noch nicht kennt und noch keine Herzenserfahrungen gemacht hat. Bielleicht gab er sich sanften Träumen hin, im unbestimmten Bewußtsein von etwas Weitem und Großem, daö seine, harrte. Dann begann er, sich auf sich selbst zurückzuziehen, und machte die ersten schmerzlichen Erfahrungen, vielleicht in den Liebschaften mit Adelaide Re» buffet, Bictorine Mounier, besonders und zweifellos aber mit Melanie Guilbert.

Dem Verhältnih zu dieser verdorbenen und geriebenen Schauspielerin ver» dankte er die ersten Belehrungen über sein Inneres; und hier ist die Quelle seiner großen Beobachtungsgabe. Muß man daran erinnern, daß er sogar Gehilfe bei einem Spezneihändler in Marseille wurde, als er mit der leichtfertigen Louason dahin durchgebrannt war?

Ich glaube, daß eS gewöhnlich die Liebe ist, wodurch der Mann sich selber kennen lernt; sie ist, wie gesagt, das beste Reagens und der feinste Prüfstein für die Charaktere. Aber bedarf es wirklich der Feststellung, welche besondere weib» liche Persönlichkeit den ersten Anstoß zu der prachtvollen Entfaltung jener wunder» baren Fähigkeit zur Analyse gegeben habe? Nu« Bücherwürmer oder Pedanten könnte» danach fragen. Eine Krau oder die und die Frau hat nur die Gelegen»

heit für solche herrliche Blüthenentfaltung abgegeben. Bedeutende Männer schwärmen in der Liebe meist nicht für die Frau, sondern für ihre Liebe selber. Und wie oft ist das Weib lediglich der Borwand für unsere Fähigkeiten, Neigungen, Be» dürfnisse nach Freiheit des Daseins?

In dem Maße, wie seine starke Fähigkeit der Jnnenschau sich erweiterte und ihm alle seine Mängel zeigte, suchte er durch ein thktiges Leben sich dem Ideal der Vollkommenheit und persönlichen Ganzheit anzunähern, das er sich allmählich aufbaute. Er faßte den Entschluß (was besonders betont werden muß), vor Allem sich neu zu schaffen, sich eine neue Seele zu bilden oder die bloßzulegen, die er in sich durch die Erziehung und die moralischen Auflagerungen niedergehalten und gefälscht fühlte; er wollte sich von seiner Krankheit heilen, indem er sich einer Ge- waltkur unterwarf: der Kur der sinnlichen Liebe, der Verführung,

Die Gegensätze schienen sich in ihm zu verschmelzen und zweifellos war seine Seele eine Bereinigung des Unvereinbaren, ein Asyl der widersprechendsten Dinge. Hatte er die Geschichte der ,.^rm»vee" in seiner Einbildung nicht als wirklich empfunden? Man möchte es sür wahrscheinlich halten.

Aber der kühle, klare Zergliederer, der sprach: „Um ein guter Philosoph zu werden, muß man dürr, hell, ohne Illusion sein. Ein Bankier, der reich ge» worden ist, besitzt Etwas von dem Charakter, der erforderlich ist, um philosophische Entdeckungen zu machen, um klar zu sehen in Allem, was ist", — er hat auch ge» sagt (and zwar mit einer unaussprechlichen Anmuth, einer Zartheit, deren geheime und tiefinnerliche Empfindung man theilen mühte, um sie wiederzugeben): „Ich gebe mir alle mögliche Mühe, dürr zu sein. Ich will meinem Herzen Stillschweigen gebieten, während es glaubt, viel zu sagen zu haben. Ich zittere stets vor Furcht, nur einen Seufzer verzeichnet zu haben, wenn ich glaube, ich habe eine Wahrheit niedergeschrieben!"

Man beachte in dem ganzen Buche „De I'amour", das er mit Recht als sein Hauptmerk ansah, die Sorge, „dürr und klar" zu sein, und daneben die häusige Wiederholung der Worte „zärtlich", „Zärtlichkeit", womit er eine besondere Neigung zu sanften uud süßen Erregungen meinte.

Wenn ich in der Folge von gesuchtem Gebahren, von Wechsel der Person» lichkeit und von Maske spreche, so meine ich nicht, daß Stendhal einfach beab» sichtigt habe, aus der Traurigkeit und Gedrücktheit zur Fröhlichkeit überzugehen, seine« Schwermuth Herr zu werden und sich zur Freude zu zwingen. Dies ift ziemlich gewöhnlich und könnte nicht ausreichen, seiner Gestalt ein besonderes AuS» sehen zu geben. Was Stendhal mit Nachdruck anstrebte, war eine vollständige Um» Wandlung seines Selbst, wie es seiner tiefen Seelenkunde sich darstellen mochte. Es ist deshalb nicht viel damit gesagt, wenn man ihn den Bater der Seelenzer» gliederung nennt; er ist mehr als ein bloßer Zergliederer.

. . . Diese Periode der Beobachtung und Zergliederung, die für Viele eine ernste Gefahr bildet, weil die Möglichkeit vorliegt, nicht darüber hinauszukommen, wie es bei Amiel und Nietzsche der Fall war, nahm einen anderen Verlauf bei Stendhal, für den die Zergliederung nur ein Werkzeug und eine Waffe deS Han» delns bildete, ein Vermögen, das seinen Willen stärkte.

Dank der unvergänglichen Sehnsucht seiner Seele nach einem Ideal des Sch vebens, der Losgebundenheit, dn Anmuth, that er Alles, um aus seinem Schmerz

eine einzige Freude, aus der düsteren Burg deS Selbsterforschers und Selbstkenners ein Haus der Lust und Heiterkeit, ein Asyl für Alle, die beharrlich lächeln, zu machen. Und er verstand diesen Willen so vortrefflich und ungebrochen zu be» wahren, daß durch ein Wunder von magischer Kraft diese Verkleidung zu einem wahren Gewände wurde. Man gewahrt an ihm nichts mehr von der Bitterkeit Dessen, der sich verbirgt und anders scheinen will, wie an Nietzsche, sondern die Freude Dessen, der Etwas wiedergefunden hat, das er sür immer verloren glaubte; an seinem Himmel rollt kein Echo des Donners serner Stürme, sondern eine tiefe, leuchtende Bläue spannt sich bis ins Unendliche und eine fruchtbare Lebenswärme zieht durch alle Weiten.

Sein Lächeln hat etwas Dionysisches, Etwas von dem Geheimnis; und Zauber des Lächelns des jugendlichen Bacchus oder der Gioconda. Wenn seine Ironie manch- mal etwas Aggressives und Herbes hat, das argwöhnen läßt, er wolle sich an den Anderen für einen eigenen inneren Mangel rächen, so muß man doch zugeben, daß es gewöhnlich nicht s, ist. Die Aeußerungen der Zeitgenossen zeigen ihre Be» wunderung für die Schätze an feinem, scharfem, berauschendem Geiste, die er in der Unterhaltung verschwendete, und man muß gestehen: wenn er wünschte, an der Oberfläche zu bleib«, so verstand er, eine anziehende Oberfläche zu zeigen.

Wie oft. hat sein Herz, das Herz, das er zum Schweigen bringen wollte, ihn zum Opfer seiner Fallstricke gemacht! Wie oft ist er, um sich von einer ihm gefahrvoll scheinenden Liebe zu heilen, in eine noch stärkere gerathen! „Ich habe ihn", sagt Mörimse, „nie anders gekannt als verliebt oder doch sich verliebt glau» bend," Und er selbst sagte über die Eroberung: „Die Sache gelingt in zehn Fällen einmal, aber dies eine Mal wiegt neun mißglückte Angriffe auf." Aber dieser Mann, der aus der Liebe „I'g,t7»irs prioeipäls 6s Is vis" machte, gestand, daß vom Jahr 1821, in dem'er von Mailand nach Paris zurückkehrte, das Herz voll von Liebe zu Mathilde Dembowski, bis 1SZ4 keine Frau ihn dieser Leidenschaft un- treu machen konnte: .Ich bin erst 1824, drei Jahre später, aus Zufall zu einer Maitreffe gekommen; «st dann verlor die Erinnerung an Mathilde ihren verwun» denken Stachel. Sie ward für mich zu einem sanften, tief traurigen Schattenbilde, das, wenn es erschien, mich mit unwiderstehlicher Macht zärtlich, gut, gerecht, nach- sichtig stimmte."

Alle überlegenen Menschen besitzen neben einem mehr oder minder hervor» ragenden Verstände ein Uebermaß von Feinfühligkeit oder Erregbarkeit. Diese Peinliche Empfindlichkeit, vielleicht die geheime Quelle aller moralischen Größe, ist das Pathengeschenk des menschlichen Elends und Unglücks an das Genie. Wenn sie vom Lebe» und vom Schicksal ausgerodet ist, hat der Genius seine Aufgabe er» füllt und die Energie, die ihn nach oben trieb, ist damit verschwunden.

Die meisten Kunstwerke und zahlreiche stolze und ihrem logischen Gewand nach unangreifbare philosophische Schöpfungen zeigen sich dem eindringenden Blick als Mittel, durch die der höhere Mensch die innere Qual und die Angst zv be» wältigen sucht, in die seine proteusartige Erregbarkeit ihn tausendfach versetzt.

Die schmerzvolle Empfindlichkeit, die sich stets fühlbar machte, war ebenfalls ein fortdauerndes Zuchtmittel für Stendhal; der Gegensatz zwischen ihr und seinem Vaterland wird, wie ich zeigen werde, in jedem einzelnen Fall auf besondere Art beseitigt, wie durch eine Art Kompromisi und m«6us viverxli. Diese Waffenftill-

stände zwischen beiden Seelenkräften vollzogen sich in ihm durch die Ironie, den Geistreichthum, den Kultus der Energie, endlich durch die Verherrlichung des Wil< lens zum Bösen. Bei einem Anderen wird dieser Gegensatz seine Versöhnung im Stolz finden; bei einem Dritten in der asketischen Ergebung und dem Verzicht; bei einem Vierten endlich in der Weltflucht und der Einsamkeit.

Jeder denkende Mensch hat in der Jugend eine Periode prometheischer Auf- lehnung, Spannung, Anstrengung durchzumachen, um sich von irgendeinem Druck zu befreien, eine Periode der Schwankungen und Beängstigungen, gleichzeitigen Muthlosigkeit und stürmische« Dranges, von Antrieben und Hemmungen, wodurch man sich vorkommt wie der an den Felsen geschmiedete Halbgott: die Periode der Schwermut!) und des Ueberschwanges, des .Sturms und DrangeS". Der Mann ist nach Ueberwindung dieser Periode mehr oder minder „fertig"; je nach seine» Vermögen steht er vollkommen entwickelt und für seine Aufgabe in der Welt ge» rüstet oder mit Mängeln behaftet da, die unter Umständen durch Vorzüge aus» gewogen werden mögen.

... Stendhal war, so scheint mir, eine unvollständige, aber große Persönlich» keit, die, wenn sie nicht ohne Lücken war, diese auS eigenen Mitteln würdig und edel auszufüllen wußte. Dieses eigene Mittel war ein Schmerz, den er willenZ» kräftig in ein Lachen verwandelt hat, sein Schmerz, der zu der göttlichen Flamm? der Kunst und der That, zu einer heiteren, freien, sieghaften Auffassung des Lebens geworden ist. WaS eine zweihundertjährige moralische Erfahrung in Frankreich gezeitigt hatte: die vornehme moralische Skepsis La RochefoucauldS, die Seelen» stärke, die unter dem tiefen Kummer Bauvenargues' verborgen ist, die verzehrende Leidenschaft La Bruvöres, der lächelnde, gepuderte CyniSmu« Chamforts: das Alle« wird bei Stendhal zu einem neuen Vermögen, das über jedes Schwanken, Zweifeln und die schmerzliche moralische Unsicherheit den Sieg davonträgt.

Er will nicht geradezu daS Böse, aber er verlangt nach dessen Schein und waffnet sich mit der Eigenschaft, die in unserer so mild gewordenen Gesellschaft gewissermaßen die antike Grausamkeit fortsetzt: mit der Ironie. Die Ironie und ihr jüngerer Bruder, der Witz, sind für manchen großen Mann die einzigen Tröster in der seelischen Einsamkeit gewesen. „Die Ironie ist daS letzte Trankopfer, dai die großen Geister den Göttern der Unterwelt darbringen', sagt Carducci. Der Witz hat Vielen als Bersteck und Verkleidung gedient: so der bittere, den man gegen sich selbst richtet und der einer neuen Kraft gleicht, die man erprobt; der mild lächelnde Sternes, der wie eine zur Schau getragene jugendliche Keckheit ist, welche die Schamhaftigkeit einer freien Sentimentalität verdecken soll; und der scharfe und herbe, womit Heine sich an den Schwächen des menschlichen Herzens rächt. Stendhals Witz ist oft aggressiv und gewaltthStig; er war mehr Angriffs» als Bertheidigung» Waffe, wenigstens in den Jahren seines Salon- und Diplomatendaseins.

Aber diese neue Errungenschaft, die seiner Person einen »euen und beson« deren Zug giebt, hat psychologisch einen tiefe» Grund, der ihm nicht entgehen konnte. Die allgemeine Bewunderung der Männer von Geist, daS Vergnügen, mit dem man im Gespräch dem wahrhaft Geistreichen zuhört, beruht darauf, daß diese Begabung gewissermaßen den Ersatz für den primitiven menschlichen Charakter darstellt und eine abgeschwächte, gesellschaftfähig gewordene Form der antiken B«U' samkeit ist. DaS beweist auch ihr ausschließliches Borkommen bei Denen, die nicht

durch die drückende Arbeit um die ältesten und besten Kräfte der Raffe gebracht sind; denn der Geist ist ein Luxus, eine dem Vergnügen dienende Aufwendung unseres Verstandes. „Ueberall", sagt Stendhal, „fehlt« an Geist; Jeder spart alle seine Kräfte für seinen Beruf auf, der ihn in der Welt vorwärtsbringen soll."
Hören mir, was er in den „Souvenirs 6'ögotisms" sagt, bei der Be» schreibung seiner Rückkehr nach Paris von Mailand, wo er Mölilde, den Segen» stand seiner stärksten Liebe, zurückgelassen hatte: .Das Schlimmste wäre, rief ich auS, wenn die trockenen Gesellen, meine Freunde, unter denen ich leben werde, eine Ahnung von meiner Leidenschaft für eine Frau hätten, die ich nie besessen habe! Ich sagte mirs im Juni 1821 und ich sehe jetzt, da ich Dies schreibe, im Juni 1832, zum ersten Mal, daß diese Besorgniß, die ich mir tausendmal wieder» holte, tatsächlich das leitende Prinzip meines Lebens zehn Jahre lang gewesen ist . .. Sie war die Ursache, daß ich geistreich geworden bin, was 1813 in Mai» lemd, als ich Mötilde liebte, mir ganz verächtlich vorgekommen wäre . . . Ich betrat Paris mit de« einen Gedanken, mich nicht durchschauen zu lasten." Und uoch bezeichnender in einem Brief an einen Freund zwei Jahre frühe«: „Meine Empfindlichkeit ist zu groß geworden; was Anden kaum berührt, verwundet mich bis aufs Blut. So war ich 1789 und so bin ich 1840. Aber ich habe gelernt. Alles unter der Ironie zu verbergen, die dem großen Haufen unverständlich ist."
Eben diese schmerzliche Empfindlichkeit gab ihm, wie er gern wiederholte, das .Gefallen an der Vermummung".
Seine Maske ist anmuthig, schelmisch; sie ist eine Waffe der Verführung und zugleich eine edle Schamhaftigkeit der Seele, die sich nicht dem Erstbesten hin» Heben will; sie entspringt dem Entschluß, sich nicht von sich und den Anderen an der Nase herumführen zu lassen, und ist eine Kriegslist, die dazu dienen soll, ewe Art seltsamer und dreister HerzeriSneugier zu befriedigen, die eS liebt, den Mecha» niSmuS des fremden Gefühlslebens zu beobachten, ohne selbst beobach'et zu werden; sie ist ein Versteck, aus dem sich, ohne Verdacht zu erregen, das naive Zutrauen beobachten läßt, das die Welt zur Aufrichtigkeit des Mienenspieles, eines ganz oberflächlichen Mechanismus, hegt, dessen eitle und trügerische Erscheinung uns in Bewegung und Erregung bringt, dem Beobachter aber ein Lächeln entlockt; sie ist schließlich ein Schild gegen die Gemeinheit und die kleinliche und niedrige Bosheit. . . . Die moderne Seele hat den traurigen Ruhm, unversöhnliche, wider- streitende Elemente zu bergen; darauf beruht das moralische Problem. Die Alten waren frei von solchen Zweifeln, solchen Aengften, solchen ermüdenden und quälenden Fragen; auf festen Füßen stehend, kannten sie nur eins der beiden Prinzipien oder hielten sich auf der Mittelftraße, ohne erst zu schwanken und Probleme auszuwerfen.
Carducci sagt: .Die Antithese, diese rhetorische Figur, von der die zeitgenössische Literatur voll ist, während wir sie in der griechischen, in derjenigen der guten römischen Zeit und von Dante nur spärlich gebraucht finden, ist de« echte AuS» druck deS Zwiespaltes unserer Zeit, der Zeit nach 1789. Robespierre liebt die Blumen, die Böglein und die zarten Verse und Saini-Juft schreibt sirnliche Ae» dichte; Byron geht vom,Childe Harold' zum ‚Don Juan', Leopardi von den Ge» singen,An Italien' und,An das Denkm»l Dantes' z« den.Nachträgen zu, Batracho» myomachia' über." Der große Dichte« und Kritiker gestatte mir die Bemerkung, daß seine „Antithese" zu unbestimmt und formal ist und nicht tief genug ins Innere

Di« Zukunft,
dringt. Nein! Die großen Dichter weisen jene Gegensatze nicht auf aus einer Art von Neuerungsucht oder als eine moderne Erfindung oder einen literarischen Griff noch auch, um zu Posiren; sondern der schmerzliche Widerstreit wohnt tief in allen modernen Menschen und ist am Stärksten in den Auserwählten, weshalb auch die großen Dichter und hervorragenden Geister ihn empfinden und zum Ausdruck bringen. Auch Heine ist ein Beispiel dieses psychologischen Kontrastes. Doch ist et nicht so beredt wie das Stendhal« oder gar Nietzsches. In Beiden zeigt sich der sentimentale Typus noch deutlicher, ich möchte sagen: stilifirt, der Mechanismus der Wirkungen und Gegenwirkungen noch klarer; denn sie gehen absichtvoller aus moralische Darlegung aus und ihre Werke sind zum großen Theil auf Selbstbetrachtung und Seelenkunde begründet. Bei Heine überwiegt das künstlerische Objekt; und die Fülle von Motiven und Rhythmen, der Reichthum und Reiz der Bilder, di« schillernde, lachende, bunte und flüchtige Folge von Eindrücken vermindert die Bedeutung des moralischen Kontrastes, der selbst als Kunftmittel dienen muß. Immerhin ist er vorhanden und leicht wahrzunehmen. Bei Stendhal aber, wenigstens in seinen letzten Werken, ist der Kontrast überwunden und beigelegt und nur der wachsame und aufmerksam gemachte Leser wird vielleicht hier ^md da, etwa in „Rouge et Xoir", eine Spur des Kampfes wahrnehmen, der im tiefsten Innern stattgefunden hat. Nichts, auch gar nichts ist mehr von solchen Stürmen in.1.» LKärti-euss" zu gewahren, wo eine gleichmäßige, sieghaste Gelassenheit, die Heitn» Kit eines attischen Himmels sich über alle seine Gestalten breitet, die uns wie Kinder der Selbstverständlichkeit und der Anmuth erscheinen, Fabricius, Mosc«, Sanseverina sind stolze, geschmeidige, schlanke, ideal schöne Geschöpfe von nalur» licher Freiheit und einfacher, instinktiver Eleganz der Bewegungen; das Menschen« wesen zeigt sich wieder in seiner ganzen schrecklichen und schönen Naturwüchsigkeit. … Meine Bewunderung für Bcyle hindert «ich nicht, zu bemerken, daß die Gestalt Julien Sorels in „Rouge et Noir" einen Fehler hat. Deshalb ist sie im Allgemeinen namentlich von Denen, die nicht gern nachdenken und über daS Ge» schrieben« hinausblicken und aus Jridolenz oder anderen Ursachen die tiefen Hintergedanken nicht erfassen und die wollüstigen Schauder des BlickeS in den Abgrund nicht lieben, nicht recht verstanden worden.

Die Perversität Juliens wäre mit seiner Sensibilität nur in Einklang zu bringen, wenn eine lange Reihe von Erfahrungen ihn mit Nothwendigkeit und gleichsam wie in den einzigen rettenden Hafen zu der Lehre deS Bösen um des Bösen willen geführt hätte. Stendhal hat in Julien Sorels Seele gelegt, was in seiner eigenen in der Kindheit gelegen hatte und was im reifen Alter allmählich hinzugekommen war. Man erwäge, daß er den Roman 1830 schrieb, nachdem er in vielen anderen Werken gleichsam seine Waffe geschliffen hatte und seine Seelen» zustände viel verwickelter geworden waren.

Dem Geschmack am „Mephistopheltsiren" huldigte er auch auf seine eigenen Kosten, wie es die „Vis <Zs Henri Lrulsrg- zeigt, wo er sich ein ganz beson» deres Vergnügen daraus macht, die fürchterlichsten Dinge über sich vorzubringen, die durch viele andere Umstände widerlegt werden. Der unkundige und naive Leser (und so sind die meisten) ist natürlich verblüfft und sieht in Julien Sorel nur eiu Ungeheuer von Niedertracht und Verworfenheit. Doch ist daran zu erinnern, daß Taine, der berühmte, orthodoxe Taine, der große offizielle Kritiker Frankreichs in

der zweiten Hülste des neunzehnten Jahrhunderts, bekennt, Stcndhals Meister»
werk nicht weniger ols achtzigmal gelesen zu haben, und daß dessen ganze Pro»
duktion außerordentlichen Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Es wäre seh« interessant,
die wahren Gründe kennen zu lernen, aus denen das berühmte Essai „Rouge et
Noir" von der zweiten Auflage der Gesammtwerke an unterdrückt worden und
erst neuerdings in der postumen und endgiltigen Ausgabe der „Aouvesux l?ss»is"
miedererschienen ist. Man erinnere sich an Das, waS Sainte-Beuve über Duvergier
de Hauranne und Victor Jacquemont gesagt hat: «Sie hatten von Beyle einen
Geißelhieb erhalten; und Jeder, den Beyle geißelte, behielt die Striemen." Ob
Taine Striemen verbergen wollte? DaS ließe auf einen scharfen Hieb schließen.
Bourget behauptet, das Hauptverdienft von .Rongs st 5l«ir" bestehe in
den tiefen Wahrheiten über das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts. Er will
außerdem beweisen, daß die sozialen Zustünde Frankreichs im Beginn deS Jahr»
Hunderts den Anstoß zu der seelischen Entwickelung und Haltung Julien Sorels
gegeben haben. Mir scheint, diese Ursachen sind nur die äußerlicheren und näher-
liegenden, nebensächlichen und vorübergehenden, wenn sie dem Charakter auch die
besondere zeitlich« und örtliche Färbung geben; aber hinter ihnen liegt noch etwas
Anderes, das in stärkerem Maße bestimmend gewirkt hat.
Um deutlicher zu sein: Zweifellos bestehen höchst bemerkenswerthe Unter»
schiede zwischen Chateaubriand, Constant, Beyle, Bourget, Barrös, sowohl in der
Art wie in der Stärke ihrer Talente; dennoch scheint mir zwischen ihren Haupt»
werken: „Reoö", „^äolpks", .Roug« et bloir", „I^,s Oiseiple" und der Ideen-
Trilogie von Barres eine Familienähnlichkeit zu bestehen, so daß man die Ent<
Wickelung der selben Seele, des selben Keimes der Gefühls- und Begehrungweise
verfolgen kann. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß, wenn zwei Punkte
dieser idealen Aufeinanderfolge ganz hervorstechende und unleugbare Aehnlichkeiten
darbieten, die Ausläufer sehr beträchtliche Unterschiede aufweisen.
Die eingebildete oder wirkliche Ungeeignetheit für das Leben und die Thätig-
keit, die unüberwindliche Unfähigkeit zur Mittheilung mit ihrer unsagbaren inneren
Qual, die Passion für die Einsamkeit und Selbstbeobachtung, das von Unfähigkeit
begleitete Verlangen, die Liebe zu genießen wie alle Anderen, die tiefe und auf»
richtige Güte und die Veranlagung zur Traurigkeit, lauter seelische Eigenschaften
Ren6s, finden wir auch auf dem tiefsten Seelengrunde der übrigen genannten Roman»
Helden. Sie haben in jungen Jahren an der selben Krankheit gelittlen wie Ren«,
und wenn später bei ihnen andere Seelenzuftände und Seelenkvnflikte auftreten,
so geschieht es, weil ihr Blut sich durch neue Energien bereichert hat; doch bleibt
Renö ihr Ahnherr, von dem sie ein Stück ihrer Seele empfangen haben,
Renö leidet an seiner Veranlagung; aber er giebt sich unvollkommene Rechen»
schaft von den Ursachen seiner Leiden; er schöpft aus ihnen ein krankhaftes Be»
Hagen und findet einen Anlaß zu Vergnügen und Stolz in der Uebertreibung
ihrer Natur und in der Betrachtung ihrer Besonderheit: deshalb denkt er auch nicht
an ihre Bekämpfung.
Adolphe besitzt eine weitgehende Kenntniß der Ursachen seines Schmerz»
zuftandes; aber er weiß sie nicht zu benutzen; ja, seine Kenntniß gereicht iym nur
zum Nachtheil; seine Willenskraft hat noch gar keine Waffe gegen die Schwächen
und Lücken seines Charakters und seine Haltung leidet schwer darunter; erhandelt

stoß» und sprungweise, je nachdem der augenblickliche, von seiner Hellsichtigkeit anS»
gehende Anstoß oder die Forderungen des Herzens die Oberhand haben; daher
sein unzusammenhängendes Vorgehen, seine widerspruchvolle Haltung, die äußerst
schmerzlichen Schwankungen in seinen Gefühlen, ein ewiges Ausbauen und Zn»
stören, eine fortwährende Ungewißheit, die nur dazu führt, ihn zu Grunde zu richten
und die engelgute Ellönore in den Tod zu treiben.
Tagegen hat Julien Corel, obwohl auch von außerordentlich» Sensibilität,
die gegen seinen Willen und zu seinem Ubhaften Mißvergnügen ihn oft verräth,
beim Eintritt in das Weltleben sein Herz mit Härte und Bosheit gewappnet. Hin
beginnt die Fälschung der Persönlichkeit und dic Entgleisung des sittlichen WesenS;
aber wer möchte behaupten, daß Dies nicht durchaus und streng natürlich sei,
wo es sich darum handelt, einer übermäßigen und zu weit gehenden Erregbarkeit
Herr zu werden oder wenigstens ihre Wirkungen zu neutralisiren und zu verbergen?
Diese Sensibilität einmal angenommen und zugleich einen Willen zum. Leben vor»
ausgesetzt, der unter den tausend Unsicherheiten und den Rebeln des Jünglings»
alters sich geltend macht und die Hülle der werdenden ManneSseele durchbricht:
muß sie nicht nothwendig sich dem entgegengesetzten Extrem zuneigen?
Diese Gleichgewichtsstörung entging Stendhal nicht; da ihm die allzu künstlich
und gewaltsam konstruirte Macht des Bösen unmenschlich und daseinsunfähig er»
scheinen mußte, ließ er sie auf dem Blutgerüst das Ende finden. Und doch: wie
viel Mitgefühl, Erhabenheit und Poesie in diesem vernichtenden Schicksal!
In Robert Vreslou ist der Hang zum Bösen um seiner selbst willen, die
Verstellung, die Umwandlung des Cdaraklers, die Reaktion und die absichtliche
Aenderung der von der Naiur empkangenen Tendenzen vollständiger; ihm gelingt
das böse Treiben besser; sein Ende erfolgt beinahe unvermuthet. Vielleicht hat
es der Autor auö besonderen Gründen so herbeig, führt, statt es als nothmendige
und verhängnihvolle Konsequenz der Thaken des Helden erscheinen zu lasten.
In der Trilogie von kariös endlich haben wir einen offenen und unzweifel»
haften Sieg llbcr die Naturanloge, aber auch eine weniger hervorstechende anti»
soziale Tendenz-, ja, man kann sagen: der Jchkultus des Helden ist wenig ver»
schieden vom gewöhnlichen Egoismus. Die Abweichung von der normalen Persön»
lichkeit, die mit Ren« begann, wird hier (wenigstens in den Ergebnissen) fast wieder
Null, wenn überhaupi das Mittel, das zu diesen Ergebnissen sührt: die sogenannte
»Kultur deS Ich", noch als etwas von der Regel Abweichendes anzusihen ist.
.., Zwii chen den praktischen Lebensregeln, die Stendhal für sich und seineFreunde
ausstellte, und dem ganzen Moralsyftem Nntzsches besteht eine fühlbare Verwandt»
schaft. Nietzsches System ist auch nur ein System zwingend,« Regeln für die eigene
Bethäiigung und insbesondere für die erhabenste und glänzendste Bethätigung:
die Herrschaft, Aber Beide täuschen sich in der Annahme, auf dem VerftandeSweg
auS sich selb» herausgehen zu können; die Regeln Stendhüls urd (wenn auch
nicht in gleichem Maß) das System Nietzsche! sind das erste Aufleuchten von etwas
Sichererem und llnmiderstehlichererem, weiltiefer Begründetem und mehr Organischem.
Oft und in mannichfachen Lagen fühlen wir unS von den Divgen, die unS an»
ziehen, durch eine Voiaussetzung oder einen Einwand getrennt, die nur Ausgeburten
unserer Kankhafi vergrößernden und entstellenden Phantasie sind. Blitzschnell geht
eS unS dann auf, daß das vorausgesetzte Hemmniß nur eine Selbsttäuschung oder

Stendhal.
«in ganz dünn« Schlei» war, der sich zwischen unseren Drang und die Objekte spannte, und wir suchen mit dem Verstand daS Hindernis; zu beseitigen; aber der» gebenS, denn ei rührt au« dem Verstand selbst her.
Die Ursache ist, daß unser Verstand oft unbewußt berufen wird, unseren Mängeln ein Rantelchen umzuhängen und sie vor unS selbst in einer Weise zu rechtfertigen, die unsere Eigenliebe weniger verletzt, also eine Süßere Schwierigkeit und Hemmung zu erfinde», wo eigentlich eine Schwäche unseres Verlangens vor» liegt, das nicht lebenskräftig genug ist.
. . . WaS Stendhal an sich selbst vollbrachte, war ein Werk de« Zerlegung, der Tesorganisirung; denn er versuchte, sich den Vanden, den idealen und realen Verbindlichkeiten zu entziehen, die die Gesellschaft mit ihrem bürgerlichen und Sitten» Gesetz dem Menschen auferlegt hat, und er suchte all die Hemmungvorrichtungen für die geschlechtliche, die zerstörende und die auf Herrschast gerichtete THStigkeit zu beseitigen, die durch eine Jahrhunderte lange Einwirkung aus dem Naturwesen Mensch ein zur Gesellschaft und zu, Arbeit geeignetes Geschöpf, oft genug also «in Hausthier und demnach ein häßliches, klägliches uud gemeines Wesen gemacht haben. Er wollte (waö ihm thatsächlich gelungen ist) die Ketten brechen, die seit Zahltausenden auf dem Menschen lasten und ihn fast überall (um Nietzsches Wort zu gebrauchen) zu einem Heerdenthier gemacht haben.
Für Alle, die eine Zerlegung der Körpereiuheit in Muskeln, Nerven, Knochen lieben, bietet Stendhal den herrlichen »Fall' einer fortschreitenden Umwandlung der Persönlichkeit, eines langsamen WiederausfindenS deS wahren und ursprünglichen .Ich'. In dem anregendsten und gedankenreichsten seiner Bücher sagt er: .Wie man sich kein Temperament, keine Seele wählen kann, so kann man sich keine her» »orrageride Rolle zuweisen. Rousseau und der Herzog von Richelieu Hütten sich aus den Kopf pellen können: trotz all ihrem Seift hätten sie ihre Rlle bei den Frauen nicht zu tauschen vermocht.' Wenn StendhalS Leben zu zeigen scheint, daß Dies möglich ist, so müssen wir eine Temperamentsänderung voraussetzen.
Aber auch wenn wir uns streng auf dem Boden der Psychologie halten und auf physiologische Thesen verzichten, bleibt die Persönlichkeit Stendahls hochinteressant^ denn sie bietet uns in ihrer mit der Schärfe und Genauigkeit einer mathematischen Demonstration vorgenommenen Anaiysirung und Prüfung durch seine eigene Hand «in glänzendes Beispiel einer Umwandlung der Persönlichkeit. Für die liebens-würdigen Freunde der .Oberfläche', für die »Unwissenden und Leichtlebigen' für Alle, die .das Leben hinnehmen', ist Stendhal eine Gestalt, die viele Schicksale in sich vereinigte, der Mann, der die erhabenen und reinen Entzückungen des Denkers rmd Betrachter« und den zarten und leichten Rausch des Verführers kannte, dn Leonardos Verlangen nach dem vollen und ganzen Leben verwirklichte und die schweifende und wisiensdurftige Seele FaustS verkö perte.
Er hat die Grenzen der menschlichen Seele hinausgerückt, gefühlt, daß in ch» der ganze »M-nsch' sich regte nnd bewegte und in sewem ganzen. Umfang, einer L»llftSndigkeit und Schönheit lebte.
Leo <H. Sera.
«>
27

Die Zukunft,

Der Schutzengel des Königs.

A»lS am vierzehnten Juli 1789 (ein Tag mit wolkenlosem Himmel und strahle«' VWp de« Sonne warS) in Pari» das unglaublichste Wunder geschah und die ungeheure» Mauern und Thürme der Bastille dem anstürmenden VolkShaufen zum Opfer fielen, beherbergte diese symbolische Zwingburg deS königlichen Absolutismus kaum noch ein halbes Dutzend Befangene (darunter den Grafen DelorgeS, defs» Kerkerhaft gerade vierzig Jahre gedauert hatte); denn wie da« SSnigthum erst, nachdem es schwach und wankend geworden, gestürzt werden konnte, so fiel auch die Baftille zu einer Zeit, da sie längst schon kaum noch benutzt wurde. Und wie einige Wochen darauf am Geburtstag der vielbeschrienen Menschenrechte die hohe Aristokratie die besten Köpfe einer Bewegung zur Verfügung stellte, in deren Verlauf unzählige Ariftokratenköpfe, gute und schlechte, mit grauenhafter Haft ab» geschnitten wurden, so hat an diesem vierzehnten Juli das gemeine Volk, ohne viel zu denken, seinen Arm der verhaßten Sache des Adels geliehe»; in die Baftille eingekerkert zu werden, gehörte ja eben zu den Privilegien der Aristokratie, die deS Geistes mit eingerechnet. Der gemeine Mann verirrte sich nur selten einmal in dieses Gesängnitz der Mächtigen und Bevorzugten; nur in außerordentlichen Fäll», wie der einer war, wovon diese kleine Geschichte zu berichten hat.

Kaum ein halbes Dutzend Gefangene, wurde gesagt, fanden die jubelnden Erftürmer in den dreimal vermauerten Gelaffen der erschrecklichen Thürme. Sie begnügten sich damit, die furchtbaren Riegel und Schlösser zu erbrechen; im Uebrige» hatte Niemand Zeit und Mutze, sich um die Befreiten weiter zu kümmern. Sin interessanterer Gegenstand war dem Volk, das sich vom ersten Rausch der ausdkmmernden Freiheit auch gleich bis zur sinnlosen Tollheit fortreißen lieh, der unbeugsam strenge Graf von Launay, der Gouverneur und Verlheidiger der Festung, den die rasende Menge, einer wilden Bestie gleich, trotz zugestandenem freien Abzug, auf der Stelle zu zerfleischen drohte.

Den militärischen Anführern des Unternehmens, zwei braven Soldaten der lZsrSss ?rau?aises (Hulin hietz der eine, der andere Hölie) gelang es nur mit Gefahr des eigenen Lebens, den Unglücklichen eine Strecke weit durch den tobenden Pöbel hindurchzubringen, bis er ihnen auf dem Greveplatz entrissen und in schauerlicher Weise hingeschlachtet wurde. Ein Schlächtermeister, namens Bourtas, spießte den zerhackten gräflichen Kopf auf die Bayonnettespitze eines geraubten Gewehrs, gleich einer Trophäe, und hinter ihm her wälzte sich die Hefe der pariser Bevölkerung, die Fischweibe« der Markthallen voran, in grauenhaftem Jubel durch die Straßen der inneren Stadt. Andere Hausen, nicht so sehr lüstern nach Blut als nach weniger symbolischen Dingen, waren in der erstürmten Bastille zurückgeblieben, um zu rauben und zu plündern, wobei besonders das Archiv ausgeraubt wurde (waS wieder beweift, daß es auch in den aufgereglesten Momenten Leute giebt, die für weit hinaus den Werth und Nutzen der Dinge zu berechnen wissen).

Inzwischen hatten sich die Gefangenen längst unbeachtet verloren. Rur ein zitternder Greis in schwarzem Tuchrock, mit ergrautem Haar und wirrem B«t saß noch auf einem Prellstein deS inneren ThorS und rührte sich nicht von der Stelle. Um ihn versammelte sich bald ein Häufchen Neugierige« von der gemüch-

kicheren Sorte; doch blieben all ihre Fragen nach Namen und Herkommen vergeblich. Dn Alte stierte die Umstehenden verftSndnißlos an und legte nur manchmal geheimnißvoU den Finger auf die Lippen. Zwei- oder dreimal murmelte er Etwas in den Bart und blickte dabei ängstlich und scheu um sich her. .Was sagt er?" fragten die Hintersten und drängten sich näher. Er sagt: »Der König ist in Gefahr", erklärte ein hübsches junges Weib. Darüber brachen Einige in roheS Lachen auS; und man gewann allmählich die Gewißheit, daß man eS mit einem «errückten oder wenigstens ganz in Stumpfsinn Versunkenen zu thun habe. .Kind» und Narren sagen die Wahrheit", meinte ein buckliger Schneider; »der gute Trottel scheint mir kein schlechter Prophet"

Dennoch handelte e« sich nicht um eine Prophezeiung, sondern um eine Erinnerung. Dieser Unglückliche, der in der Baftille blödsinnig wurde, war einst ein wohlhabender lyonn Saufmann mit Namen Mariel Laroufse. Im Winter 1766, kurz vor Neujahr, ging Herr Larousse mit Zurücklafsung einer hübschen Frau und zweier Töchterchen von sieben und neun Jahren in Geschäften nach Paris, wo ge» rade der Streit zwischen König und Parlament eine Verschärfung erfahren hatte, die ernstliche Konflikte befürchten ließ. Herr Laroufse kam just an dem Tage in Paris an, da auch de« König in seiner lieben und getreuen Stadt erschienen war, um im Justizpalast ein feierliches I^it äs ^nsties abzuhalten, das bekanvtlich einen «cht bedenklichen Ausgang nahm. Der gute Kaufmann aus der Provinz konnte sich vor Erstaunen nicht erholen, als er sah, wie der König mit besonders Pomp» haftem Gefolge und in offenem Wagen an einer kalt gaffenden Menge vorüber, die den Quai der Goldschmiede und die Sankt Annenftraße füllte, seinen Einzug inS Parlament hielt, ohne daß auch nur der schüchternste Ruf »Es lebe dn König" laut wurde. So erkaltet war in diesem Augenblick die Stimmung deS Volkes gegen diesen König, den man nicht ohne Arg den Bielgeliebten nennen durfte und der nun schon einen Mordanfall brauchte, um die alte Liebe der Pariser für ihn noch einmal auflodern zu sehen Und dieses Attentat (Könige haben manchmal ein unglaubliches Glück) stellte sich wahrhaftig, wie aus Bestellung, ganz zur rechten Zeit ein. Als Herr Larousse, den seine GeschKste über Neujahr hinaus in der Haupistadt festgehalten hatten, am vierten Januar von einer Einladung bei seinem BeschSstSfceund in später Nacht nach seiner Herberge kam und in Folge ungewöhnlichen Weingenusses und seiner lebhaften Gedanken an daS freudige Wiedersehen mit Frau und Kindern Stunden lang nicht einschlies <n mußte sich immer wieder vorstellen, wie sich seine Frau über den Federnhut und den EpitzensScher freuen werde, die er am Nachmittag eingekauft hatte), da hörte er plötzlich hart an seinem Ohr deutliches Stimmengeflüfter; und als er aushorcht,, verstand er auch bald einige abgerissene Wörter und Sätze, die aber lange ohne Sinn und Zusammenhang für ihn blieben, so daß er sehr ärgerlich wnrde, weil er noch weiter a» dem nöthigen Schlaf gehindert sein sollte. Dennoch konnte er sich nicht enthalten, daS Ohr zu spitzen und zu horchen.

»Du wirft im letzten Augenblick den Muth verlieren", sagte jetzt drüben eine Stimme.

.Das Bild der Allerheiligften Jungfrau, daS ich auf der Brust trage", ant» wortete die andere Stimme, .wird mir die Kraft geben."

»Wie willst Du ihm aber so nah kommen?"

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_353.html[18.07.2014 18:01:07]

«K Zukunft.
.Er besucht jetzt saft täglich spät am Nachmittag feine Tochter, die trank
sein soll, und kehrt erst in der Dunkelheit zurück.»
»Bei der jetzigen Kälte wird er gut eingemummt sein und Du wirft Dein
Leben umsonst wagen,'
.Mein Dolch ist lang und scharf.'
»Und wenn er nun auf Wochen hinaus das Trianon nicht verläßt?'
Wie ein greller Blitz schlug da« letzte Wort in das Bewußtsein des Kaufmanns, Also ein Mordanschlag auf die geheiligte Person deS Königs!
Und ihn also hatte Gott zum Schutzengel deS Königs bestellt. Darum hatte
er ihn so lange den Schlaf nicht finden lassen. Nun suchte er ihn schon nicht mehr,
obwohl es drüben still geworden war. Die ganze Nacht hindurch überlegte der gute
Kaufmann, was er thun könne, um da? Somplot unschädlich zu machen. Plan um
Plan durchdachte er: und einen nach dem anderen verwarf er als unpraktisch od»
gar gefährlich. Erst gegen Morgen kam er zu einem Entschluß, fest überzeugt nun,
daß dieser Schritt der sicherste sei. Er hatte beschlossen, sich in aller Frühe zu
Herrn von Berryer zu begeben, der als Lieutenant des Königs der pariser Kriminalpolizei Vorstand. Schon kurz nach Sieben meldete sich der Kaufmann an der
Wohnung des Polizeilieutenats. Seine Gnaden, sagte man ihm, sei Vor elf Uhr
nicht zu sprechen. Aber der Saufmann ließ sich so leicht nicht abweisen. Er komme
in einer dringlichen Sache, die Herrn von Berryer persönlich angehe. Da fragte
ihn der Lakai nach Stand und Namen und hieß ihn wart».
Ob dieser Lakai nun seinen Herrn von dem Begehren deS Fremden wirklich
benachrichtigt oder ob er dem Kaufmann nur eine kleine Somoedie vorgespielt hat:
er kam nach einigen Minuten zurück mit dem Bescheid: Der Herr Polizeilieutenant
lasse Herrn Larousse bitten, ihm, wenn eS möglich sei, um elf Uhr die Ehre zu
geben. Larousse begab sich nu« in das benachbarte Casö Procope, dessen literarische
und sonstige Stammgäste zu dieser Stunde noch schliefen. Dort lieh er sich eine
Ehokolade und dazu Tinte und Feder geben und verfaßte mit großer Sorgfalt
einen Brief an Herrn von Berryer, da ihm schwante, daß er auch um elf Uhr
nicht vorgelassen werden könnte. „Euer Gnaden, de« König ist in Gefahr", so ie
gann der Brief und erzählte darauf Wort für Wort daS erlauschte Gespräch.
Herr Larousse hatte richtig geahnt; als er wenige Minuten nach Elf im
Borzimmer Seiner Gnaden erschien, hieß es, der Statthalter des Königs sei äugen»
blicklich von wichtigen Geschäften in Anspruch genommen; den Brief des Sauf»
mannes aber wollte der Lakai gern abgeben. Umsonst wartete Herr Larousse danach,
zur näheren Auskunft vorgerufen zu werden Eine Stunde verging, eS »ergingen
zwei, es vergingen drei Stunden, worauf man dem Kaufmann bedeutete, Herr
von Berryer sei plötzlich in einer dringlichen Angelegenheit ausgefahren und heute
nicht mehr zu sprechen. Ob Seine Gnaden den Brief gelesen hätten, wußte dn
Lakai nicht zu sagen; der Saufmann aber zweifelte nicht daran, denn sicher bestand
zwischen der Lecture deS Briefes und der plötzlichen Ausfahrt des allgewaltigen
Polizeilieutenants ein kausaler Zusammenhang. Dabei beruhigte sich Herr Larousse,
und da etwas vor fünf die lyoner Post abging, wofür er sich bereits am Borabend einen Platz gekaust hatte, nahm er in aller Eile einen Fiaker und fuhr (sei»
Kelleisen hatte er in de« Frühe schon hin besördert) nach der Pofthalterei »on
Saint'Severin nah beim Juftizpalaft, wo er gerade ankam, als der Poftillon daS

letzte Signal zur Abfahrt blieS, während in der Kutsche die Reisenden in dicken Mänteln sich zurechtrückten und der Slallbursche mit Kummen Knien im Schnee stand und heftig die Arme übereinanderschlug, um sich gegen die Kälte zu wehren.
In der Vorstadt von Saint.Antoine schlug die Uhr das erste Viertel nach Fünf, als der wackelige Postkarren, an der Bastille vorbei, über den knirschenden Schnee rollte, dem Thor von VincenneS zu. Trotz der beißenden Kälte ließ es sich der junge Postillon nicht nehmen, das finstere Staatsgesüngniß drüben, das bei der hereinbrechenden Nacht sich nur unbestimmt vom schwarzen Himmel abhob, auf seinem Horn mit einer lustigen Weise, wie er immer pflegte, neckisch zu be» grüßen, während im Innern der Kutsche Herr Larousse, gehoben von dem stolzen Befühl, den König gerettet und dem Baterland still und bescheiden einen außer» ordentlichen Dienst erwiesen zu haben, sich aufs Neue dem beglückenden Borgenuß eines zärtlichen Wiedersehens hingab. In der selben Viertelstunde geschah draußen in Versailles die That, die irotz aller Verstimmung gegen den Aönig so entsetzlich schien, daß zuerst Niemand daran glauben wollte.
Der König, der zu dieser Zeit das Trianon bewohnte, war um vier Uhr nachmittags nach dem Schloß gefahren, um seinen Töchtern lMescksrass 6« ?r»no«), deren eine etwas kränkelte, einen Besuch abzustatten, wie er fast täglich zu thun pflegte. Genau ein Viertel nach Fünf verabschiedete er sich von den Prinzessinnen, Er nahm beim Herabsteigen die kleine Treppe, da er fast ohne Gefolge war. Zwei Fackeln wurden, ihm vorgetragen. Als er, unten angelangt, schon den Fuß er» hoben hatte, um in den Wagen zu steigen, sah sich der nächststehende Oberst der Leibwache plötzlich mit einem Ruck auf die Seite geschoben und der König sühlte Etwas wie einen Fauftschlag auf der linken Brust. Er fuhr nach der Stelle und griff in Blut. .Ich bin ermordet", rief er, »haltet den THSter!" Der war schon ergriffen; ein großer, starker Mann in schwarzem Anzug mit einer Beutelperücke aus dem Kopf.
Dies mar der Borgang bei dem bekannten Attentat des Hausknechts DamienS auf Ludwig den Fünfzehnten; und wenn man auch heute weiß, daß der König dabei nur ganz leicht verwundet wurde, so war doch zunächst AlleS zu befürchte» und der Schrecken und die Verwirrung ungeheuer.
Die erste amtliche Nachricht, die nach Paris abging, war an Herrn von Berruer gerichtet. Der reitende Courier fand den hohe» Polizeibeamten bei d« Baronin von Breteuil, seiner anerkannten Geliebten, wo er in großer Gesellschaft bei Tisch saß. Gerade wurde der sechste Gang, ein getrüffelter Pfau, aufgetragen, als sich die Staffette meldete. Man kann sich den Schrecken der illustren Gesell» schaft denken. In eiliger Haft verabschiedete sich der Königslieutenant, um seines Amtes zu walten. DaS heißt: um im weitesten Umfang und mit äußerster Strenge alle die Maßregeln zu treffen, die eine hohe Polizei mit Sicherheit immer anzu» ordnen pflegt, wenn ein Unglück geschehen ist. Her« von Berryer war um so ver» wirrter, als der Brief, im Namen des Königs geschrieben, einen Zusatz enthielt, der sich wie eine erste Andeutung höchster Ungnade ausnahm. »Auf daß es Euch nicht etwa einfallen mag", hieß eS da, ‚zu uns nach Versailles zu kommen, ver» bieten wir Euch ausdrücklich, unsere Stadt Paris für die nächste Zeit auch »ur auf einen Augenblick zu verlassen.' DaS war mehr als genug, um den Königs lieutenant lin höchsten Alarm zu »ersetzen. Während nun sein schwergebauter

Dir Zu.uaft
Wagen über das holprige Pflaster in heftigen Schwankungen dahinfuhr und seine Seele in tausend Aengften und Befürchlungen schwebte, fiel ihm plötzlich der Brief deS fremden Kaufmanns ein, den er am Bormittag zu sich gesteckt, aber zu lesen vergessen hatte. Gr zog das Schreiben hervor und überflog es. Und so erschrak er, daß die zitternde Hand das Blatt zu Boden fallen ließ. .Ich bin ein der» lorener Mann", rief er auS. »Der Mensch wird plaudern; ich bin unrettbar der» loren." Ein paar Sekunden sah er wie erstarrt. Dann kam ihm ein rettender Gedanke; er klopfte heftig an den Wagenschlag. Der Wagen hielt und schon mar auch de« Jäger vom Bock gesprungen und ft^nd, des BesehleS gewärtig, den Feder» Hut in der Hand, vor dem Schlag. «Kaserne Saint'Eustache, eilig!" befahl Seine Gnaden; und der Wagen setzte sich wieder in Trab.
Die lyoner Postkutsche hatte in dem Städtchen Pansou zum vierten Mal die Pferde gewechselt und wollte eben mit ihren drei Insassen sich langsam wieder in Bewegung setzen, als plötzlich ein Trupp galopirender Reiter die Straße her» unter gegen sie heransprengte. Im Nu war der Wagen von den berittenen Gardisten umstellt. .Der Kaufmann Larousse aus Lyon!' rief der Gefreite. Ein eigenthüni» licher Glücksschauder durchrann in diesem Augenblick die Seele des lyoner Kauf» mannes, der auS seinen Gedanken an die zu HauS harrende junge Frau und an die schönen Kinder wie aus eine» lieblichen Traum emporfuhr. Aber nur, um in einen noch zauberhafteren einzutreten. Wie eine blendende Phantasmagorie tauchte eS ihm vor den Augen auf. Kristallene Kronleuchter mit Tausenden von Kerzen flammten und vervielfältigten sich in Spiegeln bis inS Unabsehbare, auf goldgestickten Westen blitzten diamantene Sterne, nackte Frauenschultern leuchteten über Straußen von Blumen, seidene Sleidfalten knisterten, AtlaSschleppen rauschten; plötzlich ein allgemeines Knixeu und Verbeugen: Der König! Denn der gute Kauf» mann dachte, daß die Boten des Königs ihn einholten und daß ihm eine groß' artige Belohnung bevorstehe. Aber nur ein Wimperzucken lang stand ihm die beglückende Fata Morgan« vor dem Blick. Denn schon fühlte er sich einen Knebel in den Mund gestoßen und eiserne Schließen an die Gelenke gelegt. Wie in einem Räuberroman wars. Kein Wort wurde laut, und ehe Herr Larousse sichs versah, saß er im Pferdesattel eng zwischen zwei Dragonern, die mit ihren Armen unter die seinen faßten. Und fort gingS in gestrecktem Galop auf der winter» lichen Landstraße, zwischen verschneiten Hügeln mit den Flecken dunkler Gehölze, vorüber an Gehöften, wo die Hunde ängstlich knurrten, über Brücken und durch verschlafene Dörfer, in gestrecktem Galop immer fort. Der arme Kaufmann verfiel zuletzt in eine todähnliche Betäubung, aut der er erst... im Grabe wieder erwachte. Denn ganz an eine Gruft erinnerte das Gelaß, in dem er, ahnunglos, wie lange seine geistige Lähmung gedauert hatte, zur Besinnung kam. Nackte Mauern, zwei plumpe, mit Ketten befestigte Stühle, ein rohgezimmerter Tisch und eine hölzerne Lagerstatt; DaS waren die Gegenstände, die er in dem schwachen Licht erkannte, das durch eine schmale Luke auS der Höhe herab spärlich in den trostlosen Raum hereinsickerte. Er mußte sich besinnen, was mit ihm vorgegangen war. Aber umsonst suchte er nach einer Erklärung der furchtbaren und räthselhaften Ereignisse. Sein Kopf war düfter wie die Gmft, die ihn umschloß. So versank er in ein rathloses, dumpses Brüten. Und Stunden mochten so hingehen. Stunden oder Ewigkeiten: er hätte es nicht zu sage«: gewußt. Ein Geräusch ermunterte ihn.

Paragraph 252.
3t9
Er hörte Schlüssel drehen und Riegel sich verschieben und eine schwere Thür in ihr» Angeln knarren. Dreimal wiederholte sich Das. Denn drei schwere Thüren führten in seinen unterirdischen Kerker. Nach Oeffnung der letzten Thür wnrde wirklich ein lebendiger Mensch sichtbar. Er trug am Gürtel ein VehSnz mit gewaltigen Schlüsseln. Ein Gehilfe, der ihm auf dem Fuß folgte, setzte ein Brett mit einem vollständigen Mittagsmahl auf den Tisch.
Bon dem Schließer erfuhr der Kaufmann, daß er in der Baftille sei.
So hatte Herr von Berryer die ihm drohende Gefahr beseitigt. Auch in anderer Richtung wußte er der Ungnade des HofeS energisch vorzubeugen. Seine strengen Maßnahmen in der nächsten Zeit nach dem Attentat des DamienS fanden ganz die Billigung des Königs, der seinem Polizeiches dafür so dankbar war, daß er ihn bereits ein Jahr darauf, obwohl Herr von Berryer in seinem Leben noch nie ein Schiff gesehen halte, zum Minister der Marine ernannte, wie in jedem Kompendium der französischen Geschichte zu lesen ist. Herr Larousse aber war in der Baftille und blieb darin. Erst der berühmte vierzehnte Juli 1789 gab ihm die Freiheit: gab ihm aber weder seinen Verstand Mieder, den er verloren hatte, noch sein geliebtes Weib und seine schönen Kinder, auf die sich sein braves Herz s« unsäglich freute, als er vor zweiunddreihig Jahren, am Borabend der Heiligen Drei Könige, an der Bastille vorüber durch das Thor von BincenneS in die frühe Mitternacht hinausgefahren war, nicht nur vom Vorgefühl de< Ersehnten, sondern auch von dem Gedanken beglückt, den König gerettet und dem Vaterland still und bescheiden einen außerordentlichen Dienst erwiesen zu haben.
München. Benno Rüttenauer.
485
Paragraph 252.
die Aktie »irklich, wie man so gern sagt, ein Mittel zur Demokratisirung?
Mir scheint: auch im Aktienreich herrscht der Wille Einzelner. Mit den Begriffen Majorität und Minorität wird jonglirt; aber nicht auf Geheiß der Masse, die dahinter steht, sondern nach dem Belieben der wenigen Starken, die daS Geschick de« Aktiengesellschaft lenken. Und dieser Jndioidualwille ist so kräftig, daß er aller Anstengungen, ihn zu bändigen, spottet. Die Literatur über den Fall Hibernia füllt ganze Bände. Jahre lang wurde argumentirt, detretirt, haranguirt, lamentirt: nur nicht reformirt. In den Niederungen des Aktienrechtes wallen dicke Nebel, die kein Sonnenstrahl durchdringt. Und die laute Stimme starker Rufer verklingt im Dunst.
Die »Hibernia" hat Schule gemacht. Roch ifts kein Jahr her, seit die Richter in Leipzig das letzte Wort sprachen: und schon haben wir neue »Fälle" zu verzeichnen.
Wider alle Logik wäre S der Minderheit den Sieg über die Mehrheit zu ver» bürgen. DaS Reichsgericht hat einmal gesagt, daß die „in Angelegenheiten der

Gesellschaft mit der erforderlichen Stimmenzahl gefaßten Beschlüsse der Mehrheit für die Minderheit auch dann maßgebend sind, wenn sie ihr als verkehrt, »irth» schaftlich nachtheilig und die Bestrebungen der Minderheit schädigend erscheinen". Das sei eine unabwendbare Folge des im Gesetz anerkannten Grundsatzes, daß die Mehrheit des Aktienbesitzes über die Verwaltung der Gesellschaft und darüber ent» scheidet, waS im Interesse der Gesellschaft und ihrer Aktionäre zu thun und zu lasse» ist; mit dieser Thatsache müsse sich Jeder abgefunden haben, der Aktien erwirbt. Die Majorität hat zu entscheiden; aber eS giebt Ausnahmen, die der Minderheit einigen Trost gewähren. Paragraph 262 des Handelsgesetzbuches erlaubt, ein« von mehreren Aktiengattungen ein höheres Stimmrecht zu geben als der oder de» anderen. Neben Stammaktien sind also Vorzugsaktien mit doppeltem Stimmrecht möglich. Der Besitz jeder Vorzugsaktie verleiht zwei Stimmen. Sind 4 Millionen Stammaktien und 3 Millionen PrioritStaktien mit doppeltem Stimmrecht vorhanden, so können die 4 durch die 3 Millionen „majoristrt" werden. Zweck der BeflimmuNG ist, einer besonders wichtigen Aktionärgruppe auch ohne Zwang zur VerWässerung deS Kapital« die Uebermacht zu verleihen. De« Gesetzgeber hat, um die Bewegung» freiheit nicht allzu sehr zu hemmen, einzelne Maschen seines GewebeS gelockert; dicht und eng genug bleibt eS freilich noch immer, Paragraph 252 sagt im dritten Absatz auch noch, wer an den Beschlüssen der Generalversammlung «in besonderes Interesse habe, dürfe nicht mitftimmen. DaS gilt für die Direktion und den Auf» sichtrath bei der Grtheilung der Decharge und für jedm Aktionär, der mit der Ge- sellschaft ein Rechtsgeschäft machen will. Davon war im Fall Hibernia oft genug die Rede. Jetzt haben wir einen Fall, der ein noch klareres Bild als der westfälische bietet.
Die kiele« Werft Homaldtwerke hat ein Stammkapital von 5 Millionen.
Nun hat die Generalverfammlung beschlossen, das Kapital um 3 Millionen Mark fünfprozentiger Vorzugsaktien mit doppeltem Stimmrecht zu erhöhen. Das ist er» laubt. Auch gegen die Ausschließung deS Bezugsrechtes der Stammaktionäre läßt sich, nach den geltenden gesetzlichen Bestimmungen, nichts machen. Siehe Hibernia.
Die neuen Borzugsaktien sind von zwei Gesellschaften übernommen worden, die be» sondere Gründe zur finanziellen Unterstützung de« Homaldtwerke haben. Alle gro» ßen Werften, die Kriegsschiffe bauen, haben sich irgendeinen Turbinentyp gesichert. Die Homaldtwerke hatten sich noch nicht für ein bestimmtes System entschieden; jetzt haben sie mit der Turbinia-Aktiengesellschaft und Leren Mutterfirma Brown, Boweri <d Co. vereinbart, daß diese Gesellschaften die 3 Millionen Mark Vorzugs» aktien übernehmen. Umsonst ist der Tod. Bromn»Bowe«i gewähren den Howaldt» werken finanzielle Hilfe und die Werft wird Abnehmerin der Parsovs'Turbine.
Gegen dieses taktische Manöver läßt sich nicht viel sagen. Die für die Uebernahme der Aktien geforderte Prämie von SO« 000 Mark fünfprozentiger Genußscheine ift allerdings ein Bischen auffällig und läßt den Glauben an Uneigcnnützigkeit nicht aufkommen. Aber wer denkt in der Welt großer Geschäfte denn je an sentimentale Erwägungen? Die neuen Besitzer der Howaldt»Borzugsaktien haben sich nicht ge» scheut, ihre auf die Erlangung eims Lieferungmonvpols gerichtete Absicht mit kühner Offenheit Aller Blicken zu enthüllen. Mir scheint nun, daß hier ein Schulfall für die Anwendung des Paragraphen 2S2 (Absatz 3) vorliegt. Turbinta und Brown» Boweri sind Lieferanten der Homaldtwerke; ihre höchsteigenen Interessen sind mit denen der Gesellschaft verknüpft; deshalb übernehmen sie die Vorzugsaktien mit

doppeltem Stimmrecht; deshalb sind in den Aufsichtrath der Howaldtwerke Herren aus der Verwaltung der beiden Turbinenfirmen gewählt worden. In den Händen der BorzugSakttonSre, die nur drei Fünftel des Slammaktienkapitals reprasentiren, liegt künftig das Schicksal der Gesellschaft, Die freien Aktionäre werden durch .Interessenten" <ich muß das dumme Wort hier einmal anwenden) an die Wand gedruckt. Und diesmal geschieht eS nicht im Geist, sondern wider den Geist deS Gesetzes. Bielleicht ist den Urhebern des bedenklichen Beschlusses doch bang gewor» den; wenigstens erzählte man von Verhandlungen, die auch die StammaktionSre an der Uebernahme der Vorzugsaktien betheiligen sollten. Komntts dazu, dann ist die Hauptsrage, wie viele StammaktionSre die Möglichkeit erhalten, Vorzugsaktien zu kaufen. Da die Turbinenbauer mit ihrer finanziellen Hilfe sich einen guten Ab» nehmer sichern wollen, werden sie kaum dulden, daß ihr Einfluß verringert werde. Dethalb wäre die Betheiligung der Stammaktionäre nur als ein äußerliches Zu» geftändnitz an die Oeffentliche Meinung, nicht als ernsthafte Konzession zu betrachten. Nach dem Gesetz dükfen die Aktien, die im Besitz der Firma Brown»Bowerr und der „Turbinia" sind, in der Generalversammlung an keinem Beschluß mit» mirkeri, bei dem es sich um ein mit ihnen zu vereinbarendes Rechtsgeschäft hau» delt. Nehmen wir an, eine StammaktionSrgruppe wolle in einer Generalverfamm» lung den Erwerb eines anderen Turbinenpatents beschließen lassen. Die bisher be» gknftigten beiden Turbinengesellschaften sind an dem Gegenstande der Berathung wesentlich interessirt; dennoch werden sie mitstimmen und sich dabei auf den Wort» laut des Gesetzes stützen. Der Beschluß mag der Gesellschaft schaden: das Gesetz erlaubt ihn. Bei der exvonirten Stellung der Turbinenfirmen im Fall Howaldt ist aber wahrscheinlich, daß irgendein Beschluß doch einmal an der Klippe deS Ge- setzes scheitert. Die Gesellschaft darf die Borzugsaktien nach drei Jahren in Stamm» aktien umwandeln. Darüber hätten nur die Stammaktionäre abzustimmen; denn hier handelt sichs um ein .Rechtsgeschäft" mit der anderen Aktionörgruppe. Wird die sich aber ruhig verhalten? Generalversammlungbeschlüsse sind ja nicht schwer zu umgehen; man kann ziemlich lange ohne Generalversammlung auskommen. Um Bankgeld aufzunehmen oder Obligationen auszugeben, braucht man die Zustim» muvg der Aktionäre nicht. Und im Aktienparadies sind Schlupfwinkel genug, in denen sichs behaglich leben läßt. Das Schicksal der Howaldtwerke ruht auf dem dritten Absatz des Paragraphen 252. Daß dieses Postament nicht breit genug ist, haben Männer des Rechts schon erkannt. Einer der Parteivertreter im Hibernia» Prozeß, Juftizrath Felix Bondi in Dresden, empfahl vor ein paar Monaten in der Deutschen Juristen'Zeitung, bei einer Revision des Handelsgesetzbuches die Etimmenthaltungpflicht auch für solche Beschlüsse vorzuschreiben, die zwar nicht direkt die Vornahme eines Rechtsgeschäft mit Aktionären betreffen, aber (un» mittelbar oder mittelbar) ein solches Geschäft vorbereiten oder de« Verwaltung das Rechtsgeschäft «möglichen sollen. Solche Aenderung des Paragraphen ist zu mün» chen; aber sie genügt nicht. Der von Bondi vorgeschlagene Zusatz würde, zum Beispiel, nicht alle bei den Howaldtwerken möglichen Situationen decken. Da handelt es sich auch jetzt ja nicht um die Vorbereitung eines RechtsgeschästeS mit dem daran intnessirten Aktionär, sondern um einen Beschluß, der nur mittelbar in die In» tntffensphSre deS Aktionärs eingreift, für ihn aber doch ungemein wichtig ist. Auch in solchen Fällen dürfte der Jnteresfirte nicht mitstimmen. Dabei mag man der

Auslegung einen breiten Spielraum lassen. Ein brauchbares Handelsgesetzbuch kann nur aus der Erfahrung hervorwachsen; und Erfahrung ist nur da zu sammeln, wo das Gesetz nicht ängstlich von vorn herein alles unbekannte Gebiet abgesperrt hat. Die Rechte der Mehrheit dürfen nicht wesentlich geschmälert werden. Gegen ZufallSmehrheiten kann man sich schützen. Meist ist die Abstimmung ja sorgsam vorbereitet. Die Gruppen gehen geschlossen in den Kampf und haben sich so for» mirt, daß die Betheiligung oder das Fehlen von Outsiders in der Gennalver» Sammlung nicht niehr viel ausmacht. Der Zufall wirkt gewöhnlich nur da mit, »v sichs nicht gelohnt hat, ihn auszuschließen. Man kann sich im weiten Beieich der Aktie gegen jede Möglichkeit sichern. DaS beweist die Existenz der Herne G. m, b. H.. die bat feste Bollwerk gegen die Verstaatlichung der Hibernia schuf. Einen ähnlichen Schutzwall (nicht gegen den Fiikus, sondern gegen andere unerwünschte Gäste) hat jüngst die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika ausgeworfen. Sie hat ein Stammkapital von 2 Millionen Mark. Um zu verhindern, daß »fremde Einflüsse" Macht über die Gesellschaft gewinnen, ist beschlossen worden, noch für 2 Millionen Mark Antheile auszugeben, die von einem Sund,tat übernommen wer den. Die neuen Antheile erhalten die Eigenschaft von Vorzugsaktien mit einer sechsprozentigen Verzinsung. Einzige« Zweck der Emission: Sicherung der Mehr» heit. Da die Gesellschaft, wie in der Generalversammlung erklärt wurde, noch mehr als eine Million Mark an Barmitteln hat, braucht sie neues Geld nickt. Zunächst werden auch nur 25 Prozent auf die neuen Antheile eingezahlt. Das Bezugsrecht der Aktionäre wurde ausgeschlossen, den Anteilbesitzern aber gestattet, dem Ueber» nahmesyndikat unter gewissen Bedingungen beizutreten. Das Konsortium hat also das Recht, Leuten, die ihm nicht genehm sind, den Antrag auf Betheiligung an dem Syndikat der neuen Antheile abzulehnen. Die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südweftafrlka will sich gegen das Eindringen englischen Einflusses in ihren Bereich schützen. Ein Theil der alten Aktien ist schon in BritenhSnden; drum muß rasch dafür gesorgt werden, daß die Deutschen die Mehrheit behalten. Mtt einigem Rechr darf man sagen, daß auch hier einer AktionSrgruppe von der anderen Gewalt an» gethan wird. Die nur mit 25 Prozent eingezahlten Vorzugöantheile haben das selbe Stimmrecht wie die vollgezahlten Stammaktien. Das ist auf dem Boden des Gesetze« möglich. Kolonialgesellschaften müssen freilich nationale Politik treiben; zweifelhaft ist nur, ob den Leuten, die ihr Geld in solche Unternehmungen gesteckt haben.,Majorität» bindungen" der angedeuteten Art nützen. Die Großaktionäre, die dem Konsortium für die Uebernahme der neuen Antheile angehören, haben Gelegenheit, ihren Stamm» besitz, vortheilhaft zu verkaufen. Die Antheile de« Deutschen Kolonialgesellschaft sind, im Verlauf eines Jahres, um etwa 300 Prozent gestiegen. Gegen die heute zu ungefähr öl» notirlen alten Antheile kann man die neuen Vorzugsaktien ein» tauschen, die zu IVO (oder etwas höher) begeben werden sollen, DaS ist kein schlechtes Geschäft; und die Gefahr einer Schädigung der deutschen Majorität ist durch die 2 Millionen Mark neuer Aktien beseitigt. Das Gefühl, der hohe Preis der Stamm» aktien könne zu einem ExtrageschSftchen ausgenutzt werden, ist nicht gerade angenehm. Wer sich aber nicht blenden läßt, weiß längst, daß auch im .demokratischen' Aktienfiaat der Wille des Einzelnen herrscht, der die Kraft hat, ihn durchzusetzen. Ladon.

Hemu^eber und vcramm°rll,chcr Redalieuri M. Haiden in Berlin, — «erlag der ZnKmsr in Berk»
Druck von gl, Bernslein in Berlin.

eberaU waren Solche, die den Greis gebeten hatten, für seinen achtzigsten Geburtstag ihnen etwas Geschriebenes zu liefern. Kurz oder lang: wenn an diesem Weltfeiertag Etwas von ihm in der Zeitung steht, sind sie zufrieden. Denn ihre Berufspflicht ist, zu zeigen, daß sie Beziehungen haben und ihr Wink den Berühmtesten zum Reden bringt. LewNikolajemitsch sitzt und sucht. Einem könnte er, Zweien vielleicht Neues sagen; die Schaar muh sich mit derWiederholung desAlten begnügen, das inHirn und Herz ja noch nicht Wurzel schlug. Drum sitzt er und sucht seines Lebens Motti. Sätze, die lehren, wie er in seimm Werk des Lebens Sinn und die Bestimmung der Menschheit zu erdeuten getrachtet hat. „FünfunddreißigJahre lang habe ich alsNihilist gelebt. Nicht (nach dem entstellten Sinn, den derSprachgebrauch dem Wort Nihilist gegeben hat als Sozialist und Revolutionär; nein: als Einer, in dem nichts ist, nicht ein Fünkchen Glaubens. Den Glauben verlor ich früh und lebte dann, wie die Meisten, in den Eitelkeiten unserer Welt, Ich schrieb Bücher und wollte, wie die Anderen, lehren, was ich nicht mußte. Doch mit unerbittlicher Wuth verfolgte mich dieSphim und rief mir zu: ‚Löse meine RSthsel oder ich verschlinge Dich!' Die von den Menschen gerühmte Wissenschaft erklärte mir nichts. Auf die immer wiederholte, mir allein wich» tige Frage nach dem Zweck des Lebens antwortete die Wissenschaft mit der Lehre ganz anderer Dinge, die mich nicht bekümmern.Wer auf diese‚wissenschaftliche' Lehre horcht, mußte in den Säkularchor derWeisen, der Salomo, Sokrates‚Sakya>Muni, Schopenhauer, einstimmen und, wie diegroßen Vorgänger, das Leben ein sinnloses Uebel nennen, Ich wollte mich töten. Endlich

erleuchtete mich der Gedanke, die ungeheure Mehrheit der Menschen leben zu sehen. Alle, die sich nicht, wie wir den .höheren Klassen' Angehörige, fruchtloser Hirnspekulation hingeben, sondern arbeiten, Inden und dennoch ruhig und ihres Lebenszweckes sicher sind. Ich begriff, daß man wie diese Menge leben, in die Einfalt ihres Glaubens zurückkehren müsse. Aber mein Verstandkonnte sich der beflecktenLehrenichtanpassen.die den im Geist Armen von der Kirche gespendet wird. So beschloh ich denn, den Lehrstoff genau zu durchforschen,auf dahich erkenne, was daran echt.wasvomAberglaubengesponnen sei.DieKirche bietet uns Nahrung, die nichtnährt; bei der schon dasNeugeborene nicht gedeihen kann. Statt des Geistes derEvangeliengiebtsie uns Riten, statt des Glaubens inhaltlose Formeln. Ihr Katechismus erlaubt, zu richten, zu töten sogar, wenns nur im Dienst des Staates geschieht; erlaubt, eines Anderen Gut zu nehmen und dem Uebel zu widerstreben, SeitKonstantinsZeit verfällt die Kirche; hört sie nicht mehr auf Gottes Stimme, sondern auf den Ruf des Jahrhunderts. Heute ist sie heidnisch geworden. Wer hat Euch gerathen und gestattet, umsDasein zu kämpfen? Euer Dasein den Anderen zu widmen, hat Euch Jesus befohlen. Widerstrebet nicht dem Uebel. Richtet nicht. Tötet nicht. Das steht geschrieben. Ihr aber habt Gerichtshöfe, Heere, Gefängnisse und wendet, als Einzelne und als Gemeinschaft, täglich Gewalt an. Weil Ihr müht? So lange die irdischeMacht der göttlichen Wahrheit so fern ist, dürfen ihre Befehle und Verbote für Euch nicht gelten. Wie aber denkt und handeltJhr? Einst schritt ich in Moskau durch dasBoromißkijthor. Unter derWölbung sah ein zerlumpter alterBettler mit verbundenem Kopf. Ich griffnach meinerBörse.um ihm ein paarKopeken zu geben. Da sah ich vom Kremlin hereinen Grenadier auf unszulaufen; einenkräftigenjungenMann, dem in der Uniform wohl zu sein schien.Als er denSoldaten sah, erschrak der Bettler, stand auf und floh hinkend in den Alexandergarten am Fuß des Hügels. Er hatte vergessen, daß man unter demThor nicht sitzen darf. Der Gre» nadier lief ihm nach und schimpfte laut.Ich wartele.bis erdicht vor mir war, und fragte dann, ob er lesen könne. ‚Natürlich; warum denn?' Hast Du daS Evangelium gelesen? ‚Ja/ Ai^ch die Stelle, die empfiehlt, den Hungernden zu speisen? Ich sprach ihm dieWorte vor.Er kannte sie, hörte aber aufmerk» sam zu und ich fühlte, daß er unruhig wurde. Zwei Männer blieben bei uns stehen und horchten. Dem Grenadier war nicht gut zu Muth. Er hatte gethan, was die Dienstpflicht befabl,und doch schlecht gehandelt, DieserWiderspruch quälte ihn. Er war unsicher und suchte eine Antwort. Plötzlich leuch» tete sein kluges Auge auf; er sah mich scharf an und fragte: ‚Hast Du die

Armeedienstvorschrift gelesen?' Ich muhte gestehen, daß sie mir unbekannt sei. ‚Na, dann halte den Mund!' rief der Grenadier; hob mit Siegermiene das Haupt und marschirte bedächtigen Schrittes weiter. So tappt die Menschheitheute in dieJrre. Was ich empfindeund sehe: Alles bestätigt mir, daß ich den richtigen Sinn der christlichen Lehre gesunden habe. Nur konnte ich mich lange nicht in den seltsamen Gedanken eingewöhnen, daß nach neunzehnhundert Jahren, in deren Verlauf Milliarden dieLehre desHeilands bekannt und Taufende ihr Leben der Glaubensforschung gewidmet haben, mir beschieden sein sollte, das Sittengesetz des Christus wie ein Neues zu finden. So aber ists geschehen; wie seltsam mirs auch scheinen mochte." Das wieder zu lesen, wird ihnen frommen. Noch Einiges. „Alles Uebel kommt von der dummen, der schurkisch gemeinen Vernunft. So lange ich nicht weiß, was ich bin und wofür ich hier bin, ist das Leben unerträglich. In der Unendlichkeit derMaterie, der Zeit und des Raumes entsteht eine organischeZelle, lebt eine Minute und stirbt dann wieder. DieseZelle bin ich. Das also ist das letzte, das einzige Ergebniß derGedankenarbeit, die sich Jahrhunderte lang mit diesem Thema beschäftigt hat? Nein. Nicht für sich soll man leben, sondern fürGott. Sonst lebt man eben wie ein Hund. Karatajews Hündchen ist selig, als es ringsum Fleischstücke wittert; Fleisch vonThieren allerArt,auch vonMenschen, in verschiedenenGraden derZersetzung.DieSoldaten ließen dieWölfe nichtheran: und so konnte das Hündchen sich nach Belieben vollstopfen. Sieht unserGlück, unseresLebensZielnichtanderSaus? Wenn ich mich des Geisteszustandes erinnere, in dem ich meineJugend verlebte, begreifeich dieschlimmstenVerbrechen; auch solche, die ohneZweck, ohne die Sucht, Schaden zu stiften, nur aus Neugier und und cwuhtem Thatendrang ausgeführt wurden. Manche Minute zeigt uns die Zukunft in so düsteren Farben, daß der Blick sie flieht und der Geist sich selbst zu überreden sucht, er habe weder Zukunft noch Vergangenheit, In solchen Minuten, wenn der Gedanke nicht mehr jede Willensregung kontrolirt und nur die Instinkte des Körpers noch walten, begreife ich, warum das unerfahrene Kind, ohne Zögern, ohne Furcht, mit einem neugierigenLScheln auf den Lippen, das eigene Haus ansteckt, in dem Eltern und Geschwister schlafen, das alle von ihm zärtlich Geliebten herbergt. Ich will die Kinder des Volkes denken und schreiben lehren. Müßte nicht ich in ihrer Schule denken und schrei» den lernen? Die Entwickelung des Menschen bringt ihn dem Ideal derHarmonie, das er als Bild in sich trägt, nicht so nah, daß ers Wirklichkeit werden fühlt; sie hindert eher die Verwirklichung dieses Ideals. Ein gesunderSSugling veikörpert dasJdealderWahrhcit, der Schönheit undGüte; diesesKind

Die Zukunft,
ist den nicht denkenden Geschöpfen, dem Thier, der Pflanze, dem ganzen Natur-
bercich nah und jeder Lebenstag entfernt es nur davon. Wirsuchen unser Ideal
vor uns: und ahnen, blinde Thoren, nicht, dah es längst weit hinter uns liegt."
Das muß den Menschen gesagt werden. Auch heute. Immer wieder. Nichts
Anderes. Keine Städte, keine Masfenansammlung,keineFabriken mehr. Auf
dem Land bleiben; da mag Jeder mit seiner Hände Arbeit das dem Bedürf»
niß Unentbehrliche schaffen. Das Unentbehrliche: nicht dummer Einbildung
nöthig Scheinendes. Seinem Bedürfnih: nicht dem Anderer. Weh Einem,
der Andere für sich arbeiten läßt! Mit sich M Jeder sich beschäftigen; in sein
Innerstes schauen und das Licht suchen, aus dem Göttlichcs zu ihm spricht.
Mit dem Anderen soll er nur leiden und ihm willig geben, was er entbehren
kann. Geben, ohne sich zu brüsten und Belohnung zu heischen. Als meinHerz
sich noch freute, weil man mich einem Armen drei Rubel geben sah, war ich
noch weitvomHeil.Almosen thunsnicht; was wir brauchen, iftTheilung des
Besitzes. Müßiggang und Luxus, Lohnsklaverei und Schuldknechtschast sind
aller Laster Anfang. Widerstrebet nicht dem Uebel; richtet nicht; tötet nicht;
hütet dieZunge, daß sie nicht gegen denStachel lecke. Wir find winzigeTheil»
chen der Weltseele und haben nur für unsere Reinheit zu sorgen. Wozu brau»
chen wir eine Obrigkeit, Waffen, Heere, Gerichte, Urteilssprüche, GefSng»
nisse, wozu gar Kriege? Das Alles hat Gott nicht gewollt. Auch nicht, daß
wir die Lügen einer sich spreizenden Wissenschaft für wahrnehmen und der
Niedertracht der Vernunft glauben, die allen Zweifel undHochmuth, alles
Unheil auf die Erde gebracht und nichts Nützliches gewirkt hat. Sondern, daß
wir Christen seien,Früderlich im Lichtneben einander wandelnund dem Näch-
sten, dem Fernsten, demBösensugar keinen Grund zu Groll und Angriff geben.
„Und mit dem Bekenntnis solcher Auffassung deS Lebenszweckes sind
Sie der Held zweier Erdtheile, ihr verehrter, beinahe angebeteter Liebling ge-
worden und bis heute noch, Jahrzehnte lang, geblieben? Seltsam."
LewNikolajewitsch hevtdasMushikhaupt mit den großen, unter mäch«
tige Stirnknochen gebetteten, matt glänzenden Greisenaugen. Hat er wieder
laut gedacht? Schlich der Kömmling auf leisen Zehen in die Kammer? Da
steht er. Alt, doch sehnig; zerfurcht und ernst. Greift ungebeten schon nach
einem Strohstuhl. Fragen, wie er hineinkam? Dem Weisen ziemt nicht, um
so Kleines sich zu kümmern. Auch klänge es, als wolle der Angesprochene aus-
weichen. „Sellsum? Daß die Menschen Einen nicht hassen, der sich müht, sie
die Liebe zu lchren? Daß es noch Christen giebt, die der Irrsinn modernen
Daseins nicht für den wahren Lebenszweck geblendet hat und deren Seele sich

Disputatio».
357
freut, wenneinMenschenbruder, um den Brüdern inDemuth zu dienen, ihnen die Richtung weist, in der sie wieder ein friedliches Glück finden könnten?"
„Seltsam: sodünktmichs.Dennbisherhaben die Menschen solche Weg» weiser, Warner, Propheten, Buhprediger nicht gerade freundlich behandelt. Manchen gesteinigt, ans Kreuz genagelt oder, statt auf den Thron, auf den Scheiterhaufen gesetzt. Und (Christen find fienun doch bald zweitausend Jahre lang. Bleibt also die Frage, ob sie seit der Zeit Savonarolas edler geworden sind oder ob sie heute die Männer, die zur Läuterung rufen, nicht mehr gefährlich finden, die Mahnung zu höhererSittlichkeit nicht mehr so recht ernst nehmen; andächtig scheinen, doch ihren Weg, den getadelten, weiter gehen,"
„Zweierlei Menschenart giebts; heute wie einst. Solche, die thierisch leben und des Fleisches Begierden nicht zügeln, und Solche, die imLicht wandeln «ollen. Eine Zunahme an Edelsinn und Güte sehe ich nicht; eher einen Machtzuwachs der gottfeindlichen Thierheit. Sie aber reden, als werde mir nur Dank und Liebe entgegengetragen und als hätten sich nicht alle irdischen Gewalten vereint, denLichtbringer zu ächten und ihm dieHand zu knebeln."
„Ist es so arg? Von Savonarola sagte Alexander der Sechste: .Dieser Mensch mühte sterben, auch wenn in ihm ein neuer Johannes, ein zweiter Täufer getötet würde/Alexander derDritteabersprach, als er gebeten worden mar, Sie der Rache des Heiligen Sqnod auszuliefern, das beinahe westweltlich kluge Wort: .Dieser Mensch ist ein Apostel; ich will keinen Märtyrer aus ihm machen/ Und Ihre Gemeinde, die dem Land Kinder, Wehrdienst, Steuer weigert, ist an sich doch nicht unschädlicher als der Haufe der ?iarigi«m, der Jammerthalleute, die hinter dem bologneserDominikaner dreinheulten. Dem HausHolstein-Gottorpistsja noch nicht so schlecht gegangen wie damals den Medici. Das verdankt es aber nicht Ihnen. Savonarola wollte die Herrschaft frommer Bürger, die alles Schöne, alles den Sinnen Labung Bietende wie giftiges Unkraut ausjäten sollten. Immerhin: Herrschaft; alsoOrdnung und Unterordnung, Sie? Regirung, Kirche, Heer, Gerichtsbarkeit, Steueipflicht, Volksvermehrung: alles dem Staat Unentbehrliche bekämpfenSie. DenStaat selbst als das schlimmste aller Uebel. Sie mollen keineHerrschaftirgendwelcher Art; keinen Zwang, keineAbhängigkeit, Zucht, Wehrmöglichkeit.DenKaiser und seineBeamten,dieKirche und ihrePriester.denGrund-undFabrikherrn, «UeMächtigen und Reichen treffen Sie mit oemhärtestenNügewort;möchten die staatliche Gemeinschaft auflösen, das Eigenthum abschaffen, dem Lande die Schlagkraft nehmen und deren wichtigstes Werkzeug, die Menschenzahl, verkleinern. Und man krümmt aufJhremHaupt keinHaar. Erkommunizirt

sindSie freilich, wie derReformator von Florenz. Aberhats Ihnen geschadet? Waren Sie nicht längst vorher aus derGemeinschaft geschieden, die Sie nun ausstieß? Hat der Bannstrahl Anderes gewirkt als eine weithin loderndeBeleuchtungJhrerunangreifbarenGröhe? Unangreifbar sindSie, weil dexRuhm desDichters, des genialenSchöpferintellektsSie heiligt. Nur in diesemLand wunderlichster Widersprüche; nur hier konnten Sie ungefährdet Ihr letztes, schroffstes Wort sprechen. Nicht in der steiften Republik. Achtzig Jahre altund kein Tag davon hinter Mauern und EisenstSben verlebt! Als derFeind Jhre aus hundert Wunden blutende Heimath bedrängte und sie der Vertrauensreste bedurfte wie ein Ackersmann nährenden Brotes, spie JhrZorn der Verschmachtenden Geifer ins Antlitz; wollten Sie die Mutter wehrlos machen. Und diese Mutter liebt Sie, blickt stolz auf Sie, als auf ihren besten Sohn. Und wie für ein Volksfest bereitet dieHeimath sich für Ihren achtzigstenGeburtstag. Ins Martyrologium paßt solcher Lebenslauf doch wohl nicht."
Zwei Blicke kreuzen sich. Als träfe Eiswasser glühenden Stahl: soknisterts. Sähet Ihr im Altmännerhaus unter demSchödelschnee einen Funken auflohen und zischend wieder verglimmen?
„Jesus Christus sei mit Ihnen auf allen Wegen! Wer Anderen die Wahrheit sagt, muß bereitet sein, sie auch selbst zu hören. Der Absicht, mir diese Wahrheit ins Gewissen zu prägen, danke ich Ihren Besuch?"
„Erzieherabsicht? Subjekt und Objekt sind dazu doch wohl schon zu lange in Umlauf. Nein: eigentlich trieb mich nur Neugier her. Nehmen Sie dasGestSndnih nicht übel auf! Ich hatte mich auf den Weg gemacht, um mit eigenem Auge zu prüfen, wie es in und bei Baku aussieht. In Cernij Gorod, meine ich, und in der Nachbarregion des Ewigen FeuerS. Nicht viel Neues. Tankschiffe und Cisternenwagons Habensich nicht verändert und über dieZif« fern konnte man mir nichts vorlügen. Aber das Land! Hält man bei Ihnen dennKaukasien noch fürrusfischesGebiet? Das iftskaum mehr.DerSteuereintreiber bemüht sich vergebens und der Fremde lernt das Wesen der Anarchie kennen.Ob JhrZar weih, daß er dieses Land fast schon verloren hat.geht mich nichtan; auch nicht, ob die Nobel und Rothschild, denen die Naphthaquelle fließt, ruhig schlafen können. In Apscheron kamen mir aber allerlei Müßiggängergedanken. Hier, auf dem Felsgrund der vierzig Meter langen Grube, brenntdas GroheEwigeFeuer,daswederrauchtnochriecht und dem dieParsen einen Tempel gebaut hatten. Fromme Leute. In ihrer Art, versteht sich. Ob man die Leichen auf denDakhmasvonGeiern oder inderErde vonWürmern fressen läßt, zur Läuterung nach Priestergebot Weihwasser oder Rinderurin

Disputation,
ienutzt, ist schließlich nur eine Modefrage. Leute, die sich, trotz dem Avefta,
dm Gezeiten der Weltstimmung behend angepaßt haben und, mährend an»
dere Orientalen noch weiterträumen, längst Eisenbahnen undSchiffe bauen,
Agentur- und Bankgeschäftemachen. Wir haben mitManchem vonderSorte
zu lhun gehabt. Mit dem Kohlenwasserstoffgas aber, das auf der Halbinsel
Apscheron das Feuer nährt, haben sie nichts Rechtes anzufangen vermocht.
Ein Tempel und ein Kloster sind schätzbare Dinge. Bringen aber nichts ein,
sorgen nicht für die Düngung des Erdreiches; und von der Anbetung kann
Keiner leben. Jetzt zerfällt dasKloster, und wo einst derTempel ragte, pocht
es und stampft in Fabriken; wird der unterirdisch austretende Gasftrom zur
Heizung der Retorten genützt. Der Paktolos hat den Lydern nicht so leicht
münzbarenSegen gebracht wie derErdathem denKaukasiern, seit starker Un-
ternehmergeist sich der Wissenschaft gegattet und die für denneuenZwecktaug-
licheTechnikgezeugt hat. Unternehmergeist, Wissenschaft, Technik: schon beim
Hören derWorte schütteln Sie sich. Dachtemirs. Schön. Herrschaftlos ist daS
Land; Zucht und Gehorsam kaum noch zu merken. Währt es so fort, dann
werden am Ende dieFabrikmauernniedergerifsenund auf ihren Fundamenten
wieder Tempel gebaut. Christliche oderparsische: der Unterschied ist nicht sehr
gewichtig. Den Mann, der diese Rückbildung (Rebarbarisimng: sagen seine
Gegner)wünscht, mollteich sehen.Ganznah.Deshalb,Mr.Tolstoi,binich hier."
„Als Feind. AlsEiner, der noch an das Heil,modemer Entwickelung'
glaubt und nicht begreift, warum die Menschen des Kaukasus das Band lösen
wollen, das sie an den Gewaltstaat knüpft, und dem es Verbrechen schiene,
wenn sie dem Fabrikbrodem entliefen und in die Reinheit des Naturzustandes
zurückkehrten.Feindekommenseltenher. Sind aber, als Brüder, willkommen."
„Danke. Aber ein Feind bin ich nicht. Anna Karenina, Peter Bezu»
chom und Andreas Bolkonskij zählen mich zu ihren andächtigsten Verehrern.
DenKaukasus hat erstderDichter der Kosakengeschichten mich lieben gelehrt.
Und ich verstehe, daß der Gram über eine Vermögenseinbuhe das Saiten-
fpiel zu einer Kreutzersonate stimmt. Wer könnte sich der Zauberkraft des
Poeten entziehen, der aus Worten, schlechtem, zerfaserndem Stoff, haltbare,
den Witterungwechsel überdauernde Welten schafft? Auch nicht des Philo-
sophen oder Messias Feind. Was Der sagt, ist ja (verzeihen Sie!) nicht so
neu, daß eS Greisenblut ins Sieden bringen müßte; von Lollharden, Wieder-
täufern, frommen Kommunisten bis auf Rousseau und seine Erben istö so
oft gesagt worden, daf> sich das Ohr der Menschheit dran gewöhnt hat. Die
Reinheit des Naturzustandes: Das war immer die Formel. Die Natur als

zuverlässigste, als allein von Gott gewollte Freundin des Menschen. Ist sieK-
denn aber wirklich? Nicht, in ihrer Größe und Herrlichkeit, auch eine Fein»
din, deren zähen Versuch, ihn wieder in die Thierheit zurückzuzwingen, der
ausrechte Vierfüßler mit seinem ganzen Krastaufgebot abwehren muh? Von
Allem, was ihm seit Jahrhunderten unentbehrlich scheint, bietet sie ihm fast
nichts. Dem Thier Alles: Bäume und Buschwerk, Höhlen und Klüfte, Kleid
und Waffe, Speise und Trank. Der Mensch muß ihr alles Nöthige müh'
sam abringen: Werkzeug, Wehrmittel, Wohnung, Gewand, Nahrung. Er
kann nicht unter einem Blätterdach leben, das in jedem Herbst welkt; Blatt,
Halm, Korn, Kraut,Fleisch nicht so genießen, wie es wuchs. Welche Füllevon
Phantasie, Arbeit, Talent mußte er aufwenden, um diese Erde wohnlich zu
machen! Jsts ein Wunder, daß ihn immer wieder der Zweifel beschlich, ob
ein Gott, den er für weise und gütig halten soll, diese Erde für ihn geschaffen
habe? Doch die göttliche Weisheit bestand eben darin, daß der Kampf zum
Lebensprinzip gemacht wurde. FürAlles, was kreucht und fleucht, schwimmt
und schreitet. DasStarkeverschlingtdas Schwächere, saugtseinenSaft einund
mehrt damit die Streitbarkeit, die ihm in neuen Kämpfen den Sieg sichern
soll. Die göttlicheGüte zeigt sich in der Sorge, das Kind des sechstenSchöpf-
ungtages vor Erschlaffung zu wahren. Der denHecht und denHai.Fuchsund
Wolf, Hyäne undTiger schuf und sein All mitRaubzeug jeglicherArt bevöl'
kerte, war kein Gott weichmüthig trägerSchwachheit, demThrönen in den Bart
tropfen, wenn das Lamm unterZahn oderMesser verblutet. Dem Menschen,
dessen Bild ihm gleichen soll, gab er dieHerrschaft über dieFische im Meer, über
dieVögel unter dem Himmel, überVieh und Gewürm, überdie ganze ErdeSo
lehrt dasBuch der Genesis;spricht ausdrücklich vonHerrschaflrecht.das nur durch
Gewaltanwendung wirksam wird,und löhtuns ahnen,daß weiseGütedenMen-
schen zumKampf um das von der Nothdurft Geforderte zwingt, weil er.wenn eis
mühelos pflücken könnte, dieKraftnichtüben und dieLeistungfähigkeitmindern
würde, statt siezu mehren.Auch imGeröll der Mythologiehat,wieSiesehen,daS
Gesetz desKampfes umsDasein feste Wurzeln. Und göttlicher als derGott brau-
chen mir nicht zu sein. Der hat die ^Reinheit des Naturzustandes' nicht für
die Dauer gewollt. WederGleichheit (Baum und Pflanze sind seine Zeugen)
noch zwanglose, herrschafllose Brüderlichkeit. Der kann nicht wollen, daß die
Natur, der sein Odem den Meister gab, Siegerin bleibe, der Mensch wieder
kriechen lerne, als doppelzinkigesGabelthier mitBrei und Röstfleisch inHöh»
len hause,Kunst und Wissenschaft, Civilisation und Kultur schwinde und die
Erde veröde. Kann es nicht wollen, weil er sein eigenes Werk sonst zum Un°
tergang verdammen müßte. Wie sähe Ihre Welt desLichteS denn auö?D«S

Disputation. , Zg?
Zammnthal Savonarolas wäre daneben ein Ort üppig aufblühender Freu»
dm. Und in dieser Niederung einträchtigen Gewinsels sollen nicht trübsSligc
Thiere gedeihen, sondern Gottmenschen, deren Haupt in den Himmel ragt?"
„Zwischen uns find die Grundbegriffe streitig: drum wird die Ver-
ständigung über das Einfachste schwer. Für das Lob deS Dichters kann ich
Kinen Dank sagen. Nicht nur, weil der selbe Mund solches Lob auch einem
Shakespeare, einem Maupassant und anderen Schädlingen wohl schon ge»
spendet hat. Sondern, weil ich weih, daß es der Darstellungsgabe gilt, der
Kunst des Schilderns und Gestaltens, also etwas ganz Gleichgiltigem, nicht
Dem, worauf es allein ankommt: dem sittlichen Verhältnißzum Gegenstand
und der sicheren Unterscheidung zwischen Gut und Bös. Einerlei. Bald find
dreißig Jahre verstrichen, seit ich der Eitelkeit des Dichterruhmes entwuchs;
und schon vorher hätte mich im Tiefsten der Lobspruch gekränkt, daß ich das
Leben meisterlich male, ohne je zu verrathen, was ich davon halte. Ein Malcr,
der eine Prozession darstellt und nicht zeigt, ob er solchen Kirchenbrauch liebt
oder verabscheut! Wie Einer den Sinn des Lebens aufsaht und worin er die
Bestimmung des Menschen findet: darauf allein kommt es an. Des Lebens
wahrenSinn aber und allesmenschlichen Regens wahre Bestimmung hatuns
vor neunzehnhundert Jahren die Lehre Christi für alle Zeit erklärt und wir
haben die Tafeln, in deren Erz diese Lehre geätzt ward, nur aus dem Schutt
zu schaufeln, Dah ichs versuchte, mißfällt Ihnen. Daß Sie Absicht und Ziel
des Versuches mitallJhrer stolzen Vernunftnicht fassen, ofsenbartjedesWort,
das von Ihrer Lippe füllt. Ja: ich will eine Welt ohne Trüffeln, Gansleber-
pastete, Automobile, Elektrochemie,Pferderennen,Kirchen, Kriege, legitimirte
oder verstohlene Hurerei. Ich will nicht den Staat noch irgendeine Zwangs«
anstatt, nicht Hierarchie noch Geldsklaverei. WasJesuSChristus wollte, will
ich. Und Sie glauben, den Achtzigjährigen bekehren zu können?"
«Nur ein Tropf oder Geck könnte sich mit solchem Wahn mästen. Ich
hoffte nicht einmal, auch nur für Sekunden die Selbstgemihheit des Prophe-
ten zu stören. Wie liehe ers zu und bliebe doch, der er sein möchte? Zusehen,
kam ich. Einen lebend Heiligen. Den am Lautesten Gepriesenen, vom hell»
sten Schein der Liebe Umstrahlten. Als der am Lautesten Verwünschte, vom
Höh, von neidisch fahler Wuth in die tiefste Finsternih Geflohene."
„Wer find Sie, der so den Zorn der Brüder auf sich zog? Einer, der
die männliche Jugend seines Volkes am Strick auf die Schlachtbank schleppte?
Wenn der Klang der Rede nicht trügt, ein Sohn britischer Erde..
„Amerikaner. John Davison Nockefeller aus Richford im Staat New
Äork. Am achten Juli werde ich Siebenzig. Also kein genuhfroher Jüngling.

Di« Zukunft.
mehr.Der war ich auch mit unoerbrauchterKraftnicht.Leider.Jn dem Alter, das Ihnen in Kasan die bunteste Lust des Studentenlebens gewährte, mußte ich alle Sinne an den von schärfster Konkurrenz bestrittenen Gelderwerb ver» wenden. Mit neunzehn Jahren hatten Sie, der Sproß eines alten Adels- geschlechtes von ansehnlichem Besitz, Orientalia und Jurisprudenz hinter sich und lebten sorgenlos aufJhremGut; war ich schon Leiter eines selbst ge» gründeten Geschäftes. Die Jahre, dieSie im Rock desArtilleriefähnrichs oe» bummelten und verschwärmten, versaß ich hinter,dem Hauptbuch. Und als Sie das wüste Treiben der Petersburger Hofgesellschaft und Kunstzigeuner satt hatten, schuf ich mir schon zum zweiten Mal eine Existenz Und so gings weiter. Lebensläufe von verschiedenerer Kurve sind kaum zu erdenken."
„Gewiß nicht. Jndustrieherrund Bauer.GemalthaberundKind Gottes; Einer, dessen Lebensleistung auf Zwang und Ausbeutung beruht, und ein Christ; der reichste Mann auf dieser entchristlichten Erde und der ärmste."
„Der ärmste? Ach ja: was hier an guten Dingen zu sehen und zu schmecken ist, gehört JhrerFrau. Sie essen anders, trinken anders, putzen Ihre Kleider selbst (bei uns drüben keine Seltenheit); machten früherauch den Schu» ster und Pflugscharführer. Ein sehr gesunder Sport und eine Askese, die sich ertragen läßt, weil man sie aufgeben kann, sobald sie unbequem wird oder dein Körper nicht mehr bekommt. Arm nenne ich Einen, der nie geschwelgt hat, gern schwelgen möchte und darben muh; nicht den UebersSttigten,der nur die Hand zu strecken braucht, um die hungrig erwachte Begierde füttern zu können. Doch streiten wir darüber nicht! Ob ich der Reichste bin? Gedruckt hat mans oft genug. Mindestens hundert Millionen Francs-im Jahr.' Die, denkt der Leser, steckt der Spitzbube in die Tasche und kauft sich dannPaläfte und Juwelen, Leckereien und Mädchenfleisch. Was, nebenbei gesagt, auch keinVerbrechen an der Menschheitwäre; über densozialenNutzen großartiger Verschwendung könnte ein kluger Nationalökonom Mancherlei lehre». Im Grunde lebe ich ungefährwieSie; wiejederAlte.der nicht durch Völlerei und Lüdrianthum seinen Tod beschleunigen will. Nicht ganz wie Sie; weil Alt und Intensität unserer Arbeit verschieden ist. Sie schreiben und lesen, müssen nach langem Sitzen also durch starke Bewegung für ausreichende Blutcirku» lation sorgen; Holz spalten, sich in Schweiß laufen oder den Acker pflügen. MeineArbeit ist nicht so seßhaft undnimmtvielmehrZeit; ich wäre ein Esel, wenn ich ihr nichtAUes nutzbar machte, was zu kaufen ist. Da ich in zehn Mi» nuten vielleicht Werthe schaffen kann, die, wenn just diese Minuten ungenützt blieben, nie entstünden, muß ich für die Stundenpartikel den höchsten Preis ühlen. Pullmanwagen, Automobil, eigene Drähte zum Schreiben, Sprechen,

Disputation.
Drucken sind spottbillig, wenn sie mirZeit sparen. Mein Geld? Das arbeitet auch;kommt auch nie zuRuhe. Rinnt durch abertausend Röhren und istnach der Ernte gleich wieder Düngmittel und Saatgut. Wer das Gras wachsen hört, mag auch feststellen, wie viel ich als sicheren Gewinn rechnen darf. A der d er Zwang und die Ausbeutung! Muß die Menschheit Den nicht hassen, der so ruch» ?os mitihrenSöhnenverfährt? NickenSienur! AlsFünfundzwanzigjShriger habe ich mit dem Petroleum angefangen, das damals erst knappefünf Jahre als Beleuchtungstoff ersten Ranges galt, und bis heute nicht nur für mich Einiges erreicht. Aus den Standard Oil Works in Cleveland ist die Stan-dardOil Company, dann derTrust geworden, gegen den so laut gezetert wird. Als zwischen Ontan'o und Kanawha der Ausfluß schmaler, der Pumpertrag dürftiger wurde, bin ich nach Kansas und Kentucky, Florida und Kolorado vorgegangen: bis an den Stillen Ozean und in die Südstaaten. Mit Liebe und Güte war da nichts zu machen. Ein von drei Erdtheilen beschickter Markt. Ihre Heimath mit dem ungeheurenReichthum vonApscheron undTscheleken der gefährlichste Konkurrent.Ich mußte eineMacht zusammenballen, dieda-gegen kampffähig war,durch bessereReinigungmethoden den Prozentsatz des als Leuchtstoff brauchbaren Erdöls erhöhen, durch Transportverträge und die Beherrschung des Röhrennetzes, das den Rohstoff in die Raffinerien und die Marktwaareandie Küste leitet, etwasaufunseremKontinentwenigstenseinem Monopol Aehnliches erstreben und dann mit vorsichtiger Kühnheit das Ge» biet zu erweitern suchen. Ob ein durch Unterbietung ins Wanken gebrachtes Jmporthaus einstürzt, ob die Leute der Pipe Line stöhnen: daran liegt nicht viel. Gott, der Herr, selbst konnte den Großen nicht Raum schaffen, ohne ihn den Kleinen zu verengen. Wie vermöchten wirs? Wo ein Knubben zurecht' gehobelt wird, fallen Spöhne. Wer nichts thut und die Hände faltet, kann das Kleid vor dem kleinsten Fleck schützen. Nichts von Vertheidigung oder von Bitte um wohlwollendeNachsicht hier! Allzumal sind wir Sünder, wenn man unS den heilig Reinen vergleicht. Wie es auf dem Markt aussähe, wenn der böse John nicht für Einheit und Organisation gesorgt hätte: daran wird nicht gedacht. Jeder Demagog, mag er Roosevelt oderBryan heißen, schimpft ihn und bespuckt seine Ehre. Daß ich Schwache, damit sie mir nicht zwischen die Beine laufen, aus dem Weg stoße: Verbrechen. Daß ich den höchsten Preis fordere, der zu erzielen ist, und nur abgebe, was man erzwingt..
„Verbrechen und Sünde wider denHeiligenGeist.So nenne auch ichs.
Und sehe inEinem,der solebtund Andereunter das Joch solchen Lebens duckt, den leibhaftigen Satansknecht. Auch wenn er zu der von Pfaffen vorgeschrie» benen Stunde in die Kirche geht und gehorsam, wie seines Arztes Mixturen,

Dogmen schluckten denenderSinn des Urchnstenthums Unsinn wmde. Wie? Menschenzusammenpferchen, in stinkenden Gruben und verpesteten Fabriken zu Arbeit zwingen, die derSeele nicht frommt und deren Ertrag dem‚Herrn' zuflieht, also Einem, der sich über die Brüder Gewalt anmaßt und mit den Machtmitteln des staatlich organisnten Näuberwesens diese Gewaltanwen» dung durchzusetzen vermag? Und Der so thut, kommt hierher und will ..

„...Einensehen, den dieMenschheit als Heiligen ehrt.Warum? Weil er, der die einzigefruchtbareLeistung seinesLebens verleugnet, mit der stolzen Wichtigkeit des Finders wiederholt, was vor ihm hundertmal gesagtward, und einen Glauben bekennt, dessen Unbrauchbarkeit für den Menschenalltag längst erwiesen ist. Mit derLippe bekennt: nicht etwa inseinem Leben Ereigniß wer» den läßt. Hier wäre ja Platz für eine Urchriftengemeinschaft. Ist das Land, wie von Einem, der spät in die Schule unseres guten Henry George kam und ihrniemehrentwuchs.zu erwarten wäre, unterdie Bauernvertheilt?Nein, Der Frau Gräfin gehört es. Die hatVermvgen‚Diener‚Komfort; Alles, was der Herr Graf als unchristlich, desMcnschen unwürdig verdammt. Die wird ihre Habe, unbewegliche und bewegliche, vererben, auf daß Kindern undKindeskin- dern der Kampf ums Dasein erspart sei. Und womit beschenkt das Vermächt- nis; des heiligen Mannes dasVolk breitstirnigerGottesleute‚das seineWun- derIichkeit«ieHeilandsthatanstaunensollte?Ob derpechschwarzeJohn Dap- son seinenVolksgenossen sechzig oder achtzig Millionen Francs gespendet hat, wollen wir nicht pedantisch nachrechnen; über dreißig warenö allein für die chicagoer Universität. Wer umfragt, wird von mancher nützlichen Stiftung hören. Dasifl noch nicht derHauptpunkt.WaS hat derErzschelm in dremnd- vierzig Jahren, seit er in Cleveland mit Petroleum zu handeln ansing, in die Staatskassen gezahlt? Um wie viel die Länder, die er seitdem umkrallte (so nenntJhrs ja wohl?) bereichert? Das wäre in Ziffern zu zeigen; und dann zu prüfen, wie die Menschheit, die er geknechtet haben soll, vorher lebte, in den Wonnen ländlicherFreiheit, und heute lebt. DerVergleich würde lehren...'

„Wie aus Freien Sklaven werden, aus Frommen Gottlose, aus zärt- lichen Brüdein hinterlistige Feinde; und wie der Wille, die Gier mit Trieb» schmutz dos Gewand derSeele besudelt. Das würde derVergleich lehren. Dos weiß Jeder, der aus offenem Auge die Erdkruste und das Himmclsgewölb schaut, auch ohne Vergleich. Lebten diese Menschen denn nicht, bevor Ihr sie glücklich machtet? VomGlauben an das Evangelium Christi lebten sie, W Landlcute von schlichtem Wandel und strengen Sitten. In selbst genähtem Kittel von selbst gebackenem Brot. Und brauchten sich nicht, weil es Moloch, Leviathan oder anderer Höllenmacht so gefiel, inKriegen gegenSpanier.To-

zalen, morgen vielleichtgegenJapaneralsKanonenfutter aufden Strand oder in denGischt streuen zu lassen. Daß Einer sich mit dem von gestohlenemGut gezahltenTribut brüstet, ist schlimm genug. Er hüte sich wenigstens, mit dem elenden Glück, das er schuf, vor dem Ohr Gottes zu prahlen!"

„Wer von uns Beiden der Prahlsucht näher ist, entscheide der höhere Richter. Nie vermaß ich mich, ihm zu gleichen, oder wagte nur, zuseinem Thron mich aufzurecken. Niemals habe ich mich als Heiland etablirt undderMensch-heit mitSchwatz zu verekeln gesucht, wag die Weisheitzweier Jahrtausende ihr «IsIchmerzftillendes.alsbetSubendesoderbelebendesMittelbot.Sie, heiliger Mann, wähnen, vor Ihnen habe Keiner dieMSngel desStaates, derKirche, jeglicher Zmangsanstalt erkannt und empfunden. Dutzende wären leicht auf' zuzählen. Da sie aber nichts Besseres wußten und kein Rezept schreiben konnten, dessmArzeneiBrestundJammerschnellerund sicherer heilt, liehen sie dasUeber-lieferte fortwirken und stellten Gott anHeim, wann er denKindern die Binde mehrlockern und endlich ganzvom Augenehmen wolle. Dienenneich wahrhaft fromm und demüthig; weil sie denGott, der sie schuf,nicht überklügelnwoll-ten, Schuf er nicht auch mich? Ließ oder hieß mich Den werden, derich bin? Und konnte den Thon doch ganz anders kneten. Er wollte meine Wesenheit also, wie sie ward, und fand sie für seine Schöpfung brauchbar. Zur Unheilszeu-gung? Dann wäre er böse; ein Gott der Tücke, Nein: um einen zum Kampf gegen feindlicheMächte Tauglichen vor die Front stellen zu können; auch zum Kampf gegen dieNatur,derMenschenkraftundMenfchenwitzStückvorStück vom Erdreich abringen, abrauben muß. Ich lasse Ihnen denLandmann von schlichtem Wandel und strengenSitten; wennSie nicht sehen wollen, wie der altgläubige Mushik lebt und welche besondere Laster dieses Leben, nicht der Pope oder der Feldwebel, ihm anzüchtet, so bleiben Sie blind. Ich gönne Ihnen auch den Ruhm, zwischen Unterröcken denKrieg verschrien zu haben; den billigsten Lorber, der den Lautesten jetzt ja sogar vergoldet wird (mit Edel-metall, daS die Naphthaquellen ans Licht trugen). An dem Tag, der die un» kriegerisch Erzogenen, an Entmannung Gewöhnten zur Wehr zwingt, wird Ihnen gerechte Strafe für die gefährlichste, dem Bolksgeist schädlichste Agita-tion, die seit dem Verschneidungwahnsinn erdachtward; und dieSkopzen ver-stopften sich wenigstens selbst den Lustborn,opferten also ihrem Wahn,während die Leichtfertigkeit der Friedensglöckner auf den bequemsten Wegen Lob und Lohnerntet. DieGewißheitaber,daßichGlückgezeugtunddasmeinemWillen erreichbare Häuflein vorwärts geführt habe, kannJhr SSulenhochmuth mir nicht verstümmeln. Das vermag nur ein Geblendeter zu bestreiten, der leug-net, daß wirseitdenTagen desHöhlenmenschen tüchtig weiter gekommen sind.

Kunst, Wissenschaft, Kultur wäre nur Trug? Das Schöne und Starke, dem dieSinnezujauchzen,Sünde und dieWeltals dasReich blöderSchwächlinge geschaffen? Darum hätte einGott sich insechsTagewerken gemüht? DerTeu» fei, an denSieglauben müssen, freue sichdesselbst genähten Kittels und selbft gebackenen Brotes. Wir reiften zu anderer Freude. Daß die Seuchengeschwader nicht mehr so leicht wie einst über die Grenze dringen, dah im Kindbett die Sterblichkeit kaum noch ein Hundertstel des früheren Durchschnittssatzes erreicht, daß wir uns ins All einzuordnen oermögen, des Vogels Fittich nicht mehr zu beneiden brauchen, mit dem vonMenschenwiüen gewirkten und auf ein fernes Ziel gelenkten Funken Hilfe herbeiwinken und eines scheiternde« Schiffes Mannschaft und GSsteschaar retten können: unendlich scheint die Zahl solcher Wunder, die Vernunft uns gebar. Wie leben Ihre Menschen? In einer unfrohen Welt bleicher Geschöpfe, die der Thierheit ähneln (was den Men» schen macht, ist ihnen, das Feinste wie das Stärkste, verwehrt), über daö zur Daseinsfristung Nöthigste nicht hinausstreben dürfen und leiser stöhnen, wen« sie ein Gebälk über demKopf,einen Roggenteig undGerstensud im Ofen haben. Brüder? Auch an dieserHürde lauert derWolf auf das Lamm, listet der Fuchs derSchafsdummheit Zottelzins ab. Vor hundert Jahren, zweihundert lebten sie so; unter demTatarenjoch kaum anders.Was haben sie davon, daß der heilige Mann sich nicht besser als sie bettet, ißt und trinkt, bäuerisch miti hne» redet,Wasser ins Haus schleppt, den Ackergaul antreibt, das Feld mäht, zwi» schen Stoppeln den Leibfüllt und leert, am offenen Fensterflickt und schustert? Das könnteder einfältigsteKnecht. Von dem Herrn hofften sie Anderes. Nützt ihnen, daß er das Gelernte und Erlebte zu vergessen trachtet?Dah er wunder» lich ist und das Sehenswertheste im Gouvernement? Ja, wenn dieEhrfurcht und Neugier, die sich herandrängt, Geld ins Land brächte! Aber dieWallfahrer lassen höchstens mal einen Fuhrmann verdienen; und der Herr meint, wer über daö Existenzminimum hinauskomme, sei sogleich in Gewissensnoth und Seelengefahr. Auch dürfe in Frisko und Tula, Paris und Mukden, Sizilien und Alaska keine andere Satzung gelten als am See Tiberias auf derTenne» des Täufers. Denn was damals verkündet ward, ist für alle Ewigkeit unwandelbar und für jeden Tag, jede Zone verpflichtendes Gesetz."

„Ist von Gott, lieberHerrFlinkzunge. Der gab seine Gesetze nicht, wie- Ihr einen Wechsel, auf drei Monate. Und war so frei, auf Diebe, Räuber, Menschenschlächter und Sklavenhändler nicht Rücksicht zu nehmen."

„Hat auch ihnen aber seine Welt nicht verriegelt; Solche, die Sie dafür halten, sogar in recht großer Zahl hineingesetzt. Wie den Hecht in den Karpfenteich? Sein allumfassendes Auge sah, daß der Tropenmensch, de» das Notwendige zuwächst, nicht vorwärts kommt und von Kains Affenveii-

chen,der geilen, schlecht riechenden Ahnfrau, zu viele Züge bewahrt. Vorwärts aber sollte die Brut seines sechsten Tages; weder aussterben noch wieder ver° thieren. Drum muhte sie mehr ersehnen, als ihr ins Maul hing und flog, und mit Sporn und Peitsche zu der höchsten Leistung gestachelt werden. Mit der Peitsche des Machtverlangens und dem Sporn des Bedürfnisses. Das Buddha, lächeln schreckt mich nicht. Art undZahl der Bedürfnisse steigern: auch dieses Unterfangen, dasSie so lästerlich dünkt, kann von der Vorsehung Gottes be> fohlensein. In diesemGlauben leben und wirken wirDiebe,RSuber,Menschen» schlSchter und Sklavenhändler, Beschnüffeln nicht das Verhältniß des Ein» zelnen zum Himmelsherrn, dasDer oben, Wenns ihm der Mühewerth scheint, schon selbst regeln wird. Treiben lieber mit derHoffnungauferhöhtenGenuh dieöeute zu erhöhter Leistung. ‚Von deren Ertrag Ihr dann den Löwentheil nehmt/ Richtig. Aber nicht, als spottschlechte Kerle, nur für uns, sondern zu festerer Sicherung und breitererDehnung der Produktion. Mit Ihrem gläubig stammelndenRationalismus,demBastard,derseinerMutterVernunftflucht, halten wir uns nicht länger auf als mit unklaren Chiliaften- und Kommu» nistentraumbildern. Wir glauben an einenGott,der dieNaturdemMenschen unterthan wollte und aus Menschenmuskeln und Menschenhirn deshalb her- vorpreffen heißt, was die widerwillige Substanz irgend hergeben kann. Sanft und sauber gehts dabei nicht immer zu. Doch die Jntelligenzsumme wächst und vertheilt sich von selbst in dieFassungrSume.Wo wirgewirthschaftet,or, ganisirt, Gewinn eingesackt haben, sieht die Menschenwelt anders aus als vorher. In meinen Leuten lebt heute mehr als in der Zeit animalischen Hir« ten- und Pflügerbehagens. Mehr Geistigkeit und mehr Sinnenfreude. Ge- horchen müssen sie: sonst hätten wir, statt der Einheit des Werkzeuges, das Allen dient, einen Haufen von unnützlichen Splittern. AberSklaven? Jeder imKleinen ein Herr. Frei, Verträge zuschließen und zulösen, und fernvon der brutalenDumpfheit,dieJhre Leute an einemTag des Taumels oderWeltkur- pfuscherwahnes oieGrube anzünden läßt. Und weil ichsdahingebracht, mein Land bereichert, Millionen Verdienst geschafft, ganzen Geschlechtem ansLicht geholfen und Tausenden den Weg zu den Gipfelquellen der Kultur gebahnt habe, darum schätze ich sündiger, mit allen Makeln mühsamer Schöpferarbeit behafteter Mensch meine Lebensleistung höher ein als die eines fruchtlos hei- ligen Mannes. Der Gassenlärm wünscht mich an den Schandpfahl und Sie in die Glorie. Sie haben sichs, in Bauernhemd und Pelzstiefeln, bequem gemacht. Die Menschheit will weiter; will ohne Rockefellers erreichen, was diese schwieligen Gesellen sie erstreben lehrten. Nieder mitihnen! Der kirchen- feindlicheKalenderheilige unter der Glasglocke hemmt den Marsch sicher nicht."

Die Zukunft.
Ein deutsches Laster.

Fastelabend geht der Rüpel um. Wer glaubt. Das sei in Norddeutsch« land nicht der Brauch, horche auf dm Lärm, der aus dem Ftftsaal des Künstlerhauses herausschallt. Was giebts da? Beschwor ein grotesker Witz neu lebendig gewordene Erinnerung und mimt man eine sozialdemokratische Ver- sammlung, in der Adolf Stoecker ausgejohlt rourde? Nein. Den stattlichen Herren im Saal gehts nicht um Mummenschanz und Fastelspaß. Die Ver» einigung der Steuer» und Wirthschastreformer tagt. Wer ein Auge fürs Charakteristische hat, braucht keine Belehrung darüber, »ie sich die Versamm» lung gliedert. Die Meisten sind Rittergutebesitzer; unter ihnen wieder roohl Träger deutscher Edelmannsnamen, preußischer zumal, in der Mehrheit. Die Brillenträger dazwischen deutsche Gelehrte. Bei noch nicht einem Zehntheil magst Du über Stand und Geschäft im Zweifel sein. Und randaliren. wie mans bei den Strikeoersammlungen polnischer Bergarbeiter, unter denen fleißig die Flasche kreist, kaum mehr hört? Sie thuns. Am Rednerplatz steht ein Alter. Sein Name hat allerbesten Klang rings bei den Gelehrten seines Faches und guten Klang in der Politik. Seine schärfsten Gegner in der Wissenschaft vergessen nie, ein Wort der Achtung ooranzusetzen, ehe sie ihn bekämpfen. Wenn eS galt, die Volksgenossen zu patriotischem Thun zu mahnen, scholl stets seine Stimme vernehmlich durchs Land, Adolf Wagner. Die ihn nieder» johlenden Herren da vor ihm sind ihm außer dem allgemeinen patriotischen noch besonderen Dank schuldig. Sein Fleiß sammelte unentbehrliches Material, sein Geist schmiedete scharfe Waffen, die Papierburg des Manchesterthumeö zu vernichten. Und er ist ein Greis, der vor Jüngeren spricht. Faselte er, kein Wohlerzogener dürfte durch lauten Zwischenruf die Achtung vor dem Alter verletzen. Herr Gott, wie lange dauert denn schließlich solch ein Wissenschaft» licher Vortrag? Eine S>unde vielleicht. Das kann man noch ertragen. Ans letzte Hillerdiner mag man inzwischen denken oder an irgendein juponrauschen» des Großstadterlebniß. Und am süßen Heuduft von Houbigans „läeal^ mag der Gedanke zurückflattern zur heimischen Flur und die geringen Aussichten wägen, das Winterkorn gut durchzubringen. Für ein Stündlein des beschau» lichcn DämmernS langts schließlich schon; auch für Einen, der außer dem Stammbaum und dem Erbanspiuch keinen Anspruch auf hohe Werthung inS Leben mitbrachte, keinen dazu gewann. Könnte man nicht mit Anstand das Unvermeidliche über sich ergehen lassen? Sie johlen. (Das Unvermeidliche? Das leicht Vermeidliche. Jeder mußte, daß Adolf Wagner für die Nachlaß- steuer sprechen würde. Warum bat man ihn nicht vorher, das fruchtlose Thun

zu lassen? Der alte Herr ist kein Raufbold. Wo er keine Möglichkeit des Wirkens gesehen hätte, hatte er wohl sicher geschwiegen.)
Ein unerquickliches Bild. Das die volle Schärfe der Linien aber erst erhält, wenn man daS Kontrastbild daneben hält. Im überfüllten Cirkus Busch hält Freiherr von Wangenheim, vom Beifall umtost, seine „königtreue" Rede. Alles, was seit Jahren daS Bündlerorgan, was es auch im Novemberkampf noch verfocht, Alles, was die Führer der Versammelten seit Jahren leise und lauter grollten, was der männliche Liebermann von Sonnenburg, ein in ihrer Mitte stets laut Bejubelter, in ehrlichem Zorn im Reichstag laut bekannte, Alles, was sie jetzt noch unter vier Augen zugeben: hier wurde es als falsch und schlecht getadelt. Aus dem anmuthleeren Felde des demagogischen Byzantinismus, der neuerdings der Herren emsig bestellte Domäne ist, tummelte der schlaue Freiherr sein Rößlein. Die Rechnung ist durchsichtig. Zwei mächtigen Faktoren, hier der Krone, im Reichsredehaus dem Centrum, wieder in die Sonne verHolsen. Beide den Agrariern verpflichtet. Möchte sehen, wie der lästige Anspruch ans Portemonnaie des reichen Erben, wie die lästige Reform des preußischen Wahlrechtes noch verwirklicht werden sollen. Was beiden Bildern das Typische, das typisch Deutsche giebt, ist: die mangelnde Achtung vor den geistigen Werthen auf der einen, das willige Bediententhum vor den äußeren Werthen, denen des Ranges, des Blutes, auf der anderen Seite.
Wir heißen uns daS Volk der Dichter und Denker und sprechen in hohem Ton vom deutschen Jsealismus. Glauben wohl gar noch daran. Und außer den zuchtlosen Griechen der Spätzeit giebt es kein Volk, das so wenig Achtung vor seinen Dichtern und Denkern, vor allen idealen Leistungen zeigte. Blickt doch umher! Wollt Ihr von Dichtern hören? Entsinnt Euch des Temenkampfes! Gewiß: Goethe und Schiller hatten angegriffen. Und daß die Getroffenen zurückschlugen, wird Niemand tadeln; auch, datz der kleinere Geist eine plumpere Waffe schwingt, ist natürlich. Aber lest die Streitschriften der Manso, Nicolai und Genoffen. Lest nur die Titel. „An die Sudelkoche in Weimar und Jena." „Die Ochsiade." „Der Mückenalmanach." „Der Furien, almanach." Nirgends findet man die Spur der Ehrfurcht, die man großer Lebensleistung schuldet. Und damals schon mar das deutsche Volk reich geworden durch die Geschenke Goethes: die schönsten seiner Gedichte, den Götz, den Werther, Iphigenie, Egmont, Taffo, Wilhelm Meister. Schillers Gaben waren wenig kleiner, ihr Werth noch sichtbarer: Die ALuber, Fiesko, Kabale und Liebe, Don Czrlos, die Balladen.
Wollt Ihr von Denkern hören? Haeckel schlug in den „WeltrSthseln" mit der Axt drein. Abwehr mar zu erwarten, war sogar unentbehrlich. Immerhin: er war, als das Kampfbuch erschien, ein Siebenziger. War längst Einer von Denen, an die rings in der Welt gedacht wird, wenn man mit Achtung

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_377.html[18.07.2014 18:01:12]

von der deutschen Wissenschaft, dem deutschen Geist spricht. Das Große, was
er (neben Manchem, das irrthümlich sein mag) für unser Heimischmerden auf
der Erde geleistet hat, mar schon gethan. Und nun blickt in die Schriften
des schalen Paulsen, des Loofs und ihrer Genoffen. Wie ein gewissenlos«,
unsauberer Halunke wird der zornige Wahrheitsucher geschmäht. Wer diese
Schriften liest und nichts weiter von Haeckel weiß, kann nicht ahnen, daß der
Bekämpfte ein weit übers Dutzendmaß Ragender ist. Für Aehnliches gäbe
es noch mehr Exempla aus unserm Tagen; findet Euch das drastischste selbst!
Jsts nicht seltsam, daß wir in den Liedern unserer Besten immer wieder
die Mahnung finden, den Mann und seine Leistung zu ehren? Wenn die
Menge der Deutschen dazu bereit wäre, brauchte man sie nicht immer wieder
zur Achtung zu mahnen. Wir Idealisten? „Und willst Du nicht mein Bruder
sein, so schlag' ich Dir den Schädel ein." Das Wort ist veroehmt. Und
doch giebt es Dem, der sein Auge nicht vom gefälligen Putz blenden läßt,
ein gutes Bild von der deutschen Volksseele. Und gleichgiltig, ganz gleich«
giltig ist, wie der Schädel beschaffen ist, der uns zu opponiren wagt. Auf«
ehrwürdige Haupt des Greises fällt der freche Streich wie auf das zornige
des Patrioten. Auf den sinnenden Kopf des Gelehrten wie auf den begeisterten
des Dichters. Er wagt, uns in Einem zu widersprechen? Er wagt, uns unliebe
Wahrheit zu sagen? Knüttelt ihn nieder, werft ihn mit Unrath! Den Schwätzer,
den Narren, den Gauch! WennS zum Schimpfen kommt, stellen wir schon
unseren Mann. Und in der Meute kläfft fichs herrlich ... Auch die Hunde,
ließ ich mir sagen, kläffen mit besonderer Lust, besonderer Wuth und besonderem
Muth in der Meute. Wer ihnen gar an dm Freßnapf rühit, mag sich wahren.
Ich weiß nicht, ob auch die Hunde es in ihrer Sprache ideal und tolerant heißen.
Wir tolerant? Ja, dem Toten gegenüber, der sich nicht mehr wehren
kann, wenn wir in seinem gestohlenen Namen Paniere aufpflanzen. Wenn
mir uns in beweglichen Klagen über die Gemeinheit und Niedrigkeit seiner Mit»
lebenden, die wir in anderer Stunde unsere theuren Altvordern heißen, ergehen
und sänftiglich berauschen können. Dann verzeihen wir selbst einem Großen
die Fehler seiner Tugendm. Rur tot muß er sein. Oder abgetakelt. Daß
uns sein Riesenfuß nicht eines Tages unsanft auf die Hühneraugen treten
kann. Wir ideal? Als in Dresden im Jahr 1891 am achtzehnten Januar
die zwanzigste Wiedel kehr des Reichsgründungtages gefeiert wurde, kam in der
Festrede Bismarcks Name nicht vor. Kein Wunder: der Mann war vom Kaiser
ja in Ungnade fortgeschickt worden. Ich zweifle nicht, daß die Festrede trstz»
dem höchst ideal mar, von deutscher Treue und welscher Tücke, von ManneS«
muth und Frauenkeuschheit und Fürstenruhm Hochpreisliches zu sagen wußte.
Wir ideal? Ja, wenn es gilt, für irgendein Unglück in der Fremde den Beutel
aufzuthun, dann sind wirs. Oder wenn uns ein Hochgeborener eine erstaun»

liche technische Leistung mit dem nöthigen Applomb vorgemacht hat. Vor Allem aber, wenn hübsch klangvolle Namen obenan auf der Liste stehen. Die von Geistesgrößen? Nein. Aber die einer Hoheit, einer Durchlaucht, die von Grafen und Excellenzen. Ich möchte wissen, wie viel zusammen käme, wenn ein deutscher Dichter oder Denker für einen idealen Zweck sammelte. Und wie viel davon aus den Taschen arischer Menschen geflossen wäre. (Ich hatte geschrieben: „Aus arischen Taschen." Ist die Redeblume nicht zu billigen? Ich schriebs mit Bewußtsein. Die Leute, meine lieben alldeutschen Freunde, find so arisch, daß auch ihre Hosentasche aufs Stammesprädikat berechtigten Anspruch hat.)

Wir berausche» uns in Phrasen. Als wir klein waren, hörten mir auf der Schulbank, welches überaus herrliche Volk mir seien. Hörten von unserem Idealismus. Von der deutschen Treue. Von der deutschen Innerlichkeit. Von dem deutschen Männerstolz vor Fürstenthronen. Von dem Wissenschaft» lichen und ernsten Geist der Deutschen. Von der deutschen Gewissenhaftig- keit. Damit wurden mir aufgepäppelt. Und nun, da mir erwuchsen, glauben wir bereitwillig der schmeichelhaften Versicherung. Jeden Tag stehm mir auf» recht und rufen: Was für ein großes, herrliches, Wunderbares Volk! Und der letzte Kreisblattartikler und Vereinsfeftredner nimmt skrupellos Luther und Goethe und Kant und Fichte und Lesfing und Helmholtz und natürlich auch Bismarck für sich in Anspruch. Wir sind ihre Söhne: Das ist der Text. Groteskere Selbstlugen sind kaum ausdenkbar. Gewiß: dem deutschen Blut sind viele große Männer entsprossen; prozentual vielleicht mehr als anderen Völkern. Als Volk aber sind wir kümmerlich. Und werden es immer mehr, weil «ir> uns täglich das Gegentheil vorerzShlen. Sagt uns aber einmal Jemand die Wahrheit oder will er unserem Idealismus Opfer (nicht frei- willige Spenden, die wir im stolzen Gefühl unseres Idealismus leisten, nein: wirkliche Opfer) zumuthen, dann mag er sich in Acht nehmen. Und weil wir so find, können mir uns nicht mundern, daß nur so wenig Mannhaftigkeit unter uns zu finden ist. Eins bedingt das Andere. Allmählich mirds aber Zeit, daß mir die Ehrfurcht vor unseren geradezu verblüffend vortrefflichen Eigenschaften verlernen und Ehrfurcht vor dem Mann lernen, vor dem Mannes» muth und der Mannesleistung.

. .. Manches, was ich schrieb, hat immer wieder hervorbrechender Zorn diktirt. Wäre es Pflicht, eine ruhigere Stunde abzuwarten und in ihr ge» missenhaft den Ausdruck zu wägen? Damit die Darstellung hübsch objektiv werde? Nein. S« scheint mir. Wer ruhiger denkt, mag ruhiger schreiben Ich werde nicht mit ihm rechten.

Johannes W. Harnisch.

sollte Mittag sein auf meines Bruders Gute Frörup.
Jensen, das Wirthschaftfröulein, war in ihrem Element gewesen. Der Mund hatte bei ihr nicht stillgestanden. Und mein Bruder Niels hatte bei der Gelegenheit ein paar kleine Anfalle von seinem Weiberhah gehabt. Aber als die Gifte während der Mahlzeit jeden Augenblick erklärten, daß sie niemals delikateres Wen gekostet hätten, nickte Niels mir verstohlen zu und wir tranken ein Vlas zu» sammen. Und ich konnte sehen: es war Jensen, auf die wir tranken.
Das Mittagsmahl war auch, den Umständen nach, aller Ehre Werth,
Suppe. Rothwein,
Lachs forelle. Samterne.
Junges Huhn
Artischocken.
Rinderbraten. Champagner.
Eis. Portwein.
Dessert. Madeira.
Als Niels mit seinem allerverzehrendften Blick zu Jensen gesagt hatte, dasz wir Mittag mit elf Personen haben sollten und ob sie so gut sein wolle, ihre Maß» regeln zu treffen, hatte ihre ganze kleine Person vor Entzücken gebebt. Und indem sie sich zu mir wandte, sagte sie: ‚Hi! Da muß man dann rein und Front vor den lieben Mannsleuten machen!" Dabei kicherte sie wie eine Stute und verschwand trällernd durch die Thür.
.Ich kündige ihr, hol mich der Deibel, zum nächsten Ziehtag', schwor Niels.
.Du sollst sehen, Johannes, sie macht uns einen Skandal!"
Aber bei Tisch wurde er, wie gesagt, versöhnt. Allerdings sah ich ihn un> ruhig auf seinem Stuhle wippen, als Jensen mehrmals, während sie herumreichte, de» Baron von Wntersborg mit dem Ellbogen anstieß und mit ihrem allerhin- reißendften Lächeln sagte: „Nehmen Sie nur etwas mehr, Herr Baron!" Aber als der Baron wirklich von jedem Gang etwas mehr nahm, kam Niels sofort wie» der zur Ruhe.
Alle thaten übrigens, was in ihren Kräften stand. Aber ein besonderes Ber» gnügen war es doch, den alten Pächter Engelund Artischocken essen zu sehen.
Nach dem Essen servirte Jensen den Kaffee im Kontor,
Nachdem sich das Gespräch eine Weile um recht gewöhnliche Dinge gedreht hatte: um den neuen Gemeindevorsteher, um die Ernte und das Regenwetter, um den Prämicnbullen Arctus und Inspektor NSrregaards glasäugige Knabftrupper, nahm man sein Glas und die Cognacflasche und ging in die Billardstube, Nur der Baron von Wintersborg und ich blieben im Kontor zurück.
Die Sonne spielte durch das Lindenlaub vor den Fenstern und hüpfte zwischen den Büchsen und Jagdrequisiten an der Wand umher. Die Chartreuseflasche schim» merte grünlich auf dem Tisch vor uns. Und der Cigarrenrauch oben unter der Decke sank und stieg in großen weichen Kiffen. Wir saßen in vertraulichem Gespräch auf dem hochlehnigen Sofa mit Phantasiebezug.
Der Baron war ein kleiner, bleichfetter Mann mit kurzen Beinen und einem aufgeblähten Bauche, der machte, daß er an eine Kropstaube erinnerte.

Besonders wenn er saß, war ihm sein Bauch gewiß zur Last, Er sah we»
nigstens recht beschwert aus da an meiner Seite, das Genick gegen die Sofalehne
gedrückt und die Augen starr auf die Gipsrosette oben über der Lampe geheftet.
»Sie wollen nicht Billard spielen, Herr Baron?" fragte mein Bruder auS
dem Wohnzimmer.
„Nee, danke', sagte der Baron; „nee, dankel"
„Haben Sie Cigarren?"
»Ja, danke", sagte er; „ja, dank/! Nee, wie ich Ihnen sage: Diana sucht
ihresgleichen! Jetzt komme ich hier im vorigen Jahr den zwanzigsten September
mit ihr über meine Weizenstoppeln gegangen. Und plötzlich steht sie! Ich habe
keine Büchse, aber sie steht! Was soll ich thun? Ich nach Haus! Gut anderthalb
Biertelmeile . . . Nee, wirklich . . . GutZ anderthalb Biertelmeile! Und wie ich
zurückkomme, steht sie noch da. Und ich doublire zehn Hühner!"
„Das war verteufelt."
„Ja. Ich doublire zehn Hühner! Den dreiundzwanzigsten Februar komme
ich runter in mein Moor, mit Büchse, aber ohne Hund. Da liegen doch zwei Enten
im Rohr. Ich schieße sie. Geh nach Haus und hole Diana und sie findet sie."
.Nee!"
„Sie findet sie! Ich verkaufte den Hund nicht für tausend Kronen!"
.Woher bekamen Sie das Thier, Herr Baron?"
„Eine Tochtertochter von meiner Rosebery, die ich in Bon AchenS Zeit an
Pächter Engelund verkaufte."
„So! Die!" rief ich auS.
„Kannten Sie sie, Kandidat?" fragte der Baron freudig bewegt und rollte
sein Gesicht mir zu.
„Nee, aber Egelund hat ja seine Haushältuin nach ihr getauft."
„Ja, der Egelund!" lachte der Baron und sein Bauch wackelte; „er ist ein
großer Filou! Ach, Kandidat, wollen Sie mir nicht die Chartreuse reichen?"
„Darf ich einschönken?" sragte ich galant.
„Danke, danke, danke!" sagte er und legte seine Hand liebkosend auf meine.
Seine Finger waren weich und feucht wie die eine« Walsermannes, „Wissen Sie,
wozu er den Hund brauchte?" fragte er dann und grinste wie ein Zugwind, der
sich durch eine Thürspalte preßt. „Hirr, hin, hir—r—r!"
„Nein."
„Zu seinem privaten Vergnügen! Was? hirr, hin, hir—r—r." Und er stieß
mich mit dem Ellbogen in die Seite.
Ich antwortete nicht. Und kurz darauf sragte er: „Haben Sie den Kammer»
Herrn gekannt, Kandidat? Nee?"
„Ne—e," sagte ich.
„Ein vortrefflicher Mann, ganz vortrefflicher Mann! Aber eifersüchtig,"
„So—o?"
„Ja. Er verbot seiner Frau, mit mir zusprechen; mit mir! Hirr, hin, hirr!
Können Sie verstehen?"
„Nee!" sagte ich,
„Traurig, daß das Gut zerrissen werden sollte! Kannten Sie den alten
Etatsrath, Kandidat?"

Z74 Di« Zukunft.
„Den Bat» des Kammerherrn?" ftagte ich.
„Nee, nee, natürlich! Er halte ja daS ungeheure Vermögen verdient im Anfang des Jahrhunderts. Andere verloren; er verstand es! Kaufte Frörup hier »ndElmelunde und Knäkholte auf Fünen. Schade, daß keine Kinder kamen! Wissen Sie, was man sagt?" fragte er plötzlich und drehte den Kopf mir zu.
..Nein!"
»Man sagt als ganz gewiß, daß die alte EtatSräthin den Kammerherrn und auch seinen Bruder, den Kammerjunker, verschneiden ließ . . . Hirr, hirr!'
„Das habe ich noch nicht gehört."
„Ja. Denn sie war ja schlimm. Der Diener und der Kutscher; wer da wollte! Und so hatte sie wohl Angst davor, daß die Kinder ihre bezaubernden Eigenschaften erben könnten."
..Wollen Sie nicht eine neue Cigarre, Baron?"
..Danke! Und sie soll« selbst gemacht haben, während der Wagen den Arzt holte. Tüchtige Frau, was? Haben Sie ein Messer?" fragte er dann und legte seine Hand auf mein Bein.
„Bitte schön", sagte ich.
Er nahm das Messer. „Das ist warm", sagte er, „von den jungen Glie» dern — hirr, hirr, hir—r—r!"
Ich rückte von ihm ab. Er saß und sah mich von der Seite an, während er die Spitze von der Cigarre abschnitt.
„Sie reisen bald?" fragte er dann,
.Ja, in diesen Tagen,"
„Kommen Sie nicht erst nach Wtntersborg?"
„Ja, danke, wenn mein Bruder Pferde hat."
„Würden Sie nicht Luft haben, eine acht Tage bei mir zu bleiben?"
„Danke. Das kann ich »irklich nicht."
„Ueberlegen Sie sichs. Sie sind willkommen"
„Danke,"
Pause.
Der Baron lag immer noch ans dem Genick und stierte gegen die Deck«.
Die Cigarre hatte er in ein mächtiges Meerschaumrohr mit Bernsteinspitze gesteckt.
Alle seine Finger waren mit Ringen verziert.
.Wollen mir nicht hineingehen und Billard spielen, Herr Baron?" fragte ich.
„Nein, junger Mann! Wir befinden uns hier ja ausgezeichnet. Gießen Sie sich eine Chartreuse ein!" sagte er und legte die Hand auf meine Schulter, so daß ein paar Fingerspitzen auf meinen Hals zu liegen kamen. Es fuhr mir kalt über den Rucken.
..Ich glaube, ich möchte lieber Cognac", sagte ich und stand auf. Rahm mein GlaS und ging durch die Wohnstube in das Billardzimmer.
.,. „Wie groß ist Förup eigentlich?" hörte ich den Jägermeister von GotteS« gase sagen, als ich in der Thür stand.
„Heute ist Das noch gut seine dreitausend Tonnen Land!" gluckste Pächter Egelund; „denn 's ist unmanierlich flacheS Waffer!"
Thierarzt Hansen sah in einer Ecke mit eine« Cigarre im Munde und hatte ein Blas Cognac im Fensterrahmen stehen.
„Na, Thierarzt", sagte ich, »worüber denken Sie denn hier nach?"

Mittag.
37S
„Ich verdaue", sagte er.
Ter Thierarjt war Junggeselle. In den elf Jahren, die er in Kamftrup ansässig war, hatte er regelmäßig in jedem Frühjahr bei einer der wohlhabenderen Hofbesitzertöchter angehalten, aber eben so regelmäßig einen Kord bekommen. Dieses aufreibende Leben hatte einen stillen, wehmuthvollen Zug über sein Gesicht und sein ganzes Austreten gebracht. Wenn man in Gesellschaft auf ihn stieß, stand er gewöhnlich an einem Thürpfoften und lächelte in sich hinein. Oder er sah in einer Ecke und dachte. Uebrigens liebte er, sich einen ganz Pillen Rausch zu holen, sagte man. Ich setzte mich neben ihn. Wir saßen eine Weile schweigend und sahen den Spielern zu. Dann sagte der Thierarzt ganz in der Tiefe hinter seinem Bart:
.Das war ein sehr gutes Mittagsessen."
»Ja", sagte ich. .Die Wirthschaftenn hat Ehre damit eingelegt."
Der Thierarzt leerte sein CognacglaS und ich füllte es wieder. .Danke!" sagteer. Eine Weile danach: »Denkt Ihr Bruder nicht daran, sich zu verheirathen?'
»Ist ja nicht so leicht, eine Lebensgefährtin zu finden,"
»Nein", sagte er, von meinen Worten getroffen. „Aber meiner Meinung nach muß man doch suchen, bis sich die Rechte zeigt."
‚Ja—a, gewiß. Aber woran soll man erkennen, daß eS die Rechte ist?"
»Das fühlt man', sagte de« Thierarzt brütend und nippte an seinem Cognac.
.Und wenn sie Ja sagt, dann . . ."
.Ja—a, darauf kommts eben an!"
„Ich für mein Theil", fuhr er fort, „schätze die Frauenzimmer ungemein hoch."
‚Jch auch? es ist ein Duft über ihnen . . ."
.Kannten Sie SSren HenriksenS Tochter Christine, die sich jetzt hier im Juni mit RasmuS Nielsen in Tjörnebv verheirathete?"
„Nein."
„Ein Mädchen ohnegleichen", sagte der Thierarzt und stierte vor sich hin,
.Aber nun ist sie verheirathet."
„Hat sie nicht eine Schwester?"
„Ja", sagte er mit demselben stieren Blick; „aber die ist fett und sie riecht."
.Was thut sie?"
„Ja. Das thun meiner Wahrehmung nach alle fetten Frauenzimmer. Sie «agiren sauer wie alte Ziegenböcke."
.Na-a", sagte ich, „Das weiß ich doch nicht!"
„Kannten Sie Jörgen Andersens Mathilde? Die sich mit Fredrik Larsens Sohn in Kastbjerg verheirathete?"
„Nein."
„DaS war auch ein Mädchen! So schlank, daß man sie mit den Händen umfassen konnte. Aber diese größeren Bauern haben eine gewisse Neigung, unter einander zu Heirathen", schloß er schwermüthig und leerte das CognacglaS.
„Ja, jeder Stand hat so seine Borurtheile. Ein GlaS Cognac?"
„Danke!"
Ich nahm die Flasche und schänkte ein. Und der Thierarzt versank kurz darauf wieder in Grübeleien.
. . . „Was hast Du mit dem Baron gemacht?" fragte niei» Bruder mich.
„Er sitzt im Kontor."

Die Zukunft.
„Allein?"
„Ja, ich glaube."
„Bist Du verrückt. Mann!" rief er auS und eilte hinein, um dem Baron Gesellschaft zu leisten.
Einen Augenblick später kam er zurück.
„Er schläft!"
Nun schlichen Alle hinein, um den Baron schlafen zu sehen. Und d« sa» tirische Rechtsanwalt Jngerslev ging au da? Sofa und streckte segnend seine Hand über ihn aus und citirte mit Gefühl: „Hier liege ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!"
. . . „Hier ging ich im Borjahr einmal", begann Verwalter Fredriksen und lächelte. „Ich wollte runter zu der Eindämmung und nach dem RapS sehen."
Der Verwalter war ein breitschulteriger, starkgliedriger PSchterssohn von vier» oder fünfundzwanzig Jahren mit einem großen, bartlosen Jungengesicht. Kr und ich gingen durch die lange Allee, die von zwei gestutzten Buchenhecken ge» bildet wird und sich von dem hintersten Rasenplatz gerade bis dahin erstreckt, wo der Wald beginnt. Diese Hecke ist Frörups Stolz. Sie ist über drei Ellen hoch und vollständig blattdicht bis auf die Erde. Auf der einen Seite ist Fruchtgarten, auf der anderen giebts Kartoffeln und KüchenKäuter.
Als man vom Billardspiel genug hatte, war man in de« Garten gegangen.
Nur der alte Egelund, der Baron von Wintersborg und der Meiereipächter Drejer von NSjsomhed blieben oben im Kontor sitzen.
„Wir zwei gehören zur Fettrasse!' sagte Egelund, als er sich auf das Sofa neben dem Baron niedersinken ließ. »Und wir eignen uns nicht dazu, Kaprifolien im Brünen zu machen.'
Der kleine wortknappe Meiereipächter mit den Schweinsaugen hatte sich re» p e ktvoll auf einen Stuhl etwas entfernt von den beiden Anderen gesetzt. Er war stets daran, vor verhaltenem Lachen zu bersten, wenn Egelund den Mund öffnete.
Der Meiereipächter wollte auch nicht in den Garten. Der Verwalter und ich waren, wie gesagt, mit einander gegangen.
»Und gehe hier und schwenke meinen Stock", fuhr er fort, „und schlage nach Steinen und Löwenzahn und Schierling und was mir so in den Weg kommt. Und da sehe ich auch in einer Lichtung der Hecke einen von den großen weiß» gelben Pilzen, Sie wissen schon, wie so viele da unten im Schilf unter den Sumpfweiden wachsen. Das war ja Alles so in Gedanken', sagt er dann. .Sonst hätte ich ja begreifen müssen, daß so waS nicht hier oben wächst, wo eS so trocken ist! Und ich schwinge meinen Stock und gebe dem Pilz einen ordentlichen, derben Hieb." Er lachte los und stieß mit dem Fuß nach einem Stein, so daß er durch die Blätter zwanzig Ellen fortraschelte. „Aber eS dauerte auch nicht lange und ich erschrak ein Bischen", fuhr er fort; „denn wie ich auf den Pilz loshaue, giebt dn ein Gebrüll von sich und ist sofort weg.'
„Wie?'
„Und da warS, hol mich der Deibel, eins von den JSteweibern, das auf der anderen Seite unter der Hecke sah und ein Geschäft machte!"
„Arme Frau!" sagte ich.
„Aber ich bekam ja nie zu wissen, wer von ihnen 's war", lachte der Ber»

waltn, .denn sie glaubte natürlich, daß ich Da« mit Willen machte. Oder sie meinte vielleicht, es war der Besitze« selber, denn man kann ja nicht durch die Hecke sehen. Na, die Bauernbande ist übrigens 'n Pack und es ist ihnen gan, gut, wenn sie von Zeit zu Zeit 'nen Hieb bekommen!"
„Sie sind wohl nicht schlimmer als andere Menschen."
.Ja, bei Gott, sie sind schlimmer! Ihnen fehlt ja alle Bildung."
„Woher sollten sie Bildung haben?"
„Auch sind sie faul, daß es nur so raucht!"
„So—o? Ich habe einen ganz anderen Eindruck erhalten."
»Ja, Sie verstehen sich natürlich darauf! Aber Sie sollten nur eine acht Tage Verwalter sein! DaS ist ein Hundeleben! Bon einem Feld zum anderen muß man laufen! Hier ausschimpfen und da Einem eine Maulschelle runterlangen! Nee! Und wenn man wenigstens Aussicht hat, sein eigener Herr zu werden! Aber damit ftehts ja schwach. Und das Bischen Gelehrsamkeit, daS man sich auf der Hochschule eintrichterte, geht zum Deibel. Auf muß man morgens um Drei, Vier und rum auf den Feldern. Und dann sitzt man und schlaft beim Abendbrot. Und dann WS Bett und wieder auf! Pfui Deibel, so'n Leben."
.Aber, Fredriksen! Was ist Das mit Ihnen? Sie pflegen doch sonst nicht die Dinge so schwarz zu sehen."
.DaS thu' ich auch gar nicht!"
.Na, waS ift denn da los?"
Fredriksen blieb stehen und sah mich an und die Muskeln in seinem großen Beficht bebten, .Sie wissen ja, Herr Kandidat, daß ich mit meiner Cousine ver» lobt bin. Das ist ihr Bild, daS in der Kammer auf der Kommode steht."
.Ja; bei Der möchte ich Sie ausstechen."
Er lächelte durch ThrSnen. .Und »u hatte ja Onkel, der Malzer drüben auf Falster, versprochen, Fllnfzehntausend in 'ne Pachtung zu stecken. Und Alles war klar und wie es sein sollte. Ich sollt« die Pacht im Januar übernehmen und wir sollten im Frühjahr Hochzeit halten."
»Aber von Alledem haben Sie mir ja vorher kein Wort erzählt!"
.Nein, denn eS sollte erst vollständig abgemacht sein."
.I« eS denn nicht?"
.Ne—e", sagte er und sah trist au<, .denn Dinstag bekam ich 'nen Brief vom Onkel. Un jetzt will er haben, daß ich sein Compagnon in der Mälzerei werden soll. Das ist viel sicherer als das Landmesen, sagt er."
.Na, aber dann brauchen Sie sich ja auch nicht mehr mit den Bauern rum» zuschlagen, Fredriksen."
‚Hmm!" sagte er und fuhr durch die Luft, so daß ihm die Manchette bis über die Finger rutschte. .Das war ja bloS Gerede von mir vorhin! Was An» deret auf der Erde taugt ja doch nichts als daS Landwesen. Ich kann doch nicht Malz machen."
.Ach, Da« lernen Sie bald."
.Ja, aber ich will nicht," sagte er energisch. »Dann lieber sich rumd«ücken und Verwalter sein Lebtag bleiben!"
.Können Sie den Mann denn nicht zur Vernunft bringen?"
.Das ists ja eben! Könnte ich bloS rüberreisen zu Onkel und mit ihm

reden! Ich kann DaS nicht so richtig schreiben, was ich meine. So würde Da« schon Alles int Reine kommen, denn er ist sonst ein prächtiger Mann. Und Tante Halts mit mir; und Mathilde! Aber wie soll ich fortreisen mitten in der Ernte?'
.Haben Sie mit meinem Bruder davon gesprochen?"
.Ne»e!" sagte er erschrocken.
.Das sollten Sie aber thun, Fredriksen!"
.Ich darf Da« doch nicht!' sagte er und wand seinen schweren Körper, »Was Deibel sollte der Proprietär sagen, wenn ich komme und um Urlaub bitte gerade in der Zeit, wo am Meisten zu thun ist!'
.Soll ich erst mit ihm reden?'
.Wollen Sie?' fragte Fredriksen und seine Augen leuchteten.
.Ja.'
.Ja, aber möchten Ties auch?'
.Ja'
.Denn wir sollen Weizen einfahren."
.Ich machs schon.'
„Sie müssen, hol mich der Deibel, mich besuchen, wenn wir verheirathet sind!" ries er aus und machte ei» paar Tanzschritte, daß die Erde bebte.
.Danke, Aber wenn ich Sie dann bei Ihrer Frau aussteche?"
»Ach waS!" sagte er und wars einen Blick auf meine schlanke Gestalt. .Sie sind wohl nicht so gefährlich!'
... Unten am Ende der Allee fanden wir Rechtsanwalt JngerSlev und Förster Peterssen. Sie saßen auf der Auösichtbank und sahen träumerisch über die Landschaft hin. .Hier ifts wirklich schön!' sagte der Rechtsanwalt. .Und solch Kleefeld! Ich bekomme zu Zeiten eine ganz rasende Lust, Kuh zu sein!'
»Sie könntevs doch niemals weiter als bis zum Bullen bringen!' brummte der Förster.
»Kusch, alte« Pulverhorn!' sagte JngerSlev und klopfte dem Förster auf den Bauch,
Plötzlich zeigte sich Fräulein Jensen i» mausgrauem Seidenkleid und mi italienischem Strohhut.
.Ich wollte die Herren bitten, gefälligst zum Abendessen zu kommen", sagte sie und spielte verschämt mit der Fußspitze im Kies des SpazirwegeS.
»Danke, mein Lamm!" De« Förster nickte und warf ihr eine Kußhand zu, Jensen stieß ein schamhaftes Wiehern aus und verschwand in einem Seitengangt.
.Haben Sie die Volkszeitung heute morgen gelesen?" fragte mich der Rechts» anwalt, als wir mit einander durch die Allee gingen.
„Ja; ein spaßiges Referat!"
.Ist DaS nun nicht deS Satans mit dem alten Finsieraarhorn?" fluchte Jngersle«. „Er macht unS zum Gelächter im ganzen Landl Na, aber eö ist ja wohl seine Art, das von den Vätern Beerbte zu bewahren!"
.Er fand den Antrag anmaßend', sagte ich. »Was irritirt ihn denn eigen!» lich an den unglücklichen Fahrrädern?'
„Tie kommen so ‚lautlos'i und der Mann ist etwas schwerhörig,'
„Und nervbS muß er sein."
„Ja. Aber als Skibfted sagte, daß der Fahrer sich ja bemerkbar machen

könne, schrie er: ‚Ja, ja, ja! Aber auf welche Weise? Auf welche Weise?' Sie sollten ihn gesehen haben! Ich erwartete bei meiner Seligkeit, der Mann würde einen Schlaganfall bekommen! Und als ich dann sagte: sie können ja klingeln, es sei doch ein Glocke am Rad, da kreischte der Alte in der allerhöchsten Fistel: Wenn das Klingeln kommt, weiß ich nicht, wo ich hin soll!"
„Der arme Esel!"
„Und da hätten Sie den Blick sehen sollen, den er mir zuwarf! Mittwoch, als ich meine Maschine durch die Langgade führe, geht er und Thusnelda vor mir her. Und als ich gerade an sie 'ran gekommen war, klingle ich. Und der Deibel se-pa-rirt das Paar. Sie galopiren im Bogengang jedes über seinen Rinn» stein! Da stand er nun und quasselte Etwas von .unseren Kindern'. Dabei hat seine Frau, bei Gott, nur einmal eine Fehlgeburt gehabt! Können Sie sich Das denken! Neulich kommt ein fremder Radler, der nichts von dem Verbot wuhte, durch die Langgade gefahren. Der Alte steht zufällig am Fenster: Missen Sie nicht, daß Sie hier auf dem Boden der Stadt nicht fahren dürfen?' brüllt er. Rein, sagt der Andere. .Wollen Sie sofort aufhören? Hier regire ich!' So brüllt der Alte und schickt das Mädchen 'raus inö Entree nach der Dienstmütze."
«Der Mann muh ja ein Bischen ...
„Ach, er ist sicher nicht schlimmer als die meisten alten .Institutionen'!" sagte Jngerslev und riß ein Blatt aus de« Hecke. »Dahinter steckt seine Thusnelda, Sie hat sich wahrscheinlich auf ihren Inspektion!ouren gestört gefühlt. Sennen Sie die Frau?"
„Nein."
.Dann können Sie sich glücklich preisen, mein Lieber! Das ist eine kleine, dunkel gekleidete, gebrechliche Erscheinung mit einem Paar boöhafter Augen unter einer Art schwarzen Ampferblatts von Hut. Sie läuft immer mitten über die Straße und spürt wie ein Marder auf Alles, was sie in die Klauen bekommen kann. Ein angenehmes Frauenzimmer!'
„Kommen Sie in das HauS?"
„Nein, Gott schütze und bewahre mich davor! Ich kam einmal hin und da stießen wir zusammen. Seit der Zeit kann weder er noch sie mich ausstehen!"
.. .Dri» in der „Galerie", wie Pächter Egelund daS lange, mit Fliesen belegte Vestibül nennt, das von der Wohnstube und dem Kontor hinüber zum Rittersaal, zur Eßftube und zu den Gastzimmern führt, trafen wir die Gesellschaft beisammen. Alte Bilder hängen an den Wänden. Königsportraits und Jagdftücke und biblische Bilder; Moses, der Waffer aus dem Felsen schlägt, und Josef, der sein Gewand bei Potiphars Frau läßt. Und die Decke ist mit Stuckarbeiten versehen, die die Rahmen um drei große Malereien bilden, nackte Waldnymphen und bocksfützige Faunen in allerlei Situationen.
Ich war zufällig auf Vorsteher Jochumsen von der taageruper Hochschule zugegangen. Er stand in der Fensternische neben der Thür zum Rittersaal und sah hinaus in den Schlohgarten.
„Diese alten Burgen!" sagte er, als er mich sah und streckte zärtlich beide Arme mir entgegen.
Ich lächelte und ergriff seine Hände.
„Dieses ist auch herrlich!" sagte Jochumsen und zeigte auf die Deckengemälde.

Die ZuKiist,
.Aber ich würde doch lieb» biblische Motive genommen haben; die Erschaffung des WeibeS, den ersten Brudermord ..."
»Und Jonas im Walfisch!' ergänzte ich. „Haben Sie die Gemälde an den Wänden gesehen, Herr Vorsteher?"
»Ja; hochinteressant I Christian der Vierte da . . ."
„Der ist seh, spaßig", sagte ich.
„Bermuthlich vor der Schlacht auf der kolberger Haide?"
„Bermuthlich."
„Wie alt sind diese Bilder?"
„Das weih ich nicht; das Schloß wurde ungefähr 1673 gebaut."
„Diese alte» Familien!" sagte Jochumsen und legte mild lächelnd den Kopf auf die Seite. »Also kurz vor dem schonenschen Krieg,"
„Wie meinen?"
„Also kurz vor dem schonenschen Krieg!" wiederholte er und lächelte weiter.
„Ja-a, kurz vor dem schonenschen Krieg;"
„Ist es erlaubt, in den Oberbodensaal zu sehen?" fragte der Vorsteher.
„Ja, bitte schön . .
Jochumsen öffnete pietätvoll die Thür. „Kornboden!" rief er mit tiefer Entrüstung.
„Tja»a", sagte ich mit einem verlegenen Schulterzucken.
„Das ist auch vollkommen korrekt!" hieß es plötzlich neben mir.
Es mar Besitzer Haslund von Minkalyft. „Hübsches Lokal!" sagte er. »Darf ich mal reingehen? DaS ist des SatanS!" fuhr er fort und kratzte sich hinter den Ohren. „Wer so 'nen Boden hätte! Meiner zu Haus ist ja nicht annähernd so groß, Herr Jochumsen! Wissen Sie (damit wandte er sich direkt an mich), daß Minkalyft aus Steinen von dem östlichen Flügel hie, gebaut ist?"
„Nein."
„Und Hans Peter HenningsonS Hof und Mittel Kjüldbergs aus dem weft» lichen Flügel und die meisten Häuser in Udby aus dem Thorflügel."
„Ja", sagte ich, ‚DieS hier war ja 'mal ein gewaltige, Kasten."
»Der ist noch groß genug", sagte der Besitzer. „Was Deibel sollen die Kasernen? Wir sind doch Alle Menschen! Ihr Bruder sollte ihn ruhig als Armen» Haus verkaufen!"
Bei dieser Replik verzog sich Borsteher Jochumsen aus der „Galerie".
„Wo sind alle die alten Väter geblieben?" fragte Haslund und deutete nngS auf die Wände.
„Die sollten an die Familie Rosenhjelm übergehen, als der alte Kammer» Herr starb.' Sie wissen ja, Haslund, die Frau war eine geborene Rosenhjelm."
„Nee, Das weiß ich nu nicht. Na, aber so geht eine Zeit nach der anderen. Nu hat die So^e Leute bald weiter nichts als die Portraits übrig. Aber holS der Deibel, wenn wir blos die Höfe bekommen! Doch Das wäre in aller Liebe geredet, wie Jochumsen zu sagen pflegt! Wo Deibel ist Der geblieben?"
»Gr ging 'raus zu den Anderen", sagte ich.
„Wozu braucht Ihr Bruder Den?" fragte Haslund und zeigte auf einen großen Kronleuchter mit GlaspriSmen, der an de« Decke hing.
»Der wird angesteckt, wenn hier Erntefest ist.'

Godwin« Ethik.
»Ich kann wirklich nicht verstehen, daß er das alte Gerümpel nicht der»
kauft! Wie die Krone da und die Malereien und die alten Basen im Kontor!"
»Aber es ist doch ganz nett, solche Sachen zu haben.'
.Ja, wenn maus dazu hat. Aber Geld bleibt doch immer Geld!"
. . . »Proprietär Haslund, darf ich die Ehre haben?" sagte mein Bruder,
der nun in die Thür trat.
.Essen?" fragte Haslund.
.Ja."
.Das mache ich mit!"
.Willst Du Vorsteher Jochumsen nehmen, Johannes?"
Und ich ging hin und nahm Borsteher Jochumsen.
.Glauben Sie nicht, Herr Kandidat", begann er vertraulich, als wir Arm
in Arm über den Fliesengang nach der Etzftube gingen, .daß Proprietär Haslund
<ein prächtiger Mann übrigens) in allzu hohem Grade geneigt ist, auf das Praktische
zu sehen, das Ae . .
‚Ja, Das glaube ich auch."
.Man muß doch bedenken", fuhr der Vorsteher fort, »wenn ein Landwirth
beginnt, seine Borzeiterinnerungen verhöhnen zu lassen, seine historische« Ueber»
bleibsel, wenn ich so sagen darf, dann sieht es wahrlich schlimm aus! Das ist in alle«
Liebe gesagt", fügte Jochumsen hinzu und legte mild seine Hand auf meinen Arm.
.Gewiß!" sagte ich.
Und damit gingen wir zum Abendbrot hinein,
Kopenhagen. Gustav Wied.

Godwins Ethik.*)

odwins Idee über die Beziehungen der Geschlechter, wie sie in der .Poli»
tischen Gerechtigkeit" sich darstellen, bilden einen Theil seines anarchistischen
System«. Nach seinem eigenen Zugeständnis; lassen sie sich innerhalb der bestehenden
Gesellschaftordnung nicht verwirklichen.
Die Persönlichkeitrechte, kraft deren Mary Wollftonecraft sich jenseits dieser
Gesellschaftordnung stellte, vermochten sie vor der Verzweiflung nicht zu schützen.
Fäden knüpfen sich von diesen Lehren und Geschicken zu einer Bewegung der Ge»
genwart für Mutterschutz, die ihre werthvolle praktische Thätigkeit ausübt unter
der Flagge: Neue Ethik.
Sie will, gleich Godwin in seinem anarchistischen System, den grschlecht»
lichen Verkehr veredeln. Innerhalb und außerhalb der Ehe. Nicht etwa Beseitigung
dauernder Lebensgemeinschaft ist das Ziel. Nur soll diese Tauer zu einer frei

*) „William Godwin und Mary Wollstvnecraft" nennt Fräulein HeleneSimon
die soziologische Studie, die sie bei C, H, Beck in München erscheinen läßt und in der sie
Von den Ahnen deranarchistischenTheorie und der FrauenbewegunghöchstLesenswerthes
berichtet. EinpaarAbsatze aus demSchlutzkapitcl sollen dem ernsten Buch Freunde werben.

gewollten, nicht äußerlich erzwungenen, sich gestalten. Zw«: Gatten, deren Ehe vor den inneren Gesetzen nicht mehr besieht, sollen sich trennen. Sollen ungehemmt ein neues Bündniß schließen können. Aber die letzten Ideale der Bewegung sind monogamischer Natur. Ihr Kampf wendet sich nicht gegen die Einehe, sondern gegen die nur schembare Monogamie, die sich öffentlich als Einehe geberdet, in der That jedoch ein Nebeneinander von Ehe und Ehebruch, Bermögensgemeinschoft und Freier Liebe mit allen Ausartungen der Polygamie bis zur Prostitution, ein Nebeneinander von inhaltlos gewordener Form und Inhalt ohne Form darstellt.
DaS Wesen der Ehe, die Liebe, lehrt die neue Ethik, irrt Heimathlos, muß in Nacht und Dunkel ein mit Schmach beladeneS Dasein fristen. Und die Ehelüge beherrscht hart und erbarmunglos das urbare Land, blickt kalt auf die Befallenen und treibt sie der Prostitution in die gierigen Arme,
Ein ehrliches Heimathrecht der Liebe will die neue Ethik schaffen. Die alte bürgerliche Moral und ihre Gesetze haben nicht vermocht, tausendjähriger Unsittlichkeit, tausendjährigem Unrecht und Unglück zu steuern. Deshalb fordert die neue Ethik äußere Freiheit der geschlechtlichen Beziehungen, bürgerliche Gleichberechtigung der Verirrten und Gesunkeven. Räumt den Zwang und die Aechtung hinweg: und der Seelenadel wird seine Schwingen heben! Dann wird das Chaos die innere Gesetzmäßigkeit, die sreigewollte, dauernde Lebensgemeinschaft von Vater, Mutter und Kind gebären. Die Erotik spielt bei der neuen Ethik eine etwas unangenehm vordringliche Rolle. DaS ist wohl nur eine Uebergangserscheinung, die sich auS der Reaktion gegen die allzu laut betonten Glücksmöglichkeiten des coelibatöre» weiblichen Berufslebens erklärt.
Aber die neue Ethik hat auch ernste Gefahren gezeitigt. Sie löst die Hemmung» Vorstellungen überkommener Moral. Freiheit und Persönlichkeitrechte werden nicht scharf geschieden von dem mangelnden Verantwortungsgefühl und von rücksicht» losem Egoismus, von Unbeherrschtheit und allzu leichtem Jasagen zu dem eigenen Begehren. So fallen unter den Nachläufern »Opfer ohne Zahl'. Doch daraus kann man der neuen Ethik eben so wenig einen Vorwurf machen wie etwa Goethe auS der Selbstmordepidemie der Wertherinfektion; wie Schopenhauer und Nietzsche auS der Schaar unreifer Nachbeter der Weltverveinung oder Weltbejahung. Auch DaS sind Kinderkrankheiten, die sich überwinden lassen. Und den Gefahren stehen größere Gewinne gegenüber. Selbst dann noch, wenn man absieht von de« aus» gezeichnete» praktischen Arbeit de« Bewegung für Mutterschutz, absieht von den hilf» reichen Händen, die sie den Aermsten der Armen, verlassenen Müttern und ihren Kindern entgegenstreckt. Hier liegen wichtige Werthe, die von den Gegnern leider nicht immer nach ihrer Bedeutung und der darin enthaltenen Summe von Energie» entfaltung eingeschätzt werden.
Diese praktische Arbeit ist untrennbar von de« Verbreitung größter Duld» samkeit und Gerechtigkeit, von jener inneren, wissenden Sittlichkeit, die bestimmt ist, die unvermeidlichen Härten der Gesetze zu mildern und das Wesen von seiner zeitlich nothwendigen Hülle zu trennen. Sie dient zugleich der Verschärfung des elterlichen Pflichtgefühles, indem sie die Haftbarmachung der Bäter für ihre Sprößlinge anstrebt und den Säuglingen die mütterliche Nahrung und Obsorge zu erhalten sucht. Sie rechnet in jedem Sinn mit der bürgerlichen Gesellschaft und ihren Bedingungen. Ist soziale Reform aus dem wichtigen Gebiet des Mutter» und

Jugendschutzes, Als solche ist sie grundsätzlich verschieden von den Theorien der neuen Ethik. Aber auch rein theoretisch kommt der neuen Ethik ein Verdienst zu: die Erweiterung der Erkenntnis; auf sexuellem Gebiet.

Freilich macht man der Bewegung zum Borwurf, daß unter ihren Anhängern zu viele seien, die jenseits der Familienbande und ihrer Erfahrungen stehen und deshalb nicht befugt sind, Theorien über die Familie aufzustellen. Dagegen muß man fragen, ob die innerhalb der Gesetzlichkeit und der Familienbande sich be» hauptenden G'gner nicht auS der Enge persönlichen Daseins heraus urtheileu und verurtheilen. Haben die Frauen, die in jungen Jahren Gattinnen, in jungen Iahten Mütter werden, haben selbst die tiefsten, mit dem weitesten Blick begabten unter ihnen eine gerechte Würdigung für das Kampfleben Derer jenseits des Hafens? Es kann auch im Hafen stürmen; und daS Schiff mag hart anprallen an die engen, reglosen Uferwände, die ihm den Weg in die Freiheit versperren. Doch es ist ein anderer Kampf als der auf offenem Meer. Und wenn jetzt die große Minderheit Derer zu Worte kommt, deren Lieben verkümmerte oder Schiffbruch litt, so hat auch Dies Werth und weist sozialen Erkenntnissen und Reformen, weift der Weiter» bildung der Gesetze neue Bahnen.

Nicht der Subjektivismus dieser Bewegung bewirkt den Kurzschluß; die Ursache ist, daß ihre Vorkämpfer nicht zu Ende denken. Sich und uns nicht ein» gestehen, daß ihre Lehre folgerichtig in die Weltanschauung entweder des Sozialismus oder des Anarchismus münden müßte. Dem Rahmen der individualistisch»bllrger» lichen Gesellschaft, die sich aufbaut auf der Einzelsamilie, deren volkswirthschastliche Grundlage der Einzelhaushalt bildet, läßt sie sich nicht eingliedern.

Mag man dem Sozialismus, mag man dem Anarchismus zustimmend oder ablehnend gegenüberstehen: in jedem Fall muß man sich mit ihrem Jdeengang als dem zweier geschlossenen Denksysteme auseinandersetzen. ES ist jedoch unmöglich, eine Sonderethik jenseits der gesammten Weltanschauung sür das sexuelle Gebiet zu schaffen. Unmöglich, die geschlechtliche Beziehung außerhalb ihres Zusammen» Hanges mit dem Gesellschastkörper zu betrachten.

Die natürliche Folge der geschlechtlichen Verbindung ist das Kind, sür das n der bürgerlichen Gesellschaft die Eltern die wirthschaflliche und sittliche Ber» antwortung tragen.

So groß der Einfluß des NeoMalthusianismus sein und werden mag: ihm wird wohl, von den untersten Bevölkerungschichten abgesehen, auch da nie das letzte Wort verbleiben, wo zwei Menschen sich in wirklich junger, reiner Leiden» schaft finden. Und die bürgerliche Moral, die sich aus der Einzelwirthschaft ergiebt und in ihrer Art und unter bevölkerungproblematischen Beweggründen eine soziale Einschränkung des Individualismus darstellt, fordert und fordert mit Recht: Ent- haltsamkeit oder Verantwortlichkeit sür die Folgen des geschlechtlichen Verkehrs. Die ständige Umgehung dieser Forderung ändert eben so wenig an ihrer Berech» tigung wie etwa der ständige Diebstahl an der gesetzlichen Berechtigung des Privat» eigenthumes, so lange man sich auf den Boden der bürgerlichen Gesellschaft stellt. Deren Ordnung wäre ohne Ehegesetz so undenkbar wie ohne Eigenthumsgesetz. Falsch ist deshalb, zu fagen, die Ehegesetze seien ohnmächtig oder ohnmächtig geworden. Ohne sie wäre unsere Kultur undenkbar, wären wir nie aus dem Sta» dium zügellose« Gewaltherrschaft, thierischer Sinnlichkeit herausgewachsen. Und

mit den bestehenden Besetzen würde auch unsere ganze Kultur wieder zusammen» stürzen und auS dem Chaos die Gewaltherrschaft erstehen, wenn unsere alte Gesellschaftordnung nicht durch ein neues soziales System, mit neuen öffentlich-recht' lichen Bedingungen, abgelöst würde, Gesetze und Gesetzeszwang sind nothwendize Kompromisse zwischen unseren Kulturzielen und unserer menschlichen Unvollkom» menheit. Sie werden Quelle neuer Uebel, wo ihre Wandlung mit dem raschen Lauf der Dinge nicht Schritt hält. So leiden Enkel unter den Kulturerrungenschafteu der Väter. Immer aber, ob schnell, ob langsam, folgen die Gesetze der jeweiligen EntWickelung, sind sie in ständigem Fluß. Und aus diesem Fließen und sich Wandeln mag sich allmählich eine neue Gesellschaftordnung gestalten, die mit der heutigen nicht viel Aehnlichkeit mehr hat. Auf de« Grundlage der bestehenden Ge» sellschaftordnung aber ist keine soziale Ethik denkbar, die nicht in der strengen ge> setzlichen Gebundenheit der Einzelfamilie die Grundlage des Staatswesen? sieht, ist keine soziale Ethik denkbar, die nicht die Beziehung der Geschlechter im Lichte diese« Bindung werthet.

Mag eine außereheliche Beziehung vor dem Forum «einer Sittlichkeit noch so hoch stehen: sie muß das Odium der Gesellschaft hinnehmen, da sie gegen deren Gesetze verstößt. Und hinnehme» all das Widrige und Häßliche, daS sich an gesellschaftliche Verstöße knüpft, wo vielleicht von Mensch zu Mensch das adeligste Band besteht. Wer den Jkarusflug wagt, muß jeden Augenblick des Sturzes in die Tiefe gewärtig sein. Muh gewärtig sein, Unschuldige mit herabzuziehen. Denn auf dem Boden der bestehenden Gesellschaft schuldet, unter sozialethischen Rück» sichten, jede Frau ihrem Kind emen gesetzlich anerkannten Bater, jeder Mann seinem Kind eine gesetzlich als seine Gattin anetkannte Mutter.

Hebt man die wirthschaftlich» sittliche Gebundenheit de« Eltern durch das Kind auf, dann bleibt folgerichlig nur der sozialistische Ausweg der staatlichen Kindererziehung oder das anarchistische Glaubensbekenntnis; von der Entbehrlichkeit aller Süßeren Bindung. Nur wenn an die Stelle der Einzelfamilienerziehung die völlige Uebernahme dieser Aufgabe durch den Staat oder die Gesellschaft tritt, wird daS Ehegesetz, das heute Eltern im Interesse der Kinder an einander fesselt, hin» fällig, kann daS Zusammenbleiben der freien Wahl anheimgeficllt werden, können Väter oder Mütter ihre wirthschaftliche Verpflichtung ablösen, indem sie ihren Beitrag in der einen oder anderen Gestalt an die öffentliche Erziehungskasse leisten. Der Erzeuger und die Erzeugerin werden nicht als pulei- oder m»t,er tllmiliäs, aber als Staatsbürger von einem strengen Pflichtennetz umsponnen weiden.

Ob die Auflösung der Einzclfamilie einen Kulturfortschritt bedeuten würde, ob sie mit unseren Menschheitldealen und Perjönlichkeitbestrebungen sich vereinbaren läßt: T»s sind Streitfragen, die wir an dieser Stelle nicht auszutragen haben. Hier gilt es, zum Bemußisein zu bringen, daß angesichts der menschlichen Unvollkommen» heit, sofern man nicht als Anarchist die Ursache dieser UnVollkommenheit in den Gesetzen sieht, Sicherstellung der Kinder bei Aufhebung der Ehegesetze nur dann denkbar erscheint, menn der Staat an die Stelle der Eltein tritt.

Die Neu-Ethike« lehnen aber Sozialismus und staatliche Kindererziehung ab. Sie glauben mit Bodwin an eine Zeit, in der die Freiheit alle Leidenschaft zur Schönheit adeln wird, alle Bäter und Mütter freiwillig zu einander und zu ihren Kindern stehen werden. Und glauben sogar, im Gcgensatt zu Goswin, ihren

erotischen Anarchismus in der bürgerlichen Gesellschaft unterbringen zu können.
Die neue Ethik ift also eigentlich weder neu noch (bürgerlich-sozial gesprochen)
ethisch. Innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft erscheinen ihre Ziele als unsittlich,
weil unvereinbar mit deren soziale» Erfordernissen. Und als Ethik des Anarchis»
muS ift sie nicht neu, ift sie in ihrer Entgliederung widerspruchsvoll und der»
wirrend. Bielleicht auf keinem Gebiet treten die Gefahren des Anarchismus beut»
licher hervor als gerade in seiner Anwendung auf daS sexuelle Problem. Hier,
wo Impulse, Begierden, Leidenschaften sich tummeln, hier, wo immer die Trieb»
Herrschaft lauert, liegt zugleich daS Geheimnih der Menschwerdung. So ift das
Ehegesetz Symbol eines Ideals, das den Massen nicht anders veranschaulicht wer»
den kann als durch die Heiligsprechung äußerer Bande.
Kehren mir zu Godwin und Mary Wollftonecraft zurück. Als Theoretiker
des Anarchismus erhoffte Godwin von der Auflösung alle« Regirung Läuterung
der Leidenschaften bis zur vollkommenftk» Selbstbeherrschung; hoffte, daß die Zahl
der Geburten sich freiwillig den jeweilig vorhandenen. Allen gleich zustehenden Un»
terhaltsmilteln anpassen und daß die Kinder wachsen und gedeihen würden wie
die Blumen auf dem Felde. Als Theoretiker des Anarchismus rüttelte er an den
Eheschranken, bis sie sich ihm bei der ersten Berührung mit dem wirklichen Leben
als unüberwindlich zeigten.
Mary Wollftonecraft setzt sich über diese Schranke hinweg. Nicht, weil sie
ihre allgemeine Nothmendigkeit nicht anerkannte, sondern, weil sie solche Schranken
nicht zu brauchen glaubte. Gewiß wäre« wenige Frauen im Seelischen und Wirth-
schaftlichen der elterlichen Obsorge in gleichem Maß gewachsen gewesen wie sie,
hätte sie im Bollbesitz ihrer Kräfte ein normales Lebensalter erreicht. Da sie früh
starb, muhte Mary WollftonecrastS und Jmlays Sind die Persönlichkeit«^« der
Mutier bitter büßen. ,
Und so lange wir nicht Herr sind über Leben und Sterben, über Geistes»
und kSrperkkäfte, über Welt und Schicksale, so lange giebt eS dem Kinde gegen»
über kein Bauen auf die eigene Stärke. Giebt es kein Recht der Hingabe, wo
nicht ihren Folgen Rechnung getragen wird. Das haben Godwin und Mary Woll»
ftomcraft vor der Geburt ihres gemeinsamen KindeS durch die That zugestanden;
die bürgerliche Eheschließung hat in prsii ihre Bekenntnisse widerlegt.
ES ift richtig, daß der Kern von GodwinS und Mary WollftonecrastS Lehren
nie gegen die Einehe sich richtete, daß ihr ganzes Streben einer Veredelung der
Beziehung der Geschlechter galt. Doch an diese schwerften Fragen, auf deren ge-
worden» Seftalt sich unser ganzes Familien» und Staatsleben aufbaut, haben sie
mit irrender Hand gerührt. Nicht in jugendlichem Leichtsinn und auS Selbftver»
gessenheit, sondern auS tiefe«, ehrlicher Ueberzeugung, auS der Fülle der Gesinnung»
reinheit. Noch in ihrem Irren waren Godwin und Mary Wollftonecraft groß.
Dieser Größe entquillt die Anregung, die Raum und Zeit überdauert, entströmt
das Licht, daS ihr Wesen und Wirken auf die sozialen Fragen des zwanzigsten
Jahrhunderts wirft.
Helene Simon.
3>>

Die Zukunft.
Anzeigen.
I^«s origiues nktureUes Se I» propiöt«. ZklisK K ?K6«I1, Sruxellss.
Man hat bisher versucht, den Ursprung deS Eigenthumsbegriffes auS der begrenzten Sphäre deS Rechtes heraus zu konftruiren. Einzelne Forscher, mit einem weitreichenden Sinn für diese Erscheinung begabt, wollten sie auS den ethno^ graphischen Feststellungen herleiten, die sich bei der Beobachtung milder Völker» stamme ergaben. In dem Bestreben, den Eigenthumsbegriff in seinen Uranfängeir zu erfassen, habe ich daS Pflanzenreich, Thierreich und Menschenreich durchforscht. Diese Untersuchungen, die ich in einer besonderen Arbeit über diesen Gegenstand niedergelegt habe, führen zu neuen Darlegungen und unerwarteten Schlüssen. Bor Allem muß man feststellen, daß der Eigenthumsbegriff als Thatsache eine Folge der ersten LebensbethStigungen ist. Sobald das Lebewesen der Außenwelt entlehnte Stoffe verändert, um sie seiner eigenen THStigkeit anzupassen, sich ihrer zu be» dienen und sie zu vertheidigen, verleiht eS ihnen eine dauernde Produktivität in seinem Interesse und stellt so den Eigenthumsbegriff als Thatsache dar. Diese Bedingungen treffen zu bei den untergeordnetsten Organismen, bei den einzelligen Thieren, wo man, je nachdem sie vereinzelt oder zusammen vorkommen, die in» dividuelle oder die Kollektivform des EigenthumsbegriffeS in die Erscheinung treten sieht. Es mag anfangs sonderbar scheinen, das Eigenthumsgefühl bei den Pflanzen zu untersuchen. Will man sich aber auf einen objektiven Standpunkt stellen, so muß man in der Thätigkeit deS pflanzlichen Individuums ein Erobern, Erwerben des- Bodens konstatiren. auf dem eS sich entwickelt und den es in seinem Interesse auS» nutzt. Es verleiht diesem Boden, auf dessen Kosten es lebt, eine dauernde Pro» duktivitüt und vertheidigt ihn sogar mit dem Widerstände, den seine Eigenart ihm ,zu offenbaren gestattet. Alle Botaniker kennen die Konflikte um den Borrang, die sich zwischen den Pflanzen entwickeln, wenn sie sich den selben Boden streitig machen- diese Konflikte sind nichts Anderes als ein heftiger Kampf um das Leben, der sich jedoch unseren Sinnen erst nach tiefer Aufmerksamkeit und langem Studium der begleitenden Umstände offenbart. Merkwürdig ist, zu beobachten, daß es auch bei den Pflanzen einsame und gesellige Arten giebt.
Brüssel. Professot RafaelPetrucci.
V
Meeresstille und glückliche Fahrt. Im Selbstverlag des Verfassers EnziS.
meiler bei Lindau i. B.
Zwei Gedichte:
Gesang deS Liebenden.
Meine Liebe hüllt mich
wie die Flamme ein
und die Gluth erfüllt mich
"" wie mit neuem Sein,
In die hellen Fernen
auS dem kleinen HauS
zu den Flammensternen
stürzt mein Herz hinaus.

Anzeigen. Ig?
Und auf Flammenschwingen
tragt eS reinste Luft
hin durch Stnnensingen
der Liebe an die Bruft.
Notturno.
Laß die müden Worte ungesprochen sein.
Sieh: schon wiegt Dich diese Ruhe ei«.
LSS die Hände, wende sie von mir.
Ich bin gut und wache über Dir.
ES klingen die Geigen. Willst Du fort, mein Kind?
Ich folge Dir fern durch Nacht und Wind.
Ich bin gut. Dein Herz ist noch so klein.
Laß diese Ruhe in Dein Herz hinein.
München. Maximilian Brantl,
..^Ke SlasK«. ^ UoritKI? Journal ol tke ^.rt, «t tk« T'Kvatr«. Lu-
ropsäll ^ßsnts. London, Berlin, Amsterdam, Florenz, Moskau, Budapest.
Bon England geht eine Bewegung aus, die den Zweck hat, das Theater
zu reformiren, und die Wiederherstellung einer antiken Kunst in ihrer Ursprung»
lichen Würde sich zur Aufgabe setzt. Das Haupt dieser Bewegung ist der bekannte
Künstler Gordon Craig. Ueber Pläne und Ziele des Theaters der Zukunft unter»
richtet das erste Heft einer soeben von Gordon Craig herausgegebenen Theater»
zeiiung „I'K« dlssk«. Drei Künste, so wird gesagt. Musik, Architektur und Be»
wegung, formen zusammen die große vollendete Einheit, in der wir alle Offen»
barungen der Wahrheit zu sehen und zu hören vermögen. Ein Berhängniß hat
diese Künste getrennt, und wenn sie wieder einmal ihre Bereinigung finden, wird
die herrlichste Renaissance erstehen. Craig wendet sich in einem fesselnden Artikel
an die Künstler des Zukunftttheaters. Dem Schauspielhaus mit seiner jetzigen Aus'
drucksart wird de« völlige Verfall vorausgesagt und die interessante Behauptung
aufgestellt, daß es heute keinen strebsamen Schauspieler gebe, der eine volle Be-
friedigung in dem Beruf finde, den er voll leidenschaftlicher Sehnsucht sich, oft
gegen den Willen seiner Familie, erkämpft habe, Edward Hutton schreibt über
die alte Theaterkunft in Spanien, die sich noch in einzelnen Borträgen erhalten
hat, und über die ausdrucksvollen spanischen Tänze. Bon den Aufführungen der
Allen in Pantomimen, Masken, Marionetten und Tanz, die heute völlig entartet
find, erzählt John Balance. Ferner bringt das Heft ein Kapitel über Architektur
aus einem berühmten italienischen Werk und mehrere Bühnenbilder in vorzüglicher
Wiedergabe. Nach einer interessanten Bücherschau folgen Notizen über moderne
Theater. Ein paar Schlutzglossen erwähnen die Kammerspiele in Berlin, die in
einem intimen Raum stattfinden, der nur zwei» bis dreihundert behagliche Leder>
fauteuilS faßt (für wohlhabende Zuhörer). .I'K« IlssK" behauptet, daß sich das
Publikum in klassischen Dramen unsagbar langweilt, vermtheilt darum diese Dramen
und weist sie in das Buch zurück. Das Blatt hat seine Wirkung nicht auf ein Land
begrenzt, sondern zählt auf die ganze Kuliurwelt. Es erscheint in Florenz in
3«'

englischer Sprache und nennt unter seinen Mitarbeitern die ersten Männer aller Rationen. Durch seine Billigkeit (der Bezug kostet jahrlich 4 Mark) hofft es in die breitesten Schichten dringen zu können.
Strzebowitz. Maria Stoner
Die Gurgel von Berlin. Vom Dr. Magnus Hirschfeld. Groszstadt-Doku.
mente, Band 41, Verlag H. Seemann N., Berlin. I Mark.
lieber den Alkoholismus und seine Folgen ist ja schon oft und viel geschrieben worden. Aber ein Buch, daS mit Gründlichkeit und mit solcher innerlichen Antheil» nähme am Geschick der Menschen die Trinkfrage und Alles, was mit ihr zusammen» hängt, darbietet und zergliedert, ist mir noch nicht in die Hände gekommen. Bor Allem vermeidet eS die allzu kühle theoretisirende Weise. Der Verfasser sucht die Wege auf, die von uns Allen begangen werden, die uns Allen vertraut sind. Und n weiß sie mit seltsamen Lichtern zu erhellen. Unsere neuen großen Wein» Paläste, die Animirkneipen, die Baukantinen, die Riesenbrauereien, die Schnaps» deftillen, Aschinger, Kempinski: AlleS weiß er in besondere Beziehungen zu unS und unserem Lehen zu bringen. Eine ungeheure Fülle von Material hat er. AuS kalten Zahlen wächst ihm oft daS Menschlichste hervor. Und er hat ausgnechnet, daß Berlin jährlich für ungefähr eine Biertelmilliarde Mark alkoholischer Ge» tränke konsumirt. Das giebt doch wohl zu denken.
NeubabelSberg. ^ Hans Oftwald.
Kaiser Tiberins auf Capri. Historischer Roman. Schulze K Co., Leipzig. 1S08.
Der Nachfolger des AuguftuS, Tiberius, bietet uns ein charakteristisches Beispiel dafür, in eine wie prekäre Lage die Geschichtforschung gerüth, sobald es sich darum handelt, historische Probleme zu lösen. Sie, die Wissenschaft der Be» gebenheiten und Thatsachen, ist oft am Wenigsten befähigt, die ThatsächlichKit einer Begebenheit festzustellen oder zu widerlegen. So giebt es eine große Zahl von historischen Persönlichkeiten (ich erinnere nur an Maria Stuart, Don TarloS, Moritz von Sachsen), deren wahrer Charakter, obgleich Bibliotheken über sie ge» schrieben worden sind, mit Sicherheit nicht bestimmt werden konnte. Mit Recht prägte Schiller darum, als er von solchen geschichtlich problematischen Naturen sprach, das scharfe Wort von dem Schwanken ihres Charakterbildes in der Ge-schichte. Wieder andere historische Charaktere giebt eS, die, einmal durch das maß-gebende Urtheil eines berühmten Hiftoriographen entweder über Verdienst erhoben oder ungerecht gebrandmarkt, in Folge des üblichen kritiklosen Nachbetens für ewige Zeiten der Nachwelt in einem falschen Licht erscheinen. In einem solchen Fall ist Tiberius, der auf die Autorität des Tacitus hin noch immer als ein Monstrum von Grausamkeit und Perfidie gilt, das, einer giftigen, mordgierigen Kreuzspinne vergleichbar, sich von Capri aus auf seine Opfer stürzte; obgleich die moderne historische Kritik das entstellte Bild, das Tacitus in den Annale« von diesem selbständigsten, hochherzigsten und geiftvollstm Caesar Roms entworfen hat, längst als Verzeichnet und gefälscht erkannt hat. Ich habe versucht, auf Grund eingehender Studien de» wahrhaft großen Charakter dieses bedeutendsten der römischen Kaiser wieder aufzubauen, wie er sich uns heute darstellt.
Leipzig. Heinrich von Schorler.

Reichsbank hat ihren Wechselzinsfuß auf 3>/, Prozent ermäßigt. Acht Monate waren seit de« letzten DiSkontveränderung vergangen; und wenn auch die Rate von 4 Prozent nicht allzu schwer auf Industrie, Handel und Land» virthschaft gelastet hatte, so freuten sich doch Alle, die Kredit brauchen. Daß die verantwortlichen Minister im Reich deS Zinsfußes sich entschlossen, den Diskont auf ein Niveau zu setzen, das seit vier Jahren nicht mehr gesehen wurde, war, zum Theil, eine Konzession an die Oeffentliche Meinung. Zwischen dem amtlichen Wechselzinsfuh und den Verhältnissen deS offenen Geldmarktes hatte sich die Sluft erweitert. Und selbst die »Opferung"' von Schatzwechseln konnte den Spalt nicht ausfüllen. Da mußte man dem allgemeinen Drängen nachgeben. Trotz dem oft verkündeten Grundsatz, daß die Diskontpolitik der Reichsbank nicht von den Wün» schen der heimischen Wirtschaft abhänge und eS nicht auf die Höhe, sondern auf die Art der an das Institut gestellten Ansprüche ankomme. DaS soll heißen: großer Notenumlauf und kleiner Barbestand sind zu ertragen; Gefahr droht erst, wenn den Borräthkn der Bank Gold entzogen wird. So kanns vorkommen, daß der Diskont hoch bleiben muh, trotzdem der Besammtstatus dagegen spricht. Jetzt flieht Gold aus den Kellern der ReichSbank; nach Argentinien, Oesterreich, Holland und Frankreich. Zum Theil hängt der Rückstrom deS Golde« ins Ausland mit der augenblicklichen Gestaltung der Zahlungbilanz zusamen; zum Verkauf des GoldeS reizen aber auch hohe Bonifikationen. Dah die Direktoren der Reichsbank die Gold» exporte nicht leicht genommen haben, beweist die ErmShigung der Rate um nur V? Prozent. Ob nicht auch damit schon ein Opfer deS Intellekts gebracht wurde? Eine strenge Diskontpolitik hätte den Beschlutz vom sechzehnten Februar kaum erlaubt. Man gab dem Drängen nach und dachte, im schlimmsten Fall sei der Weg von iZH zu 4 Prozent nicht weit. Nur wäre vS dann eben eine Diskonterhöhung, die stets Unruhe schafft. Ohne Konzessionen läßt sich nicht mehr wirthschaften. Leider. In der Novelle zum Bankgesetz wird das steuerfreie Notenkontingent erhöht. Bis dieses Gesetz in Kraft tritt, hatS noch gute Weile. Am ersten Januar 1911 erst. Aber schon in der nächsten Zeit wird sich der Reichstag mit dem Gesetzentwurf beschäfli» gen; und da wirds wieder ein heißes Streiten geben. Um Dividende und Ber» ftaatlichung; nicht um die neue Kontingentirung, die ja das Arkanum gegen daS üble PflSnzlein .Hochdiskont" liefern soll. Und dabei wird stets versichert, die Diskontpolitik sei unabhängig von Notenkontingent und regulärem Geldbedarf, Wes- halb ist dann für die wichtigsten Termine deS JahreS die Grenze der steuerfreien Rotenresttve bis auf 75« Millionen hinauSgnückt worden? Das sind 270 Millionen mehr, als die Steuergrenze jetzt umfaßt. Man hatte die Leute eben anders über die Ursachen der Diskontbewegung urtheilen gelehrt, als die Thatsachen fordern, und muß aus der so geschaffenen Meinung nun die Konsequenzen ziehen.

Die Bedürfnisse deS Geldmarktes sind mit den Ansprüchen des Kapitals nicht zu verwechseln. Das Geld paßt sich rasch jeder neuen Laune des Schicksals an. Das Kapital ist hart und läßt sich nicht leicht aus bequem gtwordenen Heim» ftätten vertreiben. Diesem Umstand ist zuzuschreiben, daß die deutschen Staaten an dem vierprozentigen Typus für ihre Anleihen festhalten. Mit einem nassen und einem heiteren Auge; denn die Preise, die von den Uebernahmekonsortien gezahlt

Die Zukunft,
werden, steigen. Bayern hat seine <>I) Millionen zu 101,80 angebracht, erhält also rund 1 Million Mark über den Nominalbetrag hinaus. Das ist beinahe die,Hälfte der zu zahlenden Zinsen eines JahreS. In Kreisen, die ein Interesse an den Fi» Nanzgeschäften des Reiches und Preußens haben, scheint die Ruckkehr zu dreieinhalb» prozentigen Anleihen erwogen worden zu sein. Aber das Kapital ^fordert seine vier Prozent und der Spare« kauft lieber ein vierprozentigeS Papier zu 103 als ein dreieinhalbprozentiges zu 96. Die Leute fragen nicht nach dem Kurs, sondern nach der Verzinsung Das mag ein Vorurtheil sein; ab» gegen diese Austastung läßt sich nicht ankämpfen. 'Die Franzosen Wiste« neuerdings die Bortheile der deutschen Renten wieder zu schätzen. Jahre lang haben sie sich um deutsche An» leihen nicht gekümmert. Zweifelten sie wirklich an der Sicherheit dieser Papiere? Dann sind sie inzwischen klüger geworden; in letzter Zeit ist viel deutsches Renten» Material nach Frankreich gewandert. Dort steht die dreiprozentige StaatSrente auf 98. Wir haben vierprozentige Fonds zu 102. Das reizt zum Erwerb. Fragt sich nur, ob wir wünschen sollen, daß der Franzose sich ins deutsche Renlennest setzt. Die Betheiligung ausländischen Kapitals an deutschen Anleihen hätte den Lortheil, daß ein Theil der disponiblen Mittel, die bei unS in festverzinslichen Werthen angelegt werden, für andere Zwecke frei würde. Ich meine, daß wir das Ausland für unsere Anleihen nicht brauchen. Wozu sollen wir den Krenznachbarn eine Waffe in die Hand geben, mit der sie uns, im Fall politischen Konflikts, ver» wunden können? Wir haben nicht so viel französische Rente und englische Konsols, daß wir wirksame Vergeltung üben könnten. Man hört selten, daß in Deutschland englische oder französische Anleihen gekauft werden. Wozu auch? Kürzlich wurde auS Frankfurt gemeldet, daß von dort für die Zwecke einer Stiftung mehrere Mil» lionen englischer Konsols erworben worden seien. Wenn keine besonderen Gründe vorlagen, muß man fragen: Warum nicht deutsche Staatspapiere? Dreiprozentige Reichsanleihe kostet 87'/,, englische Konsols lzu 2tz Prozent) 84>/,. Auf englischer Seite wäre höchstens noch die Kurschance in Ansatz zu bringen; aber sobald der Preis steigt, hört die günstige Rentabilität auf. Stücke fehlen in Deutschland nur von vierprozentiger Anleihe; von den niedriger verzinsten Papieren giebts genug Material. (Noch einmal also: daß die Kapitaliften der großen Westreiche unsere An» leihen kaufen, scheint mir nicht sehr wichtig; kaum wünschensmerth. Ganz anders märe es, wenn wir von den ungeheuren Summen, die in Frankreich erspart werden, recht viel zur Mitarbeit an unseren gewerblichen Unternehmungen heranziehen könnten: dazu scheint die jetzt so viel gerühmte.Freundschaft' aber noch nicht zu reichen.) ReichsbanIdiSkont 3</„ Rentenzinsfuß 4 Prozent: der Unterschied ist charak» teristisch. Besonders fühlbar ist er den Hypothekenbanken. Sie sollen dem Grundstück» markt neues Leben schenken. So lange sie aber ihre Beleihungen ausschließlich mit vierprozentigcn Obligationen vornehmen müssen, kann die Verzinsung Erster Hypo» theken nicht unter 4V« Prozent zurückgehen. DaS ist die äußerste Grenze, bei der schon die Pari-Emission der vierprozentige« Schuldverschreibungen Voraussetzung ist. Das größte deutsche Hypothekeninftitut, dessen Darlehenbestand am Ende des vorigen Jahres die erste Milliarde überschritten hat, die Bayerische Hypotheken» und Wechsel» dank, sagt im Geschäftsbericht: ‚Ov schon in nächster Zeit wieder zum 3'/z prozen» tigen Pfandbriestypus übergegangen werden kann, ist eine «och offene Frage, für deren Beantwortung der Zinsfuß der nächsten Anleihen deS Reiches und PreuhenS

schwer, ins Gewicht fallen wird," Damit sollte den beiden Hauptpumpern im Reich, dem Schatzamt und Preußens Finanzminifter, die Verantwortlichkeit für die nächste «Gestaltung des Bodenkredites zugeschoben werden. Der Zusammenhang der Zinstypen deutscher Anleihen und HypotheKnpfandbriefe ist nicht zu leugnen. Beide Arien von Schuldverschreibungen wurzeln im selben Boden. Wenn die Obligationen der Staaten mit vier Prozent Zinsen ausgestattet werden, können die Obligationen der Banken ?ein Borrecht fordern; oder doch nur auf die Gefahr hin, mit ihren dreieinhalb» prozentigen Papieren sitzen zu bleiben. Für die Zukunft des Immobiliarkredits ist es also von großer Bedeutung, wie die Verhältnisse auf dem Rentcnmarkt sich gestalten werden. So weit die Hypothekenbanken in Frage kommen, handelt eS sich um ein Kapital von 19'/, Milliarden, das an der Ausnutzung des Bodenwerthe« betheiligt ist. Das ist aber nur der kleinere Theil der im Grundstückbesitz festgelegten Quote des Volksvermögens, Und von der Höhe des Zinsfußes hängt es ab, wie weit die Pfandbriefinftitute durch die übrigen Grundstückbeleiher noch zu» rückgedrängt werden. Sparkassen und Versicherungsgesellschaften sind nicht an die Verzinsung gebunden, wie die Hypothekenbanken, die sich nach den Eigenschaften ihrer Pfandbriefe richten müssen. Deshalb können die freien Gelddarleiher von den niedrigen Sätzen auf dem offenen Geldmarkt profitiren, während die Hypotheken» inftitute sich d« Tyrannei des Kapitals beugen müssen. Eine Folge dieses Gegen» satzes ist die Zunahme der Millionenbeleihungen. Da haben die Banken mit einem Mal eine große Summe festgelegt und sich rascher von der Sorge um die Eni-Wickelung der Zinsfußverhältnisse befreit, als wenn sie auf geeignetes Hypotheken» Material in der Mittellage warten. Hamburg liefert, als Gegenstück zu der In» solvenzenepidemie deS Jahres 1907, das Bild eines nicht zu stillenden Hypotheken» Hungers. In wenigen Wochen sind dort mehrere Millionendarlehen gegeben worden: die Deutsche Grundkreditbank in Gotha belieh das Semperhaus mit 3'/. und, ge» meinsam mit der Preußischen Hypothekenbank, das Europahaus mit 3 Millionen; die Hamburger Hypothekenbank ließ auf das »Bieberhaus" 2,70 Millionen ein» tragen. Außerdem belieh sie einen von Kerkau geplanten Billardpalaft in der der» liner Behrenstraße mit 2,40 Millionen. Da handelt sichs um das Grundstück, das früher Warschauers gehörte und dann von der Darmstödter Bank für den Betrag, der heute als Hypothek darauf gegeben wordin ist, verkauft wurde. Bei der gesetzlich vorgeschriebenen BeleihungSgrenze von 60 Prozent hat das Grundstück einen Werth von 4 Millionen. In ungefähr fünf Jahren ein unverdienter Werthzuwachs von l,6« Millionen oder LS'/, Prozent. (Oder hat die Darmftüdter Bank mit dem Ver-rauf damals etwa ein schlechtes Geschäft gemacht?) Die Hamburger Hypothekenbank hat ziemlich viele Millionendarlehen gegeben; daS größte (SV, Millionen) an das Waarenhaus A. Wertheim in Berlin. Zu den neuen Millionenabschlüssen gehört ferner die von der Preußischen Hypothekenbank gewährte Beleihung eines Geschäftshauses in der Taubenftraße mit 1,20 Millionen und die Hypothek von 1,80 Millionen auf den Eispalast in Berlin, für die Berliner Hypothekenbank und Deutsche Hypotheken« bank in Berlin verantwortlich zeichnen. Oft werden die Pfandbriefbesitzer ja durch die Bürgschaft einer großen Kreditbank von jeder Sorge bei Millionenbeleihungen befreit. Ob die Konzentration deS Hypothekengeschäftes heute aber der Entmickelung des Grundftückverkehrs und deS Baumarktes nützlich wäre, ist eine andere Frage. Wenn das Bauen von KauspalSsten dadurch erleichtert würde, könnten sich bald üble

Di« Zutimft,
Folgen einstellen. Man kann Geschäftshaus« im Format von Straßenquadrate»
nicht einfach so hinsetzen, als ob dn Werth des bebauten Bodens allein die aus»
reichende Garantie für die Hypotheken böte. Die Hauptsache ist der Ertrag des
HauseS; und die Rentabilität eines WaarenhauseS hangt von allerlei Konjunktur»
faktoren ab. Auf ungeeignetem Boden gefährden solche Riesenbauten den Grundstück»
markt. Die Möglichkeit, eine hypothekarische Beleihung zu erlangen, darf nicht die
Boraussetzung für den Bau von PrunkhKusern sein. Bald muß sich zeigen, ob
die vier Prozent, an denen da« Kapital festhält, bis in den Bereich des Jmmoviliar»
Kedites hinein wirken: dieser Einfluß könnt« die Kluft zwischen der Sphäre der
Pfandbriefe und dem Rayon der Hypotheken erweitern. Berlin ist heute das Dorado
für alle Hypothekenbanken. Aus dem Süden und Westen fliehen die Leihkapitalien
dem Boden dn Reichshauptftadt zu. Aber die Pfandbriefe, denen die berliner
Hypotheken zum Theil als Deckung dienen, sind in der Heimath untergebracht. Der
bayerische Bauer weiß nichts davon, daß sein Geld mit zur Beleihung von berliner
GeschSftSpalSsten dient: er hält seinen Pfandbrief für so gut wie eine Reichsbank»
note und kümmert sich nicht um das HypothekengeschSft der Bank. Daß die Hypo»
thekeninftitule mit ihren Beleihungen '"'ch Berlin gravitiren, ist natürlich und wurde
nur erwähnt, um zu zeigen, wie da« Beharren des Kapitals beim vierprozentigen
TypuS weiterwirkt. Die Erwähnung sollte kein Tadel sein. Das flache Land wird
immer mehr für den Geldbedarf des städtischen BodenS aufzukrmmen haben; denn
der Hypothekenpfandbrief ist daS Anlagepapier de« ländlichen Bevölkerung. Der
Verlauf deS JahreS 1909 wird erkennen lehren, wie weit die Grenzen der Pfand-
brief» und Hypothekengebiete von einander entfernt sind. Denkbar wäre, daß diese«
BerhSltniß eine Erschwerung deS Obligationenabsatzes bewirkt. Der Prozeß der
ZinsfußverSnderung dauert rben länge« als eine Wandlung im Geldftatus, Ladon.
5
Bom Stahlwerkoerband erhielt ich den folgenden Brief:
Ladons Antwort (im Heft vom zwanzigsten Februar) zwingt uns noch zu einer
kurzen Erwiderung. Wir haben nicht gefragte ‚WaS sind Schleuderpreise?' Wir
haben gefragt: WeShalb soll der Stahlwerkverband, de« sich nach LadonS Auf»
fassung der Konkurrenz der amerikanischen Werke nur mit Mühe erwehren kann,
sich zu Schleuderpreisen entschließen, wenn diese Konkurrenz die Preise hochhält?
Darauf ist uns Ladon die Antwort schuldig geblieben. Auch der Hinweis darauf,
daß vor Jahren einmal eine deutsche Elektrizität. Gesellschaft einen Schienenauftrag
zur Lieferung nach Südamerika an ein belgisches Werk vergeben hat, weil der Stahl»
werkverband einen höheren Preis gefordert Halle als das belgische Werk, spricht
nicht dafür, daß wir Schleuderpreise stellen. Bedauerlich war es sicher, daß dieser
Auftrag einem ausländischen Werk zufiel, ohne daß dem Stahlwerkverband Gelegen»
heit geboten wurde, weiter zu konkurriren, und obwohl die Elektrizität-Gesellschaft,
um die eS sich handelte, ihre Haupteinnahmequelle in der deutschen Industrie hat.
UnS wird bei ausländischen Bestellern die Konkurrenz mit den Werken dieser fremden
Länder nicht so leicht gemacht. Der Borgang ist wohl nur auS der leider in Deutsch»
land immer noch vielfach zu findenden Borliebe für alleS Ausländische zu erklären.
Stahlwerkverband
Aktiengesellschaft.
Vrrauogcbcr und «ra„»v°rlli6,cr Redarleur - M Hardcn in Berlin, — Verlag der Znlnn'l in?crlm.
Truck von V, Bernstein in Berlin.

Berlin, den 13. Wärz 1809.
Für Oesterreich?
1805.

W^Mapoleon Bonaparte, der das Diadem der Römerkaiser, der Caesaren □und Kärlinger, auf das vom Papst gesegnete Haupt gestülpt hat, besinnt die Landung in England, die „sechs Jahrhunderte voll Schmach und Schimpf rächen soll", und reist, um Europens Auge von derKanalküste, dem Ziel scines Planens, abzulenken, durch Italiens sommerlich prangende Flur. Kann der Plan gelingen? Alle Nüchternen zweifeln und William Pitt sitzt furchtlos in seiner Jnselfestung. Ein geheimes Abkommen verbündet ihm Ruhland, dessen junger Zar Alexander nach der Glanzrotte des Völkerbefreiere langt. Und seit Napoleon den Scheitel mit der Krone von Italien geschmückt undLigurien demKaiserreich einverleibt hat,istauch dercagus k«s> il«ri8 gegeben, den der austro-russischeVertrag vom Dezember voraussah. England,Oesterreich, Ruhland: des Usurpators Sterbestunde muh nahen. Ein Kongreh wird ihn entkrönen oder ihm mindestens die Herrschaft über Italien, inDeutschland, Holland, derSchweiz das Mitbestimmungrecht nehmen und seinem Frankreich wieder den Rhein und dieMosel alsGrenzen geben. Alexander mar ein Schwärmer, den Adam Czartoryski für diePolensache gewonnen und zu hochmüthigerGeringschätzungPreußens beredet hatte.Pitt vermochte, wie die meistenStaatkmänner Britaniens,die festländischenMachtverhältnisfe nicht richtig einzuschätzen. Und in der Hofburg herrschte Kaiser Franz, „dasSkelett, dem das Verdienst seiner Vorfahren auf denThron geholfen hat" (Bonaparte). Diese Trias wähnt, ohne ZusammenbaUung aller eireichbarenMachtmittel denRiesen bezwingen zu können.Zwar mahnt ErzherzogJohann, mahnt der Protestantenfeind Gentz selbst zur Verständigung

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_401.html[18.07.2014 18:01:18]

Die Zukunft,
mit Preußen, ohne das nichts ausMichten sei. Sie überreden schließlich den Kaiser auch zu dem Vorschlag eines austro-preuhischen Bündnisses, daS den fremden Eroberer niederwerfen und Oesterreich im Süden, Preußen im Norden Deutschlands die Oberhoheit sichern solle. Doch die Unterhändler kommen über lauen Eifer nicht hinaus; und/in Berlin hofft man noch immer, in behaglicher Ruhe den Welthandel« zuschauen zu können. Europa braucht Frieden, spricht der schwachgemutheKönig,und PreuhensPlatz kann nurneben Denen sein, die auch unter Opfern den Frieden erhalten wollen. Selbst im Kriegsfall, schreibt Hardenberg, kann Norddeutschland neutral bleiben; und warum soll es sich nicht dem Franzosenkaiser verbünden, wenn er w Preußen einen ansehnlichenMachtzuwachs,etma durch dieAnnexionHann - vers, erreichen Hilst? Der König und der Minister des Auswärtigen cmpfin» den nicht,dah es sich umeineLebensfragedeutscherZukunfthandelt; daß dem Vormarsch desKorsen nurHalt zu gebieten ist, wenn Nord und Süd des deutschen Sprachbereiches zusammenwirken.Napoleon fühlt dasDümmern einer Schicksalsstunde. Rußland und Oesterreich rüsten? Gut; ihr T>,mpo, die Schranke ihres Kraftaufwandes kennt er. Die Absicht, Nelsons Flotte nach Westindien zu locken und im Kanal dann den Ueberfall vorzubereiten, hat die Wachsamkeit des großen Admirals vereitelt Also muß die Entscheidung auf dem Festland fallen. Die Armee wird von Boulogne an den Rhein geschickt, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen werden ins bonapartischeLager h'neingeschmeichelt,dieHeerstraßen an der oberenDonau erspäht. Der Krieg kann beginnen. Preußen weist zwar den Bündnißantrag zunick, den der Gesandte Laforest im Auftrag des Kaisers ins Schloß bringt; will aber neutral bleiben. Und Napoleon höhnt: „Preußen mag thun und lassen, was ihm be» liebt ;esist heute schon in dieReihederMächtezweiten Ranges hinabgesunken."
In Preußen wird um Zölle, Steuern, Vermaltungreformen gestritten. Salzmonopol, neuer Tarif für Ost- und Westpreußen, Fabrikkommissare, Bankpolitik: mit solchen Aufgaben ist das Generaldirektonnm beschäftigt. Jede internationate Vereinbarung scheint eine Fessel. Napoleon bietet Han» noverund ließe wohl, wennHardenberg ungehemmt weiter verhandeln dürfte, auch über Sachsen und Böhmen noch mit sich reden. DieKoalirten, England, Rußland, Oesterreich, Schweden, verheißen die Stärkung der Position, die Preußen bis zumBaseler Frieden auf dem linken Rheinufer gehabt hat. Von beiden Seiten winkt Gewinn; wer mit FriHenmuth das Schwert zieht, kann ihn einheimsen. DochFriedrich Wilhelm der Dritte ist nicht derMann topfe» rcnEntschlusses. Er möchte neutral bleiben und nichts riskiren; ist schon um den Preis der Neutralität Hannover zu haben: um so besser. Nur wollen die

Großmächte nicht wieder, wie in den Tagen der Zweiten Koalition gegen Frankieich, durch preußische Zaudertaktik gehindert sein; wer ihnen Schwierigkeiten bereitet, gilt als gemeinsamerFeind. Alexander schreibt nach Berlin, einTheil seines Heeres werde durch Südpreußen und Schlesien marschiren: und zwingt durch diesen DrohbriefdenKönigzurMobilmachung.Den Krieg hofft er noch zu vermeiden. Aber auch derZuftand, den die Staatsrechtssprache bewaffnete Neutralität nennt, kostet Geld. Stein soll helfen; dringt mit seinen Finanzreformvorschlägen aber noch nicht durch. Ihn dünkt der Krieg gegen Frankreich unvermeidlich, er möchte ihn in der für Preußen günstigsten Stunde wagen und scheut, unter Säuslern ein Mann, nicht den unpopulären Ruf des Kriegsparteiführers. Neutralität? Der Korse hat sie ja schon verletzt; hat, um die Oesterreicher beiUlm zu fassen, einCorps durch das preußische Frau» ken geschickt. Den dadurch in derBrustFriedrich Wilhelms entstandenen Groll muß man nützen. Preußens ganzes Heer wird mobilisirt, der diplomatische Verkehr mit Frankreich abgebrochen, den Rüsten der Marsch durch Schlesien erlauf Alexander kommt nach Berlin und erobert, wie überall, rasch die Herzen. Auch Steins. Mit einem solchen Bundesgenossen, schreibt er, können wirdenKampfgegen den „gefürchtetsten Mannin Europa"getrost wagen. Der UebermuthdeöJmperatorsistnichtlängerzudulden;dieSelbsterhaltungpflicht zwingt uns, an der Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichtes mitzumnken. Der Friede ist ein gutes Ding; derMann mit den zweiKronen auf dem Plcbejerhaupte träumt jetzt aber von neuen Siegen und ist humanen Frieoenswünschen nicht erreichbar. Die Oeffentliche Meinung, die den inneren Zwang zu kriegerischer Wehr noch nicht empfindet, muß aufgeklärt und zur Erkenntnis) der Lage geleitet werden. „Durch eine in derStille zu veranlassende und zu autorifirende Schrift find die Begriffe des Publikums von derNothwendigkeitderMahregeln, diezur Eröffnung auherordentlicherQuellen des öffentlichen Einkommens ergriffen werden, und von der Güte derAb--sichten und Aussichten zu bestimmen und zu befestigen." Johannes Müller erhält den Auftrag, ein Manifest zu verfassen, das denTiteltragen soll: „Von dem Krieg an die Preußen." Und Stein schreibt an Hardenberg: „Gottgebe, daß man in diesem Moment der Krifis kraftvoll handle!" Gottes Ohr verschließt sich dem Wunsch des preußischen Patrioten. Friedrich Wilhelm kann von derHoffnung auffriedlicheVerständigung nicht lassen.Der Eindruckdes französischen Neutralitätbruches ist bald aus seiner Bourgeoisseele verwischt. AuchHardenberg fühlt nicht, daß jetzt nur ein rascher Entschluß zum Aeußerstcn zu retten vermag, und röth zu dem Versuch bewaffneterVermittlung (der durch jeden Sieg des Imperators doch überholt würde). Und selbst diesem

Rath folgt der König nur, weil ihn der Zar darum bittet (un!qu0mc>nt. psr amitie pourmo!, schreibt Alexander). Im Potsdamer Vertrag übernimmt Preuhen die Pflicht, Napoleon zur Anerkennung des Besitzftan» des von Luneville zu bringen oder der Koalition beizutreten; für den zweiten Fall wird ihm eine stattliche Gebietserweiterung zugesagt. Als derZar auf die Wiederherstellung des Polenreiches (dessenKrone er schon auf seinemjungenHaupt schimmern sah) verzichtet und am Sarg Friedrichs des Großen den König umarmt hat, scheint das Bündnih besiegelt und stark genug, allen Stürmen zu trotzen. Daß esgarnichterst erprobtwurde, ist AlexandersSchuld. Der wollte die Welt durch einen schnell entscheidenden Sieg überraschen, ging, ohne PreuhensJntervention undKriegsbereitschaftabzuwarten, gegen die klug gewählte Stellung derFranzosen vor und schuf demJmperator dieMöglich» keit, beiAusterlitzdenJahrestagseinerKrönungzufeiem. Oesterreich erbittet einen Waffenstillstand. Rußland stellt die in Schlesien und Niedersachsen versammelten Truppen unter preußischen Befehl. Friedrich Wilhelm gebietet über dreihunderttausendMann und kannnicht nur Norddeutschlands Freiheit wahren, sondern auchOesterreich zu einem anständigen Flieden helfen. Findet er im Drang nun wenigstens dieKraft zu dem nothwendigen Entschluß? Graf ChristianHaugwitz ist ins französische Lager geschickt worden, um mit Napoleon zu oerhandeln. Er muh, wenn seine Mission Erfolg haben soll, das Ultimatum so rasch vorlegen, daß ein Sieg des Gegners es nicht unwirksam machen kann. Erwähnt es in dem einzigen Gespräch, das er mit Napoleon vor dem Tag von Austerlitz hat, aber gar nicht und verpflichtetPreuhen, während der diplomatischen Verhandlung mit Frankreich den Truppen der Koalition die hannoverscheGrenze zusperren und damit dieMöglichkeit eines Marsches nach Holland zu nehmen. Er droht nicht, spricht nicht von bewaffneter Intervention, deutet nicht einmal an, daß Preußen den Oesterreichern beistehen wolle, läßt sich mit schlauen Worten abspeisen und übergiebt in Men, während bei Austerlitz die Sonne sinkt, leichten Herzens dem Courier seinen Bericht. Als Stein den Inhalt kennt, schreibt er an Hardenberg :„Das Benehmen des Grafen Haugwitz ist feig, doppelzüngig, strafbar und bestärkt mich nur in der tiefen Verachtung, die mir dieser verächtliche Sykophant stets eingeflößt hat. Seine Feigheit hat sich darin gezeigt, daß er nicht einmal gewagt hat, den Friedensvorschlag auszusprechen, dessen Ueberbringer er war, und daß er die Bedingung annahm, durch die ein verbündetes Heer im Norden lahmgelegt wurde.SeinePeifidie hat er dadurch bekundet, daß er nichts «hat, um mit den Verbündeten Rücksprache zu nehmen, daß er sich weder mit Stadion (dem österreichischen Minister) zu besprechen

gesucht noch mit denbeidenKaiserhöfen von Rußland und Oesterreich inVer»
bindung gesetzt hat. Man muß diese eben so verächtliche wie perfide Kreatur
zurückrufen, auf ihre Güter schicken und den Krieg beginnen, indem man in
Böhmen einrückt und auf die Donau marschirt." Auch Hardenberg tadelt
den Grafen hart, Beyme nennt ihn einen verächtlichen Schurken und noch in
Treitschkes (dem König allzu günstiger)Darstellung ist er ein „charakterloser
Mann"und„pflichtvergessener Unterhändler". Heute wissen wir, daßHaug-
witz nur den BefehlFriedrich Wilhelms ausgeführt hat.Der eingeschüchterte
Monarch wollte um jeden Preis den Krieg gegenFrankreich vermeiden (zu dem
der von Alexander Ueberrumpelte sich doch bereit erklärt hatte) und gab dem
Bevollmächtigten heimlich den Auftrag, sich im Lager desKorsen nachgiebig
zu zeigen. Die koalirten Mächte und die preußischen Minister mußten glau»
den, Haugmitz sei der Ueberbringer einer Drohnote. Friedrich Wilhelm hatte
ihm befohlen.dasUltimatumzu verschweigen. AmtlicheundköniglichePolitik.
Noch ists nicht zu spät. Oesterreich hat sich im Waffenstillstandkpakt
verpflichtet, seine Grenze keinem fremden Heer zu ö ffnen, Ru hland hat Preußen
von vergesse! desPotsdamer Vertrages entbunden, will ihm aber mit seiner
ganzen Macht beistehen, wenn es den Krieg friedlicher Verständigung vorzieht.
Einstweilen sind die CorpsTolstoi und Bennigsen leicht heranzuziehen; mit
den Preußen, Sachsen, Hessen über zwei hunderttausend Mann. Hat Preußen
noch die Kraft zum Wollen, so kann es mit solcher Truppenzahl seine Unat»
hängigkeit wahren und einen leidlichen Vergleich erwirken. Unsere Mittel,
schreibt Stein, finanzielle und militärische, erlauben uns, eine ehrenvolleUn-
abhSngigkeit zu erstreben und durchzusetzen. Doch wieder oersagt der König.
Zwar sträubt er sich, den vonHaugwitz ausSchönbrunn nachBerlin gebrach-
tenVertrag zu ratifiziren.der dem Staat Fritzens Ansbach und Kleve nimmt,
ihn zur Anerkennung aller den Oesterreichern im künftigen Frieden aufzuer-
legenden Bedingungen, in einem anderen Artikel zur Anerkennung des unan»
tastbaren türkischen Besitzstandes verpflichtet und ihm als Entgelt das Kur-
fürstenthum Hannover zuspricht. Dieser Vertrag, derPreußen zuSchutz und
Trutz an Frankreich bindet, scheint selbst den friedseligen Berlinern gar zu
schimpflich; er würde den Briten, von denen Preußen eben Subsidien anneh»
men wollte,Hannoverrauben, auf das Frankreich nicht das geringste Recht hat,
und die Höfe vonLondon, Wien.PetersburginTodfeindschaft gegen dietreu-
losenPreußen hetzen.AberFriedrich Wilhelmzaudcrtso lange, vertrödcltin sci-
nerAngstsovielZeitandenVersuch.dasVeneftziumdesBündnisscsohnedcsscn
Nachtheile einzustreichen, daß dem Sieger von Austerlitz Muße bleibt, seine
Heersäulen näher an die preußischen Grenzen zu rücken. Als er so weit ist und

«ie Zukunft,
erfährt, daß der König, um Geld zu sparen und den Titanen nicht zu reizen, die Kriegsrüstung abgelegt, die Armee auf den Friedensfuh zurückgebracht hat, sagt er lächelnd zu Haugwitz, auch ihm passe nun derSchönbrunnerVer- trag nicht mehr; für Ansbach könneerkeineEntschödigunggebenundPreußen müsse seine Häfen und Fluhmündungen an der Nordsee und den lübeckerHa» fen der Schiffahrt und dem Handel Englands sperren. Auch diesen demüthi» genden Zusatz hat Haugwitz hingenommen; und der König hat den Pariser Vertrag, der doch wesentlich ungünstiger war als derinEchönbrunn entwor» fene, inseiner Kriegscheu hastigratifizirt.WttdiesemuthloseOpferungpreußi» scher Lebensinteressen auf starke Herzen wirkte, spürt man in Steins Worten: „Hätte eine grohe moralische und intellektuelle Kraft unseren Staat geleitet, so würde sie dieKoalition.ehe sie den Stoß, der sie bei Austerlitz traf, erlitten, zu dem großenZweckderBefreiungEuropasvonderfranzösischenUebermacht geleitet und nach ihm wieder aufgerichtet haben. Diese Kraft fehlte. Ich kann Dem, dem sie die Natur oersagte, so wenig Vorwürfe machen, wie Sie mich anklagen können,nicht Newtonzu sein. Ich erkenne hierin den Willen derVor» sehung und es bleibt nichts übrig als Glaube und Ergebung."
Die Gelegenheit war versäumt. Zu spät sah man, in den Tagen von Jena, ein, welcher Fehler es war, Oesterreich im Stich zu lassen. Das hatte Bonaparte früh erkannt. Schon inSchönbrunn rief er: „Wennich Preußens sicher bin, muh Oesterreich thun,was ich will! "Erzwang mit dem ersten Ver» trag (dem er in Paris dann noch die Spitze gegen England gab) vom wiener Hof die Abtretung des venetischen, tirolischen und schwäbischen Besitzes. Und lernte Preuhen, dessen thörichte Furchtsamkeit ihm den Weg gekürzt hat, nie wieder respektiren. Am zwölttenSeptember 1806 schreibt er aus Saint-Cloud an Tallenrand:,, Der Gedanke, Preuhen könne allein Etwas gegen mich unter» nehmen, ist so lächerlich, daß er mir der Erörterung nicht Werth scheint. Mein Bündniß mit Preußen beruht auf der Furcht. In Berlin ist das Kabinet so verächtlich, derKönig so charakterlos, derHof so völlig von derAbenteuersucht jungerOfsiziere beherrscht, daß mit dieser Machtnichternsthaftzurechnen ist. Was sie jetzt gethan hat, wird sie wieder thun: rüsten,zaudern, während draußen gekämpft wird, abrüsten und sich mit dem Sieger verständigen. Wir dm fen sie nicht durch direkte Drohung allzu sehr erschrecken; es genügt, wenn wir in Berlin sagen: Legt Eure Rüstung ab oder ich muß meine verstärken. Das mindert die Furcht und läßt sie doch nicht einschlafen. Auf solchem Mittel» weg wächst dasHeilkraut, mit dem man Preußen behandeln muß." Zu dieser Schätzung hatte die unköniglichePolitik desKönigs demStaat Friedrichs vcr» holfen.JhnmachteStein, machte jederauswachem Auge dem Gang der Dinge

Für O«fternlch?
Zuschauende für dasGeschehen und Unterlassen verantwortlich. Und von ihm und seinenKreaturenHaugwitzundKöckritz gilt, was der Steinbiograph Max Lehm ann von den preußischen Staatsmännern sagt: „Sie wollten ernten, ohne gesät, gewinnen, ohne gesetzt, siegen, ohne gekämpft zu haben." Sie fühlten nicht, daß Oesterreich diesmal für die alldeutsche Sache focht.
1909.
Dah Oesterreich für die alldeutsche Sache ficht, scheint auch heute wieder von Vielen nicht klar erkannt zu werden. „Wozu setzen wir uns für österreichische Interessen einer Kriegsgefahr aus?" Das hört man jetzt täglich; von verständigen, auf ihre Art patriotischen Leuten. Täglich die Erinnerung an Bismarcks Rath, die Option zwischen Ruhland undOesterreich zu meiden und Balkanfragen, wenn derWahl nicht auszuweichenist, lieber im russischen als im österreichischen Sinn zu beantworten, „Der Kaiser Franz Joseph ist eine ehrliche Natur, aber das österreichisch-ungarische Staatsschiff ist von so eigenthümlicher Zusammensetzung, daß seineSchwankungen,denenderMonarch seine Haltung an Bord anbequemen muß, sich kaum imVoraus berech» nen lassen. Die centrifugalen Einflüsse der einzelnen Nationalitäten, das In« einandergreifen der vitalen Interessen, dieOesterreich nach der deutschen, der italienischen, der orientalischen und oerpolnischen Seite hin gleichzeitig zu vertreten hat, die Unlenksamkeit des ungarischen Nationcklgeistes und vor Allem die Unberechenbarkeit, mit der beichtväterliche Einflüsse die politischen Entschließungen kreuzen, legen jedem Bundesgenossen Oesterreichs die Pflicht auf, vorsichtig zu sein und die Interessen der eigenen Unterthanen nicht ausschließlich von der österreichischenPolitikabhängigzu machen. ..Kann sich nicht die Politik fürPflichtgehaltenerUndankbarkeit,derenSchwarzenbergsichRußland gegenüber rühmte, in anderer Richtung wiederholen, die Politik, die uns von 1792 bis 1795, während wir mit Oesterreich im Feld standen, Verlegenheiten bereitete und im Stich lieh, um uns gegenüber indenpolnischen Händelnstark genug zubleiben, die bis dicht an den Eifolg bestrebt war, uns einen russischen Krieg auf denHals zu ziehen, während wir als nominelleVerbündete für das DeuIscheReich gegen Frankreich fochten, die sich aufdem WienerKongrehbis nah zum Krieg zwischen Nußland und Preußen geltend machte? Die Anwandlungen, ShnlicheWege einzuschlagen, werden für jetzt durch die persiinlicheEhrlichkeit und TreuedesKaisersFranzJoseph niedergehalten und dieser Monarch ist nicht mehr so jung und ohne Erfahrung wie zu der Zeit, da er sich von der persönlichen Rar cune des Grafen Buol gegen den Kaiser Nikolaus zum politischen Druck aufRußland bestimmen lieh, wenige Jahre nack>

Vilagos; aber seineGarantie ist eine reinpersönliche,fSlltmitdem Personenwechsel hinweg und die Elemente, die die Träger einer rioalisirenden Politik in verschiedenen Epochen gewesen sind, können zu neuem Einfluß gelangen ,.. Die Eindrücke und Kräfte, unter denen die Zukunft der wiener Politik sich zu gestalten haben wird, sind komplizirter als bei uns, wegen der Mannichfaltigktit der Nationalitäten, derDivergenz ihrer Bestrebungen, derklerikalen Einflüsse und der in den Breiten des Balkan und des Schwarzen Meeres für die Donauländer liegenden Versuchungen. Wir dürfen Oesterreich nicht verlassen, aber auch die Möglichkeit, dah wir von Oesterreich freiwillig oder unfreiwillig verlassen werden, nicht aus denAugen verlieren. Die Möglichkeiten, die uns in solchen Fällen offen bleiben, muh die Leitung der deutschen Poli> tik. wenn sie ihre Pflicht thun will, sich klar machen und gewärtig halten, bevor sie eintreten, und sie dürfen nicht von Vorliebe und Verstimmung abhängen, sondern nur von objektiver Erwägung der nationalen Interessen/' („Gedanken undErinnerunglen.") Also mußJeder, der anBismarck glaubt, die entschiedene Unterstützung der österreichischen Balkanpolitik jetzt tadeln? Nein. Erstens gilt hier Molares Wort: „Ouan<t sui- ,me pei-sorme on pret^nsl se x^Ier, c'ost par leg K^aux ccitiZz cju'il lul l»ut ro?so,»> KI?r": und zu den objektiv schönen, in alle Ewigkeit als Muster brauchbaren Seiten bismörckischen Wesens gehört die mißtrauische Antipathie nicht, die der größte Preuße gegen Oesterreich hegte, seit er Schwarzenbergs Depesche vom siebenten Dezember 1850 gelesen hatte, „in welcher der Fürst die ol» mützer Ergebnisse so darstellt, als ob es von ihm abgehangen habe,Preußen zu demüthigen oder großmüthig zu pardonniren". Zweitens ist dieZeit, von der und für die Bismarck sprach, unwiederbringlich dahin und die Furcht, Rußland könne sich, wenn wir ihm Hilfe oder wohlwollende Neutralität weigern, einer uns feindsöligen Koalition anschließen, unzeitgemäß, seit dieser Anschluß Ereigniß geworden ist. Bismärckische Politik treibt Der aber nicht, der unter veränderten Umständen handelt, wieBismarck in einerbestimmten Stunde gehandelt oder g'erathen hat, sondern nur der geistig autonome Staatsmann, der aus der Summe des Möglichen das im Augenblick Nothmendige so klug, so tapfer, so nüchtern zu errechnen vermag wie Bismarck unter dem Druck der Verantwortlichkeit. Drittens hätte der Mann, der vom Winter des Jahres 1805 als von einer versäumten Gelegenheit sprach, dieWiederholung des damals gemachten Fehlers niemals gebilligt. Und viertens handelt sichs fiir uns dauntennichtum österreichischeJntercsscn, sondern um deutsche.Merken wir Das wieder zu spät, dann treiben wirOesterreich ins Lager des Feindes und erneuen die kaunitzische Koalition, deren Schreckbild, nach dem Wort Meters Schuwalow, dem ersten Kanzler den Schlummer störte.

Warum wird Oesterreich bedroht, gescholten, mit immerneuerSchmierigkeitumdrängt? Weil es in derAera des jungtürkischen Parlamentarismus, der Bosniaken undHerzegomzen an dieWahlurne rufen konnte, seinHoheitrecht dem Bereich des Zweifels entrückt, das Ansehen des alten Kaisers zur Erledigungeinesdem Nachfolger unbequemerenStaatsgeschäftesbenutzt und die seit dreißigJahrenokkupirten Balkanprovinzen annektirthal? Nein: rueil es dem Deutschen Reich verbündet und noch nicht entschlossen ist, diese Bundesgenofsenschaft gegen einen anglo russisch» französischen Assekuranzvertrag zu tauschen. Keine Großmacht hat geglaubt, Oesterreich werde die ihm in Reichstadt, auf dem Berliner Kongreß und durch ein geheimes Separatabkommen zugesprochenen Provinzen je wieder räumen. Keiner kann die Beantwortung derFrage, ob Oesterreichs Souverainetätrecht in diesen Provinzen beschränkt bleiben solle, wichtiger sein als derTürkei, die sich, nachdem ihr ein anständigesTrinkgeld gewährtwar, mit der Annexion abgefunden hat. Keine würde sich für Serbiens Sehnsucht nach einem Weg an die Meeresküste er» Hitzen. Was seit dem siegreichenJungtürkenputschgeschah.hataber bewiesen, daß die Einkreisung ziemlich unwirksam bleiben muß.solangeOesterreichan Deutschlands Seite ausharrt. Frankreich will nicht, Ruhland kann noch nicht losschlagen. DieHeere der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche mären vereint so stark, daß selbst der skrupelloseHerrJswolskij nicht wagen würde, die Reste russischerWehrmacht diesem Anprall auszusetzen. Deshalb sollOesterreich eingeschüchtert und aus dem Bund geängstet werden. Ist dieses Ziel erreicht, dann ist Deutschland in unbequemer Lage und, da Oesterreich sich dem feindlichen Concern anschließen müßte, gezwungen, gegen die kaunitzische Koalition (Frankreich, Ruhland, Oesterreich unter britischem Patronat) zu kämpfen oder von ihr demüthigende Zumuthung hinzunehmen. Was die Gegner hindern kann,an diesesZiel ihrerWünsche zu kommen, muß versucht werden. Und derStaatsmann, der dazu mitwirkt, dient nicht denHabsburgLothringern, sondern dem Deutschen Reich. Für dessen Lebensinteresse der höchstePreis nicht zuhochfein darf; auch dermitdemBlutdeutscher Menschen zu zahlende nicht. Und dieErkenntniß derZahlungbercilschaftwürdegenügen. Vielleicht wäre die Erneuung des Dreikaiserbündnisfes möglichgewor» den, wenn Deutschland sich für das russische Verlangen der Meerengenvffnung eingesetzt hätte. Frankreich konnte dem Wunsch der rinilon »mis ot üllllc"? kaum widersprechen, Oesterreich hatte ihm zugestimmt,und gelang cs den Briten, die neuenTnranncn derTmkei zu ernstlicher Abwehr zu maffnen, so konnten die Botschafter derKaiserreiche in Petersburg sagen: JetztsehtJhr, wo Eure Feinde zu suchen, Eure zuverlässigen Freunde zu finden sind. Im-

merhin sprach manchesBedenken gegen den Versuch, denOsmanen auch die-
sesOpfer noch in derStundenationalerErregtheitaufzuzmingen.Da ernicht
unternommen ward, blieb keine Wahl. Wir mußten mit Oesterreich gehen.
Früher gemachte Fehler tilgt auch der beste Wille nicht binnen kurzer Frist.
Jetzt mußten wir.DieseNolhwendigkeit hat derKanzler erkannt und oft aus-
gesprochen, daß unser Platz an Oesterreichs Seite sei. Nicht so unzweideutig
sprach leider die offiziöse Presse. Äls in der Norddeutschen Allgemeinen Zeit-
ung gesagt worden war,Oesterreich handle, wie es müfse,und dürfe auch für
den Fall schärferenKonfliktes mit Serbienund dessen Protektorenzuverfichtlich
auf die deutscheHilfe zählen, erschien in der fast eben so offiziösen Kölnischen
Zeitung einimToneinerBußpredigtgehaltener Artikel, derHerrn von Aehren-
thal rieth, „ demkleinenNachbarstaat aus freierEntschließung Zugeständnisse zu
machen",undderaustro-ungarischenPresseeinemildereBehandlungSerbiens
empfahl. Dieser Artikel, den Wolffs Telegraphen-Bureau (auf wessen Wei-
sung?)verbreitete,blieb nicht vereinzelt. Die Folgen ? JnParis hieß es, Deutsch-
land werdemit sich redenlassen; inWien wurde gedruckt, von Deutschland sei
nicht viel mehrzuermartenals.vonZeit zuZeit, einArtikelderNorddeutschen,
desfenWerth durch lästige Rathschläge derKölnischen noch gemindert werde;'
in den Times las man, Deutschland lasse die Kanonen krachen, um das Rück-
zugsgeräusch zu übertönen, und inderDailnMail, Deutschland wolle keinen
Krieg und wage ein kräftiges Wort nur, wenn nichts Gefährliches mehr zu
fürchten sei. So gehts nicht weiter. WohinwirmiteinerzwiespältigenPolitik,
einer offiziellen und einer offiziösen, kommen, hat der Marokkoftieit gelehrt.
Wenn die Preßmannschast des Auswärtigen Amtes damals nicht, statt der
amtlichen, diekaiserliche Politik („desimpulsiven Entgegenkommens") unter-
stützt hätte, wären die Zumuthungen, denen wir uns dann, dem Reich zum
Unheil, fügten,nie an uns gelangt. DiesesToppelspiel darf sichnicht wieder-
holen. Um keinen Preis der Glaube entstehen, das Deutsche Reich betheure
zwar täglich seine Bundestreue, wolle sich den äußersten Konsequenzen aber
entziehen und lasse, um Oesterreich zu Nachgiebigkeit zu stimmen, von bieder
blickenden Konsorten deshalb Schonung des serbischen Nationalstolzes em-
pfehlen. Daran mögen dieErbenLombards und die Ueberlebenden der^i-m-
5!öme ^IlLmnFn? unseligen Angedenkens ihre Freude haben, denen jede in
Paris fabrizirteMeinung höchsterBewunderung wcrth scheint. Wer deutsche
Politik machen will,muß zunächstwissen,wasDeutschlandsJnteresfeheischt.
Das ist nur gewahrt, wenn Oesterreich» Ungarn den Handel mit allen
Ehren und mit greifbarem Vortheil abschließt. Dann märe dem Islam und
den christlichen Balkanvölkern, Europen und ihren Geschwistern bewiesen,

Für Oesterreich?
daß Eduards Concern nichtAlles, was ihm beliebt, durchzusetzen vermagund daß die zwischen Nordsee und Adria herrschenden Kaisermächte Kraft und Ausdauer genug haben, um auch auf einem umlauerten und umdrohten Weg ans Ziel ihres Wollens zu gelangen. Noch ist dieser Erfolg nicht sicher. Die wiener Polik ist recht matt und zahm geworden; sie hat von Serbien Frechheiten hingenommen, die mit Würde und Rang einer Großmacht kaum noch vereinbar sind, und immer wieder betheuert, sie sei zur Verständigung mit den belgrader Schreihälsen bereit. Der Starke kann dem Schwächeren mehr erlauben als einem an Macht ihm Gleichen; weicht er aber zurück, so verhallt der Hinweis auf seineStSrke.Daß eineGroßmacht sich Monate lang von einem Knirpsschimpfen.alsStraßenräuberdenunziren, zu kostspieligerRüstungund Grenzbewachung zwingen läßtund das Lümmelchen stets noch mitsanfterHöflichkeit behandelt, ist ohne Beispiel in der Geschichte. Die Rechtsfrage ist rasch beantwortet. Wie Oesterreich seine Provinzen verwaltet und sein VerhSltniß zur Türkei ordnet, geht Serbien nicht an; dieser Staat hat nicht das allergeringsteRecht, dabei mitzureden und Entschädigung zufordern, weil FranzJoseph fortan in Bosnien und derHerzegowina der einzig souveraine Herr sein wird. Bleibt die (wichtigere) Machtfrage. Serbien wird von England, Rußland, Italien, seitEduardspariserReiseauch wieder von Frankreich mit offener Entschlossenheit unterstützt. Wozu sind die vier Mächte entschlossen? Für Serbien, das einen Ausgang nach der Küste braucht, Krieg zu führen? Dann sollen fies thun. Heute lieber als morgen. Dann soll man ihnen nicht erst Zeit zu gemächlicherVorbereitung lassen, sondern die Stunde wählen, die in Berlin und Wien den Generalstäben die für den Kampf günstigste scheint. DieVier werden sich hüten. In derReichsduma ist festgestellt worden, dah Ruhland kaum das zurLandesvertheidigung Nothwendige zu leisten ver> möchte; wenn derKernIruppenreft alsclmi, ä cinon an dieGrenzen spediit wird, sinkt dasReich in Anarchie zurück und das HauZ Holstein Gottorp mag um sein Kaiserrecht zittern. Frankreichs Wehrmacht wird von Allen, die noch in der Vorstellungwelt der siebenziger Jahre leben, phantastisch überschätzt. Nicht von nüchternen Franzosen, Die wissen, was sie von einem Kriege gegen Deutschland zu erwarten hätten, und werden ihn meiden, so lange es irgend möglich ist. Mit der Britenflolte wäre in solchem Krieg nicht viel anzufangen, wenn unsereSchiffe sich nicht zur Schlacht stellten und die deutsche lieber» legenheit in derLuflschiffnhrt und Unterseebootstechnik klug ausgenützt würde. Italien wird die erste Entscheidungschlacht abwarten und dem Sieger dann enthusiastisch erklären, daß es mit seinen heißesten Wünschen immer bei ihm

war. Was wollen die Vier also? In Südosteuropa probiren, was in Nord» westafrika so guten Ertrag gebracht hat. Sie haben gesehen, daß vor und in Algesiras das Deutsche Reich jedem Druck nachgegeben hat, und hoffen, dieses angenehme Schauspiel noch einmal zu erleben. Dann wird Oesterreich ldcmmandieVerständigung mit Ruhland, sogar mit Italien bequem machen würde) von Deutschland abgedrängt oder das Ansehen beider Reiche (nicht nur im islamischen Gebiet) doch so geschmälert, daß von dem Loch im Südosten des Jsolirungskreises keine ernstliche Gefährdung mehr zu fürchten ist. Das darf nicht geschehen. Das wird nicht geschehen, wenn in Wien kein Zweifel darüber bleibt, daß Deutschland diesmal bis ans Ende durchhalten und kein Wille mächtig genug sein wird, die deutsche Politik von dem bedachtsam gewählten Weg je abzubringen. Von dem gewählten Weg? Blieb denn eineWahl? Dem nur, der auch Oesterreich noch verlieren, das Land Fritzens und Bismarcks zum Kinderspott erniedern und dann vielleicht über Vereinsamung und Mißachtung jammern wollte. Das muh derNation gesagt und alsOeffentliche Meinung proklamirt werden. Hat derMeister des Umganges mit Prehmenschen denn ganz vergessen, daß auch ein mündiges Volk auf eine Konfliktsmöglichkeit vorbereitet werden muh? Noch ist nichtversucht worden, die Deutschen zu überzeugen, dah von Ost einKrieg kommen kann, dem nur ein Tropf zaghaft ausbiegen würde und der nicht, wie die Kurzficht wähnt, für Oesterreichs, sondern für Deutschlands Lebensinteresfe zu führen wäre. Reichtel!-<0ö derBlickdesFreihenn vom Steinweiterals1909derdesFürsten Bülow? Soll dieNation wieder, wie 1905, in dem Irrglauben gelassen werden, man wolle sie wegen eines Pappenstieles insFeuer bringen? Sobald sie erkannt hat, welcher Preis auf dem Kampfspiel steht, wird sie ihren Willen zu wuchtiger Geltung bringen und DenenSchweigen gebieten, dieOesterreich zu feiger Nachgiebigkeit rathen und dem Deutschen Kanzler empfehlen, sich den Wünschen der Westmächte anzupassen, die es so gut mit uns meinen und sich so emsig sür denFneden bemühen. Für einen Frieden, versteht sich, der dem Erdkreis zeigt: „Den Berlinern gelingt nichts mehr, und wer sich mit ihnen einläßt, ist schon halb verloren." Stolz und hart wollen wir Oesterreich. Eine Rkgistrirkonferenz allenfalls: keine, von der Franz Joseph den Rechtsspruch zu erwarten hätte. Kollcktionoten können in Belgrad nützen, sind in Wien aber, wenn sie die serbische Anmaßung direkt oder indirekt fördern, als M«> kulawr zu behandeln Hat denn Niemand mehr den Muth, zu wollen? Des ttczcrrs und Gezeters wäre rasch einEnde und dieLautesten würden stumm, wenn man draußen erstwieder wüßte: Deutschland ist zur Kraftprobe bereit.
-5

Weshalb ein Lehr« sein «mt verlint.
405
Nieshalb ein Lehrer sein Amt verliert

achtzehnten November stellte sich mir in memer Wohnung der junge DDp Lehrer vor, der wegen einer Kaiser-Geburtstagsrede, die er 190S in Josefowo.KreisMogilno, KeiGnesen im Kriegerverein gehalten Hit, aus dem Lehrdienst entlassen worden ist. Die Entlassung ist mit den folgenden Worten begründet: „Sie haben dmch Ihr außerdienstliches Verhalten in gröblichster Weise J^re Pflichten verletzt und sich der Achtung, des Ansehens und des Vertiauens, die Ihr Berus erfordern, unwürdig gezeigt." Paul Gläsmer (so heißt der Uebelthäter) ist zmeiundzwanzig Jahre alt und mar erst seit zwei Jahren als Volks» schullehrer angestellt Nichts lag gegen ihn vor: seine Zeugnisse lauten günstig. Er macht einen ernsten, sicheren und freundlichen Eindruck. So sieht kein Um, stürzler auS, wohl aber ein jugendlicher Idealist edlen Fliedens. Der Kriegerverein hatte ihn mit in den Vorstand gewählt und zum Schriftführer ernannt. Alle Schuld liegt also in dem Wortlaut seiner Kaiserrede, die ich mir vorlegen ließ, um einen rechten Einblick in den jetzt herrschenden Geist der preußischen Schulbureaukratie zu gewinnen

Ich muß gestehen, daß ich mit wachsendem Staunen und mit Beschäm» ung las. Mit Beschämung darüber, daß solche Worte einer ehrlich patriotischen, mannhaften und durchaus wahrhaftigen Gesinnung in Preußen einen Beamten um Brot und Stellung bringen können. Die Rede verdiente als Denkmal reaktionärer Unduldsamkeit, als ein Zeugniß gegen den Geist des Herrn Minister Holle eine Weilerverbreitung. Es würde dann selbst den Kurzsichtigen klar werden, wie leicht sich unsere Regirung über die wichtigsten Grundlagen unserer Verfassung hinwegsetzen zu dürfen glaubt, wenn es gilt, liberale Anschau» ungen zu bekämpfen, die unser Bürgerthum in seiner Blüthezeit beseelten und die bei nationalsozialen und libcraldcmokratischen Parteien auch heute noch in Ehren stehen. Die Rede beginnt mit einem wahren Hymnus aus das Kaiserhaus:

„Unser Kaiser an der Spitze eines cmserwählien Volkes Wie hat er sich würdig erwiesen, Herrscher zu sein über die Nachkommen des alten stolzen Ger Manengeschlechtes! Wilhelm II. ist bis jetzt der glänzendste Vertreter des neugc gründeten Deutschen Reiches; sein Stern wird einst »och Heller strahlen. Wir dürfen wohl mit Stolz ans rühmen, daß kein anderes Volk der Erde einen solchen Heir> scher aufzuweisen hat . , . Alle Welt richtet die Augen auf ihn. Ueberall hat er glühende Verehrer und Bewundeier . . . Wilhelm II. ist eine Persönlichkeit, eine saszinirende Persönlichkeit,"

In diesem Festton ist die ganze Rede gehalten; geht dann freilich auch zu kritischen Betrachtungen über. Heute kenne man kein Fürstcnthum, daS auf steiler Höh' über dem Volk stehe, sondern eins, das im Volk stehe und fest wurzele. Von der Sozialdemokratie rückt Gläsmer ab:

»Ich will keineswegs sür die Sozialdemokratie werben. Unser Va!erlai,d

würde erst vollen Nutzen von ihr haben, wenn aus Sozialdemokraten mehr soziale Demokraten werden, die über ihrem Parteiinteresse nicht das Wohl des gesammten Volkes aus dem Auge verlieren. Doch gilt diese Forderung eben so, wenn nicht in höherem Maße, den angeblich staaierhaltenden Parteien, die als solche mit besserem Beispiel vorangehen müssen."

Damit kommen mir schon in den Bereich der sechs Stellen der Rede, an denen die Schulbehorde Anstoß genommen hat. Ich lasse sie hier folgen:

I, „Man mird den Krieg als eine Verirrung des Menschengeistes er> kennen, die des Menschen im zwanzigsten Jahrhundert nicht mehr würdig ist". Eine Meinung, im Kriegerverein nicht gut am Platz, aber doch nicht frevel» Haft. Selbst Kant schrieb bekanntlich über den ewigen Frieren und Heinrich von Treitschke hielt es für nöthig, mit der ganzen Wucht seiner Beredsamkeit gegen „diese Einseitigkeit einer allzu bürgerlichen Gesinnung" aufzutreten, in der sich nach seiner Meinung die allerbedenklichsten Gebrechen unseres Libe» ralismus, der ganze Unsegen des kleinstaatlichen Bildungsganges offenbarten. Aber täglich «erde von hundert Z itungen jene alte Jrrleh.e vom <migen Frieden von quäkerischcn Schwärmern, weiblichen Naturen und den Vertretern einer staatfeindlichen Lehre alten Natmrechtes als allerneuste politische Welk- heit vorgeführt. Und zu diesem Bodensätze längst Lbermunzencr Doktrinen gc< selten sich der Materialismus unseres erwerbenden Jahrhunderts, das Main» monspriesterthum der Manchesterschule, dem natürlich eine entsprechende na» tionalökonomische Theorie Berechtigung erkämpfen müsse. Wenn nach seimm Zeugniß von zehn deutschen Lehrbüchern der Ltaatswissenschaft neun das Heer in einen bescheidenen Winkel ihres Systems bringen und nur als ein Werkzeug der auswärtigen Politik behandeln, so darf man doch einem jungen Lehrer von zmeiundzwanzig Jahren nicht übelnehmen, daß auch er der Hoffnung Ausdruck gab, der Krieg werde ganz aus der Welt scheiden und die Riesenhcere ent> behrlich machen. Und wenn jetzt alle Staaten den haager Friedenskongreß be> schicket?, so darfauch diesem jungen Lehrer eine Gemüthkanmandlung im Geiste der Bertha von Suttnec doch gewiß nicht zum Verbrechen angerechnet werten. Die humaneLehre oerFrieoeneavostel findet Anhänger in allen Ländern und unter allen Parteien. Sie mag utopistisch sein. Zugegeben. Ader unser junger Lehr,r hat eben so gut wie unser Kiiser und unsere Minister das Recht, von dem so reichlich Gebrauch eemacht wird, Fehlerhaftes zu behaupten, Ich hätte ihm Luthers Schriftchen „Ob Kriegsleute auch in seligem Stand sein können" und Treitschkes Aufsatz über „DiS konstitutionelle Königthum" („Historische md politische Aufsätze") zur Lcclure empfohlen; da fände er eine wahre Apologie und Verherrlichung des Krieges: ohne den Idealismus des Krieges sei ein echter politischer Idealismus gar nicht möglich.

^. „Unsere Demokratie märe nicht so radikal, wenn es keine preußischen Junker gäbe." Wieder nur eine Meinung, die als solche weder falsch noch

irgend strafbar ist. Indem er selbst tadelnd die Demokratie als radikal be>
zeichnet, bekennt er sich als ihrcn Gegner, mindestens nicht als ihren Anhänger.
Es unterliegt gar keinem Zmeisel, daß das Junkcrsystem in Preußen an dem
raschen Wachithum der demokratischen Parteien die meiste Schuld trägt; diese Par»,
teicn nennen bekanntlich das preußische Abgeordnetenhaus ein Junkerparlament,
die preußische Schule eine Junkerschule. Webhalb soll dem Paul Gläsmer zu sagen
verboten sein, «aS eine historische Thatsache und in Aller Munde ist? Etwa, weil
«r Beamter mar? Ist der preußische Beamte zum Schweigen, ist er zum Kon»
seroatioismus verpflichtet? Genießt nicht auch er das in der Verfassun i garan»
tirtc Recht, das dem Staatsbürger durch die Artikel 27 und 28 Freiheit der
Meinungü'ufznunz durch Wort. Schrift, Druck und bildliche Darstellung sichert?
Mehr und mehr gewinnt es freilich den Anschein, als sollten die preußischen
Lehier als Bürger zweiten Grades behandelt merdln. Ein Schrei der Entrüstung
ging durch die deutsche Beamtenschast, als der Welfenkönig einst seinen Be
ahnten das cynische Sprichwort einschärfen ließ: „Weß Brot ich esse, Deß Lied
ich finge" Die Meinung, daß der Beamte nur innechalb der Schranken des
Gesetzes zum Gehorsam verpflichtet sei stand noch nach Treitschkes in dem großen
Kciegsjahr niedergeschriebener Ueberzeugung in Deutschland unerschütterlich fest.
Steht sie auch heute noch unerschütterlich fest?
„Es würde mit unserem Kaiser ein solcher Kult nicht getrieben wer»
den, wenn Jever seinen Stolz darein setzte, selbst eine Persönlichkeit zu sein,"
Wenige Wochen, nachdem diese Worte im Kriegerverein des tadmch bekennt ge-
wordenen posener Dorfes Josefomo gesprochen wurden, ging durch ganz Deutsch»
land die laute Klage über daS persönliche Regiment, über den verherenden Ein-
fluß byzantinischer Hofbeamten, über die Streberei im Beamtenstand und über das
ganze unmännliche Treiben der Hurropatrioten, die durch einen falschen Per»
soncnlultus dcm Kaiser die richtige Bemerthung der Volksstimmunz sehr zum
Schaden für Kaiser und Reich erschwert haben. WaS auch im Reichst«^ von
den berufenen Vertretern der Volksstimmung offen bekannt wurde: soll Das
strasbar sein, wenn es ein Lehrer im engen Kreise bekennt? Seine Klage ist
durchaus berechtigt. Wir haben seit Jahrzehnten den Anblick eines ausrecht,«
MinneöstolzeS mehr und mehr entbehren müssen, cineS Stolzes, der zwar dem
Kaiser giebt, was deS Kaisers ist, dabei aber sich selbst nicht aufgiebt,
4, „Eine elende Unterthanengefinnung macht sich breit, die nur das Ge
Härchen kennt, Kriecherei und Heuchelei im Gefolge hat. Sollte diese wahre
Darstellung etwa als Majestätbeleidigung bemerthet werden? Dann waren
sämmtliche Kaiser-Interpellationen im Reichstag MajestStbeleidigungen. Haben
mir es nicht Alle als eine Erlösung empfunden, daß sich endlich die wahre
Volksst mmung hervorwagte und daß öffentlich dabei hervorbrach, was seit
Jahren wie ein schleichendes Feuer in der Volksseele glühte und schmälte?

Sollen wirklich die minigen Männer als unwürdig ausgestoßen weisen, deren Wahrheitliebe und Mannesmuth eine gefährliche Aufrichtigkeit der bequemen Heuchelei vorzogen? Waren mir wir?Ich schon — gliscorit« aclulations — von Staates wegen bei der Seneca Praxis angelangt, dem ein unter lyran» nischen Kaisern gefühltes Leben die Einsicht brachte: „Der Weise wird nie den Zoin der Mächtigen erregen, wird ihm lieber ausweichen, genau wie dem Sturm bei der Seefahrt", wozu er als noch gesteigerte Lebenttlugheit empfiehlt, vor Allem den Schein zu meiden, als weiche man vor der Verderben drohenden Macht zurück. Denn ein Theil der Sicherheit bestehe gerade darin, vor der Macht nicht zu fliehen, weil ja verurtheile, wer fliehe.

Wir hatten es allerdings schon weit gebracht in der Stimmung- und Gesinnungsälschung. Schon hatten bei unS Viele sich beschieden, Dinge und Menschen zu nehmen, wie sie sind, bonos imporntores voto expstere, wie Tncitus empfiehlt, quälescuri«.us toleraro und durch schmierige Verhältnisse sich so klüglich hindurchzuwinden, daß man weder feine Ehre offen schädigte noch sich Gefahren aussetzte, also einm Mittelweg einzuschlagen zwischen ab- ruptam contumaciam et, äeloi'm« obseczuiuW (jähem Trotz und schimps» lichem Gehorsam: Tacitus), auch utili«, nonestis miscere. Das heißt: Ge- sinnungtüchtigkeit zu marteren. Man ließ es auch schweigend geschehen, daß deutsche Fürsten noch immer von ihren Unterthanen sprachen, obgleich es im Deutschen Reich nicht mehr Unterthanen giebt, sondern nur sreie Bürger, die mit ihren Fürsten in einem staatsrechtlichen Vertrage leben, der beide Theile bindet. Wenn dabei eine „elende Unterthinengesinnung" gedieh, so verdienen all die Männer Dank, die rechtzeitig vor der Gefahr einer solchen unwürdigen Selbstentäußerung warnten. Bekanntlich ließ Fichte es nicht ungerügt hin» gehen, daß man während des ruhmvollen Freiheitkrieges noch „gotteslästerlich von Unterthanen rede", und klagte, daß die Formel „Mit Gott für König und Vaterland" den Fürsten gleichsam des Vaterlandes beraube. Die einzigen Majestätverbrecher sah er in jenen Leuten, die den Fürsten empfahlen, ihre Völker in der Blindheit und Unwissenheit zu lassen.

tt. „Bei uns darf kaum Jemand, der vom Staat irgendwie abhängig ist, seine Meinung frei äußern, ohne sür seine Stellung fürchten zu müssen."

Nach den vielfachen Maßregelungen preußischer Prediger und Lehrer wegen mangelnder Rechtgläubigkeit erkenne auch ich in dieser Angabe nur die scheue Bestätigung von Thatsachen. Man hätte von Gläsmer den Beweis der Wahr- heit fordern und ihn dann als einen Bekenner der Wahrheit unbehelligt lassen s/llcn. Aber noch fehlt sein letztes Delikt.

7. „Unser vielgepriesenes deulsches Heer ist mit seiner Erziehimg zum blinden Gehorsam keine Schule zur Entfaltung freier Persönlichkeiten."

Seine vorgesetzte Behörde und das preußische Ministerium sind anderer

Meinung; sonst würdm sie dieses Wort nicht mit unter ihre Disziplinargewalt gestellt haben. Rur ist fraglich, ob unsere Armee eine solche Erziehung zur freien Persönlichkeit überhaupt anstrebt. Und roenn sie Das nicht thut, so will und braucht sie es auch nicht zu erreichen. Die Soldaten, die vor Gericht, allem ermulhigenden Zuspruch zum Trotz, statt ehrlich die Wahrheit zu bekennen, auf alle Fragen nur die stereotype Antwort wußten „Zu Befehl!", machten nicht den Eindruck freier Persönlichkeiten. Auch was uns Eduard Goldbeck aus eigener Beobachmng über den „Henker Drill" im deutschen Heer soeben erst berichtet hat, bestätigt TlSsmers Behauptung. Die häusigen Soldaten» Mißhandlungen mit ihren Folgen, den Soldatenselbstmorden, thun es auch Damit ist das ganze Beschmerdematerial wörtlich, urkundlich vorgelegt.
Man erklärte den GlSsmer für einen Sozialdemokraten und denunzirte ihn als Solchen bei der Behörde. Wir wollen uns die Männer merken, die sich auf solche Weise um ihr Vaterland verdient machen. Nach Angabe des Kreis, schulinspektors Lösche in Mogilno sollen es sein: der Vorsitzende des Krieger- vereins, ein pensionirter Lehrer, der sich durch Gründung und Leitung von Kriegervereinen angenehm bemerklich macht, und ein zufällig anwesender Herr, der Sekretär mar bei einem Herrn Karst, ehemaligen Bürgermeister in Bomst.
Wie verlief nun das Verfahren? Auch Das ist beachtensmnth.
Zunächst forderte der Kreiischulinspektor den Vortrag ein. Das ist ge> setzmidrig und unbillig; denn eS ist ein allgemeiner Rechtsgrundsatz, daß Der, gegen den ein Verfahren anhängig gemacht werden soll, zwar berechtigt ist, Erklärungen zu seiner Rechtfertigung abzugeben, dazu aber nicht gezwungen werden kann. Dieser Grundsatz muß auch für ein Disziplinarverfahren Anmm» dung finden. GlSsmer hätte sein Manuskript nicht ausliefern und dieBehörde ver- anlassen sollen, ihm nur die Rederoendungen und Behauptungen, die bean- standet wurden, zur Aeußerung vorzulegen. Räch Einsendung des Manuskriptes vernahm den Angeklagten im Auftrag deS RegirungprSfidentcn aus Bromberg der Regirungschuliath Bock. Darüber berichtet Gläsmer: „Zunächst suchte man mir zu beweisen, daß ich den Zweck und die Bedeutung einer Festrede gar nicht kenne. Zweitens sollte ich einsehen, daß ich alle meine Behauptungen nur blind nachgesprochen, nachdem ich sie irgendwo gelesen hätte." Hier sei mir ein Zmischenwort gestattet. Wo soll denn der junge Lehrer seine Kennt» nisse hernehmen, wenn nicht aus Büchern oder durch blindgläubige Hinnahme des ihm im Seminar gebotenen Trockenfutters? Verlangt man von ihnen nicht, daß sie kritiklos annehmen, was ihnen in ihren Lehrbüchern vorgelegt wird? Oft das wunderlichste, abstruseste Zeug, ein Wust von altem Dogmenplunder.
Gläsmer bekannte, daß er meiner Schrift „Erziehung zur Mannhaftigkeit" Anregung verdanke. Ich gestatte mir, meine Arbeiten für ebm so werthvoll zu halten wie Das, was Königliche Kreisschulinspektoren in ihren Lehrbüchern,

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_417.html[18.07.2014 18:01:21]

zumal an Gesinnung und Glauben, liefern. Doch zurück zu dem Berichte des Lehrers Gläsmer: „Ich gab zu Protokol, daß ich bedaure, gerade im Krieg«» verein so gesprochen zu haben, und versprach, daß ich solche Anschauungen der solchen Gelegenheiten öffentlich nicht mehr vertreten werde. Dann richtete der Regirungskommiffar an mich die Frage, ob ich persönlich diese Behauptungen noch aufrecht erhalte. Ich antwortete ‚Ja' und rief dadurch einm Sturm sittlicher Entrüstung hervor. Da ich aber um meine Stellung fürchtete, so ließ ich mich zu der Erklärung herbei, daß ich die in der Rede vertretenen An° schauungen nicht in vollem Umfang aufrecht erhalte. Trotzdem erfolgte auf dieses Verhör hin meine Entlastung," Unglaublich! Erst bricht man dem armen Menschen das Rückgrat und dann setzt man ihn trotzdem vor die Thür. Gläsmer erklärte darauf der Regirung, daß er nach so traurigen Erfahrungen seine Behauptungen aufrecht erhalte, und bat, ihm den wahren Grund seiner Entlassung anzugeben. Darauf folgte ein ablehnender Bescheid. Nun meldet? Gläsmer den Vorfall dem Herrn Minister Dr. Holle und bat, der Minister möge selbst prüfen, ob aus der Rede eine Gesinnung spreche, die eine so herbe Strafe verdiene. Und das Ergebniß? Seine Entlassung ist bestätigt worden.

Ein anderer Lehrer, Johannes Kling, der zur Zeit in Thorn als Ein» jähriger dient, hatte der Rede seines Freundes durch lautes „Bravo" Beifall gespendet. Auch er sollte seinen Widerruf zu Protokol geben. Da er Das mannhaft ablehnte, erhielt er von der Regirung ein scharf mißbilligendes Urtheil und ihm wurde eröffnet, daß er von der Zweiten Prüfung, zu der er bereits zugelassen war, „wegen mangelnder sittlicher Reife" zurückgestellt werden müsse. Das bedeutet für ihn einen Verlust von mindestens einem Jahr Zeit und auch ein Fünftel seines Gehaltes geht ihm damit bis auf Weiteres verlorm.

Leider sinket dieses Vorgehen der Regirung im Parlament den Beifall der Rechten, die doch recht eigentlich berufen märe, für Recht und Gesetz ein» zutreten. Als der Sozialist Ströbel im Abgeordnetenhaus auf die Maßregelung der zwei Lehrer zu sprechen kam, wurde er durch den Präsidenten Herrn von Kröcher unterbrochen und durch den Lärm der Rechten niedergeschrien. Gemalt geht vor Recht. Ich verstehe nicht, wie sich das preußische und deutsche Volk eine solche Turannis bieten lassen kann, durch die der Werth unserer Parlamente als einer Vertretung des Volksmillens rein illusorisch wird. Ich bilde mir ein, in England märe Dergleichen unmöglich, würde als eine Verhöhnung der Volksnchte empfunden werden und einen Sturm der Entrüstung im ganzen Volk erregen. Bei uns ist Jeder froh, wenns nur nicht die eigene Partei trifft; es fehlt gar schmerzlich an einem gesunden öffentlichen Rechtsbewußtsein und an politischer Reife. Auch fühlen sich nur wmige Schriftsteller berufen, wie Vittorio Alfieri cli lar c«n penna ai lulsi impsrz ollsss. Aber die ftille Erbitterung mächst: während der letzten Interpellationen im Reichstag bekam, man ein Stück davon zu sehen.

Weshalb ein Lehrer sein Amt verliert.
411
Nachdem uns der Kaiser versprochen hat, unter Wahrung der Verfassung»
mähigen Verantwortlichkeiten zu regnen, dürfen «ir fordern, daß unsere Be»
Hörden das Selbe thun. Es ist reinste Willkür, wenn die Regirung behauptet,
der Lehrer Gläsmer habe in „gröblichster Weise seine Pflichten verletzt und
sich der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, die sein Beruf erfordern,
unwürdig gezeigt." Mit diesem Kautschukparagraphen eines völlig veralteten
Disziplinargesetzes kann die Reaktion jede Regung freiheitlichen Geistes, jeden
Versuch einer Kritik niederschlagen — und thut es leider auch. „Pflichten
verletzt!" Welche Pflichten? Außerhalb des Dienstes darf der Beamte seine
staatsbürgerlichen Rechte frei ausüben. Das garantirt ihm die von allen
Beamten beschworene Verfassung. Achtung, Ansehen und Vertrauen hat Gläsmer
auch nur bei den Vertretern eines krankhaften und, wie der Erfolg uns be-
lehrt hat, dem Staat höchst gefährlichen Hyperbyzantinismus verloren. Was er
behauptet hat. Das könnte man zum Theil auch bei dem strmg konservativen
Paul de Lagarde, dort aber in einer viel rücksichtloseren Sprache finden. Wes>
halb hat man denn meine Schriften nicht unter Anklage gestellt, die auch viel
schärfer gegm bestehende Mißstände in Staat und Schule vorgingen als dieser
jugendliche Festredner? Glaubt man, nur den Volksschullehrern Alles bieten
zu können? Bei mir (und ich bin auch ein Preuße) haben Gläsmer und
Kling an Achtung, Ansehen und Vertrauen gewonnen. Eben so bei einem
preußischen Lieutenant, der an Gläsmer eine Karte schrieb: „Dem Mann in
des Wortes edelster Bedeutung sendet hochachtungvolle Grüße Lieutenant (folgt
Name), konservativ bis in die Knochen; bitte, werden Sie nicht Sozialdemo-
krat!" Eben so bei „vielen freien kölner Bürgern", die ihm schrieben: „Bravo!
Versichern Sie unserer auftichtigsten Hochachtung! Kopf hoch! In bürgerlichen
Kreisen, als Literat, Redakteur, Kaufmann, verdimen Sie das Doppelte des
HungergehalteS eines preußischen Schulmeisters, der doch nur Büttel und Haus»
kriecht seines Pastors und Landraths ist. Jetzt erst recht breiten Sie unter den
dortigen Bürgern freie Gedanken aus! Nieder mit dm preußischen Junkern!"
Ungeheuerlich finde ich vor Allem, daß man gegm einen so jungen
Lehrer, statt ihn mit dem üblichen „Wohlwollen" auf die gewünschte Bahn zu
bringen, sofort mit der härtesten Strafe vorgeht. Weshalb dmn sofort ver-
zweifeln, wmn der junge Most auch etwas mild schäumt? Wo bleibt da die
zu oft betonte Christenliebe und wo die väterliche Fürsorge für die junge
Beamtenschaft? Durch solche Härte kann die Beamtenschaft nur erbittert und
so verschüchtert werden, daß sie schließlich dem politischen Leben ganz fem bleibt.
Wie lange will sich unser Volk eine solche Mißhandlung der Volks»
erzieher, eine solche Versklavung der Lehrer noch gefallen lassen, denm sie die
hohe Aufgabe anvertrauen muß, aus Kindern aufrechte deutsche Männer und
Frauen heranzubilden? Ich meine, das Schuldmaß des Herrn Holle märe voll.

Die Zukunft,
Biel Widerstandskraft traue ich ihm an sich nicht zu, obgleich er Alles für sich hat, was dem Fortschritt fremd ist; und Das ist in Preußen die Uebermacht.
Fürst Bülow hat am neunzehnten Januar im Abgeordnetenhaus ge» sagt, daß mit seiner Einwilligung kein Beamter wegen der Bethätigung libe» raler, freisinniger Gesinnung zur Verantwortung gezogen werde. Er lasse den Beamten ihre politische Ueberzeugung, greife in ihre außerdienstliche politische Thätigkeit nicht ein, lasse einen Beamten nicht als suspekt behandeln, weil er freifinnig wählt oder zur Freisinnigen Partei gehört. Im Fall GlSsmer ist offenbar von den dem Kanzler unterstellten Beamten gegen diese Grundsätze gefehlt »ordm. Fürst Bülow hatte freilich gesagt, ein Beamter dürfe sich nicht zur Sozialdemokratie bekennen. Das hat aber Gläsmer nicht gethan, sondern durch Mitarbeit am Kriege»«««« „königtreue" Gesinnung bewiesen,
Ueber die Beamten hat nach erneuter Versicherung des Fürsten Bülow nur der Vorgesetzte, aber „unter Wahrung der Rechtsgarantien", zu entscheiden. Ich glaube, gezeigt zu haben, daß in diesem Fall die Rechtsgarantien keinen Schutz gemährt haben. Das würde sich übrigens mit meinen eigenen Erleb» nissen decken. Auch von mir forderte das Königliche Provinzial<Schul-Kolle- gium in Berlin gegen Recht und Billigkeit schriftlich den Wortlaut meiner etwa drei Wochen vorher in einer öffentlichen politischen Versammlung mährend der Debatte extemporirten Rede ein und mutzte erst von meinem Rechtsbeistand sich sagen lassen, daß sie dazu nicht berechtigt sei. Ich mußte eine Wahrung der Rechtsgarantien ferner schmerzlich vermissen, als mein an den Herrn Kultus» minister Dr. Studt gerichtetes Gesuch, gegen mich ein Disziplinarverfahren ein- zuleiten und mir dadurch die Möglichkeit zu geben, allerlei falsche Anschuldi« gungen und Kble Nachrede zu widerlegen, unbeantwortet blieb. Ich war nach Eingabe des Gesuches noch ein Jahr lang Beamter, hatte also Rechtsanspruch auf den Schutz meiner vorgesetzten Behörden; aber mein Gesuch ist nie irgend- wie amtlich erledigt morden. Ich habe darüber schon öffentlich in meiner Brochure „Mein Kampf um die Wahrheit" Beschwerde geführt. Die mir vor» gesetzte Behörde hat die darin ausgesprochenen Beschwerden schweigend ent> gegengenommen, damit also doch wohl das Sachliche seines Inhaltes als zu- treffend anerkannt. Diese Brochure schrieb Einer, der sich für einen echten Patrioten hält, der zu Bismarcks Tagen noch freikonservativ mar und des ersten Kanzlers glühender Verehrer bis heute ist; Einer, den die gesammte politische Entmickelung immer weiter nach links gedrückt und bureaukratisches Ungeschick aus dem Amt hinausgedrückt hat; Einer, der zum Rechtssinn des Fürsten Bülow Vertrauen hat und ihn deshalb bittet, sich auch der unbillig behandelten preußischen Lehrer anzunehmen.
Steglitz.
Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

schön sah ich Weimar nie roie diesmal im Rauhreif. Der Himmel wie
SA blaßblaue Seide, die hohen Bäume des Parkes und der Gärten blinkend
wie Silberstickerei. Die Zweige hingen dick und schwer. Weimar ein Winter»
märchen. Keine Fremdm mit rothen Bachem und langstieligen Augen; nichts
stört die Beschaulichkeit und die Stadt geht ihren kaum merklichen, schläfrigen
Gang. Die Bürgerhäuser, mit farbiger Tünche leicht getönt, stehen in gedrängten
Zeilen mit schlichten Wänden, verbogen und gekrümmt, als mären sie aus Pappe.
AltvSterische Bauart, spießbürgerlich, aber nicht unfreundlich. WaS sind hundert
Jahre hier? Hier träumt Alles zurück in die Vergangenheit. Die Bastille,
ein kleiner, trotziger Rest alter Historie, spielt dm Wauwau; man lächelt über
den Schäker. Ein einsamer Wachtposten friert vor dem Schloß; er fühlt sich
als Dekoration, wie die Bastille, Alter Gewohnheit gemäß mache ich^Be»
such bei Goethe, schelle in seinem Gartenhaus die Wächterin heraus, schlendere
dann durch dm Park, der heute märchenhaft ist, zurück und klopfe bei seinem
Stadthaus an. Beim neuen Hoftheater gehe ich vorüber, das ein Wenig hart
und sperrig dasteht, trotzdem es sich an die alte klassizistische Bauform anlehnt.
Ein Zeichen, das doch huudert Jahre was bedeuten. Es geht nicht so ganz
mit der Anlehnung; trotz Schultze-Naumburg. Aber sonst winkt überall an
ehrwürdigen Stufen das Marmorbild der klassisch nachempfindenden Zeit und
grünt der ewige Dichterloroer. So sehm mir Weimar. Rein mechanisch gehe
ich durch alle Thore und alle Thüren, durch die Flucht von Gedü'chtnißzimmern
und empfinde schauend das imaginäre Leben, daS hinter diesen toten Dingm
steht. Genieße es auf meine Weise. Hier wird Alles Traum in unseren
Augm, von hohm und lieblichen Schattenbildern erfüllt. Man kennt natür»
lich diese oerehrungwürdigen Schatten, und wenn man Weimar sagt, denkt die
ganze Menschheit ungefähr das Selbe, ob sie nun hier ist oder nicht. Trotz-
dem läßt man sich gern, wie in der Kinderstube, immer wieder die selben alt-
bekannten, liebgeroordenen Dinge erzählen. Besonders, wenn sie geschickt und
kurzweilig vorgebracht sind. So habe ich ein neues Buch bei mir, „Weimar"
von Paul Kühn, verlegt bei Klinkhardt S, Biermann in Leipzig, einen lieben,
unterhaltsamen Führer, der das Schattenspiel meisterlich dirigirt, mit seinem
Stäbchen die Figurm erklärt wie in einem Puppenkasten und das Leben, Wohnen
und Dichten in einer bunten Bilderreihe trefflich vorführt. Durch ihn wird
man, so zu sagen, Intimus des meimaraner Musenhofes, macht einen Diebes-
blick in alle Fenster, lernt all die hohen Herrschaften ein Bischen im Negligü
kennen und freut sich, all die längst in die Literatur gebrachten zarten Ge-
heimnisse aufs Neue zu lüften, freut sich vorzüglich deshalb, weil es mit
graziöser Geberde geschieht.

Die Zukunft.

Aber eigentlich wollte ich diesmal in Weimar nicht die Vergangenheit aufsuchen, sondern die Gegenwart. Daß ein neuer Loroer in Weimar blüht, weiß ja die Masse der Touristen nicht. Ich darf ihnen deshalb davon erzählen, daß ich auf einem Umweg über Goethes Gartenhaus und über das Borken» Häuschen im großherzoglichen Park nach der Kunstschulstraße ging, wo Van de Velde das Atelierhaus seines kunstgewerblichen Seminars gebaut hat und schafft. Ein lang hingestrecktes Gebäude von guter Silhouette, im rechten Winkel um einen großen Vorgarten gelegt, darin Plastiken stehen, im Ganzen puritanisch ein» fach, besonders im Inneren, schön nur durch die räumliche Proportion. Van de Velde hat ein Schulprogramm auf praktischer kunstgewerblicher WerkstSttenarbeit verwirklicht, daS in diesem Umfang in Deutschland einzig dasteht. In den Werkstätten, die alle Disziplinen umfassen, herrscht rühriges Leben. Natürlich interesfirt mich hier nicht so sehr das bekannte technische Element, sondern das künstlerische, vor Allem das Schaffen des Künstln« selbst. Pläne, Entwürfe. Modelle neuer eigenartiger Architekturschöpfungen. Einen großen Landsitz für einen bekannten deutschen Kunstfreund, ein weitläufiges, harmonisches Auf und Ab von Herrenhaus, langen Nebengebäuden, abgestuften Gärten, Mauern und Terrassen, ein Wohllaut von Linim und Konturm, ein feierlicher Aufzug von Flächen und Wandungen, durch starke architektonische Accente rhythmisch ge» ordnet. Das Modell eines Theaters, mit einem idealen Zuschauerraum, ganz auf die elegante Kurve des modemen Flachbogens gestellt, ein prachtvoller Liniendreiklang, darin die Kurve des Parketts, der horizontalen Umfassung und der parabolisch darüber hinspringenden Decke zusammenklingen. Des Künstlers Linie, zuerst Ornament, ist schließlich, aus innerem Zwang, Archi» tektur geworden. Denn diese Linie beschreibt die Wesenheit seines Empfindens, seines RaumidealeS, seiner Formanschauung und ist untrüglicher Maßstab und die elementare Einheit, daran die Harmonie seiner Werke und ihr Zusammen» hang mit dem noch wenig erkannten Zeitstil zu messen ist.

Ein Modell ist da, von dem man mehr sagen muß, weil eS in kürzester Zeit das Tagesinteresfe beschäftigen wird. Hoffentlich rückt es von da hinaus in das Sein dauernder Kunftgüter, für das es berufen erscheint. Das Denk» mal für Ernst Abbe, den vor einigen Jahren verstorbenen Begründer der berühmten Zeiß-Stiftung in Im«. Die deutschen Künstler haben sich mit der Aufgabe schon eine Weile beschäftigt, aber die Resultate befriedigten nicht. Zuletzt hat Van de Velde einen Entwurf gemacht; und dem stimmte die Arbeiter» kommission einmüthig zu. Dagegen erhob eine Künstlergenossenschaft Protest und berief sich auf den nationalen Standpunkt. Einem im Ausland geborenen Künstler dürfe die Aufgabe nicht zufallen. Künstlerisch, nicht wahr? WaS hat die Sache Abbes mit dem nationalen Standpunkt zu thun? Was hat die Kunst damit zu thun? Und vor Allem: Lebt dieser Künstler nicht in Deutschland? Hat er seine

Kraft nicht unserer Sache gewidmet? Beruht ein guter Theil neuer deutscher Kunst nicht auf fremdem Import? Wir dürfen uns gratuliren, ein Weil wie das von Van de Velde unser zu nennen. Die Arbeiterschaft hat diesmal einen feinen Instinkt gehabt. Möchte er doch auch die erweiterte Kommission (ach, diese Kommissionen!), die in höherer Instanz zu entscheiden haben wird, leiten! Man denke sich einen Äeine» Rundtempel, einen Sakralraum, eine Architektur über einem etwa acht» eckigen Grundriß, grob genommen; imposante Pfeilerstellungen, von vier Seiten Zugänge durch halbhohe Gitterthore über Stufen, einen Dachhelm aus Bronze, steil ansteigend, im Flachbogenftil etwa (dunkle Bronze ist schön zu denken im Kontrast zu dem gelbm jenaer Sandstein), lange, schmale Fensterschlitze in dm Wandtheilen, Schlitze, die oben spitzbogig zusammenschließen, gleichsam den Helm auf den Fingerspitzen tragend, der optischen Logik wegm, oder weil es dem Künstler so gefiel, oder «eil er es schön findet und weil eS Leben Hebt, ganz abgesehen von den wuchtigen Lagern über den Hauptpfeilern, die das Metalldach wirklich tragen. Alles ist Spannung, Energie, Nerven in diesem Gebilde, das Van de Veldes Geficht zeigt, den rhythmischen Schwung seiner Linie. Diese Linie, durchbebt von heimlicher Musik, springt aus und ein in kühnen, sicheren Kurven, in melodischem Fluß, sich selbst Ursache und Voll» endung und das ganze Gebäude zu einer symphonischen Einheit verbindend, nach allen Seiten und Richtungen, wie immer man auch die Silhouette wählen mag. Diese künstlerische Ruhe und Einheit, zugleich von starkem rhythmischen Leben durchfluthet, würde ich klassisch nennen. So verstehe ich Klassizität. So verstehe ich Antike, griechische Antike. Als reinen Adel einer in sich vollmdeten, ausgeglichenen Harmonie. Dieser Adel kann nicht aus dem bloßen materiellen Bruchstück klassischer Formen geschöpft werden. Er kann nicht aus einer Klit- terung solcher Bruchstücke überlieferter Formen entstehen. Er muß in der Empfindung einer künstlerischen Individualität neu gegeben sein. Das will ich betonen, damit nicht Jemand denke, Van de Velde habe griechische Stil» motive herbeizerren wollen. Nein: der Wurf ist so zwanzigstes Jahrhundert wie der Rock, den mir tragen, und ist obendrein ganz Van de Velde, ganz individuell. Und ist doch klassisch. Das heißt: er hat nicht die Form, sondern den Formgeist, wie ihn auf ihre Art die Antike gehabt hat.

Nun das Innere des Weiheraumes. Natürlich stehen die inneren Züge in geistiger Wechselbeziehung zu den äußeren; sie sind der Ausklang der selben geheimnißvoll webenden Gesetzmäßigkeit. Die nervöse Energie des FlachbogenS hat die Führung; er gleitet in die Wölbung über, die eine Art Zierdecke bildet, mit einem runden Ausschnitt für das Licht von obm her, und giebt uns das sichere Bewußtsein erfüllter künstlerischer Notwendigkeiten. Wie immer, wenn das Wer! aus einem Guß ist. Die vier Wände, zwischen den vier Thoren, «n Quadrat einander gegenüber, nehmen überhöht die Reliefs aus Meuniers

>

Denkmal der Arbeit auf. In der Mitte des Raumes wird das Standbild Abbes stehen.

Man spürt die elementare Gemalt, die hier ist, »ie in jedem echten Kunstmerk, spürt die mundervollen Proportionen, die abstrakte Musik der Linim und fühlt sich in Gegenwart sinnvoller Gedanken, die Form gemor» den sind, Anschauung, Körper, finnliches Leben, Schönheit. Alles andere Wissen um diese Sache der Kunst ist nüchterne Klügelei, ist nichts, wenn dieser An» hauch fehlt. Nun, Gott sei Dank, die Arbeiter haben diesen Anhauch auch gespürt. Er geht nicht den Weg über die Gelehrsamkeit. Und man darf hoffen, daß auch die anderen Mächte, die über Sein oder Nichtsein dieser edlen Sache zu entscheiden haben, die Elementarkraft spüren werden.

Damit find unsere Gedanken schon nach Jena gewandert. Weimar ist das eine Idyll, Jena ist das andere. In Weimar residirt die Dichtung und die Kunst; in Jena die Wissenschaft und die moderne Arbeit. Hier haben die beiden LebensmSchte sich brüderlich verbunden und den nie verwelkenden Kranz der Vergangenheit auf die Stirn gedrückt. Mit heimlichem Leuchten verkün- den die schlichten Tafeln an den Häusern den alten Ruhm, während drüben die Fabrikarbeit geht, im VolkshauS die Bildung gepflegt wird und die Uni» versitöt, als lebendige Kraft, in dem Ganzen «irlt. Nur der Neubau der Universität will mir nicht gefallen. Er ist nicht alter Ruhm, auch nicht neuer Ruhm, ist nicht Alterthum, sondern Alterthümelei, klösterlicher Konvikt, nicht moderne Universität, Es hätte das Opfer eines ganzen Lebens gelohnt, der Universität den kongenialen Bau zu geben. Möge die hohe Schwester Kunst aus Weimar herüberkommen und dieses Abbe-Denkmal schaffen dürfen, daS nicht nur ein Denkmal für diesen einzelnen Mann ist, sondern das künst- lerische Symbol unserer modernen Arbeit!

Dresden. Joseph August Lux.

In Weimar ist noch vielGutes beisammen undSie werden nach und nach in den höhnen Kreisen eine Gesellschaft finden, die den besten aller großenStädte gleichkommt. Wo finden Sie auf einem so engen Fleck noch so viel Gutes? Wir besitzen auch eine aus- gesuchte Bibliothek und ein Theater, das den besten anderer deutschen Städte in den Hauptsachen keineswegs nachsteht. Wo bin ich nicht überall gewesen! Aber ich bin immer gern nach Weimar zurückgekehrt, (Goethe,) Er sprach viel über Jena und über die Ein» richtungen und Verbesserungen, die er in den verschiedenen Branchen der Universität zu Stande gebracht habe. F ür Chemie, Botanik und Mineralogie, die früher nur behandelt wurden, so weit sie zur Pharmazie gehörten, habe er besondere Lehrstühle eingeführt. VorAllem sei fürdas NaturwissenschaftlicheMuseum und die Bibliothekvon ihm manche? Gute bewirkt worden, (Eckermann,)

Der ll)eg ins Freie.

.Bis Du erkennst, wie eitel all Dein Thun,
Und zagend Dich dem irren Walten neigst:
Die Stunde kommt, da Du in greisem Ruhn
Verwelkend schweigst."

MAn Deutschland herrscht, seit Wilhelm der Zweite den Thron bestiegen hat, der Superlativ. Nur eine Minderheit wehrt sich schon seit Jahren gegen die großen Worte und will sie für wahrhaft große Gegenstände aufgespart wissen. Die Unsitte aber, stilistisch übers Ziel hinauszuschießen, ist auch in die Kritik (besonders in die Kritik epischer Werke) eingedrungen. Die Kritiker der drama» tischen Literatur hüten sich, seit Hauptmanns ciöb^Ols, etwas sorglicher davor, enthusiastisch zu sein, (jui trop einbrasse, mal «troint: Wer zu viel sagen will, sagt zu wenig. Ich möchte also von einem Buch, das in die Kategorie der „stillen Bücher" gehört, ohne marktschreierisches Pathos sprechen. Nichts wäre stilwidriger, als gerade dieses Buch mit Charlatangeberden anzupreisen.

„Der Weg ins Freie" von Arthur Schnitzler (S. Fischers Verlag). Der Roman könnte eben so gut »Das Leben ein Traum"' heiße»; und mit diesem Titel wäre Das ausgesprochen, was für mich den feinsten Reiz des Buches ausmacht. Die Menschen, die Häuser, die Landschaften sind mit einem duftigen Schleier über» spönnen, Nebel liegt um sie und über ihnen, aber kein nordisch feuchter, sondern südlich strahlender: Sonnennebel, Märchennebel. Alle .Figuren", die austreten . . , doch nein, Das klingt zu mechanisch, also: alle „Menschen", die auftreten, sind doch nur Schatten, nur Silhouetten. Dem Buch fehlt jede Plastik. Und nun ist es sonderbar, wie dieser Mangel allmählich, ganz allmählich zu einem hohen Vorzug wird. Eine wundervolle Einheitlichkeit ist die Folge dieser lediglich zeich» nerischen Darstellungweise. Das Buch athmet nur? leise hebt und senkt es sich in ihm. Und die Menschen wandeln umher, bewußt und doch traumhaft und wieder ihreS Traumes bewußt. Gipfel erklimmen wir nicht; starke, leidenschaftliche Theil» nähme löst der Dichter nicht aus, aber er beschwichtigt uns mit holder Innigkeit und zieht uns mit leiser Lockung, mit unwiderstehlich stiller Kraft so hinein in dies mirklich'unwirkliche Spiel, daß wir uns vor dem Augenblick fürchten, in dem wir diese Welt verlassen und wieder den Weg ins Freie finden müssen.

Erstaunlich ists, daß dabei dies Buch ein ganz .aktuelles" Thema behan» delt: die Judenfrage. Ich kann über diese Frage nichts Erlebtes sagen, da ich nicht Jude bin. Es hat mich nur befremdet und betrübt, daß ein Mann wie Arthur Schniyler an seiner jüdischen Abstammung so schwer leidet, daß er einer poetischen Befreiung überhaupt bednrf. Die „^rage" ist mit sehr viel Geist, mit Gerechtigkeitsinn und psychologischem Flair behandelt; mir aber scheint besonders verdienstlich, daß diese .Aktualitäten" und diese Aphorismen die vornehme TS» nung des Buches nicht grell befleckt, seine noble Haltung nicht zerstört haben. Nicht selten wird geplauscht, wienerisch geplauscht, aber auch dieS Getändel zerreißt nicht mit »Geistesblitzen- die Atmosphäre. Eine sanfte, liebenswürdige, fatalistische Schwermuth umhüllt uns ganz. Und Das ist an dieser literarischen Leistung das Bedeutende, daß sie in so eminentem Grade Stil und Stimmung

hat. Monoton, ja; aber diese Monotonie (die natürlich sehr nuancirt ist) nimmt uns völlig gefangen.
Nebenbei: so viele kluge Worte fallen, dah man am Liebsten philologisch, den Bleistift in der Hand, lesen möchte.
Noch Einiges Technisch»Kritische zu sagen, wäre nicht schwer. Etwa: daß die Charakteristik doch sehr blaß, die Komposition doch sehr ungegliedert sei; und Aehnliches. Aber darauf möchte ich verzichten, denn all Das ist nebensächlich.
Wenn das Buch ein so wunderliches Weben sein sollte, wie es das Leben ist, so durften eben die Menschen nicht als Kondottini geschildert werden, die mit festem Schenkelschluß das Roß ihres Schicksals meistern; wenn das Buch eine unendliche Melodie sein sollte, wie es daö Leben ist, so durfte es nicht .komponirt" sein.
Für mich ist der tiefste Eindruck: Traumreiz, Traumschönheit. Freilich könnte Schnitzler mit vollem Recht sagen, ihm sei Dies Realismus.
Eduard Goldbeck.

Der Schutzwall.

Ein Märchen aus neuer Zeit.

eit draußen, am Ende der Stadt, wo die äußerste Armuth und das Laster hinausschleichen, lag der .Schutzwall". Das Quartier hatte diesen Namen, weil/hier einst die Mauern, Wälle und Gräben waren. Aber daS Boll nannte eS anders. Wenn ein Fremder die bleichen Kinder, die herumlungerten, nach dem Schutzwall fragte, dann lachten sie und riefen einander zu: »Den Schmutzberg meint er. Der ist hier. DaS sieht doch Jeder. Und die Blinden müssen es riechen."
Die Straßen wahrten hier das Gedächtniß eines Unwetters getreulich, bis ein zweites kam. Und sie waren so eng, daß die Bewohner der gegenüberliegenden Häuser einander die Hände reichen konnten; doch waren sie zu mürrisch und miß» trauisch, um es zu thun. Kein Baum, kein grüneS Blatt belebte diese steinerne Oede und nur selten drang die Sonne durch das Gewirr von RauchfSngen und Mauern. Frühling und Herbst, Keimen und Sterben: hier glich sich Alles auf ein Haar. Aber die Häuser selbst, formlose Ungeheuer, waren daS Erbärmlichste von Allem. Sie drängten sich dicht an einander, damit nicht eine Spanne Räume« verloren werde, die Menschen beherbergen könnte. Schmucklos strebten sie in die Höhe; zeigten dem Auge kahle Flächen, die klaffende Risse oder erblindete Fenster unter» brachen. In diesem Elend wuchsen greisenhafte, wafserköpfige Kinder aus und die Weiber wurden vor der Zeit alte und widerliche Vetteln. Was eine Stadt an Widerwärtigem, an Schändlichem auSspeit, Das zog sich auf den Schutzwall zurück. Bettler hausten hier, Diebe, Hehler, Dirnen mit ihren Beschützern, Gesindel aller Art preßte sich in den ungenügenden Räumen, schlief beisammen, stritt, keifte, handelte. Abends konnte man sie Alle sehen, daS Laster, das zu grell geputzt w die Stadt

zog, die Bettln, die Blinden, die sich heimtappten, Krüppel, Verstümmelte, Zwerge mit umgehängt«, faitenlosen Harfen, ausgemergelte Greise, zahnlose Weiber; das ganze verdammte Beschlecht, das mit segnenden Lippen und Flüchen im Herzen die Gnade anrief, wenn es nicht lockte oder drohte.

Alle Häuser dieses Bezirkes gehörten dem selben Herrn. Der hatte außer» dem ergiebige Minen, Armeelieferungen und trieb noch allerlei Spekulation. Der Schutzwall war nicht sein bestes Geschäft (wenn es ihm auch mehr einbrachte, als Andere je erhoffen). Nur eine gewisse Sentimentalität hielt ihn ab, das ganze Quartier zu verkaufen, wie n es manchmal wollte. Denn von hier aus führte die erste Spur seine? Reichthumes. Und so bestimmte er den Schutzwall seinen Töchtern als Geschenk. Die beiden ältesten waren »Intellektuelle"; denn sie waren sehr häßlich. Eine war die Seele des Vereins für Thierschutz und gegen die Vidi» sektion. Sie hielt flammende Reden, die gedruckt und unters Boll vertheilt wurden. Um die selbstlose Bewegung zu ermöglichen, gab ihr der Bater den Ertrag einer ganzen Straße. DaS waren die Häuser, die am Fluß lagen, ganz tiefunten, und sie waren so feucht, daß von hundert Kindern, die darin lebten, neunzig elend ver» starben. Und den Erwachsenen gings nicht besser. Die zweite Tochter schrieb Bücher über den Madonnentypus und verstand wirklich, mit überaus zarten, mit rührenden Worten alle Absichten wiederzugeben, die die Meister in diese Züge gelegt hatten. Ihr w« der beste Theil des SchutzwalleS zugedacht, der den Kasernen am Nächsten lag, dort, wo die Soldatendirnen wohnten und eö an jedem Sonntag für die leicht gewährte Gunst Händel und Totschlag gab. Nur die drille Tochter, der Liebling, war schön; eine holde Schönheit mit innigen Augen, die Alles versprachen, und einem unschuldvollen, süßen Lächeln, daö die Augen Lügen strafte.

Um für die Launen des lieblichen Kindes, die weite» Reisen nach Madonnen» Fildern und für die Propaganda gegen die gelehrte Verrohung das Geld aus dem Schutzmall herauszuschlagen, bedurfte eS eines energischen Mannes, Das war der Verwalter. Am Ersten des Monats, wenn es galt, die Miethe einzuholen, ließ er Gendarmen und Militär anrücken. Da gab eS Verwundete und manchmal Tote. Die Bewohner schrien, daß eS nun genug sei. Man biete ihnen für ihr gutes Geld Höhlen, in denen sie dahinsiechten, und dann setze man sie auf die Straße und morde sie, wenn sie nicht bereit seien, beim ersten Zeichen zu zahlen. Aber im nächsten Monat waren sie noch da; auch im zweitnkchften. Denn wie eine Spinne hielt sie der Schutzwall mit hundert Armen fest, mit einer Dirne, mit einer Schänke oder dadurch, daß er ihren Willen eben so entkräftet hatte wie ihre Körper. Die Leute blieben auf dem Schutzmall, murrten, weinten, verkamen in der Feuchtigkeit und im Schmutz und sahen ihre Kinder verkommen, zankten und schlugen sich mit den Agenten deS Verwalters und ließen sich dann wie wilde Thiere zurück in ihre Käfige treiben.

Aber einmal wurde es doch anders. Der Sommer war heißer gewesen als je. Das spürte man doppelt auf dem Schutzmall, wo auf jedem Fleck Menschen schliefen. Die Leute mußten auf die Straße gehen, um in ihren engen Zimmern nicht zu ersticken. Sie verdursteten, weil sie kein Wasser oder nur ekleS, grünliches auS ihren Brunnen schöpften. Sie litten unmenschlich. Aber nicht der dürre Sommer und diese Leiden hatten sie geweckt. Ein junger Arbeiter thats.

An einem sanften Abend (eS ging dem Herbst zu) kehrte der Arbeiter auf den Schutzwall heim. In einer breiten Allee sah er eine vornehme Karosse; daneben lag, in einer Strahenrinne schon halb versteckt, ein goldenes Täschchen, Er hob es auf und sah erst jetzt, wer in dem Wagen sah: ein rührend schönes Mädchen, das lachend und mit großen, rSthselreichen Augen in die Welt sah. Das Mädchen mußte auch das Täschchen verloren haben; und der Arberter überreichte eS mit artiger Beberde. War es nun der Abendwind, de« um jede Bewegung einen Schleier von Liebe wob, oder hatte die kräftige Gestalt des jungen Mannes dem schönen Kind wirklich gefallen: es dankte mit graziösem Nicken, mit den, süßesten Blick und warf ihm den Strauß aus seinem Gürtel zu. Niemand auf der Straße hatte Das bemerkt; so rasch wars geschehen. Aber der Inhalt dieses einen Augenblicke? er» füllte fortan die Tage und Nächte des Arbeiters. Ihm war, als habe er zum ersten Mal ins Weite gesehen, und wie träumend ging er an seine Arbeit und dann auf den Schutzwall. Er fühlte seine Kraft gewachsen; manchmal hob er den schwersten Hammer in der WerkftStte und ließ ihn auf den AmboS dröhnend nieder» fallen. Endlich wandelte sich dieser Zustand. Er glitt wieder in seine Welt, die Welt des Schutzwalles, der beim Volk der Schmutzberg hieß. Ihm war, als sehe er erst jetzt das Elend, das ihn umgab. Unbegreiflich schien ihm, daß er hier seine Jahre verlebt hatte. Er wollte fliehen. Aber sein Herz, das der Liebe voll war, berieth ihn anders. Er blieb, uni auch die Anderen zu befreien,
DaS hatte ein Blick bewirkt, den die Lieblingtochter des reichen Mannes ihm gespendet hatte.
Es war nicht leicht, die Verdrießlichkeit und das Mißtrauen der Nachbarn zu überwinden. Was er sich herausnehme, fragten sie, als er zu ihnen sprechen wollte. Er sei Ihresgleichen und seine Schwester biete gerade so wie die Anderen ihren Leib feil. Schließlich gelang es Thomas dennoch, viele von den Leuten auf einem freien Platz zu versammeln. Sie kamen, weil die Abendluft hier mild war; aus Neugier. Einige auch, um ihren Witz glänzen zu lassen. Thomas stieg auf eine Bank. Eine Welle von Gelächter und Schimpfreden stürzte auf ihn ein. Oben» drein hatte er das Unglück, mit dem Fuß einen Buben zu streifen, der nun jämmer» lich zu heulen anfing. Und dessen Bater fluchte noch lauter als die Anderen. Glaube so ein Kerl wirklich, daß er die Kinder braver Leute treten dürfe? Ein tüchtiger Hieb: und mit seinem Hochmuth ists aus!
Das Geschrei dauerte noch eine Weile. Dann ging die Versammlung aus» einander. Aber Thomas versuchte cs ein zweites Mal, Und da (das Lärmen war gerade im besten Gang) rief eine Dirne, der dieser stämmige Junge mit den seltsamen Augen gefiel, den Anderen zu: ‚Laßt ihn doch reden!' Die Leute sahen sich nach der Rufenden um und das Gelächter verstummte,
Thomas hatte in der Menge gesucht, ob die Schöne von damals nicht unter den Zuhörern sei. Er dachte nicht daran, daß die vornehme Dame nichts unter den Bettlern und Dirnen zu suchen habe. Er sprach sür sie. Das gab seiner Rede die Färbung. Das Leben hatte ihn praktisch gemacht. Er hielt keine Moralpredigt, wie es Gebildetere wohl gethan hätten. Er sprach von Dem, was er sah: von dem Elend auf dem Schutzwall, von den Leuten, die aus Ekel vor all dem Schmutz und Unglück in die Schänke gingen, von den Kindern, die in Schaan« dahinstarben. Er sprach einfach, mit Worten, die aus schmerzlichen Erinnerungen emporstiegen.

Der SchuKwall.
Die Leuten mann gepackt. Meinten dann aber. Das sei nun einmal so
und nicht zu ändern. Doch sei es hundsföttisch. Einen daran zu erinnern,
Thomas sprach noch an einem dritten, an einem vierten Abend. Nicht mehr
die Befreiung von den Leiden des Schutzwalles predigte er, sondern sprach von allen
Leiden, die sie bedrückten. Wären sie nur einmal in der Sonne, einmal los vom
Schunwall, der wie ein Uvgethüm seine Krallen in die Bewohner schlage und sie
verzehre! Dann wäre ihnen für immer geholfen, ihre Kräfte wären dann nicht
gebunden und ihre Seelen freier. Nach Prophetenart übertrieb Thomas die Schil»
derung der zu hoffenden Herrlichkeit. Die Mittel, die er vorschlug, waren nicht
sehr verlockend. Die Leute sollten sich vereinen und Abgeordnete zu dem Besitzer
des SchutzwalleS senden. Die hätten ihm zu künden, daß Alle den Schutzwall der»
lassen würden, wenn nicht noch in diesem Monat begonnen würde, die Straßen
zu reguliren, die Häuser niederzureißen und neue zu erbauen, die tötlichen Quar»
tiere am Flußufer gesünder zu machen. Wenn Alle, ohne Ausnahme, wegzuziehen
drohen, dann möge der Besitzer sehen, wo er neue Mether für seine Höhlen finde.
„Der Kerl will Etwas', rief ein trotziger Bursche; »und darum sollen wir
uns hinausragen lassen I'
Thomas fragte, welche Belohnung er denn erwarten könne. Der Bursche
wiederholte den Satz. Andere sprachen ihn nach. Allmählich gewann Thomas
aber doch die Mehrheit der Leute, die ihm zuhörten, für seine Meinung. Ewer
war überzeugt worden, daß Etwas gethan werden müsse; einen Anderen hatte sein
Mädel überredet. Denn Thomas gefiel den Frauen; sie hörten ihn mit flammenden
Wangen zu, und als er die Hilfe der Anderen anrief, ging Jede mit dem Entschluß
weg, ihren Mann herumzukriegen. Ohne seine Augen, ohne diese sehnigen Arme
hätte ers nicht erreicht. Nun führte er die'Deputation zum Besitzer deS Schutz»
walleS. Er wurde zwar nicht vorgelassen, aber dem Verwalter konnte er seine
Drohungen vortragen. Und als Der sich weigerte. Etwas zu versprechen, kündigte
Thomas im Namen fast alle« Genoffen die Wohnungen.
Am Abend war großer Empfang beim Besitzer des Schutzwalles, Er be»
grüßte seine Gäste mit verdrießlicher Miene. Der Verwalter hatte ihm das Bor»
gefallene mitgetheilt und er liebte solche Dinge nicht. Seit er sehr viel Geld hatte,
mied er jeden Skandal. Und wenn auch an eine kostspielige Neugestaltung nicht
zu denken war: leicht würde es nicht sein, den Schutzwall so wie früher zu »er»
miethen, wen» das ganze Gesindel ihn plötzlich verlieh. Er war nicht der Mann,
seinen Aerger lange zu verbergen, und erzählte, waS ihn aufgebracht habe. Die
älteste Tochter, die die Vivisektion bekämpfte, war empört, weil ihre edlen Be»
ftrebungen jetzt am Ende gefährdet sein konnten. Ihr stimmte ein schielender Bureau»
mensch zu, dessen eines Auge sie immer verliebt ansah, .Man müßte das Gesindel
einfach zusammenschießen lassen,' rief er. »Wenn ich nur die Macht hätte!'
„Unser Hausherr braucht keine Lehren', sagte eine schöne Gräfin, die sich
seit einem Jahr mit jedem Wort, mit jeder Geste dem reichen Manne hingab, um
so ihre Schulden zu zahlen,
„Meine Soldaten sind die Ihren, lieber Freund", rief der AriegSminifter,
der sich auf Wechselpapier von Zeit zu Zeit überzeugte, daß er noch schreiben könne.

Die Zuku»«.
„Ein legaler Grund kann doch nicht schwer zu finden sein", rief ein Staats»
auwalt.
DaS andere Auge des Bureaumenschen blickte stolz auf die Gesellschaft, weil
sie seine Idee besprach. Aber der reiche Mann runzelte die Stirn.
„Das Mittel habe ich schon versucht; aber ich suhle: hier wird es versagen.
Das ist nicht mehr die selbe Bande, die früher wild durcheinander schrie. Sie
haben sich zu Gruppen gegliedert und einen Burschen an ihrer Spitze, der sie anfeuert/"
»Der Führer deS Schmutzberges muß ein netter Junge sein", unterbrach
ihn kichernd seine jüngste Tochter und schob ihr Knie dem ihres Nachbars, deS
Lieutenants, entgegen. Und Alle lachten mit.
.Man erzählt mir sonderbare Dinge von ihm. Er soll die Kraft haben, die
Leute seinen Gedanken dienstbar zu machen. Er geht nach einem Plan vor. Je^tzr
verlangt er noch wenig. Aber wenn erS einmal »reicht hat . .
»Dann sei Gott uns gnädig", rief der Bureaumensch. „Da giebts eben
nur Eins: Gewalt,"
Jetzt nahm der Professor, der bis dahin geschwiegen hatte, das Wort: »Sie
müßten doch einsehen, daß die Gewalt heutzutage nicht mehr gilt. Wenn sich daS
Milieu geändert hat, dann müssen sich auch die Grundsätze, nach denen man dieses
Milieu regirt, ändern. Braucht deshalb die gereifte Einsicht der Herrschenden auf
die Leitung des Volkes zu verzichten? Nein. Aber Volksbewegungen können nicht
mehr zurückgedrängt, sondern nur noch regulirt werden. Die Gewalt ist abgethcm.
Was bleibt? Die wissenschaftliche Erkenntnis,."
Der Lieutenant stieß mit seinem Fuß den Minister an, den er mit seiner
Nachbarin verwechselt hatte. Die Excellenz schnarrte: „Sehr interessant!"
Alle hörten nun dem Professor zu, obgleich er sie gründlich langweilte. Er
gerieth wieder auf seinen Weg, auf dem er seit Jahrzehnten trabte: das Milieu, An»
Passung, Süßere Merkmale. Aus der Schadelbildung und der Form des OhreS
schöpfte er seine Urtheile, aus Rassenangehörigkeit und Bolksverwandtschaft. Er zog
seine Wissenschaft zu Rath, wie ein altes Weib seinen Aberglauben. Jetzt nahm
er an, daß die Leute sich den Verhältnissen des Schutzwalles schon angepaßt haben.
Die besonders, die dort geboren seien. Er wußte im Boraus alle Einwände wissen»
schaftlich zu entkräften und kam zu dem Schluß: Der Schmutz des Schutzmalles,
mit Respekt zu sagen, ist heute eine Tradition, Aber die Tradition ist eben die
Linie einer Reihe von Milieus, die sich einander anpassen. Diese Linie zu unter»
brechen, ist ein Frevel und noch dazu unniig. Denn das Milieu wirkt immer in
uns fort, und wenn wir uns ihm gewaltsam entreißen, reißen wir auch ein Stück
unseres Wesens mit. Auch wenn diese Linie durch den Schmutz führt: die Tra-
dition ist das Gesunde.
In der nächsten Versammlung, die Thomas abhieli, stand gegen ihn zum
ersten Mal Einer auf, um ihm in wohlgeordneter Rede zu entgegnen. Das war
ein Priester. Denn eö gab Priester auf dem Schutzwall, Die Kinder und trotzigen
jungen Leute verspotteten sie. Aber die Alten, die der Kampf ermüdet hatte, liebten
den Trost der frommen Männer. Und auch manche Dirne war froh, mit ihnen
einmal über Höheres sprechen zu dürfen. Die Priester gewöhnten sich bald an de»

SchutzwaU, Sünde und Verbrechen blaßten für sie ab und empörten sie nicht. Sie lehrten mit stumpfer Geberde Resignation und waren bemüht, auf diesem kargen Boden noch Etwas zu ernten. Ein Priester erhob sich also gegen Thomas. Er wiederholte, waS ihm der Professor vorgetragen hatte, in seiner Art, die diese Leute verstanden. Diesmal sprach er nicht von Resignation; er sagte, daß die Leute jetzt mit Recht stolz seien: denn für die Demuth gebe es eine Zeit und auch für den Stolz. Und nun packte er sie bei ihrem Stolz und sagte ihnen, daß sie ein starkes Geschlecht seien, weil die Schwachen ja auf dem SchutzwaU nicht lange dauern. Schon wollte er fortfahren: „Und darum gebühret sich Demuth und Buße": da erinnerte er sich noch seines Auftrages und schloß mit den Worten: „Darum gehet nicht von bannen, Ihr Lieben, bleibet vielmehr auf dem Schutzwall und wahret seine Traditionen. Es ist noch immer das Beste, was Ihr habt.'
Erst flogen dem Pfaffen einige höhnische Worte zu. Aber er gab nicht nach. Er sing bei der nächsten Gelegenheit wieder an und cin Amtsbruder half ihm. Einigen bigotten Weibern ging Das, was er sagte, doch ein; und ein paar Dirnen^ die sogar diesen Ort des Jammers nicht ohne Thränen verlassen hätten, sagten nun gerade heraus, daß es doch besser wäre, zu bleiben. Erst setzte es Püffe; dann muhte der eine oder andere Bursche sich der neuen Sinnesänderung seiner Liebsten anbequemen. Nun traten noch etliche Schmierfinken auf, die erst aus der Stadt gekommen waren und sich auf dem Schutzwall niedergelassen hatten. Diese Kerle schrien am Lautesten das Couplet, das man ihnen vorgesagt hatte, und waren am Meisten mit der Tradition zufrieden. Einige gingen zu den Kohlenarbeitern hinaus, die jenseits vom Berg wohnten und bisher mit den Anderen hielten. Denen sagten sie, daß sie Männer der Arbeit seien und mit Zuhältern und Bettlern nicht ge» »einsame Sache machen dürften. Sie sollten das Selbe fordern, aber allein, ohne sich mit ihnen zu berathen. So geschah es. Und am nächsten Sonntag kams zu einer Prügelei, bei der die Fäuste der einen, die Messer der anderen Partei keinen Sieg zuließen.
Wie ein Sturmwind fegte es durch die Reihen Derer, die mit Thomas waren. Da fiel Einer ab, weil seine Liebste ihm vor Augen hielt, daß sie verloren wären, wenn der reiche Mann sie vertriebe. Ein Anderer, weil ihn das Geschrei solches fremden Kerls überzeugt hatte. Und nun bemerkte Einer, daß sein MSdel dem Thomas nachlaufe und ward zornig. Und ein Anderer wurde ihm neidisch.
An dem Tage, der für den Auszug bestimmt war, waren nur Wenige mit Thomas eines SinneS. Der Verwalter kam und sagte mit ernster Miene, sie möchten uur wegziehen, wenn sie wollten. Da fingen die Weiber zu heulen an und die Männer fluchten. Dann rief Einer, an Allem sei Thomas schuld. Nun gings gegen ihn. Der Verwalter meinte, wenn sie wollten, könnten sie auch bleiben; er werde froh sein, ein so stolzes Völkchen, das seine Tradition ehre, auf dem Schutzwall zu behalten. Aber von einer Regulirung könne nicht die Rede sein. Auch damit waren die Leute zufrieden und krochen wieder in ihre Höhlen.
Thomas sagte kein Wort. Er dachte an daS Mädchen, das ihm einst zu» gelächelt hatte.
Paris. Schiller Marmorek.

§asorgue.

Pierrot, der Spaßvogel. Bon Jules Laforgue. Eine Auswahl von Franz Blei und Max Brod. Axel Juncker in Stuttgart.

Julis Laforgue wurde im südlichen Amerika geboren. Als Siebenundzwanzig» jähriger ist er 1887 in Paris gestorben.

Dazwischen liegt die Metamorphose seiner Seele, vom Buddha zum Pierrot. Der unselbständige Pessimist, der die Gedanken Schopenhauers und HartmcmnS in Berse von Baudelaire goß, gleitet tiefer ins Unbewußte, zu sich selbst, in Träume eigenster Faktur, Ihm vergeht die Lust, erhabene Schreie vor den Ohren seiner Zeitgenossen auf den Boulevards und in der Umgebung der Börse auszustoßen, und er beschränkt sich darauf, sein Herz auszuwinde», um eS in merkwürdig ge» schnittenen Perlen vertröpfeln zu lassen, Dilettant, Virtuose, Guitarist: diese Namen giebt er sich; raucht auf Golgatha blonde Cigarette» und betrachtetet dabei irgend-einen Sonnenaufgang in noch nie dagewesenen Farben. Die Clowns scheinen ihm bei der wahren Weisheit angelangt. Wie ein Pascha der Seltsamkeiten thront er in seiner Privatwelt, weit jenseits von der typischen Seele, und nur als eine witzige Illusion zeigen sich ganz fern die Jämmerlichkeiten deS Realen.

Dennoch war dieser Jüngling von ties stein Mitleid erfüllt. Ehe er alles Menschliche so gründlich wirkunglos und fast nur zu einem feinen Jongleursviel machen durfte, mußte es ihn tief durchströmen. Er hat viel gelitten. Von seinem Heim in Tarbes losgerissen, wandelt er einsam und in Trauer durch die Straßen des befremdenden Paris. Die zärtlichen Briefe an die Schwester wollen nicht enden. Um eine Verbindung mit dem Baterhaus herzustellen, schneidet er ein Stückchen Tapete von seiner Zimmerwand ab und schickt eS der Schwester. Sonntags erfüllt es ihn mit sentimentalem Neid, wenn er die Ausflügler in Schaaken zurückkehren und die Tramways stürmen sieht. Gr vergräbt sich in den Bibliotheken, in den Gärten der Armida Metaphysik; wie ein Taucher, de« durch die beweglichen Ge» büsche unterseeischer Savanen rollt, bleibt er allein und spricht drei Tage lang kein Wort. Damals kam es in seinen Plänen vor, ein Prophet zu werden, Savonarola im Kerker zu besuchen, eine neue Bibel zu schreiben, die die Städte veröden wird. In einem Buche will er „das ganze Elend konzentriren, den Kehricht des Planeten in der Unschuld der Himmel, die Bacchanale der Geschichte, Asiens Prächte, die Drehorgeln von Paris, den Karneval der Olympe, die Leichenschauhalle, d»s Mu» seum Dupuy, das Hospital, die Liebe, den Alkohol, den Spleen, die Massacres, die Thebaiden, den Wahnsinn, die Salpetriöre." ES soll das Tagebuch eines Pa» riserS werden, der leidet, zweifelt und zum Nichts gelangt, und geschrieben in einer künstlichen Sprache, ohne Sorge um den Kodex deS „guten Geschmacks', zerwühlt und modern, ohne Furcht vor Graßheit, vor Raserei, vor grotesken und kosmo» logischen Schamlosigkeiten. Und er träumt von der Wirkung diises Werkes: „Man wird die Städte verlassen, die Menschen werden einander umarmen, man wird sich einrichten, auf den Borgebirgen zu leben, in Asche, ganz hingegeben der Be» trachtung unendlicher Himmel, ganz entsagend. Man wird endlose Konzerte ver» anstalten, auf Riesenorgeln, die Gebirgen gleichen und die aus ihren thurmhohen Röhren Orkane von Wehklagen in die Wolken blasen, in die Wolken, die dahin»

Lasoigue,
«len, von diesen Wehklagen in Verwirrung gebracht. Und der ganz« Planet in
Dnuer wird Etwa» wie eine weinende Spur im Azur hinter sich lassen.'
Dieses Buch hat er später nicht veröffentlichen wollen, den ,8km>zl«. äs
ja tsrrs.« Es war zu gravitätisch, zu sehr ^pessut" für den spätere» Laforgue,
der den großen Ton glucklich überwunden hatte. Dennoch ist eS ein Reichthum
überaus schöne« Gedichte, mit vielen neuen Einfällen hier und dort. Aber diese
Einfälle sind zählbar und in fremdes Bestem wie Kristalle eingesprengt, während
das folgende Werk LaforgueS vom ersten bis zum letzten Wort neu ist, durchaus
Kristall, eine ungeahnte G,sinnung mit frischgeschoffener Sprache.
Die Tage in Paris sind unglücklich. Laforgue ist arm, Lcforgue ift schwind»
süchtig. Nachts peinigen ihn Angftanfälle und während er sich früh um zwei Uhr
«hebt, um über die Brücken zu gehen und in die Seine zu weinen, beneidet er
Alle, die in ihres Bettes Frische den lahmen Körper vergessen dürfen. E, fühlt,
daß diese Krankheit, der fein Vater erliegt, auch ihn bald wegnehmen wird, und
verzweifelt schreit er: Sterne, ich will nicht sterben! Ich bin ein Genie ... Die
Nachtschwärmer mit bleichen schweren Augenlidern drihen sich nach ihm um . . .
Er will Gott sehen, er findet die Welt leer und für die ewige Siesta reif. Seine
Tröster sind die Sommernächte, die große Fenfterrosette der Notre.Dame°Kalhe>
orale, der bange Ton der Waldhörner, der herbstlich hinler den Hügeln schwin»
jet. . . So schüchtern ist er, daß er kaum wagt, in ein Geschäft hineinzugehen
und Etwas zu kaufen. Er sieht, wie drinnen zwei junge Verkäuferinnen mit rosigen
Hlünzenden Wangen und makellosen weißen Aermeln lachend sich unterhalten. Wozu
-sie stören? sagt er sich und geht weil« . . .
Ich weiß kaum etwas so Rührendes wie die Evolution dieser bedrängten
Seele zu einer Betrachtungweile, in der die Welt schon als etwas ganz Entferntes
und WirkungloseS erscheint. Das Gehässige ift in seinem großen lyrischen Buch
5er .Beklagungen" schon überwunden. Was srüher heiliger Ernst war, wird zum
heiligeren Spiel. Immer noch erklingt de« trostlose Ruf.Alles ift eitel!", aber
aus einem melancholischen Theorem hat er beinahe in einen Couplet»Refrain sich
gewandelt. .Ach, warum ift nicht Alles opnettenhaft! Warum spielt sich nicht Alles
im Takt des englischen Walzers Myosotis ab!' In diesen Worten des .Rosen»
wunderS" spricht der ganze Laforgue. Wir treten in sein Werk ein wie auf eine
merkwürdige Bühne, umgeben von den unwahrscheinlichsten Theaterdekoralionen,
wir wandeln zwischen ironischen Coulissen, guten Effekten, unmöglichen Menschen,
in einer Posse, die Seinem Weh thut. Alle« ist inS Wesenslose verflüchtigt, Syl»
Ahlden und Feen schweben nieder. Aber eS sind nicht die runden, bestrahlten Ge»
bilde, die ein Kind im Zuschauerraum bestürzt und glücklich in der Illusion machen.
Bielmehr locken sie unS mit den Beleuchlungwechseln, die DegaS so entzückend seinen
Ballerinen gab, sie sagen selbst, daß sie nur als Feen auftreten, in Wahrheit aber
verrückie Menschen sind wie wir, sie deuten mit dem Finger auf die Schminkzonen
ihr« Wangen, auf die falschen trockenen Haare. Und wir sind doppelt luftig, erstens
darüber, daß Feen um uns tanzen, zweitens auch darüber, daß diese Feen Men<
schenleiber find und daß sie sich die Mühe nehmen, für uns Feen zu sein. Em
ähnlich beseligendes Gefühl empfinde ich nur noch bei manchen Luftspielen Shake»
speares, bei diesen unbekümmerten Fabeln ohne Milieu, die in einem Gewirr von
Karben, Nächten und Elfen an uns vorbeihuschen, außerhalb der Zeit und des

Raumes, in einem von englischen Lords bewohnten Italien unter griechischen Himmeln. Man spricht, man verkleidet sich und betrugt, man ist verliebt; schließlich war Alles nur ein Schnz. Man fühlt immer: die Welt und das Leben und die großen Errungenschaften der Menschheit: Das sind liebe Dinge, aber wer wird sie denn gn so ernft nehmen! Verlassen wir den Stil der großen Oper . , . Und zu. dem Tanj, der nun anhebt, leichter und fröhlicher, als selbst Nietzsche ihn für sich gedacht hat, erklingen die olympischen Eancans Offenbachs.

So geht es in den „Norslitös lögsnäsirss", dem Prosahauptwerk La» forgnes, ohne Tragik zu, sorglos travestnend, manchmal spitMbisch, in einem seit» samen Klima und in Helligkeiten, die keine irdische Lichtquelle erzeugen kann, ganz leicht und entrückt. »Ein familiär intimes Duzen mit den Mythen der Antike, Wagners und Shakespeares" nennt Gustave Kahn diese Novellen. Sie handeln von Hamlet, Lohengrin, Pan und Syrinx, Salome und anderen beglaubigten Persönlichkeiten! aber all Die« ist unwiderruflich tranSponirt in die Tonart der „Weihen Esoterischen Inseln", die so traurig und heiter zugleich ihren operetten» haften Leuchtthurm aus dem Meer heben.

Als »Sagenhafte Sinnspiele" (Verlag Axel Junker) liegen diese Wunderwerke nun in einer über alle Maßen schönen Uebsrtragung vor. Da sie Paul Wiegln so zauberhaft nachgeschaffen hat, muß man sie jetzt nicht nur französisch^ sondern auch deutsch auswendig lernen.

Diese Erzählungen leben nun schon mehr alS ein Jahr lang immer mit mir. Sie gehören zu meinen Existenzbedingungen, so daß ich mir mein Dasein ohne sie gar nicht mehr vorstellen kann. Ich habe sie am Meer einsam der untngehenden Sonne ins Geficht deklamirt, ich habe zwischen ihren Zeilen gemeint, heiße Eisenbahncoupös und Dorfwirthshäuser aus verliebten Wanderungen haben dieses Buch gesehen. Hier ist Alles: die ausgespannte Seele, das große Herz, der Tod und die Bäume im Licht. In vibrirenden Schällen rücken die mächtigen Herzoge an, die Mondnacht wirft tausend Schatten und Blendungen, der einsame Prinz im Thurm kämpft gegen seine Zerrüttung. In ewigen Dialogen zwischen Mann und Weib offenbart sich die ewig gespaltene Seele der zwei Geschlechter. Die strahlende Keuschheit wehrt sich gegen glühendes, dickes, dummes Fleisch. GS sind Bisionen der Unendlichkeit, Einflüsterungen des Bewußtlosen, halbduntte Ber» knüpfungen und Wortspiele, verschwimmende Gefühle, die man nur selten und un^ deutlich bemerkt hat, wie manchmal eine Szene aus Kinderjahren blitzschnell, un» angemeldet durch unser Gedöchtniß zuckt und im nächsten Augenblick nicht mehr erinnerlich ist. Ein Schöpfungtag von Assoziationen thut sich auf, eine neue Syntax, neue Worte, die wundersam strenge Zucht der Adjektivs, die unwegsamste Art des Ausdruckes ... AIS Lohengrin das Ufer betritt, „herrscht eisiges, ein Wenig Nein» städtisches Schweigen". Und so noch an tausend anderen Stellen erleuchtet ein Wort eine Situation bis in ihre innersten Winkel, an tausend anderen Stellen «erden wir mitten in das Ereigniß wie Betheiligte hineingestellt. Laforgue tritt persönlich vor den Vorhang und lädt zur Besichtigung seiner Donnermaschine, seiner Abendröthen aus Pappe. Da ihm der Ernst des Lebens so wenig ist, sprengt er auch den Rahmen seiner Werke . . . Oder er läßt die kleine Salome tanzen und schildert die Nachwirkung ihrer Pantomime: „Die vergiftete Umgebung wischte sich krampfhaft den Schweiß von den Stirnen. Ein Schweigen von unsäglich« Z«-

rüttung zog vorbei. Die nordischen Fürsten wagten nicht, ihre Taschenuhr zu ziehen. Roch weniger, zu fragen: Um wie viel Uhr wird sie zu Bett gebracht?" Durch solche HKuiliche Details ist die Last eine« schmerzlichen Konflikt« gehoben. Wir lächeln wieder. Und wie erlöst fragen wir in dankbarem Staunen: Warum haben wir nicht seit je her und immer gelächelt? Ist die ganze Welt mit ihren Dramen und Eischütterungen mehr Werth als «in Lächeln?

Thatsächlich paßt das Alles genau zu Laforgues Philosophie; es geht sog« organisch auS ihr hervor. Dem Schopenhauerianer ist die Welt nichts Objektive«, nein, ein Trugbild, das für die vom »Schleier der Maja' getrübten Augen vor» gemacht wird. Der große Gaukler ist der Wille, das Unbewußte, das Ding an sich. Er verzaubert sich in Millionen Gestalten, die, ihreS gemeinsamen Ursprunges uneingedenk, einander bis aufS Blut quälen und befehden; die ewig unbegreiflichen Kategorien: Zeit, Raum und Kausalität, im menschlichen Gehirn ausgeheckt, be» fördern sein trauriges Geschäft, das dem armen Adam nur zwischen Langeweile und Unglück die Wahl läßt. Die Welt ist öde und nichtig, täglich bekräftigt der Tod die Vergänglichkeit des Seienden, die gehende Minute läßt a» das Ende denken . . . und Niemanden mehr als den tuberkulösen Dichter ... Da findet sein« gequälte Seele den Ausweg. Dieser Weg heißt: Witz, Einfälle, tausend neue Einsälle, die Kunst! Da der Alltag in seiner Ernsthaftigkeit betrübend und doch nur eine Täuschung ist, wohlan: vernichten wir seine Ernhastigkeit dadurch, daß mir ihn als Täuschung erkennen und denunziren. Nun sind wir beide Uebel mit einem Schlage loS. Daß das Leben grausam ist, ängstigt unS nicht mehr; denn es ist ja nichts Reales. Daß eS nichts Reales ist, ängstigt uns auch nicht: denn daraus gewinnen wir eben den Muth, unsere Scheinwelten mit Eifer auszubauen, unsere lächelnden, operettenhasten Welten. Auf Grund unserer Einsicht in die Nichtigkeit der Alltagsmelt können wir unsere Scheinwelten für gleichberechtigt halten, wir nehmen nur sie ernst, mir lachen und verzieren Alles mit den virtuosen Schnörkeln pofsenhaster Improvisationen.

ES ist daS absolut Neue dieser Improvisationen, waS in mir die unaus» löschliche Liebe zu meinem Laforgue entflammt hat. Man sehe seine Sonnen» Untergänge, seine Personenbeschreibungen, die Reime und BerSformen, sei» Dampf» schiff, seinen Kurort für Neuropalhen. Das Alles hat er erschaffen, denn in diesen Farben war es vor ihm nicht da Ten Schöpfer Laforgue bete ich an. Bor ihm hat man den Pierrots viele Epitheta gegeben, aber Niemand noch hatte ihren ck'K?iZr«oe'pK»Ie »spergs- gesehen. Jetzt sieht man ihn . . . O warum giebt es keine StaatSsubventionen sür die seltenen Leute, die so mit Realität die Welt bereichern! Man sollte sie «eisen lasten, damit sie viele Gegenstände des Dasein« sehen und im Feuer ihrer Beschreibungen alle an Eigenschaften reicher, wirklicher, schöner machen. Warum hat Laforgue Afrika, den Ganges, die Südsee nicht gesehen! So eng an die tiefsten Gedankenketten geschmiedet sind Laforgues Bizarrereien, daß das Unwesentlichste in ihnen wesentlich erscheint. Natürlich! Da dem Autor die Welt, daS Wesentlichste, als so unwesentlich sich entpuppte. Hier ist Fasching in alle Einigkeit: DaS könnte im Oftium seines Hause« stehen. Hier ist die Logik verhext und die Kausalität berauscht. Sonnen schaukeln in langem Leichenzug die Erde zu Grabe, Terrassen singen, der Foetu« eine« Poeten Nagt und e« schneit seidene Hostien. Ein Quiproquo zur Begleitung endloser Tonleitern. Immer

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_435.html[18.07.2014 18:01:26]

Di« ZuKmfr,
wieder tauchen die selben Lieblingmaiken auf; die Lilie, die FenfterroseUe, der Spleen, die Sonntage, die Molluskenbänke des Sleinstadtlebens, de, buddhistische Blick der Krokodile, die frische Stille im Aquarium, die Jahreszeiten und der Mond, vor allen anderen der Mond, dessen Christoph ColumbuS Laforgne mit Stolz sich nannte. Er beschreibt in unfaßbar gehäuften Visionen das ruhige tote Gestirn, seine klimatischen Verhältnisse, Fauna und Flora, er überschüttet ihn mit Zärtlichkeiten und läßt ihn aller weißen PierrotS Freund sein. Und die „Nach» ahmung Unserer Lieben Frau deS Mondes" wird eifervoll gepredigt und schließlich erblühen »die Blumen des guten Willens" aus dem besänftigten Herzen, das die Misanthropie überwunden hat.

Von sich selbst sagt Laforgue aus, waS er über seinen Gaspard in den »cksux piAsovg« berichtet: Gr kannte Alles, die Philosophien und die Geschichte, die ethischen Theorien und die Paradoxe, er verstand sich darauf, all Dies in sein Ideal der traulichen Ecke am Kamin zu mischen. Ein weicher, gemüthlicher Ton klingt durch sein Werk, bei aller Schärfe der Ausdrucksweise: die Liebe zum kleinen Leben, zu Kupferstichen, Schachpartien unier der Lampe, Ein vergessener Weg möchte er sei», den die Brombeerfträuche überwuchern, der im kleinen Glück der Blätter lebt, der Ranken, der Ameisen und der Larven. Im Barten der Instinkte sucht er die Heilmittel für seine allzu wache Seele, er sehnt sich nach der Haut deS anderen Geschlechtes. . .

Die ganze Mannichfaltigkeit deS Erotischen tritt in seinen Szenen und Versen vor. Die Frau erscheint, Agentin deS Lebenötriebeö, dem Unbewußten näher als »tt. Sie ist das verführerische Wesen, die Zofe der Maja, daS RSthselhafte in tausend fernen Allegorien. Oder ihre BirginitSt empört sich gegen de» begehrenden Mann. Oder sie wird ersehnt, sie soll befreundete Gefährtin sein. Oder nur kurz« Genüsse auslösen. Od« sie rettet Gott ... In verwirrenden Kadenzen thun sich alle Möglichkeiten auf, mit allen spielt der Dichter, alle schlingen sich in seinen Reigen burleske« Heiterkeit ein . . . Und doch (wer weiß?) tönt ganz unten die schamhaft erröthende Sehnsucht des simplen Burschen Dussardier auS der »löcku-estivn ssvtimsut»Ie": „Aloi, vouckrsis »iinsr Is, mems, toujours,"

Laforgue verkehrte mit den Impressionisten, mit Paul Bourget, Theodor de Wyzewa, Gustave Kahn, Ephrussi, dessen Sekretär bei der Gazette des Beaux» Arts er war. Hier und da veröffentlichte er Etwas in Zeitschriften, zwei Gedicht» bände bei Leon Banier, einen Essay über Bourget, Uebersetzungen WhitmanS. Man rechnete ihn zu den jungen Symbolisten und verachtete ihn mit ihnen. Ephrussi verschaffte ihm 1881 die Stellung eines Vorlesers bei der Deutschen Kaiserin. Laforgue reifte über Koblenz nach Berlin, wo er seine Wohnung im .PrinzessinnevPalaiS" unter den Linden bezog. Er sieht aus seinen Fenstern den Platz am Zeughaus, die Spree, die Gußregen, pseudogriechische Statuen. Seiner Schwester schreibt er, er wage nicht, »ie ehemals ein Stückchen Tapete für sie abzureißen, sie sei vergoldet . . .

Die TageSeintheilung: er liest um elf Uhr bei der Kaiserin oder abends bei der Gräfin Hacke, gewissenhaft resumirt er die Zeitungen, überspringt schlüpfrige Stellen, stellt Uebungen über daS p»rt,i«ipe pssss an, verbessert orthographische Fehler. Manchmal geht er ins Museum. Zu Haus praeparirt er sich für die Lektionen, schreibt Briefe und Verse, aquarellirt ein Wenig, träumt. Er lernt Zeutsch und Englisch. Und »erliebt sich in seine Englischlehrerin, Fräulein Lee.

Laforgue. ^
»IS9
Fünf Jahre lang sehnt er sich nach Paris, nach den Freunden, nach dem gallischen Leben im schnelleren Tempo und mit heftige,«« Ermüdungen. Alle« Preußische befremdet ihn, die vielen Denkmäler, die O,fizine, die traurigen Fassaden ohne Jalousien, die selbst Blumenschmuck nicht beleben kann, die Pedanterie, die gothische Schrift, die in Haltung und Herz allzu wenig komplizirten Frauen, die jungen, nicht durchgearbeiteten Gesichter der Männer.
Sein Essay über Deutschland, eins der interessanteften Dokumente süd>nörd> lichn Zusammenstöße, urtheilt sehr schlimm: die Sinnenlust, die optischen Talente, dn große Elan fehlen den Deutschen, die vorläufig nur in Musik und Philosophie Etwas leisten. Sie seien zu abstrakt, vor lauter Wäldern sehen sie den Baum nicht. DaS ästhetische Prinzip, daS „6u vouvesu, <lu nouvskm et inckärmimsnt, «In oouvssv," verlangt, müsse sich durchsetzen; dann werde der unlateinische Geist durch einen Ausschwung der Künste verdrängt werden . . . Diese Prognose de» trifft die Jahre 1881 bis 1886.
Im fünften Jahr des deutschen Exils kündigte Laforgue seinen Posten auf und heirathete Lea Lee mit den großen erstaunten Augen. Diese Augen sahen seine Streifzüge in London, Belgien, die Heimkehr nach Paris, die vergeblichen Wege zu Verlegern, seine zunehmende Krankheit, das langsame Sterben , . .
Sein Nachlaß kam an Felix FöneZon, der ihn sorgsam revidirte und an Zeitschriften gab. Erst 1902, 1SV3 veranstaltete Camille Mauclair die definitive Gesaminiausgabe im Auftrag deS ölsrcurs 6« drei Bände. Ein Band über Deutschland mutz leide, nach dem Wunsch des Autors unveiöffenllicht bleiben.
Und Remy de Gourmont schrieb: Obwohl sein unterbrochenes Werk nur eine Bor» rede ist, ist es eine von jenen, die ein ganzes Werk aufwiegen.
Es ist nothwendig. daß Werke wie die Laforgues leben, ohne Kompromiß von der erhitztesten Schönheit kündend, extrem schöne Werke, die äußerste Linke der Literatur.
Wir wünschen sie herbei, den Radikalismus, das maßlose Neue, j Und in Laforgue verehren wir nicht nur den Riesenlhurm von Erfindungskraft, nein: auch die Kon» sequenz, dieses asketische Ausharren in den grellsten Tönen. Mehr als ein Ideal ist er unö: ein Programm. Unbekannt, arm, verliebt, krank, ruhmlos hat er un> verzagt seine gewagten unseichten Fanfaren geschmettert, denen der Geschmack der Menge nicht hold sein konnte. Wir bewundern ihn. Und doch wieder gerührt lauschen wir seinem Schluchzen eines guten Jungen, seinen Sanftheiten und Zu» rückHaltungen; und vielleicht erfinden wir auf gut Glück diese Formel sür ihn: Sturm und Drang, aber pianissimo . . .
Nein, er ist auch so nicht zu soffen. Eben so wie ihn das Schlagwort »Usivs tr»r,?»is" nur gelind skizzirt und wie auch Mauclair, der geißreiche Ver» gleiche mit Chopin, Rodin und Anderen anstellt, nur seine Unvngleichlichkeit n» wiesen hat.,. Auch seine Portraits bringen, soft nur in der Glattrasirtheit des ziemlich dicken Gesichtes einander ähnlich, rüthselhafte Züge. Bei Rysselberghe lächelt er gaminhaft, eine Photographie läßt ihn schwärmen, Skarbina träumen, Balloton sterben, die Karikatur von seinem Bruder zeigt den Philosophen. Und all Dies zugleich und vielleicht noch Einiges mehr lebte in der Seele dieses heldenmüthigen Witzboldes, den ich so liebe und als Genius deS Unbanalen verehre.
Prag. Max Brod.

Die Zukunft,
Entente.

Ihrend die Welt in Kriegswehen lag, ließ Roosevelt die Friedensfchalmei ertönen und lud die Böller zu einer neuen haager Konferenz, die daS Birthschaftleben vor den Beutezügen des privaten Kapitals schützen soll. Wer noch be» zweifelt hätte, datz Roosevelt ein Idealist sei, muh nun überzeugt sein; denn Theodor will die Wälder, Bergwerke, Wasserkräfte schützen. Die Idee, eine allgemeine Jnventuraufnahme der natürlichen Reichthümer der Erde zu veranstalten, um dann den kleinen und großen Räubern zu sagen: „Lkm6s «ff! WaS noch da ist, bleibt unS", dieser an sich vernünftige Bedanke müßte in der haager Luft aber zum Phantom werden. Die Vereinigten Staaten brauchen einen wirksamen Schutz ihrer Wälder; drüben wird in einer Weise gewtrthschaftet, daß in dreißig Jahren kein Klafter Nutzholz mehr zu schlagen sein wird. Die Bäume werden gefällt, um der Landwirthschaft Raum zu gewinnen; einen großen Theil der Bestände zehren die Waldbrände auf, die Jahr vor Jahr unter den Riesen der Baumwelt wüthen; und im Uebrigen sorgt die Spekulation dafür, daß aus dem grünen Holz nicht eher dürres wird, als bis der Profit kapiialistrt worden ist. Gegen diesen Mißbrauch ist Roosevelt schon früher vorgegangen; er hat das Gebiet der Staats» forsten erweitert, gegen die Spekulation aber nichts vermocht. Die forstet ruhig weiter ab und kümmert sich nicht um das Ende. Wenn der Mann, der am vierten März das Weiße Haus in Washington verlassen hat, die letzten Tage seines Prüsi» dentendaseinS zu einem Ruf nach Waldschutz benutzt hätte, wäre ihm ein guter Ab» gang bescheinigt worden. Die Weltkonferenz nimmt man nicht ganz ernst. Die Staaten werden ihre Vertreter nach dem Haag schicken. Warum denn nicht? Man freut sich der Gelegenheit, alte Bekanntschaften zu erneuern, und braucht keinen bindenden Beschluß zu fassen. Den Bereinigten Staaten sichern die Bodenschätze den Borrang; wenn sie aufgezehrt sind, muß daS Sternenbanner von der höchsten Zinne der Schutzzollmauer niedergeholt werden und mit der Tvrannis auf dem Weltmarkt wäre eS aus. Und nun soll Europa zur Erhaltung der "Jankeemach helfen? Muthet man damit den altruistischen Gefühlen der Alten Welt nicht zu viel zu? Sie mutz wünschen, der Abhängigkeit von Amerika ledig zu werden Europas Kräfte würden besser ausgenutzt, wenn man wüßte, daß der Bezug amerit konischer Rohmaterialien eineS nicht fernen TageS eingeschränkt werden müsse. Bon» den »maßgebenden berliner Stellen" wehte eS denn auch kühl überi Meer. War das Ganze am Ende wieder nur ein Bluff? Roosevelt ist vom Kongreß schlecht behandelt worden; man hat ihm seine Abgangsszene gründlich verdorben. Das är» gert den Staatsmann wie den Mimen. Der Wunsch, 6s oorriger I» tortune, lag nah. Weltkonferenz! Bielleicht wollt« Roosevelt sich an den Trustmünnern rächen, die ihn ihre Macht fühlen ließen. Der Staat soll auf alle noch freien Berg» werke und Wasserkräfte die Hand legen und der »planlosen Ausbeutung und Ber» wahrlosung" ein Ende machen. DaS geht gegen die Trusts und deren Hintermänner. ObS aber gelingen kann? In den amerikanischen ConcernS steckt Kapital auS allen civilisirten Ländern, Jedn Trust umfaßt ein Konglomerat der verschiedenartigsten Effektengattungen. Jnduftriegesellschaften, Eisenbahnen, Bersicherunganftalten, Ban» ken führen einander Kapital zu und entziehen eS einander dann wieder; diese Zmischenftationen pumpen das Geld aller Völker in die riesigen Reservoirs der

großen Kartelle. Wie viele europäischen Effektenbesitzer würden gegen ihr eigene« Fleisch wüthen, wenn sie die amerikanischen Trusts bekämpften! Nein: die Alle Welt hat keinen Grund, sich in die Wirthschaftangelegenheiten der Union einzumischen; sie wäre nicht klug, wenn sie das Abflußrohr drüben verstopfen und einem Staats» Monopol den Weg öffnen hülfe, und würde ihr eigenes Interesse noch mehr ver» nachlässigen, wenn sie einem Wüthenden im Kampf gegen die Trusts beistünde. Das Ende der Trustherrlichkeit wird nicht so schnell kommen, wie mans Prophezeit hat. als die Ermäßigung der Preise für Stahlbarren und Schienen ge» meldet wurde. Man hat drüben wohl an eine Demonstration gegen die Ermäßigung dn Schutzzölle auf Stahl und Eisen gedacht. Und der schlechte Zustand deS Marktes bot einen willkommenen Anlaß zu Preisherabsetzungen. Richter Gaty, der Prä» fident der Steel Corporation, scheint sich bekehrt zu haben: vor wenigen Monaten empfahl er den Frieden, jetzt den Krieg. Doch die großen Unternehmer geben ihre Grundsätze nicht aus; sie wollen den Konsum erleichtern und sich gegen die Er» Mäßigung des Zolltarife? wehren. Ob dn Rückgang der amerikanisch«« Eisen» Industrie deren Konkurrenten nützen würde, ist fraglich. Dn Wettbewerb im Dollar» land würde durch die Zollmauern erschwert und auf dem Weltmarkt könnten die Amerikaner alle Wettbewerber unterbieten. Man soll sichs also überlegen, ehe man den Trusts Unheil wünscht. Sie sperren uns den Weg inSLand; aber sie hindern auch eine Ueberschwemmung der jremden Absatzgebiete mit amenkanischen Eisen» und Stahlerzeugnissen. Und so lange der Stahltrust die Preise hochhält, können wir uns sein Exportgeschäft in Gemüthsruhe gefallen lassen.

Im Lager der französischen Zöllner wird der Ruf RooseveltS noch das freund» lichste Echo gefunden haben. Die fordern gerade jetzt ja Schutz der Landesschätze gegen sremde (Das heißt: deutsche) Invasion. Daß deutsche Hochöfen französisches Erz verhütten, ist wackeren Patrioten, wie Herrn Arthur Meyer, ein Gräuel. Die Regirung soll helfen. Diese Weise hört man seit Jahr und Tag; auch aus dem neuen Zolltarif klingt sie uns entgegen. Der .deutsch-französische Wirthschaftverein" in Frankfurt und das Oomitö Ooraraeroisl trsoe« »Ilsmänck haben nicht zu hindnn vermocht, daß der neue Tarif ungemein hohe Sätze bringt; die sür Eisen, Stahl und Textilerzeugnisse grenzen an Einfuhrverbote. Die Englische Handels» lammer in Paris hat eine Reihe geharnischter Sonette an die Adresse der SsIIs k'rsvL« gerichtet, die an Deutlichkeit hinter keine« britischen Protestnote zurückbleiben. In einem der Berichte wird gesagt, daß die »vorgeschlagenen Zolländerungen den unheitvollsten Einfluß auf die guten Beziehungen zwischen Frankreich und England haben würden". Wen» man John Bull auf dem Gebiet deS Handels kränkt, hört jede Möglichkeit der sotevte vorSisle für ihn auf. Deutschland hat keinen Grund, den Sieg de« französischen Hochzöllner zu wünschen; der neue Tarif würde dem Verhältniß der beiden Nationen Schaden bringen, für den es keinen Ausgleich gäbe; auch nicht auf der englischen Seite, Unsere Industrie sollte eben so laut proteftiren wie die britische. Frankreich genießt in Deutschland den Vorlheil de« meiftbegünftigften Länder. Das ist mehr als die Meistbegünstigung, die den Deutschen in Frankreich zugestanden ist. Denn dort herrscht der autonome Tarif, da die Franzosen lang» fristige Handelsverträge nicht schließen, während Teutschland den Franzosen jede anderen Ländern gewährte Herabsetzung mitgewähren muß. Man darf also nicht sagen, die Revision deS TarifeS von 1892 sei ein Pendant zu dn deutschen Tarif»

«form des Jahres 1906. Jede Ermäßigung unsere« Generaltarifes hat ja auch» Frankreich genützt. Die Möglichkeit eines deutsch-französischen Handelsvertrages ist in weite Ferne gerückt. Der „Schutz der nationalen Güter' ist die Hauptsache; ob er dn französischen Industrie nützt, ift eine andere Frage. Ein Gewerbe, dem die stählende «rast scharfen Wettbewerbes fehlt, kann leicht erschlaffen. Und ift die in. lSndische Industrie nicht leistungfühig, so holt sich der Konsument die Waare», trotz allen Zöllen, von draußen. Gerade die französischen Fabrikanten, denen die Kon» kurrenz im eigenen Land fast völlig fehlt, müssen sich vor einem Herabgleiten von der Höhe der Technik hüten. Bequemer lebt sichS freilich hinter hohen Zollmauern. Daß eS auch Franzosen giebt, deren Blick über die Grenzpfähle hivauSreicht, haben die ErzvertrSge mit deutschen Montanfirmen gezeigt. Die PLM (die Eisen-bahngesellschaft Paris-Lyon»M6diterran6») hat mit unserem Sohlensyndikat dieLiefe» rung von 15 000 Tonnen Fettkohle vereinbart. Deutsche Kohle für französische Lo-komotiven, ^bomiosble! Manche Franzosen möchten sogar das .Loch in den Bo» gesen" zur Herstellung einer neuen Eisenbahnverbindung zwischen FranKkich und Deutschland benutzen. Die erste direkte Linie durch die Vogesen! Zwischen den deutschen und den französischen Eisenbahnleuten soll Alles so ziemlich im Reinem sein. Aber die Eisenbahn kann auch zum Transport von Kanonen und Truppen dienen: und so haben auch in dieser kulturell'wirthschaftlichen Angelegenheit die Kriegsminister das letzte Wort. Sollen wir einstweilen einen deutsch-französischen Zollkrieg erleben? Was der für beide Theile bedeuten würde, lehren die Werthziffern des Handelsverkehrs. Frankreich brachte im Jahr 1907 für 454 Millionen Francs-Waare nach Deutschland und bezog von uns für 449 Millionen. Ueber diese Summe (seit2lL94 warenS um 260 Millionen mehr geworden) entsetzen sich die französischen Patrioten. Sie meinen, daß der Außenhandel nicht auf Gegenseitigkeit zu beruhen brauche. Der Zollkrieg wäre kein schönes Nachspiel zum Marottostreit, Die Na» tionalbarik für Deutschland hat ihm ein besseres ersonnen. Bon der neuen Inter-essengemeinschaft zwischen der Nationalbank und dem <2ie6!t UoKilisr ?r»v?sie» vom Stamme Pereire hörten wir bald nach der Veröffentlichung der Rational-bankbilanz. Es traf sich gerade so; und die Bilanz konnte eine kleine Verschönerung brauchen. 4,80 Millionen Mark Dividende und 1,3« Millionen Tantieme! Die Di-rektoren einer Bank wollen eben auch leben. Mit sechs Prozent Dividende iftS aber auf die Dauer nicht zu machen Bier Prozent geben die feinsten Anlagen und viel mehr wirft die Nationalbankaktie heute auch nicht ab. Also: neue Gelegenheiten. Im Orient war jetzt keine Seide zu spinnen; versuchen mirs in Frankreich, Isaak Pereire wird seinen Segen dazu geben. Der Or66ir Klodilisr I^sny»« wurde auf den Trümmern des alten Oööit Kkobilisr errichtet. Dessen Ruhm war die Erfindung, der Agiotage und die Einführung des AkiienschwindelS großen Stils, harmloser ausgedrückt: die Vaterschaft der heutigen Kreditbank. Da« erste Muster eines deutschen Oröäit Klobilisr war die Darinstädter Bank; und ein Menfchenalter da-nach verbündet die Nationalbank sich der Pariserin. Der Oröäit Klodilisr ?r»r,^»i» war anfangs eine reine Sparbank. In letzter Zeit hat er sich eifrig mit Emissionen beschäftigt. Zur Unterbringung der in Deutschland im Augenblick schwer verkauf» lichen Effekten kann er auf dem französischen Markt gute Dienste leisten. Und na-türlich wndcn dadurch die .deutsch.fianzösischen Beziehungen' gebessert. Ladon.

He«u«,kbci und veraniworiiichcr Redakteur: «. Haiden in Berlin, — Verlag der Znlnnft w Berlin.
Druck von S. Bernstein in Berlin.

13. Mörz IW».
Nr. 24.
— Die ZuKunst. —
fern5precker^ ^mt VI, 675 un6 875, lelegritmme^ Ulricus.
Der Lslumsriderstielel ist in slle« (-s^eUsenilttsKreisen de-
liebt, ^us cien Kenten Konstolsen KeigüSteUt, enlspreonev
seine ^«rn,en cler neuesten ,^1«äe.
?c>rc!ern Sie neues »usterducti «,
^cnukges, m, d. >i,
Lerlm W.8, k>ieäricnslr. 182
einkeitsprei» ^ 12.50 Stulle»« - VVi°° I - 21>ri<m
Eigene Oescnälts In ckev meiste» LroszstKckten.

« Zeil«, r r:«!>, ^ <>. >-'M,',
sus
ApotKeKen
llrogei'iön.
üc,t?bt?s-) t?r^l^>it?5i
>^>.>^^,i ^>^>>^>i>im ^^^^^^^
ca^oo5sitt°^>. ?ri?,^ bw5cji.M3.SO
^.I^Z. «>?b. il-? ttu^5tle^lt?i^elibci^ci sl?4- so

— Die Zukunft, —
1». Mörz ISNS.
Serliner-IKeM-anieigen

MtropolUKeater
^IlsKouälieK » VKr.
oonneruetter - Kllell«!
V ^ul. I^ieuiick. ^llsik von I.i„«,>e.
ssrieilrivnstr. Iß5 ^oke SeKrenstr.
Dir. st. dIöl80N.W,1I-ZI»li!I«dK.
und äss neue Programm!
-
Victoria-Oafe
I^nter äen ^mclen 46
IherrnKIck
s UKr. I Iir:«T^>. ,,.2 UKl.
Die d6i6eiiLiiiä6lds.iiÄs
I erner „Internstionsle Künstler-lZevue".
^rkacki» SsKronstr. SS S7
IZ e u n i « n s:
^ntcriiattunFS-I^eswurant Wien» Lei'IllH
Verl in W., ^ägerstrssse 63s. i.ei»,n^ k^rit? vreker.
Untei' «len I»initen 27 („eben LakL özuer).
8^V. II. Königßgrät^er Strasse 46 pt. ^mt VI. 6095.
II. Il^potneKen, SsuAelller, debaute UrunästücKe.
I. u.
Elektrizität als I>IaturKeilmittel.
'irlenNeren, «gs lüeklrin!^!, dieses «!rk«smslc und vie>se!I?j;ste I>1i,wr>ieilmttie>,

Nr. 24.

Stuttgarter
Leden8ver8lcnerung8banK a. <Z.
----- (^.Ite Stuttgarter) ----------
(ZeAriin6et 1854.
I^Ieue Antrüge in IM8 79 Millionen
VeiTiclierunßsbvstiinll 860 ^illiunen ^1,
vnverkal.darkeit Weltpolice vnänkeclitbsrkeit
Oiviclenclo lür gie Versic>>Lr,(/n n«c>> 3 ^rten. Uiirunter steigenkls
viviilenile nsvn voüständlig neuem 8>stem <K^ntLns>stem).
nscn cwr Versic,ierlMAscI:tt,^r Divilionäensteigerung
bis sllk IllU g «le»» k»^Sn»i« un»> n><Ki»,
>Vis gewinrit man
^e«. '^S I'l' I«,. tZ>»»t»v Lnzel,
Vriltu >^ ISO, l'u>»>i»mci,l!l.
« Heiner» Z^renR» «
5,'ur l,!r^?e!n^" '/übe"«» PI«,
nur Mr Ilundpüegc (u. Wu^.^üein) K vose M pk.
verlebt mit 6em IicutiZen la^e
g klSMröttmtt. g
vi8'3-viZ der Vo8S'8t5cisse.

Vr. 24.
— Vir Zukunft. —
I». Mörz ISO«.
„Velt-SeteKtiv"
«erlin 75, l.eip!>j?er5tr. 107 Ol.
k^i ris» I'rir>jr!cKsl^'Se, ?el, l, ZZ7I.
üeobscktungon, Ermittlungen in ^>>!en Vor-
krlsoinn SN sllen I'i.,I^en >Ier I5rile, vlsliret.
5cKriMellern
dielet sicli v o r t e i I d s I t e lleleIenneit ^>>r
piibliKiZM ibm Kibeiki! i« liiiclilosiii.
Ansrszcn iin äen Verlsg kör l.Iter»tur, Kunst
vnll «usik, t.eip2l? «l. ——

l)r Völlers äsnstorium
llisiet.'!urei> usvd 8odr«?^

Sanatorium
un^ LrK«lu«g»n«!m.
st!r Kranke <sucn dettISgerige> KcKonvslescenten ung LrKolungsbsclürliiIe üvcbrZM! XmiKsitiV.
Illustrierte Prospekte irei, LKekzr^t 0r. I.«edeII.
oe^rünclet I8SS. AKtienKspitkll u. Nssefven o». 40oooovo «. I'elezr.^gr ! Ki«II»m,
?III»Iei>: vessau, Llssn»i!I>, üisleden, Lrturl, »alderstsSI. U,II» ». S., I»»nkie»si>I», »>>>»»
»j eäerl^ss unzen: ^Keo », L,, vlsmork t, ^, vur« d. Kl,, vslde s. I,, lZ?ew, Lilevdur?.
?i»sler»»I<Ie « ?rl>llKeii>»>U5e», UirSelesev, lisnttiin, Helmstedt, SettsI«It, »ersedrir«, »eu»
Klluscn, Slendni, I^ngerKütle, Vdsle I. S,, «ittenders Ii!, ?, H>lle>, «itteiidsrse p,,t«,Ii>,i,
Ilomm»»<I>ts ln ^»ekersieden: /KvKersledener vznk Vsrson. ««den S 0». <l?einiii.»lZ»,1.
^»«Ntlii «»» »jtmtlllrder »»«»«««'««liUttl^ I,«» Vr»,,«aKti»nrm
k!mil ^rtl, ^reikeit clie ick meine
IZomsn »U8 <Zem SturmlsKr.

^„sserckem liezl oer lieutijzen ^uilzZe nocn ein Prospekt bei <ier fiimu KuscKe
I4»r«K, in i»»I»g» (Spanien) uuer
gsi'giitiei't nsttirreine»
Sienenpi'oitliKt.

13. März 1909.
Ar. S4.
— Die Zukunft. —
>V0knunK8elnricKtunZen.
lS W IS
!S Sl El KS !Sl S
V
KüN8tleri8cKer öeirat. 5
^Isn K»nn lür «enig Oeld eine gesclim«KI«se cilckseinricbtune, MSN Küllll
dafür «der suck eine gesclimackvolle, individuelle rlinriclilung Kode», Oer
dllckrt» Z>>tt«l!»t»i><l begnügt sicn viellscb »ocn der L,lliüKeil Kslder mit
rilonstrositilten und gibt für sie oder lür Lesseres sus ^Isn^ei sn LscKKennlvi, unver>
nAIIni«mZ»si>! viel (Zeld aus, O»s «!>re nickt noti«, LrKKrener IZst u,,d zedildeler
OescKmacK Könne« ikm lür »eni« Leid etrvss nacK korn^und «sler sl ScKönes^und
»>V.»7, ?»« HV», a«»d?re»tr. All
?e,epdon Amt 2. 7SN,
^«Ksnnes >V. ttarn>8ck,
d», seelen- und gemütvollste »Iler riaus»
tnstrurriente,^ Kann ^edermnun^okne Vor-
Hell von i2t^ Stücken ,0 I«K,'
Illustrierte tt«^m«nIum-Kst»I«ize und
Prospekt über Lpielsopaist bitte gr»tls zu
^»Krgünge l—II gebunden. (I u. 2 unvoll,
tord" vÄ s g^d e u K u n" t"^e r"u n ä4«!
rüllkts H.nKg,FS 1906.
Der Llolckne Lsel
lies ^p«Ie>a». >Iit IS Illustrationen,
«le«. dro»rd. 4.5« »I. Lieg. ß«d. S.5« «.
Humor,stis^KsstiriscKer I? >msn «egcn zilz«l>
t«»« Sitten, I»»«I««»I>n, SeK»iiri»«r«I,
^derzl»ud^ „. rrlrstertrug damal, ^eit,
Redens bieten ein getreues IZild ^1, sitlucnen
sellocrit ist d, Lpisode v, /l,,»«r u. vüvrde.
AuslüKrl Vi«»!«««, üd, Kultur» u, »itt«»»
4rr«eKl«utl. V/erKe gratis lranco,
«. »»r»Ä«rr, »erlin V/ Z0„ Kldzrimbvnlirld. Ii I.

M'lexiliiii
VI«« nere »ern mekt mit .einem
unzekenreii. orüik zeknötenvluen
In «dt?,öclitizeii lömleii tllr nur
NU. tlll!.— «le «oppelt u> tevreii
leMii. Icti Iletere«lniM. Me
aukluiiiz zejen mmiMkettmuiiz
"VN nur tili, z.—. KH.I.MM Niu.
r« !« « o » «c«>-i K « o >. v « K
°M^^ I^z^„^H^»«^,H, <Ier dekannte ü » n »t« r l u m I e i t er und Verssss«
-Ml»^» ^»K«?K«?Kr«>,K», vieler K>gieniscK diateliscker LcKrifteo <OiäIetiscKe I5u-
Krssle ASO lür junge iviütter, Degeneration und IZegeneralion, ttsnöducn lur pli^s Ksliscli-
<IiZtetiscde 1°tieriipie etc > bat in llem Klimstiscn unck I^nck,cK« llicl, jzleick bevorzugte,,
II?NINMlliII>aI <>m «lese „sedirj-c) ein Kurdsiiunll L,n»torlum lür vi,vsi-
ZVkUUIIIIUUIILI KsliscKe ^Kerspie und vistkuren erSklnet. Oort linden erkolungs-
dc^llrll^e jeiler Art und ».eiclende, lür »eiclie dsis Oedirkie pS5st, Aulnsnme, ^ Oss
erstrebt virck. ^
^!rm°' inztttut kllr kinliiii uiill »ecKKlililK ^e°,?':° ^r^',^
ei» vnlernelimen ins lieben getrcten, «elcties buupIsScKIicK d e ljerstu»^ des pudlikumü
in allen An^elegenKellen dez«eckt, velcne Sick »ul den Lriverd von AKiien, Kuxen, rZodr-
»nteilen ouer dergl, deiienen, Angeiiclits der grossen Verluste, «eiclie in den letzten stiren

Pr. 24.
— Die Zukunft. —
IZ Miirz 1S0S.
Restellungen
auf die
5
Einbanddecke
zum 66. Bande der „Zukunft"
<Nr. t^—26. II, Vuartal des XVII. Zat,rgangs),
, «leoant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergolde'er Pre,fung etc, zum ^
lf pteiic von Mark I.SV werden »o» jeder önchhandtnn i od. direkt ^
?I vom Vertag der Zukunft. Kerlin 5«/. 48, WM,etu,ftr. Äs ^,
^ ^ ^ entgegengeno,»,nen. ^ ^^»)
Vereinigte IIs,riksc:dIa.u(:K- unä 6ui!uriiva.s.reii-
Fabriken 211 KotKs,, Aktien Lrese11seKs.kt.
Prospekt» sinli ^ 8 8
I»K. 400,000 — n«ue ^Ktisn »«. 2200
ZUM >I,in<!e> »» iler geriiner KSrse Zli^el«s«n,
L>!«l.I«, im Msr? I9«g, <K ««ItST».

pottugsl
IMSL8MjU88äb0!I
veranstaltet clurcli ckie
Diese Oesellsebssten biedev ikrev ?g,sss?iewi, (ZelesevKeit ?n
ins Innere k»«i«KugsIs
Komdinisrtö llissndakndillstg I. KIssss
beäeuteuS erWässigtev radrpreiseu.
I^äKcre /Auskunft erteilen
^slnblil'g-8iiiIsmml!Ziii!i:Iie z >.
liiimbiirg. XoIzdriicKs 8,
Üsmblisg-Aiiiechs!.iiiie
Hsmdurg.älslei^smmZJ

Verlin. den 20. März ü^^L
Frauenbildung.
n Indien eimeist man dem weißen Elefanten königliche Ehren, wie einst in Egypten dem Stier, in China dem Drachen, dem Hulman bei den Hindus und der Schlange bei den Semiten, Kein Volk giebt es, bei dem nicht Reste dieses Thierdienstes noch vorhanden sind; er herrschte über die ganze Erde. Er war kein Resultat von Furcht und Dummheit, wie die Uebcrhebung unserer Geisteskultur anzunehmen liebt, sondern wurde ron der Urmeisheil des Menschengeschlechtes gefordert: die Heiligung eines bestimmten Thieres (des Landesthieres) erhielt den Charakter eines Stammes konstant: sie züchtete (mie die der römischen Wölfin); und sie bewahrte ferner vor den Entwicklungen, die von der Aufgeschlossenheit und Empfänglichkeit deS Menschen drohen. Daß Beides beabsichtigt mar, beweist die Verbindung des Thierdienstes mit Heirath-Vorschriften, wie sie im Totemismus erhalten ist, und mit dem Ahnenkul'us Der Urmensch (oder sein Priester) fürchtete nicht die Thiere, sondern die Ent> artung; also Das, was man heute Entwicklung oder höhere Bildung nennt. Je höher die Civilisation steigt, desto nöthiger wird ein solcher Kultus. Aber um so schmerer ist er auch zu erhalten. Bei den Griechen ist zu ver» folgen, mie der Thierdienst seine Macht verlor. Am Längsten erhielt er sich noch in volksthümlichen Festen als Heiligung des thierischen Prinzips, Man versuchte, mit des Dionysos Hilfe, ein Thier auf eigene Faust zu sein. Aber der apollinische Grieche ging darüber hinaus. „Unmöglich roäre es einem griechischen plastischen Künstler gewesen", sagt Goethe, „eine Göttin saugend vorzustellen . . . Der Sinn und das Bestreben der Griechen ist, den Menschen zu vergöttern, nicht, die Gottheit zu vermenschen. Hier ist ein Theomorvhism, kein Anthropomorphism!" Das lies aber nicht gut ab, sondern mar der Anfang vom Ende. Und mir sind die Erben. Auf griechischen und jüdischen Theo»

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_447.html[18.07.2014 18:01:29]

morphismen beruht unsere Religion; und wir haben unseren eigenen hinzugefügt: die Entmickelungtheorie. Nun ist Alles umgekehrt. Statt der Eni» sckiedenheit und Vorbildlichkeit des Thieres herrscht der schrankenlose Geist und Gott, statt der Erhaltung herrscht Entfesselung, statt des Ahnenkultus das verhängnißvolle, das zweischneidige Wort, das verkehrteste Wort, das je ge> sprochen wurde: das Land Eurer Kinder sollt Ihr lieben!

DaS Verkehrteste fällt heute nicht mehr auf; die Wahrheit macht Schmerzen und das Notwendige wird unmöglich. Unser modernes Bewußtsein erträgt die Heiligung des thierischen Prinzips nicht mehr. Was einst heilig, urernsthaft und jenseits von Freude gestellt mar, ist ein mehr oder weniger eöleS Spiel geworden. Die civilifnte Menschheit (wie sie ist, nicht, wie sie sem soll) hat einen Reiz des Lebens daraus gemacht, Sie hat das Thier heoonisirt Liebe ist Lebensgenuß: diese fluchwürdige Weisheit ist die verdreitetste Weisheit. Man vcrarbeitele das Thier, um sich zu delekliren, zu zerstreuen, zu trösten. Aber auch sonst verfahren mir nicht besser mit unserer Phyns. Wir haben das Thier rationalisilt. Ist nicht die moderne Art, zu arbeiten, die selbe unverschämte Ausnutzung physiologischer Fähigkeiten? Den Tigersprung des Gedankens haben mir gezähmt und ökonomifirt, auS Muskeln und Nerven ein Repetirmerk gemacht, um unsere Tretmühlen zu treiben und unseren Gewinn zu steigern. Und schließlich: wir haben daS Thier reflektirt. Unsere Intelligenz unser reiches Erbe aus der Menschenthierzeit: auch von ihr «ollen wir Genüsse; mir bilden sie aus, um Blldungfreuden zu haben, um uns selbst schmeicheln zu lernen, um uns in falschen Spiegeln zu sehen, um über uns hinauszukommen und zu genießen, was wir nicht besitzen. Liebe, Arbeit, Bildung: die selbe Versündigung, die selbe Profanirung oes Thuns. Wir saugen an un erem eigenen Mark, wir treiben Raubbau am eigenen Leibe. Und empfinden es nicht, wie noch die Griechen der besten Zeit, als frevelhsjte Herausforderung der Natur, sondern als preismürdigstcn Zu» stand. Wir bauen dieser Dreieinigkeit Tempel und halten ihr Priester. Sie ist unsire höchste Idee vom Menschenthum.

Diese Civilisation mag dem Mann angemessen sein; er sieht ja die Ge» schichte anders an. Seine Unbändigkeit hat sie jedenfalls verschuldet. Er hat e nen Ueberschuß und ist wesentlich entlastet; er mag diese Civilisation also besser aushalten als mir. ihrer sogar,n gewissem Grade bedürfen; und schließ» lich ist er der Reingeminn im Leben, der verbraucht werden kann zu nußlosen uno gefährlichen Dingen. Auch ist nichts mehr rückgängig zu machen. Aber warum lhut man den letzten Schritt? Warum zieht man die Frauen gänzlich in diese Welt hinein? Sie bilden den für die Erhaltung einer Gesellschaft wesenllichen Theil. Deshalb befransen die Gesetze der alten Kulturgemem« schaften stets mit unerbitterlicher Strenge darauf, daß die Frau von der Elvi» lisation abgeschnitten und ihr ein sicherer Platz gegeben würde.

Man verfuhr dabei nicht immer glücklich, meist gar zu radikal; der sichere Platz hatte oft verzweifelte Aehnlichkeit mit einem Käfig. Das ist auf die Dauer nicht durchführbar. Man befreite die Frau. Dadurch kam sie aber in die größte Spannung. Ihr natürliches Leben führt sie immer wieder tief in die Thierheit zurück und die Civilisation bot ihr nur die letzten, meist die gefährlichsten Blüthen. Ihre Existenz umspannte jetzt die stärksten Gegensatze. Die Anlage ihres Lebens wurde romantisch. Nun begann für sie das Problem, im vollen Licht einer hohen Civilisation so viel Animalität zu bewahren, wie zum gesunden Bestehen nöthig ist: das Problem der Frauenkultur. Damit das Problem der Bildung überhaupt. Denn Bildung ist im Grunde ein spezifisch weibliches Bedürfniß, (Der Mann war immer mehr auf Ausbildung eines Talentes bedacht und angemiesen. Eist im verfeinerten gesellschaftlichen Verkehr, erst im Umgang mit Frauen wurde für ihn „allgemeine Bildung" eine Notwendigkeit, Im Beruf ist sie eher hinderlich.) Durch dm Wider» spruch zwischen der Enge ihrer Existenz und dem weiten Horizont, den ihr der freie Verkehr bot, wurde dieses Bedürfniß hervorgerufen. Die Frau braucht Bildung zu ihrer Beruhigung und zur Gegenwirkung. Sie will nicht das Leben (außer wenn sie(es verkennt), sondern nur eine Anschauung des Lebens, und zwar eine möglichst vollständige, aber auch animalisch mohthuende An» schauung, die das Thier in ihr nicht verletzt, nicht beschwert und nicht beun- ruhigt, sondern auf sich zurückweist. Daher ihre Neigung für das Theater, für Literatur, daher ihre Neugier und das so viel beklagte heftigere Schwingen ihrer „Phantasie" (die man jetzt durch Vermehrung der Mathematikstunden in der Schule an der Wurzel zu treffen gedenkt). Was man dem Bildung« bedürfniß der befreiten Frau bot, war vielleicht meist zu flach, zu künstlich und süß zubereitet, aber doch nicht gänzlich verfehlt. Rechnet man dazu, was die Frau selbst that, wie die psychische Gebundenheit, die jede Frau von starkem Instinkt unbewußt sucbt (um so tiefer je freier ihre Stellung ist), eine weiter gespannte, feinere und auch strengere Form von Sitte, Schicklich» keit, Geschmack und Pflicht ausbildete, so muß man mindestens zugeben, daß es wundervolle Ansätze zu einer Frauenkultur gab. Aber die wurden bald überwuchert; die Freiheit wuchs zu üppig. Nachdem aus der Frau die Dame geworden war, wurde aus der Dame die Mondaine, aus der Mondaine die Similimondaine, ein sehr unglücklicher Typ, der jetzt die weiteste Verbreitung hat und bei dem eine Gesellschaft nicht bestehen kann. Einen anderen Weg suchte in der Nachahmung des Mannes die Berufsfrau. In beiden Typen ist die Bildung verfehlt. Man wird in der Frage der Frauenbildung jetzt bald wieder am Ansang stehen. Was der Frau nöthig märe, ist eine besonders gebundene und intime Erziehung mit dem Schwerpunkt im Haus, eine Unzahl bedeutsamer Konventionen, eine primitive Feinheit der Bildung, die von den

Wissenschaften nur das Tiefst»Persönliche, vom Leben nicht einen Theilkatalog, sondern die richtige Idee und einen Grundriß giebt, dazu eine Gefahrenlehre de» Lebens, nicht nur eine moralische, sondern auch eine intellektuelle, Alles ausgesucht, erprobt, rafsinirt und durch möglichst leibliche Methoden aus die unschädlichste Weise überliefert. Vor Allem aber eine richtige Einschätzung der Schule. Die Natur läßt den Menschen nicht deshalb so langsam reifen, um Gelegenheit zu geben, aus ihm für Lebenszeit ein gebildetes Kind zu machen. Für die erste Hälfte des Lebens ist Frische das Haupterforderniß; Bildung» bedürfniß und Bildungmöglichkeit kommen später. Zueist märe also auch Autorität und Unterordnung unerläßlich; aber freilich: nie gehorcht ein Erwach» smer einzelnen Menschen, sondern immer nur einer geschlossenen, einigen Kultur. Man geht andere Wege. Die neue Frauenpolitik in Teutschland sorgt für die beiden anderen Typen. Das Lyzeum ist nur scheinbar eine Antwort auf die Frauenbildungfrage; und ist jetzt kaum noch lebenk fähig. Der Inhalt der neuen Rädchenschulordnung ist vielmehr kurz der: die Bedingungen für die Phyfis werden schlechter; die Möglichkeit einer spezifisch weiblichen Bildung und Kultur wird uns genommen; die Frauenerziehung nähert sich der mann» lichen Ausbildung, Man muß es genau ansehen. Aus der Erschließung der akademischen Berufe für Frauen folgt die Vermännlichung ihrer Bildung un> vermeidlich; und nicht nur für Frauen, die wirklich studiren wollen, sondern für alle. Die höhere Mädchenschule muß jetzt der Studienanstalt nacheisern. Auch wenn Beide nicht dm gemeinsamen Unterbau hätten, so würde doch die Vorbereitunganstalt als die strengere und anspruchsvollere die Bilbunganstalt beeinflussen. Jede Mutter wird jetzt geneigt sein, sür ihre Tochter die Studien» anstatt zu wählen, als einen Entoutcas, da bekanntlich für ein Mädchen fast immer zweifelhaftes Wetter ist. Da eine solche Bevorzugung der Studien- anstalt nicht erwünscht ist, muß die Höhere Mädchenschule konkurrenzfähig ausgestattet werden, so daß sie von der Studienanstalt abzieht. Geschieht Das nicht, so sinkt sie zu einer Anstalt zweiten Ranges herab. Kommt sie aber in ihren Ansprüchen an Zeit, Kosten und Begabung der Studienanstalt un» gefähr gleich, so behält sie immer noch den Nachtheil, daß sie zu nichts be» rechtigt. Was mit ihr auch geschehen mag: sie bleibt im Schatten der Studien» anstatt. Die Bestimmungen wollen, daß sie nicht resignire, sondern den Kampf aufnehme. Die Ausbildungzeit für Mädchen soll aus zwölf Jahre verlängert werden; deshalb bekommt die Mädchenschule einen verführerischen Aufsatz: das Lyzeum. Dieses Lyzeum ist ein Ding ohne entschiedenen Charakter: Frauen» schule, wissenschaftliche Fortbildungschule, Bildungsklub. Seine Hauptaufgabe ist die „Einführung in den Pftichtenkreis des häuslichen wie des weiteren Ge« meinschaftlebens, in die Elemente der Kindererziehung und Kinderpflege, in Hauswirthschaft, Gesundheitlehre, Wohlfahrtkunde und in die Gebiete der

Barmherzigkeit und Nächstenliebe." Darunter sind Fächer, die in die Volks»
schule gehören, andere, die ins HauS gehören und nirgends schwerer zu be»
handeln sind als in der Schule, deren HauSwirthschaftunteriicht immer nur
ein kümmerlicher Rothbehelf sein kann. Manches liehe sich roohl auch aus»
reichend schon durch ein Abonnement auf die „Woche" ersetzen. Diese Frauen»
schulklassen hätten Berechtigung für Mädchen, die nach der Entlassung vom
Lyzeum in uncivilifirte Gegmden verschickt werden sollten, wo es keine Groß«
und Schmiegermütter, keine Erfahrung und Tradition giebt, keine Literatur,
keine Zeitschristen, keine Nachschlagewerke, keine Vereine und Auskunftstellen,
keine Aerzte und keine Anwälte und keinen Menschen, der schnell auf richtige
Fragen richtige Antworten giebt. Das Lyzeum hat nebenbei noch „Wissenschaft«
liche" Fortbildungsklassen. Es hat dazu einen Kindergarten, dessen Pflege
sogar obligatorisch ist. (Dieses absichtoolle Vorwegnehmen von Dingen, die
noch nicht da sind, ist nicht gerade vom besten Geschmack und auch ein Wenig
lächerlich.) Das Lyzeum bietet Vorträge von „Dozenten, die nicht dem Lehr»
korper angehören"; dabei ist „Gelegenheit z^ Referaten und Besprechungen
zu geben. Etwaige Referate sind den Schülerinnen nicht aufzugeben, sondern
zur Wahl zu stellen." Ueberhaupt „wird eine freiere Lehr» und Lernmeise
Platz greifen können". Und auf manches Andere noch sollen sich die Lyzem
einrichten, um den jungen Mädchen „Ziele zu stecken. Streben und Kraft»
Übungen bei ihnen anzuspornen". Aber genug. Dieses Nothprodukt mit der
Signatur „Hausbacken und Phantastisch" soll der Studienanstalt das Gleich»
gewicht halten. Das wird es nicht leisten; denn dieses ganze Programm, das
anziehen soll, enthält doch kein einziges wirkliches Zugstück, Diese Toilette
aus Gelegenheitkäufen wird noch genug Ironie und Mitleid auf sich herab»
ziehen. „Nach diesem Erlaß sehe ich dcn Ansturm auf die Studienanstalten
voraus," schrieb der Direktor eines Mädchengymnasiums. Den Ansturm auf
die Lyzeen mird so leicht Niemand voraussehen. Wie sich das Lyzeum ent«
wickeln mird, ist nicht sehr schmer vorauszusagen. Wie es in den „Bestimmungen"
entworfen ist, kann es nicht lange bleiben; es wird sich enger an die Mädchen»
schule anschließen, solider werden, sich eine Berechtigung zu bestimmten Studien»
fächern erkämpfen, bis es sich schließlich von der Studienanstalt nicht mehr
allzu sehr unterscheidet. So muß es werden unter dem Druck der Studien-
anstalt. Dieser Druck setzt sich aber noch weiter fort. Dem schon so schmer
von der Studienanstalt bedrängten Lyzeum droht noch von anderer Seite Ab»
bruch. Es soll im Allgemeinen aus praktischen Gründen mit einem Seminar für
Höhere Lehrerinnen verbunden meiden. Nun würde die Wahl zwischen zwei
Jahren Lyzeum und drei Jahren Seminar meist zu Ungunsten des Lyzeums
ausfallen. Die Ausbildung zur Lehrerin ist daher erschwert worden; statt drei
Jahre dauert sie jetzt vier Jahre, statt eines Examens sind zwei nöthig. (Die

«Xe Zukunft.
Bestimmungen stellen diese Erschwerung als eine Erleichterung hin: bei gleichem Ziel und Verlängerung von drei auf vier Jahre seien für jedes Jahr jetzt nur drei Viertel des Früheren zu leisten. Das sei nothmendig, weil die bis» herige Intensität sich als gesundhcitschädigend erwiesen hat. Man könnte wissen, daß Das nur eine reine Rechnung ist. Die Intensität bleibt, weil das Ziel keine mathematische Größe ist, die Dauer wird länger, der Examensdruck ver» doppelt.) So wirkt die Studienanstalt auf die Mädchenschule und durch sie auf das Seminar. Nach der Studienanstalt muß sich Alles orientiren: der gemeinsame Unterbau sowohl wie Alles, was neben ihr gebaut wird; sie ist die dominirende Anstalt. Das ist es, was verständige Leute immer befürchtet haben, was die neuen Bestimmungen bestätigen: die Studienanftalt ist zu stark; sie wirft die ganze Frauenbildung über den Haufen. Daraus wurde immer mit Hoffnungen geantwortet oder mit Lachen. Nun ist es so weit. Bisher war die Frauenbildung auf Die berechnet, die sich verheirathen, und die Berufsfrauen trugen den Schaden (der darin bestand, daß sie den männ- lichen Kollegen nicht ganz gleichberechtigt und einige Berufe ihnen verschloffcn waren). Jetzt ist die Frauenbildung nach den Berufsfrauen orientirt und die Mütter und Frauen tragen den Schaden. Das ist die Reform.
Will man beurtheilen, was aus der Studienanstalt wird, so muß man seine männliche Parallele, das Gymnasium, ansehen. Da auch für dieses Reformen bevorstehen, so istS richtig, den Werth der Studienanftalt nicht nach Dem zu beurtheilen, was das Gymnasium jetzt ist, sondern nach dem Charakter, den es in Zukunft haben wird. Das Gymnasium steht schon jetzt unter einem viel stärkeren Druck als die bisherige Höhere Töchterschule. Dieser Druck ist nicht willkürlich, sondern wird ausgeübt durch die Anforderungen des Beruf» lebens, zu dem das Gymnasium vorbereitet. Ein Beruf ist heute so kom- plizirt, setzt so viele Kenntnisse, so viel Berufstechnik, so viel Drill, Entsagung und Gehorsam voraus, daß ein Gymnasium unmöglich eine Stätte der Freude sein kann. Die Bestrebungen zur Humanifirung des Gymnasiums scheinen nicht sehr aussichtreich. Unsere Civilisation beruht auf dem Emst und Nach» druck, mit dem die männliche Jugend in sie hineingepreßt wird. Die Jugend büßt die Fortschritte der Erwachsenen. Davon kann sie Niemand freisprechen. Man wirft dem Gymnasium vor, daß es Sklaven erziehe. Aber unsere Civi» lisation beruht ja auf Sklavendienst, Staat, Heer, Industrie, Wissenschaft fordern Sklaven, selbständige Sklaven natürlich; selbständig wie em Pfeil, der zmanzigmal um die Ecke fliegt, selbständig in Bezug auf ein Ziel, nicht auf einen persönlichen Willen. Das trifft im modernen Betrieb nie zusammen; da giebts kein Ziel, das man wollen könnte. Dazu ist Alles zu komplizirt. Wenn in Südwest, mitten im Nahfeuer, plötzlich ein Lieutenant in seiner ganzen Gardeducorpslänge aufspringt, um einem nach Waffer ächzenden Blessirten

eine Erleichterung zu bringen („Armer Kerl, wenn Dir Niemand hilft, will ich Dir helfen!"), und natürlich im nächsten Augenblick fallt, so starb er als Ritter, als Mensch, selbständig nach alter Art, aber er siel reglementroidrig, unmodern. Das Reglement fordert: im wirksamen feindlichen Feuer hoben die Offiziere so weit Deckung zu suchen, wie eS mit der erforderlichen Ueberficht vereinbar ist. So ist es überall. Der Zweck, das Ziel, der Erfolg ist der bestimmende Herr, nicht der Mensch, der ein armes, gefügiges Instrument ist. Er soll, was aus dem Blut aufsteigt, abwürgen, die besten Gefühle hinunterschlucken. Die stören. Er soll seine Nerven beherrschen uns besonders die groge Sünde fürchten: die Fahrlässigkeit. Das ist das System. Sieht man es im Ganzen an, so imponirt es; sieht man die einzelnen Menschen, so ists jämmerlich. In dieses System gehört das Gymnasium. Man komme aus dieser Anstalt mit gebrochenen Knochen heraus, höchst polirt, mit einer Gut» müthigkeit der Einficht und einer Universalität des Willens, dabei roh von Begriffen, mit verwisHter Physiognomie und im Ganzen übel zugerichtet: Das hören mir nun alle Tage und qlauben es aufs Wort. Nun möchten mir hören, wie man es ändern kann, da diese Zurichtung doch augenscheinlich nützlich und nothroendig ist, auf ihr die fernere Brauchbarkeit im modernen System beruht und ohne diese Vorschule des Lebens das System krachen würde. Hundert Jahre habe ras Erziehungsystem unser Leben verwüstet. Zugegeben; aber in diesen hundert Jahren hat sich auf diesem System das System des modernen Lebens aufgebaut, so daß jetzt Deutschlands Größe und Krast (ja, vielleicht leine Existenz und Zukunft) auf Dem beruht, was wir am Meisten oerachten. Wenn in kleineren Ländern, wo es patriarchalischer und behäbiger zugeht, die Schule humaner ist und sein darf, so kann uns Das nicht helfen Deutschland ist kein idyllisches Land, sondern ein Hochdruckkessel, ein einziger Groß» und ?chnellbetrieb, wo in heftigster Konkurrenz dreiundsechzig Millionen arbeiten, zusammengedrängt und von allen Seiten umdrängt; ist das modernste und ernsteste Land, in dem mit der Intensität des Amerikaners und der Ausdauer des Kuli gearbeitet wird. Diese deutsche Stimmung, die Jeden erfaßt, der Berufsarbeit leistet, die auch allmählich in die entlegensten Provinzen dringt, mag selbst für die Männer nach und nach unerträglich «erden. Aber an den Ketten schütteln macht noch nicht frei. Wie sollen wir glauben, daß sich für sie die Verhältnisse bessern, wenn mir sehen, daß die Kräfte der Entwickelunz so stark sind, daß sie jetzt auch die Frauen in das System ziehen! Nein: da das öffentliche Leben sich noch unaufhörlich komplizirt, die Betriebe sich differenziren, das Berufsleben also seine Ansprüche steigert und bestimmter stellt, so ist vielmehr zu erwarten, daß die Praxis sich noch mehr Einfluß auf die Schule sichern wird. In Unterricht und Erziehung wird daS Gymnasium noch mehr aufhören, Bildunganstalt zu sein, und den Rest seiner Vornehm»

heit verlieren. Die Angreifer werden mohl durchsetzen, daß der Unterrichts» stoff reicher und modemer wird, und die Vertheidiger werden den Erziehung» drill halten. Und wenn sich der Rauch verzogen hat, ist die einzige Partei, die verloren hat, die Jugend: sie wird, statt klassisch und ideal, modern und real gebildet werden; denn siegen muß, was am Besten in das System unserer Lebensart paßt. Solche Revolutionen und Reformen pflegen ja ganz anders zu enden, als sie angefangen und ihre Autoren gedacht haben. Wenn eine Bewegung breiter wird, tritt die berüchtigte Frontverschiebung ein. Man kennt Das aus der Geschichte. Auch in der Frauenbewegung mar es so: mit Bildungfreiheit fängt es an, mit Berufszmang hört es auf Während Alles los ist, ist auch immer der Teufel los, den vorher zu binden man immer ver» gißt und der die Lockerheit und Vnwirrung, die Erschütterung der Tradition dann schon für sich auszunutzen weiß. Das ist ausnahmelose Regel, Deshalb ist mit einigem Recht zu vermuthen, daß der Kampf um die Befreiung des Gymnasiums auf einen neuen Zwang hinauslaufen wird. I^ori sonola«, ssä vita« ckisoeiMim: wirklich eine Vertrauen erweckende Parole,

Bei dieser aussichtreichen Lage giebt man nun also die spezifische Frauen-bildung auf und acceptirt die männliche. Man ist des Idylls müde und will ins Getriebe. Das Getriebe wird unbarmherziger. Wir haben dafür gesorgt, daß unsere Töchter hineinkommen. Es ist zu vermuthen, daß sie diese Ent» Wickelung anders bemtheilen werden als die Zukunftfrohen, die schon die Dank» barkeit der kommenden Generation ganz in Beschlag genommen haben. Auch Mädchen, die schließlich nicht ins Getriebe kommmen, find wenigstens in der Jugend an bis moderne Arbeitsystem angeschlossen. Die Liberalität und men» schenfreundliche Jndulgenz ist aus der Höheren Mädchenschule entfernt. Bildung? Die schule ist an sich schon wmig geeignet, Bildung zu vermitteln. Man lernt in ihr falsch antworten, bevor man die Fähigkeit hat, richtig zu fragen; mehr als oberflächlich lernen kann man erst, wenn man genau weiß, was man wissen will; und zur Reife kann nur erlebte Bildung beitragen. Wer nach dieser Reform noch meint, es handle sich um Bildung, wenn die Schule um sich frißt, Dem ist nicht zu helfen.

Etwas Echtes für die Einzelne ist nicht gewonnen; eher die Möglich-keit eines solchen Gewinnes verkürzt. Wie aber steht es um die sozialen Wirk» ungen der neuen Ordnung? Die werden in den „Bestimmungen" in einigen sehr beachtensroerthen Sätzen gestreift. „Die rasche Entmickelung unserer Kultur und die damit gegebene Verschiebung der Gesellschaft», Erwerbs» und Bildung» Verhältnisse der Gegenwart haben es mit sich gebracht, daß gerade in den mitt» leren und höheren Ständen viele Mädchen unversorgt bleidm und viele für die Gesammtheit werthvolle Frauenkraft brich liegt. Der Ueberschuß der weil» lichen über die männliche Bevölkerung und die zunehmende Ehelosigkeit der

Männer in den höheren Ständen zwingen einen größeren Prozentsatz der Mädchen gebildeter Kreise zum Verzicht auf ihren natürlichen Beruf als Gattin und Mutter" Diese Sätze sind (bis auf eine Ungenauigkeit) richtig. Man hätte vielleicht deutlicher sprechen können und die Kultur mit dem ominösen Symptom „zunehmende Ehelosigkeit" als Niedergang oder soziale Krankheit be» zeichnen sollen. Einerlei: rvenn man sie nur heilt. Was will die Regirung also thun, um die Zahl der brachliegenden Frauen zu verringern? „Ihnen sind die Wege zu einem ihrer Erziehung angemessenen Beruf zu bahnen, bei den meisten auch zwecks Erwerbung der nöthigen Mittel zum Lebensunterhalt, nicht allein in der Oberlehrerinnenlaufbahn, sondern auch in anderen auf Universitätstudien begründeten Lebensstellungen, so weit sie für Frauen in Be» iracht kommen." Also Das ist mit der brachliegenden Frauenkraft gemeint! Die mirthschaftlichen, psychologischen und politischen Ursachen der Ehelosigkeit werden gar nicht untersucht, geschweige denn bekämpft. Im Gegentheil: die Ehelosigkeit wird begünstigt; man richtet sich gründlich auf sie ein. In anderen Ländern nennt man diese Tendenz Raffenselbstmord (nennt sie so und scheut die Arzenei). Bei uns denkt man noch gemüthlicher über sie und bemüht sich, sie zu unterstützen. Warum? Sind die „mittleren und höheren Stände" merth, daß sie aussterben? Weshalb will man vor den Kurzköpfen das Feld räumen? Man wird nicht bestreiten wollen, daß durch die Bildungreform die Ehelosigkeit zunehmen wird, daß zur Abneigung der Männer gegen die Ehe noch die Abneigung der Mädchen treten wird. Solcher Zusammenhang zwischen Bildung, Berufsmöglichkeit und Ehescheu besteht nun einmal. Man wendet ein, nur Wmige würden das Ziel erreichen, nämlich nur die Klügsten, Besten und Gesundesten. Von dieser herrlichen Selektion spricht man wie von dem Natürlichsten und Richtigsten. Die Gesundesten und Klügsten unterrichten, heilen und besorgen die Kinder der Nervösen und Schwachen. Ein gesegneter Zustand. „Unsinn, Du siegst, und ich muß untergehn!" Wer zwei Töchter hat, läßt die stärkere zum Beruf erziehen, die schwächere zur Ehe verbilden. Und wer das Berufsziel nicht erreicht, wird sich wenigstens bis an die Grenze seiner Leistungsähigkeit strapaziren, bevor er es aufgiebt Eine mörderische Auslese. Rücksicht auf die weibliche Natur wird theoretisch empfohlen Ja, man wird Rücksicht nehmen, wenn sich zeigt, daß man eher hätte Rücksicht nehmen sollen. Dieses Phänomen „Rückficht" ist jeder Frau bekannt. Vorficht wäre besser. Wenn neuere Untersuchungen sich bestätigen, daß Begabungen sich m der weiblichen Linie vererben (über die Tochter, wo sie latent bleiben, auf dm Enkel, wie es bei krankhaften Anomalien, die besser beobachtet sind, sicher ist), so würden die Töchter der Gebildeten das kulturell merthvollste Material darstellen, das man jetzt nicht nur ungenügend vermerthet, sonoem durch falsche Bildung ruinirt, um dann das Beste gewaltsam auszunutzen, als Zins zu ver-

brauchen und nur das an Werth Aermere als Kapital stehen zu lassen. Und Das roill man rechtfertigen mit den „Anforderungen der Zeit"? Denen gerecht zu meiden, ist freilich leichter und amüsanter und plausibler, als für eine gesunde Zukunft zu sorgen. In den akademischen Berufen wachse das Bedürfniß nach Intelligenzen. Ja, weil die Dummköpfe sich leichter und stärker vermehren. Aber dieses Mißverhältnis! wird nur noch stärker, wenn die Frauen der befähigten Stände direkt herangezogen werden, dem Bedürfniß abzuhelfen. Je mehr man Das thut, desto mehr sterben die Intelligenzen aus.

Diese ganze Reform lenkt ad vom Nothmenoigen; sie verkennt völlig die Richtung zu gesunden Zuständen. Sie geht der schwereren Aufgabe aus dem Wege und ist Regirung nach dem Prinzip vom kleinsten Kraftmaß. Die nüchternen Bedingungen der Frauenberufsfrage sind doch diese: Für Frauen» berufe steht nur geringeres Material zur Verfügung, soll nach sozialer Wünsch» barkeit nichts Anderes zur Verfügung stehen. Denn daß die besten Frauen nicht für die Generation brachliegen, dafür müssen mir sorgen. Das ist der Hauptsatz der Politik, der religiöse Sitz, der feste Punkt, um den sich Alles drehm muß. Danach müsfen die Frauenberufe eingerichtet werden und nicht so, daß sie die besten Kräfte dem Hauptzweck entziehen. Für die Frauenberufe find also ganz andere, ganz entgegengesetzte Bedingungen vorhanden als für die Männerberufe, die auf Ausmahl und Förderung der Tüchtigsten beruhen. Deshalb müssen Männer» und Flauenberufe getrennt werden, nach Ausbildung, Verwerthung und Bemerthung. Für Frauen sins solche Berufe zu wählen, in denen es nicht darauf ankommt, in denen nicht mit Hochspannung ge» arbeitet zu werben braucht, ja, wo sie (wie in der Madchenerziehung), sog« schädlich ist. Ferner sind solche Berufe erwünscht, die eine Ausbildung „für alle Fälle" ermöglichen, die nicht anspruchsvoll sind und deren Vorbereitungen sich auch noch von der Mutter verwerthen lassen. So sieht der gesunde Gedanken» gang aus. Auf ihm müßte gebaut werden; und darauf läßt sich bauen. Aber dieser Gedankengang ist nicbt sehr verführerisch, nicht glänzend: deshalb kehrt man ihn gerade um. Man fängt mit einer Forderung an, mit der romantischen, extremen Forderung von gleicher Bildung und beruflicher Gleichberechtigung. Das ist keine solide Wirthschaft. die fick, statt auf dem Gegebenen, auf dem Wünschbaren aufbaut. Das ist wieder romantische Politik. Einer Aspiration wegen wird das Schlicht-Nothwenvige, Gesunde vernachlässigt.

Rechnet man zu den unersetzbaren Verlusten der Raffe an Gesundheit und Kulturwerthen noch die Abnahme an Polarität der Geschlechter, die Ent» werthung Dessen, was dem modernen Leben noch einen Rest von Behaglich-keit und der unentbehrlichen Ruhe gab, der Familie, dazu die Wahrscheinlich» keit, daß die Ehelosigkeit auch nach unten übergreift, wenn sie oben so kul-tivirt wird, dann kann man schwer den Muth begreifen, der diese Reform vom

sozialen Gesichtspunkt aus vertheidigen mill. Freilich: die Jnkubationzeit für so»
ziale Krankheiten erstreckt sich auf Jahrzehnte. N cht, rvie unsere Generation
diese Schwächung erträgt, ift für die Beurtheilung maßgebend; sie ist ja noch
unter gesunderen Bedingungm erwachsen. Aber wie soll man sich die Fort«
setzung denken, wie die Ausgestaltung der Doppelbemfsehe, die doch schließlich
dann nothwendig wird, die Ehe ohne Herd, die keine Ehe mehr ist, die Ver>
staatlichung des Kindes, die jetzt schon hübsche Fortschritte Macht, und was
dann weiter die „rasche Entwickelung unserer Kultur" fordern wird? Wenn
Alles schief gestellt ist, ift es dann möglich, zu leben? Dann kommen die Pre-
diger des Todes: „Wozu gebären? Man gebiert nur Unglückliche."

Ein hochherziges Geschenk der Regirung an die Nation hat man die
Reform genannt. Mit lautem und mit verhaltenem Jubel ist sie begrüßt mor >
den, von Fachleuten und Frauen: die Flucht einer vierzigjährigen Agitation
und einer vierzigtägigen Salonprovaganda.

Fachleute find nur scheinbar die berufenen Führer auf diesem Gebiet.
Sollten die Schulmänner den Satz anerkennen, der für die gesunde Mädchen-
bildung gilt: Ein Minimum ist zu erstreben, so mühten sie sich erst das Herz
im Leibe umkehren. Eine solche Situation kommt auch auf anderen Gebieten
vor. Wenn, zum Beispiel, die Lage eines Staates die Vorbereitung eines de>
fenfio zu führenden Krieges verlangte (etwa zur See): würde man da von
Fachleuten erwarten dürfen, datz sie plötzlich ihre Gesinnungen umkehrten und
vergäßen, daß die Offensive die Seele des Krieges ift? Over mühte man nicht
vielmehr erwarten, daß sie jedes Opfer foroerten, um eine zur Offensive ge-
nügende Vorbereitung durchzusetzen? Jedenfalls müßte man nach der Aus»
nähme suchen und würde nicht einmal gern suchen. Eben so geht es den Bildung >
fachleuten. Die können nicht Prinzipien amrkennen, die ihr Fach zu entmerthen
scheinen. Sie leben von dem Glauben an die Wichtigkeit ihrer Arbeit. Sie
kämpfen auch für sich; je mehr sie mit den ihnen anvertrauten Kindern leisten
dürfen, desto mehr steigt ihr Ansehen. Maßhalten ist für den Fachmann auch
sonst das Schwerste. Bei seiner Einseitigkeit vermißt er immer nur und fordert.

Auch von den Berufsfrauen und Rechtlerinnen kann man nicht er-
warten, daß sie die Interessen der Allgemeinheit mahrnehmen. Jeder, der
weiß, wie schwer und selbst aufreibend es ist, gegen sein eigenes Interesse zu
denken, wird es ihnen nicht einmal wünschen. Die Rechtlerinnen müssen so
denken, wie sie denken: sie sagen, was sie tröstet. Ihre Stellung fordert, daß
sie Schief Senkrecht nennen. Diese Krankheit ist zu ihrer Gesundheit erfor-
derlich. Mit ihr können sie hundert Jahre alt werden. Wie groß würde ihre
Traurigkeit sein, wenn sie nicht mehr auf Ernsthaftes mit „Heiterkeit" ant>
morten könnten! Was bliebe ihnen übrig, wenn sie sich nicht mehr als geistige
Mütter einer neuen Zeit fühlm würden oder als Rächerinnen ihres Ge>

schlechtes! Wenn sie sehend würden, könnten sie nur klagen: „So lang die Rache meinen Geist besaß, empfand ich nicht die Oede meiner Wohnung," Aber die Regirung? Warum giebt die Regirung ihren Standpunkt auf? Sie weiß sehr wohl, daß die Mädchenschulreform ein bedenklicher Schritt ist. Sie hat sich Jahre lang dagegen gesträubt; und mit den besten Gründen. Sie braucht auch nicht die Lächerlichkeit zu fürchten, wenn sie das Allgemein» interefse wahrnimmt. Sie ist als berechtigter Racker und nothmendiges Uebel anerkannt, kann niemals hoffen, beliebt zu sein, und braucht nicht danach zu streben. Jeder weiß, daß lihre Funktion ist, SpezialWünsche zu kürzen. Von ihr muß Unangenehmes kommen; und es darf ihr nicht angerechnet werden. Trotzdem hatte der Gedanke an die Existenz unter solcher Regirung etwas Tröstendes. Es ist nicht mehr so; es mar so. Die Regirung ist nicht mehr das Gemissen der Nation, sondern der zusammengefaßte Wille des Volkes. Damit ist sie etwas ganz Anderes, etwas ganz Neues geworden. Die Or< ganisation xeder Masse hat folgende Konsequenzen: Leidenschaft, Begier, Ge- fräßigkeit potenziren sich ins Ungeheure, das Gehirn bleibt so groß wie das eines Einzelnen und vom Gewissen bleiben Rudimente. Unter solchen Sauriem lebt man. Diese Monstra bringen ihre Repräsentanten in Front: die Herrm, die fähig find, ein Massenbemußtsein bei sich unterzubringen und wirksam zu machen. Allmählich wird nun das ganze Volk ein einziger Saurier und die Regirung sein Repräsentant. Das geht jetzt vor sich. Man nennt das Demo- kratiftrung; und es bedeutet: der Wille wird organisirt, das Gewissen aber nicht. Die Politik wird monströs, mild ausgedrückt: romantisch. An die Stelle der leisen Stimme, die warnend widerräth, an die Stelle der Ehrfurcht vor ewig> gestrigen und ewig-zukünftigen Realitäten, an die Stelle des Instinktes, der dem grenzenlosen Wollen von der Schönheit eines entschiedenen und wohl- beschränkten Gebildes singt, tritt ein wüstes Vertrauen auf die Zukunft, eine brutale Bejahung der Entmickelung und ein unbedenkliches Strebm nach Wachs» thum. Man lehnt die Verantwortung ab. Man hat keine Idee mehr von einem richtig gehenden Menschen; man hat keine Idee mehr von einem richtig gehen- den Deutschland. Und in anderen Ländern ist es nicht viel besser. Aus dieser Stimmung ist die neue Frauenpolitik zu verstehen. Aber hier, wo schließlich über Sein oder Nichtsein entschieden wird, zeigt sich erschreckend das Fehlen des Verantmortungfinnes. Hier auch könnte man zur Besinnung kommen und einsehen, wohin die Fahrt geht. Selbst die Pferde am Göpelmerk bleiben ja stehen, wenn der Pivot zu tanzen beginnt.

Diese Frauenpolitik kann unmöglich mehr als eine Episode sein. Der Geschmack an Gesundem und die Tugend, sich herzhaft mit dem Nothmen- digen absinken zu können, kann nicht schon abgestorben sein. Wir sind noch zu jung und zu srisch, um so schändlich niederzugehen oder so glänzend zu ver-

faulen. Auch mir Frauen sind einer besseren Regirung roerth. Aber man muß ganz anders denken lernen. Mittel und Wege, wie die Frauen den Anfor» derunzen der Zeit entsprechen können? Das ist durchaus schief gedacht. Nicht, m-e wir der Zeit, sondern, wie die Zeit den Forderungen der Frau entsprechen kann (die im Grunde emig die Selben bleiben): dazu müssen Mittel und Wege gesucht werden. Die Natur will uns eigensinnig und nicht entwickelung» fähig. Darum sind mir der feste Punkt. Um uns dreht sich die Menschen» geschichte. Und wenn sie sich nicht mehr um uns dreht, dann hört sie eben auf, sich zu drehen. Nicht die mannermordenden Kriege entscheiden auf die Dauer über das Schicksal eines Volkes, sondern seine Frauenpolitik. Eine Po- litik, die nicht mehr erlaubte, in Frauenfragen konservativ zu sein, ist'damit verurtheilt. Und ein Staat, der hierin Fehler macht, gleicht dem Ungeheuer Katablepas, das seine eigenen Füße friht.

Charlottenburg, Lucia Dora Frost.

In einigen Staaten ist in Folge der erlebten heftigen Bewegungen fast in allen Richtungen eine gewisse Uebeltreibung im Unterrichtswesen eingetreten, dessen Schäd- lichkeit in der Folge allgemeiner wird eingesehen werden, aber jetzt schon von tüchtigen, redlichen Vorstehern vollkommen anerkannt ist. Treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß sie Dasjenige, was sie amt-und vorschriftmäßig lehren undüber- liefern müssen, für unnütz und schädlich halten. (Goethe.!

Die Häufung der Unterrichtsstunden entfernt allen Frohsinn, allen Schwung der Phantasie, alle Freiheit des Willens, alles Nachdenken über den Gegenstand des Uuter> richis selbst. Bald bildet man trüge, schlaffe Wesen, ohne geistige Beweglichkeit selbst im praktischen Leben, bald sprengt der zurückgehaltene Freiheitfinn alle Fesseln und auf zu großen Zwang folgt eben so große Ungebunderiheit. Jedenfalls hat man den Zustand innerlicher Befriedigung verkümmern lassen, der aus derauf gespannte Aufmerksamkeit folgenden Ruhe entsteht; man hat die liebenswürdigsten Gesühle inthrerunmillkürlichen. natürlichen Aeußerung gestört. (Madame Necker, >

Wer der Ueberzeugung ist, daß die deutsche Schule die schwerste und dringendste Gefahr unserer Kultur darstellt, wer überzeugt ist, daß diese Schraube, die nun seit drei Generationen den Geist unseres Volkes zwingt, nicht mehr weiter angezogen weiden darf, und werdannsieht,daß alle erfolgreichen Reformbemühungen der Fachleute gerade darauf zielen, die Schraube noch fester, noch unbarmherziger anzuziehen. Der wird nicht warten mögen, bis die Fachleute umkehren... Jede energische Ablehnung einer größeren Hineinziehung der deutschen Literatur in den Schulplan macht uns eine wilde Freude. AuS dem selben Grunde, aus dem wir keinen brennenderen Wunsch hegen als den, daß man ein Einsehen haben und die Religion auS derSchule nehmen möchte,— heutelieber als morgen. Aus dem selben Grunde, aus dem es uns überläuft, wenn wir ein püdago» grjches Buch in die Hand bekommen, in dem die deutschen Märchen nach bester Schul» Methode kleingekaut sind. Aus dem selben Grunde, aus dem wir für Alles, was uns lieb und merth ist, flehende Hände ausheben: Thut Alles damit, nur bringt es nicht in die Schule! (Arthur BonuS.)

V

Die Zukunft,
An das Leben.
rüder Ihr vom kebensmahle,
Gästeschwarm im Erdenhaus —
Aufl Gekränzt die goldne Schale!
Vuillt der Becher, schwillt ein Braus:
‚Zst denn der Frühling nicht unser und Euer,
Der durchs Fenster die Arme streckt?
Blüht denn und brennt nicht in schneeweißem Feuer
Schauernd die Scholle, von BluK bedeckt?
Gott ist erstanden I Und Jedem ein neuer
Bsterheiland vom Tode erweckt:
Aufwärts, aus rosenknosvendem Stamme
Zittert die ewige kiebesflamme.
Bald, durch der Nacht traumgoldenes Gleißen
Reifet die Frucht Luch der Erde, das Weib,
wonnig in wehen fühlt Ihr den weißen,
Dürstend entketteten, blutwarmen keib,
pilgert der Ewigkeit — stammelt zum heißen,
Irdischen Augenblick: Bleibe, o bleib I
Die Ihr der Wollust der Erde entstiegen,
Ewig auch Luch wird die Erde besiegen.
Aber gekränzt von Weinlaub und Blüthe,
Freut Luch, Ihr Jünglinge, stolz auf den Tod
Daß mir ein Jeder die Flamme hüte,
Flamme der kiebe durch Nacht und Noth:
Tod ist des Lebens tiefheilige Güte>
Selig besteigt, wer ihn liebte, sein Boot.
Aller Leidenschaft Wirrniß und Segen
War nur ein Stammeln — dem Tode entgegen . ,
Brüder Ihr vom kebensmahle,
Gästeschwarm im Lrdenhaus —
Auf! Serbrecht die irdsche Schale!
Hin! Aus sinkenden, Pokale
Gießt wie Wein die Seele aus,
Wien Hans Müller.

Konsum und Kapital.

z^Mie Schiefische Zeitung brachte in ihrer Siloesternummer einen Artikel über eine Brochure des Direktors der Hamburger Hypothekenbank Or, F. Ben» dixen: „Die Reichssinanzreform ein nationalökonomisches Problem." Das Wesentliche des Inhalts läßt sich in die Satz» zusammcnfafsen: Die bisherige Steuergesetzgebung hat den Konsum zum Nachtheil der Kapitalb.ldung be- günstigt („und möglichst freigelassen" ist eine arge Uebertreidung) und scheut sich vor einer wirksamen Heranziehung des Konsums auf dem Wege der in- direkten Steuern aus „sozialen" Rücksichten, um das individuelle Behagen der minder bemittelten Volksschichten zu schonen. Dagegen muß, als geg,n eine Erschwerung der Kapitalbil»ung, aus volkswirtschaftlichen Gründen prolestirt meroen. Deutschland bedarf wegen seines starken Bevölkerungwachithums mehr als andere Länder der Kapitalbildung, um den Volksüberschuß in Wohnungen und in gewerblichen Betrieben unterzubringen und um die zum The l aus dem Auslände zu beziehenden Nahrungmittel mit den Zirsforderungen gegen das Aueland bezahlen zu können. Daß unsere Kapitalbildung unzulänglich ist, beweist die Gcldtheuerung Statt durch eine sentimentale Steueipolltik die Kapitalbildung zu hemmen, soll man die Steuern vom Konsum nehmen, und zwar von solchen Artikeln des Massenkonsums, deren Verbrauch ohne Schädigung des VolkSmohles eingeschränkt werden kann, also von Tabak, Bier und Branntwein. So weit Bcndixen. Zu dem im letzten Saize empfohlenen Grundsag Bismarcks bekennen sich alle vernünftigen Leute. Würde er ange- nommen, so brauchte man sich nicht mit lleinlichm und schädlichen Plojellen wie der Inseraten» und der Eleltiizitätstcuer zu kompromittnen Ich empfinde das G.gentheil von Hochachtung vor den Abgeordneten, die, wahrscheinlich mehr ous doktrinärer Verbohrlheit und aus Furcht vor den Wählern als auS Sentimentalität, die drei großen Volksgifte kräftig anzupacken sich stiäuben. Ein Gift ist auch das „flüssige Brot", mie verlogene Agitatoren das Bier ge> nannt haben, nicht des Bisch.nS Alkohols wegen, sondern, weil der Stamm» tisch und die Studentenkneipe daran gervöhnen, Magen und Nieren mit un» geheuerlicheu Flüssigkeitmengen zu überladen. Wenn die Reichsbolen ein Herz fürs Volk und einen richtigen Begriff vom Volktmohl hätten, würden sie ihre Sorge einer anderen Flüssigkeit zuwenden. Auf der Milch beruht die Volks« kraft. So lange die Bevölkerung Deutschlands zu drei Vierteln, später noch zu zwei Dritteln aus Bauern und landwirthschaftlichen Arbeitern bestand, wurden die gesammte Jugend weit über das Säuglingsalter hinaus und das Frauenvolk reichlich mit Milch genährt. Seit die städtische und industrielle Bevölkerung die Mehrheit bildet, leidet nicht allein dieser Theil an Milch» mangel, sondern, was zur Veroerblichkeit den Widersinn fügt, in noch höherem

Grade die ärmere ländliche Bevölkerung. Ich habe den Prozeß der „Entmilchung" des Dorfes schon vor vierzig Jahren zu beobachten Gelegenheit gehabt, also in einer Zeit, n>o die Transportvervollkommnung noch weit von ihrer heutigen Höhe entfemt mar und noch keine Molkereigenossenschaften als Pumpe wirkten. Doch wurden damals die Hofeleute noch nicht von dem Unheil betroffen, die, wenigstes bei den vernünftigeren Gutsbesitzern, ihr Deputat zum Theil in Milch bekamen. Bei dem tapfersten aller NegerstSmme, den Zulus, gehörten, als die Engländer mit ihnen in Berührung kamen, die Milchkühe ausschließ» lich der männlichen Jugend, den zukünftigen Kriegern, die täglich zwei- oder dreimal in das Gehege gelassen wurden und sich den Kühen an die Euter legten; darin bestand ihre ganze Nahrung.

Also, wenn die Bierbrauer, die Schnapsbrenner, die Kneipmirthe un5 die Händler mit Stinkkraut gepreßt werden, daß sie quietschen, so werde ich meine herzliche Freude daran haben Aber Bendixens Motivirung ist falsch. Sie beweist, daß trotz aller AufklSrungaibeit der Geldschleier immer noch die volkswirthschaftlichen Vorgänge verbirgt. Nicht „das Kapital", sondern der Konsum, der Konsum allein, setzt die produzirenden Hände in Bewegung. Laßt die SavonarolaS siegen: und alle Industrien, die dem Luxus und dem Kom fort dienen, gehen zu Grunde, der ganze kunstvolle Riesenbau unserer Volks» mirthschaft bricht zusammen. Es ist zwar verzerrende Uebertreibung, aber Ueber» treibung einer Wahrheit, wenn der cynische Mandeville spottet, die häßliche und dumme Mode der Reifröcke habe mehr zur Blüthe der protestantischen Nationen beigetragen als die Reformation, wenigstens habe sie mehr Hände in Bewegung gesetzt, Die Reformation hat den Genug eingeschränkt und zur Arbeit gezwungen; aber mehr Arbeit zu leisten mar nur möglich, wenn mehr konsumirt wurde. So lange die Engländer das einzige Jndustrievolk waren, konnten sie für den Auslandskonsum arbeiten; seit nun alle Kulturvölker in» dustriell geworden sind, kann einem jeden nur noch der heimische Konsum den Absaß sichern und kann der Handel zwischen ihnen der Hauptmaste nach nicht mehr im Austausch von Jnduftrieprodukten gegen Lebensmittel und Rohstoffe oder gegen Geld, sondern nur nech im Austausch von Jnduftriemaann ver- schiedener Qualität gegen einander bestehen. Friedlich List wurde einmal gefragt, woher Bayern das Geld für Eisenbahnen nehmen solle; der große Bolksroirth schrieb zurück: „Ich antworte, daß ich noch an keinem der Kanäle und Schienen» wege, die ich bis jetzt gesehen habe, Silber oder Gold mahrgenommen habe. Man konsumirt dabei nur Lebensmittel, Eisen, Steine, Holz, Kräfte von Men- schen und Thieren. Hat aber Bayern das Alles nicht im Ueberfluß?" Das Kapital in seiner Geldform ist der Rechtsanspruch auf eine bestimmte Güter- menge; das Geld selbst nur das Mittel, den Anspruch zu verwirklichen: das Rad, das die Güter umtreibt, wie es Adam Smith nennt. Seiner Substanz

«ach ist das Kapital die Gesammtheit der Produktionmittel: des Erdbodens, der Düngmittel, der Nutzthiere und Nutzpflanze», der Rohstoffe, der Maschinen und sonstigen Werkzeuge. Der Kapitalist als Unternehmer übt nur die Funktion, die in den Despotien der Despot, in einem naturalmirthschaftlichen Mittelalter der große Grundherr übt: er bringt die zur Produktion, etwa zu einem Straßen» oder Bahnbau oder zur Erzeugung von Kleiderstoffen erforderlichen Werkzeuge, Materialien und Menschen sammt den Nahrungmitteln für sie zu« sammen. Was der Grundherr kraft seines Herrenrechtes mit Zwang thut. Das bewirkt der Kapitalist durch das Versprechen ein» Löhnung, ein Versprechen, das allerdings nur lockt, wenn auch ihm ein Zwang entspricht. Dieser besteht darin, daß die Gesammtheit der Kapitalinhaber den Zugang zum Boden, zu den Werkzeugen, zu den Wohnungen, zu den Lebensmitteln und Kleidern den Bermögenlosen so lange sperrt, bis Diese sich dazu verstehen, für Jene um einen Lohn zu arbeiten. Dessen Geldform erspart dem kapitalistischen Unternehmer die Mühe, die dem Despoten und dem Grundherrn obliegt, für die Behausung, Ernährung und Kleidung seiner Arbeiter zu sorgen. Im Lohn tritt er ihnen einen Theil seines Anspruchs auf die nationale Gütermaffe ab und mit ihrem Gelde können sie sich ihr Naturaleinkommen in beliebiger Weise zusammensetzen, wenn auch die Kleinheit ihrer Rechtsanspruchpartikeln und die Natur der menschlichen Bedürfnisse ihrem Belieben enge Schranken ziehen. Natürlich liegt mir die Thorheit fern, die Rückkehr zur Hörigkeit und zur Naturalmirthschaft oder den Fortschritt zum sozialistischen Zukunftstaate empfehlen zu wollen. Die Vorzüge der Geld» und Kapitalwirthschaft überwiegen ihre Mängel, nicht blos in der Produktion, sondern auch in der Güter» vertheilung. Wie rasch und bequem ist diese heute! Ohne die Vermittelung des Geldes könnten Nordländer gar nicht daran denken, sich an einer Hilfsaktion für die durchs Erdbeben geschädigten Süditaliener zu betheiligen. Aber Natur und Wesen der kapitalistischen und der Geldmirthschast (Beide hangen zusammen, find aber nicht identisch) müssen erkannt werden, weil Unkenntniß zu falschen Maßregeln verleitet. Vor Allem muß erkannt mnden, daß das Kapital zwar ein bei der heutigen Wirthschaftorganisation unentbehrliches Instrument, aber nicht die Triebkraft der Produktion ist; die Triebkraft bleibt in allen Wirthschaftverfafsungen einzig und allein das Bedürfnis), die Möglichkeit der Befriedigung vorausgesetzt, also der Konsum. Nach meiner auf die preußische Statistik gebauten Schätzung (fürs Reich finde ich keine Angaben) beträgt die Zahl der deutschen Steuerpflichtigen, die weniger als 5000 Mark Einkommen haben, sieben bis acht Millionen. Wenn deren Einkommen ohne Erhöhung der Waarenpreise um durchschnittlich tausend Mark erhöht wird, so macht Das siebe« bis acht Milliarden aus. Welcher gewaltige Zuwachs an Triebkraft der Produktion, wenn diese Milliarden in Waaren umgesetzt wer»

den! Natürlich müssen, damit die Produktion im Gange bleibe, unter diesen Waaren auch Produktionmittel sein; aber dafür braucht keine Regirung zu sorgen: Das macht sich ganz von selbst. Der thierische Zustand stumpfsinniger Indianer, die eS zu keiner Viehheerde bringen, weil sie jedes Nutzthier, daS ihnen geschenkt wird, sofort auffressen, kehrt nicht mehr wieder, seit er, falls er überhaupt einmal allgemein gewesen sein sollte, überwunden ist. Vollends in unserer Zeit fehlt eS an nichts weniger als an Kapital. Nie und nirgends hat es seit der Ausbildung der kapitalistischen Wirtschaft an Maschinen und Materialien gefehlt. Vielmehr sehm sich die Kapitalisten gezwungen, mit allem Raffinement der Reklame fortmährend neue und vielfach ganz unsinnige, zum Theil schädliche Bedürfnisse zu wecken, damit ihre Fabriken nicht müßig zu stehen brauchen. Ganz richtig hat am dreizehnten Januar im Riednösterreichi» schen Landtag der Ritter von Lindheim die unbefriedigende Lage des öfter» reichischen Gewerbes auf das dürftige Einkommen, die schwache Konsumkraft der österreichischen Bevölkerung zurückgeführt. Natürlich ist es nicht der Schnaps» und Tabakskonsum, der ein Volk mirthschaftlich hebt, sondern der Konsum guter Nahrung, anstandiger Kleidung und Wohnung und reichlicher Bildung» mittel; aber auch diese richtige Leitung des Konsums ergiebt sich bei Hebung des Einkommens der Unterschichten von selbst, denn es sind die bettelarmen Arbeiter, die ihre schwächliche Maschine mit Alkohol statt mit Milch, Brot und Fleisch heizen. Also nicht an Kapital fehlts, sondern, hier und da wenigstens, noch an der Kaufkraft für die nützlichsten, der gesunden EmShrung und Erholung, dem Kom» fort und der Bildung dienende Waaren; zum Theil deshalb, weil der Kapital» Überfluß, der zurProduktion unnützer und schädlicher Waaren zmingt,den Konsum der Massen mißleitet. Ich will nicht nochmals all das überflüssige Zeug aufzählen, womit mir heute überschwemmt werden, sondern nur an den Verkehrsluxus (Bergbahnen, Automobile), großstädtischen Beleuchtungluxus und Kriegsluxus erinnern. Was wäre die heutige Eisenindustrie ohne die Schiffspanzer und Kanonen? Und doch ist das Bedürsniß, das diese fordert, weiter nichts als eine Psychose. „Uns inalääis nouvells s'sst repavÄu« en Lurops: eil« g, 8äisi nos prinoes et, leur tait sntretsnir un nombre äesoräonns 6« troupss. 1511s s, ses recloudlsmeots, et eile äsvient nooess^irement, oontÄAieuse. <üs,r sitüt iiu'un Zi!t»t, Augmente «e yu'il Appell« ses troupes, les äutres souääin auAinentsnt les leurs, 6e tä?on qu'on ne Augne rien par-Iä yue 1a ruins oommuns." Als Montesquieu Das schrieb, handelte es sich nur um eine Wahnidee der Fürsten; heute ist es eine Bölkerkrankheit. Und zwar ein Wahnsinn, wie er toller nicht gedacht werden kann. Denn er besteht darin, daß jedes unserer Kulturvölker überzeugt ist, mmn es nicht bis an die Zähne gerüstet dastehe, würden eS seine Nachbarn mit Mordwaffen und ZerstSrungwerkzeugen überfallen. Das war die natür»

liche Meinung und Stimmung in Zeiten, wo die Völker noch organisirt« Räuber» banden waren. I^e« ars,r« tsrrsin aut sxpsets,ro annum t,s.m läolls persuarsris, o,uam voosrs Koste« «t, vulnsrs, msrsri. ?iArum <iuin-imm« «t insrs viclstur, suäor« aequirere; quod possis sg,NAuin« pärars.
Aber unsere heutigen Kulturvölker, die aus friedlichen, fleißigen Bauern und Gewerbtreibenden, aus emsigen Kaufleuten, aus Dichtem, Denkern und fein organisirten Künstlern, aus Forschern und Gelehrten bestehen und die auch nicht als millenlose Sklaven von Despoten in den Krieg getrieben werden, können doch nur unter der Einroirkung einer Wahnvorstellung diese Meinung von einander hegen. Also Wahnvorstellungen und ein irregeleiteter Geschmack sind nothroendig, dem Kapital, das mir schon haben, Verwendung zu ver-schaffen. Daß es nicht vollständig gelingt, beweisen die immer miederkehrenden Absatzstockungen. Die von heute würde noch schlimmer sein, wenn nicht die Geldtheuerung, die also heilsam gewirkt hat, industrielle Neugründungen er-schwert und verhindert hatte.
Vorsicht beweist Bendixen, indem er Zinsforderungen ans Ausland für nothmendig erklärt zum Kauf von Rahrungmitteln. Ganz Oberflächliche lassen die aus dem Ausland bezogenen Nahrungmittel mit Jndustrieprodukten be-zahlt werden. Aber womit immer sie bezahlt werden mögen: unsere Ausfuhr kann? nicht sein, weil ja unsere Handelsbilanz, wie die englische, passiv ist. Die Zinsforderungen Werdens schon sein. Doch mag es sich damit verhalten, wie es will: die Hauptsorge einer vernünftigen Politik ist nicht die Beschaffung des Geldes für den Nahrungmitteleinkauf, sondem die Erhaltung deS Gleich-gewichtes zwischen Nahrungmittelprovuktion und Bevölkerung. Mit allen Kräften muß jenem Zustande vorgebeugt werden, der England im Kriegsfall in die Lage einer vom Feinde umschlossenen Stadt versetzen würde. Die Gefahr, ausgehungert zu merdm, ist es denn auch, was die Engländer in eine so nervöse Angst versetzt, so oft sie von einer Flottenverstärkung anderer Staaten ver-nehmen. Das Gleichgewicht nun kann durch Beschränkung der Kinderzeugung, durch Auswanderung und durch Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion aufrecht erhalten werden. Das französische Mittel verabscheuen mir Deutschen. Bisher hat das dritte Mittel einigermaßen geholfen, so daß das zweite noch nicht in größerem Umfang angewendet zu werden brauchte; wenn es nicht vollständig genügt, so ist Das als Stachel für die Landmirthschaft zu weiterer Produktionsteigerung eher nützlich als ein Unglück. Daß es in alle Zukunft genügen wird, glaube ich zwar nicht, aber vorläufig kann der Ertrag der deutschen Landwirthschaft noch weiter gesteigert werden. Vielleicht nicht wesentlich im Getreidebau, sicherlich aber in der Vieh» und Geflügelzucht, im Obst-, Wein- und Gemüsebau. An Vieh, Geflügel, Eiern, Obst beziehen mir ungefähr für 600 Millionen Mark aus dem Ausland. Das kann gespart und vielleicht auch

da Getreidebau noch um Einiges ergiebiger gemacht werden, wenn die Land»
roirthe die erforderliche Zahl von Arbeitern finden und nicht nöthig haben,
ausländische ins Land zu ziehen, die doch auch essen wollen und dann noch
gesparten Lohn mit fortnehmen. Und damit kommen wir zu einem dritten Rechen-
fehler Bendixens.

Auch der kleinste Landwirth braucht und befitzt Kapital; aber daran wird
doch wohl nicht gedacht, wenn sich die Großkapitalisten über einen Steuerdruck
beklagen, der die Kapitalbildung hemme, sondem an die progressive Einkommen-
steuer und die Kapitalsteuer, die ja nur die reichen Leute trifft, und an die Be«
steuerung der Aktiengesellschaften. Mit der Hemmung der Kapitalbildung ist
also nur die Hemmung der Konzentration des Kapitals, und zwar besonders
in der Industrie, gemeint. Nun ist ein gewisser Grad von Konzentration
allerdings nothwendig, well manche moderne Unternehmungen, zum Beispiel:
der Schiffsbau, ein Riesenkapital erfordern und «eil, mögen sich auch die
Einzelunternehmungen mit der Zeit in Aktiengesellschaften verwandeln, gewöhn-
lich ein genialer Einzelunternehmer dazu gehört, eine neue Produktionart in
Gang zu bringen. Aber jeder mohlthätige physikalische wie jeder soziale und
volkswirthschaftliche Prozetz hat sein Optimum, über das hinaus er nicht mehr
mohlthätig, sondern schädlich wirkt. Es ist kein Vortheil für die Gesammt»
heit, wenn das Großkapital zu viele mittlere und kleinere Kapitalien aufsaugt
und den allergrößten Großbetrieb auch in solchen Produktionzmeigen erzwingt,
wo der mittlere und der kleinere durchaus leistungfähig sind. In der doch
wahrhaftig nicht antikapitalistischen Frankfurter Zeitung hieß es bei einem Rück-
blick auf das Wirthschaftjahr 190«: „Schwer hat die Uebermacht der kapital-
starken Großbetriede im letzten Jahr auf den Schwächeren gelastet, noch schmerer
die Uebermacht der großen Kartelle auf den von ihnen Abhängigen." Und
nun die Wirkung dieser Uebermacht auf die Landwirthschaft! Graf Kanitz ist
sonst nicht mein Mann, aber in der Sitzung des Abgeordnetenhauses am drei-
zehnten Januar hatte er Recht mit der Behauptung, daß die zu beklagende
Arbeitlosigkeit nicht vom Mangel an Arbeitgelegenheit, sondern von der falschen
Vertheilung der Arbeiter herrühre. Kein Agrarier verkennt die Wahrheit, daß
die Landwirthschaft nur bei blühender Industrie gedeihen kann. Aber das
Optimum dieser Blüthe ist überschritten, wenn die kapitalstarke Industrie durch
die Verlockung mit hohen Löhnen der Landwirthschaft die nothmendigen Ar»
beitcr entziehen kann. Und während die Landwirthschaft die Leute dauernd
und stetig beschäftigt (denn von Nahrungmitteln wird immer ungefähr die
selbe Quantität gebraucht), zieht die Industrie die Arbeiter, je nach der Kon»
junktur, bald an, bald stoßt sie sie ab. Besonders unstet arbeiten die für
den Export und die Kriegsbedarfsartikel liefernden Industrien. Nun halte man
die volkswirthschaftliche Bedeutung der Exportinduftrie und die der Landwirth-

schuft neben einander! Daß der Auslandhandel, so nützlich und unentbehr»
lich er sein mag, das Volkseinkommen nicht vergrößert, roeil ja seine Bilanz
negativ ist, wurde schon bemerkt; aber den Exporteuren wirft er natürlich
Gewinn ab. Doch kann dieser Gewinn der durchschnittlichen Dividendenhöhe nach
auf höchstens zehn Prozent geschätzt «erden, kann also im Jahr allerhöchsten?
70« Millionen Mark betragen. (Die deutsche Ausfuhr des Jahres 1907 wird
mit 6869 Millionen Mark angegeben.) Dagegen sind die deutsche Getreide-
und Kartoffelernte des genannten Jahres und das oerkaufte Schlachtvieh
9^/, Milliarden Mark merth gewesen; und Das ist nicht blos ein Privatgewinn
der Unternehmer, sonder« es ist substantielles, körperliches Einkommen des
ganzen Volkes, ja, der wesentlichste und unentbehrlichste Bestandtheil dieses
Einkommens und noch lange nicht die ganze Masse dieses Beftanotheiles; denn
da sind noch hinzuzurechnen: das im Haus geschlachtete Vieh, die Milch und
die Molkereiprodukte, Geflügel und Eier, Gemüse, Obst und Wein, Rüben»
zucker, was Alles in Geld zu schätzen (jedenfalls beträgt es mehrere Milliarden)
dem Leser überlassen bleiben mag. (Werden noch die übrigen Bestandtheile
der Urproduktion: Fische, Holz und Mineralien hinzugerechnet, dann bleibt
der Reingeminn, den Privatpersonen im Auslandhandel erzielen, hinter einem
Zwanzigstel Dessen, was die Urproduktion dem ganzen Volk liefert, weit zurück.)
Nun werden diese Gebrauchs» und Genuhgüter zu reichlich drei Fünfteln auf
mittleren und kleinen Landwirthschaften erzeugt, die von der geforderten Schonung
des Kapitals nichts haben würden. Demnach ist es es durchaus keine falsche
Politik, mmn der Mafsenkonsum mehr geschont wird als die Kapitalskonzen»
tration. Wie diese wirkt, sehen wir am Deutlichsten in den Vereinigten Staaten.
Deren Boden fordert noch ein paar hundert Millionen Bearbeiter. Die Staats»
lenker aber haben durch Hochschutzzoll die Großindustrie und damit die Kapitals»
konzentration treibhausartig gezüchtet, eine unverhältnißmäßig große Zahl von
Arbeitern in den Städten und Jndustriebezirken festgehalten und die Folge
davon ist, daß in dies«m dünn bevölkerten, an unbebautem oder nur extensiv
bemirthschaftetem Boden überreichen Land häusige Krisen Massen von Arbeit»
losen auf die Straße werfen; zu Zehntausenden find im Jahr 1907 die Ein»
Wanderer in unser dichtbevölkertes Europa zurückgeströmt.

An diese Darlegung ließen sich noch allerlei Betrachtungen allgemeiner
Natur anknüpfen; zum Beispiel: daß es nicht eben sehr nobel ausschaut, wenn
unsere heutigen Aristokraten, so oft sie etwas stärker zu dm Staatslaften her-
angezogen merdm sollen, ein Jammergeschrei erheben. Schon Dickens hat (in
l'imss) über die Fabrikanten gespottet, die nach Erlaß der erstm Arbeiter»
schutzgesetze drohten, sie würden ihr Geld lieber in dm Ozean werfen als unter
diesen Umständen weiter fabrizirm; sie haben ihr Geld hübsch behalten und
sind immer reicher geworden. Die mittelalterlichen LordS find nichts weniger

als Heilige, vielmehr stark raubritterlich geartet gewesen, aber wo es sich um Leistungen fürs Gemeinwesen bandelte, fühlten sie nobler als unsere heutige Geldaristokratie. Als im Jahr 1450 die einmaligen Bewilligungen durch eine dauernde Einkommensteuer ersetzt wurden und die Commons vorschlugen: von Einkommen unter 20 Pfund 2^, von denen zwischen 20 und 200 Pfund 5 und von den noch größeren 10 Prozent, nahmen die Lords diesen Vorschlag als r«ä8«näbls an. Eine andere Erwägung märe der Frage zu widmen, ob wirklich alle Forderungen der Verbündeten Regirungen berechtigt seien. Gewiß werden bei uns die Staatseinnahmen gewissenhafter verwaltet und nützlicher verwendet als in der Türkei und in Rußland oder im vorrevolutionären Frankreich; aber trotzdem ist es nicht ganz überflüssig, dem Nachdenken einen zweiten Ausspruch Montesquieus zu empfehlen, der durch die Verbindung mit dem ersten seine richtige Beleuchtung empfängt. „II n« kaut >>us prenärs au psupls sur 8ss b«8«in8 rssls vour 6es dssoins 6s I'Ltät imäKinäirss. I^«8 b«8oin8 im^Ainairss 8«nt es yus äems,n6«nt le« pä88ion8 et I«8 fg,ib!e88S8 äs osux hui Aouvsrnsnt, I« «Karins ck'un prvM «xträoräinäire, I'snvi« malaäe ä'une vains Fl«ir« «t uns «srtg,ine iinpuissän«« 6's8vrit «ontr« Is8 fäntäisiss. Louvsnt «sux qui «,ve« un «sprit in<zui«t stäisnt 8«U8 Is prines ^ lä tet« ck«8 »ttaires, ont p«n8« ^zus Iö8 beL«in8 6e I'ötat etaisnt I«8 bs8«in8 6s isur pstit«8 Zm«8.

Neisse. Karl Jentsch.

«2H
Sachen.

or dem Fenster erstreckten sich weithin Felder. Rothbraune, grüne und schwarze Streifen liefen neben einander hin und flössen in unabsehbarer Ferne in ein zartes, duftiges Svivenmufter zusammen. Da war viel Licht, Luft und unend» liche Weile, so daß Einein in seinem schmalen, kleinen, schweren Körper fast eng wurde. Der Doktor stand am Fenster, blickte auf das Feld und dachte: »Da sieh Einer!" ... Blickte auf die schnell und leicht dahinschwebenden Vögel und sagte: »Die fliegen!" Die Vögel sah er lieber als die Felder. Er beobachtete finster, wie sie immer kleiner wurden, in der blauen Unendlichkeit verschwanden, und tröstete sich: .Ihr entkommt doch nicht .. . Wenn nicht hier, dann anderswo — sterben müßt ihr doch! . . .

Die fröhlich grünenden Felder stimmten ihn vollends wehmüthig. Er wußte, daß es ewig so bleiben werde. .Uralte Geschichte! ,Selbst am GrabeSeingang leuchtet ewig schön ... die Gottnatur . . Einfach trivial: Blödsinn! Darüber sind wir denn doch hinaus! ... Uebrigens höchst gleichgiltig . . . Wirklich ganz egal, ob ich denke «der nicht . . ." Der Doktor verzog krampfhaft dai Gesicht,

Lachen.
bewegte den Kopf hin und her, trat vom Fenster zurück und starrte stumpfsinnig auf die weiße Wand.
In seinem Kopf entstanden Gedanken, stiegen wie Luftblasen in trübem Wasser an die Oberfläche, platzten und zerstreuten sich nach allen Seiten. DaS kam in letzter Zeit oft vor, besonders oft, seit er an seinem Geburtstag begriffen hatte, daß er schon fünfundsechzig Jahre alt sei und sicher bald sterben werde. Das Unwohlsein, das ihn vor vierzehn Tagen befiel, mahnte ihn noch dringliche« an die Minute, die er sich früher nicht ohne Herzklopfen hatte vorstellen können. »Sie kommt, kommt ganz sicher, diese Hundertsielsekunde, in der einst der Kollaps eintritt! Diesseits ist da« Leben, bin ich; jenseits ist das Nichts. Wirklich daS absolute Nichts? Unmöglich. Das giebt es ja gar nicht. Da muß irgendwo ei» Fehler stecken. Wäre doch zu schrecklich .. / Doch begriff er schon ganz deutliich, daß die Rechnung stimmte, daß gerade jetzt jenes Fürchterliche, Entsetzliche seinen Anfang nehme. Und jedesmal, wenn er Kopf», Brust» oder Magenschmerzen hatte, wenn Arme oder Beine schwächer als gewöhnlich waren, kam ihm der Gedanke, jetzt müsse er sterben. Das war ganz einfach, durchaus wahrscheinlich und eben deshalb entsetzlich ...
Die ärgste Qual begann, als er, der sonst wenig und nur unaufmerksam las, in einem Buch die Stelle fand, daß trotz aller Mannichfaltigkeit und Biel» seitigkeit in der Natur doch früher oder später einmal die selbe Konstellation der Dinge eintreten müsse, so daß das selbe Wesen, ja, die selben äußeren Umstände wie früher noch einmal erscheinen würden. Im ersten Augenblick wurde ihm bei diesem Gedanken leichter zu Muth; aber gleich darauf virfiel er fast in Raserei.
„Na ja, die Konstellation ... Nichts Neues unter der Sonne... Ja ...
ich weih sehr gut, daß hinter mir eben solche Ewigkeit liegt wie vor mir . . .
DaS heißt: Ich selbst bin nichts weiter als die Wiederholung einer früheren Kon» stellation der Dinge. . . Dabei weiß ich nichts von jener Konstellation ... DaS heißt: es kommt nicht auf mich, sondern auf die Konstellation an!... Aber wie ist Das möglich? ... Ich fühle doch, wie ungeheuer wichtig, wie qualvoll und schön mein Leben ist... Alles, was ich sehe, höre, sogar rieche, exiftirt doch nur für mich, weil ich sehe, höre, rieche. Weil ich Augen, Ohren, eine Nase habe. Folglich bin ich unendlich, ungeheuer; in meinem Ich hat Alles Platz; und außer» dem leide ich noch! Und dann diese Konstellation! Zum Teufel, was geht mich die verfluchte Konstellation an? Einfach unerträglich, entsetzlich, nur eine Wieder» holung früherer Dinge zu sein!
Der Doktor haßte grimmig den (nur in seiner Einbildung) existirenden Menschen, der später, in grauer Zukunft, einmal genau so sein würde wie er. »Das wird ganz sicher kommen. Wiederholen sich doch sogar die Gedanken eines Menschen. Folglich wiederholen sich auch die Menschen . . . Dabei sind meine Gedanken, meine Leiden, höchst gleichgiltig und überflüssig, weil genau das Selbe wie ich auch Millionen anderer Wesen durchdenken und fühlen. Recht an-genehm! Hols der Teufel! . .
Der Zustand deS Doktors verschlimmerte sich von Tag zu Tag, ging nachts in Halluzinationen über und endete in einen albdruckähnlichen Zustand. Er träumte nur noch von Tod, Begräbniß, Grabinnerem. Zur Abwechselung manchmal auch, er sei lebendig begraben. Den Tag über hatte er nur noch die eine Borstellung:

Die Zukunft.
»Ich zerfalle ., ." Er merkte es daran, daß ihm das Treppensteigen im Kranken» Haus schwer wurde, dah er beim Aufstehen und Bücken husten mußte. Das stete Nachdenken bewirkte Schlaflosigkeit; die hielt er für den Borboten des Todes. Gerade in der letzten Nacht hatte er wieder nicht geschlafen; und nun herrschte in seinem Knpf ein schwerer, dunstähnlicher Rauschzustand. Die Gedanken, die ihm während des zwecklosen Daliegens im warmen, klebrigen Bett, in der Nach» barschaft schreiender und lachender Jrrenhausinsassen kamen, waren so fürchterlich, daß er sich verzweifelt hin und her warf, vor sich selbst zu entfliehen und sich ein» zureden suchte, er wisse von Alledem nichts mehr. Das gelang ihm nicht. Bald tauchte der eine, bald der andere Gedanke an die Oberfläche und hob sich von der weißen Wand deutlich ab. Schließlich mußte er gerade DaS denken, was er zu vergessen suchte. Gleichsam mit künstlerischer Deutlichkeit malte seine Phantasie ihm den Verwesungprozeß, den Schleim und die Fäulniß aus, die seinem Leib drohen; er sah die dicken, trägen, weißen Leichenwürmer, die sich von seinem Eiter gemästet halten. Er hatte stets Angst vor Würmern. Die würden ihm dann in den Mund, in die Augen, in die Nase, überall hineinkriechen . . . »Natürlich werde ich dann nichts fühlen!' schrie der Doktor wüthend durchs ganze Zimmer. Er hatte eine durchdringende Stimme.
Ein Feldscher öffnete die Thür, blickte hinein und schloß sie wieder.
„Ja, so gehts: Die doktern so lange an Einem herum, bis sie selbst einen Klaps weghaben", dachte er und ging vergnügt, weil ihm selbst entsetzlich trüb» sinnig zu Muth war, zum Oberfeldscher, um ihm mitzutheilen, daß der „Alte" anscheinend Einen „weg" habe.
Als er die Thür schloß, kreischte sie schrill auf. Der Doktor blickte durch seinen Kneifer. „Na? ... Was ist denn los? . . ." fragte er böse... Weil die Thür schwieg, trat er erregt an sie heran, öffnete sie und ging über den Korridor die Treppe hinab in den Krankevsaal, in den gestern abends ein neuer Patient gebracht worden war. Er hätte ihn schon längst aufsuchen müssen, ging aber jetzt durch» aus nicht aus Pflichtgefühl zu ihm. sondern, weil ihm das Alleinsein einfach un» möglich wurde.
Der Irrsinnige saß im gelben Kittel und mit gelber Mütze, obgleich er seine eigene Kleidung anbehalten konnte, auf dem Bett und schnaubte sich ganz vernünftig aus. Der Doktor trat sehr vorsichtig und etwas unsicher ein; aber der Irrsinnige blickte ihn vergnügt und freundlich an. „Guten Tag!" sagte er. »Sie find wohl der Oberarzt?"
‚n' Tag", antwortete der Doktor. „Der bin ich.'
„Sehr angenehm. Nehmen Sie, bitte, Platz!"
Der Doktor setzte sich auf einen Stuhl, überlegte, blickte auf die kahlen, graugeftrichenen Wände, dann auf den Rock des Irrsinnigen und sagte: „Haben Sie gut geschlafen? Wie geht es Ihnen?"
»Gewiß", erwiderte der Irrsinnige fröhlich. „Warum soll ich nicht schlafen? Das muß man doch. Ich schlafe immer sehr gut."
Der Doktor überlegte. „Na ja; aber in der neuen Umgebung . . . Und dann wird hier ziemlich viel geschrien."
»So? Davon habe ich nichts gehört ... Ich habe zum Glück ein sehr schlechtes Gehör." Er lachte laut. »Manchmal ist Das . . . ein Glück.»

Lachen.
457
Der Doktor erwiderte mechanisch: .Ja, manchmal."
Der Irrsinnige rieb sich den Nasenrücken. »Rauchen Sie, Doktor?' fragte er.
.Nein.'
.Schade, ich wollte Sie um eine Cigarette bitten." »
.Sie dürfen hier nicht rauchen. Das wissen Sie ja."
.Ach ja. Das vergesse ich immer; bin noch nicht daran gewöhnt.' Der Irrsinnige lächelte wieder.
Sie schwiegen einen Augenblick.
Das Fenster war ziemlich dicht vergittert; trotzdem drang viel Licht in das Zimmer, das deshalb durchaus nicht düfter, wie die meisten Zimmer in Kranken» Häusern, sondern ganz freundlich und gemüthlich war.
.Schönes Zimmer!" meinte der Doktor wohlwollend.
»Ja, n' nettes Stübchen. Hatte ich gar nicht erwartet. Wissen Sie, -ich war früher nie im JrrenhauS und stellte mirs viel schlimmer oder sagen wir: ganz anders vor. Hier ist es wirklich angenehm, und wenn ich nur kurze Zeit, . . . möchte ich wohl... ah?" Er blickte forschend nach oben in die Augen des Doktors, sah aber nur die undurchdringlichen blauen Brillengläser und fügte hastig hinzu: .Ja, ich weiß, daß solche Fragen Ihnen unbequem sind. Aber soll ich Ihnen Etwas sagen, Doktor?" Er wurde plötzlich lebhaft.
„Nun, was denn? Wenn es interessant ist?" meinte der Doktor mechanisch.
.Sobald ich aus dem JrrenhauS komme, zerschlage ich zunächst sämmtlichen lieben Freunden, die mich hierhergebracht haben, die Knochen", sagte der Irrsinnige fröhlich und doch wüthend und verzog dabei sein häßliches, über und über mit Sommersprossen bedecktes Gesicht.
„Weshalb denn?" fragte der Doktor träg.
»Weil es Schafsköpfe sind. Hols der Teufel! WeShalb mischen sie sich in Dinge, die sie nicht angehen! Schließlich ist mir ja Alles ziemlich schnuppe; aber amüsanter ist es doch draußen!"
.Was Sie sich einbilden!" rief der Doktor ärgerlich.
»Schließlich habe ich doch nichts Schlimmes gethan," meinte der Irrsinnige schüchtern.
.Na . . .", begann der Doktor unbestimmt.
„Ich hätte es nicht gethan!" siel der Irrsinnige ihm schnell ins Wort. „Sagen Sie, bitte, wie käme ich dazu. Jemandem auch nur ein Haar zu krümmen? Wenn ich ein Kanibale oder irgendein Herr Johann Lehmann wäre. Aber so! Nein, mein verehrter Herr Doktor, mein Bildungsgrad hat mir stets Abscheu vor Mord, Diebstahl und Dergleichen eingeflößt."
„Aber Sie sind ein kranker Mann."
Der Irrsinnige wand sich hin und her und schüttelte heftig den Kopf. „Ach Gott, ich krank! Ich werde Ihnen natürlich nicht die Versicherung geben, daß ich gesund bin, Das glauben Sie mir ja doch nicht. Aber wieso bin ich eigentlich krank, zum Teufel?"
.Na, gesund sind Sie doch auch nicht zu nennen", meinte der Doktor vor» sichtig, aber mit Nachdruck.
„Warum nicht?" fragte der Irrsinnige kurz. .Mir thut nichts weh, ich bin sogar relativ gutgelaunt, was bei mir selten vorkommt. Ach, Dsktor, Doktor.

. ,. Hahaha! Gerade als ich das Ding heraus hatte, brachte man mich ins Irren»
haut. JchZsage Ihnen: eine feine Sache, Doktor!
.Das interessirt mich", meinte der Doktor und schob die Brauen in die
Höhe; dabei erinnerte sein spitzes Gesicht an eine neugierige Hundeschnauze.
.Wäre doch sonderbar . . Der Irrsinnige lachte plötzlich, stand auf.
trat ans Fenster und blickte lange schweigend in die Sonne. Der Doktor betrachtete
leinen Rücken, Der schmutziggelbe Kittel wurde von der Sonne mit einem goldenen
Saum umgeben,
.Werds Ihnen sofort sagen', begann der Verrückte wieder, wandte sich
um und ging im Zimmer auf und ab. Sein Besicht war ganz ernst und sogar
traurig; dadurch bekam es einen angenehmeren Ausdruck.
»Wissen Sie, das Lachen steht Ihnen gar nicht", sagte der Doktor auS
irgendeinem Grunde
.Ja, ja", meinte der Irrsinnige lebhaft, .DaS habe ich auch schon bemerkt;
und Andere haben es mir gesagt. Ich mag auch gar nicht lachen." Dabei lachte
er wieder: und dieses Lachen klang trocken, klang hölzern. »Dabei lache ich, Doktor,
lache sehr oft . . . Aber darüber wollte ich nicht sprechen. Sehen Sie, seit ich
mich als denkendes Wesen kenne, habe ich stets über den Tod nachgedacht."
„Aha!" meinte der Doktor laut und nahm den Kneifer ab. Seine Augen
waren groß und so schön, daß der Irrsinnige unwillkürlich verstummte.
.Wissen Sie, der Kneifer steht Ihnen nicht!" sagte er.
.Das ist ja gleichgiltig. Also Sie haben über den Tod nachgedacht. Biel?"
fragte der Doktor. „Das ist äußerst interessant . . ."
.Ja, Natürlich kann ich Ihnen nicht AlleS mittheilen, was ich gedacht,
und erst recht nicht Alles, waS ich gefühlt habe. Jedenfalls war es nicht schön. Ich
habe nachts manchmal wie ein kleines Kind vor Angst geweint. Malte mir aus,
wie es sein würde, wenn ich sterbe, verwese und schließlich gar nicht mehr da
bin. Das ist sehr schwer, fast unmöglich zu begreifen. Und doch wird es so kommen."
Der Doktor knüllte seinen Bart in der Hand zusammen und schwieg.
.Aber Das ist noch nicht so schlimm. Das heißt: es ist thatsSchlich ekelhaft,
traurig, abscheulich. Das Schlimmste aber ist, daß ich sterbe, während alles An»
dere bleibt. Sogar die Ergebnisse meines Lebens. Denn wie unbedeutend Jemand
auch ist: irgendetwas hat er doch stets aufzuweisen. Also nehmen wir an, ich habe
entsetzlich gelitten, habe mir eingebildet, es sei von ungeheurer Wichtigkeit, ob ich
ehrlich oder ein Schuft ersten Ranges bin. Und daS Alles ist sozusagen zins»
tragend angelegt. Meine Leiden, mein Verstand, meine Ehrenhaftigkeit, Gemeinheit
und selbst meine Dummheit dienen der künftigen Generation, wenn zu nichts An»
derem, so wenigstens zur Erbauung. Ueberhaupt habe ich zwar gelebt und in großer
Todesangst geschwebt, aber Alles nicht für mich, wie ich mir einbilde, sondern,
der Teufel mag wissen, für wen, weil meine Nachkommen ja auch nicht für sich
leben. Und wissen Sie, Doktor, ich habe da ein Buch gefunden, in dem stand ein
Gedanke ausgedrückt, und wenn der vielleicht auch sehr dumm war, hat er mich
doch verblüfft, so verblüfft, daß ich ihn mir gemerkt habe,"
.Das ist ja interessant!" murmelte der Doktor.
.Er lautet: Die Natur «erfährt nach feststehenden Gesetzen; sie übereilt nich«,
fordert aber früher oder später ihr Theil. Sie weiß nichts, weder Gute« noch Böses,

duldet nichts Absolutes, Ewiges, nichts Unveränderliches. Der Mensch ist ihr Kind. Aber sie ist nicht nur Menschenmutter, sie bevorzugt Keinen: Alles, was sie schafft, schafft sie auf Kosten Anderer; zerstört daS Eine, um d«s Andere zu schaffen. Ihr gilt Alles gleich.«
„Das stimmt!' meinte der Doktor traurig, besann sich aber sofort, setzte seinen Kneife« auf und fügte streng hinzu: .Nun, »as folgt denn daraus?' . . .
Der Irrsinnige lachte, lachte lange, ziemlich ärgerlich, und als er aufhörte, erwiderte er: »Nichts, einfach gar nichts . . . Sie sehen, wie dumm der Bedanke ist, so dumm, daß überhaupt kein Denken mehr darin steckt. Einfach ein Faktum, aber keine Gedanken . . . Und Fakt« ohne Bedanken sind barer Unsinn, Den Be» danken habe ich selbst ausgeführt. Habe festgestellt, daß die Sache begrifflich, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz anders zu desiniren ist. Die Natur verwirft durchaus nichts absolut Ewiges, Im Gegentheil: bei ihr ist Alles ewig, ewig bis zur Einförmigkeit, bis zur Abfuhr; nur sind bei ihr nicht die Fakt« ewig, sondern die Ideen, das Wesentliche der Existenz, Nicht der einzelne Baum, sondern die Landschaft; nicht ein Mensch, sondern die Menschheit; nicht ein Verliebter, sondern die Liebe; nicht ein Benie oder ein Bösewicht, sondern die Genialität und das Verbrechen. . . Berstehen Sie mich?'
»Ja, ich verstehe!' antwortete der Doktor mühsam.
.Da sitzen wir hier und quälen uns mit Todesgedanken . , . Die Natur vor uns interessirt uns nicht im Mindesten, Wir sterben ganz gemächlich, ohne die geringsten Gewissensbisse und sind nicht mehr da. Banz einfach. Aber unsere Qualen sind ewig; oder wenigstens ihre Idee. Salomo der Erste, der, Gott weiß, wann lebte, quälte sich schrecklich mit Todeögedanken. Salomo der Zweite, der, Gott weiß, wann, einmal leben wird, wird sich mit den selben Gedanken schrecklich her» umquälen. Ich küsse zum ersten Mal ein Mädchen mit unbeschreiblichem Genuß; und wenn in meinem Gesicht bereits das ewige, knöcherne Lächeln nistet, durch» leben noch Millionen anderer Verliebten die selbe Wonne, genau daS selbe Ge» fühl , , . Aber ich wiederhole mich wohl?'
‚J° . .'
»Also auS diesem ganz hundsgemeinen Gedanken folgt nur das Eine: Alles, was nicht die Idee, sondern das Faktum betrifft, ist der Natur vollständig Wurst Berstehen Sie? Sie braucht uns nicht; unsere Idee nimmt sie hin, wir selbst sind ihr gleichgiltig. Und Das fühle ich nach all den Qualen, die ich durchlebt habe. Herrgott im Himmel! Sie kümmert sich einfach nicht darum! Und da soll mir nicht Alles gleich sein! Ich pfeife darauf!'
Der Irrsinnige pfiff so laut und durchdringend, daß der Doktor Vorwurfs» voll, zugleich aber ganz mechanisch sagte: »Na, sehen Sie wohl. Da merkt man ja ganz deutlich . . .'
.Daß ich verrückt bin? Das fragt sich doch noch. Ja, fragt sich, fragt sich allerdings noch sehr. Gewiß bin ich etwas aufgeregt, habe geschrien und so weiter. Aber Das ist doch kein Wunder. Im Gegentheil: wunderbar ist, daß Menschen, die beständig an den Tod denken und ihn bis zur Besinnunglosigkeit fürchten, die auf Todesfurcht ihre ganze Kultur begründet haben, daß Die sich dieser Frage gegenüber so anständig verhalten, vernünftig reden, sich hübsch grämen, manchmal ins Schnupftuch weinen, dann schweigen und sich mit ihren Angelegenheiten be»

schäftigen, ohne im Mindesten die öffentliche Ruhe zu stören. Ich denke aber, daß Menschen, die solchen Annehmlichkeiten gegenüber noch den Anstand bewahren, ein» fach verrückt oder Schafsköpfe sind.'
Der Doktor erinnerte sich sehr gut, daß er mitunter in plötzlicher Wuth, die seinen Jahren und seine« soliden Lebensweise nicht angemessen war, mit dem Kopf gegen die Wand rennen, in das Kissen beißen «der sich die Haare hatte aus» raufen wollen. «Damit erreicht man nichts!' sagte er finster.
Der Irrsinnige schwieg. Dann sprach er: »Gewiß; aber wenn man Schmer» zen hat, will man schreien; wenn man schreit, wird Einem leichter . . .'
.So?'
.2«."
»Hm. . . Nun, meinetwegen,"
»Bor sich selbst schämt man sich nicht so; benutzt die vielgerühmte Willens» freiheit dazu, wenigstens gehörig um Hilfe zu rufen. Auf die Art geht man wenig» ftens nicht wie ein Schaf zur Schlachtbank und betrügt sich nicht selbst mit dem frommen Unsinn, der für solche Fälle bereitgehalten wird . . . Eigentlich munder» bar! Der Mensch ist von Natur ein Sklave ... Die N«tur ist aber thatsSchlich ewig; sie hat nicht das Faktum, sondern die Idee im Auge. Der Mensch aber, endlicher als jedes Faktum, sucht sich einzureden, auch er schätze weniger das Faktum als die Idee. Man kann sein ganze? Leben hinbringen, ohne einem Menschen ein freundliches Wort gegeben zu haben, dabei aber die Menschen insgesammt, die Menschheit seh« lieben. Das ist sogar edel und Tugend im besten Sinn des Wortes. Die Leute verstellen sich und kichern vor ihrem allmächtigen Herrn, der sie wie Schafe zur Schlachtbank führt. Im tiefsten Grund seiner Seele hegt aber Jeder diese klägliche, winzige Hoffnung mit dem Spatzennäschen, ja, noch winziger, weil Jeder von u»s das Daseist« «ssui spersn2ä' sehr gut kennt. Also da hockt diese lakaienmäßige Hoffnung und sagt: Gewiß, gewiß, die Sache hat ihre Richtigkeit; es könnte doch aber sein, wäre vielleicht denkbar . . . Das Wort ‚Gnade' wird nicht ausgesprochen, weil denn doch allzu kl« ist . . .'
»Was denn eigentlich?" fragte der Doktor traurig und rieb sich die Hände, als ob ihm kalt werde.
»So bin ich endlich dahin gelangt, die Natur mehr als den Tod zu hassen. Tag und Nacht habe ich gedacht: Auch Du wirst einst Deine Genugthuung finden. Jawohl! Verdammt! Und sehen Sie, Doktor, dabei bin ich noch ziemlich gleich- giltig gegen die Natur außerhalb der Erde; »on der verstehe ich schon keine Bohne mehr. Was sagt mir, zum Beispiel, ein Stern? Einfach gar nichts! Er hat seine Existenz, ich habe meine. Der Abstand ist zu groß. Nun aber die Natur auf Erden, die erforderlich ist, um uns wie Nüsse aufzuknacken, um unsere ‚Jdec' zu schmecken. Das heißt: in der Idee zugleich uns. Da denke ich immer: Wie ist Das nur möglich? Welches Recht hat ein beliebiges Wesen, mich zu quälen, dann Andere, eine ganze Million und so weiter bis zur Abfuhr? Warum hat gerade mich die Süßigkeit des ersten Kusses zu Boden geworfen? Habe ich doch nur ein einziges, winziges Mal geküßt und da soll gleich . . . Dabei bleibt der erste Kuß mit all seiner Wonne, bleibt ewig, ewig jung und schön. Und alles Andere auch. Das ist doch schändlich! Niederträchtig! Gemein! Gipfelpunkt der Gemeinheit!'
Der Doktor blickte ihn erstaunt an. „Die Konstellation kann sich wieder» holen . . .' murmelte er schon ganz dumm.

Lachen.
4öl
»Ich pfeife auf Ihre Konstellation!" schrie der Irrsinnige wüthend. U»d dieser Schrei war so laut, daß Beide danach lange schwiegen.
„WaS meinen Sie, Doktor?" begann de« Irrsinnige leise und nachdenklich. »Wenn man Ihnen plötzlich bewiese, daß unsere Erde ausstirbt? Mit allem Drum und Dran, nicht in grauer Zukunft, sondern in dreihundert Jahren; ganz und gar. Pfui Teufel! Wir erleben Das natürlich nicht mehr; aber würde es unS nicht trotzdem leidthun?"
Der Doktor hatte noch nicht erfaßt, was der Irrsinnige eigentlich wolle, als Der schon fortfuhr: .Viele, denen die geistige Knechtschaft bereits WS Blut gedrungen ist, die, wie das alte Hofgesinde, ihre Interessen von denen ihrer Herren und Prügelmeifter nicht mehr trenne» und sich selbst nicht mehr fühlen können, empfinden Das; und haben vielleicht Recht ... Ich dagegen, Doktor, habe mich riesig gefreut,' Das sagte der Verrückte in einer Art Freudentaumel. .Hab' mich tanibalisch gefreut! So verreck doch! Dann kannst Du Dich wenigstens nicht ewig über meine Qual und die verflnchte ‚Jdee' lustig machen! Streng genommen, beweift Das gar nichts. Aber Rache ist doch süß . . . Die Ironie verschwindet, . . Verstehen Sie? Diese Ewigkeit, die mir nicht gehört!"
.Natürlich!" erwiderte der Doktor etwas verspätet. »Ich verstehe."
Und dann deklamirte er in einem Zuge:
Laß am Grabeseingang nur
Das junge Leben spielen
Und die gleichgiltige Natur
Sich in ewiger Schönheit fühlen.
Der Irrsinnige blieb plötzlich stehen, hörte schweigend, mit stumpfsinnigen Blicken, zu und brach dann in laute« Gelächter aus. .Tü, tü, tü, tü, tü, tü!" rief er wie eine Wachtel. .DaS giebtS nicht, giebts nicht; ewige Schönheit ist Unsinn! Wissen Sie, Doktor, ich bin von Beruf Ingenieur, habe mich aber lange mit Astronomie beschäftigt; ist ja heute modern, sich nicht mit Dem zu beschäftigen, worauf man sich sein ganzes Leben lang vorbereitet hat. Na, als ich mich so richtig krumm und dumm gearbeitet hatte, stieß ich ganz zufällig auf einen Fehler. Wissen Sie, ich beschäftigte mich mit den Sonnenflecken, studirte sie viel eingehender als Andere vor mir und da , . ."
In diesem Augenblick verschwand die Sonne hinter der gegenüberliegenden Hauswand und es wurde mit einem Mal dunkel im Zimmer. Alle Gegenstände erschienen schwerer und klebten am Fußboden. Der Verrückte sah stämmiger und roher aus.
„Also in der bekannten Theorie von der Zunahme der Sonnenflecke, nach der die Sonne in prsetsr proptsr vierhundert Millionen Jahren erlöschen muß, habe ich einen Fehler entdeckt . . . Vierhundert Millionen Jahre! Können Sie sich vierhundert Millionen vorstellen, Doktor?
„Nein!" sagte der Doktor aufstehend.
.Ich auch nicht!" lachte der Verrückte. »Das kann Niemand, weil vierhundert Millionen Jahre eine Ewigkeit sind. Man sollte statt Dessen einfach sagen: Ewigkeit. Das ist umfassender und deshalb klarer. Mit vierhundert Millionen Jahren bleibt Alles wie in Ewigkeit. Die gleichgiltige Natur und die ewige Schönheit . . . Vier-

Die Zukunft,
hundert Millionen Jahre ist einfach lächerlich . . . Also ich habe entdeckt, daß eS gar keine vierhundert Millionen sind."
„Weshalb nicht?" Der Doktor schrie es fast.
‚Die Herren haben naiver Weise berechnet, die Sonne müsse in diesem Zeitraum so abkühlen, daß... Folgt ein einfaches Rechenexempel. Bekanntlich hält sich aber ein abkühlendes Stück Metall oder ein anderer Körper in glühendem Zustand nur bis zum ersten Augenblick der Erkaltung. Denn die Erwärmung ist gegenseitig. Ist aber einmal solcher dunkle Fleck auf der unverschämt blanken Sonnenscheibe vorhanden, so ist eben das Gleichgewicht gestört, der Fleck hält nicht mehr die allgemeine Wärme, sondern strahlt im Gegentheil Kälte aus. Kälte, das liebe Ding! Strahlt Kälte aus und wächst, und je mehr er wächst, um so mehr Kälte strahlt er aus, und zwar in umgekehrt proportionalem Verhältnis;. Ich denke, wenn also noch ein Viertel der auf allen Seitm von dunklen Flecken (richtiger: von einem einzigen riesigen dunklen Fleck) umgebenen Sonne übrig ist, daß sie dann schon in einem Jahr, vielleicht schon in zwei Jahren «lischt. Da habe ich mich denn an die Arbeit gemacht und habe Legirungen hergestellt, die in ihrer chemischen Zusammensetzung genau der Sonne gleichen. Und wissen Sie, lieber Doktor, was ich da herausgefunden habe?"
.Nun?' fragte der Doktor.
»Daß die Erde erkaltet. Wie kann bei der Kälte noch von Schönheit die Rede sein? Das tritt freilich nicht bald ein, durchaus nicht, sondern so ungefähr nach fünf- bis sechstausend Jahren.
.Was denn?" rief der Doktor.
‚Jn fünf-, sechstausend Jahren höchstens."
Der Doktor schwieg.
.Als ich Das heraus hatte, erzählte ich es Allen und lachte .. ."
„Lachten?" fragte der Doktor,
.Ja, ich amusirte mich."
.Amusirten sich?"
.Freute mich ganz riesig... Ueberhaupt . . ."
.Atschi-schi-schi!' platzte der Doktor plötzlich los. „Hi-Hi-Hi!"
Der Verrückte schwieg unsicher. Aber der Doktor beachtete ihn schon nicht mehr; er erstickte fast vor Lachen, setzte sich hin, spie aus und schnaubte; der Kneifer fiel ab, die schwarzen Rockschöße flatterten wie im Fieber und das Gesicht bedeckte sich mit Falten, wie bei einem sterbenden Gummiteufel.
.In fünftausend Jahren? Hi-Hi-Hi! DaS ist günstig! Das ist reizend. Atschi-schi-schi!"
Der Verrückte blickte ihn an und fing auch zu lachen an. Anfangs leise, dann lauter und inimer lauter . . .
So standen sie einander gegenüber und schüttelten sich vor fröhlich böscnctt-gem Lachen. Bis man Beiden die Zwangsjacke anlegte.
Moskau. M. Artzibaschew.

ch bin geboren am neunten Mörz 1849 in Offenburg, Mein Geschlecht stammt von der Batersseite aus dem Schwabenland, wahrscheinlich aus Ludwigsburg, von wo aus drei Brüder ausgewandert und in Friesenheim ansässig geworden sein sollen. Schätze scheinen sie nicht erworben zu haben, denn sie lebten dort, so viel ich weiß, als arme Land- und Weinbauern. Bon einem von ihnen stammt mein Vater, Sohn eines BäckerS, der älteste mehrerer Geschwister, jedenfalls auch der begabteste! er wurde in Rastatt im Lehrerseminar vorgebildet und war zur Zeit meiner Geburt als Lehrer an der Volksschule in Offenburg thktig.
Meine Mutter stammt aus Zell a. H, einem Wallfahrtort und ehemaligen freien Reichsftädtchen. Ich erinnere mich noch mit besonderem Interesse an diesen Ort, der ein eigenthümliches Völkchen beherbergte. Als ReichSstSdter schienen sie von aller Welt abgeschlossen, um so mehr, als ja das alte Deutsche Reich längst untergegangen war, so daß sie die Fühlung mit der übrigen Menschheit ziemlich verloren; man sprach hier gleichsam eine eigene Sprache mit eigenem Accent und eigenen Wendungen; auch lebte man ziemlich sorglos in den Tag hinein und genoß die Stunden, die Einem Gott bescherte, Bon Zeit zu Zeit zu Zeit kamen Wallfahrer mit Kreuz und Fahnen und in der Marienkirche sah man die zwei Ketten, von denen einst ein Gefangener befreit sein soll, der, ich glaube bei den Türken, schmachtete und inbrünstig zur Mutter Gottes betete. Besonders interessirten mich in der Kirche die Leute aus den verschiedenen Thalgegenden mit ihren Trachten, namentlich aus einer, wo die Weiber mit gelben Cylindern erschienen. Ich dachte schon oft über die Bölkermischnng in diesen Gebieten nach; sicher haben sich die Römer hier auch durch ihre Nachkommenschaft verewigt, namentlich aber scheinen mir viele Züge der Bevölkerung auf das Keltenthum zu deuten, so das Lichte, Heitere, Anstellige des Wesens; und so erkläre ichs mir, wie Leute aus dieser Gegend sich so leicht dem französischen Wesen anschmiegen konnten, wie, zum Beispiel, der Bruder meiner Mutter, der in Pruntrut lebte und dort ein ziemlich reges Kaufmannsgeschäft betrieb.
Wenn ich meinen Ursprung näher betrachte, so kommt es mir mahrschein» lich vor, daß hier etwa folgende Mischung vorliegt: ein gewisser mysteriöser Zug meines Wesens, allerdings verbunden mit starker EensualitSt, sowie Dasjenige, was man mir etwa an philosophischer Begabung zugestehen mag, rührt von der schwäbischen Seite her; dazu eine gewisse Gründlichkeit und Ausdauer, eine gewisse nervöse Hast in der Ergreifung' der Lebensziele, vielleicht auch, was mir an Erwerbssinn anklebt. Bon der Mutterseite habe ich sicher den Frohsinn und die Heiterkeit, den Sinn für die Schönheit des Lebens und auch, was ich an Anpaffungvermögen und Anschmiegsamkeit besitzen mag-
Ich konnte die Ansicht eine« bekannten Philosophen, daß de« Intellekt von

') Geheimrath Joseph Kohler, der WS Universelle strebende Jurist und Polyhistor, der auch den Lesern der .Zukunft"' manchen «erthvollen Beitrag geschenkt hat, ließ an seinem sechzigsten Geburtstag (bei J.Benöheimer in Mannheim) einen Band r>-scheine»,derden Titel »Vom Lebenspfad" trägt, Studien aus verschiedenen Gebieten vereint und aus dem hier eine charakteristischeSkizze derJugenderlebnisse veröffentlicht wird.

der Mutter, der Charakter vom Bat» stamme, nie völlig billigen. Auf diese Weise laßt sich Charakter und Intellekt nicht trennen; und jedenfalls zeigt die Natur in de« Mischung der Geisteselemente eben so viele Verschiedenheiten wie in der Mischung der Farben. Gerade die Art der Verschmelzung bekundet die un» geheure Weisheit und Mannichfaltigkeit der Schöpfung. Daß die Verbindung solcher Elemente, wie der vorhin bezeichneten, große Widersprüche in sich birgt, muß von selbst einleuchten: und ich muß eS als eine große Ungerechtigkeit betonen, wenn man mir solche widersprechende Elemente meines Wesens stets zum Vorwurf machte und sie gar gewaltsam austreiben wollte. Erst das Alter, das auf der einen Seite Alles vertieft und damit neue Verbindungen einleitet und auf der anderen Seite die Schärfen abrundet, kann hier Ebenmaß und Harmonie schaffen.

Ich wurde also in Offenburg geboren, auch einer ehemaligen Reichsstadt mit eigener Gerichtsbarkeit und eigenem Blutbann; aber der Typus war ein ganz anderer als in Zell, Hier herrschte ein ständiger politischer Wirbel, ein immerwährendes Streben nach Neuheit, nach politischer Umgestaltung und ein gewisser Taumel der Weltbeglückung; man betrachtete hier eigentlich nur den Politiker als den wahren Menschen und der politische Geist drang durch alle Interessen hin» durch. Man mag ja anerkennen, daß hier sehr viel politischer Dilettantismus herrschte und daß es eine Ueberhebung sein mochte, zu glauben, daß sich ein großes Reich regiren lasse wie eine Landstadt. Doch ist nicht zu leugnen, daß auch ein so starker politischer Zug, wie dieser süddeutsche, zu unserer politischen Reifung beitragen mußte, eben so wie die scharfe politische Geschlossenheit des branden» burgischen Geistes; und es hat mir immer sehr leid gethan. daß mein hoch firmiHer und edeldenkender Kollege Treitschke in seiner überschießenden Rhetorik diesem süddeutschen Wesen so wenig, Gerechtigkeit widerfahren ließ, Uebrigens war die Bevölkerung gutartig; man machte regelmäßig beim Nachmittagskaffee ein Spielchen und ging abends ins Wirthshaus, wo man bei Bier weidlich politisirte oder auch über das Bier raisonnirte: bayerisches hatte man noch nicht und das einheimische schien bald so, bald anders zu munden.

Viel schienen allerdings diese Reichsstädte für die Kultur nicht geleistet zu haben; ich habe nichts von einer Maler- oder Dichterschule gelesen, die sich hier etwa aufgethan Hütte, wie in Nürnberg, Augsburg oder auch nur wie in Ulm oder Blaubeuren, und mit den lombardischen Städten lassen sie sich an geistiger Bedeutung und Tüchtigkeit erst recht nicht vergleichen. Noch erinnere ich mich an den steinernen Oelberg auf dem alten Kirchhof, der von einem Meister aus Urach herrührt, ein etwas grobes, stark aufgetragenes Werk; an einen gut durchgeführten Christus, ebenfalls auf dem alten Kirchhof, dann an einige hübsche Gebäude, theils im Schlüter-Stil, theils im Stil der Spätrenaissance. Die katholische Kirche zeigt Etwas von dem Stil, den der geniale Chiaveri in Dresden zur höchsten Bollendung gebracht hat; daß aber in der Kirche kein einziges Bild von Bedeutung hing, war mir stets verwunderlich. Man muß allerdings anerkennen, daß die Gegend unter dem Dreißigjährigen Krieg und den FranzoseneinfSllen ganz entsetzlich gelitten hat. Auch die damaligen Juristen haben das Ihrige gethan, um die Bevölkerung zu zerfleischen; denn die Hexenprozesse wütheten hier in grauenvoller Weise und nicht ohne Schauer stand ich oft am Bielerstein, wo die Hinrichtungftinte gewesen sein soll.

Meine Zugend.
465
Meine Geburt fiel in eine bewegte Zeit und auf sie folgten zehn Jahre der Reaktion. Davon habe ich natürlich wenig verspürt; ich erinnere mich nur, wie die Preußen abzogen, wie die ersten Eisenbahnen fuhren, wobei mir die Stehmagen besonders gefielen, wie man später, ftalt einem nationalen Helden, dem Franzis Drake ein D»kmal setzte, übrigens ein kindischer Hohn auf jede Kunst, wie man sich in den Tagen der Oed« durch rauschende Fastnachtspiele die Zeit vertrieb und wie ferner, nachdem der Bann der Reaktion gebrochen war, die Epoche der Schützen» sefte, der Fahnenweihen und der Pompiers anbrach, bis endlich die schleswig° holsteinische Frage die Geister wieder auf die Erde zurückführte und die gewaltige Gestalt Bismarcks sichtbar wurde, über den man allerdings nirgends mehr schimpfte als damal? in meiner Vaterstadt.
Mein Vater hatte viel unter Krankheiten und auch unter den Zeitverhält» Nissen zu leiden, aber er bewahrte sich eine jugendliche Begeisterung für die Musik und unterwies mich im Klavier und in der Bioline, zeigte mir auch die Anfangs» gründe des Kontrapunktes, waS ich ihm sehr dank, wenn auch meine eigentliche musikalische Persönlichkeit erst erwachte, als ich den Riefengeig Wagners kennen lernte. Ich besuchte recht und schlecht in Offenburg die Volksschule, war im Schön- schreiben und in der niederen Arithmetik niemals ein großer Meister, glaube aber, schon damals in Geographie und Geschichte einige Kenntnisse erworben zu haben, denn ich erinnere mich, wie sich manchmal Leute über mich wunderten. Im neunten Lahr kam ich in das Gymnasium 4n den etwaö dürftigen Räumen des ehemaligen KapuzinerklosterS, in dem auch einst Oken ftudirte, der merkwürdige naturphilo» sophische Schwärmer, den seine Zeit außerordentlich hoch stellte, «bgleich n sich gegen Goethe in ein» keineswegs vornehmen Weise benahm. Im Gymnasium kam ein neuer Geist über mich und die bestechende Logik der lateinischen Sprache «füllte mein ganzes Wesen, denn alles Logische ist für mich ein Gegenstand deS Entzückens; freilich hatte ich auch schon damals die Kunst, immer den Dingen eine neue Seite abzugewinnen und meine besondere Wege zu gehen, was mir keines» «egS immer Lob und Zustimmung eintrug. Meine Aussätze litten an einer ge» wissen Schwerfälligkeit, denn ich konnte nicht anders: ich mußte Alles mit logischer Gewissenhaftigkeit unter peinlicher Erwägung aller Gründe und Gegengründe ent» «ickeln; das Feuer des Humors, das die logischen Gebilde ve,fluchtigt, und die Philosophische Auffassung, die Alle« tiefer begründet und dadurch den logischen Bau vereinfacht, konnte natürlich erst später kommen und die Männer, an denen ich meinen Stil bildete, Goeihe und Schopenhauer, bekam ich damals nicht zu lesen. Merkwürdig ist mir, wie so früh die philosophischen Probleme an mich herantraten: außerdem hatte ich meine Studien weit über das Schulpensum aus» gedehnt und naturwissenschaftliche wie sprachwissenschaftliche Fragen beschäftigten mich Tag und Nacht. Die Schule war mir zu eng: und so war ich herzlich ftoh. ein Jahr abzukürzen. Weil es damals bei unS keine Sizta (Prima) gab, kam ich in die Obersexta (Oberprima) nach Rastatt. Hier erst las ich Goethe und Shake» speare und ein neueS dichterisches Leben kam über mich, wenn auch meine dama- ligen poetischen Erzeugnisse an Schwulst urd Geschmacklosigkeit recht viel leisteten. In Rastalt fand ich in Direktor Scherm einen Schulmann, der mich vollständig verstand und auch den richtigen erzieherischen Grundsatz hatte, daß man von dem Objekt der Erziehung nicht lauter Lichtseiten verlangen kann.
36

Di« Zukunft.

Nach der Abiturientenprüsung trug ich eine unklare Welt voll Hoffnungen in dn «ruft; über die Wahl deS Berufe« war ich noch sehr unsicher: Naturwissen, schaften ade« Sprachen, auch Geschichte lockten mich in gleicher Weise. Doch der« schmähte ich Alles, was damals mein Herz bewegte, und wandte mich der Juri,» prudenz zu. Ich hatte die Wahl niemals zu bereuen, denn ich glaube nicht, daß ich mich in irgendeinem Fach so heimisch gefühlt hätte wie in diesem; und alle meine bisherigen Studien kamen mir bei dieser Wissenschaft zu Statten; ich hätte ohne sie als Jurist viel wenige, zu leisten vermocht. Die scharfe Logik der Juris» prudenz, ihre fast dichterische Konstruktion, die Tiefe und Gestaltungskraft der menschlichen Ve,nunft, ihre Begründung auf der festen Basis menschlicher Ber» HKltnisse: DaS sind Dinge, die einen unendlichen Zauber in sich tragen, und ich kann nicht begreifen, wie man diese Wissenschaft, in der eine fast dichterische In» tuition waltet, jemals als trocken bezeichnen konnte. Vier Semester studirte ich in Freiburg und drei in Heidelberg mit einer Begeisterung, ich möchte fast sagen, einem Heißhunger ohnegleichen. Allerdings: Das, waS ich wollte, konnte ich da» malS nicht finden, ich fand eö erst, als das Deutsche Reich unS eine eigene Ge» seggebung bot; aber EinS lernte ich damals vom Grund aus: das Corpus ^uris, diese Wunderquelle menschlicher Weisheit,

Im siebenten Semester wurde ich durch den Ausbruch des Krieges abge» rufen, der unsere kühnsten Erwartungen übertreffen und uns das Deutsche Reich bieten sollte, unter dessen Gesetzgebung mich erft das Leben recht lebenswerth dünkte. Am Krieg nahm ich nicht Theil, weil mein schmächtiger Körper damals als z» schwach erschien; man glaubte ja vielfach, mir nur etwa noch fünf Jahre gönnen zu dürfen. Und so versenkte ich mich von Neuem in die Studien zu einer Zeit, wo die unerhörten EiegeSnachrichjen unser Herz erhoben; und im Jahr 187l bestand ich mit großem Erfolg die Erste Juristische Prüfung, der dann nach zwei Jahren eine eben so günstige Zweite folgte. Ich hatte in mehrjährigem Studium den Grund zu einem soliden Wissen gelegt und so konnte ich in einer reichen Anwalts» und Richterpraxis in Mannheim nicht nur den schwersten An» forderungen nachkommen, sondern zugleich in literarischen Arbeilen meinem Forscher» triebe folgen. In den Jahren 77 und 78 erschien mein Palentrecht und schuf die Grundlage für ein Gebiet de, Jurisprudenz, daS der deutschen Industrie erst er» möglicht, einen so riesigen Aufschwung zu nehmen, daß wir zur industriellen Welt» macht geworden sind und in Kurzem alle Völker überflügeln werden. Im Jahr 1878 folgte ich einem Ruf als Profess,, an die Hochschule in Würzburg, 88 einem nach Berlin, wo ich auch alö Lehrer einen außerordentlichen Wirkungskreis habe. Von da an brauche ich nichts mehr zu berichten: denn von dieser Zeit an. gehört mein Wirken der Oeffentlichkeit, der Nation, ja, der ganzen Menschheit an.

Nur daS Eine will ich noch erläutern, WaS ich eben sagte: daß ich ohne die sonstigen Studien in meiner Wissenschaft nicht DaS geleistet hätte, WaS man mir mit Recht oder Unrecht zuschreiben mag. Ohne die technischen und naturwissenschaftlichen Kennt» nisse hätte ich niemals meine patentrechtlicben Schriften geschrieben, ohne meine sprachwissenschaftlichen und theologischen Studien hätte ich niemals den Gedanken fassen können, die Rechte alle, Natur» und Kulturvölker zu durchforschen und unsere «vlonialvölker in den Bereich meiner Studien zu ziehen; und was ich in der dog> matischen Wissenschaft für die Vertiefung der deutschen Reichsgesetzt und ihre wissen» Gastliche Gestaltung that, war bedingt durch die logische Durchbildung und die crische Intuition. Professor Dr. Joseph Sohler,

Die Banken,
Die Banken.
MW eine Herren! Bei dn Aufstellung der Bilanz ließen wir uns nicht nur von
..W^? dem Bestreben leiten, jetzt, wo das industrielle Gebiet mit Kapital ge»
sSlllgl ist, unsere eigenen Mittel zu kräftigen: wir mußten auch der zunehmenden
Begehrlichkeit des Fiskus zu begegnen suchen. Wir dürfen deshalb die erzielten Ge»
Winne, besonders auf Effekten» und Konsortialkonto, nicht voll ausweisen, sondern
müssen durch möglichst niedrige Einsetzung der Bestände Stille Reserven schaffen."
Diese Erklärung war, rnutstis routsnSis, diesmal der Refrain aller Direktoren»
reden in den berliner BankpalSsten. Das war das Ergebniß der Erfahrungen des
Jahre« 1908. Für das Publikum hätte es ihrer nicht bedurft, denn das Urtheil
der Menge paßt sich rasch gegebenen Verhältnissen an. Als die Abschlüsse deS Jahres
1907 erschienen waren, mußte, mit einem hoffnungvollen Blick in die Zukunft, kon»
ftatirt werden, daß fünf von den neun berliner Großbanken ihre Dividenden her»
abgesetzt hatten. Nur vier, Deutsche Bank, Diskontogesellschast, Handelsgesellschaft
und Mitteldeutsche Kreditbank, blieben bei der Quote vom Jahr 1906. In diesem
Jahr hat nur die Dresdener Bank, mehr Koooris «sus» als in Folge vermehrten
Gewinnes, die Dividende um ein halbes Prozent erhöht, mährend die anderen In»
stitute ihre Krisendividenden behielten. Aber was man im vorigen Jahr mit Be-
dauern und in de« Zuversicht auf eine Wendung zum Besseren enigegennahm, Das
wurde diesmal als etwas Selbstverständliches begrüßt. Ein Hauptmerkmal der letzten
Bankbilanzen ist: der Fortschritt nützt nicht den Aktionären, sondern den Glöubi»
gern. Die Banken haben wie Treuhandinstitute gearbeitet. Sie haben sich das Rückgrat
gestärkt und riskante Geschäfte verschmäht. »Wir vermissen Ihren Gewinn aus Spe»
kulationen". .Ich auch.' Wer von den berliner Bankmatadoren kann der Steuer-
behörde diese niedliche Antwort gegeben haben? Doch nur Einer. Und gerade Der,
dem die erwähnte Sewinnspezies niemals Trennung schmerzen verursachte. Ob Wahr»
heit oder erfundene Anekdote: jedenfalls charakteristrt dn kurz« Meinungaustausch
die letzten Bankbilanzen. Man hat .konsolidirt". Das Jahr 1907 Kellte hohe An»
fordcrungen an die Kreditwilligkeit der Finanzinftitute. Die amerikanische KrisiS
entzog den Banken Millionen, über die sonst dn heimische Bedarf vnfügt hatte.
Wollten die Institute also die inländische Wirthschaft nicht darben lassen, so mußten
sie die Ansprüche aus ihren eigenen Mitteln besriedigen. Daher die Auspowerung
dn Bilanzen und die Abnahme der Liquidität. Nun bracht« dag Jahr 1908 stattliche
Rückflüsse, die eine Vermehrung der fremden Gelder (Depositen und Kreditoren) de»
wirkten. Dadurch konnten die .leicht greifbaren Aktiven" etwas aufgefrischt werden;
bei fast allen Banken haben diesmal die Barbestände und Bankguthaben, die Anlagen
in Wechseln, in Reports und Lombarddarlehen zugenommen. Erleichtert wurde
die Aufpolftnung dn oberen Hälfte der Aktivseite durch die geringeren Ansprüche
an den Kontokorrentverkeh« der Banken. Di« Debitoren haben sich entweder nur un»
wesentlich gegenübn den Ziffern des Vorjahres vermehrt oder sie sind zurückgegangen.
Das gilt auch von den Acceptverbindlichkeiten, die 1907, weil so ungewöhnlich viel
Bankkredit verlangt wurde, zu beängstigender Höhe angewachsen waren. Im ver»
gangenen Iah« hat die Schwellung nachgelassen; auch von dieser Seite her war also
die Liquidität nicht bedroht. Diesn Gesundung mögen sich allenfalls die Depositen-
gläubig« dn Banken freue«! der Aktionär hat keinen Grund zur Fröhlichkeit. Mehr

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_481.html[18.07.2014 18:01:36]

interessirt ihn die Thatsache, daß beim Kursstand von heute die Dividenden der Großbankaklien eine Durchschnittsrente von kaum 5 Prozmt bedeuten. Das ist nicht gerade viel. Und wers erreicht hat, braucht nicht entzückt oder begeistert zu sein. Die großen Banken haben einen sehr kostspieligen Apparat. Die Unkosten nehmen in der Gewinn- und Bsrlustrechnung einen breiten Raum ein; nicht den schmälsten die Direktorentantiemen, die nur bei der Kommerz- und Diskontobank und der Mitteldeutschen Kreditbank relativ niedrig sind. Der Aufwand darf nicht im MißvertMniß zu der Leistung stehen; und da muß man doch fragen: .Ist eS wirklich so schwer, K Prozent Dividende herauszuwirthschaften, daß man einzelnen Direktoren dafür ExtraHonorare zahlen muh, wie sie kein Wintergartenftern bezieht?" Eine «Sage von 1«««« Mark für de» Abend ist schon tirst rat«. Viele berliner FinanzgrSßen erhalten aber noch mehr als 1000 Mark Tantieme pro Tag. Und leisten doch nicht UebermenschlicheS. Die starken KSnner sind an den Fingern beider Hönde herzuzahlen. Jedenfalls sind 6 bis 7 Prozent Dividende keine Leistung für eine Großbank. Und mehr haben nur drei Institute: die Deutsche Bank, die Diskontogesellschaft und die Handelsgesellschaft. Wie sollS nun in Zukunft werden? Den Apparat verkleinern? DaS geht schon wegen der Depositenkassen nicht. Je mehr Konten, desto mehr Personal. Das erfordert die Sicherheit. Es ginge also nur mit Hilfe einer Erhöhung der Gebühren, Denn die Tantiemen gehören zum eisernen Bestand. Daran will keine Bank rütteln. Die Steigerung der Provisionsätze wurde früher schon einmal angeregt. Man kam aber nicht zur Einigung, weil eine von den D-Banken die Ansicht vertrat, daß man im Konkurrenzkampf mit niedrigen Provisionen und hohen Zinsen besser führe als mit der Methode, der Kundschaft höhere Gebühren abzufordern und dafür bei der Br rechnung der Zinsen mild zu sein. In ihrem letzten Geschäftsbericht hat die Dresdener Bink die Erhöhung der Provisionsäge für eine „unabweisbare Rothwendig - Kit" erklärt. Dieses GeflSndnih ist wichtig. Freilich konnte die hohe Last der Tau tiemen und Gratisikationen (4,S9 Millionen) die Dresdener Bank zu einer Spezial beschwerde treiben. Wie groß bei der Deutschen Bank die „Gewinnbetheiligung" des Vorstandes ist, erfährt man nicht, da dies« Tantiemen mit unter de» Handlungunkosten erscheinen. Jedenfalls stehen Deutsche Bank, Dresdener Bank und Nationalbank bei der Entlohnung der Direktoren an der Spitze. Das BerhSliniß der Tantieme zur Dividende ist auch da freilich verschieden. Für die anderen AuSgabeposten kommt das Depositenkassenwesen in Betracht. Wenn man sieht, wie, zum Beispiel, jetzt schon der Kursürstendamm biS nach Halensee hinauf mit Depositen lassen gepflastert ist, ist man versucht, von einem Unwesen zu sprechen und zu fragen, ob der kluge Mann nicht Recht hat, der an der Börse so oft gesagt hat, er sei neugierig, wie lange der Aktionär noch all den Marmor und Stuck bezahlen, das Publikum noch glücklich sein werde, von einem jungen Mann zu hören, wie es sein Geld anlegen solle. Daß in diese Protzenkasfen sich die Menge nicht gerade drängt, sieht jeder Borübermandelnde. Die Berliner HandelSgesellschast, die nur im eigenen Haus arbeitet, spart durch solche Enthaltsamkeit einen hübschen Posten Geldes.

Für die ganze Ausgestaltung des Großbankenbetriebes ist eS bezeichnend, daß die Ausgaben kaum geringere Bedeutung haben als die EntWickelung der Einnahmen. Kann nur die Verringerung der Unkosten die Dividenden steigern und 'icgen auf der Gewinnseite gar keine Chancen mehr? Die Dresdener Bank giebt

auch darüber Aufschluß. Mit einer Beste, die auf Resignation deutet, erwähnt sie eine mögliche Aenderung des Verhältnisses von Bauken und Grotzinduftrie. Die schmeien Industrien seien durch die fortschreitende Konzentration von den Finanz» inslituten unabhängiger geworden, die nicht mehr zur Initiative genöthigt sind. Das Bankkapital soll künstig in der Industrie mehr extensiv wirthschasten. Ich sprach hier schon von der Diskontirung von Buchforderungen, die in den geschäftlichen Betrieb der Banken mit aufgenommen »erden solle. Tie Deutsche Bank hat mit dieser Einrichtung jetzt den Anfang gemacht. Da kann ein Bindeglied zwischen Banken und Gewerbe entstehen. Manchem, der auf den Privatbankier oder das kleine Bankinstitut angewiesen w«, öffnen sich dann wohl die Konten der Großbanken. Du Fabrikant oder Geschäftsmann, der seine Einkäufe bar bezahlen kann, vermehrt seine Einnahme» durch die ihm bewilligte Bonifikation bei sofortiger Zahlung. Die Deutsche Bank will nun dem kreditwürdigen Unternehme« die Vortheile des Barkaufes sichern. Die Bedenken, die gegen die neue Einrichtung sprechen, habe ich hier schon erwähnt. Die Deutsche Bank wird trotzdem wahrscheinlich Nach ahmung finden. Den Provinzinftituten wird dann das Geschäft noch schwerer gemacht, als es jetzt schon ist (man lese darüber den Bericht des Schleichen Bankvereins), und die Folgen werden sich in allerlei riskanten Unternehmungen äußern. Die größte deutsche Kreditbank, mit ihrem Umsatz von 188 Milliarden und einem eigenen Kapital von 303 Millionen, isolirt sich als besonderer wirthschaflicher Faktor immer mehr. Deshalb sind ihre Einrichtungen anders zu beurtheilen, «IS sie es an irgendeiner anderen Stelle wären. Die Höhe ihrer Depositengelder (483 Millionen) hat kein anderes Institut bisher erreicht. Am Nächsten kommt der Deutschen die Dresdener Bank (224 Millionen). Die hat sich nun definitiv von dem Schaaffhausensche« Bankverein getrennt und ihm ein Abschiedsgeschenk von 40« «00 Mark gespendet. Fünf Jahre hat die Liaison gedauert. Das finanzielle Ergebniß besteht in einem Saldo von ganzen SM« Mark zu Gunsten der Dresdener Bank. Das sind fürs Jahr 1200 Mark. Der Schaaffhausensche Bankverein ist (von den nicht erkennbaren Einbußen abgesehen) dabei nicht theurer gefahren als der Commis, der sich ein NSHmädel aushält. Schaaffhausen bleibt bei 7 Prozent. Dresdener giebt V, Prozent mehr als im Jahr 1909, weil weniger verloren wurde. Damals betrugen die Einbußen 3,20 Millionen, diesmal nur 413 000 Mark. 213 «0« Mark unterschlug ein Kassirer. Die Summe wurde vom Bruttogewinn abgeschrieben. Die Aktionäre haben also die Kosten der Desraudation zu tragen. Richtiger wäre gewesen, die Tantiemen um diesen Betrag zu kürzen, wie eö die Mitteldeutsche Kreditbank mit den von Soltermann veruntreuten S09 000 Mark gethan hat. Von 558 00« Mark Tantiemen, die für 1S08 ausgewiesen worden sind, erhalten Borstand und Aufsichtrath nur 29 000 Mark. Konnte die Dresdener Bank, deren Ber> walter mit 3,19 Millionen Mark am Gewinn betheiligt sind, nicht eben so handeln? Bielleicht fürchtet man, daß die Tage der üppigen Tantiemen vorüber sind, und nimmt deshalb mit, was die Kelle bietet. Der Schaaffhausensche Bankverein hat zwar seinen Besammtumsatz von I2,S8 auf 13,09 Milliarden zu steigern vermocht, ift aber im Nettoertrag um 700 000 Mark hinter dem Saldo deS Jahres 1907 zu» rkckgeblieben. Daran ift ein Verlust von rund 600 000 Mark aus einer geschäft» lichen Verbindung mit der Solinger Bank schuld. Außerdem hat das bekannte Grubenunglück in Radbod den Bankverein zu einer besonderen Rückstellung von 1 Mil

lion Mark für den Besitz an Kuxen der Gemerkschaft Trier genöthigt. Und dann die Hauptsache: die Internationale Bohrgesellschaft giebt nicht mehr S00, sondern nur noch 10« Prozent Dividende. Das macht einen Unterschied von 3 Millionen im Esfektcngewinn von Schaaffhausen. Daß man auch allein gute Geschäfte machen kann, lehrt die Erfahrung der Berliner Handelsgesellschaft. Die ist bei ihren 9 Pro» zent geblieben. Erstens, weil im Jahr 1909 10 Millionen mehr zu verzinsen sind; zweiten« wohl wegen de« SteuerfiskuS. Die Banken Habens nicht gern, wenn man von ihren „versteckten" Gewinnen spricht. Aber bei de« Handelsgesellschaft wird mit besonderer Borliebe Berstecken gespielt. Der Effektengewinn zeigt ein so auffallend niedriges PluS, daß man leicht zu der Meinung kommen kann, ein höherer Ertrags» auöweiS sei nicht gewünscht morden. Die Handelsgesellschaft ist daS einzige der großen Institute, daS, trotz den ermäßigten LeihsStzen für Geld, eine Zunahme des Gewinnes «us Wechseln und Zinsen zeigt. ^Und damit die Leute sehen, daß Karl Fürftenberg nobel sein kann, wenn n will, hat er die Kosten der letzten Kapitals» erhShung nicht vom Agio, sondern vom Bruttogewinn abgezogen. Sonst hätte vielleicht Einer geglaubt, die 446 000 Mark brächten H Prozent mehr Dividende, Ob diese Art der Unkoftenverrechnung nicht anfechtbar ist? Paragraph 262 deS Handelsgesetzbuches bestimmt im Absatz 2, daß dem Reservefonds, bei Ausgabe der Aktien für einen höheren als den Nennbetrag, die Agiosumme zuzuführen ist, die nach Abzug der durch die Emission entstehenden Kosten noch übrig bleibt. Da wird nichts von anderen Möglichkeiten gesagt. Ob die Berechnung der erwähnten Ausgabe zu Lasten der Aktionäre zulässig ist, bleibt also fraglich. Denn die Mehr-zuwendung an den Reservefonds hat doch nur theoretische Bedeutung. Ob der 34 oder 34>/, Millionen enthält, ist im Grunde gleichgiltig. « Prozent (wie seit 1903) Vertheilt auch die Diskontogesellschaft, mit einem normalen Abschluß, de« als be» sonderes Kennzeichen eine stattliche Zunahme deS Vffektengewinnes (von 215 000 auf 1,81 Millionen) bringt. Es hieß, daS Institut wolle sein immer noch (seit 1904) 170 Millionen betragendes Kommanditkapital vermehren. Aber der Bericht sagt nichts von solcher Absicht? man weiß ja nicht, wie sich daS Geschäft im Jahr 1909 entwickeln wird. Die DarmstSdter Bank bleibt »bemüht", sich immer mehr «mS den Fesseln der Ana Dernburg zu befreien. DaS ist ihr 1903 leidlich gelungen. Der Abschluß ist anständig; für ewige Zeit darf es aber nicht bei 6 Prozent Dividende bleiben. Vom Ergebniß der Nationalbank sprach ich schon. Auch nichts, was zur Be-geisterung Anlaß giebt. Sehr bescheiden sieht die Kommerz» und Diskontobank aus. Geheimrath Hemptenmacher, der in die Direktion des Institutes eingetreten ist, wird Gelegenheit haben, seine an der Börse gesammelten Erfahrungen zu verwerthen. Zu einer zweiten Eberbachiade wird eö unter seiner Aegide wohl nicht kommen. Die Banken haben ihren Aktioniren und Kunden schließlich noch ein Extra» geschenk gemacht. Sie werden künftig alle zwei Monate summarische Zwischen» bilanzen veröffentlichen. Nur die Handeisgesellschaft thut nicht mit. Da sie keine Depositenkassen und Filialen hat, kann man ihr das Recht nicht bestreiten, auch hier ihre eigenen Wege zu gehen. Die Zweimonatbilanzen sind eine Konzession an die Propagandisten eines DeposttengesetzeS. Praktisch bedeutet das Entgegen» kommen sehr wenig. Die Schlußbilanz entscheidet; und die sieht doch oft «cht anders aus, alö man vorher vermuthet hatte. So wa«S anno 1903 und so wirdS noch manch» mal sein. Die Zroeimonatkinder wird man deshalb besonders sorgsam frisiren. Ladon.

"crausgcbcr und vcraniwonlichor !>!cd„tlcur: M, Haiden in Berlin, — Bcrwg der Zukunft in B«Ii,, Tn,ck von Si, Bernstein in Berlin,

Berlin, den 27. März 1909.
Griselda.
MMlrich Markgraf von Saluzzo, der Enkel Bonifacios del Vasto, dessen Haus in diesem Theil Piemonts, am Oftfuh der Cottischen Alpen, Jahrhunderte lang herrschte, ist ein wunderlicher Kauz.Regentenpflicht und Regentenrecht kümmern ihn nicht. Vom Lauf der Welt weiß er weniger als das arm säligste Bäuerlein. Weiß nicht einmal, daß seinHerrnrechtnicht mehr gilt, die Bauern aus der Leibeigenschaft erlöst sind und die Jungfern nicht zu kommen brauchen, wenn der Markgraf sie insBelt ruft. Nicht einmal dieses ihm Wesentliche. Denn er ist höllisch hinter geschlitzten Röcken her, hat in der Lombardei recht wie einWüstling gehaust und manchenZaun, manche mit Scheuchscherben gespickte Mauer überklettert, um zu einerMagd ins Heu zu kriechen. Das wird, als ein allgemeiner Brauch, nicht so gierig beschwatzt wie des Markgrafen Neigung in Pöbelgewohnheit. Er wohnt in einer Ge» sindekammer,schläft an denWildfutlerstellen imLaub, in wörmerenNüchten auf dem Moos des Waldbodens, ißt Speck, KuhkSse oder Kastanien, die er selbst geröstet hat und mit der glühenden Aschenkruste herunterschlingt, und trinkt Wasser oder Leutewein. Wenn Dung geladen wird, hilft er und tritt dann, die Mistgabel über derSchulter, den Duft solcher Arbeit in Hemd und Lederhose, in den Prunksaal deS ehrwürdigen Schlosses, wo die Verwandten ängstlich ihreSorgebebrüten.JhreSorgeumdieZukunftderMarkgrafschaft. Heirathen will der tolle Christ nicht; stirbt er ohne Weib und Kind, so fällt das Erbe den Agnaten zu, die schon die Hände reiben. Denen gönnt auch Ulrich es nicht. Lieber nimmt er eineFrau insHaus. Nur, Vettern und Basen, eine, die ihm paßt. Eine, die stark ist, die Arme rühren kann, eine tüchtige Tracht

file:///D|/0515/ocr%2060er/dz%20066_485.html[18.07.2014 18:01:37]

DK Zukunft.
Prügel erträgtundausihremSchoßderbeBauernbrutgebiert.NichtZierpüpp'
chen: vierschrötige Bengel und stramme Mädel, neben deren urwüchsigem Ge-
räkelderZeugerwieKonditorgebäckaussieht.EineKuhmagdoderandereLand»
pflanze. Die Maschen des Hausgesetzes, das solcheEhe, als dem Anspruch auf
Ebenbürtigkeit zuwider, verpönt, kann kaiserlicherKonsens lockern. Eine Frau
Gemahlin mit Damenrecht und Prinzesfinallure? Ulrich hält sich die Nase
zu. Solche kriegte ihn unter; würde nicht ruhen, bis sie den Aufrechten zum
SalonkleiderstSnder gemacht hätte. Die Ehe, denkt er, ähnelt einer Jagd; der
Schlaue sorgt dafür, daß er Hund oder Habicht ist, nicht Hase oder Taube.
Holt sich eine stämmige Dirne, die in ihm den Herrn fürchten, das sichtbare
Werkzeug der Vorsehung anbeten gelernt hat. HelmbrrchtS Tochter: Die wärs.
Der Bater ein unterthöniges, doch durchtriebenes Kerlchen, das früher Nacht»
wächterdienst thatund nun auf ererbtem Waldgütchen knapp auskommt. Die
Mutter verrackert, aber im Kern gesund. Und Griselda selbst wie dieleuchtende
Frucht einer Paarung, die Einen vom Riesenvolk einer reisigen Kriegerin
einte. Zwanzig; die Pracht eines blonden Schopfes über der blühenden Brust,
die auf stattlichem Gewölb, auf demKapitellum festerSöulenruht, und Arme
mit männischen Muskeln. Ulrich kennt sie. Die Kraft ihres Griffes und den
Ruch ihres gelbes Haares. Als sie Klee in den Stall trug, hat er ihr, vor dem
Ohr der Mutter, mit frecher Rede zugesetzt, bis sie ihn aus der Zaunpforte
stieß und, trotzdem der herbeigerufene Bater ihn als den Markgrafen erkannt
hat, Seiner Erlaucht, die sich wieder ins Gehöft zu pflanzen wagt, daö zum
Trunk erbeteneWasferüber den Dickschädel goß. Da hat Ulrich sie gepackt, un-
term Auge der Eltern in die Hütte und auf denHeuboden geschleppt und ihr
gethan wie anderen Mägden in seiner Brunstzeit. Die also kennt <r. Die hat
ihm geschmeckt. Die solls sein, muß schon eine Markgräsin ins Schloß, weil
ohne Ehefrau ein zum Erbantritt berechtigter Sohn nicht zu haben ist. Zwar
hat sie ihn einen Schweinhund genannt, mit Fäusten und Zähnen bedroht,
schilt ihn nochjetzt einenSchurkenund einThier, das inihreLenden gebrochen
sei, und schüttelt sich vor Ekel bei dem Gedanken, von diesemKeiler einKind
zu tragen. Will sich auch um den Preis eines Vorwerkes nicht zu einem Kuh
bequemen undtreibt mit demKSIbermesserJeden weg, der ihr zärtlich nahen
möchte. Doch derMarkgraf entwindet ihr dieWaffe, die alle seidenenBuben
geschreckt hat, kühtsie und kürtfie,diefich ohnmächtig strSubt,zum Weib.Ueber-
morgen hatSaluzzo eine Markgräsin. Schon übermorgen soll Hochzeit sein.
Hochzeit. Der lombardische Adel bestaunt die schöne Braut, die, im
Brokatkleid, die markgrSflicheKrone auf dem jung strahlenden Haupt, ihres

Führers, des Fürsten von Bologna, nicht unwürdig scheint. Aus der Kapelle in den Bankertsaal; von der Prunktafel in den Schloßpark. Markgraf und Markgräfin sind selig; und sagens sehr laut. Festlich geputzte Landleute brinden Sense, Spaten, Getreidekörner. Nur Griselda kennt die Art und den Na» men jedes Fruchtkornes.NurGriselda weih dieSense zu wetzen,zu brauchen. Während der in Brokat gepreßte Arm emsig mäht, umfängt den Geist die Erinnerung an dieWelt, in derHelmbrechtsTochter erwuchs, dieLipperaunt uralte Bauernsprüche und dieSchwaden fliegen.als solle keinHalm aufdem Anger bleiben. Ulrich weckt die inS Traumland Entrückte und führt sie zur Ruhe ins Grafenhaus. Zur Ruhe? Das Flitterglück dieser seltsamen Ehe hält sich länger blank, als draußen die LSchler erwartet hatten. Der Herr ist ge» sönftigt, lebt wieder, wie sein Stand es heischt, und jubelt, wenn er im zärtlichen Auge der Frau einen Wunsch liest. Da wölbt sich, einem zweiten Leben Obdach zu gewähren, sacht Griseldens Leib, die Botenspur nahender Mutterschaft wild sichtbar und Ulrich findet die Liebste zwischen Linnen und Garn. Muß das Kleine nicht Hemdchen und Strümpfchen haben? Dem Markgrafen behagt dieses geschäftige Wesen nicht. Der will kein Kind. Das zwingt, noch bevor es ansLichtschlüpft, den Mann zu schmererEnth«Itsamkeit, schiebtsich zappelnd zwischen die vorhersoeng Gepaarten, saugtder Mutter den NShrsaft aus den Brüsten und fordert heulend seinenTheil von ihremLeben. Das nur Einem doch gehören sollte. Gehören soll. Einem, der theilen nie lernte und der sie schon entweiht wähnt, wenn ein anderer Mund ihren Namen spricht. Ein Arzt soll ihre Wehen bewachen? Auf der blonden Weide ihrer Glieder den Blick sättigen? Lieber mag das Kind auf dem ersten Weg straucheln; ersticken. Undwenn es im Lichtathmet: weg mit dem Balg! Katzen, die ihre Hand gestreichelt hatte, ließ derMarkgrafGift unters Futter streuen: und soll an ihrem Busen nun ein quarrendes Ding dulden, dessen Durst ihn verdrängt? Nein. In diesem Seelenbereich ist er Monarch und läßt seine Macht nicht kürzen. Die Entstellung des Seelengehäuses kann er nicht hin» dein; will aber den Wurm, der solche Zerstörung wirkte, nicht sehen. Der gedeiht wohl auch bei der Muhme. Schon schaart sichs zu dicht um die Geliebte. VaterHelmbrecht, der Tauben und Eier, Sternblumenthei und Brustbalsam bringt, wird von rauhem Wort aus dem Schloß geschickt; doch die Pftegefrauen nisten neben derMarkgrSfin,derDoktorhorcht anderThürund neugierige Freundschaft guckt in die Fenster. Trat der Thronerbe die Herrschaft an? Ihn kost GriseldenS Lächeln; ihm flieht ihre ThrSne. Ungeboren: und stark genug, dem Mann die Frau zu entziehen. Wann blinzelt der vom 37»

Die Zukunft,
Vater gehaßte Glücksstörer endlich ins Helle?...Ein Knabe, stark und schön wie die Mutter. Die sieht ihn nicht. Vermißt auch den Gatten drei Wochen lang. Den hat, während dieFrau sich in Kindesnöthen wand, die schwangere Phantasie in schlimmere Wehen geworfen. AnsBett der Wöchnerin schleicht er nur, wenn sie fest schläft. Wo ist das Kind? Sie wagt nicht, zu fragen. Auch ihn nicht, da er nach langer Trennung vor der Wachen steht. Wie trüge sie die Antwort, die ihre Hoffnung tötet? Ulrich nimmt sie in seinen Arm; zum er» sten Mal betastet der Hauch seiner Nüstern wieder das weiße Fell und den Mähnenhelm, SehnendeSKeuchen vereint sie in der Seligkeit langenKusseS, wie einst, ehe hinter ihres Paradieses Pforte der Puls des Kindes zu pochen begann. Wo ist das Kind? Der Willensklammer hat sich die Frage entbun» den, die im wunden Schoß einer geängsteten Mutter wuchs und so kalt doch nun von der Lippe fällt, als käme sie aus fremder Kehle. Wo ist das Kind? In erster Umschlingung derGenesenen erste Frage. Genug für diesen Mann; zu viel. Stumm wendet er sich, tost aus dem Saal, flieht ins Waldgebirg hinauf und haust dort, wie in lediger Zeit, mit den Thieren. Dem Ohm, der ihn oben aufstöbert, sagt er, ihm sei vom Schicksal beschieden, allein zu sein. Giebt ihm kein Wort an die Frau mit; darkkt nicht einmal für ihren Brief. Reißt nun des WahnesBinde und entwirkt sich den bangen Zweifeln endlich Gewißheit? DerMarkgraf vonSaluzzo hat, als ihm imHerbst das Brunft» haar auf der Brusthaut lang geworden war, in geiler Laune eine Bauerndirne gefreit. Jetzt ist er satt; ihn widert die Frucht draller Lenden, dieimStall geschwitzt, seine Heustatt gepolstert haben. Und die Verschmähte soll bleiben? Ohne Kind, ohne Mann? Mit der in Leib und Seele brennendenKränkung- schmach müßig in Prunkzimmern hocken, von dem Gesipp sich bedauern lasten und warten, ob sie dem Henn je noch reizend riecht? Den Ring vom Finger. Rock und Hemd der Magd her. Die schreitet stolz aus dem Schloß. Zu den Eltern auss Höfchen. Da fehlts an rüstigen Armen und die Wirtschaft geht zurück, seit ein MiethmSdchen auf dem Acker lungert. Dahin ist auch von Griseloens Pein arge Kunde gesickert. Das Kindchen ließ der Markgraf töten, weils doch eben ein Bankert war. Dernimmtnun eineAdelige zur Frau. HatHelmbrechts Tochter beiWasfer und Brot eingesperrt und nach vierWochen dann gezwungen, die gräfliche Saufkumpanei nackt zu bedienen und Jedem, der danach schmatzte, zu Willen zu sein. So wirds, wenn Bauernfleisch sich anmaßt, blauesBIut inRothgluth zu Hitzen. Doch das Leben geht weiter und auch unter Kummerslast darfein Bauernhirn nicht vergessen, das Heu in die Raufe zu thun. Griselda hats schon gethan. Ist unbemerkt heim-

gekehrt und tummelt sich auf dem Gehöft, als sei sie nie weggewesen. Wer an Arbeit gewöhnt ist, flieht zu ihr, wenn das Leid ihm die Gurgel schnürt. Wer in der Herzkammer das Trostlicht verlöschen sah, hält den Müßiggang nicht lange aus. Bei den Eltern ist Arbeit; vom Morgengrau bis ins Dämmern der Nacht. Hier ist ihr Heim; sind ihre unausjätbaren Wurzeln. Die Hand wird sich wieder hörten. Des Markgrafen Oheim, der sie ins Schloß zurückführen möchte, scheucht sie mit einem Stein aus ihrer Nähe und trögt ihn, da er sich gar zur Gewaltandrohung aufrafft, auf ihrem Arm vor die Gartenthür. Ins Schloß?Ja: wenn sie gerufen wird, dieTreppenzuscheuern. Sonst nie; niemals, um das Almosen adeliger Gunst zu empfangen. Was sie ihrem neuenStand schuldet?Die zwei Füße hier: Das iftihralterStand. Daß sie von dem wich, nahm ihr die Kraft. Jetzt steht sie wieder auf starken Beinen und ist nur als Scheuermagd dem Herrn noch zu Dienst. Dazu ruft er sie, Ist wüthend ins leere HauS gestürmt und langt nach dem Weib, daS ihm entlaufen ist, statt ihn zu suchen, sich wiederzufinden. Seinen Fuß soll sie küssen; dann mag sie ihr Leben lang von der Ziegenweide den Melkeimer in den Kuhstall tragen. Noch istS der Scheuereimer. Mit dem kommt sie; mit Bürste und Wischlappen in dasSchloß, wosieunterzehnMonden «IsHerrin thronte. Ohne die Lammsgeduld, die sie damals entkräftet hat. Ein Wasch» weib, das ihr über den Mund fahren will, spürt schnell das rauhe Gewebe des Lappens an der frechen Stirn und dem Schloßpropst, der sie zu christlicher Demuth mahnt, knalltihre Antwortwie ein Peitschenhieb um dieOhren. Da wird das Kind gebracht und ihr, weil die Amme den Fuß verstaucht hat, auf den Arm gelegt. Sie will es hinauftragen, wankt, stemmt sich röchelnd gegen dasJoch so unsäglicherQual undsinkt an Ulrichs Brust, den derSchrei ihres Herzens herbeigeschreckt hat und der ermachend beschließt, in seines We» sens wärmsten Bezirk neben die Mutter dasKind zu betten. Wessen Fluch hieß mich nur, stöhntderMarkgraf, Dich mit aller erdenklichen Bosheit martern? Sage mir, wie ich büßen muß! Und lächelnd erwidert die in Lumpen gr» mummte Markgräfin: Du mußt mich weniger lieben, Geliebter!

Das ist das Schlußwort der Griselda, die Herr Gerhart Hauptmann geschaffen und auf die Bühne des berliner Lessingtheaters gebracht hat. Ein nettes Lustspielwort. Nie hat eine Frau es aus ernstem Empfinden zu einem Manne gesprochen; nie selbst zu einem, der ihr zum Quälgeist und Folter» meister ward. Weniger geliebt sein, umRuhe zuhaben? Aus der Asche mehts so; nicht ausFlammen. Das zierlichzugespitzteSchlußmorteinesEheschwan» kes. Laßt Euch von Gestelz und Theaterbrokat der Rede nicht narren, Ihr

4.6
Die Zukunft.
Mimen. Forsche, Thespis, nicht lange mit frommem Schauder, wie es Dein Dichter gemeint hat. Nimm Dir aus Deiner Bande ein schönes und starkes Paar, befiehl den Beiden, alle kleine Wirklichkeit ihres Lebens für dies eine Mal zu vergessen, und laß, wie auf derTenne bei altem Stegreifspiel, sie mit Maul und Faust sich zusammenraufen. Denke auch dran, aus dem krausen Geschnörkel Deines Herrn Poeten Alles wegzuschneiden, was nicht inDeinen Kram taugt. Nicht als Literaturhüter bist Du bestellt, sondern als Spielbe» reiter. Sollst krumme Stücke gerade recken, ihnen den Wortschwall abzapfen und denBuckel mit Chirurgenkunst operiren, ohne das Rückgrat zu verletzen. SchollenmystikundKlassenkämpferallurekannstDuhiernichtbrauchen. Just darauf besteht Dein Lieferant? Dann gieb ihm die Waare zurück. Stock» ernsthaft hat ers gemeint? Dann, brave KunsthSndlerseele, stimmt nichts in dem Exempel. Warum heißt inPiemont einBauerHelmbrecht, schleseltund hat seine Einzige doch Griselda getauft? Warum läßt er, der auf seine FS-dasterfreiheit und Bauernwürde pocht, im Eigenen, ohne die Hand noch die Zunge zu rühren, die Tochter schänden und schwängern und dienert vorDem, der ihrs anthat? (Als sie dem Markgrafen nicht Wasser reichen will, flucht er: „Kotzscho^IschwerenothmiUionschwerebrett!" Als der Markgraf die blonde Beute ins Heu schleppt, sagt er, der gehört hat, daß die Tochter den Räuber würgen und beißen möchte, nur still vor sich hin, Herr Ulrikus habe, wie sein Vater, nie rechtenVerstand gehabt.) Warum wählt Ulrich, der sich nur neben ein gehorsam unterthanes Weib bequemen mag, eins, das ihnSchweinhund gescholten, mit Spaten und Messer bedroht hat? Warum galopirt er in eine Ehe, deren Sprossen nur vorher vomKaiser gewährter Konsens Ebenbürtig-keit und Erbrecht sichern kann, auf so flinkem Gaul, dahderBoteoerMajestSt mühsam nachhumpeln muh? Warum haßt er, der geheirathet hat,um einen Erben zu zeugen, die Frucht schon im Mutterleib? Bedenkt nicht, daß dem vor derEheGemachten die Agnaten dasThrönchenmittriftigemGrundbestreiten werden? Redet um Zwei wie eingehärteter Kriegsheld undWaidmann,umDrei wieeinschlechtesMagisterbuch,umVierwieeineenthäuteteHyfterika?WShnt, seiner Trauten einen Triumph zu schaffen, wenn er beweist, daß die zwischen K uh und Ziege Erwachsene Weizen, Gerste, Leinsaat besser kennt als ein Hof. dämchen? Faß Dir, Thespis, ein Herz und sags dem feinen Kunden keck inS Gesicht, Gesundes Blut bringst Du für diesen Markgrafen nicht in Wallung. Für Griselden? Die trauert ihrer Jungfernschaft nicht inbrünstiger nach als einem Strumpfband, das die Stoppeln ihr vom Knöchel streiften. Schimpft den Ritter, der sie ihr nahm, zwar einen Schurken, ein wildes Thier, dessen Saft sie wie Jauche ausschütten möchte, legt sich, mit dem Ring am Finger,

selig dann aber in sein Bett. Spricht, wie das Kleid ihr befiehlt, nicht, wie ihr der Schnabel gewachsenift. Im Magdrock: „Pack' Dich! Du bist ein Schweine» Hund!" Im Brokatkleid: „Wie kann man Blumen verwüsten? Ich würde Scheu tragen, sie zu betreten, geschweige sie mit einem stählernen Schneide» wind niederzumähen." Im reichen Hausgewand: „Sage der Mutter, daß ich meinen Gatten undHerrn von ganzemHerzen, von ganzemGemüth und mit allen Kräften meiner sündigen Seele liebe." Wieder im Magdrock: „Verwünschte Krähe, willst Du wohl Deine Wege gehen? Was? Willst Du mich wohl in Frieden lassen? An Deine Arbeit! Und wenn Du noch aufmuckst, bekommst Du den Holzeimer an den Kopf." Wer die Wunderholde allzu ernst nähme, wäre mit seinem Gefühl bald in arg dunkln Wirrniß. Hochstiligeֳ Drama? Legendenspiel? Nichts zu handeln. Ein SchwSnklein. „Mansprichtjetzt viel vonderGriseldisdesBaronsMünch,einesallerdings nicht talentlosen jungenMannes.Nach diesem erstenProduktzuurtheilen, glaube ichaber, ihm fehlt, woranesRaupachfehlt: anRichtigkeitderEmpfin» dung, der ersten und nothwendigsten Eigenschaft eines Dichters. Die Richtigkeit derEmpfindung besteht in derFShigkeit, sich durch starke Anschauung in dieGemüthslage eines wahrFühlenden zu versetzen. Verstand und Phantasie haben dabei eben so viel zu thun wie das Gefühl." Das schrieb Grillparzer in sein Tagebuch, als die Griseldis des Freiherrn von Münch-Bellinghausen, der sich als Schreiber Friedrich Halm nannte, die Burgbühne beschritten hatte. Das Ziel seines Tadels ist kaum noch zu erkennen. HalmsGriseldis geht aus der Ehe, weil sie von ihrem Herrn enttäuscht ward. Jede Mißhandlung hätte sie, Schmach sogar als ihrerWeibheitSchicksalstheil hingenommen. Beweismittel, Wettpreis, Versuchsthierchen will sie nicht sein; kannö nicht. Dasie erfährt, daß sieWeh und Pein nur tragen mußte, weil der Ritter seinerKönigin die Engelsgeduld des Köhlerskindes, das er gefreit hat, demonstriren wollte, wendet ihr Herz sich von ihm. Leibeigene Dienerin ihm zu sein, Sklavin und Spielzeug, wäre ihr unter Qualen noch Wonne gewesen. Das corpus vile, an dem Einer experimentirt, um die Sicherheit seiner Witterung, dieSchlauheit seiner Wahl zu erweisen? Daran stürbe die Selbstachtung. „Aber sie schärfer und schärfer zu prüfen,wählet derKenner derHShen undTiefenLust und Entsetzen und grimmige Pein": Das darf nur Mahadöh, der Herr der Erde. Ein Sterblicher, der sein Weib martert, um einer Anderen zu zeigen, was die ausseineHöheGehobene sichgefallen läßt,verwirkt auch da,wo „Gehorsam imGemüth ist", dasRecht auf Liebe. Baron Münch suchte die spitzen Prvblemwinkel und wollte nicht hinter der Mode von 1830 zurückbleiben. Die Legendengriseldis, mit der Boccaccio und Petrarca, Johann Fiedler und

Hans Sachs ausgekommen waren, paßte ihm nicht. Eine Frau, die sich zwei Kinder aus der Wiege nehmen, sich selbst im Hemd aus dem Schloß jagen läßt, dann, als sie nach Jahren zurückgerufen wird, am Hochzeitstisch aufwartet wie ein dressirter Pudel und in der Gewißheit, daß Alles nur eine von ehe» herrlicherWillkürüber sie verhängte Schulprüfung war, selig wird: das Schauspiel mag beweisen, was dem demüthigen Gehorsam einer gezähmten Eva zuzumuthen ist; taugt aber nicht in dieStimmung des Romantikermorgens. Taugte in die vom Orientalengeist beherrschte Zeit, in der Tertullians Wort nachklang: „Du müßtest, Weib, stets in zerlumptem Trauerkleid einhergehen und Reuezähren vergießen, dieweil Du der Menschheit Verderberin und die Pforte zur Hölle bist!" Das so betrachtete, so verachtete Weib darf keinen Willen haben und kann sich nur durch sklavischen, hündischen Gehorsam von der Sündenlast lösen. „Do obc>clientia s,c siclc? uxorm", von der Ehefrau Gehorsam und Anhänglichkeit: so nennt Petrarca die Novelle, deren gefolterte Heldin in die Heiligenglorie wächst. Er fand wohl, wie vor ihm Bccaccio und nach ihmGeoffreyChaucer, die demLandkind auferlegte Pmfung allzu schwer; Eoas sühnende Läuterung aber nöthig. DieserWeltauffafsung hatPierre deChangy in seinem Werk „l^ivro tt« Institution cle la i'emme cw'estierme, W>N sn 5cm enlaric« czus mai ius« ot viclm't«^ den stärksten Ausdruck gegeben Bis ins neunzehnteJahrhundertlebt sie selb stin den hellsten Köpfen. Hört Chamissos Liebende stöhnen: „Darfst mich niedreMagd nicht kennen, hoherStern derHerrlichkeit." HörtBürgersGrafenWalter, der sein Mädchen just wie der Marchese di Saluzzo gepeinigt hat, brünstig ächzen: „O nun, o nun, süßsüße Maid, sühsüße Maid, halt ein! Mein Busen ist ja nicht von Eis und nicht von Marmelstein." Seht KleistsKäthchen dieProbe des Wassers, des Feuers bestehen. Das heiße Fleisch der alten Ritter wollte nicht warten; sorgte zunächst drum für vergnügliche Abkühlung auf dem Laken und für kräftige Brut und ließ danach erst die Prüfung beginnen. Die neuen Ritter läutern sich langsam das Püppchen heran, das neben ihnen auf dem Pfühl ruhen soll. Die pfiffigen Alten denken: Zum Bettschatz eignet sich ein wildes, zur Hausmutter ein zahmes Weibchen. Die vorsichtigen Neuen: Sitzt Eine erst warm, dann ists, bei unseren Sitten, nicht mehr leicht, sie so willenlos zu machen, wie in SachsensKomoedie die „gedultig und gehorsam Markgräfin" war. Auch dieHeilbronnerinstammtausGriseldensSamenund ihrGmfWettervom Strahldünkt unslangefaftso unmenschlich grausam wie Boccaccios Piemontese. „Vergieb mir, wenn mein Wort Dich oft gekränkt, beleidigt,meine rohmihhandelndeGeberdeDirzuweilcnMeh gethan. Denk' ich, wie lieblos einst mein Herz geeifert, Dich von mir wegzustoßen, und

seh' ich gleichwohl jetzo Dich so voll von Huld und Güte vor mir steh«, sieh, so kommt Wehmuth, KSthchen, über mich und meineThränen halt' ich nicht zurück." Er weint; und bereitet, da die Wimper kaum trocken ist, dem hol« den Kinde doch die bitterste Kränkung. Zu seiner Hochzeit mit Kunigunde soll KSthchen sich still, aber prächtig putzen. Dann freilich ists der,Proben genug undTheobalosTochrer darf wissen, daß sie selbst zur Braut und Ehe- gefährtin des Reichsgrafen gekürt ward. Doch vier Jahre vor Köthchens Geburt hat Achim von Arnim die neue Griseldisgezeigt, deren Liebe der QuSl- meister mordet. Weib,Knecht. Magd, Kuh: die Orientalenordnung gilt nicht mehr; das Menschenrecht ist verkündet unddieFrauheischtAchtungihrerPer- sönlichkeit. Baron Münch schärft die Spitze; läßt die blanke, nur zum Späh mit Peitsche und Sporn mißhandelte Stute sich bäumen und den Reiter ab- werfen. Und Grillparzer, den vor Kleists Werk „ein äußerst widerliches Ge- fühl anwandelt", bestreitet dem Freiherrn die Richtigkeit der Empfindung. Meint wohl, ein Mann, der dem Weib seiner Wahl solchesEramen ersonnen habe und dennoch mitzärtlicherGattenliebeprunkenwolle, sei nicht von Einem gezeugt, der sich in die Gemüthslage eines wahr Fühlenden versetzen kann. Was hätte der wiener Raunzer über die Griselda des Herrn Haupt- mann gesagt? Sicher nichts Gutes, wenn er sie im Lessingtheater gesehen hätte, Nichtnur, weil da die Nothmendigkeit, eine Welt derMärchenphantastik zu schaffe», garnichterlannt worden ift;auchnicht,weildieMarkgräfin einem majestätisch alternden Schießbudenmädchen ähnelt, das in der ost preußischen Heimath nie reinlich sprechen lernte, und der Markgraf ein dürrer, heiserer Pfälzer ist, der einer Stallbrünnhilde nie die Jungfern zier rauben könnte und, wenns zum Raufen käme, von ihr wie ein frecher Floh geknickt würde. Son- dern, weil Alles stockernsthaft genommen wird und in der feierlichen Lange> weile, die von der Bühne herweht, die spärlichen Blüthen desGedichtes ver- duften. So gehts nicht. Als einDrama, das zu ernstem Menschengefühl spre° chen will, ist dieses Bilderbündel unmöglich. Was hat dieeifersüchligeWuth aufdasKind (ein Cercbrasthenikergroll, den das Wams eines mittelalterlichen Ritters umschlottert) mit dem Griseldisstoff zu thun? Der Mann, der seine Frau so heftig liebt, daß er kein Fleckchen ihres Leibes, kein Ouentchen ihres Empfindens auch nur ihrem Kind, seinem, gönnt, stammt aus ganz anderer Seelenzone als einer, dem Pein und Geduldprobe Erziehungmittel find. Kann diese Markgräfin je vergessen, was der Markgraf der Zungfcr Hclmbrecht that? Herrnlaune hat sie vereint; Mißverstand trennt sie. Er wähnt, sie liebe nur noch den Schößling, nicht den Befruchter mehr; sie glaubt, er sei des Bauernfleisches satt undhasse den derNabelschnurentbundenen Bankert. Als

sie nach langer Entbehrung einander wieder umschlingen, denkt er nur ans Schenken, sie nur ansKüsfen. Geschenke undKüsfe heilen jede Wunde: Luftspielmoral. Einem Mißverständnih, das die ersteStunde zärtlichen Gestammels nicht überdauern könnte, soll unsere Throne fliehen? Vernunft macht uns störrig. Die Beiden, merken wir, sind gar nicht verheirathet; gehen hinter der bemalten Leinwand verschiedene Wege; waren nie unter vier Augen allein; könnten, auch wenn der Schoß der Frau unfruchtbar bliebe, niemals mit ein> ander Hausen. Von einem Geschlechterschwank hätte selbst Grillvarzer nicht in jedem Wesenszug „Richtigkeit der Empfindung" verlangt. Das Zerrbild einerLegendenweltmüfzten wirschauen. Einer wünscht sich einfrommesHausthierchen und freit ein Riesenfüllen, das sich vom Halfter reißt. Einer will einen Erben, die Frau nur als Mittel zum Zweck und wird ihrem drallen EroS dann so unterthan, daß er dem Köpfchen, dessen Athem den geliebten Leib be» wegt, fluchen möchte und sich als Vater erst fassen lernt, als die Gottheit der Gattung lächelnd dasTempelglöcklein läutet. Dünkeltest Dich zugeilem Vergnügen gepaart? Bists, Eitler, um Dick fortzupflanzen. BistWerkzeug, nicht Meister des Menschengesckickes. Das konnte recht lustig werden. Besonders, wenn die Marchesa derbftämmigeLandpflanze blieb und den stolzen Hermim Schweiß der Gier und der Angst, in Bett und Flur erkennen ließ, wie weit von urwüchsigem Bauernthum zu kokettem Bauernspiel der Abstand ist. Auch der Schwank aber müßte festgefügt, vor Mauerpilz und Schimmel bewahrt sein.HerrHauptmann ist müde oder macht fichs allzu bequem. „Sie gleicht einem königlichen Engel im Feuer eines göttlichen Spiels auf den Wiesen Edens." „Dann werdet Ihr mir noch minder bestreiten, daß er dem etwa in Aussicht stehenden Thronerben ohne einen Funken natürlichenVatergefühls entgegensieht; ja, daß sogar Mahnahmen in die Wege geleitet sind, das Neugeborene, ohne Wissen derahnunglosenMutter,beiSeitezu schaffen." „Es geht aber jetzt keinesfalls an, dah Graf Ulrich dies an sich harmlose Bauernweib, nachdem er ihren gesunden Willen gebrochen hat, seinen eigenen Wahnwitz bühen läßt." „Ich bin diesen Brutalilöten des Lebens nicht gewachsen." Proben der Sprache. Hörts der wache Poet nicht? Sagt Keiner es ihm? Keiner, daß ohneArbeit nie und nirgends ein haltbares Drama entstand? Die Deutschen, rief Grillparzer ärgerlich, haben dieKunst des Komponirens verlernt. Sähe er die BretterprStendenten von heute! Neben ihnen müßten die „Skizzisten", deren Lässigkeit er rügte, ihm emsige Ausarbeite? scheinen. Hat die seit der Lenzzeit hundertmal erwiesene Wahrheit, daß im harten, schattenlosen Bühnenlicht dieSkizze nicht wirkt, sich noch immer nicht durchgesetzt ? Will auch der feine Poet,der mit demEwig- Bretternen längst doch

paktirengelernthat,derMannschönerEntmürfebleiben?Ererfindetnichtmehr;
suchtundsindet,waserbraucht,ingilbendenNovellenbüchern.DaSistseinRecht.
Doch das Gefundene muß noch einmal nun, vom neuen Schöpferwillen, gedich-
tet werden (im baumeisterlichen Sinn: gedichtet). Seine jüngsteSkizze istnicht
völlig reizlos. HübscheBilderbot ihm die Quelle. Manches guteWort schrieb er
drunter(manchesallzu„Iiterarische"Ieiderauch)unddreiStimmungen haften in
dankbarem Gedächtnih. DasBäuerlein, das dieSorge des Vaterherzens ehr°
erbietig insCeremonialkleid wickelt; derMann, der dieWehen der Frau mit»
fühlt und inSeelenwirrnih dieGeliebte zu hassen wähnt; die Dürstende, die
verdächtigt war, nur Mutterempsinden noch in der Brust zu hegen, und die
im ersten Anblick des KindeS doch nur nach der Lippe des Mannes lechzt:
DasTriptychon wurde im Hirn eines Dichters. Der die Gäste aber nicht stets
im Schlafrock empfangen und mit halb kaum fertigerSpeisebewirthen dürfte.
Sie auch nicht mit tönendem Titel an seine Tafel ködern. Eines vornehmen
GreisesBluterhitzt sich an derGeilheit eines grazilen Hürchens: warum wird
er mit denKleinodien Karls desGiohen geputzt? Warum die stramme Magd
mit dem Brokatkleid der Sagenherrin von Saluzzo? HanneHelmbrecht soll
einem Edelmann starke Erben gebären, drückt die blonde Pracht aber so fest
in seine verwöhnten Glieder, daß er im Wirbel der Sinne Alles vergißt und
am Liebsten die Frucht aus dem üppigen Acker risse, um neue Saat in die
feuchte Krume zu streuen. Muhte gerade Petrarcas Heilige Mist karren?
Die neue Griselda sähe wohl anders aus. Würde nicht schimpfen noch
schlagen;denMannnichtübermannen.„^,afemmenepeutLtr«sup6i'l6ur«
que cornme temme; mais cles czu'olle v>zu> smuler I'Komme, co ri'est
czu'un sinZo": so modern war schon Joseph deMaistre. Die Zähmung einer
Aeffin lockt uns nicht. Eine strotzendeSchollenvirago, träumten wir, soll mit
ihrem Kernsaft das blasse Blut alten Adels röthen. Der Mann trachtet, den
Hörigeninstinkt aus der Brust zu treiben, an der ein Erbe hängen wird. Mah-
nung hilft nicht. Mißhandlung, grausamste Marter der vereinsamten Seele?
Die duldet Alles ohne Klage. Erbebt freilich unter seinem Blick nicht mehr
in bräutlicherHoffnung. (Wenn dieNachtigal Junge hat, ruft kein zärtliches
Schluchzen den Sprosser herbei.) Noch grimmiger wüthet der in der Wurzel
der Mannheit Verletzte gegen den gekühlten Leib, in dem so stumpfsinnige De-
muth wohnt; und ahnt nicht, daß hinter dem gesenkten Lid das listig stolze
Lächeln freierPersönlichkeit blinkt. Griselda hat ihrKind. Und summt, mag
der schlimme Erzieher noch so laut toben: Du wirst ein Herr sein, meinSohn!

Di, Zukunft.
Bischof Teutsch.
HK^oas muß ma asu austemperiren losten": mit diesem Weisheitspruch pflegte »<ÄW» mein erster Pfarrer pflichteiftige und hilfbereite Freunde abzuwehren, wenn sie die Schäden seines Leibes oder seiner alten Orgel auszubessern wünschten. Nach diesem Grundsatz ungefähr regirt Franz Josef seit sechzig Jahr«; und es geht auch so. Es regnet heute, eS regnet morgen, eS regnet seinen Lauf, und wenn es genug geregnet hat, so hört es wieder auf, soll Goethe einmal einem Besucher ins Stammbuch geschrieben haben, der ihn mit Klagen über das schlechte Wetter gelangweilt hatte. Czechen, Slooenen, Italiener, Magyaren, Klerikale, Antiklerikale.AUdeuIsche, „Judenliberale" toben drei Tage,drei Wochen, manchmal drei Monate; dann sind sie müde und verschnaufen ein Weilchen. Während dieser Zeit pflügt der Bauer, hämmert der Schmied, schnurren die FabrikrSder, spekuliren dle Kaufleute, exerziren die Soldaten und wird die Verwaltung schlecht und recht besorgt, manchmal freilich, wenn sich die nationale und die Partei- muth hineinmischt, mehr schlecht als recht, und es bleibt sogar noch Energie übrig für eine Extraleistung wie die friedliche Eroberung Bosniens, die sich neben unseren überseeischen Kolonialerfolgen schon sehen lasten kann. Aber viel kost» bare Energie wird doch auf diese Jämmerlichkeiten vergeudet und man fragt sich unwillkürlich, ob Das unbedingt nothmendig und unabänderlich sei. Seit dem zweiten Ferdinand haben die österreichischen Habsburger nur drei Regenten aufgebracht, die sich durch Geist und Energie auszeichneten: Maria Theresia und die beiden Söhne, die ihr auf dem Thron gefolgt sind. Leopold wurde durch seinen frühen Tod verhindert, mit den Gaben, die er in Toskana ent» fallet hatte, dem Reich zu nützen, und Josef konnte nichts Dauerndes schaffen, weil seiner nervösen und ungestümen Energie die Besonnenheit fehlte. Eine Reihe von Männern, denen der Charakter und das Temperament der großen Kaiserin gegeben gewesen wäre, hätte, in deren Sinn fortwirkend, den Ein» heitstaat und die Vorherrschaft der Deutschen gesichert, ohne die kleineren Na- tionalitäten zu bedrücken. Denken wir uns diesen Staat bis in unsere Tage fortdauernd, so könnte er zwar nicht mehr rein bureaukratisch regirt werden, aber die Theilnahme des Volkes an Gesetzgebung und Verwaltung müßte sich für das Reich und für die Länder verschieden gestalten. Oder vielmehr für das Reich und die Landschaften, Denn weder Böhmen noch Mähren noch Galizien noch Ungarn noch Tirol könnte je einen gesonderten landständisch verwalteten Bezirk ausmachen, sondern in jedem dieser Länder müßten nach NationaliläKn Bezirke abgegrenzt werden, was freilich heute, wo die Bevölke» runz mehr und mehr Flugsandnatur annimmt, keine leichte Aufgabe wäre. In jevem Vilser Bezirke könnte die Volksvertretung a?s gesetzgebender Faktor an- erkannt werden, weil die Bevölkerung gleichartig wäre. Ja, es märe sogar

bei der Kleinheit dieser Bezirke Etwas mir Parlamentarismus möglich. (Eine gründliche Untersuchung dieses nebelhaften Begriffes würde sehr viel Raum er» fordern.) Dagegen sieht Jeder, einerlei, welcher Theorie vom Staat er huldigt, auf den ersten Blick, daß Leute, die nicht drei Stunden in einem Saal beisammensitzen, ohne einander zu beschimpfen und wie milde Thiere anzufallen, keine zum Handeln fähige Körperschaft, darum auch keine gesetzgebende Ver» scimmlung bilden können. Ein aus Delegirten der Landtage oder Landschaft» Tage gebildeter ReichSrath könnte also nur die Aufgabe haben, die Centralregirung zu informiren, Beschwerde zu führen, Wünsche auszusprechen. Vor» schlage zu machen; die Centralregirung märe in diesem Fall nur als rein mon» archische denkbar. Es ist kein Grund vorhanden, warum bei einer solchen Kombination von Centralismus und Föderalismus die 9'/« Millionen Ma» gviren anders behandelt werden sollten als die 6 Millionen Czechen. Daß ihnen fast die ganze östliche Richshälfte zur Bethätigung ihrer beiühmten politischen Begabung eingeräumt worden ist, muß als eine Verirrrung schmacher Staatslenker bezeichnet werden. Diese politische Begabung, nicht des ganzen kleinen Reitelvolkes (unter den 9^ Millionen sollen ein paar Millionen ma» gyarisirte Slaven, Deutsche und Jaden stecken), fondern nur seiner Adelskaste, besteht in dem kräftigen Willen, mit dem sie ihre Herrschaft durchsetzt und aufrecht erhält, so weit ihre Machtsphäre reicht. Aber Das, was den Kullurstaat ausmacht: Gemerbfleih, Wirtschaftlichkeit, eine gute Verwaltung, zum Theil auch die Intelligenz, müssen die anseien im großen Donaubccken wohnenden Nationalitäten liefem, die als Unterworfene behandelt werden. Daß ihnen der finisch-ugrische Dialekt aufgezwungen wird, den die verständigeren Urgroßväter der heutigen Magyaren als ungeeignet für eine moderne Staatsprache erkannt und durch die lateinische Sprache ersetzt hatten, ist ein ganz unerträglicher Zustand. Eher ist noch Polen und Czechen zu verzeihen, wenn sie nicht allein ihre Sprache leidenschaftlich lieben, sondern auch, vom Größen» wahi befallen, sie Anderen aufzudrängen versuchen, denn sie gehören einer Rasse an, die 120 Millionen Angehönger zählt und ein geschlossenes Gebiet von gewaltiger Ausdehnung füllt. Sie können also wohl der Einbildung verfallen, ihnen werde möglich sein, ohne die Kultur und die Sprachen des Westen? auszukommen oder sogar dm Westen einmal zu beherrschen. Aber ein Völk» chen, daS riekünk, nsktek. nokik konjugirt, sperrt sich selbst vom Leberisborn ab, wenn es sich in seinen barbarischen Dialekt verschanzt; und wenn sich von ihm Andere mit ab> und einsperren lasten, so sind diese Anderen entsetzlich dumm oder bejammernswert!) schwach. Seine politische Begabung (Das heißt: seinm starken Willen und sein Herrschertalent) würde der ma» gyarische Adel fruchtbarer als jetzt verwenden, wenn er ihn in den Dienst der Centralregirung stellte und dadurch dem molluskenhaften Deutschösterreicher'

thum zu Rückgrat verhülfe. Denn leider fehlt außer der energischen Tynastie zur Verwirklichung deS angedeuteten Programms noch ein Zweites: eine energische und einige deutsche Bevölkerung. Bisher haben die österreichischen Deutschen das Bischen politische Energie, das ihnen zur Verfügung steht, dazu verwendet, sich selbst zu zerfleischen; dem energischen Monarchen würde darum das Deutsch» thum nur in der Form der Bureaukratie dienen, nicht mit seiner vollen Kraft und Kulturmacht als freiwilliger Bundesgenosse beistehen.

Es gilt im Allgemeinen als thöricht, auszumalen, was geschehen könnte, wenn gewisse Bedingungen erfüllt wären, die eben nicht erfüllt find. In diesem Fall jedoch ist es vielleicht nicht so ganz thöricht. Denn daß dem Kaiser» reich noch einmal ein genialer und energischer Stattsmann beschert wird, läßt sich doch wenigstens denken. Der aber würde es wahrscheinlich auf der eben beschriebenen Bahn versuchen, die schon mehrmals eingeschlagen morden ist.

Die fiebenbürgischen Sachsen (wenig über 200 U00 Seelen) find nur ein kleines Häuflein, doch als eine ihre Umgebung überragende Kulturmacht nicht zu unter» schätzen und ihre Führ« haben nach einem Centralismus, der historische Rechte und nationale Eigentümlichkeiten achtet, sehnsüchtig verlangt, wie man aus der Biographie ihres I»9 j im sechsundsiebenzigsten Lebensjahre verstorbenen Bischofs Georg Daniel Teutsch erfährt. (Sein Sohn Friedrich hat sie bei W. Krafft in Hermannstadt herausgegeben.) Im Mai 1«48 freilich haben auch die Sachsen im klausenburger Landtag für die Union mit Ungarn ge« stimmt. Männer wie Teutsch, weil die Union vom ungarischen Landtag be» schloffen, vom Kaiser gebilligt worden war und Widerstreben wahrscheinlich den Bürgerkrieg zur Folge gehabt hätte; die jüngeren Leute sogar mit Begeisterung, weil sich in Ungarn frisches Leben zu regen schien, das ihnen Reform und Ellösung aus mancherlei veralteten Zuständen versprach. Aber die Masse deS sächsischen Volkes empfand diesen Beschluß als einen Schlag. Man hatte die Empfindung, man sei nun der Großmuth der Magyaren preisgegeben, und man hatte wenig Vertrauen zu dieser Großmuth. Und als es dann doch zum Bürgerkriege kam, standen die Sachsen treu zum Kaiser. Sie »cum auch von Wien nicht immer gut behandelt morden und eine Bureaukratie, die ihnen zumuthete, zu einem Tänzchen im eignen Haus die polizeiliche Eilaubniß nachzusuchen, war ihnen in der Seele zuwider. Dennoch hielten sie ihre Selb» ständigkeit und ihr Volksthum für Keffer geborgen unter der Herrschaft und oem Schutz von Wien, und wenn ihre tapfere Bürgermehr, die begeistert für den Kaiser in den Kampf zog, nicht viel zu leisten Gelegenheit fand, so lag Das nur an der elenden Führung des österreichischen Heeres. Freilich war auch das Verhalten der Revolutionäre nicht geeignet, ihnen Liebe zu Ungarn einzuflößen. Die Szekler plünderten die sächsischen Städte, wütheten be» sonders gegen die Bibliotheken und wifsenschaftlichcn Sammlungen der söch»

fischen Gymnasien, machten Sächsisch-Regens dem Erdboden gleich und das Land „entsetzte sich über die grausamen Thaten" der Horden Kossuths, der aus seinem Haß gegen die Sachsen kein Hehl machte. Nach dem Tage von Vi» lagos entließ Clam-Gallas die schSszburger Nationalgarden mit einem Tages» befehl, der ihnen die höchste Anerkennung aussprach; ihr Hauptmann Teutsch wurde durch eine besondere Ansprache geehrt. Er war damals Lehrer (und wurde kurz danach Rektor) am Gymnasium seiner Vaterstadt.

Die Schilderungen des Schullebens der fiebenbürgischen Sachsen sind die anziehendsten Theile des Buches. Unter fremde Nationen verschlagene Volkssplitter pflegen alte Traditionen treuer zu bewahren als das Stamm» land. In Deutschland hatte die eigenthümliche Gelehrtenkultur, die Melanch» thon durch die Verschmelzung des lutherischen Glaubens mit dem Humanis- mus geschaffen, nur kurzen Bestand. Bald trat das humanistische Element hinter die Orthodoxie zurück; diese mich dann im achtzehnten Jahrhundert einem religiös-indifferenten Neuhumanismus, der im neunzehnten von der naturwissenschaftlich-technischen Strömung bedrängt wurde. Durch die Schilde- rungen TeutschS fühlt man sich in die Schulen Strasburgs und Goldbergs zurückversetzt, in denen Sturmius und Tiotzendorf die oomehme Jugend zur eruäits, alc^uo eloqusns pistas erzogen; nur mar es dort nicht eine adelig- patrizische, sondern eine bäuerlich-kleinbürgerliche Jugend und der in diesen Schulen waltende Geist war humaner, als eS die Härte deS sechzehnten Jahr- hunderts gestaltet hätte.

Die schäfzburger Schule liegt neben der Kirche auf einem bewaldeten Hügel, der von den Resten alter Festungmerke umwallt ist. Gemeinsame Arbeit von Lehrern und Schülern hatte den Eichenwald in einen Park verwandelt und in der Nähe der Gebäude herrliche Gärten geschaffen, in denm edles Obst und gute Trauben reisten. Den Kern der Anstalt bildete das Gymnasium; an dieses schloß sich ein Schullehrerseminar an, dessen Zöglinge in der An- stalt wohnten und in einigen Fächern am Unterricht der Gymnasiasten teil- nahmen; in dm Gärten lernten sie praktisch den Obst» und Gemüsebau, Für eine Uebungschule standen ihnen die sämmtlichen Abcschützen des Städtchens zur Verfügung, für die es eine eigene Schule nicht gab. Sie wurden von den Seminaristen privatim, in deren Kammern, im Lesen und Schreiben so weit unterrichtet, daß sie, gewöhnlich schon nach zwei Jahren, in die unterste Gym» rmsialklasse eintreten konten. Der fünfjährige Georg Daniel wanderte morgens mit einigen Aepfeln in der Tasche (Das war sein ganzes Frühstück; der Vater Seifensieder frühstückte gar nicht; nur die Mutter erlaubte sich verstohlen in einer Ecke ein SchSlchen Kaffee) auf den Berg. Wurde er an heißen Sommer, tagen schläfrig, so legte ihn der gute Seminarist aus sein Bett. Beim Er» wachen sah dann wohl der Knabe seinm Lehrer »or sich stehen, in der einen

Hand dm herzerfreuenden Homer, in der anderen die saure Gurke, mit der er seinen Leib erfrischte. Die siebenbürgischen Gymnasien waren völlig autonom. Die Lehrer eines jeden vereinbarten den Studienplan nach eigenem Ermessen und jeder lehrte nach eigenen Heften. Um aber nicht in der I oli ung auf Irrwege zu geraten, lichteten sie „Lustrationen" ein, die darin bestanden, daß jedes Gymnasium von Lehrern der übrigen besucht und nach vollzogener Prüfung sein Zustand in gemeinsam« Berathung begutachtet wurde. Tie Disziplin hielten die Schüler in weitgehendem L<zIt'Sov«rnmeiit selbst ausrecht durch den„Rlx", den jeder Coetus aus seiner Mitte wählte; was der Rex in seinem Wirkungskreis geschlichtet hatte, Das war auch für den Rektor abgethan. Schwerere Fälle wurden natürlich vor den Reltor gebracht, der sie in dem allsonnab«idlichen ,,^u6iLium" entschied; Teutsch hielt dieses sehr feierlich ab; immer im schwarzen Frack. Jugendlichem Muthmillen wurde sehr weiter Spielraum gegönnt, nur Gemeinheit, Niedertracht und Bosheit hatten auf keine Schonung zu rechnen. Welchen Grades von Souverainetät sich die Lehrerkollegien erfreuten, mag man daraus entnehmen, daß das schSszburger Gymnasium einmal einen ganzen Coetus sitzen bleiben ließ. Pedantisch war man in keiner Beziehung Lockte an einem Sommertage die Sonne gar zu freundlich, so trat der Primus der Klasse vor den Lehrer und bat in lateinischer Ansprache um Freigabe des Nach» mittags. Hatte der Lehrer keinen besonderen Grund zur Unzufriedenheit, so erfüllte er den Wunsch. Unter seiner Führung gings dann hinaus auf dm Berg zum Spiel, das megm der Klüfte, die ihn durchzogen, nicht ganz un> gefährlich mar, oder auf das Floß, auf dem man sich zum Bad in dir Kokel entkleidete. Manchmal, wenn sich die lustige Bande in den Gängen des Gartens tummelte, hörte man aus der Laube, die im Geäst einer großen Esche ange- bracht mzr, das am«, amar eines besonders eifrigen Schülerleins her» abschalten. Als Rektor wohnte Teutsch in seinem väterlichen Häuschen und stieg oft nachts den Berg hinauf, da? Internat zu besuchen. In welchem liberalen Geist und doch wie wirksam er dessen Ordnung so pur clistnrie« aufrecht erhielt, beleuchten hübsche Anekdoten. In herrlichen Schulfesten, an denen die „Chlamydaten" (so hießen die Schüler der Oberklassen) mit den BürgertSch» tern im Grünen tanzten, wird das Glück dieses Schulparadieses der Außen» melt offenbar. „Ich beneide Sie um dieses schöne Leben", sagte ein k. k. Akten» mensch, der die Anstalt inspizirte, zu den Lehrern.

Die innige Verschmelzung von Volksthum, Religion und klassischer Bildung war die Wurzel, aus der dieses schöne Leben entsprang. Die Schulen waren Kirchenanstalten, die Lehrer Theologen. Tie evangelische Kirche res Sachsen» völkchens mar autonom und diese kirchliche Autonomie mar die Form, in der sich die nationale Autonomie behauptete. Diese Autonomie, in e nem Gesetz von 1653 anerkannt, berechtigte die Sachsen zu der Forderung, daß das Auf»

fichttrcht des Staates über ihr Kirchenwesen nur durch Evangelische ausgeübt meide. Zivar rourde ihnm die Autonomie formell durch eine kaiserliche Ver» ordnunq im Jahr 1807 genommen, aber thatsächlich behaupteten sie ein reich» lickes Maß von Selbstverwaltung und strebten (so lange Teutsch wirkte, unter dessen^Führung), die volle Autonomie auch formell zurückzuerobern. Nie ist einem ihrer frei gewählten Bischöfe in Wien die Bestätigung versagt worden. Und innerhalb der autonomen Kirche nun behaupteten die Schulen ihre eigene Autonom'c. Nach Absolvirung des Gymnasiums besuchte der Student, der Lehrer oder Pfarrer werden wollte, die evangelisch°thcologische Fakultät in Wien und vervollständigte dann seine wissenschaftliche Bildung in Tübingen oder in Berlin. Tcuisch war nur in Berlin gewesen. S.in Schützling Georz Schüller durfte beide Hochschulen besuchen. Er mar als neunzehnjähriger Bauernknecht nach Schäßburg gekommen, um Lehrer zu werden. Teutsch erkannte sein Talent und sein reines Streben, ermutigte ihn, nach Vorbereitung durch Privat- stunden vis Gymnasium durchzumachen, und brachte dann die Mittel fürs Aus- Zandsstudium durch Sammlungen auf. Zwanzig lange Briefe des damaligen Rektors an Schuller beurkunden das schöne Verhältnis; zwischen Lehrer und Schüler, das in der reinen Lust dieser Anstalten gedieh.

In den mittleren Lebensjahren pflegte der Lehrer ein Pfarramt zu über» nehmen. Teutsch erklärte diese Einrichtung geradezu für nothmendig, weil ohne sie die Gymnasien „Veteranenkolonien" «erden würden. Das eiinnert mich an eine Aeußerung Herbarts. Der meinte, der Gymnasiallehrer solle nicht mehr als vierundzwanzig Jahre im Schuldienst zubringen; und zwar solle kr drei Jahrgänge von Sexta bis zum Abiturium führen (der Kursus dauerte damals nur acht Jahre>; für ein viertes Mal sei er nicht mehr frisch und elastisch genug und fehle ihm die Lust. Die siebenbürgischen Gymnasien hatten, dank jener Einrichtung, immer jugendfriiche Lehrer; die Pfairer aber waren theo- retisch und praktisch durchaus befähigt, die Volksscbullehrer ihrer Parochien zu beaufsichtigen. Und außerdem mar diese kirchliche Schulorganisation das Mittel, den deutschen Geist im Sachsenvölkchen lebendig und dieses selbst lebensfähig zu erhalten. Dauernde Lebensfähigkeit und die Kraft, sich inmitten fremder Naiionalitätcn zu erhalten, könne, so pflegte Teutsch zu sagen, nur aus höherer Bildung stammen; denn mag einem Volk Macht verleihe uns was die Welt regire, sei doch zuletzt der Geist. Dm Geist aber eineu rte das Sachsenvolk stetig aus der Quelle, aus der ihn seine Theologen schöpften, aus den Hoch- schulen des Stammlandes, Teutsch für seine Person noch durch die säst all- jährliche TheilnaKme an den Versammlungen des Gustav-AdoIf>Vereins m>r> durch seine historischen Arbeiten; er erforschte und schrieb die Geschichte der fiebcndürgischen Sachsen. Historischer Sinn und ein eifriger Reformgeist sind selten in einer Person vereint; Teutsch verban» beide Vorzüge; bei seinen Ae»

Die Zukunft,
formen und Neuorganisationen leitete ihn die Ueb«rzeugung, daß nur Dem, was in der Vergangenheit fest und tief wurzele, die Zukunft gehöre. Die Gegenwart aber faßte er mit klarem Blick ins Auge und förderte darum die Realien. Das schöne Verhöltniß, das zwischen ihm und seinen Schülern de» stand, ist typisch für die damaligen deutschen Gymnasien Siebenbürgens. Die Lehrer waren für ihren Beruf begeistert und widmeten ihren Schülern die lieb«' vollste Fürsorge. Diese schenkten ihrer, Lehrern volles Vertrauen und bewahrten ihrem Gymnasium eine beinahe leidenschaftliche dankbare Zuneigung.
Und dieses reiche, schöne, fröhliche Geistesleben blühte in einer materiellen Armuth, von der sich ein heutiger Mitteleuropan kaum noch eine Vorstellung machen kann. Teulsch bezog 1845 als Konrektor 101 Gulden Gehalt (einen ganzen Vierteljahresgehalt ver»endete er auf die Anschaffung von Schlossers Weltgeschichte). Die Ernährung wurde den schäßburger Lehrern dadurch erleichtert, daß die Bürgerhäuser die «Coquin", die Miltapmahlzeit, auf den Berg schickten, die von den Lehrern uns den Togaten (so hießen die in der Anstalt wohnenden Schüler wegen ihrer Uniformtoza) gemeinsam verzehrt wurde. Eine Nebeneinnahme gewährten die Lebensläufe von Verstorbenen, die den Lehrern fürs Begräbniß anzufertigen oblag. In Agnetheln, wo Teutsch Pfarrer mar, bis er 1867 zum Bischof gewählt wurde, standen um die Kirche herum thmmartige Vorrathshäuschen, in denen die Bauern ihren Speck aufbewahrten. Jedem Lehrer aar ein „Thurm" zugewesen. Sonnabends stellte er an die Thurmtreppe einen Schulknaben, der jedem herabkommenden Bauern sagte: „Der Herr Kantor (oder Rektor) läßt bitten um ein Stück Speck", worauf der Angesprochene ein Stückchen abschniit uns auf die Schüssel legte. Die meisten Psarr» und Schulhäuser waren aus Lehm und Bohlen gebaut und manche fand Teutsch auf seinen bischöflichen Besichtigungreisen in einem jam» merlichen Zustand; so eins, m dessen einzigem ungedielten Wohnraum durch eine Bretterwand ein „Siudirzimmer" für den Pfarrer abgetheilt war. Na» türlich hat Teulsch nach Kräften sür Abhilfe gesorgt, aber so schrecklich wie wahrscheinlich den meisten Lesern find chm diese Dinge nicht vorgekommen, denn auch seine Eltern hatten nur eine einzige große Stube gehabt, in der die Familie sammt den Kostschülern wohnte, speiste und schlief und in der zudem noch die Leifensiede ei betrieben wurde.
Der Armulh ist ja, seit sich der Staat der Schulen angenommen hat, einigermaßen abgtHolsen norden; atec wie es um die Autonomie und um den deutschen ö'eisi steht, s,it statt des entsc.nten und lässigen Wim das nähere uns schuldige Budapest rc^lit, ist ja allgemein bekannt. Teutsch hat trop der verzweifelten Lage des Latisenvölkchens die Hoffnung auf dessen Erhaltung und gcreihliche Entmickelung niemals aufgegeben und er mar um so mehr im S>ank!>, das Aeufcrsic zu re hüien, weil er, ganz frei vonFanatis»

Skizzen,
mus, für seine Person freundschaftliche Beziehungen zu den budapester Ge»
waltigen zu unterhalten verstand. Er versicherte immer, daß er die guten
Eigenschaften des Magnarenoolkes und den Geist seiner Staatsmänner schätze
und daß an den Mißhelligkeiten hauptsächlich die ausführenden untergcord»
neten Organe schuld seien. Doch charalterisirt er ganz richtig das Magvaren-
thum, wenn er bei der Beschreibung des Pomps, mit dem 1892 das Krönung»
jubiläum gefeiert wurde, hervorhebt: nur der Fardenglanz des magyarischen
Adels und der katholischen Hierarchie Hube den Staat und das Volk repräsen»
tirt; von einem Bürgerthum, von einer Geistcsaristokiatie sei nichts sichtbar ze»
wesen. Für die Geschichte der nationalen Kämpfe der siebenbürgischen Sachsen
bis zum Jahr Z 893 findet man in dem Buch eine Menge wichtiger Urkunden.
Neisse. Karl Jentsch.

Skizzen.
Falterliebe.
mar ein schöner Tag, Die Sonne mar im Sinken. Die Blumen hatten
ihren Duft gespendet und wollten schlafen gehen.
Ein Nachtsalter war durstig und hungrig. Im Garten flog er zwar
üppig und prangend dahin, aber er schleppte sich von Blume zu Blume, Stärkung
und Befrieligung suchend.
Eine schöne Rose mar noch nicht eingeschlafen; zu der setzte er sich.
O, wie sich die Blicke trafen, sehnsuchtvoll verlangend!
„Du bist es; zu Dir muß ich mich neigen."
Die Rose mar schön,
Ter Mond kam langsam von Osten herauf.
Wie sich der Falter zum Kuß neigte, glaubte die Rose, ihn in der Um»
armung ganz berauschen zu müssen.
Der Nachtsalter hatte schon Viele berührt; er wurde müde und küßte
sie. Taumelnd sank die Rose zurück: „Mehr! Mehr"! Da flog der Falter
schweren Flügelschlages von bannen in sein Gehäuse unter dem Dachfirst.
Unbefriedigt seufzte die Rose ihren Duft in den Garten, „Ach! Warum
bin ich jetzt allein!" So gings die halbe Nacht.
Ein großer Trauermantel näherte sich ihr und sog, keck seinen Durst
stillend, ihren Dust ein.

4SU
Die Zukunft.
Als es zu tagen anfing, schämte sich die Rose und ward dunkelroth,
so roth, daß sie die Sonne nicht grüßte. Das konnte sie nicht ertragen. Der
Morgenwind schüttelte sie. Da sielen ihre Blätter, eins nach dem anderen,
ins thaufeuchte G as — ihr Grab.
Fieber,
Mir war nicht wohl.
Der unaushörliche Regen, der sich aus den an den Bergen hängenden
Wolken ergoß, hatte die schon schlechte Stimmung noch verschlechtert. Gegen
Abend rüttelte mich ein Schüttelfrost und ich mußte schnell ins Bett. Da
lag ich nun. Meine Augen heiß und fiebrig, mein Körper eisig. Der Kopf
wurde klein, die Arme schrumpften zu mageren Knochen zusammen, die Finger
bekamen lange, meterlange Nägel. Der Leib schmoll auf, riesengroß; auf der
gedunsenen weißen Masse ein schwarzes Kreuz. Ich rang nach Athem. Blei-
schwer lag es mir auf der Brust. Die Spinne, zu der ich geworden, hatte
einen Faden gesponnen. Hinauf, hastig hinauf an dem Faden aus der be>
klemmencen BedrSngmß zur Befreiung! Der Faden riß. Ich siel in eine
bodenlose Tiefe, zitternd, ächzen) und stöhnend. Kalt... Es mar aus. ..
Ich mar tot!
Man hatte mich in eine Kiste gepackt und auf den Balkon gestellt.
Ganz gegen meine Anordnung. Ich wollte im Musikzimmer stehen und dann
verbrannt werden
Fremde Menschen waren in meiner Wohnung und eigneten sich meine
Sachen an. Ich wollte ihnen zurufen: „Hier! hier liege ich; ich sehe Alles!
Wie kommt Ihr dazu, meinen Schreibtisch zu öffnen, mein Tagebuch zu zer»
reißen, meine Bilder zu zerstören? Sie gehören ja mir! Ich ... ich will
es nicht, ich verbiete Euch, Das zu thun! Macht den Schreibtisch zu! Ich ...
schlage , . . Euch . . . tot!"
Da warf der Wind die Balkonthür zu.
Festgenagelt lag ich draußen in der Kiste,
Schatten tanzten an der Decke meines hellerleuchteten Zimmers.
Grauenvolles Mufikgetöfe, Fürchterliches Lachen,
Da kein Leidtragender za meinem Begräbnis; gekommen mar, ging ich
allein hinter meinem Sargkasten e nher und weinte bitterlich. Jeder Schritt
gab mir einen Stich in Herz. Angstvoll sah ich mich den Berg hinauftrazen.
Zwischen mir und meiner Leiche wurde der Abstand immer größer. Mit dlei>
schneien Beinen sing ich zu laufen an. Schmeißtriefend erreichte ich den
Hügel vor dem Kirchhof,
Da ließ man mich gerate ins Grab fallen.., Das erlebe ich nicht wieder!
Wiesbaden. Paul Ka lisch.
«25

Die Landung in England,

Die Landung in England.

^A^e Möglichkeit, eine Armee in England zu landen, wird in neuster Zeit wieder mehr erörtert als jemals seit dem Tage von Trafalgar. Lord Robert of Kandahar, der Höchstkommandirende der britischen Armee im Buren» krieg, glaubt an die Möglichkeit der plötzlichen Landung einer deutschen Armee von zweihunderttausend Mann. Eine sehr hohe militärische Persönlichkeit in Deutschland hat erklärt, daß eine solche Landung nicht unmöglich sei. Anders ist die offizielle Sprache der beiden Regirungen. Der englische Kriegsmir,ister Halsane und die Norddeutsche Allgemeine Zeitung stimmen darin überein, daß solche Landung unmöglich sei

Pompejus und Ccassus mögen sich manchmal in Rom darüber unter» halten haben, ob der kühne Plan ihres Freundes und Rivalen Julius Caesar, mit einer Flotte über den Kanal zu setzen, nicht ein wahnsinniges und aus» fichtloses Unternehmen sei. Und in der That war von allen großen Kriegs» thaten dieses Genies, von dem noch heute die größten Herrscher des Kontinentes den Namen als Titel entlehnen, der zweimalige Uebergang über den Kanal in den Jahren / 5 und 54 vor Christus die gemagteste und gefährlichste. Der erste aller Kaiser athmete in beiden Jahren erleichtert auf, als er den Boden >, des Kontinents wieder unter seinen Füßen hatte. Und fast hundert Jahre hat es gedauert, bis sich die Römer abermals an die Eroberung der britischen Insel wagten. Auch mährend der Völkerwanderung sprach man von einer Landung in England. Als die Zunahme der Bevölkerung und die Ausbreitung römischer Bildung und Technik die Völker Europas durcheinanderwirbelte, führte der gemaltige Drang nach Land zur Niederlassung im Jahr die Angeln, Sachsen und Jüten über die Nordsee oder vielleicht auch über den Kanal, der Sage nach unter Hengist und Horsa. In der Zeit von «27 bis I04Z landeten die Dänen immer wieder in England. Der Dänenkön'g Knuth der Große hat England von 101« bis 1U4ö beherrscht. Und die Dänenherr» chast hatte noch nicht geendet, als der Vater Wilhelms des Eroberers schon einen Einfall in England plante. Was die dänischen Normannen vermocht halten, mußte den französischen Normannen viel leichter gelingen. Von den Hügeln bei Boulogne sur mer, auf denen später Napoleon Bonaparte so oft träumend stand, konnten sie bei gutem Wetter mit bloßem Auge die viel» begehrte Insel in der Ferne erkennen. Die Flotte, die dieser König der Nor» mannen gebaut hatte, erlitt aber Schiffbruch, wie später die große Armada Philipps des Zweiten. Als eine Erbschaft vom Vater übernahm Wilhelm der Eroberer den Plan, England dem normannischen Reich einzuverleiben. Dieser Herrscher schuf eine Nation, eine Raffe, eine Sprache, ein Weltreich. Die englische Nation, die er dmch seine Landung (am achtundzwanzigsten Sep»

tembermorgen 1066) in der Bucht vo« Pevensey an der südenglischen Küste und durch seinen Sieg über König Harold bei Hostings am vierzehnten Oktober schuf, ist heute die mächtigste und ihre Sprache die verbreitetste auf dieser Erde, Aus der Vermischung der kühnen normannischen Seesahrer mit den Angelsachsen ging das mächtige Jnseloolk hervor, dessen schnell aufmachsende Seemacht und Kolonialmacht den Spaniern ein Dorn im Auge war. Unter der Aegide des Papste?, ausgerüstet mit der päpstlichen Fahne, hatte Wilhelm der Eroberer mit nur zroölftausend Mann die Briteninsel erobert; warum sollte der Segen des Papstes nicht auch Philipp dem Zweiten von Spanien zur Eroberung dieser Insel oerhelfen, die eben der Ketzerei verfallen war? Im Juli 15d« liefen 15V große spanische Schiffe mit 19 ?9U Soldaten und 2000 Geschützen, von 8350 Matrosen und 2080 Galeerensklaven bedient, unter dem Befehl des Herzogs von Merina Sidonia aus dem Hafln von Koruna in Spanien In Tünkirchen sollte sich die große Armada noch mit der Streit» kraft des Herzogs von Parma vereinigen. Dazu kam es nicht. Denn kurz vor der Ausführung dieser Absicht glückte es dem englischen Admiral in der Nacht vor dem achten Augusttag, mit ihm günstigen Wind acht Brander auf die spanische Flotte zu treiben. Die Armada gerieth in Verwirrung, floh, wurde vom Westwind in die Nordsee getrieben und ging an der englischen und schottischen Ostkllste im Sturm zu Grunde.

Die großartigste Vorbereitung zu einer Landung in England ist von Napoleon Bonaparte unternommen worden. Im Jahr 1805 hatte er 170000 Mann für die Landung bereit. Diese Zahl kommt schon nah an die mysteriösen WO 000 Mann deutscher Truppen heran, zu deren Abwehr Lord Roberts und mit ihm die Majorität des englischen Oberhauses die englische Armee auf eine Million Köpfe erhöhen möchte. Schon vor seinem Zuge nach Egypten plante Bonaparte und das Direktorium der Republik (im Jahr 1797) die Landung einer französischen Armee in England. Nachdem am sechzehnten Mai 1803 Großbritanien den Franzosen den Krieg erklärt hatte, sah Napoleon seine Hauptaufgabe in der Vorbereitung der Landung. Am dreiundzmanzigsten August 1805 schrieb er an Talleyrand: „Mein Geschwader ist am vierzehnten August mit 34 Schiffen von Veröl abgesrgelt; es hatte keinen Feind in Sicht Wenn es meinen Instruktionen folgt, sich mit dem Brestgeschwader vereinigt und in den Kanal einläuft, so ist es immer noch Zeit; ich bin der Herr von England. Wenn dagegen meine Aomirale zaudern, schlecht m«wvriren und ihr Ziel nicht erreichen, so muß ich den Winter abwarten, um wieder mit der Flotte zu kreuzen." Der französische Admiral Villcneuoe mar seiner Aufgabe nicht gewachsen. Statt nach Brest segelte er nach Cadix. Am einundzwanzigften Oktober 1805 wurde die französische und spanische Flotte von dem englischen Admiral Nelson bei Trasalgar vernichtet. Seiner Seemacht beraubt, warf sich Napoleon im

Kampf gegen England auf das System der Kontinentalsperre, durch das er bis Moskau getrieben »uro?. Mit Recht hat der sran;ösische Admiral Reveillere gesagt: „Nicht in den Flammen Moskaus ist das Glück Napoleons verblichen; es ist bei Trasalgar gesunken." Tausende von Kilometern haben Napoleons Heere nach der Seeniederlage bei Trasalgar durckrnessen, weil es ihnen nicht geglückt mar, die dreißig Kilometer der engsten Stelle des Kanals zurtickzu» legen. In meinem kleinen Buch „Deutschland und England Ein offenes Wort an den Kaiser" habe ich daran erinnert, daß Napoleon die einzige Mög» lichkeit einer Landung in England, die sichere Chancen bot, übersehen bat. Diese Chance bot das von dem Amerikaner Fulton erfundene Dampfschiff, das am neunten August >>M seine erste Probe auf der Seine mit Erfolg bestand. Im Jahr saß Fürst Metternich im Vorzimmer Nupoleons, als ein Mann mit der Miene eines Verzweifelnden aus dem Kabinct stürzte, Napoleon, der dann den Fürsten Metternich empfing, ging im Kabinet auf und ab und fragte ihn: „Haben Sie den Menschm gesehen, der soeben von mir kam?" „Gewiß", antwortete Metternich, „LK bionl O'vst un lou!" rief Napoleon; „er hat mir vorgeschlagen, die Flotte mit kochendem Wasser nach England hinüber zu treiben!" Tiefer Mann mar Fullon. Als Metternich die Geschichte späler einem deutschen Staatsmann erzählte, fügte er hinzu: „Oft habe ich mich gefragt, wie die Weltgeschichte aussähe, wenn Napoleon die Vorschläze Fultons angenommen hätte und in England gelandet rvöre!" Diese Geschichte hat den Borzug, daß sie wahr ist. Der Staatssekretär des Reichspostamts Or, von Stephan hat sie 1874 in einem Vortrag über „Weltpost und Lustschiffahrt" erzählt. Er hat aber leider den Namen seines Gewährsmannes nicht genannt. Da er ihn „einen unserer hervorragenden Staatsmanner" nennt, „der sich vielleicht unter den Zuhörern befindet", und hinzufügt, kasi er mit ihm vor wenigen Tagen gesprochen habe, so ist schwer zu sagen, wen er gemeint hat. Mit Metternich waren näher bekannt wohl nur Bismarck und der Vater des Reichskanzlers, Staatssekretär von Bülom, der wahrscheinlich den Vortrag seines Kollegen vom Postfach angehört hat. Der amerikanische Kapitän Mahan erklärt in seinem Werk „Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte" den Lanvungplan Napoleons für nicht aus» sichtlos. Er konnte gelingen, ec konnte nicht gelingen. „Ein Seemann", sagt Mahan, „vermag kaum in Abrede zu stellen, daß bei allem Genie Nelsons und trotz der Ausdauer britischer Offiziere irgendein günstiges Zusammentreffen von Umständen möglich mar, daß vierzig oder mehr französische Schiffe in den Kanal gebracht und Napoleon für die wenigen Tage, deren er bedurfte, die Herrschaft über die Straße gegeben hätte."

Im Wesentlichen liegen meines Erachtens die Verhältnisse zwischen Deutschland und England jetzt ziemlich eben so wie damals zwischen Frank»

reich und England; so weit die militärische Möglichkeit einer Landung in Frage kommt, General der Infanterie z, D. W. von Blume, der im „Tag" über Englands Jnvasionbesorgniß geschrieben hat, meint, man dürfe nicht jede Mög» lichkeit einer Truppenlandung auf englischem Boden leugnen; doch sei die Landung nur ausführbar, mmn keine Störung durch die englische Flotte erfolgt. Die Einschiffung von vier mobilen Armeecorps mit je 35 000 Mann, 9000 Pferden und SU00 Fahrzeugen erfordert nach Blume mindestens drei Tage. Die Ausschiffung von Pferden, Fahrzeugen und Munition ohne die Hilfe von Hafeneinrichtungen erfordert auch unter den günstigsten Verhältnissen ein paar Tage. Nach Blumes Anficht ist nicht wahrscheinlich, daß man an der Küste Großbritaniens ausreichende Gelegenheit zu gleichzeitiger Entladung von 180 Schiffen findet. Wenn aber die Ausschiffung nicht gleichzeitig erfolgen kann, so dauert sie eben länger. Die Engländer hätten also Zeit, ihre See» und ihre Landmacht an dem gefährdeten Punkt der Küste zusammenzuziehen.

Wenn man die Möglichkeit einer militärischen Eroberung Großbritaniens erörtert, so muß zuerst festgestellt werden, wie viele Truppen für die Invasion «forderlich find. Die zur Beurtheilung dieser Frage kompetenteste Persön- lichkeit ist sicherlich der Höchstkommandirende der britischen Armee, Lord Roberts. Er glaubt, 200 000 deutsche Soldaten würden den Widerstand der britischen Armee und Bevölkerung brechen. Vor hundertvier Jahren meinte Napoleon, man müsse mindestens 150 000 Mann, wenn möglich, aber 170 000 hinüber» werfen. Schon Julius Caesar ist bei seiner ersten Landung (55 vor Christus) zu der Erkenntnis; gekommen, daß er nicht genug Truppen mitgenommen halte. Statt zweier Legionen mit zusammen «000 Mann nahm er bei seinem zweiten Uebergang im Jahr 54 fünf Legionen mit 2« 000 Mann und M>0 Reiter mit. Aber auch diesmal hatte Caesar einen schweren Stand gegenüber dem an der Themse herrschenden Fürsten Casivellaunus und war froh, daß er nach einem glücklichen Angriff auf das Hauptlager des Feindes zu einem Friedens« schluß gelangte, der ihm einen ehrenvollen Rückzug (wenn auch ohne dauernden Gewinn) nach Gallien ermöglichte.

Wir können stolz darauf sein, daß Lord Roberts die heimliche Zu> sammenziehung, Einschiffung und Transportirung von 2(,0 000 Mann deutscher Truppen für möglich hält. Die Landung Caesars und des RormannenherzogS Wilhelm ließ sich nicht mit solcher Heimlichkeit vorbereiten. Als Caesar Ende August 55 von Boulogne sur mer aus über den Kanal ping und an der gegenüberliegenden Küste bei Dover zu landen suchte, fand er das steile Gestade vom Feind besetzt. Die Römer fuhren deshalb nach einer flachen Gegend der Küste, sahen aber, wie die Reiter, Kriegsmagen und das Fußvolk der Briten ihnen an der Küste nachzogen, in der Abficht, ihre Landung zu verhindern. Endlich versuchten die Römer, anzulegen. Doch ihre Fahrzeuge waren z»

groß, um in dem seichten Waffer sich dem Gestade zu nähern, und die römischen Soldaten mußten bewaffnet ins Meer springen und unter einem Regen seind» licher Geschosse nach der Küste vordringen. Die feindlichen Reiter warfen sich ihnen entgegen und fügten ihnen großen Schaden zu. Noch wenigen Tagen verließ Caesar wie ein Flüchtling um Mittelnacht die britische Küste.

Viele Monate, vom Frühjahr bis in den September 1066, hatte Harold, der König der Angelsachsen, mit einer Flotte und einem Landheer die Küsten des südlichen Englands bewacht, da er über die Landungabsichten Wilhelms von der Normandie genau unterrichtet war. Ein Einfall des Rorwegerkönigs in Ostengland nöthigte Harold, nach Norden zu ziehen. Zwei Tage nach dem Sieg Harolds über den Normegerlönig bei Stamforobridge erhob sich an der Küste der Normandie der von Wilhelm so lange ersehnte Südwind, Die Einschiffung gelang nun. Nach einer glücklichen Ueberfahrt landete Wilhelm am Morgen des achtundzmanzigsten September in der Bucht von Pevensey, ohne auf englischen Widerstand zu stoßen.

Die Geschichte lehrt also, daß ein Angriff auf die englische Insel an weit auseinanderliegenden Stellen den Inselbewohnern gefährlich werden kann. Der Angriff kann an einer Stelle so gewaltig sein, daß das britische Ver» theidigungscorps sich zurückziehen muß. Als Czesar zum zweiten Mal bei Dover landete, flößte seine aus ‚M> Segelschiffen bestehende Flotte, die sich um die Mittagszeit dem Hafen näherle, der starken Macht des Feindes einen solchen Schrecken ein, daß er sich von der Küste zurückzog und , hinter den An» höhm versteckte. Die Inselbewohner konnten nicht 000 geübte Krieger ersten Ranges bei Dover sammeln, Caesar selbst hatte fünfundzwanzig Tage in Calais auf günstigen Wind gewartet und sich erst am Abend zuvor zur Ab» fahrt entschlossen Trotz aller Vervollkommnung der Verkehrsmittel würde es auch heute noch den Engländern nicht leicht werden, an jcsem in Frage kom» Menden Landungplatz 2S W0 oder gar 1U0 000 Mann im entscheidenden Mo» ment zur Verfügung zu haben.

General von Blume meint, für die Einschiffung von vier mobilen Armee-corps würden mindestens drei Tage nöthig sein. Napoleon aber hatte seine Armee von rund 159 000 Mann so geschult, daß die Einschiffung nur zwei Stunden dauerte. Wie ist dieser Rückschritt in der Technik des Einschiffens zu erklären? Bei Napoleon sollte die Einschiffung auf 1977 Fahrzeugen er» folgen, bei Blume auf 180 Dampfern, Wie Caesar und Wilhelm der Er» oberer, so hatte auch Napoleon in Jahre langem Bemühen die Flotte für den Zweck einer Landung an den schmälsten Stellen des Kanals bauen lassen. Die von Napoleon vermerthete Erfahrung dankte er dem großen Caesar. Der wußte, wie die zur Landung tauglichen Boote beschaffen sein mußten. Im sünftcn Buch des _LoIIum AiMeum« schillert uns dieser größte aller Militäischritt-

fteller die Weisungen, die er im Herbst 55 vor seiner Abreise nach Italien den ihn vertretenden Legaten für die Bauart und Gestalt der neu zu bauen» den Schiffe gegcbm hatte. Sie sollten etwas breiter sein als die gewöhnlichen römischen Schiffe auf dem Mittelmeer, damit man sie geschwinder laden und ans Lmd ziehen könne; Caesar hatte gesehen, daß die See in diesen Gegen» den wegen der Köufigen Ebbe und FlutK nicht so hohe Wellen schlage; zur Ueberführung der Ladungen und vielen Pferde aber mußten die Schiffe etmaS breiter scin als auf anderen Meeren. Alle diese Fahrzeuge sollten Ruderschiffe werden, wobei der niedrige Bau gute Dienste thut.

In vollkommener Uebereinstimmung mit dieser Anordnung, die Julius Caesar als besonders wichtig seinem GeneralstadZmerk einverleibt hat, waren auch die auf den Befehl Napoleons gebauten Segelschiffe zugleich zum Rudern eingerichtet, um die Flotte von dem Wind unabhängig zu machen. Die Trans« portfahrzeuge, die Napoleon allein brauchen konnte, mußten klein und von sehr geringem Tiesgang sein der ihnen gestattete, sich in den flachen fran» zöfischen Häsen zu bergen und an der englischen Küste auf den Strand zu laufen, so daß die Truppen aus ihnen direkt ans Land steigen konnten. « Mahan: „Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte.") Schon Caesar hatte seine Transportschiffe von besonderen Kriegsschiffen begleiten lassen. Die selbe Ab- sicht hatte Napoleon. Hohe Segelschiffe konnten als Kriegsschiffe verwendet werden, taugten aber nicht zum Transport der Mannschaften und Pferde, Julius Caesar, Wilhelm der Eroberer und Napoleon Bonapartc waren darüber einig, daß eine erfolgreiche Landung eigentlich nur an den schmälsten Stelle, am Besten zwischen Calais oder wenigstens Boulogne und Dover, durch» gefühlt werden könne. Von dieser Meinung mich Wilhelm der Eroberer freilich ab, als er von Saint-Valeric an der Mündung der Somme nach der Bucht von Pevcnsey übersetzte. Eine Landung von Spanien oder von Deutschland aus «oder mit einem ähnlich weiten Anmarsch) wird immer ein sehr gefähr» liches Experiment sein, schon weil man auf lange Zeit das Wetter nicht vor» ausberechnen kann.

Die militärische Möglichkeit einer Landung stellt sich für die deutsche Kriegsmacht viel günstiger, sobald sie nicht nur direkt von deutschen Häfen, sondern auch von Rotterdam, Antwerpen, Ostends, Dünkirchen, Calais und Boulogne sur mer aus unternommen wird, Sie wird also erst möglich, wenn die deutsche Armee die belgische und nordfranzösische Küste besetzt hat. Nach der Schlacht von Sedan wäre eine solche Landung nicht unmöglich gewesen, wenn Deutschland schon damals über eine ansehnliche Kriegsflotte verfügt und sich zum Bau von Transportschiffen, wie Caesar und Napoleon, mindestens ein Jahr Zeit gelassen hätte. Sollte die deutsche Kriegsmacht jemals von Calais nach Dover eine Landung versuchen, so würde sie dabei insofern in eine

ähnliche Situation wie Caesar kommen, als auch Der den Labienus mit drei Legionen und zweitausend Reitern in dem ihm feindlichen Gallien zurücklassen mußte, um die Häfen zu decken, für Lebensmittel zu sorgen und auf alle Bor» gange in Gallien aus machsamem Auge zu blicken.

Wenn wir außer der Land» und Seemacht nicht noch die Luftmacht hätten, bliebe die Landung einer deutschen Armee trotz AUedem noch recht schwierig und die Chancen Deutschlands mären auch nach der Besetzung von Calais kaum größer als die Napoleons vor Trafalgar. Die Motorluftschiff' fahrt hat aber die Sachlage zu Gunsten Deutschlands geändert. Je mehr die Motorluftschiffzhrt sich ausdehnt, desto mehr hört England auf, eine Insel zu sein. Merkwürdig, daß in den Reden der Mitglieder des englischen Ober- hauses bei der Berathung des Antrages Roberts die Motorluftschiffahrt über- haupt nicht erwähnt wurde. Auf Verbesserung braucht die Motorluftschiffahrt für die Aufgabe einer Landung in England gar nicht zu warten. Unter allen Molorluftfahrzeugcn Deutschlands und Frankreichs ist keins so schlecht, daß eS nicht die einunddreißig Kilometer lange Strecke von Calais nach Dover in einer knappen Stunde zurücklegen würde,

Zeppelins Aluminiumluftschiff Nr. 4, das bei Echterdingen verbrannte, hat in Zt Stunden 650 Kilometer zurückgelegt. Der Halbstarre Motorballon des Majors Groß hat, wie der unstarre des Majors von Parseval, schon rund 380 Kilometer ohne Unterbrechung in der Luft zurückgelegt. Selbst der nicht von Gas getragene Drachenflieger des Mr. Wright hat mit zwei Per- sonen an Bord rund SO Kilometer in anderthalb Stunden durchflogen.

Wie Caesar und Wilhelm der Eroberer, so würden auch die Motor- luftfahrzeuge gut tbun, auf den günstigen Wind zu warten; aber nach alter Erfahrung giebt es fast in jedem Monat mindestens einmal günstigen Süd- wind, der das Motorluftfahrzeug schnell, vielleicht in weniger als einer Haiben Stunde, von Cilais nach Dover trügt. Caesar, Wilhelm und Napoleon haben Jahre darauf verwandt, die Flottin zu bauen, die ihre Armeen über den engen Kanal tragen würden Warum soll Deutschland nicht auch Jahre lang Zeit haben, um sich eine ausreichende Motorlustflotte herzustellen? Caesar muszte Jahre lang in Feindesland an seiner Landunaflotte zimmern. Wenn Wil- helm der Eroberer dm Bau der Landungflotte nicht in langer Arbeit mit dem größten Eifer als seine Haupltbätigkeit betrieben hätte, so märe ihm wohl nie- mals geglückt, den Umschlag des Windes schnell auszunutzen und 12 000 Mann auf ISU0 Segelbooten über den Kanal zu werfen.

Die nautische Fähigkeit Caesars und des Normannen war der britischen von damals überlegsn. Napoleon hatte darunter zu leiden, daß die Engländer ihm zur See gewaltig überlegen waren. Tie britischen Seeleute leisteten mehr als die französischcn; dazu kam noch die Ueberlegenheit der Zahl. Heute

braucht man durchaus nicht anzunehmen, daß die britischen Seeleute und Kriegsschiffe leistungfahiger sind als die deutschen. Auf dem Gebiet der Aero> nautik aber sind mir ihnen überlegen. Und mit Sicherheit kann man heute schon sagen, daß die Engländer auf dem Gebiete der Motorlujtschifffahrt uns niemals überflügeln werden.

In meiner Brochure „Deutschland und England" luve ich die Wog, lichkeit einer solchen Landung erörtert und darauf hingewüsen, daß die Aus> dehrmng der Motorluftschiffahrt eine Bürgschaft für den Weltfrieden bietet. Mit'Recht sagt Professor Dr. von Schulze. Gaevernitz in sciner Schrift „Eng> land und Deutschland": „Die dcutsch.englische Frage ist dann beseitigt, wem England im Kriege gegen uns einen zu großen Einsatz wagen müßte, JeseZ Panzerschiff, das die deutsche Flagge über die Wellen trägt, ist eine neue Ae> wahr dafür, daß das englische Volk Deutschland als eine gleichberechtigte Bischt anerkennen und sich auf dem Boden friedlichen Wettbewerbs zurück- halten wird," In voller Uebereinstimmung mit diesen Aussührungen des irei» burger Nationalökonomen halte ich es nicht für nützlich, wenn die deutschen offiziösen Blätter zu beweisen suchen, daß mir niemals in England eine Arm« landen können, Frankreich und Rußland wären längst über uns hergefallen, wenn im Ausland nicht bekannt wäre, daß Millionen trefflich ausgebildeter deutscher Soldaten blutige Vergeltung üben würden. Die Betonung der eigene« Ohnmacht verstößt gegen den uralten, bemährten Satz: „Li vi« paeem. psr» bellum!" Keiner englischen Dreaonought könnte es angenehm sein, roeni. sie im Kinal von den heute in Deutschland vorhandenen sechs Motorlustsch,ffen verfolgt würde. Wenn diese sechs Motorballons provisorische Ballonhüllen in Calais vorfinden, so können sie die Strecke von Calais nach Tooer zu einer für Kriegsschiffe sehr unbequemen Passage machen.

Reg .Rath Rudolf Martin.

Wenn mir möglich gewesen wäre, von Egypten mit einer starken Truppe nach Indien zu geheimhalte ich dieEnglSnder herausgejagt. DerOrientwarletnur auseineri M,inn. Wer Egypten hat, ist Herr desJnderreiches, Die Russen werden es erober,!: sir sind auf dem Weg zur Erdherrschaft, Tie Engländer sind Esel; an ihrer Stelle Höne ich mir in den neuen Bertrügen das Vorrecht ausbedungen, in den chinesischen undirdiichni Melvässern allein Schiffahrt undHandel treiben zu dürfen, Batavia d'n Holländern, die Insel Bourbon den Franzosen lassen: lächerlich! Auch den Amerikanern müßte dak Chinesische Meer gesperrt sein. Eine lückenlose Ktistenblvkade würde sie zwingen jeden Wunsch Engtands zu erfüllen, sie sind Kaufleute, nichts weiter, und fi„den ihren Zinhm nur in der Geldhäufung, Eine dreijährige Blokade würden sie nicht aushalten, S,it es kein Frankreich mehr giebt, kann England der Will besetze aufzwir gen: wenn es seine Tiuppen vom Kontinent zurückzieht und sich auf seine Seemacht beschränkt, km n ei rhun, was ihm belieb', so lange es in Indien vor den Russen Ruhe hat, (Napoleon)

Lagardt als Lyriker,
4!>S
Lagarde als Lyriker.

DMudwig Gurlitt hat in seiner lebhaften Art erzählt, mir spurlos im Grunde der Tod Pauls de Lagarde an der Oeffentlichkeit vorbeiging. Der von allen Autoritäten seiner Zeit bekämpfte, ja, vervehmte Mann hat so wenig An» erkennung seines Wirkens und seiner allgemeinen Schriften außerhalb seines wissenschaftlichen Spezialgebietes gefunden, daß nur fiebenzehn deutsche Blätter seiner gedachten Und Gurlitt selbst hatte damals nicht den Muth, unter einen Nachruf seinen Namen zu setzen. Er hatte diese Unterlassung inzwischen längst gutgemacht und auch er ist, wie ich vermuthe, zu Lagarde erst so recht zurück- geführt morden durch den Rembrandtdeutschen, dessen Werk nach vielen R^cht» ungen hin lebendige Anregung verstreut hat. Die „Deutschen Schriften" Pauls de Lagarde gaben ja schon einm Theil der Forderunzen, die dann später der Rem brandtdeutsche und nach ihm so viel Andere aufgestellt haben; und Lagarde selbst konnte noch bei der Sammlung seiner „Deutschen Schriften" mit einiger Genugthuung darauf Hinmeisen, daß Vieles, was er einst als Vorläufer aus» gesprochen hatte, inzwischen alltäglich geworden sei. Wenn er freilich wünschte, daß sein Buch durch die erkannte Gemeingiltigkeit seiner „Schroffheiten" bald durch und durch langweilig erscheinen möge, so hat er gründlich geint: die „Deutschen Schriften" sind heute so wenig langmeilig wie je und selbst da, wo Lagarde auf Abwegen war oder wo man mit diesem ganz persönlichen Denker persönlich nicht einverstanden ist, bleibt er einer der interessantesten, gebildetsten, geistvollsten und echtesten Schriftsteller, die Deutschland jemals gehabt hat. Ohne die lodernde Beredsamkeit TreitschkeS und ohne dessen klaren Blick für die politische Kleinarbeit des Tages neben der Richtung aufs Große erinnert LagarKc doch sehr stark an diesen nationalen Meister, theilt mit ihm die starke vaterländische Leidenschaft und die Verachtung des Parteimesens. Nur gelingts ihm freilich selten, eine einzelne Gestalt so im Ganzen und Großen zu sehen, wie Treitschke es vermochte.

Lagardes Gedichte stehen durchaus organisch innerhalb seiner schrift- stellerischen Thätigkeit. Oder wollte man die lyrische Ader dieses Mannes be- zweifeln, wenn man mitten in seinem Aufsatz über die Lage des Deutschen Reiches Sätze liest wie diese: „Ich bin nachts am Meer durch die Dünen ge> wandert: im Sand knirschte und fraß die harte, kurze, ebbende Fluth: der Seewind schlief im Ried, aus dem der Schrei des aufgeschreckten Seevogels emporfuhr, um sofort jäh in dem weiten Schweigen zu versinken: ich habe im gluthhellen Mittagslicht felsigstes Hochgebirge durchstreift, wo Pans Schlaf die Seele so ängstigte, daß unwillkürlich der Mund liebe Namen rief, um ihr das Gefühl der Verlassenheit zu nehmen: aber was ist solche Einsamkeit des

Ozeans und der Alpm gegen die Einsamkeit, die jetzt mitten im GervM 5»
Menge Alle umfangt, welche, Söhne alter, versinkender Zeit, Bürger ein«
künftigen Welt, mühsöligen Trittes und schweigenden Mundes, zu besinn
Arbeit ungeschickt und unberufen, Nehren und Aehrchen lesen zum Gebrauch
für Gottes Kinder im Winterschnee, zur Aussaat für den — ach, 5« fernen
— neuen Tag, der sich ja freilich mit seinm breiten, goldenen Wogen prächtiz
Bahn brechen, den aber des jetzt tändelnden und sich anlügenden Gescb!cchts
nicht Einer erblicken wird." Das ist die Sprache eines dichteiisch empfindenden
Menschen; auch Lagardes große wissenschaftliche Pläne verrathen in ibrem
weitsichtigen Ausbau im Grunde immer wieder die Phantasietraft einer künft»
lerisch gestimmten Seele. Verse hat er zweimal veröffentlicht, je einen Band
1835 und 1887. Seine Witwe hat dann beide Hefte zusammen nochmals
herausgegeben und mir überblicken in einem schmalen Band (erschienen bei
Lueder Horstmann in Göttingen) die lyrische Ernte Lagardes, die von 1846
bis 1888 hereingebracht wurde.

Um mich klingt mit tiefem Träumen
Einsamkeit, Dein holdes Weh.

Man wundert sich nicht, diese Verse am Beginn des Buches zu finden. Und
dieser Grundton bleibt, bleibt in dm armenischen Volksliedern, die der Sprach»
kundige in deutsche Verse brachte, bleibt auch in einer Vision wie der des
Vaterlandes: da geht der Pfad bergan, Schritt vor Schritt, der Wanderer klimmt
mit wundem Fuße aufwärts, bis er von der höchsten Klippe Rand das Reich
erblickt, „in dem die Sehnsucht schweigt, das wahre ewige Vaterland". Das
Bewußtsein der unlösbaren inneren Verbundenheit des eignen Ichs mit der
ganzen Welt und ihren Geheimnissen tritt dabei immer wieder hervor, so,
wenn mit den Tönen einer Symphonie der Zweifel, die Schwäche des cin>
zelnen Menschen zaghaft emporquellen:

Und aber, wie die Töne wöchiger schwellen.
Ergreift mich jäh ein schwindelndes Verzagen,
Wer kann in jenen dunkeln Glanz sich wagen.
Aus dem so urweltgroß die Klänge quellen?
Da heißt es plötzlich: Traue doch den Wogen:
Was einmal ist, geht nimmermehr verloren.
Denn eh die Tiefen unter Dir gegründet,
Eh oben sich gewölbt des Himmels Bogen,
War Deines Ichs Gedanke schon geboren
Und Deine Rettung Engeln schon verkündet.

Die Würde des Menschcnthums predigt Lagarde immer wieder, des Menschen»
thums, das mit mehr als „hauch und Luft und Licht benedeit ist", das des

inneren Seins Nothmendigkeit zu suhlen fähig ist und bereit sein soll. Liebe
und Haß flammen gleichermaßen auf.
Was ich liebe, vei steh icb gu>:
WaS ich hasse, DaS giebt mir Math.
Und Lagardes ganze sittliche Energie drückt sich in einem Stammbuchblatt
aus, das er einem goethischcn Gedicht ang, hängt hat. Da sagt Goethe:
Wenn Du Dich selber machst zum Knecht,
Bedauert Dich Niemand, gehtS Dir schlecht:
Machst Du Dich aber selbst zum Herrn,
Die Leute sehn es auch nicht gern;
Uns bleibst Du endlich, wie Du bist,
So sagen sie, daß nichts an Dir ist.
Dazu Lagarde:
Doch einen Ausweg giebt es noch:
WaS in Dir schlecht. Das zwing ins Joch,
Was in Di, gut, setz auf den Thron,
Vei Herr und Anecht in einer Person,
Je stärker der Fürst, desto grötzer sein Reich,
Du mächst und bleibst immer Dir selber gleich.
Manchmal blitzt Lagardes messerscharfe Ironie gegen den Formalismus
der Schule, an den zu seiner Zeit noch kaum Jemand rührte, auf und er
erfreut sich einer unverdorbenen deutschen Natur, der die Heckenschere des
Lernbetriedes nichts anhaben konnte,
Klotilde, auf fünf Pfennig Wissen eitel.
Von Rothbart, Sophokles und andirn Chosen,
Zu jeder Zeit bereit, korrekt zu kosen,
Diminutivelnd, der Benehmgc Reitet,
Ter Kandidat mit dem Johannisscheitel,
Die Omelette sux «ontitures in Hosen —
Das spricht in Phrasen, steht, geht, sitzt in Posen,
Des Himmels Fülle schmatzt es schal und eirel:
Dies Ungeziefer wurde Dir erspart.
Du süßes Kind, Du bist nach demscher Art,
Und er läßt sich dann selbst die gehaßten Verfasser der alten Schulregulative
wie Stiehl und Schulze nicht entgehen, die in den Zeitworten „zerstiehlt"
und „zerschulzt" bei ihm ein nicht gerade beneidensroerthes Dasein nach dem
Tode führen. Aber solche mehr oder minder bittere Scherze und Beobachtungen
geben Lagardes Versen nicht den vorherrschenden Charakter; der liegt vielmehr
in der immer erneuten Auseinandersetzung zwischen Mensch und Gott, zwischen

dem Einzelnen und dem Ganzen, einer Auseinandersetzung, die ihm besonders am ewig strömenden und eroig wieder ruhenden Meer immer wieder daS Herz heiß macht.

Wollt ich geboren sein? Ich wurde nicht gefragt.
Und dennoch beim Rückblick:
Und hättest Du verheißen, was jetzt mein ist.
Zu glauben so viel Gluck, Das hält' ich nie gewagt.

Zwischen Anfang und letzter Erkenntnis; aber liegen viel» Kämpfe, herbe Er» fahrungen, von denen die Wunden des reif gewordenen Mannes Zeugen sind.

Laß ich die Kindheit hell am Ansang stehn
lind denke nach, was ich, als Jüngling erst
Und dann als Mann, erfahren, guter Gott,
Nicht viele Deiner Sinder traf ich an.

Xm so lebhafter dann der Jubel über den einen Menschen, den er sich gewann:

Du weißt, daß nur in einem reichren Du
Zerlechzend ich gewinnen mag die Ruh.

In Heller Beglückung entzündet Lagarde dann die Flamme, an der er sein Leben wärmt, und in diesen vollen Ton einer schließlich doch in ihrem Eigen befriedeten Seele klingt Lagardes Lyrik aus. Der immer wieder mit sich und seinem Volk streitet, Der sich nie auf das Ruhebett lasch gesättigter Zufrieden» heit gelegt hat, schweigt in dem Bewußtsein, viele Fehler gehabt, aber doch einen guten Kampf gekämpft zu haben. Und wenn er einmal dem Menschen, wie er ihn wollte, diese Aufgabe auflegte:

Es glänz' auf Dir ein Widerschein
Des Landes, aus dem Du verbannt,
Des Hauses, das nach Erdenpein
Sein Dach um Deine Ruhe spannt,

so müssen mir gestehen, daß dieser Widerschein auf Lagardes Schaffen und seiner Persönlichkeit ruht. Als Lunker mar er gewiß keiner unserer Großen, aber doch auch mehr als ein Gelehrter, dem gelegentlich' ein Vers gelingt. Eine künstlerisch empfindende Persönlichkeit, steht er auch da wieder neben Heinrich von Treitschkc. dessen Berse auch keine Meisterstrophen sind, in denen aber eben so wie in denen Lagardes der volle Klang eines groß empfundenen Menschenlebens weht uns hüllt. Wenn Ludwig Gurlitt in seinem Bekenntnitz zu Lagarde sagt: „Nichts von Lagarde ist unbedeutend", so gilt Das auch von den Gedichten dieses deutschen Mannes,

Hamburg. Heinrich Spiero.

Sb«bach. S03
(Lberbach. >
««««
»Mor der moabiter Gerichtsschranke stand der ehemalige Direktor der'Bnliner
^SiW Hotelgesellschaft (Saiserhos), Fritz Eberbach, als der Untreue und Bilanz»
Verschleierung Angeschuldigter. Bon der Anklage der Bilanzverschleierung wurde
« freigesprochen; über die anderen AnNagepuvkie soll das Ermittelungverfahren
fortgesetzt werden. Zu, Psychologie deS Gründers liefert der Fall Eberbach in»
teressanteS Material; auch zu, Naturgeschichte' der Kritik, «l« im Jahr 1907 da«
kühne Truftgebäude Adolss C. Eberbach, deS stärkeren der beiden Brüder, zusammen»
stürzte, HSrte man nur eine Stimme? de« Entrüstung. Der „Millionenschwindler"
wurde «rbarmungloS gegeißelt. Im Schwurgerichttsaal aber wurde durch Zeugen»
«d festgestellt, daß Adolf Eberbach Men „außerordentlich guten" Ruf als „her»
vorragendes Finanzgenie, als Charakter und als Unternehmer' hatte. Der Gegen-
satz zwischen der Oeffentlichen Meinung im Plein«» und den Zeugenaussagen im
abgedunkelten Milieu des GerichtSsaaleS wirkt beinahe erheiternd. Die Wandlung
«klärt sich auö dem instinktiven Widerstand gegen den Staatsanwalt. Von dieser
Abneigung ist jeder Normalmensch ersüllt; und die Antipathie wird fichtbar, so»
bald es sich darum handelt, einen Mitmensch«» den Klauen deS öffentlichen An»
klögerS zu entreißen. Das ist, so zu sagen, Ehrensache. Auch die Kritik will vom
Staatsanwalt in ihrer Auffassung nicht unterstützt werden; zumal, wenn es sich um
Kragen handelt, von denen das Gericht nicht viel versteht. Aktienwesen und Bilanz»
Kit»; Das sind dunkle Gebiete sür den deutschen Normalrichte,. Wozu hätte man
sonst vöthig, ein Aufgebot von Sachverständigen zu bestellen, um sich übe, die
Kriterien der Bilanzverschleierung belehren zu lassen? Dem Angeklagten Fritz
Eberbach wurde von vier Sachverständigen attestirt, daß e, die Bilanz der Ber»
liner Hotellgesellschaft nicht verschleiert habe. Daß eine »gegen alle kausmännischen
Grundsätze und Geflogenheiten" vm genommene Buchung deS Barbestandes unter
den Debitoren die Absicht der Bilanzverschleierung nicht beweise. Nur einer der
Sachverständigen, der Bücherrevisor Hase, erklärte die Bilanz für falsch und ver»
schleiert. Die Objektivität dieses Zeugen, der von Eberbach« Gegnern vorgeschlagen
worden war, wurde angezweiselt und bestritten. Eine Prinzipienfrage taucht auf:
Warum soll ein Sachverständiger, den die Gegenpartei benannt hat, weniger glaub»
würdig sein als ein von der Partei des Angeklagten vorgeladener? Doch schließlich
hat die Welt nicht zunächst danach zu fragen, ob die beiden Edelbach Strasbares ge»
rhan haben. .Pitaval oder Glagau: an ihren Früchten sollt Ihr sie «kennen. Und
diese Früchte (Daö ist auch ohne Sachverständige zu erweisen) waren recht theure.
Der Vermaller deS Konkurses Adolf Eberbach erzählte, daß insgesamrnt 23 Millionen
Mark angemeldet worden seien. Davon müßten 3 bis S Millionen anerkannt werden.
Die Admiralsgartenbad«Gesellschaft ist mit einem Herrn Eberbach gewährten Dar-
lehen von Millionen Mark vertreten. Bei Eröffnung de« Konkurse« mar ein
Barbestand von neun Mark und einigen Pfennigen volhanden. Man sieht, daß
Adolf Eberbach den ihm bereitwillig gewährten Kredit gut zu verwerthen mußte.
Der Zauber, den die beiden Unternehmer auf die sonst so nüchternen berliner
Sivanzleute übten ging wohl zum Theil von der vornehmen Herlunft der Eber»
bachS aus. Bornehm im Sinn der an der Wasserkante geltenden Standesunter»
schiede. Si« gehörten zum bremer Patriziat. Die Besitzer von HillmannS Hotel
SS

in Bremen waren angesehene Leute, Das genügte aber weder Fritz noch Adolf. Sie begeisterten sich an allerlei Truftplänen. .Die Ozeanriesen, die in Bremerhaven »or Anker gingen, brachten ganze Ladungen amerikanischer Ideen nach da alten Hansastadt an der Wes«; und im Hirn de« Bruder Eberbach fanden sie frucht» baren Boden. Adolf stand als Zmeiundzmanzizjähriger an der Spitze der Maschinen- fabrik und Schiffbauanftalt I. FrerichS S> Co. in Osterholz bei Bremen. Vonldort rief ihn die Militärpflicht nach Berlin. DaS war der Anfang vom Ende seiner Laufbahn. Er wurde nun Spekulant und Finanzmann. Das erforderliche Relies verlieh ihm eine ungemein glückliche Transaktion mit den Aktien eines spanischen Kupferbergwerks. Da blieb ein Gewinn von einer Million; und dieses eine Geschäft machte Adolf Eberbach in den Augen mancher berliner Bankmönner sofort zum »Fi» nanzgenie". Er bekam unbeschränkten Kredit und konnte nun cm ein grotzeö Hotel» truftunternehmen denken. Die Hafenstädte sollten in direkte Verbindung mit berliner Hotels gebracht werden. Austausch de« Passagiere. Vereinigung des Admiralsgar» tenbades mit den HotelS „Monopol", .Terminus", „Savoy" und »Belvedere" zu einem ausgedehnten Hotelgrundstück; und in den großen Concern sollten auch die der Berliner Hotelgesellschaft gehörigen Häuser (Saiserhof, Continental und Kur> hau? Heringsdorf) aufgenommen werden. Die verschiedenartigen Schiebungen, die da« Borbereitungftadium brachte, sind bekannt. Nutzen davon hatte nur Herr Eber- bach, der von den ihm vorgestreckten Summen herrlich und in Freuden lebte. Die Kommerz» und Diökontobank gab 1 Million, die Berliner Hotelgesellschaft 3S0 Ol.« Mark, das Admiralsgartenbad IV» Millionen. Fritz Sberbach wurde im Juni 19B zum Generaldirektor des Kaiserhofs gewählt, nachdem er vorher, gemeinsam mit seinem Bruder, den Plan entworfen hatte, dieses Hotel zu modernisiren und in den Mittelpunkt des neuen Trusts zu stellen. DieKaiserhofgesellschaft übernahmHillmarms Hotel in Bremen. Schließlich wurde der Bau des Hotels »Atlantic" in Hamburg begonnen, das in diesen Tagen eröffnet werden soll. Glück und Ende der Gebrüder Eberbach liegen nah bei einander. Sie haben ihre Jugend mit großen Plänen ausgefüllt und treten ins Mannesalter mit einer Last von Ersahrungen, die den Flügelschlag ihrer Phantasie erheblich Verlangfamen wird. Und am letzten Ende darf man die Eberbachs als Opfer Berlins bezeichnen. Da liegt das Geld auf der Straße; und der Kredit hängt sich nicht an soliden Fleiß, sondern an prahlerisches Unternehmerthum. Wer dazu noch mit eigenem Automobil und eleganten Weibern aufwarten kann, ist Li-st elsss. Die Außenseite genügt. Die Nerven müssen unter allen Umstünden gekitzelt weiden; und der Gedanke an das Risiko wird unter die Schwelle des Bewußtseins verbannt. Wie ließe sich sonst der gefährliche Einfluß er> klären, den ein noch ziemlich junger Herr auf gereifte Finanzleute übte? Sie gaben ihm ja fremdes Geld. Eine Aktiengesellschaft arbeitet mit den Einlagen ihr« Aktiv näre Die vorhandenen Mittel gehören nicht dem Direktor und nicht dem Aufsichtrath, sondern den Aktionären. Wohl darf die Verwaltung selbständig HUponiren; aber sie ist dabei zu größere« Vorsicht verpflichtet als der Privatmann, der sein eigenes Geld riskirt. Die Aktionäre der Kommerz» und Diskontobank haben die Kosten des Verkehrs ihrer Direktoren mit Adolf Eberbach zu tragen gehabt. Und daS Jnftitm wird sich nicht so bald von den Nachwehen dieses Verluste« erholen. Das fremde Kapital war nicht mehr zu retten; deshalb galls, wenigstens den Verdacht zu be» seitigen, man habe sich arglistiger Täuschung verkauft. Das Urtheil, das Friß Gbei.

Sbrrbach,
dach von der Anklage der Bilanzverschleierung freispricht, und dt« Gutachten haben dem Prestige der Sommerz» und Diökontobank genützt. Der Borwurs leichtfinnig» Kreditgewährung,!)» dem Institut damals gemacht wmde, ist immerhin jetzt entkräftet. Das richterliche Urtheil ist sakrosankt. Trotzdem bleibt die Frage «ffen, ob die inkriminirte Art der Buchung des Warbest andes nur als Unfug und nicht alS Schlimmeres zu bezeichnen ist. In der Bilanz der Bnliner Hotelgesellschaft vom Dezember 1906 steht auf der Aktivseite ein Posten .Debitoren und Sasse" von SVS «00 Mark. Die Anklage nahm an, daß diese Buchung nur erfolgt fei, um den Posten eines .buch» mäßig vorgetäuschten Barbestandes von 350000 Mark der Nachprüfung zu ent» ziehen'. Festgestellt wurde, daß diese Art der Bilanzirung allen buchtechnischen und geschäftlichen Grundsätzen widerspreche. Die Angeklagten konnten nicht an» geben, aus welchen Gründen sie sich zu einer so normwidrigen Handlung entschlossen haben. Mit der auch von dm Sachverständigen zugegebenen Thatsache, daß die Ausnahme des baren Geldes unter die Debitoren nicht zu billigen sei, läßt sich die naive Erklärung, man wisse nicht, warum der ungewöhnliche Modus gewählt wurde, nicht in Einklang bringen. Zum Vergnügen versteckt man doch seine Kassenbeftände nicht in einem Posten, der bei der LiquiditStberechnung nicht mit herangezogen zu werden pflegt. Debitoren find keine flüssigen Mittel; und eS kam bei der Kaiserhof» gesellschaft seh« darauf an, die Höhe der greifbaren Aktiven zu erfahren. Der Bar» bestand war ja der einzige BermögenStheil, über den man wirklich verfügen konnte. Der Prozeß hat also keine Aufklärung über die Motive des sonderbaren Bilanz» kunftstückes gebracht und der Etymologie bleibt die Aufgabe, festzustellen, wie ma» ein Verfahren nennt, das offenbar dazu dient, Unklarheit zu schaffen. Wenn Jemand einen Schleier über Etwas breitet, um es zu verstecken, so ist Das doch wohl eine Verschleierung. Und so läuft die Beurtheilung der Buchung im Eberbachprozeß schließlich auf ein Spiel mit Worten hinaus. Der Kern der Frage wird davon nicht berührt. Man hat gegen die Anklage eingewendet, eine Inkorrektheit könne schon deshalb nicht vorliegen, weil jeder Aktionär ja über die Höhe des Barbe» ftandeS Aufschluß verlangen konnte. Sehr richtig. Warum ließ manS aber auf ein solches Frage» und Antwortspiel ankommen? Doch nicht etwa in der Hoffnung, bei der bekannten Indolenz der Besucher von Generalversammlungen »erde sich kein Neugieriger zum Wort melden? Die Freisprechung ist erfolgt, weil das Handelsgesetz» buch nicht die Möglichkeit biete, dem Unsug so kunstvoll konftruirter Buchungen zu steuern. Mit anderen Worten: Das Gesetz erblickt in der Zusammenfassung von Debitoren und Barbestand keine Verschleierung. So hörten wir. Wie steht« nun damit?. Das Handelsgesetzbuch verlangt .Bilanzklarheit". De« Grundsatz der »Bilanzwahr^ heit" ist durchbrochen durch die Borschrift, Werthpapiere und Waaren, unter gewissen Boraussetzungen, zu einem niedrigeren Werth, als sie ihn am Tag des Bilcmzab» schlusses haben, einzusetzen. Aber hier soll die Unwahrheit dazu dienen, fü« die So» lidität der Bilanz Gewähr zu leisten. Deshalb hatte man dem entschwundenen Dog» ma von der .Bilanzwahrheit" keine Thräne nachzuweinen. An der Bilavzklarheit aber ist unter allen Umständen festzuhalten. Das Gesetzbuch geht bei seinen Vor» schriften für die Aufstellung der Bilanz nur da inS Detail, wo die wichtigsten Posten de, Aktiv» und Passivseite in Frage kommen. Für die Aktiengesellschaften gilt de« Pcrrapraph 2«1, der auf den Bestimmungen der Paragraphen 39 und «> beruht. De, erste Absatz des Paragraphen 39 lautet: .Jeder Kaufmann hat bei 39«

dem Beginn seines Handelsgewerbe« seine Grundstücke, Forderungen und Schuld«,, den Betrag seines baren GeldrS und seine sonstigen Bermögenigegenftaude genau zu verzeichneu und einen daS Verhältnis; des Vermögens und der Schulden dar» pellenden'Abschluß zu machen. Er hat dann für den Schluß eines jeden Geschäfts» jghreS eine solche Bilanz aufzustellen," Hier wnd also autdrilcklich gefordert, daß der Betrag des baren Geldes gesondert bleiben muß. Natürlich hat die Inte» p«tation daS letzte Wort.und die Ausleger des Gesetzes könne» erklären, daß der Parapraph 39 die Aktiengesellschaften nicht angeht. Auch dann aber könnte', man den Verstoß gegen die elementarsten Borschriften der Bilanztechnik und das Fehlen genügender Beigleichsfülle als starkes Argument gegen die eigenartigen Bilanz» tünftler ins Feld führen. Debitoren sind Außenstände. Forderungen der Gesell» schaft.^ Nicht an sich 'selbst,' sondern an Andere. Wenn man also, wie es, zum Beispiel, früher die Diskontogesellschaft that, unter die Debitoren auch die Guthaben bei Banken bucht, so M DaS zwar nicht sehr schön, ab» erträglich. Denn hier handelt eS sich um eine wirkliche Forderung. Die Banken sind der Diskonto» gesellschaft einen bestimmten Betrag schuldig. Obwohl diese Art der Buchung tech» nisch möglich ist, hat die Kritik sie doch Jchr vor Jahr getadelt und erreicht, daß die Bankguthaben von den. anderen Debitoren getrennt wurden. Homogene Beftandlheile des Vermögens kann man zusammenfassen; ein Zusammenwerfen von heterogenen Posten darf nicht geduldet werden. Der Barbestand ist eine Forde» rung, welche die Gesellschaft an sich selbst hat. Die gehört natürlich nicht unter die Debitoren; eben so wenig wie Kasse und Bankguthaben in einem Posten erscheinen dürfen, obwohl sich hier viel eher eine Bereinigung denken läßt als gerade bei den Debitoren. Eine Gesellschaft, die über einen ausreichenden Kassenbestand verfügt, wird auch nicht so thöricht sein, dieses Aktivum den Außenständen anzuhängen. Selbst wenn sie Grund hätte, die Höhe der Debitoren im Dunkel zu lassen.

Da daS Handelsgesetzbuch sich darauf beschränkt, allgemein gehaltene Strafbeftimmungen gegen Berwaltungorgane, die dolos den Interessen der Aktionäre zuwiderhandeln, zu geben, so hat daS Gericht von Fall zu Fall zu entscheiden, welche Handlungen unter den Strafparagraphen fallen. Könnten die Richter sich im Labyrinth der Bilanzen allein zurechtfinden, ohne auf die Gutachten Sachverständiger angewiesen zu sein, so wäeen die Grenzen der erlaubten Modalitäten bei der Aufstellung des Vermögens wohl enzer gezogen. Auch .Genies', wie die Herren Eber» dach, dürfen sich nicht über die Pflichtmoral des Hauptbuches hinwegsetzen. Sonst könnte der Richter sich lieber gleich auf den Standpunkt des von Wedekind!ge» schilderten Unternehmers Mellen, der so hübsch sagt: »Sünde ist eine mythologische Bezeichnung für schlechte Geschäfte," 1Und richtig ist ja, daß die Konjunktur auch Eberbachs über Wasser Hilten,konnte, ßDoch 'jeder Unternehmer, der die Grundregeln von Soll und H,ben außer Acht läßt, erleidet schließlich Schiffbruch. Thöricht ist die Bchauptung, die wirthschzftliche Entwickelung sei aus dem engen Rahmen derf.Grünkrambilanz" hinausgewachsen. Leute, die mit dem großen Einmaleiii« »ichi^Bescheid wissen, sich aber trotzdem für »geborene Gründer' halten, Produziren nurZScheinmerthe, die sich vor einem einfachen Subtraktionexempel in nichts auf« slösen. So haben die Brüder Eberbach schließlich nichts hinterlassen als einen verderblichen Spaltpilz, de« sich im Körper des berliner Hotelgewerbe« eingenistet und eine bedenkliche Gährnng bewirkt h,t. Prunkvolle Riesenkasernen sind gebaut worden! das Wich'igsti aber, ob sie rentabel sird. muh erst bewiesen werden. Ladon.

Krransgclicr ,md ,'crnn,wor,lichcr Rkdallcu, - M, Hardcu in Berlin, - Prrlng der ijnrunkl m «erlm, Druck von «. Bernitein i» Berlin,